



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

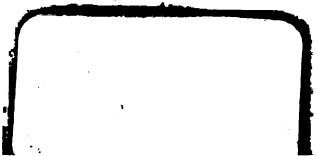
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

3 3433 08170533 1



Preussische Jahrbücher.

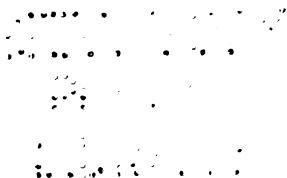
Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Vierundneunzigster Band.

Oktober bis Dezember 1898.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1898.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
124129
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1899 L

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Inhaltsverzeichnis

des

94. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

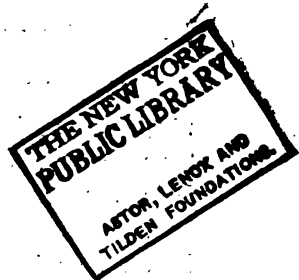
Aufsätze.

	Seite
Anschütz, G., Besprechung: Kgl. Akademie der Wissenschaften. Acta Borussica II	544
—, — Besprechung, Haischel (Zellinec und Meyer) Die Selbstverwaltung	546
—, — Besprechung, Gumplovitz, Allgemeines Staatsrecht	549
Eröner, W., Besprechung „Egyp. Exploration Found“	529
Ebe, G., Die moderne Silbbewegung	60
Ed, Samuel, der Verfasser des Johannes-Evangeliums	25
Daniels, Emil, General von Götten (Schluß)	106
—, — Besprechung von L. Parisius, Leopold Freiherr von Gerverbed	155
—, — Besprechung von M. Philippson, Max von Fordenbed	155
—, — Kap. Leon I. und seine Familie	454
Halle, Ernst von, die volkswirtschaftliche Bedeutung der Ringe	243
Hall, Karl, über das griechische Mönchtum	407
Hüpeden, Zur Medizinalreform IV	142
Judeich, Walthier, Besprechung von Karl Rannenberg, Klein-Asiens Naturschätze	341
Kewitsch, Georg, Rußergiltiges Deutsch	297
Kunze Müller, Otto, Das hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848	425
Lang, Wilhelm, Joh. Phil. Freiherr von Bessenberg	313
Libanoff, G. M., Russische Zensurverhältnisse	269
Lorenz, Max, Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung	134
—, — Theodor Fontane als Dichter und Kritiker	191
—, — Frauenwerke	164
—, — Theater	358
—, — Gerhart Hauptmann	487
—, — Theater	555
Meyer, Cr., Ein Kulturbild aus dem Reformationszeitalter	206
Neumann, Carl, Besprechung der Zeitschrift „Pan“	347
Robbe, Moritz, Der Fall des Sozialistengesetzes	330
Paulsen, Fr., Besprechung, A. Niedler, Unsere Hochschulen	552
Ribbeck, W., Phädra und Messalina	515
Sandvoß, Xanthippus, Franz, Besprechung von Bernhard Suphan, Goethe und Maria Paulowna	158
—, — Besprechung: Saederb, Fürst Bismarck und Reuter	540
—, — Besprechung: Goethe als Landschaftsgärtner	542
—, — Emil Beschel, Theodor Körner und die Seinen	160
—, — Ad. Garps, Ueber deutsch-vollkliches Sagen und Singen	161
Schwarz, Joh. Christ., Die Mitarbeit unserer Städte am deutschen Zivilprozeß	46
Weizsäcker, W., Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam	497
Birch, Albrecht, Das Wachsthum der Vereinigten Staaten v. Amerika	383
Jacher, Conrad, Antisemitismus und Philosemitismus im klassischen Alterthum	1

Besprochene Werke.		Seite
Kgl. Akademie der Wissenschaften, Acta Borussica		544
Bahr, H., Der Star		555
Burkhardt, H., Goethe als Landschaftsgärtner		541
Fulda, F., Herosrat		361
Gaeder; Fürst Bismarck und Reuter		540
Gumplowiz, B., Allgemeines Staatsrecht		549
Halbe, M., Der Eroberer		368
Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur		25
Harpf, Ad., Ueber deutsch-vollständiges Sagen und Singen		161
Hatschel, J., Die Selbstverwaltung		546
Hauptmann, G., Werke		487
— — Fuhrmann Henschel		555
Janitschel, Maria, Schriften		165
Kannenberg, Carl, Klein-Asiens Naturgeschichte		344
Key, Ellen, Schriften		164
Rasson, Frédéric, Napoleon I.		454
Montbari, Helene v., (Hans v. Kahlenberg) Schriften		167
„Pan“, Zeitschrift		347
Parissius, Ludolf, Leopold Frh. v. Hoyerbed		155
Reichel, Emil, Theodor Körner und die Setzen		160
Philippson, M., Max von Fordenbed		155
Reuter, Gabriele, Schriften		166
Riebler, A., Unsere Hochschulen		552
Sch., Tschechische Literatur		523
Schnitzler, Arthur, Vermächtniß		358
Siebs, Deutsche Bühnenaussprache		304
Suphan, Bernhard, Goethe und Maria Paulowna		158

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich *	171, 560
Der Nord-Anarchismus und die Mittel seiner Bekämpfung. Die Rede des Kaisers in Oeynhausen. Die Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus. Der russische Abrüstungsvorschlag. D.	176
Der Kaiser in der Türkei. Der Dreyfus-Prozess. Fashoda. Die preussischen Landtags-Wahlen. D.	870
Frankreichs Zurückweichen von Fashoda. Amerika und die Philippinen. Rußland und die Vereinigten Staaten in Ostasien. Die deutsche Türkei-Freundschaft und die Lösung von Kreta. Innere Politik. Ausweisungen. D.	566



Antisemitismus und Philosemitismus im klassischen Alterthum.

Von

Professor Dr. Konrad Zacher, Breslau.

Der Antisemitismus, im weitesten Sinne gefaßt als feindliche Gesinnung oder Bethätigung gegen jüdische Mitbürger, ist so alt wie das Judenthum selbst und die jüdische Diaspora; aber seine Erscheinungsformen und Motive sind sehr verschieden nach Zeiten und Völkern. Es wäre eine sehr anziehende Aufgabe, von kulturhistorischem und völkerpsychologischem Gesichtspunkt aus seine Geschichte zu verfolgen von den Zeiten des Ahasveros der Eithellegende bis auf den heutigen Tag, aber auch eine überaus schwierige Aufgabe, da die Quellen für solche Unterströmungen des Volkslebens spärlich, verstreut und oft sehr unzuverlässig sind, und ihre Werwerthung zur Herstellung eines wirklichen Bildes der Thatfachen völlige Vertrautheit mit der Geschichte und Kultur der verschiedensten Völker des Alterthums, Mittelalters und der Neuzeit verlangt. Ich beschränke mich im Folgenden auf das mir vertraute Gebiet, das des klassischen Alterthums, und will das freundliche und feindliche Verhalten des Griechen- und Römerthums gegen die Juden, soweit wir das aus unseren Quellen erkennen können, in großen Zügen vorführen, und die Motive zu solchem Verhalten aufzuzeigen suchen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß das Meiste von dem, was ich mittheilen werde, meinen Lesern noch nicht bekannt und schon deshalb von Interesse sein wird; es ergeben sich aber auch die interessantesten Parallelen zu den Erscheinungen unserer Zeit.

Eben dieser Vergleichung wegen wird es zweckmäßig sein, zunächst das Wesen des heutigen Antisemitismus bei den gebildeten Nationen mit wenigen Strichen zu charakterisiren. Inwiefern derselbe mit dem mittelalterlichen Judenhaß zusammenhängt, möge dahingestellt bleiben: Thatsache ist, daß der heutige Antisemitismus seinem eigentlichen Wesen nach eine moderne Erscheinung und erst durch die Emanzipation der Juden möglich geworden ist, seit diese sich zu einer Bedeutung und Macht im heutigen Gesellschafts- und Staatsleben heraufgearbeitet haben, welche Vielen gefährlich erscheint. Es wirken nun bei uns eine ganze Anzahl verschiedenartiger Motive zusammen. Vor Allem ist festzustellen, daß dieser Antisemitismus mit der Religion als solcher nichts zu thun hat, außer für jene beschränkten Gemüther, welche an die Ammenmärchen vom Ritualmord glauben. Aber die Religion spielt doch dabei indirekt eine sehr große Rolle, deswegen, weil nur das, wenn auch vielfach nur äußerliche, Festhalten am mosaischen Gesetz es ist, was das Judenthum als solches konservirt, was ihm den internationalen Charakter giebt, wegen dessen es in unserer Zeit des überall erstarkenden Nationalgefühls so sehr angegriffen wird, und was es innerhalb jedes einzelnen Landes als eine gegenüber den übrigen Bürgern desselben homogene, unter einander eng zusammenhaltende Gesellschaft erscheinen läßt. Eben dieses durch die Kultusgemeinschaft und das starke Familiengefühl der Juden herbeigeführte enge Zusammenhalten derselben unter einander, im Bunde mit der meist großen Intelligenz, dem Ehrgeiz und Fleiß und der Nüchternheit der Einzelnen bewirkt es, daß die Juden im Kampf ums Dasein es meist weiter bringen als die Angehörigen der Nation, unter der sie wohnen. Dies erweckt natürlich Neid und Mißgunst; es wird ihnen gern nachgesagt, daß sie in Handel und Wandel wenig skrupulös seien, und da in Folge christlicher theologischer Bedenken im Mittelalter das Geldgeschäft fast gänzlich in die Hände der Juden gelangt ist, und daher noch jetzt die großen Bank-Geschäfte und die Börse meist in jüdischen Händen sind, so ist vielfach das, was man jetzt Antisemitismus nennt, eigentlich nur eine andere Erscheinungsform des Antikapitalismus, welcher einen Haupttheil der sozialen Bewegung bildet. Zu diesen mehr materiellen Motiven für den Antisemitismus kommt dann als ein mehr geistiges hinzu die Rassenantipathie, deren Ursachen im einzelnen schwer zu analysiren sind, die sich aber zum großen Theil erklären dürfte als Abneigung gegen gewisse bei vielen Juden

unangenehm hervortretende nationale Eigenschaften, wie die Neigung zur Ueberhebung, zum Doktrinarismus und Skeptizismus.

Von diesen Elementen des modernen Antisemitismus entfällt, um es gleich jetzt zu sagen, für das klassische Alterthum gänzlich oder fast gänzlich das des Antikapitalismus. Die Anklage des Bachers oder geschäftlicher Unredlichkeit finden wir von den Judenfeinden des Alterthums nie gegen die Juden erhoben. In Unredlichkeit und geschäftlicher Verleibenheit konnten ja auch Griechen und Syrer nicht überboten werden, und die Römer gaben diesen nicht viel nach. Als Kapitalisten aber haben die Juden weder in Rom noch in den hellenistischen Königreichen und Städten eine Rolle gespielt. Sie haben sich zwar hier in der Regel nicht als Landwirthe ernährt (das thaten sie nur in Palästina selbst, in Babylonien und einigen anderen Gegenden Innerasiens), sondern überwiegend als Handwerker und Handeltreibende; aber, wenn auch manche von ihnen zu behaglichem Wohlstand und auch Reichtum gelangten, so war doch, so viel wir ersehen können, im Ganzen ihre Stellung im Gewerbsleben keine glänzende oder gar dominirende, sondern eher eine gedrückte; der Großhandel und das Großgeldgeschäft wurden beherrscht durch die römischen Senatoren und Ritter, und nächst diesen durch Griechen und Syrer. Eine Ausnahme macht das Ptolemäerreich in Aegypten, in dem die Juden sich ganz besonderer Begünstigung Seitens der Herrscher zu erfreuen hatten, und sowohl als Handelsmänner wie als Steuerpächter zu bedeutendem Einfluß gelangten; dies Land wurde denn auch zur eigentlichen Heimath des Antisemitismus, und auch nur hier, nicht an anderen Orten, merken wir etwas von Rassenantipathie, für die außerhalb Aegyptens in dem Kosmopolitismus der hellenistischen Reiche und des welterobernden Römerreiches keine Stelle war.

Was die übrigen Motive des Antisemitismus betrifft, so ist es gut, Zeiten und Orte zu scheiden, wie überhaupt der Antisemitismus auch innerhalb des Alterthums zeitlich und örtlich verschiedene Gesichter zeigt. Anders war die Lage der Juden in Rom, anders im griechischen Osten, anders auch die Volksstimmung ihnen gegenüber hier und da, und wechselnd im Laufe der Jahrhunderte. Nicht Alles können wir klar erkennen. Um so mehr erscheint es mir angezeigt, hier nicht sowohl den vermuthlichen Verlauf der Dinge historisch entwickelnd darzulegen, als vielmehr analytisch zu verfahren, von der späteren Zeit bis zu den Anfängen zurückgehend, vom Bekannteren zum weniger Bekannten oder ganz Unsicheren fortschreitend.

Ueber das Judenthum in Rom ist viel geschrieben worden, namentlich von christlich-theologischer Seite, da die Anfänge des Christenthums hiermit eng zusammenhängen; hier fließen auch unsere Quellen reichlicher. Gerade hier aber kann von einem eigentlichen Antisemitismus im heutigen Sinne kaum die Rede sein.

Dem größeren gebildeten Publikum dürften am bekanntesten sein die wegwerfenden und gehässigen Aeußerungen des Tacitus über die Juden. Aber Tacitus ist kein einwandfreier Zeuge. Er sieht Alles durch die aristokratische Brille und mit den Augen des objektiv sein wollenden Historikers der großen Staatsaktionen. Die große soziale Rolle, welche die Juden im römischen Staat und in der Stadt Rom selbst gespielt haben, hat er nicht erkannt oder nicht erkennen wollen. In den Kreisen, deren Geschichte Tacitus schreibt, spielten die Juden keine Rolle und konnten sie naturgemäß nicht spielen, so lange sie Juden blieben; nur wer, wie Tiberius Julius Alexander, der Sprößling eines der vornehmsten jüdischen Geschlechter zu Alexandria, die Religion seiner Väter verließ, konnte es zu hervorragender Stellung im Staate bringen, aber auch nicht in der noch immer als die höchste und vornehmste geltenden Karriere der alten republikanischen Aemter, die den Eintritt zum Senat erschlossen, sondern nur im Privatdienst des Kaisers, in der sog. Procuratorenkarriere. (Tiberius war zuerst Procurator von Palästina, dann von Aegypten). Aber das waren doch auch nur seltene Ausnahmen. Daher spricht Tacitus von den Juden in Rom nur gelegentlich, und dann in verächtlicher Weise, wenn sich nämlich Maßregeln der Kaiser gegen sie richten, wie Tibers Austreibung der Juden oder Neros Christenverfolgung. Genauer auf das Judenthum einzugehen gebietet ihm das Thema seiner Geschichtsschreibung in den Historien, wo er sich anschickt, die Geschichte des jüdischen Krieges zu erzählen. Deshalb beginnt er das fünfte Buch der Historien mit einem historisch-ethnologisch-geographischen Exkurs über das jüdische Volk und Land. Er ist dabei gewiß bestrebt, objektiv das Richtige mitzutheilen, und beruft sich in seiner gewöhnlichen Weise auf verschiedene aber ungenannte Gewährsmänner. Aber freilich, die waren auch danach! Hätte er die Germania auf Berichte solcher Gewährsmänner aufgebaut, so stünde es schlimm um die Kenntniß unserer Vorzeit. Was er von der Abstammung und ältesten Geschichte, von den Sitten und der Religion der Juden erzählt, hat er den Schriften der ärgsten ägyptisch-griechischen Antisemiten entnommen, entweder direkt oder

indirekt, eines Chaeremon, Lysimachus, Posidonius, Apion; nur selten mischt sich darunter etwas Richtiges, so, wenn er von demselben Volk, das er an anderer Stelle *tasterrimam gentem superstitioni obnoxiam, religionibus adversam* nennt und dem er vorher den Gelskult imputirt, dann erzählt, daß es nur ein göttliches Wesen anerkenne, das nicht im Bilde dargestellt werden könne und dürfe. Das Ganze ist eine unkritische Zusammenstellung, unverarbeitet und ohne das Interesse, welches Tacitus den Germanen widmete.

Ein viel besseres Bild von der Stellung des Judenthums in Rom gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. und von der Stimmung der römischen Gesellschaft gegen dasselbe liefert uns des Tacitus Zeit- und Gesinnungsgenosse Juvenal. Er stand nicht so auf der Menschheit Höhen, wie der Konsular Tacitus; er hat es nur bis zum *duumvir* in seiner Vaterstadt und zum *tribunus cohortis* im kaiserlichen Dienst gebracht, und es ist nicht unmöglich, daß die Vergeblichkeit seiner Bestrebungen, sich aus dem Mittelstand emporzurisingen, Ursache für die Bitterkeit seiner Satiren geworden ist; aber eben deswegen hat er auch bessere Kenntniß des Mittelstandes, und das macht ihn uns als Quelle für die Erkenntniß der sozialen Verhältnisse Roms so schätzbar. Als einen eingesleischten Antisemiten lernen wir ihn in der dritten Satire kennen; das ist aber ein Antisemitismus, der sich nicht gegen die Juden kehrt. Der alte Umbricius, das ist die Fiktion, verläßt Rom, um in eine Landstadt überzusiedeln, weil es in der Hauptstadt nicht mehr zu ertragen ist. Auf anständige Weise kann man sich dort überhaupt nicht mehr durchbringen. Daran tragen die Hauptschuld die Griechen, mit denen Rom jetzt so überschwemmt ist, daß es eine griechische Stadt scheint. Freilich, wie viel Prozent von dem Gesindel sind eigentlich Griechen? Aus Thracien und Karien, aus Syrien und Babylonien kommen sie nach Rom und machen den Römern auf allen Gebieten Konkurrenz. So ein hungriger Grieche kann Alles, er ist Grammatiker oder Maler oder Masseur oder Seiltänzer oder Arzt: befiehl, und er fliegt in den Himmel. Von behendem Geist, von unbeirrbarer Unverschämtheit, von verblüffender Redegewandtheit, verschlagen, gewandt, strupellos, in allen Sätteln gerecht, weiß er auf jede Weise emporzukommen und die eigentlichen Römer zu verdrängen. Ist es nicht, als hörte man einen heutigen Antisemiten reden? Aber Juvenal hat, wie gesagt, nicht die Juden im Auge, sondern die hellenisierten Semiten jeder Art, namentlich die Syrer. Die Juden beehrt er nicht mit seinem Haß; sie sind ein Gegenstand

seiner Verachtung und spielen in seiner Satire nur eine untergeordnete Rolle. Er ereifert sich darüber, daß der Pain der Camenen an die Juden verpachtet ist, bettelhaftes Volk, dessen ganzes Hausgeräth in ihrem Korb mit Heu (zur Warmhaltung der Speisen für den Sabbath) besteht. Was es im Einzelnen mit dieser Verpachtung für Bewandniß hat, wissen wir nicht, wir sehen nur, daß die Juden als bettelhaft geschildert werden, wie denn auch Juvenals Freund Martial von den auf den Bettel dressirten Judenknaben spricht, welche die Straßen Roms unsicher machen. Wie die *jeunesse dorée* damals in Rom mit Juden oder solchen, die sie für Juden oder Judengenossen hielt, umzugehen pflegte, darauf läßt schließen, was Juvenal wiederum in derselben dritten Satire sagt, wo er von der nächtlichen Unsicherheit auf den Straßen Roms spricht. Wenn ein ruhiger Spießbürger Nachts nach Haus geht, so riskirt er, von betrunkenen jungen Herrn angerempelt und gestellt zu werden: „Wo kommst Du her? bei wem hast Du Deinen Krähler getrunken und Deine Kaldaunen gegessen? Was? Keine Antwort? Rede oder es sezt Hiebe! Wo hast Du Deinen Stand? in welcher Synagoge suche ich Dich?“ Hieraus ziehen wir aber eine weitere Lehre. Wenn der alte Umbricius sich beklagt, daß er für einen Juden oder Judengenossen gehalten würde, so muß die Zahl beider Kategorien in Rom doch sehr groß gewesen sein. In der That kennen wir aus jüdischen Grabinschriften nicht weniger als sieben Synagogengemeinden in Rom, es hat aber sicherlich noch mehr gegeben. Die Gesamtbevölkerung von Juden in der Stadt Rom zur Zeit des Liberius wird auf etwa 60 000 Köpfe geschätzt. Noch viel größer aber war die Zahl der Proselyten, d. h. der Heiden, welche ihr religiöses Bedürfniß zum Judenthum trieb, welche nach jüdischem Gesetz lebten ohne doch zum Judenthum selbst überzutreten. Dies waren zwar meistentheils Frauen, namentlich solche, von denen Juvenal in der sechsten Satire sagt, daß sie aus Gewissensbissen ihre Zuflucht nehmen zum Isispriester, und

Räumete jener den Platz, dann, lassend ihr Heu und den Tragkorb,
 Kommet die Südin zitternd und bettelt zum lauschenden Ohre,
 Als Dolmetsch der Gesetze von Solyma, als des Gehölzes
 Hochpriestrin und des Himmels betraute Zwischengesandte.
 (Diese thut es freilich billiger als jener,

denn wenige Münze
 Fordern die Juden, um Träume, wie solche Du willst, zu verkaufen).

Aber auch Männer alles Standes hielten das mosaische Gesetz, und solche Judengemeinschaft vererbte sich natürlich in den Familien. Das veranlaßt Juvenal zu der Klage in der 14. Satire, welche vom üblen Einfluß der Gewohnheiten der Eltern auf die Kinder handelt:

Einige, denen ein Vater, den Sabbath scheuend, zu Theil ward,
Beteten zu nichts als den Wolken und machen den Himmel
zur Gottheit,

Denken sich auch als gleich mit dem menschlichen Fleische das
Sausfleisch,

Des sich der Vater enthielt; bald kürzen sie gar sich die Vorhaut.
Aber gewohnt zu verachten des Römischen Staates Gesetze,
Lernen sie jüdisches Recht auswendig, befolgen und fürchten,
Was in verborgener Roll' als Vorschrift Moses erfunden:

Keinem den Weg zu zeigen, der nicht sei nämlich Glaubens,
Und zum gesuchten Quell allein die Beschnitt'nen zu weisen.
Schuld ist aber der Vater, der jegliches siebente Taglicht
Nichts that und vom Beruf auch nicht anrührte das Mindeste.

Hier sehen wir auch die Hauptvorfürfe, welche den Juden gemacht werden, nämlich vor Allem die durch die levitischen Reinheitsgesetze erforderte strenge Absonderung von den Nichtjuden, und der pharisäische Glaubenshochmuth, welcher zu der geringen Rolle, die das Judenthum im materiellen Leben spielte, in einem lächerlichen Gegensatz zu stehen schien.

Wir erkennen aus den mitgetheilten Stellen Juvenals, daß es damals in Rom zwei Strömungen gab, eine judenfreundliche, namentlich bei den Frauen und im niederen Bürgerstand (durch sie wurde der schließliche Sieg des Christenthums theils vorbereitet, theils gefördert), und eine judenfeindliche in den vornehmen und gebildeten Kreisen, die auf das Judenthum mit Verachtung und Widerwillen herab blickten. Nicht immer war die Stimmung der maßgebenden Kreise Roms gegen die Juden so feindlich gewesen. Damals war die Ursache dazu der jüdische Krieg, durch den, wie einst durch die Makkabäerkriege, der Fanatismus des extremen Judenthums entfesselt und den Römern recht kraß entgegengetreten war. Aber hundert Jahre früher, in der Zeit des Augustus, sehen wir die Dichter der guten Gesellschaft geradezu mit dem Judenthum kokettiren und dem Einfluß desselben auf weite Kreise Rechnung tragen. Horaz spottet zwar der Bekehrungswuth der Juden (wenn Du mir das Versmachen nicht zugestehen willst, sagt er in

der vierten Satire des ersten Buches, so wird eine große Schaar von Dichtern mir zu Hilfe kommen, und dann werden wir Dich, wie die Juden, zwingen, uns beizutreten) und spöttisch ist ja auch die bekannte Stelle in der neunten Satire. Um dem lästigen Schwäzler zu entgehen, der durchaus von ihm bei Mäcenaz eingeführt werden will, ruft Horaz einen gerade ihm begegnenden Freund an: „Du wolltest doch mit mir eine geschäftliche Angelegenheit besprechen.“ „Ich weiß wohl“ erwidert dieser, der sich ein böshaftes Vergnügen daraus macht, Horaz zappeln zu lassen, „aber heute ist der dreißigste Sabbath: willst Du es mit den Juden verderben?“ „O, ich mache mir kein Gewissen daraus“ ruft Horaz. „Aber ich“ sagt jener, „ich bin nicht so geistesstark, mir gehts wie den Meisten“. Daraus geht doch immerhin hervor, daß jüdische Neigungen in der damaligen gebildeten und feinen Gesellschaft stark verbreitet waren. Dasselbe ersehen wir aus einigen Stellen anderer Dichter der Zeit. Denn wenn Tibull unter den Dingen, die ihn vom Antritt einer Reise abhalten, neben üblen Vorzeichen aller Art auch den Tag des Saturn (d. h. den jüdischen Sabbath) nennt, wenn Ovid dazu rät, sich von der schleunigen Abreise durch nichts abhalten zu lassen, weder durch den römischen Nationalunglückstag der Allia noch durch den Sabbath, so ist das bei Beiden ernst gemeint. Ebenso, wenn Ovid in seiner „Kunst zu lieben“ dem Liebhaber im Interesse seines Geldbeutels rät, das Liebchen nicht an ihrem Geburtstag oder einem der Festtage zu besuchen, an denen es Sitte war, sich zu beschenken, sondern an dem Unglückstag der Allia, „oder am siebenten Tag, der nicht zu Geschäften sich eignet, den als stehendes Fest Syriens Jude begeht.“

Damals war das Judenthum den Römern freilich noch etwas ziemlich Neues. Denn erst etwa 50 Jahre vorher, nach der Eroberung Jerusalems durch Pompejus, waren Juden in größerer Menge nach Rom gelangt, allerdings nur als Kriegsgefangene, die auf dem Sklavenmarkt verkauft wurden. Aber es hatte sich bald gezeigt, daß diese jüdischen Sklaven ganz unbrauchbar waren, da sie durch keine noch so harten Strafen bewogen werden konnten, von der Beobachtung der jüdischen Sabbath- und Speisegesetze abzulassen; deswegen waren sie meist sehr bald freigelassen worden, und waren als Freigelassene auch sicher für ihre bisherigen Herren nützlicher als sie es als Sklaven gewesen wären. Daß diese Menge jüdischer Freigelassener sich binnen Kurzem als ein nicht unwesentlicher Faktor des öffentlichen Lebens in Rom bemerkbar

machte, zeigt uns eine höchst interessante Stelle in einer Rede Ciceros, der für Flaccus. Dieser Flaccus war in demselben Jahre, in welchem Pompejus Jerusalem eroberte, Statthalter der Provinz Asien gewesen und hatte sich dort der üblichen Erpressungen schuldig gemacht. Er wurde deswegen verklagt und der Prozeß kam drei Jahre später zur Verhandlung. Unter den Geschädigten waren auch die jüdischen Gemeinden Kleinasiens, denen er die für den Tempel in Jerusalem gesammelten Gelder weggenommen hatte. Es ist nun sehr bezeichnend, wie Cicero diesen Gegenstand in seiner Rede behandelt. „Ich komme nun, sagt er, auf die Beschuldigung wegen des jüdischen Goldes. Dieses Punktes wegen habt ihr (die Ankläger) es durchgesetzt, daß der Prozeß gerade in diesem Lokal, vor dem zahlreichen Publikum dort auf den Aurelischen Stufen verhandelt wird; ihr wißt, wie groß ihre Zahl, wie zäh ihr Zusammenhalten ist, was sie in den Versammlungen vermögen. Ich werde daher leise reden, damit nur die Richter mich hören, denn es giebt Leute, welche jenes Gefindel auf mich und alle Leute von ablicher Gesinnung hezen möchten.“ Die Verhandlung fand nämlich in dem Aurelianischen Tribunal statt, welches mit amphitheatralischen Zuhörertribünen versehen war und deshalb von besonders zahlreichem Publikum besucht zu werden pflegte, das häufig durch seine Kundgebungen auf die Parteien oder das Richterkollegium Einfluß zu üben versuchte. Die Juden erscheinen also hier als eine starke Partei des Publikums, welche nicht nur ihre eigenen Interessen verfolgt, sondern auch energische und erfolgreiche demokratische Agitation betreibt. Das ist nichts Wunderbares. Das pharisäische Judenthum (und damals war der Pharisaismus schon durchaus herrschend) ist seiner Natur nach demokratisch. Daher ist es Optimaten, wie Pompejus und Cicero, unsympathisch, daher ist umgekehrt der Führer der römischen Demokratie, Cäsar, der geborene Freund der Juden, und das Judenthum steht auf der Seite Cäsars. Das offenbarte sich sofort, als der Kampf zwischen Cäsar und Pompejus zum Austrag kam. Als Pompejus dem Entscheidungskampf in Italien aus dem Wege ging, und es sich zeigte, daß dieser in den Provinzen und zwar namentlich den östlichen, in denen Pompejus ein Dezennium früher fast als Alleinherrscher geschaltet hatte, auszukämpfen sei, wollte Cäsar den von Pompejus seinerzeit nach Rom gefangen mitgeführten jüdischen Prätendenten Aristobulos mit zwei Legionen nach Syrien schicken; die Pompejaner vereitelten das, indem sie den Aristobul-

vergifteten. Als dann, zwei Jahre später, Cäsar in Alexandria von den Aegyptern eingeschlossen und in äußerster Noth war, da war es der jüdische Majordomus Antipater, der am energischsten zu seiner Rettung eingriff. Cäsar stattete königlichen Dank ab, indem er Antipaters Herrn Hyrtan zum erblichen Hohenprieiter und „Volksherrscher“, den Antipater selbst zum Statthalter Judäas ernannte, überhaupt aber im ganzen Reiche den Juden sich gnädig erwies, ihre Vorrechte bestätigte und vermehrte, weshalb nach seiner Ermordung sich die Juden Roms durch besonders leidenschaftliche Klagen hervorthaten.

In der Zeit der Verwirrung, die auf Cäsars Tod folgte, wetteiferten die streitenden Parteien, sich durch Gnadenbeweise das Wohlwollen der Juden zu erhalten (wir wissen das aus einer ganzen Anzahl von Dekreten aus dieser Zeit, die uns Josephus erhalten hat); andererseits wußten Antipater und dann dessen Sohn Herodes, dem die Geschichte nicht unverdient den Namen des Großen gegeben hat, in der geschicktesten Weise zu laviren, sich immer der Seite zuzuwenden, welche siegreich blieb und für sich und das Judenthum Vortheile herauszuschlagen. Namentlich des Augustus Gunst trachtete Herodes sich durch die eifrigste Dienstbeflissenheit zu erwerben und zu erhalten, und Augustus war gegen diese Umwerbung nicht unempfindlich, wußte aber auch wohl die kluge Energie des idumäischen Usurpators (der schon von Antonius, noch vor der Entscheidung bei Actium, zum König von Judäa ernannt worden war) zu schätzen; er erweiterte dessen Reich fortwährend durch Schenkungen und gestattete, daß die Söhne des Herodes in Rom in einem der vornehmsten Häuser (bei Asinius Bollio) erzogen wurden. Die wiederholten Huldigungsbesuche des Herodes erwiderte er zwar nicht selbst, sandte aber an seiner Statt den damaligen Mitregenten und designirten Nachfolger Agrippa nach Jerusalem, wo derselbe mit ungeheurem Jubel empfangen wurde.

Auch nach dem Tode des Herodes blieben die Beziehungen seines Hauses zu Augustus und dessen Familie, namentlich auch zu den weiblichen Mitgliedern derselben. Des Herodes Schwester Salome vermachte die Städte, deren Besitz ihr nach Herodes Tode zugefallen war, der Kaiserin Livia. Ihre Tochter Berenike war noch vor des alten Herodes Tode mit ihrem Sohn Agrippa nach Rom gekommen. Da wurde sie mit Antonia, der Wittwe des älteren Drusus, befreundet, ihr Sohn mit dem jungen Drusus, dem Sohn des Tiberius. Doch die auf diese Freundschaft mit dem Thron-

folger gegründete Spekulation schlug fehl; Drusus wurde von Sejan vergiftet, und Agrippa mußte, tiefverschuldet, Rom verlassen. Nach dreizehn Jahren eines wechselvollen und abenteuerreichen Lebens gelang es ihm, beim alten Tiberius auf Capri wieder anzukommen, der ihm die Aufsicht über seinen leiblichen Enkel Tiberius anvertraute. Agrippa aber schloß sich in richtiger Voraussicht dessen, was kommen würde, vielmehr an Gajus an, und diesmal glückte die Spekulation; nach Gajus' Thronbesteigung wurde er mit den Tetrarchieen von Batanäa, Trachonitis, Auranitis, Gaulanitis, bald auch Galiläa und Peräa belohnt, und als er nach des Caligula Ermordung wesentlich dazu beigetragen hatte, daß Claudius den Thron bestieg, erhielt er von diesem auch noch Judäa und Samaria. Auch nach dem Sturz der julischen Dynastie suchten die Herodäer ihre Beziehungen zu den römischen Herrschern aufrecht zu erhalten; sehr bekannt ist ja die Liebesgeschichte zwischen Titus und der schönen Berenike, der Schwester und Bühlerin Agrippas II. Aber hierbei handelte es sich nicht mehr um die Herrschaft in Palästina und um das Judenthum: Berenikes Ehrgeiz ging höher, sie wollte Kaiserin werden, und nur an der allgemeinen Unzufriedenheit der römischen Bevölkerung scheiterte dieser Plan. Mit dem Tode Agrippas II. verschwinden die Herodäer aus der Geschichte.

Solche Beziehungen der Kaiser zum jüdischen Herrscherhause mögen auf die römische Gesellschaft einen gewissen Einfluß ausgeübt haben; auf die Politik der Kaiser gegenüber dem Judenthum blieben sie im Wesentlichen einflußlos. Hierbei ist Zweierlei zu unterscheiden: die persönliche Politik der Kaiser und die prinzipielle Politik des Staates. Jene war eine schwankende, je nach der Individualität und den persönlichen Sympathien und Antipathien der einzelnen Herrscher wechselnde, diese war eine konstante. Augustus hatte das Judenthum begünstigt aus politischen Gründen, denn sympathisch war es ihm nicht, wie wir aus verschiedenen Aeußerungen von ihm wissen: Tiberius ordnete im Jahre 19 eine große Reinigung Italiens von ägyptischen und jüdischen Kulte an (wie dergleichen auch unter der Republik öfter vorgekommen war); 4000 jüdische Freigelassene wurden zum Kriegsdienst nach Sardinien transportirt (als Polizeitruppe gegen die Räuber): *si ob gravitatem caeli interissent, vile damnum*, wie Tacitus sich höhnisch ausdrückt; die Uebrigen mußten ihren Glauben abschwören oder Italien verlassen. Daß Tiberius sich

zu diesem Vorgehen durch sachliche Erwägungen leiten ließ, kann bei dem Charakter dieses Herrschers nicht bezweifelt werden; anders stand es mit Caligula, der in Folge seines Cäsarenwahnsinns nicht nur gegen die Judenheke in Alexandria, welche sich die Verweigerung des Kaiserkultes durch die Juden zum Vorwand nahm, nicht einschritt, sondern durch das Verlangen, daß sein Bild im Tempel zu Jerusalem aufgestellt werde, in Judäa selbst einen gefährlichen Aufstand zu entfachen im Begriff war, als ihn zum Heil der Welt das Schwert Chäreas hinwegraffte. Sein Nachfolger Claudius erließ zwar ein Toleranzedikt zu Gunsten der Alexandrinischen Juden, später aber hat er, wie es scheint durch Unruhen, welche durch die neue Sekte der Christen innerhalb der jüdischen Gemeinden Roms hervorgerufen wurden, veranlaßt, den jüdischen Kult in Rom inhihirt und vielleicht die Widerstrebenden ausgewiesen (*Judaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit*, Sueton. Claud. 25; eine viel umstrittene Stelle). Ganz planlos war Neros Verhalten gegen die Juden. Obwohl seine Geliebte und spätere Gemahlin Poppäa jüdische Proselytin war, machte er doch die Christen, d. h. nach damaliger Auffassung eine jüdische Sekte, für den Brand Roms verantwortlich*), in Judäa aber ließ er der Willkür und Brutalität der Prokuratoren so freies Feld, daß der Aufstand der Juden und der für die Verhältnisse des damaligen römischen Reiches furchtbare jüdische Krieg die nothwendige Folge war.

Diese Schwankungen im Verhalten gegen das Judenthum, bei denen eine gewisse Feindseligkeit allerdings öfter hervortritt als Wohlwollen, und die in gewisser Weise ein Reflex der Volksstimmung sind, können aber nur als subjektive impulsivc Aeußerungen der jedesmal an der Spitze des Staates stehenden Individuen betrachtet werden: daneben blieb, dem konservativen Charakter des römischen Staatsgedankens entsprechend, die staatsrechtliche Stellung der Juden immer dieselbe, wie sie seit Cäsar festgestellt war, d. h. eine außergewöhnlich privilegirte. Waren doch die jüdischen Kultusgemeinden die einzigen im römischen Reich, welche vom Kaiserkultus dispensirt waren! Zwar Caligula versuchte sie dazu zu zwingen: Claudius kehrte sofort zur bisherigen Praxis zurück. In der That war diese Freiheit die einfache logische

*) Es ist jedoch auch (von Renan u. a.) daran gedacht worden, daß die orthodoxen Juden gerade den Einfluß der Poppäa dazu benutzten, um der verhassten Christensekte Schaden zu thun.

Konsequenz der den Juden ertheilten Berechtigung der freien Religionsübung, der Erlaubniß, „nach ihren heimischen Gebräuchen zu leben“. Aus dieser ergaben sich auch alle anderen Bevorrechtungen.

Die jüdischen Kultusgemeinden im römischen Reich fallen unter die Kategorie der *Kollegia*, d. h. der staatlich anerkannten Vereine, Gesellschaften, Klubs, deren es in Rom zu den verschiedensten Zwecken gab. Als Julius Cäsar im Jahre 47 v. Chr. alle Vereine mit Ausnahme der althergebrachten aufhob, nahm er die jüdischen ausdrücklich aus. Aus der damit bestimmt ausgesprochenen staatlichen Anerkennung ergaben sich nun für die jüdischen Gemeinden ganz von selbst das Versammlungsrecht und das einer eigenen Organisation behufs Verwaltung der Gemeindeinteressen. Jede Gemeinde hatte eine *Gerusie* (Ältestenkollegium) mit einem geschäftsführenden Ausschuß (den *Archonten*) und einem Gemeindevorsteher (*Gerusiarch*, in Alexandria *Ethnarch*, d. h. Volksvorsteher, genannt). Eigene Vermögensverwaltung versteht sich von selbst; ausdrücklich aber wurde den jüdischen Gemeinden das Recht zugestanden, unter sich die Tempelsteuer (zwei Drachmen pro Kopf des Erwachsenen) zu erheben und nach Jerusalem abzuführen, ein Recht, welches sie sich wiederholt haben wieder erstreiten müssen. Ferner ergab sich aus der Eigenart des Mosaischen Gesetzes, welches sich ja nicht nur auf die Kultushandlungen, sondern auch auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bezieht, die Konzession einer eigenen Jurisdiktion unter den Gemeindegliedern. Mit Rücksicht auf das Verbot, am Sabbath zu arbeiten, wurde den Juden Militärfreiheit zugestanden, ferner durften sie nicht zum Erscheinen vor Gericht am Sabbath gezwungen werden, und erhielten die öffentlichen Spenden statt am Sabbath am darauf folgenden Tage. Wenn Del ausgeheilt wurde, so erhielten die Juden dafür baar Geld.

Von diesen Vergünstigungen wissen wir namentlich aus den von Josephus mitgetheilten Edikten. Dieselben stammen zum größten Theil von Cäsar und Beamten desselben her, oder bestätigen das von diesen Befügte. Es liegt daher nahe, in Cäsar den eigentlichen Begründer der jüdischen Privilegien zu sehen, und das ist auch direkt ausgesprochen worden. Es ist aber nicht richtig. Cäsar hat den Juden im Wesentlichen nur die staatsrechtliche Stellung bestätigt, in welcher er sie schon im griechischen Osten vorfand, und dieselbe auf den römischen Westen übertragen (daß

die rechtliche Stellung der Juden im Occident eine andere gewesen sei als im Osten, ist eine unerwiesene Behauptung Kommsens; nur haben sie im Occident nie die Bedeutung erlangt wie im Orient). Denn wir haben einzelne Edikte ganz ähnlichen Inhalts, welche schon vor Cäsars Erscheinen im Orient (im Jahre 49) von Pompejanern erlassen sind. Und bei dem schon erwähnten Repetundenprozeß gegen Flaccus im Jahre 59 hätten die Juden nicht in der Weise klagend auftreten können, wenn Flaccus nicht gegen die bis dahin geübte Praxis der römischen Statthalter, aus der jene ein Recht ableiteten, verfahren wäre. Cäsar hat also nur das, was bis dahin allgemeine Praxis gewesen war (von der nur Einzelne, wie Flaccus, gelegentlich abwichen) sanktionirt. Diese Praxis entspricht auch dem ganzen Charakter der römischen Politik in Bezug auf die inneren Verhältnisse des annectirten Orients, welche im Allgemeinen die Tendenz zeigt, die bestehenden Zustände zu konserviren, und sich dabei mit Vorliebe als Beschützerin der Unterdrückten aufspielt und denselben die ihnen bestrittenen Rechte restituirt. Als die Bedrückten waren aber hier die Juden den Römern wahrscheinlich von Anfang an entgegen getreten, wie wir sie den Römern gegenüber diese Rolle schon zur Zeit der Makkabäerkriege spielen sehen und wie sie es dann unter Antonius und Augustus thaten, wo wir uns auch davon überzeugen können, daß in der That ihre Privilegien widerrechtlich mißachtet wurden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Juden schon vor der Römerherrschaft in einer großen Anzahl griechischer Städte auf den Inseln des Archipels, in Kleinasien, Syrien und Afrika (hier besonders Alexandrien und Cyrene) die privilegirte staatsrechtliche Stellung hatten, welche ihnen dann von den Römern bestätigt worden ist. Ja, es scheint, daß sie sogar noch größere Rechte gehabt haben. Wenigstens behauptet Josephus, daß die Juden in Alexandria, Antiochia, Ephesus und anderen Städten sogar das Bürgerrecht gehabt hätten, und zwar sei ihnen das in Alexandria von Alexander selbst ertheilt, von den späteren Königen und von Cäsar bestätigt worden, ebenso habe ihnen Seleukos das Bürgerrecht in sämtlichen von ihm gegründeten Städten ertheilt. Die Juden in Ephesus behaupteten, ihr Bürgerrecht von Antiochos Theos erhalten zu haben.

Solche politische Gleichberechtigung von Nichtgriechen, die außerdem noch ihrer Religion und Nationalität nach privilegiert sind, erscheint allerdings zunächst als etwas mit dem Wesen

jener griechischen Städterepubliken ganz Unvereinbares, und die Richtigkeit jene: Behauptung des Josephus ist daher in neuerer Zeit von Autoritäten wie Mommsen, Gutschmid, Wellhausen bestritten worden. Nur wissen diese Männer keine probable Erklärung dafür zu geben, wie Josephus zu seiner Behauptung kommt. Daß er aus Mangel an Verständniß für das Wesen des Bürgerrechts dies behauptet habe, ist ebensowenig wahrscheinlich, als daß er mala fide die Bevorrechtung von Peregrinen als Gleichberechtigung mit den Bürgern habe hinstellen wollen. Wir müssen uns nur vergegenwärtigen, daß er in einer judenfeindlichen Zeit seine Bücher in apologetischer Tendenz schrieb und auf griechische Leser berechnete, also riskiren mußte, bei falschen Angaben über solche Dinge sofort entlarvt zu werden. Die von ihm mitgetheilten Aktenstücke beweisen allerdings für diese Frage nichts, in ihnen ist nur von den Privilegien der Juden, nicht von ihrem Bürgerrecht die Rede; hinsichtlich des Letzteren giebt er nur die jüdische Tradition wieder: und daß die Juden in Alexandria, Antiochia, Ephesus und vielen anderen Städten zur Zeit des Augustus in der That den Anspruch auf den Besitz des Bürgerrechts in diesen Städten erhoben, geht auch aus anderen Belegen hervor. Wie hätten sie das aber in so vielen Städten thun können, wenn sie nicht altenmäßige Beweise dafür gehabt hätten? Das Archivwesen war bekanntlich sehr entwickelt und die Bürgerlisten wurden sorgfältig geführt. Daß die Ansprüche der Juden aber von den Römern anerkannt wurden, erweist die Thatsache, daß sie sich in Alexandria Alexandriner, in Antiochia Antiochener nennen und so in jeder der betreffenden Städte mit dem Bürgernamen bezeichnen durften (statt: „die in Alexandria oder Antiochia zc. wohnenden“). Und gerade das Auftreten der jonischen Städte gegen die Juden zur Zeit Augusts (welches im Jahre 14 v. Chr. zu einer Gerichtsverhandlung in Kleinasien unter dem Vorsitz Agrippas und im Weissein des Herodes führte, die uns Josephus ausführlich beschrieben hat) ist ein Beweis, daß die Juden das Bürgerrecht hier in der That besaßen. Denn wenn sich die Juden bei den römischen Beamten beklagen, daß sie von den Städten, d. h. Magistrat und Bürgerschaft, gehindert werden, ihrem Kultus nachzuleben (worin jene zum Theil so weit gingen, daß sie die Sabbathfeier mit Geldstrafe belegten) und die Tempelsteuer nach Jerusalem abzuführen, so erklärt sich dies Verfahren der Magistrate eben nur dann, wenn die Juden Bürger waren und über der Erfüllung ihrer Kultus-

pflichten ihre Bürgerpflichten vernachlässigten. Wären sie einfache Kultusgemeinden von Nichtbürgern, Perzgrinen, gewesen, so würde ihnen der heimische Kult wohl ebenso gestattet worden sein wie den Syrern, Aegyptern und Anderen, die jedenfalls auch an die heimischen Heiligthümer Geld abgeführt haben werden. Wenn sie aber einen Theil der Bürgerschaft ausmachten, so konnte es ihnen wohl von der übrigen Bürgerschaft verdacht werden und deren Zorn reizen, daß sie unter sich eine förmliche Steuer erhoben, um sie außer Landes zu schicken, und so mochte die Bürgerschaft wohl ein Recht zu haben glauben, dagegen einzuschreiten und den Ertrag dieser Steuer zu konfisziren und für gemeine Zwecke zu verwenden; und wenn die Juden gehindert wurden, ihren Gottesdienst zu begehren, so erklärt sich das wiederum ebenfalls nur daraus, daß sie, obwohl Bürger, sich doch weigerten, an den offiziellen Kulte der Stadt Theil zu nehmen. So verlangten denn auch eben bei jenem Gerichtsstreit der Städte und der Juden vor Agrippa die jonischen Griechen ausdrücklich: wenn die Juden an dem von Antiochos Theos uns verliehenen Stadtrecht Antheil haben wollen, und wenn sie, wie sie behaupten, Volksgenossen von uns sind, so sollen sie auch unsere Götter verehren.

Daß im Uebrigen in den öfter erwähnten Dekreten vom Bürgerrecht kaum die Rede ist, erklärt sich daraus, daß das Bürgerrecht in den griechischen Städten damals einen praktischen Werth eigentlich nicht mehr hatte; wirklichen Werth hatte zu der Zeit nur das römische Bürgerrecht, und daß dieses sehr viele Juden damals schon besaßen, geht eben aus diesen Dekreten hervor. Um so weniger ist wahrscheinlich, was Wellhausen zur Erklärung der Behauptung des Josephus vorbringt: „wahr kann nur sein, daß sie zwei oder drei Jahrhunderte später (d. h. nach Alexander) das makedonische Bürgerrecht hie und da theilweise besessen haben, nachdem dessen Werth sehr gesunken und es vielleicht käuflich geworden war.“ In dieser Zeit würden praktische Leute wie die Juden keinen Werth mehr darauf gelegt haben. Vielmehr ist es durchaus das Wahrscheinliche, daß sie in der That in diesen Städten das Bürgerrecht schon in früherer Zeit, als es noch von Werth war, Bürger einer ziemlich unabhängigen Stadtgemeinde zu sein, erhalten haben, und zwar nicht käuflich Einzelne, sondern ganze Gemeinden, natürlich zu bestimmten Zwecken, in Erwartung gewisser, wenn auch imponderabler Gegenleistungen; und daß

das nicht von den griechischen Gemeinden ausgegangen ist, leuchtet ein: somit bethätigt sich aus inneren Gründen die Nachricht des Josephus, daß es die makedonischen Könige, d. h. die sog. Diadochen und Epigonen, waren, welche den Juden diese eigenartige Stellung anwiesen, und zwar zunächst natürlich in den neugegründeten Städten. Und da die Nachfolger Alexanders im Wesentlichen nur dessen Ideen weiter ausgeführt haben, so ist es ganz wahrscheinlich, daß auch für diese Einrichtung Alexander selbst als Urheber zu betrachten ist. Wir stehen also vor der merkwürdigen Thatsache, daß Alexander, der die Hellenisirung des Orients am Besten dadurch zu fördern glaubte, daß er hier überall griechische Städterepubliken anlegte, in diesen rein griechischen Staatswesen (denn die Makedonen gelten in dieser Zeit vollständig als Griechen) einem einzigen nicht griechischen Volksstamm, den Juden, nicht nur das Bürgerrecht, d. h. politische Gleichberechtigung mit den Griechen und Makedonen verlieh, sondern außerdem auch noch besondere politische Bevorrechtungen mit Rücksicht auf ihren Kultus zugestand.

Wie ist dies zu erklären? Wir müssen uns zu diesem Zweck vergegenwärtigen, in welcher Art die ersten Berührungen zwischen Griechen und Juden vor sich gingen.

Als Alexander den Orient erschlossen hatte, da trat den Griechen neben vielem anderem Neuen auch das Volk der Juden entgegen, von dem sie vorher kaum eine Kenntniß gehabt hatten. Dies Volk erschien ihnen ganz merkwürdig und einer besonderen Beachtung werth. Hier fand man Etwas, was die Philosophie und das religiöse Empfinden der Zeit anstrebte, verwirklicht: eine reine Gottesidee, eine geoffenbarte Religion, einen Verkünder des göttlichen Willens und Gesetzgeber Moses, strenge Pflichterfüllung, strenge religiöse Regelung des ganzen Lebens, Befolgung von Speiseregeln, Fasten u. dgl. m. Hier fand man also zusammen, und durch ein ganzes Volk streng durchgeführt, was auf griechischem Boden zerstreut und in Ansätzen vorhanden war, im Orakelwesen, in den orphischen Mysterien, in den Bestrebungen früherer Gesetzgeber und Philosophen (man denke z. B. an die Pythagoreischen Lehren und die Versuche, sie staatlich durchzuführen). Man fand ein ganzes Volk von frommen Philosophen und bewunderte seine Zucht. Die griechischen Gelehrten der Zeit faßten daher die Juden geradezu als eine philosophische Sekte auf, als die gelehrte und

priesterliche Kaste der Syrer, und verglichen sie mit den Brahmanen Indiens und den persischen Magiern.

Bedenken wir nun, welche große politische Bedeutung damals die Philosophie in der griechischen Welt hatte, bedenken wir, daß Plato und Aristoteles die Forderung aufgestellt hatten, die Staaten müßten durch Philosophen regiert werden, daß Alexander sich von Aristoteles berathen ließ, der für ihn auch ein besonderes Buch über Städtegründungen schrieb, und daß Alexander bei seinen Städtegründungen mit bewußtem Plane vorging, so werden wir es nicht mehr für ganz unglaublich erachten, daß er die Juden in diesen Plan hineinzog. Seine Absicht war ja eine Verschmelzung von Griechenthum und Orient; welches orientalische Element konnte für die Förderung dieses Planes geeigneter erscheinen als die Juden, die sich dem aufgeklärten Hellenenthum so wesentlich näher zu stellen schienen als die übrigen Orientalen? Dazu kommt ein Zweites, was der geniale Mann schnell erfaßt haben wird. Gegenüber den durch den Krieg verwöhnten und verwilderten Veteranen und den griechischen Abenteurern, welche den Hauptstoß der neuen Städte bildeten (man muß an moderne amerikanische Städtegründungen denken), konnten die Juden ein stabiles zuverlässiges Element abgeben. Die Zuverlässigkeit der Juden haben die späteren makedonischen Könige sowohl wie die Römer oft erproben können, sie war erweislich der Hauptgrund ihrer Bevorzugung — das heißt in der Diaspora! Palästina selbst bleibt bei dieser ganzen Frage außer dem Spiel.

Ist nun diese Diaspora durch Alexander und seine Nachfolger geschaffen, d. h. sind diese in den griechisch-orientalischen Reichen überall zerstreuten jüdischen Gemeinden mit Gewalt oder durch Versprechungen aus Palästina gezogen worden? So wird es traditionell dargestellt, aber ich glaube es nicht. Die ungeheure Ausdehnung der Diaspora würde sich dadurch nicht erklären. In Judäa können zu Alexanders Zeit, sehr starke Bevölkerung angenommen, nicht mehr als höchstens 500 000 Menschen gewohnt haben. Drei Jahrhunderte später saßen allein in Aegypten eine Million Juden (nach der Angabe Philos; darunter sind aber wahrscheinlich nur die Männer verstanden); in der römischen Provinz Asien, d. h. der vorderen Hälfte Kleinasiens ohne die freien Städte, kann man für die Zeit des oben erwähnten Flaccus aus den Angaben über die von ihm konfiszierten Tempelgelder etwa auf 300 000 Juden schließen (d. h. wohl ziemlich zehn Prozent der Ge-

sammtbevölkerung). Ziehen wir in Betracht, daß die Juden in ganz Syrien, Kleinasien, auf den Inseln u. s. w. in großen Mengen saßen, so werden wir die Gesamtdiaspora zur Zeit von Christi Geburt wohl auf fünf Millionen veranschlagen können. Das wäre also in drei Jahrhunderten eine Vermehrung auf das Zehnfache. Das ist bei der großen Produktivität der jüdischen Rasse an sich nicht unmöglich, legt aber doch den Gedanken nahe, ob nicht schon Alexander eine ziemlich starke jüdische Diaspora im persischen Reich vorgefunden hat. Daß dies in der That der Fall war, darauf führen nicht nur manche Andeutungen bei den kleinen Propheten, sondern auch ein uns erhaltener merkwürdiger Bericht über eine Zusammenkunft des Aristoteles mit einem Juden. Als sich Aristoteles nach Platons Tode bei seinem Freunde Hermeias in der gegenüber von Lesbos an der kleinasiatischen Küste liegenden Stadt Atarneus aufhielt, also lange vor Alexanders Thronbesteigung, habe ein in Mysien ansässiger, aber in den Küstenstädten wohl bekannter Jude, „ein Mann, der nicht nur der Sprache, sondern auch der Gesinnung nach fast Grieche war“, da er von der Anwesenheit des Philosophen hörte, diesen aufgesucht, um mit ihm philosophische Gespräche zu führen. Also ein in der persischen Satrapie Mysien ansässiger Jude, der griechische Sprache versteht und sich für griechische Philosophie interessirt! Es ist kaum anzunehmen, daß dies ein vereinzelter Fall gewesen sei. Es ist mir daher durchaus wahrscheinlich, daß Alexander im ganzen persischen Reich zerstreut (nicht nur in Mesopotamien, wo bekanntlich die große Mehrzahl der Juden sitzen blieb, als auf Myros' Erlaubniß ein Theil nach Palästina zurückkehrte) jüdische Gemeinden, vielleicht schon in privilegirter Stellung vorfand, so daß auf ihn nur deren Verlegung in die neugegründeten hellenischen Städte zurückginge.

Was Alexander beabsichtigte, scheint zunächst die beste Aussicht auf Realisirung gehabt zu haben. Der geistige Austausch zwischen Judenthum und Griechenthum war ein sehr reger, und die Juden fingen mehr und mehr an, sich zu hellenisiren. Schon ein halbes Jahrhundert nach Alexanders Tod, unter Ptolemäus Philadelphus, zeigte sich in Alexandria das Bedürfniß nach einer Uebersetzung der heiligen Bücher ins Griechische, und es entstand die sogenannte Septuaginta. Das Griechische, allerdings mit zahlreichen Hebraismen versetzt, wurde die Nationalsprache der Juden in der ganzen Diaspora, ist es auch in Rom geblieben (man kann das Judenthüm in Polen und Rußland vergleichen). Und sogar das Zentrum des

Judenthums, Palästina, war auf dem besten Wege, hellenisch zu werden. Rings von griechischen Gemeinden umschlossen, war das kleine Land darauf angewiesen, sich diesen zu assimiliren, und eine große Partei, welche in der höchsten Aristokratie ihre Mitglieder hatte, wollte zielbewußt das Judenthum in diesem Sinne reorganisiren. Sie vergriff sich aber in ihren Mitteln und bewirkte das Gegenteil.

Um die Herrschaft an sich zu reißen und die Gegenpartei zu vernichten, wollte sie sich des Königs von Syrien, Antiochus IV. Epiphanes bedienen und beredete diesen zu dem berüchtigten Religionsedikt. Es ist ebenso falsch, wenn man in diesem einen brutalen Gewaltakt eines halbwahnsinnigen Tyrannen sieht, wie es früher üblich war, als wenn, wie es jetzt Mode geworden ist, man den Antiochus verherrlicht als den zielbewußten Hellenisator, „den letzten berufenen Vertreter des Hellenenthums“, der, wie Tacitus sich ausdrückte, den leider vergeblichen Versuch gemacht habe, den Juden „*demere superstitionem et mores Graecorum dare*“, und „*taeterrimam gentem in melius mutare*“. Das ist erst spätere Auffassung, als der Antisemitismus sich entwickelt hatte; dem Wesen des Hellenismus liegt ein solcher Versuch, eine fremde Religion zu unterdrücken, ganz fern. Dagegen entspricht er dem Fanatismus von Semiten und Renegaten; die Führer der hellenistischen Partei in Judäa, Jason und Menelaos, werden dem König eingeredet haben, daß die mit Aegypten konspirirende und deßhalb für ihr gefährliche Gegenpartei eben nur an dem mosaischen Kult ihrer Halt habe und nur mit diesem unterdrückt werden könne. Antiochus war ein kluger und nüchterner Politiker, trotz mancher Exzentriktäten im Auftreten; daß man einen staatsgefährlichen Kult mit Gewalt unterdrücken könne, davon hatte er während seines Aufenthaltes in Rom ein Beispiel gesehen, denn gerade damals fand die Unterdrückung des Bacchanalien statt; das Judenthum kannte er, der bis zu seiner Thronbesteigung (175) in Rom gelebt hatte, wahrscheinlich sehr wenig, und so mag er geglaubt haben, dem Rathe der Juden selbst folgen zu müssen.

Welchen Effekt das Religionsedikt hatte, ist bekannt. Unter der Führung der Makkabäer sammelte sich das altgläubige Judenthum und errang Freiheit des Glaubens nicht nur, sondern auch des Landes. Die Folge war denn auch im Innern der völlige Sieg der pharisäischen Richtung und Wiederherstellung des strengsten Gesetzesdienstes, und nach außen hin ein Antagonismus gegen das Hellenenthum, wie er früher nicht vorhanden war. Jetzt

erst bildete sich jenes starre Judenthum aus, das von da an herrschend geblieben ist. Natürlich übertrug sich das von Palästina auf die Diaspora, und nun wurde das Verhältniß der Judengemeinden zu den griechischen Mitbürgern ein ganz anderes und es entwickelte sich bei diesen als Reaktion der Antisemitismus.

Und zwar zuerst in Aegypten. Hier bestand schon von jeher eine alte nationale Antipathie zwischen Juden und Aegyptern. Von den Ptolemäern wurden nun die Juden in jeder Beziehung bevorzugt und den Griechen und Makedonen gleichgestellt; die Steuer- und Zollpacht, der Handel, namentlich der so wichtige Getreidehandel war größtentheils in ihren Händen, und sie nahmen auch sonst als Beamte hohe Stellungen ein (eines der höchsten Aemter in Aegypten war das des Alabarchen, das wir von Juden bekleidet finden, unter Ptolemäus Philometor stehen Juden sogar an der Spitze des Heeres). Es ist erklärlich, daß sie in dieser bevorzugten Stellung übermüthig wurden; vor Allem aber verletzten sie die Aegypter an der für diese empfindlichsten Stelle durch ihre offen zur Schau getragene Verachtung des ägyptischen Bilder- und Thierdienstes (während die Ptolemäer selbst auf die Empfindlichkeit ihrer ägyptischen Unterthanen in dieser Beziehung peinlichste Rücksicht nahmen, und die griechischen Einwohner einen Theil der ägyptischen Götterfiguren und Kulte in ihre eigne Religion aufnahmen). Die Aegypter rächten sich dadurch, daß sie ihrerseits die jüdischen Riten verspotteten und über die Herkunft der jüdischen Nation und die Entstehung ihrer Religion die gehässigsten und abgeschmacktesten Märchen verbreiteten. Die Juden sollten danach abstammen von Aegyptern, welche vor vielen Jahrhunderten theils wegen Ausfaß, theils wegen anderer Gründe zu Tausenden vertrieben, aus Buth, auf Anrathen eines ägyptischen Priesters Moses, ein menschen- und gottesfeindliches Leben annahmen, durch die Wüste zogen, fast verschmachtet durch wilde Esel, die ihnen eine Quelle wiesen, gerettet wurden, daher den Esel für heilig halten, ein Eselsbild im Tempel verehren (oder es habe sich im Tempel ein Bild des Moses auf einem Esel reitend gefunden) und dergleichen mehr.

Solche Fabeln fanden, als sich nach der Makkabäerzeit der Antisemitismus auch in anderen Gegenden, wo Juden zahlreich unter Griechen saßen, entwickelte, allgemeine Verbreitung und wurden wohl noch durch stärkere Erfindungen überboten. In Syrien, wo ja durch die Makkabäerkriege der nationale Gegensatz besonders gereizt worden war, erzählte und glaubte man, die Juden fingen alljährlich einen Griechen, um ihn im Tempel zu

mästen und dann unter religiösen Riten, wobei eibliches Gelöbniß ewigen Hasses gegen die Griechen eine Hauptrolle spielte, zu schlachten (dies sowohl, wie die Verehrung des Ekelstopfes ist später auf die Christen übertragen worden). Als Verbreiter von dergleichen Geschichten werden uns vor Allem ägyptische Schriftsteller genannt, aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. Manethos (doch war die betr. Stelle wohl eine spätere antisemitische Interpolation), aus dem ersten Chaeremon, namentlich aber aus dem ersten nach Chr. Apion, der gelehrte Philologe und Wanderredner, ein Charlatan, den der Kaiser Tiberius bezeichnend *Cymbalum Mundi*, das Allweltstamtam nannte, der aber großes Aufsehen zu erregen und sich ein großes Ansehen zu erwerben verstand; gegen ihn richtete Josephus seine Vertheidigungsschrift für die Juden, die eine unserer Hauptquellen für diese Dinge ist, da die Schriften der Antisemiten selbst verloren sind. Antisemitische Tendenzen wurden aber auch von anderen nichtägyptischen Schriftstellern der Zeit verfolgt, so namentlich zu Anfang des ersten Jahrhunderts v. Chr. von zwei berühmten Männern, dem Redner Apollonius Molon, der eine besondere Schrift gegen die Juden schrieb, und dem Philosophen und Historiker Posidonius. Beide wirkten in der damals außerordentlich mächtigen und blühenden Handelsstadt Rhodos, und haben hier wohl ihren Antisemitismus eingesogen.

Wenn hochbedeutende Gelehrte solcher Gesinnung huldigten, so ist es kein Wunder, daß dieselben in der griechischen Bürgerschaft sich mehr und mehr ausbreiteten. Welches die praktischen Folgen waren, haben wir gesehen. Man suchte den Juden ihre Privilegien zu nehmen und sie appellirten an Rom, das sie schützte; die Folge war ein Steigen der Erbitterung auf griechischer Seite. Am stärksten aber blieb der Gegensatz in Aegypten und namentlich Alexandria, und hier kam endlich der Judenhaß zu einem elementaren furchtbaren Ausbruch, bald nach der Thronbesteigung Caligulas, im Jahre 38 n. Chr. Den äußeren Anlaß gab die Anwesenheit des Agrippa, der auf der Durchreise von Rom nach den von Caligula ihm verliehenen Tetrarchieen in Alexandria verweilte. Dieser wurde öffentlich verhöhnt, dann verlangte der erhitzte Pöbel, in den Synagogen sollten Bilder des Kaisers aufgestellt werden, und schließlich richtete sich die Volkswuth gegen die Juden selbst: ihre Häuser und Kaufläden wurden geplündert, sie selbst mißhandelt, Tausende ermordet, die Leichname verstümmelt, und der Statthalter Avillius Flaccus that nicht nur nichts dagegen, sondern ließ sogar 38 Mitglieder der jüdischen Gerusia öffentlich auspeitschen.

Eine Gesandtschaft der Juden an Caligula war erfolglos. Erst Claudius' Thronbesteigung stellte die Lage der Juden wieder her.

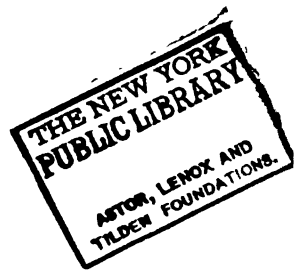
Das war die erste Judenheze, der im zweiten Jahrhundert mehrere an verschiedenen Orten des Orients gefolgt sind. Diese tragen aber einen anderen Charakter, sie sind Reaktionen gegen die Judenaufstände, in denen sich nach der Zerstörung Jerusalems von Zeit zu Zeit immer wieder die messianische Idee verkörperte. Sowohl Trajan als Hadrian haben mit schweren und gefährlichen Judenaufständen zu kämpfen gehabt; daß in solchen Zeiten die Juden da, wo sie in der Minderheit waren, zu Tausenden niedergemetzelt wurden, ist nicht verwunderlich. Das ist aber etwas Anderes, als der Antisemitismus, mit dem ich es in diesem Aufsatz zu thun habe, d. h. derjenige, der in friedlichen und normalen Verhältnissen ohne feindliche Provokation seitens des Judenthums von selbst entsteht.

Und nun tritt schließlich an uns die Frage heran, wie ist dieser Antisemitismus im Alterthum entstanden? Wie kommt es, daß sich die frühere Sympathie des Hellenenthums gegen das Judenthum allmählich in Antipathie verwandelte?

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß sich das Judenthum selbst in dieser Zeit verwandelte. Es wurde orthodoxer, starrer, gegen alles Andere abgeschlossener. Das hochmüthig zur Schau getragene Selbstbewußtsein, im Besitz der allein wahren Religion zu sein, mußte das tolerante Griechenthum mehr und mehr abstoßen. Die reine Gottesidee des Judenthums berührte sich zwar mit der griechischen Philosophie, aber der jüdische Gott war ganz anders konkret und persönlich gedacht, als die welterschaffende und erhaltende Gottheit der griechischen Philosophie und näherte sich dadurch mehr den Göttern des griechischen Volksglaubens; der griechische Volksglaube seinerseits, der in der großen Masse der Bevölkerung doch immer noch herrschend blieb, konnte sich von der Vorstellung einer Vielheit göttlicher Wesen nicht losmachen; vor Allem widerspricht die Idee von einem einzigen göttlichen Wesen, das nicht im Bilde vorstellbar ist, dem ganzen Anschauungskreise des klassischen Alterthums: daher die Vorstellung, daß die Juden nichts als den Himmel und die Wolken verehren. Völlig zuwider aber ist dem hellenischen Gefühl die Zeugnung aller anderen Gottheiten außer dieser einen nationalen, die Weigerung der unter Heiden sitzenden Juden, die anerkannten Götter der selbstgewählten Heimath zu verehren: daher der Vorwurf der Gottlosigkeit. Die Sabbath- und Speisegesetze gaben als solche meist nur Veranlassung zum Spott, dagegen erschien die durch das

Gefetzesleben bedingte Absperrung von Andersgläubigen den Hellenen wie den Römern als Mangel an Humanität, an wahrer Menschenliebe. Man warf daher den Juden (wie dann auch den Christen) ein *odium generis humani* vor; ja man glaubte, sie zwängen die Proselyten zu einem Eide, keinem Nichtjuden, am wenigsten einem Hellenen, wohlgesinnt zu sein. (Man vergleiche die oben zitierte Stelle aus Juvenal.) Mit Recht konnte ferner, wie es scheint (denn es wird nirgends ausdrücklich ausgesprochen), den Juden ein Mangel an Bürgerfönn vorgeworfen werden: sie wollten von dem Bürgerrecht nur die Vortheile genießen, nicht aber die Lasten tragen, während sie andererseits noch besondere Bevorrechtung und Rücksichtnahme auf ihre Religion forderten und als ihr eigentliches Zentrum immer Jerusalem betrachteten (wie denn die jüdischen Juden den Herodes ausdrücklich als ihren König bezeichneten). Den übrigen Bürgern gegenüber schlossen sie sich eng zusammen und unterstützten sich gegenseitig in ihren Interessen; auf dies zähe Zusammenhalten unter einander weisen sowohl Cicero als Tacitus ausdrücklich hin. Auf geistigem Gebiete zeigten die Juden — (abgesehen von einer kleinen Elite, deren hervorragendster Vertreter Philo ist) — wenig Sinn und Verständniß für die gemeinsamen geistigen Interessen der griechischen und römischen Welt; daher mußten sie sich den Vorwurf gefallen lassen, sie hätten keine großen Männer hervorgebracht und nichts für die Kultur geleistet. Demgegenüber wirkte ihre Befehrungssucht und Proselytenmacherei, die auch Christus gepeißelt hat (Ev. Matth. 23, 15), theils lächerlich, theils abstoßend.

Dies sind die wesentlichen Faktoren des griechisch-römischen Antisemitismus. Wie man sieht, ist er die einfache Folge der von der Jüdenschaft selbst mehr und mehr vollzogenen Absperrung gegen die Welt, in deren Mitte sie lebte, und eine selbstverschuldete Wirkung des orthodoxen Pharisäismus, in welchem das jüdische Geistesleben allmählich erstarrte. Auf dem neuen Boden Roms, in dem Kampf und Getriebe der weltbeherrschenden Millionenstadt wurde dieser Prozeß etwas aufgehalten und das Judenthum lebte hier, in steter Verührung mit den verschiedensten Elementen, wieder zu einer gewissen Frische auf und wirkte eine Zeit lang als ein anregender Sauerteig; aber schließlich verfiel es auch hier in Erstarrung; sein Erbe übernahm die neue, frische, lebendige, welt-erobernde Macht — das Christenthum.



Der Verfasser des Johannes-Evangeliums.

Von

Samuel EA,
Pfarrer Lic., Kumpenheim.

Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius. Von Adolf Harnack.
Zweiter Theil: Die Chronologie. Erster Band: Die Chronologie der
Literatur bis Irenäus, nebst einleitenden Untersuchungen. Leipzig,
J. C. Hinrichs, 1897.

Kürzlich hat Adolf Harnack in diesen Jahrbüchern*) „über die jüngsten Entdeckungen auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte“ berichtet. Es war sein eigenstes Arbeitsgebiet, auf dem er zu flüchtigem Rundgang die Führung übernahm. Wer sich in diesen Studien auch nur wenig umgesehen, wußte fast Schritt für Schritt mit den erwähnten Entdeckungen Harnacks Namen in Beziehung zu setzen. An Ausgaben altchristlicher Schriften, die wir ihm verdanken, an fast zahllose Artikel, Abhandlungen, Untersuchungen von seiner Hand wurde man fortwährend erinnert. Vor Allem aber wurde man der kräftigen Anregung sich bewußt, die in den letzten zwanzig Jahren zum Betrieb patristischer Studien in erster Linie von ihm ausgegangen ist. Mit der trefflichen Ausgabe der Werke der Apostolischen Väter (1875 ff.), die er gemeinsam mit v. Gebhardt und Zahn veranstaltete, begann die literarische Laufbahn, durch die er weiteren theologischen Kreisen bekannt wurde. Seit 1882 aber gab er mit v. Gebhardt die „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur“ heraus, deren erste Reihe in fünfzehn stattlichen Bänden abgeschlossen

*) Bd. XCII. S. 193 ff.

vorliegt. Eine Fülle von jungen Kräften sieht man hier mit den Herausgebern zu gemeinsamer Arbeit verbunden — aber auch die Alten, der Veteran Bernhard Weiß, blieben nicht fern — ein Mittelpunkt für diese Studien war gefunden, der mit energischer Anziehungskraft auch bis nach Amerika hinüberwirkte. Harnack selbst aber stand, wie schon eine Selbstanzeige 1882 es ausspricht, ein Handbuch der altchristlichen Literatur als Ziel dieser Einzeluntersuchungen vor Augen. Noch ist das Ziel nicht erreicht. Denn die beiden bis jetzt erschienenen Bände seiner „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius“ (gest. 340) werden immer noch zu den, freilich abschließenden, Vorarbeiten gerechnet werden müssen. Der erste Theil (1893) handelte von der Ueberlieferung und dem Bestande dieser Literatur. Im Verein mit Erwin Preuschen bot Harnack mit mühevollstem Sammelfleiß ein minutiöses Bild von unserm wirklichen Besitz an Schriften und Fragmenten, Schriftstellernamen und Büchertiteln aus der alten Kirche. Und wiewohl eine solche Sammelarbeit nie zu wirklichem, endgiltigem Abschluß kommen kann — heute weniger als je —, wiewohl darum Harnack selbst schon eine Nachlese hat veranstalten müssen, wird dieser erste Theil doch auf lange hinaus eine unentbehrliche, viele Mühe sparende Grundlage für alle ferneren patristischen Studien bilden. Von dem zweiten Theile führt der erste Band — ein stattliches Buch von 732 Seiten — den Sondertitel: „die Chronologie der altchristlichen Literatur bis Irenäus“ d. h. bis ungefähr zum Jahr 200. Ein zweiter Band dieses Theiles wird die chronologischen Untersuchungen zu Ende führen und erst auf dem so gelegten Grunde wird in der eigentlichen Darstellung der altchristlichen Literaturgeschichte das große Werk zum Abschluß kommen.

Mit chronologischen Untersuchungen hat es der vorliegende Band zu thun. Man zählt sie unter die mühevollsten Arbeiten des Historikers. Sie gehören zugleich zu den entfangungsreichsten. Denn sie zwingen den Forscher, mit peinlicher Genauigkeit bei der Prüfung und Sichtung der einzelnen alten Trümmersteine auszuhalten, dabei seine Phantasie unerbittlich zu zügeln, die so gern alsbald an den Wiederaufbau des Zerfallenen und Verschütteten gehen möchte. Nur einen Rahmen für die innere Entwicklung, „feste Grundlagen für die Geschichte der Lehre, des Bibellkanons, der Verfassung, der Häresie,“ wollen diese Untersuchungen gewinnen. Vor fünfzig Jahren freilich wäre eine solche Trennung der Auf-

gaben historischer Forschung kaum denkbar gewesen. Das Unternehmen, eine Chronologie der altchristlichen Literatur zu schreiben, wobei von dem inneren Gang der Entwickelung möglichst abgesehen werden soll, zeigt einerseits, wie sehr unsere Achtung vor den einzelnen Thatfachen, aus deren Zusammenfügung sich Geschichte gestaltet, gewachsen ist, es legt andererseits Zeugniß ab von dem wachsenden Vertrauen, dessen sich die altchristliche Ueberlieferung der beiden ersten christlichen Jahrhunderte zu erfreuen hat. Harnack selbst spricht namentlich das Letztere im Vorwort in pointirter Schärfe aus. „Die Ergebnisse“, heißt es da, „der folgenden Untersuchungen gehen in reaktionärer Richtung noch über das hinaus, was man etwa als den mittleren Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte. Die älteste Literatur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, literar-historisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig. . . . Ich scheue mich nicht, das Wort „rückläufig“ zu gebrauchen. Denn man soll die Dinge beim rechten Namen nennen und wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christenthums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung begriffen, . . . der chronologische Rahmen, in welchem die Tradition die Urkunden angeordnet hat, ist in allen Hauptpunkten, von den Paulusbriefen bis zu Irenäus, richtig und zwingt den Historiker, von allen Hypothesen in Bezug auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge abzugehen, die diesen Rahmen negiren“.

Das ist, wenn man den Standpunkt der Kritik an neutestamentlichen Schriften im Jahre 1897 mit demjenigen im Jahre 1847, als Baur's „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien“ erschienen, vergleicht, ohne Zweifel richtig. Aber vor übertriebenen Hoffnungen, wie sie sich an jene Worte in der That alsbald geheftet haben, wird man wohl warnen müssen. Denn zunächst: die Ueberlieferung des zweiten Jahrhunderts selbst festzustellen, ist eine überaus schwierige und nicht überall zu sicheren Ergebnissen führende Aufgabe. Die Quellen sind in der Folgezeit vielfach fast ganz verschüttet, und was sich später als Ueberlieferung gebildet hat, hat sich derart an die Stelle des Ursprünglichen gesetzt, daß es nur mühsam unter naiver Legendenbildung und absichtlicher Dichtung hervorgesucht und kenntlich gemacht werden kann. Ueberdies aber hatte schon das Ende des ersten Jahrhunderts gelernt, an alles Echte, Christliche, Kirchliche einen Maßstab zu legen, der fast unvermeidlich zu einer Trübung der Tradition führen mußte. Gott — Christus — die Apostel:

schon bei Clemens Romanus tauchen diese Bürgen des Echtschriftlichen auf, und zwar sind, wie unsere Apostelgeschichte zeigt, unter Aposteln immer die Zwölfapostel, dies ideale Kollegium, verstanden. Was aber mußte man von diesen? Je weniger es war, um so dringender war das Bedürfnis, bedauerliche Lücken auszufüllen und um so weniger war zu besorgen, daß wirklich Echtes das vermeintlich Echtes in neuerworbenem Besitzstande bedrohen werde. Von hier aus wird sich immer wieder das Mißtrauen an die Ueberlieferung heranschleichen. Und sind die Zwölfapostellehre, der apostolische Ursprung des Episkopats, des Symbolums verhältnißmäßig durchsichtige Beispiele von diesem Bedürfnis der werden den altkatholischen Kirche nach apostolischen Garantien, so steht es doch sehr viel schlimmer um die absichtlichen Fälschungen, — Briefe, Evangelium, Apokalypse —, die sich an den Namen des Petrus knüpfen, und kaum ein Jahr, nachdem Harnack sein Vorwort geschrieben, mußte er von der Entdeckung der Paulusakten durch Karl Schmidt — er erzählt davon auch oben S. 203 — mit den Worten berichten*): „Ein großes Werk, Thaten des Paulus taucht auf, welches — das dürfen wir dreist sagen — nichts ist als eine Kette freier novellistischer Erfindungen auf schmaler Thatfachen-Grundlage. Das ließ man sich bieten — sogar in Rom bieten, und behandelte das Buch als glaubwürdig. Und wer hat das Ganze geschrieben? Ein kleinasiatischer Presbyter“. . .

Harnacks Buch zerfällt naturgemäß in eine lange Reihe von Einzeluntersuchungen. Einleitende Untersuchungen über die chronologischen Daten des Eusebius und die uns überlieferten ältesten Bischofslisten gehen voraus. Dann folgt, vom Sicheren zum Zweifelhafte und Ungewissen fortschreitend, die Besprechung aller einzelnen nur irgend bekannten Schriftwerke des ersten und zweiten Jahrhunderts, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der einzelnen unter einander. Der Leser erhält so ein ziemlich buntes Bild, er wird fortwährend daran erinnert, daß es sich um Vorarbeit handelt. Den Lesern dieser Jahrbücher wird es daher von geringem Interesse sein, ohne die Möglichkeit einer näheren Begründung die lange Reihe von Einzeldaten vorgeführt zu sehen. Zweckmäßiger erschien es, ein Bild aus dem Ganzen auszuwählen und in freier Reproduktion mit einiger Ausführlichkeit auch der Beweisführung Harnacks zu folgen. Auf das Interesse weiter Kreise sollte ja wohl zählen

*) Theologische Literaturzeitung 1897, S. 629. Vgl. 1898, S. 317.

dürfen, was unsere Wissenschaft heute zu der Johannes-Frage zu sagen hat. Dabei aber wird es gut sein, Zweierlei vorauszuschicken: Einmal, es ist nahezu ein Jahrhundert, seit die Frage nach dem vierten Evangelium zuerst aufgeworfen wurde, auf viele Vorgänger blickt zurück, wer heute dazu das Wort ergreift. Im Folgenden ist daher viel Längsterarbeitetes enthalten, die Betonung und Verknüpfung der Beweismomente in der skizzirten Art ist Harnack's Werk. Sodann aber: wie in dem ganzen Buche, so handelt es sich auch für die Johanneische Frage nur oder jedenfalls in erster Linie um die Beurtheilung der Tradition, die Prüfung der Zeugnisse für den Ursprung, den Verfasser, die Zeit der immer noch räthselhaften Schrift. Alle Fragen nach dem Verhältniß der Johanneischen zur synoptischen Ueberlieferung der Reden und Thaten Jesu kommen also nicht in Betracht. Aber auch wenn man sich bei solcher Beschränkung durchaus auf dem Boden von Präliminarverhandlungen bewegt, wird sich zeigen, daß diese Vorfragen beim vierten Evangelium von höchstem Interesse sind. Auch versteht sich ja von selbst, daß die hier getroffenen Entscheidungen späteren Schlußurtheilen irgendwie präjudiziren werden, ohne daß sie diese selbst auszusprechen berufen wären.

Das vierte Evangelium als Werk des Zebedäiden Johannes, des Zwölfapostels, wird uns ausdrücklich als solches zuerst durch Irenäus bezeugt. Das große, feyerbestreitende Werk des Letzteren stammt aus den Jahren 181—189. Da es nun fast gewiß ist, daß unsere Synoptiker, (Matthäus und Markus nach Harnack sicher) im Johannesevangelium benutzt sind, so ist es immerhin ein Zeitraum von 100 Jahren, der zwischen jenem Zeugniß und dem Terminus a quo für die Entstehung des Werkes selbst liegt. Es wird darauf ankommen, ob sich innerhalb dieses Zeitraumes noch weitere, wenn auch weniger bestimmte Zeugnisse auffinden lassen, die den Terminus ad quem weiter hinaufrücken. Harnack glaubt von den schwierigen und fragwürdigen Untersuchungen über die Benutzung des Evangeliums durch den Gnostiker Valentin und den Apologeten Justin absehen zu können. Er stützt seinen Ansaß „nicht nach ca. 110 und nicht vor ca. 80“ für das letztere Datum auf das erwähnte Verhältniß zu den Synoptikern, für das erstere auf die Benutzung im Brief des Polycarp und bei den kleinasiatischen Presbytern des Papias-Irenäus. Im Polycarp-Brief (7, 1) ist I. Joh. 4, 2 unzweifelhaft benutzt. Allein die Datirung des Briefes hängt von der immerhin unsicheren Zeitbestimmung der:

Ignatiusbriefe ab, die Harnack auch jetzt, trotz größeren Vertrauens in die Tradition, nicht genauer als „in den letzten Jahren Trajans (110—117), vielleicht einige Jahre später (117—125)“ ansetzt. Irenäus zitiert wiederholt eine Gruppe von kleinasiatischen Presbytern, von denen er seltsame, überwiegend eschatologische Aussagen bezeugen läßt. Harnack macht es nun überaus wahrscheinlich, daß diese „Presbyter, welche in Asien mit Johannes dem Herrenschüler zusammen waren“ aus dem Werke des Papias (ca. 145—160) stammen, in dem er Herrenworte gesammelt und erklärt hat. Hier begegnet eine deutliche Berufung auf Joh. 14, 2, die vielen Wohnungen in des Vaters Hause, also eine Kenntniß und ein Gebrauch des Johannesevangeliums bei jenen kleinasiatischen Presbytern, ein Menschenalter vor Papias. Führen die beiden erwähnten Zitate bis ca. 120, so wird 110 als letzter Termin für die Entstehung des Evangeliums zu gelten haben. Hingegen macht Harnack keinen Gebrauch von der genauen Zeitbestimmung für die Entstehung der Johanneischen Apokalypse in ihrer jetzigen Gestalt, keinen Gebrauch nämlich zur Begrenzung der für das Evangelium gefundenen Daten: 80—110. Jene verlegt er auf Grund einer bestimmten Angabe des Irenäus — „gegen das Ende der Regierung Domitians“ — in die Jahre 93—96. Wie aber diese Jahre etwa in die Mitte des oben angegebenen Zeitraums fallen, so bieten sie natürlich für diesen eine starke Stütze, freilich nur, sofern sich Harnack „zu der kritischen Kezerei bekennt, die die Apokalypse und das Evangelium auf einen Verfasser zurückführt.“

Ueber die Entstehungsverhältnisse des vierten Evangeliums besitzen wir eine Reihe legendarischer Nachrichten, die uns Eusebius in seiner Kirchengeschichte erhalten hat. Ich stelle diese zunächst in ihrem Wortlaut zusammen.

1. Buch VI., Kap. 14 berichtet Eusebius:

„Wiederum in denselben Büchern (den Hypotyposen) bietet Clemens (von Alexandrien) eine Ueberlieferung alter Presbyter über die Reihenfolge der Evangelien, die folgenden Wortlaut hat: es seien, sagt er, zuvor geschrieben die Evangelien, welche Genealogien enthalten (Matth. Luk.), dasjenige nach Markus aber habe diese Dekonomie. Als Petrus in Rom öffentlich das Wort predigte und durch den Geist das Evangelium verkündete, hätten die vielen Anwesenden den Markus ermahnt, da er langher ihm nachfolgte und sich seiner Worte erinnerte, das Gesagte aufzuschreiben; nachdem er dann das Evangelium verfaßt, habe er es denen, die darum baten, mit-

getheilt. Als nun Petrus das gewahr wurde, habe er es weder zu hindern noch weiter zu befördern gesucht. Johannes aber, als der Letzte, da er erkannte, daß das Körperliche (σωματικά d. h. die äußeren Umstände) in den Evangelien kundgethan sei, habe, ermahnt von den Kundigen und vom Geiste Gottes getrieben, das geistige (πνευματικόν) Evangelium verfaßt. Soviel Klemens.“

Keinen ausdrücklichen Tadel gegen die Synoptiker sprechen diese Worte aus. Aber jedes Wort, das vom Johannesevangelium gesagt wird, drückt zugleich die anderen herab: es genießt die volle apostolische Autorität — bei Markus wird diese vorsichtig beschränkt; es ist das Pneumatische, Geistige, nur das Körperliche, Äußere haben die Anderen berichtet — bis herab auf Schleiermacher und den bekannten Vergleich mit Plato-Xenophons Bild des Sokrates wirkt diese Kritik nach; es ist endlich unter dem Antriebe eigentlicher Inspiration entstanden: die höchste denkbare, göttliche Garantie wird für dasselbe in Anspruch genommen.

2. Buch III., Kap. 24 erzählt Eusebius ohne namentliche Quellenangabe, mit einem bloßen wiederholten *φασί* (so wird erzählt) seinen Bericht auf eine bestimmte Quelle zurückführend, Folgendes:

„Nachdem schon Markus und Lukas die nach ihnen benannten Evangelien veröffentlicht hatten, sei auch Johannes, (*φασί*), der die ganze Zeit her sich eines ungeschriebenen Kerygma bedient habe, zuletzt ans Schreiben gegangen aus folgendem Anlaß. Nachdem nämlich die drei anderen Evangelien zuvor schon aufgeschrieben, zu Aller und auch zu seiner Kenntniß gekommen waren, habe er zwar (*φασί*) die Wahrheit, wie sie in jenen enthalten, zustimmend anerkannt, jedoch mit dem Beifügen, daß nur die Darstellung in Bezug auf die Anfänge und den Beginn des Kerygma der Thaten Christi in der Schrift (d. h. den drei Ev.) Mängel enthalte.“ Eusebius bricht hier zunächst mit der indirekten Rede ab und beweist die Richtigkeit der letzteren Behauptung durch Hinweis auf die Differenz zwischen Synoptikern und Johannes bei den Angaben über das Auftreten Jesu vor oder nach der Gefangennahme des Täufers (Matth. 4. 11. Mark. 1, 14. Luk. 3, 20). Er fährt dann fort: „Deswegen also, (*φασί*), ermahnt, habe Johannes der Apostel den von den früheren Evangelisten verschwiegenen Zeitraum und das in dieser Zeit von dem Erlöser Vollbrachte (das aber war die Zeit vor der Gefangennahme des Täufers) in dem nach ihm benannten Evangelium überliefert. Er deute auch das selbst an Kap. 2, 11. 3, 24.“ Eusebius fügt

hinzü, wieder in indirekter Rede, wenn auch das bisherige $\varphi\alpha\sigma\iota$ fehlt: „wer diesen Darlegungen aufmerksam folge, werde nicht meinen, daß die Evangelien von einander abweichen“ (da sie ja im Ganzen nur von verschiedenen Zeiträumen aus Jesu Leben berichten), „und billig habe ja überdies Johannes die Genealogie des Erlösers nach dem Fleisch, die von Matthäus und Lukas vorher schon niedergeschrieben war, verschwiegen, und alsbald mit der Theologie (der göttlichen Herkunft) begonnen, sofern diese von dem göttlichen Geiste ihm als dem Besseren ($\chi\rho\iota\sigma\tau\omega\nu$) vorbehalten worden sei.“

Wieder begegnet hier eine Kritik der Synoptiker nach Maßgabe des Johannesevangeliums. Johannes billigt die in jenen gebotene Wahrheit, als sie ihm zu Gesichte kommen, aber er kritisiert einerseits ihren Geschichtsbericht, er ist andererseits in der Lage, als der $\chi\rho\iota\sigma\tau\omega\nu$, der Geistesstärkere, ihren Ausgangspunkt in den Genealogien durch den höheren, theologischen der Logoschristologie zu ersetzen.

Die gleichen kritischen und apologetischen Gesichtspunkte beherrschen endlich auch die Darstellung des Muratorischen Fragments:

„Zum Vierten das Evangelium nach Johannes. Johannes, einer von den Jüngern, hat auf die Aufforderung seiner Mitjünger und Bischöfe erwidert: „Fastet heut drei Tage mit mir, und was einem Seden offenbart worden sein wird, laßt uns einander erzählen“. In der nämlichen Nacht hat Andreas, einer von den Aposteln, die Offenbarung empfangen, daß Johannes Alles auf seine Hand niederschreiben solle, daß sie sämtlich es durchsehen, und deshalb hat, obwohl der Anfang in den einzelnen Evangelien verschieden vortragen wird, das für den Glauben der Gläubigen nichts auf sich, da Alles in einem und zwar dem oberherlichen (göttlichen) Geiste dargelegt worden ist, was sich auf alle Stücke, nämlich auf Geburt, auf Leiden, auf Auferstehung, auf Verkehr mit seinen Jüngern und seine doppelte Ankunft bezieht — zuerst verachtet in Niedrigkeit, was vorüber ist, zum Zweiten prachtvoll in königlicher Macht, was kommen wird. Was ist also Auffallendes daran, wenn Johannes mit solcher Zuversicht Einzelnes auch in seinen Briefen vorbringt, daß er mit Beziehung auf seine Person sagt: „was wir gesehen haben mit unseren Augen . . .“, das haben wir geschrieben“ (I. Joh. 1, 1.) So nämlich giebt er sich kund als Schauer, Hörer und Aufzeichner aller Wunder des Herrn in ihrer Reihenfolge“ (per ordinem).

In all diesen zerstreuten Ueberlieferungsfragmenten tritt uns Dreierlei ganz konstant entgegen: 1) das Johannesevangelium ist nicht nur zeitlich nach den Synoptikern verfaßt, sondern auch unter Berücksichtigung des in ihnen vorliegenden Niederschlags der evangelischen Geschichte. 2) diese Berücksichtigung läuft auf eine Kritik der drei vorhergehenden Evangelien hinaus, die zwar keineswegs durchaus günstig für dieselben lautet, aber nach Erledigung einzelner Anstände doch eine Billigung im Ganzen ausspricht. Aber 3) das Johannesevangelium besitzt durch seine Augenzeugenschaft, durch seine Inspiration, durch sein pneumatisches Wesen eine Reihe von Vorzügen, die es eben so hoch über die anderen erheben als sie die kritisch begründete Anerkennung ihrer Glaubwürdigkeit doch in etwas zweideutigem Lichte zeigen.

Diese Nachrichten stammen aus einer Zeit, in der der Vier-Evangelien-Kanon, das viergestaltige Evangelium, diese heilige Vierzahl, sich voller und allgemeiner Anerkennung erfreut, in der die einzelnen Evangelien daher zu einander im genauesten Gleichgewicht stehen. Aber es ist nicht immer so gewesen. Es hat — das eben lehren die besprochenen Nachrichten — irgendwo in der Kirche des zweiten Jahrhunderts Leute gegeben, die zu Gunsten des vierten Evangeliums die chronologische Reihenfolge der Ereignisse, die Vollständigkeit der mitgetheilten Thatfachen, endlich die geistige Höhenlage in den Berichten der Synoptiker beanstandet haben. Diese Kritik ferner steht in Zusammenhang mit der Veröffentlichung des vierten Evangeliums selbst, ja, sie wird kurzer Hand auf den Apostel Johannes selbst zurückgeführt. — Von höchster Bedeutung müssen diese Nachrichten dem erscheinen, dem die bloße Thatfache des Vier-Evangelienkanons selbst ein schweres Problem darbietet, freilich eines, das das Nachdenken auch nachdenklicher Leute, wie Harnack meint, nur selten hervorruft. Vier Evangelien — plötzlich in der Kirche als die allein maßgebenden Sammlungen von Herrenworten: man kann seiner Verwunderung über diese Thatfache nach sehr verschiedener Richtung hin Ausdruck geben. Woher diese Beschränkung? Das Proömium zum Lukasevangelium läßt uns noch eben in aller wünschenswerthen Deutlichkeit eine Stufe der Evangelienbildung erkennen, auf der von solchem Beschneiden fröhlich wachsender Triebe nichts zu spüren ist. Warum denn sind Hebräer- und Aegypterevangelium — ersteres noch zu Clemens' Zeiten in Aegypten, letzteres zur Zeit des sogenannten zweiten Clemensbriefs, nach Harnack zur Zeit des Bischofs Eoter in Rom um 165 in

höchsten Ansehen — warum sind diese vielgelesenen Schriften untergegangen? Aber auch umgekehrt muß man fragen: noch heute geben uns die Titelüberschriften unserer Evangelien: „nach Matthäus“, „nach Markus“ u. s. w. davon Kunde, daß als heilige Schrift in der Christenheit d. h. als Lesebuch in der einzelnen Gemeinde nur ein Evangelium gelten konnte — wie denn mag es zu dieser merkwürdig-paradoxen Zusammenstellung dreier wesentlich gleichartiger und eines seinem Gehalt nach so weit von ihnen abweichenden gekommen sein? Wir können nicht hoffen, dies Räthsel jemals ganz zu lösen. Ueber das Aneinanderwachsen der drei ersten Evangelien ist so gut wie gar keine Kunde auf uns gekommen. Aber daß der Abschluß des Evangelienkanons mit der Entstehung des Johannesevangeliums zusammenhängen, daß ihm Reibungen zwischen Vertretern der Johanneischen und der synoptischen Anschauungen vorausgegangen sein, daß diese Reibungen nicht mit einem einseitigen Sieg, sondern mit einem Kompromiß zwischen beiden streitenden Theilen geendigt haben müssen — das lassen uns die angeführten Mittheilungen immer noch deutlich erkennen.

Und etwas mehr läßt sich geschichtlich doch noch feststellen. Im Jahre 157, wie jetzt übereinstimmend Harnack und Zahn annehmen, ist in Phrygien Montanus mit seinen Prophetinnen Marimilla und Prisca aufgetreten. In der Erscheinung des Montanismus tritt uns aber zum ersten Mal greifbar ein aktuelles Eingreifen des vierten Evangeliums in den Gang der kirchengeschichtlichen Ereignisse entgegen. Denn die Verheißungen des Johannesevangeliums (c 14—17 u. 10) „müssen als das enthusiastisch durchgeführte Programm des Montanus und seiner Genossen angesehen werden“. Eben die Weissagung von der Sendung des Parakleten war in ihnen erfüllt. Sie leiteten, vom Geist getrieben, die Christenheit in alle, in die letzte Wahrheit, sie gaben ihr das neue Gebot, das an Kraft und Entschiedenheit alle früheren weit hinter sich ließ, sie waren berufen nach Joh. 10, 16. alle Schafe zusammenzuführen in den einen Stall, auf daß eine Herde sei und ein Hirte, und über dem Ort, da das geschah, über Pepusa und Tymion in Phrygien sollte sich der Himmel öffnen, das neue Jerusalem herabkommen und die Vollendung anbrechen. Das Johannesevangelium, eschatologisch-apokalyptisch ausgelegt, bot der neuen Prophetie des ehemaligen Kybelepriesters die Stichworte, die begeisternden Ziele, die in apostolischer Vergangenheit wurzelnde Garantie für die Be-

rechtiung der gegenwärtigen Wirksamkeit im Blick auf eine nahe letzte Zukunft.

Wunderlich — das pneumatische Evangelium, das Evangelium des Logos und des Geistes sehen wir bei seinem ersten entschiedenen kirchengeschichtlichen Auftreten in den Dienst einer recht massiven Frömmigkeit treten. *Habent sua fata libelli.* Es konnte nicht fehlen, daß diese Auslegung oder Benutzung in der Christenheit alsbald auf den stärksten Widerspruch stieß. Zwar der Montanismus wurzelte in der eschatologisch-asketischen Stimmung der ältesten Gemeinde, er war zugleich eine energische Reaktion gegen die nicht nur im Gnostizismus, sondern ebenso auch in den katholischen Gemeinden sich anbahnende Verweltlichung. Aber er verkannte die andersartigen Aufgaben einer neuen Zeit; ihm mangelte das Verständniß für die Schwierigkeiten, welche die Christenheit drückten, die aus den kleinen Verhältnissen heiliger Einzelgemeinden sich anschickte, die Weltkirche zu werden; in diesem neuen Rahmen gedachte er den alten Ernst nicht, wie etwa Marcion, mit einer qualitativ neuen Frömmigkeit, sondern mit einer quantitativen Steigerung des alten Enthusiasmus zu erzwingen. Und bei diesem reaktionären Beginnen sollte das Johannesevangelium die Führungsrolle übernehmen, dasselbe Evangelium, das auch mehr als ein Loosungswort des entgegengesetzten Extremis, der verweltlichenden Gnosis, darzubieten schien?

Gegen die beiden Antipoden, gegen Montanismus und Gnostizismus, wendet sich die Antwort, welche die Benutzung des vierten Evangeliums im Dienste der phrygischen Prophetie hervorrief. In den sechsziger Jahren des zweiten Jahrhunderts tritt in Kleinasien eine Parthei oder richtiger wohl eine Gruppe auf, der allerdings erst Epiphanius den Namen der Aloger, d. h. der vernunftlosen Logosbekämpfer, giebt, die aber übrigens auch Irenäus bekannt sind. Es sind gut-katholische Christen, die sich der gemeinsamen Glaubensregel bedienen: sie bestreiten nicht nur das Recht der montanistischen Auslegung des vierten Evangeliums, sondern, indem sie gleichzeitig der möglichen entgegengesetzten Stellungnahme vorzubeugen suchen, sie schreiben die Apokalypse und das Evangelium — giftig genug — dem Gnostiker Cerinth zu. Was sie historisch an dem Evangelium tabeln, steht in genauem Gegensatz zu der Kritik, die wir vorhin im Interesse des Johannesevangeliums an den Synoptikern geübt fanden: die Anfänge Jesu und des Evangeliums überhaupt sind verkehrt, die Schrift ist doketisch,

gnostisch, denn sie verschweigt die menschliche Geburt, Genealogie u. s. w. des Erlösers. Der Name des Johannes taucht in diesem Streit nicht auf. Wie hätten katholische Christen ca. 160 ein anerkannt apostolisches Buch dem Satansöhne Cerinth zuzuschreiben gewagt? Nur wenn ein Bewußtsein von apostolischem Ursprung des Evangeliums nicht existirte oder mindestens nicht allgemein herrschte, sind auch die Nachklänge dieser kleinasiatischen Streitigkeiten verständlich. Denn die Kritik der „Alloger“ ist nicht ohne Nachhall geblieben. Irenäus in Lyon und Hippolyt in Rom behandeln diese Gegner des Montanismus milde, (Cajus*) in Rom erkennt gar den einen Theil ihrer erstaunlichen These betreffs der Johanneischen Schriften als richtig an: zwar nicht das Evangelium, aber doch die Apokalypse gilt ihm als Werk des syrischen Gnostikers.

Wie eine Antwort auf die Kritik des Synoptikers im Namen des vierten Evangeliums nimmt sich diese Beurtheilung des vierten Evangeliums im Lichte der Synoptiker aus. Kein Zweifel, daß diese letztere der ersteren nur folgen, nicht vorausgehen konnte. Galt es, der montanistischen beziehentlich auch der gnostischen Verwerthung des Johannesevangeliums die Wurzel abzuschneiden, so ist es ganz verständlich, wenn man die kezerische Herkunft desselben behauptet. Aber inmitten dieser Gefahren konnte es Niemandem in den Sinn kommen, das pneumatische Evangelium durch eine Kritik an der feststehenden Autorität der Synoptiker stützen zu wollen. Denn man hätte damit den Feind selbst gestützt oder doch ihm die Waffe geschärft, die er ohnehin schneidig genug brauchen zu können schien. Also führen die Kämpfe um die Geltung und höhere Schätzung des vierten Evangeliums in die Zeit vor dem Montanismus, ohne daß sie bei seinem Auftreten schon zu einem überall anerkannten entscheidenden Abschluß gekommen wären. Zwischen der Entstehung des Evangeliums und seiner endgiltigen Rezeption liegt ein Zeitraum von ca. 50–80 Jahren. Im Gegensatz zu den Synoptikern taucht es auf; die es auf den Schild erheben, lassen harte Worte der Kritik gegen seine schlichteren Vorgänger fallen; in einem Kompromiß erkennen sie dann jene als gleichberechtigt an, weil sie doch nur so ihrem Evangelium die Ebenbürtigkeit zu behaupten vermögen; aber nicht Alle beugen sich sofort unter diese Entscheidung: noch während der montanistischen Wirren hat das Evangelium ganz eigentlich um seine Existenz zu kämpfen.

*) S. Preuß. Jahrb. 92, 212.

Wer aber waren jene Kritiker, die im sichern Besitz eines irgendwie höherstehenden Evangeliums die Synoptiker eben noch zu dulden vermochten? die im Kampf um das Recht ihres Evangeliums der Kirche die größere Gabe des Vierevangelientanons schufen und sicherten? Denn das ist das Wertwürdige an diesen Kämpfen, daß dasselbe Evangelium, welches ursprünglich sich als Gegner seiner älteren Genossen zeigt, schließlich, indem es sein Schicksal unerbittlich mit dem ihrigen verwohen sieht, zum kräftigen Beschützer der erst Befehdeten wird. Läßt sich über die Persönlichkeit nichts ermitteln, der dieses doppelte Wert zuzuschreiben ist? Die Frage nach dem großen Unbekannten, dem Verfasser des vierten Evangeliums, gewinnt hier ein noch höheres Interesse, wenn wir in ihm, sei es nun mittelbar oder unmittelbar, auch den Schöpfer unserer kanonischen Evangelienammlung suchen dürfen.

Aus namenlosen, also auch aus nicht weiter kontrollirbaren Quellen stammten die bisher mitgetheilten Nachrichten, die durchweg Johannes den Apostel, den Zebedäiden in den Vordergrund rückten. Das Muratorische Fragment nennt keinen Gewährsmann, Eusebius (3, 24) gleitet mit einem *φασι* — so wird erzählt — über unsere neugierige Frage weg, Clemens von Alexandrien (Eus. 6, 14) nennt gleichfalls keinen Namen, aber doch eine Gruppe: die alten Presbyter. Nur einmal noch kommt dieser Ausdruck mit leichter Variation bei Clemens (Eus. 6, 13, 9) vor. Da steht er im Zusammenhang mit Ueberlieferungen dieser Presbyter in Bezug auf die Passahberechnung, die ihm aus Klein-Asien zugekommen sind. Man wird geneigt sein, auch die Gruppe, die sich um die Ursprungsverhältnisse des vierten Evangeliums interessirte, dort zu suchen. Und nach Klein-Asien führen uns ja auch die Presbyter, die Irenäus zitiert. Er aber hat, was er von ihnen zu melden weiß, durch die Vermittelung des Papias empfangen. Von diesem letzteren rühren die einleitenden Formeln her: „alle die Presbyter, welche in Asien mit Johannes, dem Herrenjünger, zusammen waren,“ „welche den Johannes gesehen haben,“ „welche Schüler des Apostels waren“. Sie sind da im Allgemeinen als Apostelschüler, im Besonderen als Genossen eines Johannes charakterisirt. Aber diese beiden Näherbestimmungen fließen nicht ineinander über: sie sind entweder Apostelschüler oder Johannesgenossen, Johannes aber ist Herrenjünger, nirgends wird er Apostel genannt. In diesen Kreis nun führt uns das be-

rühmte Papiasfragment — Eusebius (3, 39) hat es uns aufbewahrt —, das von der Entstehung unserer Evangelien, ausführlicher des Markus, kürzer des Matthäus, berichtet. Eusebius schreibt:

„Auch andere Mittheilungen von Herrenworten des zuvor genannten Aristion überliefert er (Papias) in seiner Schrift und ebenso Ueberlieferungen des Presbyters Johannes, auf die wir die Lernbegierigen hinweisen, jetzt es nur für nöthig haltend, eine Ueberlieferung dem Vorhergehenden beizufügen, welche er in Betreff des Markus, der das Evangelium geschrieben hat, bietet in folgenden Worten: „Und so zwar sagte der Presbyter: Markus war Dolmetscher des Petrus gewesen und schrieb genau, so viel er sich erinnerte, jedoch nicht in richtiger Reihenfolge, die Reden und Thaten Christi nieder. Denn weder hatte er den Herrn gehört, noch war er ihm nachgefolgt, später aber, wie gesagt, dem Petrus, der nach Bedürfniß seine Lehrstücke bildete, aber nicht in der Absicht, eine Zusammenstellung der Herrenworte zu verfassen, so daß also den Markus keine Schuld trifft, wenn er nur Einiges, wie er sich desselben eben entsann, niederschrieb. Denn um Eines sorgte er entschieden, nichts, was er gehört, wegzulassen oder daran zu fälschen.“

Das hört sich wie eine Vertheidigung des Markus an. Aber der Anwalt des Evangelisten nimmt seinen Klienten nicht in Schutz, ohne die Berechtigung der an ihm geübten Kritik in bestimmten Grenzen zuzugeben. Und die Urtheile, die so ergehen, werden offenbar von einer überlegenen, autoritativen Persönlichkeit ausgesprochen. Daß Markus nicht Augenzeuge war, wird stark betont. Petrus selbst hatte nicht die Absicht gehabt, ein Evangelium zu verfassen, Markus schreibt erst nach dem Hingang des Petrus aus der Erinnerung, (*prout assequi potuit*, soweit er es erreichen konnte, heißt es im Muratorischen Fragment). Bei aller Anerkennung seines redlichen Bemühens wird die Reihenfolge, die Vollständigkeit seiner Berichte beanstandet. Das Alles sind, zum Theil bis aufs Wort, dieselben Anstände, die wir schon in dem früher Mitgetheilten gefunden haben. Es kann nur eine letzte Quelle sein, aus der alle diese Ueberlieferungen stammen. Nur ein Unterschied tritt scharf hervor: der namenlose Fragmentist bei Eusebius, der Muratorische Kanonist, Klemens von Alexandrien in seinem Presbyterzeugniß, nennen uns als Kritiker an den Synoptikern den Hebedäiden, den Zwölfapostel, Papias einen Kleinasia-

tischen Presbyter Johannes. Eben zwei Johannes' kennt Papias. D. h. der eine, der Apostel, verliert sich bei ihm fast unter den übrigen Aposteln als Einer, mit dem ihn kein besonderes Band verknüpft, während der andere, der Presbyter Johannes in Klein-Asien, ihm als Verfasser von Ueberlieferungen, aus denen er schöpft, wohl bekannt ist. So hat Eusebius selbst das Proömium des Papias verstanden und da er uns den Wortlaut desselben aufbewahrt hat, so sind wir in der Lage, ihn auf die Richtigkeit seiner Interpretation zu kontrolliren. Papias schreibt (Eus. 3, 39) „Wenn aber Einer mir in den Weg kam, der den Presbytern nachgefolgt war, so forschte ich den Worten jener Presbyter nach: was hat Andreas oder Petrus gesagt und was Philippus oder Thomas oder Jakobus oder Johannes oder Matthäus oder ein anderer der Herrenjünger und was sagen Aristion und der Presbyter Johannes, der Herrenjünger.“

Papias forschet nach Mittheilungen über Worte Jesu. Er sucht diese in der mündlichen Ueberlieferung, die ihm als sicherste Quelle erscheint. Herrenjünger müssen es demnach sein, von denen er sich will unterrichten lassen. In weiterer und in engerer Bedeutung findet sich dieser Ehrenname in der ältesten Zeit. Es sind in erster Linie die zwölf Jünger, denen er zukommt, aber weiterhin überhaupt Christen der ersten Generation oder, da diese ihrer Herkunft nach Palästinenser waren, Christen aus der alten jüdischen Heimath. Papias wendet sich nicht an diese unmittelbar. Er muß die Vermittelung der „Presbyter“, offenbar autoritativer Apostelschüler, anrufen. Aber diese Zwischeninstanz verbindet ihn mit beiden: mit dem engeren Kreise der Zwölfapostel, von denen er sieben namhaft macht, und mit dem weiteren der Herrenjünger, von denen er zwei nennt: Aristion und den „Presbyter“ Johannes. Bestimmt ist dieser letztere von dem Apostel gleichen Namens unterschieden. Denn in der Reihe jener sieben nimmt er keine irgendwie hervortretende Stelle ein, während der im weiteren Kreise der Herrenjünger Genannte dem Papias zeitlich näher stehen mag, jedenfalls aber als primus inter pares, als Ehren-Presbyter im Kreise der Presbyter auftritt. Jede andere Auslegung, die die beiden Johannes' konfundiren will, thut den Worten Gewalt an, wie denn jüngst erst der gewaltsame Vorschlag gemacht wurde, den Johannes an erster Stelle kurzer Hand als Glosse zu streichen, denn „es ist an der Zeit, daß wir ihm (dem Doppelgänger Johannes) den verdienten Frieden im Grabe zu Ephesus gönnen“, wozu Holzmann

bemerkte: „kaum war der witzige Todtengräber mit seinem Geschäft fertig, so weckten freilich Bouffet, Harnack, Krüger u. A. den Begrabenen wieder auf“.

Zwei Johannes' nennt Papias. Der eine, der Zebedäide, ist ihm eigentlich unbekannt, er weiß von ihm nichts zu sagen, er ist ihm eine fast mystische Größe, wie die Mehrzahl der Zwölfapostel. Aber den zweiten kennt er, er lebte, vielleicht gar: er lebt in Klein-Asien in hohem Ansehen, der Mittelpunkt eines Kreises von Presbytern, von dem Kunde nicht nur zu Papias, sondern ebenso auch nach Aegypten zu Clemens kam, und der durch Papias' Vermittelung für Irenäus die persönliche Darstellung eines ehrwürdigen Alterthums bildet.

Aber Irenäus weiß ja, daß er der Zebedäide ist. Er nennt mit voller Bestimmtheit den Apostel den Verfasser des vierten Evangeliums. Von ihm allein berichtet er, was er von einem Johannes in Klein-Asien zu sagen hat. Und doch ist es eine sehr dünne Kette, die von Irenäus zum Apostel Johannes führt. Es ist der einzige Polykarp, Bischof von Smyrna, der am 23. Februar 155 als Märtyrer gestorben ist, den Irenäus als Gewährsmann zu nennen weiß. Er soll ein Schüler des Apostels Johannes gewesen sein, von ihm behauptet Irenäus mit eigenen Ohren gehört zu haben, wie er sich auf den Apostel berief. Dies Zeugniß gilt für unwiderleglich. Wie sieht es damit aus?

Zunächst: thatsächlich läßt sich Irenäus auf einem Irrthum verwandter Art ertappen. Er hat auch Papias einen Schüler des Apostels Johannes genannt. Aber Eusebius entgegnet, Papias zeige sich nirgends als Schüler der heiligen Apostel, er beziehe sich nur auf die Bekannten jener, rechne also sich zur dritten Generation. Das heißt, Eusebius behauptet, wie wir ihn interpretiren dürfen, daß Irenäus den Apostel und den Presbyter als Gewährsmann des Papias verwechselt habe. Und Aehnliches läßt sich wohl auch sonst noch beobachten. Den Diakon Philippus, (Apostelgesch. 21, 8. 9) haben Polykrates von Ephesus und Clemens von Alexandrien mit dem Apostel gleichen Namens verwechselt, jener ist in diesem untergegangen. Ueberall blickt man da in die Geschäftigkeit der Ueberlieferung hinein, wo es irgend anging, die Zwölfapostel, von denen die Christenheit, heißen Wünschen entgegen, so wenig wußte, mit einer Wirksamkeit auszustatten, die thatsächlich nicht auf sie zurückzuführen ist.

Die Linie Irenäus — Polykarp — Johannes ruht auf einem

Briefe an den römischen Presbyter Florinus, der höchst wahrscheinlich 190/91 zum Valentinianismus übergetreten ist. An ihn, einen Jugendbekannten, schreibt Irenäus, der Bischof von Lyon (Enfieb. 5, 20):

„Ich sah dich, als ich noch ein Knabe war, in Klein-Asien bei Polykarp, als du dich trefflich hieltst (?) am kaiserlichen Hofe und jenem zu gefallen trachtetest. Denn besser entsinne ich mich der damaligen Erlebnisse als des jüngst Geschehenen. Denn die Eindrücke der Jugend wachsen mit der Seele selbst heran und werden mit ihr eins, so daß ich noch den Ort beschreiben kann, an dem der selige Polykarp sitzend predigte, auch seinen Ausgang und Eingang; den Charakter seines Lebens, die Gestalt seines Körpers. Auch der Predigten selbst entsinne ich mich, die er an die Menge hielt, und wie er sich auf seinen Umgang mit Johannes berief und auf diejenigen mit den übrigen Aposteln, wie er ihre Worte erwähnte und was er von ihnen über den Herrn gehört hatte, über seine Wunder, seine Lehre, wie Polykarp es verkündete als ihm überliefert von Augenzeugen seines Lebens, Alles übereinstimmend mit den Schriften. Das habe ich damals durch die Gnade Gottes, die mir wurde, eifrig angehört, es bewahrend nicht auf dem Papier, sondern in meinem Herzen und dort wiederhole ich es genau durch die Gnade Gottes“.

Also Polykarp hat von seinem Umgang mit Johannes geredet. Irenäus hat das als Knabe gehört. In seinem großen Werk begründet er die Möglichkeit, Polykarp gehört zu haben, damit, daß dieser sehr alt geworden sei, in dem Briefe an Florinus beruft er sich für sein gutes Gedächtniß zweimal auf die Gnade Gottes, er stellt überdies die verständige Erwägung an, daß Jugendeindrücke fester haften als die Erfahrungen eines späteren Alters. Kurz, mit all diesem Begründen zeigt Irenäus nur, daß Florinus und mit ihm wir die Lebhaftigkeit dieser Erinnerungen ebenso erstaunlich wie ihre Genauigkeit im Einzelnen zweifelhaft finden dürfen. Denn davon, daß Irenäus Polykarps Schüler gewesen sei, ist überhaupt nicht die Rede. Es handelt sich durchaus nur um Eindrücke, die der Knabe — Irenäus kann nicht lange vor 140 geboren sein — von dem greisen Christusdiener, den uns das Martyrium Polykarps so schön schildert, empfangen hat. Wie ganz allgemein gehalten, ohne alles besonders charakteristische Detail bleiben auch die Berichte von diesen Eindrücken. Nur einen Ausruf des Greises erwähnt Irenäus scheinbar aus eigener Erinnerung, das oft wiederholte:

„O lieber Gott, auf was für Zeiten hast du mich aufbewahrt, daß ich dergleichen ertragen muß“. Wie berechtigt ist dies Schweigen bei dem Manne, der so gern mit Zeugnissen der Alten prunkte! Ein Bild also des edlen Greises, dem Florinus nahe gestanden haben muß, nicht mehr, stand vor der Seele des Irenäus; und mit diesem Bilde war die Rede desselben von einem Andern, einem Johannes, auf den er sich berief, verknüpft. Daß dieser der Zwölfapostel gewesen sein muß, daß nicht dieselbe Verwechslung vorgelegen haben kann, wie sie dem Irenäus bei Papias begegnet ist, — wer möchte doch das apodiktisch behaupten? Nur so lange gegen diese Knabenerinnerungen sich keinerlei Widerspruch erhebt, kann man irgend etwas auf sie bauen. Stellt sich aber eine andere Ueberslieferung ihnen entgegen, eine Ueberslieferung, die auch nur mit einigem Grunde den Anspruch auf Gehör erheben kann, so kann es kaum zweifelhaft sein, nach welcher Seite sich die Waage senken wird. Wir kehren von Irenäus zu Papias zurück.

Die früher besprochenen legendarischen Nachrichten hatten den Ursprung des Johannesevangeliums mit einer Kritik an den Synoptikern verknüpft. Die kritische Beurtheilung der Vorläufer hatte dem pneumatischen letzten Evangelium die Wege gebahnt. Kritiker und Evangelist waren in einer Person zu suchen. Die Legende war einstimmig der Meinung, diese Person in dem Zebedäiden Johannes, dem Zwölfapostel zu besitzen. Da tritt Papias dazwischen. Dieselbe Kritik, die wir zuvor in legendarischer Verbreitung kennen gelernt haben, tritt uns nun in einfachem geschichtlichen Gewande entgegen. Es ist ein Kreis von kleinasiatischen Presbytern, ihr Mittelpunkt ein „Presbyter Johannes“, der sie übt. So weit führt Papias. Ueber die Abfassung des vierten Evangeliums selbst ist bei ihm nichts zu lesen. Das heißt, die wenigen erhaltenen Fragmente enthalten darüber nichts. Mit einer kurzen Bemerkung über Matthäus — „Matthäus schrieb die Herrenausprüche in hebräischer Sprache nieder, es übersezte sie aber ein Feder, so gut er konnte“ — reißt der Faden bei Eusebius ab. Sollte sich über jenen Kreis von Presbytern nichts weiter ermitteln lassen?

Im Jahre 1893 hat der Engländer Conybeare im armenischen Kloster Etchmiadzin einen merkwürdigen Fund gemacht. In einem dortigen Evangelientodex schließt das Markusevangelium wie in unsern besten Handschriften mit Kap. 16, 8. Darauf folgt in sollenner Schrift, genau wie bei den Ueberschriften „nach Matthäus“, nach Markus“ u. s. w. eine Aufschrift: „Vom Presbyter Ariston“,

und unter dieser Aufschrift erscheint dann unser jetziger unechter Markusschluß, die Verse 9—20, die sich in unseren Ausgaben vielfach unter den Text verwiesen sehen. Daß Ariston Aristion sei, der neben dem „Presbyter Johannes“ im Papiasfragment Genannte, ist naheliegend genug. Aber Papias erzählt ja überdies ausdrücklich von Diegesen der Herrenworte d. h. von evangelischen Berichten, die Aristion verfaßt habe. Wir wußten von diesem Kleinasiaten bisher weiter nichts. Jetzt kennen wir eine seiner Diegesen: unser jetziger Markusschluß ist sein Werk. Aber mit dieser Bereicherung unserer Personalkenntniß ist die Bedeutung des Fundes natürlich nicht erschöpft. Der unechte Markusschluß, d. h. also die Diegese des Aristion, ist an die Stelle eines ursprünglich anderslautenden getreten. Ueber den Inhalt dieses letzteren lassen sich aber sehr bestimmte Vermuthungen aussprechen. Das in dem nämlichen Jahre 1893 aufgefundene Fragment des Petrus-evangeliums fährt (Vers 58—60) nach Erwähnung der Flucht der Frauen vom Grabe (vergl. Mark. 16, 8) fort: „Es war aber der letzte Tag der Ungefäuerten und gar Viele zogen fort, um zurück zu kehren zu ihren Häusern (in ihre Heimath), da das Fest zu Ende war. Wir aber, die zwölf Jünger des Herrn, weinten und trauerten, und ein Jeder ging, trauernd wegen des Geschehenen, in sein Haus. Ich aber, Simon Petrus, und Andreas, mein Bruder, nahmen unsere Netze, und gingen zum Meere, und es war mit uns Levi, der Sohn des Alphäus, den der Herr . . .“ Damit bricht das Fragment ab. Nach Galiläa (vergl. Mark. 16, 7. 14, 28) an den See Genesareth führt es. Dort wird Petrus die erste Erscheinung des Auferstandenen erlebt haben (vergl. Luk. 24, 34. Paulus I. Kor. 15, 5). Anders konnte ein „Petrusevangelium“ nicht schließen. Aber es folgt dabei seiner Vorlage. Als das Petrinische hat unser Markusevangelium von jeher gegolten. Mit Markus berührt sich aufs Nächste der Bericht von den Frauen am Grabe im Petrus-evangelium. Markus allein kennt den Levi, Alphäus' Sohn, Markus läßt erwarten, daß die Erscheinungen des Auferstandenen in Galiläa erfolgen werden. Mit der Restitution des Felsenjägers wird unser jetziges zweites Evangelium ursprünglich geschlossen haben.*) — Ist dieser Schluß gestrichen worden und an seine Stelle der jetzige unechte getreten, so ist es die im Lukas-

*) Lebhaft hat sich gegen diese Bevorzugung der „Galiläischen Tradition“ jüngst erklärt: Loofs, Die Auferstehungsberichte und ihr Werth, Festschrift zur Christlichen Welt Nr. 33. Leipzig 1898.

und Johannes-evangelium bevorzugte Ueberlieferung von den Erscheinungen des Herrn am dritten Tage in Jerusalem, die als Motiv zu diesen Aenderungen zu erkennen ist. Denn auch der Verfasser des Johannes-evangeliums kannte den alten Markus-schluß. Aber er hat ihn nicht an der rechten Stelle gefunden. Wie am Eingang so werden auch hier am Schluß *ordo rãtic*, Reihenfolge der Ereignisse nicht seine volle Billigung gefunden haben. Denn wiewohl dies Petrus-erlebnis Joh. 21 nach den Jerusalemer Erfahrungen Kap. 20 undenkbar ist, wie denn diese späte Wiederherstellung des Petrus dem sicheren Berichte des Paulus widerspricht, will Joh. 21, 14 die Erscheinung am See Genesareth als dritte, nicht als erste, zählen. Deutlich liegt hier ein Kompromiß zwischen zwei Ueberlieferungen vor: die Petrinisch-Galiläische ist nicht, wie das im unechten Markus-schluß der Fall ist, ganz verdrängt, aber sie ist ihrer Bedeutung beraubt, in eine zweite Linie zurückgedrängt: Die Jerusalemitischen Berichte sind in den Vordergrund gerückt.

Hier sehen wir den Kreis der kleinasiatischen Presbyter an der Arbeit. Sie kritisieren und redigieren den Evangelienstoff, ganz wie alle die uns bekannten legendarischen Nachrichten es verlangen. Aber unwillkürlich sehen wir uns nun auch weiter geführt. Der Kritiker läßt sich nun vollends vom Evangelisten nicht trennen. Und haben wir mit Recht die Nachricht des Papias von dem Presbyter Johannes als demjenigen, der die Kritik am Markus-evangelium übte, festgehalten, so bleibt uns nun nur noch der Schluß übrig: dieser Presbyter, kein Anderer, wird auch der Verfasser des vierten Evangeliums gewesen sein. Und merkwürdig: während Apokal. 1, 1 bei dem Namen des Verfassers, Johannes, „der Apostel“ fehlt, wie auch weiterhin in dem Buche nichts auf apostolische Abfassung hindeutet, ist es im zweiten und dritten, übrigens namenlosen, Johanneischen Briefe, „Der Presbyter“, der sich als Schreiber kundgibt. Ist das nicht der Presbyter Johannes? Im vierten Evangelium selbst aber weisen 19, 35 und 21, 20—23 (wenn man dies Kapitel nicht als Nachtrag vom Ganzen trennen will) auf einen andern als den Zebedäiden als Verfasser hin. Daher kann es ja nicht die Meinung sein, den Apostel Johannes für die Frage nach der Herkunft des Evangeliums völlig zu eliminieren. Irgendwie, aber für uns kaum faßbar, führt die „Johanneische Ueberlieferung“ immer wieder zu der Säule der Jerusalemitischen Gemeinde (Galat. 2, 9) zurück. Aber nicht er, sondern nur begeisterte An-

hänger — mögen sie nun in Palästina oder Klein-Asien zu suchen sein — können ihm den Namen gegeben haben des Jüngers, den der Herr lieb hatte, der an seiner Brust lag, der unter seinem Kreuze stand. Als Selbstbezeichnungen umschließen diese Namen eine unerhörte Selbsterhebung, als Ausdruck begeisterter Anhänglichkeit sind sie wohl verständlich. Und nehmen wir nun an, daß unter diesen Anhängern Einer war, der auch Johannes hieß, der, ein reichbegabter Geist, das Erbe apostolischer Zeit mit Bucherzinsen zu mehren wußte, wie verständlich wird dann Beides, daß er seinem Namen die unterscheidende Bezeichnung „der Presbyter“ beifügt, mit diesem unterscheidenden Beinamen im Kreise seiner Genossen und Schüler genannt wird — und daß er den Apostel umgekehrt mit jenen Umschreibungen nennt, die mehr sagten als der Name selbst auszudrücken vermochte. Und warum sollte das nachapostolische Zeitalter oder die Generation richtiger, die Apostolisches und Nachapostolisches mit einander verknüpfte, warum sollte sie keine wahrhaft großen und tiefen Christen hervorgebracht haben, die die Wasser des christlichen Glaubens in ein neues Bett zu leiten wußten, das Bett der hellenischen Bildung? Was Paulus begonnen, führt Johannes fort. Nur nicht der Johannes, der Jesu nachfolgte, den wir uns nicht anders als im Typus der Synoptiker des Meisters Rede weitertragend denken können, sondern Einer, der, der ersten Generation schon ferner stehend, mit neuen Zungen das Evangelium zu predigen wußte, und der dennoch an Geist und Glauben hoch und frei genug dastand, seine Hand schützend auch über den schlichteren Evangelienchriften zu halten, die er vorgefunden hatte: der Presbyter Johannes in Klein-Asien, der Verfasser des pneumatischen Evangeliums und zugleich der Schöpfer des Vier-Evangelien-Kanons.

Die Mitarbeit unserer Städte am deutschen Civilproceß.

Academische Antrittsrede.

Von

Johann Christoph Schwarz.

Wer heute vom Brandenburger Thor aus den Thiergarten durchschreitet, der sieht beim Uebergange über die Siegesallee an der Lehne der zunächst stehenden Rundbank auffragen: die Marmorhalbfigur eines Mannes, dessen vorgestreckte Linke ein aufgeschlagenes Buch umfaßt, während in der zum Kinn hinaufgehobenen Rechten die Schreibfeder ruht.

Es ist der edle Schöffe Eike von Repkow, der Verfasser des Sachsenspiegels, den der Künstler so dargestellt hat. Vielleicht etwas zu nachsinnend, zu grübelnd; denn jener Mann hat wohl nicht mühsam Sätze schmiedend und feilend gearbeitet, sondern aus reicher Lebens- und Berufserfahrung heraus mit sicherer Hand sein Buch gefördert. Doch die Einzelheiten der Darstellung sind nebensächlich. Wir dürfen uns freuen, daß nun mitten unter uns dieses Steinbildniß hinweisen wird auf einen deutschen Mann, der bescheidenen Sinnes nur das von den Vätern überlieferte Recht aufzeichnen wollte und nicht ahnen konnte, daß er damit eine nationale That von unermesslicher Tragweite vollbrachte. Sein Werk hat in Mittel- und Norddeutschland heimatliches Recht erhalten und gestärkt zu bevorstehendem Kampfe, hat auch nach Süddeutschland hinübergewirkt. Der Sachsenspiegel ist dann hinausgezogen zu den muthigen Colonisatoren des Nordostens von Europa, hat deutsches Recht getragen bis an die Gestade des finnischen

Meerbusens und nach Osten hin bis tief hinein in polnisches Ländergebiet.

Den die Gerichtsverfassung und den Rechtsgang behandelnden Lehren des Sachsenspiegels erwuchs schon nach kaum fünfzig Jahren jenseits der Alpen ein gefährlicher Feind in einem anderen „Spiegel“, dem *speculum judiciale*, dem Gerichtsspiegel des Guilelmus Durantis, — eines Südfranzosen von Geburt, in Italien wohlgeschult in römisch-geistlicher Rechtsgelehrsamkeit, eines hochstehenden päpstlichen Beamten.

Als die Summe aller Weisheit auf diesem Rechtsgebiete, als das für immer und für alle Völker allein wahre Recht enthaltend ist die Arbeit jenes Italieners von unseren deutschen Juristen betrachtet und gepriesen worden im fünfzehnten, zum Theil auch noch im sechszehnten Jahrhundert. Das war bei uns die Zeit der Reception, der Ueberfluthung Deutschlands mit italienischem, römisch-canonischem Rechte. Eine Revolution von oben herab, wie sie in diesem Umfange und in solcher Schärfe kein zweites europäisches Culturvolk neuerer Zeit zu überstehen gehabt hat. Deutsches Rechtsgebiet allein weist diese Erscheinung auf, zu deren Erklärung ich hier nur auf zwei bedeutsame Momente hinweisen kann: Unser einheimisches Recht hatte in wuchernder Triebkraft sich aufs äußerste zersplittert in partikularen Bildungen; vom deutschen Reiche jener Tage war Hilfe in einigender Gesetzgebung nicht zu erwarten, und doch regte sich schon das Bedürfniß nach Rechtseinigung. Und unser Gerichtsverfahren, angepaßt den Ansprüchen einer längst entschwundenen Zeit, war im Laufe der Jahrhunderte völlig erstarrt in Formenzwang; man strebte heraus aus solchem Zwange nach Befreiung. Nach beiden Richtungen hin konnte allerdings das fremde Recht Hilfe bringen, aber nur um hohen Preis. Denn die Entwicklung von innen heraus, die doch bei uns schon an der Arbeit war, wurde nun abgebrochen und abgelöst durch die Vergewaltigung von außen her: unser Gerichtswesen wurde entnationalisirt, romanisirt.

Vom nationalen Standpunkte ist vor allem schwer zu beklagen, daß die Romanisirung vielfach mit so rücksichtsloser Gewaltthätigkeit vollzogen wurde. Man schlug eben das bestehende alte einfach nieder, um Raum zu schaffen für das neue, fremde Recht. Und gegen die deutschen Juristen jener Zeit, so weit sie bewußt voringen, wie namentlich in der von ihnen beherrschten Gesetzgebung, wären wir auch noch heute nach 400 Jahren berechtigt, bittere

Vorwürfe zu erheben. — Besser doch ist's, wir lernen von ihnen; wir lernen von ihnen, wie wir es nicht zu machen haben, wenn wir unserem Volke eine dauernd segensreiche Gesetzgebung bringen wollen. Denn zu derart verantwortungsvoller Arbeit gehört immerdar zweierlei: ein fühler Kopf und ein warmes Herz; unseren Romanisatoren des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts aber fehlte beides. Sie waren verstandesmäßig, und nur verstandesmäßig erwärmt, überhitzt sogar zu Gunsten des großartigen „Weltrechts“, das aus der märchenhaften Culturstätte Italien zu uns herüberdrang. Herz für das Recht unseres Volkes, Verständnis gar für unseres Volkes Recht auf sein Recht war bei ihnen nicht vorhanden. Nicht unseres Eike von Repkow deutscher Sinn war ihnen zu eigen, — Durantis, der Diener des kosmopolitischen Papstthums war ihr Vorbild.

Derart schroff indessen vollzog sich die Uebernahme des italienischen Rechts doch wohl nur im Süden und Südwesten Deutschlands und den Rhein entlang bis etwa nach Köln hinab. In den nach innen liegenden Gebieten und nach Norden hin in den Ländern sächsischen Rechts war der Vorgang unvergleichlich maßvoller, weil hier die Widerstandskraft des nationalen Rechts ungleich größer war: Eike von Repkow hatte eben nicht umsonst geschrieben.

Aber nicht diesen Gegensatz von Nordost- und Südwest-Deutschland habe ich hier zur Darstellung zu bringen, sondern einen anderen: den Gegensatz zwischen Landrecht und Stadtrecht.

In den Gebieten des conservativeren, schwerfälligeren Landrechts hatte sich das Gerichtsverfahren länger unberührt in alter Formenstrenge erhalten. Wer dieser Formenstrenge entgehen wollte, der mußte die Gerichte umgehen und in schiedsgerichtlichem Verfahren Hilfe suchen, was denn auch in jener Zeit häufig genug geschah.

Die Städte zeigen ein wesentlich anderes Bild. Hier, in den Verkehrsmittelpunkten, wo zunächst unser modernes Leben sich vorbereitete, wo zur Bewältigung der neuen Bedürfnisse in Handel und Wandel neue staats- und gemeinderechtliche Bildungen sich aufgethan hatten, — hier legte man schon früh die bessernde Hand auch an das Gerichtsverfahren. Handelsverkehr, Creditgewährung verlangten eine objectivere Sicherung, als sie geboten war so lange dem Beklagten regelmäßig das Recht zustand, durch seinen verneinenden Eid die Vertragsforderung des Klägers zu beseitigen.

Nach altem Proceßrechte schloß nur die entgegenstehende eigene sinnliche Wahrnehmung des Gerichts diesen Unschuldszeid aus: Augenschein, worüber nöthigenfalls Gerichtszeugniß abgelegt wurde. In den Städten (z. B. in Hamburg, Lübeck, Riga) stellte man nun dem Gerichtszeugnisse gleich die Aussage nur zweier Gerichts- oder Rathspersonen über außergerichtliche Wahrnehmungen. Viele Städte (u. a. Nürnberg, Wien, Bamberg, Bremen) gingen noch weiter: die Obrigkeit wählte und beeidigte eine Reihe glaubhafter Bürger, die, wenn sie als Geschäftszeugen hinzugezogen worden waren, danach ihre Aussage mit der Wirkung eines Gerichtszeugnisses abgaben, — es sind das die *denominati, jurati*, die „Genannten“, „Geschworenen“. Magdeburg und die norddeutschen Hansestädte bildeten schon früh die Klage mit Zeugenangebot aus; danach wurde, falls der Kläger gleich bei der Klageerhebung sich auf Zeugen berief, der Beklagte zum Unschuldszeide nur zugelassen, wofern er denselben ebenfalls durch Zeugen schwur bekräftigen konnte.

Solche Einrichtungen kennzeichnen zunächst eine behutsame Entwicklung, wie sie stets sich vollzieht, wenn von innen heraus das Recht eines Volkes nach Erneuerung strebt. Aber unterschätzen darf man jene Einzelbildungen doch auch nicht. Sie drängten alle nach demselben Ziele hin: der innerste Kern des alten Rechtsganges wurde erschüttert, die Alleinherrschaft des formalen Eidesrechtes sollte gebrochen, auch im bürgerlichen Prozesse sollte, soweit möglich erschien, nach Ermittlung und Feststellung des wahren Sachverhalts gestrebt werden. — Dies nun als Grundlage der Rechtspflege hatte das mittlerweile untergegangene classische Culturvolk des Rechts, das römische, schon anderthalb Jahrtausende früher in aller Reinheit durchgeführt. Es liegt auf der Hand, daß an diesem so überaus wichtigen Punkte die neue fremdrechtliche Lehre, als sie zu uns gelangte, in den Städten willkommen heißen werden mußte.

Doch auch davon abgesehen; als die glänzende Wiederbelebung der Culturerrungenschaften der alten Welt in die Erscheinung trat, in der Zeit der Renaissance, da waren es in erster Reihe die Städte, in denen angesammelter Reichthum, aristokratische Lebenshaltung zur Pflege von Kunst und Wissenschaft führten. Die städtischen Geschlechter waren fortan ernstlich bemüht, den Söhnen gründlichere, reichere Bildung zu verschaffen. Im Zuge der Renaissancebewegung liegt für Deutschland auch die Vertiefung in das römische, italienische Recht. Die Gerichtsübung unserer süd-

deutschen Städte hat wohl schon früh fremdrechtliche Lehren zur Anwendung gebracht; denn von Süddeutschland haben ihren Ausgang genommen die sogenannten Stadtrechtsreformationen, der energische erste Versuch, durch Verbindung römischer und deutscher Rechtsätze im Wege der Gesetzgebung unser Gerichtsverfahren zu erneuern, zu reformiren. An der Spitze habe ich zu nennen die berühmte Nürnberger Reformation von 1479 in den betreffenden Abschnitten, und daneben möchte ich stellen das Stadtrecht von Freiburg im Breisgau vom Jahre 1520. Beide Arbeiten zeichnen sich aus durch entschieden maßvolles, besonnenes Vorgehen; ein Umstand, der für die Freiburger Reformation umsomehr ins Gewicht fällt, als an dieser Gesetzgebung den Hauptantheil gehabt hat der berühmte deutsche, doch ausschließlich romanistisch gebildete Jurist jener Zeit, Ulrich Zasius. Solche Besonnenheit war aber nicht überall vorhanden und hielt auch nicht lange vor. Schon die Wormser Reformation von 1498 zeigt viel weiter gehende Neigung zum fremden Rechte hin, und die späteren Arbeiten, — ich hebe aus der großen Zahl nur hervor: Frankfurt a. M. (1578), Hamburg (1603), Straßburg (1620) — sie alle weisen als ordentlichen Proceß fast ausschließlich den italienischen auf. Der Höhepunkt dieser romanisirenden Proceßgesetzgebung unserer Städte fällt, wie mir scheint, in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, danach beginnt die Reaction. Es ist z. B. nicht ohne Interesse, daß die Rigasche autonome Stadtrechtsreformation von 1673, obgleich das Rigasche Recht vielfach Tochterrecht von Hamburg war, doch auf dem Gebiete des Proceßrechts ganz entschieden das Hamburger Vorbild verließ, um sich dem neuen sächsischen Verfahren zuzuwenden.

So hatten die deutschen Städte schon im Mittelalter die nothwendige Umgestaltung unseres Proceßrechts selbständig angebahnt und dann, auf dem Wege weiter schreitend, die gesetzgeberische Romanisirung zuerst in Angriff genommen. Als diese Bewegung allgemein geworden war, seit etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts geräth die städtische Proceßgesetzgebung ins Stocken, um dann fast ganz aufzuhören. Von einzelnen Ausnahmen sehe ich ab, nur Bremen muß hervorgehoben werden, wo die Romanisirung des Verfahrens zunächst der Praxis überlassen blieb und erst im Jahre 1750 ein vollständiges Proceßgesetz erging, das dann allerdings für jene Zeit hervorragend war, wesentlich neueres sächsisches Recht brachte. Im allgemeinen aber läßt sich sagen, daß seit dem

17. Jahrhundert die Landesregierungen es sind, die auf dem Gebiete der Proceßgesetzgebung die Führung übernehmen.

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Handelt es sich um ein Erlahmen der rechtsbildenden Kraft in den Städten; etwa um einen Indifferentismus, parallel laufend dem Sinken der äußeren Macht der Städte, die ja fortan immer mehr zurücktraten vor den erstarkenden Territorialstaaten? — Ich glaube, daß ein solcher Erklärungsversuch zum mindesten nicht ausreicht, auch ein anderer Umstand kommt in Betracht.

Charakter und Art, innerer Werth und äußerer Erfolg eines gerichtlichen Verfahrens bestimmen sich keineswegs ausschließlich nach den speciell für den Rechtsgang erlassenen Vorschriften. In gleichem Maße wirkt mit die Gerichtsverfassung, die sogar den Ausschlag geben kann, insofern je nach dem Träger des Richteramts eine verschiedene Auslegung oder Handhabung der Rechtsgangsnormen zulässig erscheint. Jenes auffällige Aussetzen der städtischen Proceßgesetzgebung beruht wohl auch darauf, daß in den Städten die Gerichtsverfassung befriedigte und die Möglichkeit bot, das Verfahren dem Wandel der Anforderungen anzupassen ohne förmliche Gesetzesänderung. Die Gerichtsübung konnte sich dem Bedürfnisse anschmiegen und wurde doch gehalten durch eine feste, lebendige Tradition. Dies aber war in unseren Städten so möglich nur deshalb, weil die alten deutschen Gerichtshegungsgedanken sich geflüchtet hatten in die städtischen Verfassungsbildungen, um dort — der neuen Zeit entsprechend in neue Formen gebracht — ihr Leben fortzusetzen.

Staatlich ist die deutsche Gerichtshegung insofern schon zu den Zeiten von Cäsar und von Tacitus gewesen, als ja die principes, die Fürsten es waren, die das Urtheil ausgaben. An ihre Stelle tritt später der staatliche Beamte, der Graf. Doch „gefunden“, „geschöpft“ wurde das Urtheil nicht von jenen, sondern vom Volke, von der Gerichtsgemeinde oder von ihrem Ausschusse, den Schöffen. Als diese Volksrechtssprechung nach der Uebernahme des fremden, gelehrten Rechts in die Brüche ging, da war es natürlich, daß die jetzt allein „des Rechts weisen“, die doctores, die Räte der Fürsten sich in die Gerichte hinein drängten. Und nicht lange währte es, da drängten sie die Vertreter der Volksrechtssprechung aus den Gerichten hinaus. So ist der regelmäßige Gang in unseren monarchischen Territorien, namentlich für die oberen Instanzen, — so auch beim Reichskammergerichte.

Anders in den städtischen Republiken.

Die Gestaltungen sind ursprünglich verschieden; doch zum Theil aus der alten Gerichtsverfassung heraus, in Anlehnung an das Schöffenthum hatte sich das Stadtre Regiment organisirt. Die Geschlechterverfassung, die vielleicht auch für die Städte ein ausschließlich gelehrtes Richterthum ermöglicht hätte, war längst in inneren Kämpfen gesprengt worden. Breitere Schichten der Bevölkerung, vielfach auch der Handwerkerstand, erlangten Zutritt zum Stadtre Regiment, das zugleich — wo die Städte soweit selbständig geworden waren — Träger der Gerichtsbarkeit war und dauernd blieb. Die Formationen sind mannigfaltig, regelmäßig doch war der Rath die zweite Gerichtsinstanz und Delegirte aus seiner Mitte saßen auch in der ersten Instanz, den „Niedergerichten“. Dem Bedürfnisse nach rechtsgelehrter Berathung im Richtercollegium genügten die Städte zunächst durch Anstellung gelehrter Juristen als Stadtschreiber, als Syndici; unter den Vertretern der Rathsfamilien fanden sich späterhin brauchbare Juristen wohl stets in genügender Anzahl. Aber die obere Gerichtsinstanz war zugleich städtische Obrigkeit überhaupt, sie mußte verfassungsmäßig auch Vertreter der ungelehrten Berufe zu ihren Mitgliedern zählen. Das alte, allein urtheilende Schöffenthum freilich starb ab auch in den Städten, selbst der Name ging meist verloren; aber — und dies ist der springende Punkt — das allein schaltende gelehrte Richterthum, und gar das Beamtenrichterthum der monarchischen Territorien vermochte nicht, sich auch in den städtischen Republiken durchzusetzen. Das verhüteten die anderen Machtfactoren, indem sie eifersüchtig wachten über ihrem verfassungsmäßigen Rechte auf Theilnahme am gesammten Stadtre Regiment, also auch an der Rechtspflege. Machtfragen beeinflussten so zugleich die Umbildung der städtischen Gerichtsverfassungen, die in Folge dessen von den alten Gerichtshegungsgedanken nicht schlechthin alles über Bord warfen, sondern, was lebenskräftig war, lebendig erhielten.

Volksrechtsprechung im früheren Sinne beanspruchte man angefihts der Veränderungen im Rechte garnicht mehr. Es lag überhaupt wohl weniger eine positive Bewegung vor, als eine Ablehnung. In der Ablehnung kommt ja zumeist die Volksüberzeugung anschaulich zum Ausdruck! Man wußte zunächst nur, was man nicht wollte, und das war eben das ausschließlich berechtigte, gelehrte Richterthum. Immerhin ließ sich solch ablehnende Haltung begründen: Nach altem Rechte durften die Parteien

selbst in ihrem entscheidenden Rechtsaide zugleich Thatfachen erlebigen, von denen das Gericht vielleicht überhaupt nichts erfahren hatte. Das hörte nun auf. Denn nach dem neuen Rechte mußte zunächst der wahre Sachverhalt als Grundlage für den Rechtspruch, gemäß dem Parteivorbringen und dem Beweismaterial, vom Gerichte festgestellt werden. Zu solcher richterlichen Thätigkeit aber waren doch wohl mindestens ebenso geeignet wie der gelehrte Jurist: die mitten im Leben stehenden Männer, die Berufsgenossen der Parteien.

So entwickelte sich in unseren Städten das, was wir heute „Schöffengericht“ nennen: gelehrter Richter und ungelehrte Vertreter der Gerichtsgemeinde bilden das Gericht, beide grundsätzlich einander gleichberechtigt. Eine gewisse Arbeitstheilung ergiebt sich von selbst: bei Beurtheilung der That, der Beweisfrage mag häufig — nicht zum Schaden der Sache — den „Schöffen“ das Uebergewicht zufallen; kommt dagegen die Rechtsanwendung in Betracht, so wird regelmäßig der rechtskundige Richter seine wohlbegründete Ansicht durchsetzen. Jedenfalls waren auf diese Weise im Schoße der städtischen Gerichtscolliegen gesichert die beiden unerläßlichen Grundlagen aller gesunden Rechtsprechung: Kenntniß des Rechts und Kenntniß des Lebens. Die Gleichstellung und Verschmelzung aber innerhalb des Gerichtskörpers unterdrückte oder milderte doch den verderblichen Gegensatz, der bezeichnet wird durch die Schlagworte „theoretische Rechtslehre“ und „practisches Lebensbedürfniß.“ Und die ganze Einrichtung, die den uralten, nationalen Gedanken der Berechtigung des Volkes zur Theilnahme an der Rechtsprechung nicht untergehen ließ, — sie erhielt in den Städten vollends ihre Weihe dadurch, daß eben die Mitglieder des obersten Stadtreiments es waren, die auf den Richtersthühlen saßen.

Dieser zuletzt erwähnte Umstand leitet hinüber zu noch einer anderen bedeutsamen Gerichtsformation in den deutschen Städten.

Dem mittelalterlichen Richter deutschen Rechts — nicht den Schöffen, die waren das wandelnde Gesetzbuch — dem Richter standen gewisse Rechtsschutzbefugnisse im Interesse der Parteien zu. Er ordnete der unbeholfenen Partei einen Rechtsbeistand aus der Zahl der Schöffen bei, den Fürsprecher. Er durfte, wenn das von den Schöffen gefundene Urtheil ihm ungerecht erschien, die Schöffen anweisen, sich besser zu berathen, bei einem anderen Schöffencollegium Rath zu holen. Nach einigen Stadtrechten (Hamburg z. B.) durfte er sogar die von den Parteien nicht angefochtene

Urtheilsfindung von sich aus zur Nachprüfung „an den Rath ziehen“. In gewissen Fällen konnte aber auch der alte sächsische Richter allein, ohne Schöffen oder Gemeindeumstand, richten; dann nämlich, wenn die eigentliche Rechtsfrage (also wer zum Eide kommen müsse) nicht streitig war noch sein konnte. — Es ist nun ein Verdienst der deutschen Städte, in Anknüpfung an diese Sätze des alten Rechts schon früh, namentlich zur Erledigung der Streitfachen des täglichen Verkehrs, des kleinen Mannes, eine Einzelrichterinstanz ausgebildet zu haben. Bemerkenswerth ist dabei, daß für das Verfahren in solchen Fällen irgend ausführliche Vorschriften überhaupt nicht gegeben wurden, mußte doch nach der Natur der Sache der städtische Einzelrichter oft genug als autoritative Vergleichsstelle segensreiche Thätigkeit üben. Zur Zeit der beginnenden Reception war dieses städtische Einzelrichterthum offenbar bereits consolidirt, der Laienspiegel behandelt es als zum „Bürgermeisteramt“ gehörig. Ein solches, zum belehrungs- und schutzbedürftigen Manne aus dem Volke sich herabneigendes Richterthum wurde später freilich auch im Landrechte entwickelt und hat nach Jahrhunderten den Ausgangspunkt gebildet für die großartige preußische Proceßreform der Friedericianischen Zeit. Doch den Vortritt haben auch in diesem Punkte die Städte genommen, und im Landrechte war es jedenfalls nicht möglich, für einen Einzelrichter die große Autorität zu beschaffen, die sich in den Städten von selbst ergab durch die Verbindung jener Rechtsschutzzpflichten, überhaupt des Einzelrichterthums mit der höchsten Würde im Gemeinwesen, dem Bürgermeisteramte.

Sagte ich vorhin, daß die städtische Proceßgesetzgebung seit dem siebzehnten Jahrhundert fast aufgehört habe, so muß ich jetzt ergänzend hinzufügen, daß durch Ausbildung solcher Gerichtsverfassungen und zumal durch ihre Aufrechthaltung bis in unser Jahrhundert, bis an die Schwelle unserer Zeit — unsere Städte mehr beigetragen haben zur Bewahrung gesunder deutscher Proceßgedanken, als durch jene älteren Gesetzgebungen unmittelbar über das Verfahren.

Nur an einem der entscheidenden Punkte möchte ich kurz veranschaulichen, was ich meine:

Der theoretische Streit über die Abgrenzung von Richter Gewalt und Parteirecht in Bezug auf die Sachverhaltfeststellung im bürgerlichen Verfahren schwebt seit gut hundert Jahren. Auf der einen Seite steht das „Verhandlungsprincip“, das den Richter

bindet ausschließlich an das Parteidorbringen, auf der anderen Seite das „Offizialprincip“, gipfelnd in dem von Suarez in der preussischen Gesetzgebung des vorigen Jahrhunderts aufgestellten Satze, daß umgekehrt der Richter Pflicht und Recht habe, von sich aus dem wahren Sachverhalte nachzuforschen. Auch heute noch wird dieser Schulstreit zuweilen noch recht lebhaft geführt, weil unser Gesetz vermittelnd steht, ohne doch überall klare, zweifelfreie Directive zu geben. — Vielleicht wird doch auch in diesem Punkte die geschichtliche Entwicklung nicht immer genügend berücksichtigt. Am Gegensatze von Stadtrecht und Landrecht neuerer Zeit vermögen wir zu lernen, daß in die Controverse mit hineinspielt die Frage nach der Person des Richters. Si duo faciunt idem non est idem: es ist in der That nicht einerlei, ob die gleichen Befugnisse beigelegt werden einem so oder einem anders besetzten Gerichte. Denjenigen, die heute noch das den Richter so beengende „Verhandlungsprincip“ vertheidigen, dient — wenn auch unausgesprochen — als beste Stütze doch wohl das Mißtrauen, das sich so leicht dem gelehrten Richter gegenüber einstellt. Und ohne alle Berechtigung ist ja ein solches Mißtrauen nicht, weil auch der beste Jurist als solcher noch keine Sicherheit dafür bietet, daß er stets offenes Auge und richtiges Verständniß auch für das Leben und dessen Bedürfnisse haben werde. — Die städtischen Gerichtsverfassungen hatten durch Aufnahme der „Schöffen“ in das Gerichtscollodium solchem Mißtrauen den Boden entzogen. In den Städten war im Gegentheil Vertrauen in die Gerechtigkeitspflege besonders nahe gelegt, einmal weil die hochgestellten Richter in der That nach außen völlig unabhängig waren, und sodann, weil den Richterrechten auch erkennbare Richterpflichten zur Seite gesetzt waren.

In Hamburg und Lübeck nannte man noch in diesem Jahrhundert das Einzelrichterthum der Bürgermeister oder delegirten Rathsherren („Prätoren“) die „Dieleninstanz“. Also die Diele, der anheimelnde Eintrittsraum, den wir ja heute noch dort in den älteren Häusern finden, sie diente zugleich als Gerichtsstelle. Ich meine, daß solchem Brauche der Väter doch ein guter Gedanke untergelegt werden darf: auch dem Geringsten hatten die hohen Stadtrichter sogar ihr eigenes Haus zu öffnen, wenn Rechtshilfe zu bieten war; und die obersten Würdenträger im Stadtsaate durften sich nicht für zu gut halten, wenn sie vertrauensvoll um Rechtsschutz angesprochen wurden. — Das ist anschauliche Be-

thätigung von heute sogenannten „socialen Gedanken“, und zwar an einem Punkte, der practisch von allergrößter Bedeutung ist, bisher aber doch vielleicht nicht überall genügende Berücksichtigung gefunden hat!

Es ist klar, daß bei derart gefunden Grundlagen der Gerichtsverfassung Gericht und Parteien einander genähert, ihre Verhandlungen leichter unter die Herrschaft der bona fides gebracht werden konnten. Treue und Glauben auch im Prozeßrechtsverhältnisse der Parteien zu einander und zum Gerichte, — das ist ein hohes Ziel, dem unsere Gegenwart mit mehr oder minder Bewußtsein doch wohl zustrebt in Wissenschaft wie in Gesetzgebung.

Nun meine ich wahrlich nicht, daß hiernach die städtische Rechtspflege in den hinter uns liegenden Jahrhunderten thatsächlich eine ideale gewesen sein müsse. Im Gegentheil, ich weiß sehr wohl, daß gerade die Vereinigung von oberster Staatsgewalt und Richterthum in derselben Hand oft genug intra muros der Städte Mißbrauch und Druck herbeigeführt hat; und bedenklich ist auch die schlaffere Aufsicht, die sich leicht einstellt im kleineren Gemeinwesen, dessen staatliche und gesellschaftliche Formationen sozusagen sich decken, zusammenfließen. Es ist hier eben wie in allen menschlichen Dingen: zuletzt entscheiden nicht nur die Einrichtungen, die Maßregeln, sondern auch und zumeist die Männer, die zu ihrer Anwendung berufen sind. — Aber wir heute sind doch so berechtigt als verpflichtet, den in jenen deutschrechtlichen Bildungen ruhenden Gedanken nachzugehen, sie ihres entbehrlichen Beiwerks zu entkleiden und ihren idealen, nationalen Kern zu verwerthen, auf daß wir unser heutiges Gerichtswesen bessern und für unsere Richterstühle auch immer die rechten Männer finden.

Das in den Städten entwickelte „Schöffengericht“ ist freilich eine republikanische Einrichtung. Allein es ist eben nicht anders, in unserer deutschen Anschauung von Recht und Gericht steckt nun einmal ein republikanisches Element, — das sich aber sehr wohl verträgt mit dem monarchischen Sinne unseres Volks und mit unseren monarchischen Institutionen. Wir haben doch auch heute schon das Schöffengericht, nicht etwa nur für die niedere Strafrechtspflege, sondern auch im bürgerlichen Verfahren, und zwar an hervorragender Stelle: in den landgerichtlichen Kammern für Handelsfachen. Als die Reichstagscommission in erster Lesung die gesonderten Handelsgerichte abgelehnt hatte, da hat unser stets energig für sein Interesse eintretender Kaufmannsstand doch durch-

zusehen gewußt, daß ihm in dieser Weise die Theilnahme an der Rechtsprechung in Handelsachen gewahrt blieb. Der Schöffengerichtsgedanke ist von uns in Preußen verwerthet worden bei Organisation der Instanzen für die Verwaltungsrechtspflege (Kreisauschuß, Bezirksauschuß). Und im Reiche haben wir für das Consularwesen, für das öffentliche Versicherungswesen, neuerdings auch für das Gewerbewesen — überall das „Schöffengericht“. Die Entwicklung ist also im Flusse, sie wird verallgemeinert werden. Das muß auch geschehen, weil nur so die Kluft überbrückt werden kann, die doch auch heute schon zuweilen sich aufthut zwischen dem Beamtenrichterthum und der nicht im Rechte geschulten Bevölkerung. Nur so auch kann unseren Gerichten das ihnen gebührende Vertrauen gesichert werden.*)

Unser deutscher Richterstand braucht wahrlich in Leistungsfähigkeit und Integrität den Vergleich mit irgend einem anderen Richterstande der Welt nicht zu scheuen. Trotzdem und gerade deshalb dürfen wir — im Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung der städtischen Gerichtsverfassungen — noch weitere Anforderungen stellen.

Wir brauchen ein innerlich vornehmes Richterthum, dem jeder Gerichtseingeseffene sich willig unterwirft, das, als schönste Prerogative des Hochstehenden, für sich Recht und Pflicht in Anspruch nimmt, Gerechtigkeit auch dadurch zu üben, daß es ausgleichend eintritt, selbst eintritt zu Gunsten der schwächeren, unbeholfeneren Partei. Und deshalb brauchen wir ein in allen seinen Stellen social hochstehendes Richterthum. Das kann uns — die Worte sagen es schon — der Staat allein nicht schaffen. Hier muß die Gesellschaft mit eintreten und in richtiger Selbstbewertung zum Gemeingute machen den doch so selbstverständlichen Gedanken, daß bei uns im Rechtsstaate auch der beste Mann eben nur gerade gut genug ist, um als Richter zu sitzen über uns anderen. Sociale Sitte und bewußte Haltung des Standes selbst können auch allein unseren Richtern jene wahre Unabhängigkeit gewähren, die, anschaulich für jedermann, jedermann gegenüber sich die rechte Autorität erzwingt. Bei uns wird es manchen befremden, es giebt aber doch zu denken, was Gneist uns beiläufig aus England be-

*) Vgl. R. Schneider, (Landgerichtsrath in Kassel) „Landwirthschaftliche Schöffengerichte,“ im 81. Bande dieser Jahrbücher, Heft 2 S. 819 ff. Ich habe diese treffliche, gehaltvolle Abhandlung, die mit Wärme und Sachkunde energisch für eine Verallgemeinerung des „Schöffengerichts“ eintritt, bei meinen obigen Ausführungen wiederholt verwerthet.

richtet: „eine Ertheilung von Orden an Richter findet dort nicht Statt. Als Richtertradition gilt sogar der Grundsatz, nur einmal im Leben zu Hofe zu gehen, um sich der Majestät vorzustellen und zu danken, und nachher nicht wieder.“

Soll ich zusammenfassen, so möchte ich sagen: es handelt sich um sittlich=rechtliche Gedanken, die in den Vordergrund treten müssen, damit auch der Schein der Berechtigung denen genommen werde, die zuweilen noch heute den bürgerlichen Proceß betrachten als eine Maschine mit dem obersten Zweck, richterliche Fehlgriffe und namentlich richterliche „Uebergriffe“ möglichst zu erschweren; — es handelt sich am letzten Ende darum, unsere Rechtspflege tüchtig zu machen auch für die Erfüllung ihrer höchsten Aufgabe, — die aber ist: läuternden, erziehenden Einfluß zu üben auf Sittlichkeit und Rechtsbewußtsein unseres Volks in allen seinen Schichten.*)

Im Fluge lassen sich solche Ziele nicht erreichen. Sie deshalb als unerreichbar garnicht aufzustellen, wäre verkehrt, kleinmüthig einem großen, aufstrebenden Volke gegenüber. Zur Erreichung müssen aber immer wieder bei uns — in Wissenschaft und Gesetzgebung — vorhanden sein die beiden Vorbedingungen, die ich schon nannte: der kühle Kopf, der u. a. auch den rechten Zeitpunkt für ein Fortschreiten zu wählen, das Maß des jeweilig erreichbaren zu berechnen weiß; und dazu das warme Herz, das freilich nicht mangeln darf.

Wer aber entschlossen ist, sich die großen Errungenschaften unserer historischen Schule nicht rauben zu lassen, wer festhält an der Ueberzeugung, daß „wahrhaft lebensfähiges Recht“ für unser Volk sich überhaupt „nicht erfinden, sondern nur finden“ läßt,**) weil eben unser Recht einen Bestandtheil unserer geschichtlich gewordenen nationalen Individualität bildet, — wer so denkt, der wird es wahrlich an Herzenswärme nicht fehlen lassen, wenn er tiefer eindringt in die Fragen, die ich hier ja nur oberflächlich habe berühren können.

Denn es sind Kernfragen unseres nationalen Gerichtswesens; Fragen, von denen, angeichts der Verdienste unserer Städte um deutsches Proceßrecht, auch heute noch für uns ein gutes Wort des

*) Vgl. Materialien z. d. neuen österr. Civilproceßgesetzen, Wien 1897, Bd. I, S. 741. (Bericht des Permanenzausschusses des Abgeordnetenhauses.)

***) D. Gierke, Naturrecht u. deutsches Recht. Breslauer Rektoratsrede, Frankfurt a. M. 1888. S. 9.

Mannes gilt, von dessen Steinbild im Thiergarten ich meinen Ausgang nahm. — Ich denke an den Spruch, den Meister Eike von Repkow vor mehr als 650 Jahren seinem Buche als Geleitwort mit auf den Weg gab, an den schlichten, wackeren Reimspruch, den ich in unserer Redeweise vielleicht so wiedergeben darf:

Dies Recht hab' ich ja nicht selbst mir erdacht,
Das haben von Alters an uns übermacht
Unsere guten Vorfahren.
Ich wills — so ich kann — nur bewahren!



Die moderne Stilbewegung.

Von

G. Ebe.

Man hörte in letzter Zeit oft von einem Niedergange der Kunst, von einem Abwirthschaften der Modestilarten und einer hieraus hervorgehenden Stilllosigkeit sprechen. Diese Bemerkungen waren nicht ohne Grund, aber sie deuteten nur auf das Ende einer Epoche, welche nun einer neuen Blüthe Platz machen sollte. In Wirklichkeit steht die Kunst im alten Glanze mitten im Leben und ist selbst noch lebendig, wie dies am besten die neueste mächtige, zu neuen Zielen hindrängende Bewegung beweist, welche man kurzweg als „die Moderne“ bezeichnet. Eine frische Kunstrichtung tritt kampflustig auf den Plan und geht ernstlich darauf aus, dem Alten und Abgelebten ein Ende zu machen. Man wird diese Begeisterung für das Neue vielleicht als Strohfeder taxiren, indeß wird man doch wohl mit der Thatsache rechnen müssen, daß der prometheische Funke in der Menschenbrust nicht erlöschen kann, daß die Lust zu selbstschöpferischen Thaten eine unverlierbare Eigenschaft des Menschengeistes ist, welche immer wieder im Stande ist, die unbegreiflichsten Umwandlungen der Kunst hervorzurufen. Sollte eine Zeit wie die unserige, welche in ihrem Forschungsdrang die Erde nach allen Richtungen durchkreuzt, welche, man möchte sagen alle Tage, neue naturwissenschaftliche Probleme ergündet, allein das Kunstgebiet als ein Caput mortuum ansehen, aus dem aller Geist herausdestillirt ist? Es ist dies nicht zu glauben, und es widerspräche auch der Forderung der Totalität, zu welcher die Menschennatur hindrängt. Jedenfalls wollen wir uns im Nach-

stehenden die neue Kunstrichtung auf ihre innere Berechtigung einmal genauer ansehen.

Sollte es sich vorläufig auch nur um Versuche in der modernen Stilrichtung handeln, was noch keineswegs ausgemacht ist, so wären auch diese wichtig genug, um auf ihren Inhalt geprüft zu werden; denn in der Kunst reizt das Anstreben mehr als der ruhige Besitz und das Vollendete verliert sofort an Werth. Ruht, wie Altmeister Goethe sagt, in der Sehnsucht das größte Glück und darf die wahre Sehnsucht nur auf Unerreichbares gerichtet sein, so kann sich das heutige Geschlecht, dem eine so große Umwälzungorschwebt, wohl als das glücklichste preisen.

Es mag nur ein Zufall sein, daß gerade am Ende unseres Jahrhunderts, ähnlich wie an der Wende des vorigen, sich eine Epoche vorbereitet; denn selbstverständlich muß ein zufälliger chronologischer Abschnitt, wie der Abschluß eines Jahrhunderts nicht nothwendig einen Wendepunkt im Geistesleben bezeichnen; aber immerhin verknüpft sich mit dem Fin-de-siècle eine besondere Idee von einem Abschluß des Alten und dem Emporkommen des Neuen, die nicht ganz ohne treibende Wirkung auf die Geister sein mag.

Seit dem Beginn der modernen Stilbewegung in der bildenden Kunst bis heute ist bereits mehr als ein Jahrzehnt vergangen, so daß es möglich sein wird, die leitende Idee und das wirklich Erreichte in einem gewissen Zusammenhange darzustellen, unabhängig von dem falschen Antheil des Augenblicks und dem verwirrenden Streit der Meinungen. Die Bekenntnißformel der modernen Richtung lautet nun: Das Wiedermachen alter Stile soll abgethan, die historische Stilschablone soll beseitigt werden, und an Stelle derselben sollen originelle, dem heutigen Empfinden entsprechende Bildungen gesetzt werden. Friischer Naturalismus, poetische Auffassung und Volksthümlichkeit gelten als die ersten Erfordernisse, welche zu dem erstrebten Ziele führen sollen. — Freilich fehlt es vorläufig noch sehr an einem allgemeinen Zutrauen zu der Leistungsfähigkeit des Neuen, und es wird vielleicht eher gelingen, den Wasserstoff zu verflüssigen, als die Meinung über „die Moderne“ in eine feste Formel zu bringen.

Die Gegner der Bewegung wollen dieselbe nur für eine vorüberziehende Mode halten. Nun ist zwar die Mode ein wahrer, nie versiegender Jugendbrunnen für den nothwendigen Wechsel von Ideen und Formen, aber sie bedeutet nicht immer einen Fortschritt;

oft genug ist ihre einzige Berechtigung der Gegensatz zum Vergangenen. Danach wäre auch möglicher Weise die neue Richtung keine weittragende, keine Aufregung zu frischer That, getragen von tiefer Empfindung für das Schöne, sondern nur ein Irrlicht für das in seiner Alterschwäche noch einmal jung sein wollende Jahrhundert, oder das Neue wäre überhaupt nicht wirklicher, als der zweite Mond der Erde, dessen Dasein vorläufig nur eine Hypothese ist. Manchen der Gegner erscheinen Neuerungen in der Kunst im Ganzen unerheblich und sicher nicht als solche, die sich mit den Fortschritten in den Wissenschaften, mit der Erfindung neuer Heilmethoden, den wunderbaren Wirkungen der Röntgenstrahlen, der Telegraphie ohne Leitungen u. A. in Vergleich stellen lassen. Indeß ist ein eigentlicher Vergleich der wissenschaftlichen Leistungen mit den künstlerischen ausgeschlossen, das Schöpferische dieser liegt auf einem ganz anderen Gebiet, obgleich das Beispiel des großen Leonardo da Vinci zeigt, daß sich das höchste Kunstvermögen wohl einmal mit dem erfindenden Geiste auf dem Gebiete der Naturgesetze vereinigen kann. Die geistigen Thätigkeiten fließen aus derselben Quelle und sind sich ebenbürtig, wie es auch das großartige Beispiel Goethes beweist. Man kann auch weiterhin den Gegnern zugeben, daß die Grundlagen, auf denen der neue Stil sich aufbauen soll, zu manchen Bedenken Anlaß geben; so ist der Naturalismus als Gegensatz zur stilisirten Form keineswegs zum ersten Male ins Feld geführt, und die poetische Auffassung der Lebensvorgänge hat schon gelegentlich einen unschmackhaften Symbolismus zur Folge gehabt; auch die Betonung des Volksthümlichen ist bei dem augenblicklich der neuen Richtung anhaftenden Internationalismus keineswegs am Platze. Andererseits kann aber geltend gemacht werden, daß so manche wissenschaftliche Errungenschaften der Neuzeit, wie die Erkenntniß der Wirkung der Bakterien auf den menschlichen Organismus, die Heilkraft der thierischen Gifte u. A. noch ebenfalls zum Theil hypothetisch sind und die Eigenschaft der Tagesmoden, das Verfallen in eine gewisse Uebertreibung, theilen.

Kommen wir nun zu dem Kernpunkte der künstlerischen Bewegung, so finden wir denselben in dem allen anderen Kunstzweigen in der Umbildung zum Neuen vorangeeilten Kunstgewerbe, soweit sich dasselbe mit der Ausstattung unseres Heims beschäftigt. Die Malerei hat durch das Aufkommen der Freilichtmalerei, die Plastik durch die Wendung zur rückwärtslosen Lebenstreue und zur

Wahl der aus dem täglichen Leben gegriffenen Stoffe große Strecken eines neuen Weges zurückgelegt und in der spröderen Architektur beginnt mindestens der Stilpurismus einer freieren Auffassung Platz zu machen; aber es ist doch in erster Linie das Kunstgewerbe, welches eine neue vielversprechende Bahn gefunden zu haben scheint und auch bereits Erfolge aufzuweisen hat. Hochbegabte Künstler haben sich wieder des Handwerks bemächtigt, haben versucht, die Formen der Innendekoration, der Möbel und Geräthe, der Gewebe und Tapeten aus dem Gebrauch und dem Material zu entwickeln, frei von der hergebrachten geistlosen Nachahmung der historisch-stilistischen Schablone. Was könnte wohl wichtiger und zugleich volksthümlicher sein, als eine Kunst, die sich mit der Veredelung unserer täglichen, häuslichen Umgebung beschäftigt? Dieses Bestreben kommt allen Kreisen des Volkes zu Gute, auch den weniger bemittelten Klassen. Wie Antäus aus der erneuten Berührung mit der mütterlichen Erde, so schöpft der Künstler neue Kraft aus der innigen Versenkung in die nationale Wirklichkeit. Vielleicht führt der Aufschwung des Kunstgewerbes noch weiter und verhilft zur Begründung eines neuen Architekturstils; es würde sich in diesem Falle nur ein Vorgang wiederholen, der bereits einmal gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Rokokoperiode zu bemerken gewesen ist.

Die neue Bewegung ist eine allgemein europäische, wie es auch nicht anders sein kann. Die europäische Völkerfamilie, zu welcher auch der Abstammung wegen die Amerikaner zu rechnen sind, beherrscht politisch und wirtschaftlich die ganze Erde, und sie ist es allein, in der eine Fortentwicklung der Kunst stattfindet. Einzelne orientalische Länder mögen uns noch in einigen altererbten kunstgewerblichen Zweigen überlegen sein, aber sie beharren auf der einmal gewonnenen Stufe der Entwicklung. Die ersten Schritte zu Neuschöpfungen auf dem Gebiete der inneren Ausstattung der Wohnräume mit Geweben, Tapeten und Möbeln wurden in England gethan. Hauptsächlich war es die Jugend, welche sich mit Begeisterung den neuen Ideen hingab, aber auch aus den Kreisen der älteren Künstler fanden sich Profelyten, sowohl reine Realisten wie Idealisten, welche sich der Regeneration des Kunstgewerbes zuwandten. In der Bildung einer neuen Formenwelt machte sich indeß ein Anstoß von außen bemerkbar, der von der japanischen Kunst der Flächendekoration

ausging; es wird, deshalb nothwendiger Weise hier ein kurzer Abriss derselben gegeben werden müssen.

Der Stil der Japaner ist vor etwa tausend Jahren von China herübergekommen, wurde aber durchaus national umgestaltet. Die Hauptbethätigung liegt auf dem Felde der Malerei. Ebenso wichtig wie die Nachahmung der Natur ist das Kopiren der Zeichnungen der alten Meister gewesen, so daß stets ein Schulzusammenhang stattgefunden hat. Japanische Eigenthümlichkeiten sind die große Sicherheit der Zeichnung, ein feines Naturgefühl, das Betonen des Landschaftlichen, der Mangel einer Linearperspektive, das Uebertreiben der Luftperspektive, das Vermeiden von Schatten und Reflexen, dagegen das Hervorheben der Spiegelungen im Wasser. Japanische Lackwaaren, Porzellane und Bronzen kamen schon seit dem 17. Jahrhundert nach Europa, und übten mit dem Chinesischen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen merkbaren Einfluß auf den europäischen Dekorationsstil, indem sie mit dem Rokoko verschmolzen, mit dem sie durch den Naturalismus eine gewisse Verwandtschaft hatten. Der japanische Holzschnitt und Buntdruck wurde indeß erst seit etwa zwanzig Jahren in Europa bekannt, und es konnte nicht fehlen, daß diese Erzeugnisse eine bedeutende Wirkung auf die Auffassung der neuen Ornamentformen ausübten, der dann im Kunstgewerbe seine Verwerthung fand. Die Japaner selbst äußern eine große Gleichgültigkeit gegen ihre Kunstgeschichte, der Gang derselben mußte erst durch europäische Forschung festgestellt werden. Die japanische Kunst hat viel Stil, aber keine Neigung zum Idealisiren, ihr eigentliches Gebiet ist das realistische, oft humoristisch aufgefaßte Genre und das impressionistische, ausschnittsweise wiedergegebene Landschaftsbild, in Verbindung mit Thier- und Menschengestalten; sie ist entschieden volkstümlich.

Das japanische Ornament zeigt eine Vorliebe für lange, schlankgebogene Linien, während die Spiralkanke selten vorkommt. Unter den zur Verwendung kommenden Blütenmotiven sind die zahlreichen Chrysanthemum-Arten zu nennen, dann die phantastischen Nachahmungen von Zwergbäumen und Wurzelgeflechten. Die Sumpfpflanzen einzeln oder als ganzes Vegetationsfeld kommen zusammen mit den niedrigen Thierarten, welche in diesen Landschaften leben, zur Darstellung. Die Wiedergabe der Waldwiese, des Farbenteppichs mit Gräsern, Kräutern und Halbsträuchern, mit Lilien und anderen Blumen kehrt oftmals wieder. Die

Japaner verwenden überhaupt eine ungeheure Anzahl von Pflanzenmotiven, vom Baumstamme bis zu den kleinsten Gräsern herab. Von Thieren sieht man besonders die Languste, die Libelle, den Fisch stets in einer gewissen Stilisirung. Vor Allem ist die japanische Kunst nicht gelehrt symbolisch, sondern giebt Formen, die ohne besondere Vorbildung verständlich sind. — Die Wirkung, welche die Japaner mit den einfachsten Mitteln in ihren Landschaften hervorzubringen wissen, ist ganz erstaunlich; so wird beispielsweise in einer Seelandschaft mit Inseln durch Abstufung eines einzigen Farbentons eine außerordentliche Fernwirkung hervorgebracht; eine andere Landschaft mit Enten, welche im Begriff sind, sich auf einen Teich niederzulassen, wirkt durch die gestrichelten Abkürzungen, indem man von dem Teiche nur das Schilf gewahr wird. Die figürlichen Szenen zeigen oft Schauspieler in ihren Rollen, die Gestalten in einfacher Bornehmheit, die Gewänder in ungebrochenen Farben ausgetuscht, ohne Schatten, in einer gewissen Uebereinstimmung mit den europäischen Buchmalereien des frühen Mittelalters. Eine anmuthige Gartenszene zeigt einen jungen Mann, der einem jungen Mädchen den verfliegenen Federball wiedergiebt; auf einem anderen Blatte läßt ein Gaukler zum Ergötzen der Kinder einen Pferdekopf tanzen u. s. w. Reizende Malereien finden sich auf den Kämmen, welche von den japanischen Frauen als Zierstücke im Haar getragen werden; sie bestehen aus Holz oder Elfenbein und sind mit Lackfarben und Gold, sowie mit Genreszenen, Thierbildern und ganzen Landschaften geschmückt. Die plastischen Arbeiten bleiben nicht hinter den gemalten zurück. Besonders anmuthige kleine Schnitzwerke bilden die etwa zollgroßen Netze, deren man sich zum Befestigen der Medizinbüchse und des Tabaksbeutels am Gürtel bedient. Fliegende Vögel, Kiefernzweige mit dichten Nadelbüscheln, blühende Glyzinien, Chrysantemumzweige mit Schmetterlingen u. A. vervollständigen den Kreis der Darstellungen, in dem auch die Thon- und Metallvasen mit feinen Ornamentmustern und naturalistischen Figuren einen bedeutenden Raum einnehmen.

Das Prinzip der japanischen Ornamentik, die unbedingte Anlehnung an frische Naturbeobachtung, wurde nun auch von der in Europa neu zur Geltung kommenden Kunstströmung aufgenommen; und in diesem Sinne wurden die alten klassischen Muster, die Athlustranke, der Lorbeerzweig, Palmetten und Lotosblüthen durch heimische Pflanzenbilder, der Delphin und der Greif durch heimische

Thierbilder ersetzt. Auch in die Tafelmalerei ging das in Japan übliche Betonen des landschaftlichen Elements über. Neben diesen grundsätzlichen Anregungen fehlte es allerdings auch nicht an unmittelbaren Nachbildungen der japanischen Formen und zugleich an phantastischen Uebertreibungen des Einzelnen. Den nächsten Schritt zur praktischen Einführung des neuen Pflanzenornaments bildeten einige in Deutschland und Frankreich erscheinende Werke, welche sich mit der Pflanze und ihrer ornamentalen Verwendung beschäftigten, und welche ohne die japanische Anregung wohl nicht in dieser Art zu Stande gekommen wären. Eines dieser Werke „die Pflanze in Kunst und Gewerbe,“ von Anton Seder und anderen Künstlern herausgegeben, gehört zu den bahnbrechenden Arbeiten und muß deshalb hier erwähnt werden. In der Vorrede des genannten Werkes wird ganz richtig darauf hingewiesen, daß das Wesentliche einer architektonischen Stilbildung nicht in der Dekoration, sondern in der Konstruktion liegt, daß die Beschränkung, welche sich die alten Stile in der Benutzung weniger Pflanzentypen auferlegten, dem strengen Stilgefühl, der Forderung einfachster Verständlichkeit für den wiederkehrenden Gedankeninhalt, also einer der ersten Bedingungen für die Klassizität entsprang. Das Seder'sche Werk giebt nun allerdings das Bild der natürlichen Pflanzen und Thiere in einer Ausdehnung auf eine größere Anzahl von Spezialitäten, zeigt aber zugleich die Stilisirung derselben, in mehrfacher Berührung mit der japanischen Auffassung. Die Anwendung der Formen bewegt sich wesentlich auf dem Gebiete der kunstgewerblichen Dekoration und bietet vorzügliche Anregungen für die Komposition von Geweben, Tapeten, Gefäßen und Schmuckgegenständen, während der Kreis des eigentlich Architektonischen kaum berührt wird.

Ein zweites Werk dieser Richtung, „La Plante et ses applications ornamentales“ von Eugène Grasset in Paris, geht wieder von dem Gedanken aus, daß man die todte Kunst der vergangenen Jahrhunderte nicht kopiren solle, und vermeidet deshalb jede Wiedergabe des überlieferten Ornaments. Nach Grassets Meinung soll der moderne Künstler das archäologische Wissen ganz abstreifen und jede Tradition abweisen, um einzig auf die Nachahmung der Natur zurückzukommen. Die Auffassung der Pflanze geht bei Grasset so ziemlich parallel mit der in dem Seder'schen Werke, indeß ist in Wirklichkeit die Stilisirung keineswegs so frei von traditionellen Anlehnungen, wie der Verfasser verspricht — wie

dies in der That aber auch gar nicht erforderlich ist. Die Anwendung soll sich wieder nur auf das Kunstgewerbe beschränken.

Das schätzenswerthe Werk M. Meurers in Berlin „Die Pflanzenformen“ tritt zu den obengenannten Arbeiten in einigen Gegensatz, indem der Verfasser von dem Grundsatz ausgeht, daß sich die technischen Künste fortdauernd gewisser überkommener Typen, als der einmal gefundenen, entsprechendsten Ausdrucksformen ihrer Ideen bedienen müssen. Der Künstler will indeß keine bedingungslose Nachahmung des stilistisch Fertigen, sondern redet einer frischen Naturnachahmung das Wort, verlangt aber für die schmückenden Pflanzenformen der architektonischen Gliederungen, auf die es ihm vorzugsweise ankommt, eine strenge Stilisirung, wie dieselbe in den altorientalischen, in den griechischen und römischen Stilen im höchsten Maße erreicht ist. Palmette, Lotos und Akanthus würden als allgemeine Schemata neben den neueren Pflanzenformen immerhin ihre Geltung behalten. — Endlich bietet das Handbuch der Pflanzenornamentik von Ferd. Moser eine Formenlehre, in reichlichen Motiven nach natürlichen Vorbildern, als Vorarbeit für eine nachfolgende Stilisirung, aber keineswegs im Sinne des Japанизmus.

Wenden wir uns nun nach England als dem Lande zurück, in welchem sich die angekündigte neue Richtung zuerst auf praktischem Felde bethätigt hat, so liefert eine dort seit 1888 erscheinende Zeitschrift „The Studio“ ein übersichtliches Bild des Geleisteten, nicht allein des auf englischem Boden Erwachsenen, sondern auch des in anderen Ländern Entstandenen. Nun müßten dem nachstehend gegebenen Referate eigentlich Abbildungen zur Seite stehen, da diese jedoch fehlen, so fühlt sich vielleicht einer oder der andere Leser veranlaßt, sich in den Jahrgängen der genannten Zeitschrift umzusehen, um den Mangel zu ergänzen. Als bezeichnend für unsere Zeit mag an dieser Stelle beiläufig der übergroße Antheil erwähnt werden, den die literarischen Arbeiten an der Verbreitung der neuen Ideen genommen haben. Dabei mag es sich wohl ereignet haben, daß Frau Tama kräftig in ihr Horn gestoßen hat, um gewisse Künstlerpersönlichkeiten in den Glanz einer bengalischen Beleuchtung zu rücken; aber dies ist ja ganz im Sinne des modernen Empfindens, welches in der Kunst wie in der Politik die Person an die Stelle der Sache zu setzen liebt und jedenfalls in jener mit größerer Berechtigung.

In den englischen Tafelbildern des neuen Stils, von denen

„The Studio“ eine Auswahl bietet, zeigt sich fast durchweg ein dekorativer Zug, der wohl mit japanischen Studien zusammenhängt, und ein Betonen der Farben- und Lichtwirkungen, welche den Gedankenausdruck in den einzelnen Gestalten, namentlich in den Köpfen zurückdrängt. In dem Inhalt der Gemälde ist eine starke Hinneigung zur neuesten Pariser Schule zu bemerken, die mit Vorliebe die Wiedergabe unbekleideter Frauengestalten in ihren Kreis zieht. Wie denn seiner Zeit der Impressionismus und die Freilichtmalerei, die im engsten Zusammenhange stehen, von der französischen Schule ausgegangen sind, und noch immer die Leit-motive der neuen Richtung bilden. Wie bekannt, verzichten die Impressionisten auf die Modellirung und geben nur ebene Flächen, die mit Farbenflecken bedeckt sind. Bemerkenswerther Weise gelangt diese Malweise zu ähnlichen Resultaten wie die japanische Kunst und erinnert wie diese an die Buchmalereien des frühen Mittelalters. Eine weitere stark hervorstechende Eigenthümlichkeit der modernen Malerei, die aber jedenfalls mit japanischen Studien zusammenhängt, ist die intime Verbindung des Figürlichen mit der Landschaft. Ein beliebter, nur zu oft wiederholter Kunstgriff ist der Kontrast parallel aufsteigender unbelaubter Baumstämme zu bewegten Menschenbildern; auch die häufig wiederkehrenden Vordergrundstudien nach der Natur deuten den Quell an, aus dem die neue Richtung schöpfen will.

Einzelne Künstler führen das Traumhafte und Visionäre in ihre Kompositionen ein, und versuchen sogar Geister in zweifelhafter Körperlichkeit darzustellen, wieder andere verfallen in impressionistische Farbenexperimente und geben mehr Studien als Bilder. Um nur Einzelnes und zunächst Englisches namhaft zu machen, so giebt Solomon J. Solomon mit Vorliebe nackte Frauengestalten, zugleich mit starker Betonung des landschaftlichen Vordergrundes. In dieser innigen Verbindung großer Pflanzenformen mit der Figur liegt das Neue in der Auffassung des Künstlers und zugleich ein dekorativer Zug, der die Gedankenwelt in die zweite Linie rückt. In dieser Art sind von Solomon gemalt: das Urtheil des Paris, Echo und Narcissus, Simson in der Gewalt der Philister, der Ursprung der Liebe u. A. Das letztere Gemälde zeigt eine nackte Frauengestalt in einer Muschel im Meere stehend, von Amoretten umflattert; indeß wirken die Gestalten in den Verkürzungen nicht überzeugend. J. J. Shannon betont in seinen „Kindern im Walde“ wieder den Vordergrund mit dichtem Pflanzenwuchs. Der

Amerikaner Charles Dana Gibson mengt in seine modernen Genreszenen das Visionäre und stellt sogar eine Traumercheinung in halber Wirklichkeit dar. Percy Sturdel giebt die Blütenpracht japanischer Gärten mit Geschmack wieder, auch Miß Hill Burton bringt schöne Aquarelle aus Japan. Mortimer Minpes malt Szenen aus dem Leben in Japan in vorzüglicher Beobachtung der Natur. Ein Aquarell „die Harpien“ von J. D. Batten stellt einen Greis, in einem Zimmer sitzend vor, dem die Harpien die Speisen rauben. Einen allegorischen Zug zeigen die meisten Bilder von Dham Shaw; von ihm: „Vision“, Mann und Weib, in einem Kahn auf stürmender See treibend, begleitet von Geburt und Tod; „die Königin der Herzen“, umgeben von ihrem Hofstaat, nicht ohne Humor u. A. Shaw ist zugleich durch Blumenstudien ausgezeichnet. Ein Beispiel von der Hervorhebung des Landschaftlichen giebt J. W. Waterhouse in dem Gemälde „Hylas und die Nymphen“; nur scheinen die Nymphen alle nach demselben Modell gemalt zu sein und haben ein allzu englisches Gepräge.

Die französischen Tafelbilder zeigen in der Hauptsache dasselbe Gepräge wie die englischen. „Der letzte Sonnenstrahl“ von P. Chabas in Paris — im „Studio“ abgebildet — giebt eine Wasserlandschaft mit entkleideten Frauen; „eine Frau bei der Toilette“ von Eugen Domont erscheint ganz verschwimmend in den Umrissen. Eine etwas affektirte Einfachheit ohne poetischen Reiz, verbunden mit realistischer Auffassung vertritt Levy-Dhurmer in Paris in seinem Bilde „Notre Dame de Penmarch“. Bedeutender erscheint derselbe Künstler als Traum- und Märchenmaler, dies zeigen: „die Nacht“, ein Frauenkopf mit leuchtenden Thautropfen am Haar; „Schäfer den Stern erblickend“; das Fest der Ceres“, zwei Mädchen in einem Fledernforst, zum Theil von dünnen Stämmen verdeckt; „Maternité“, die heilige Jungfrau mit dem Kinde thronend, im Abendzweilicht, und „Es war einmal eine Prinzessin“, eine nackte badende Gestalt in einem märchenhaft phantastisch ausgeschmückten Raume. Eugen Carriere und E. Aman-Jean in Paris behnen den Impressionismus auch auf das Porträt aus. Luigi Conconi aus Mailand zeigt sich in seinem Bilde „Confidante“, zwei sich unterhaltende Frauen darstellend, als entschiedener Impressionist aus der Pariser Schule. Die Landschaftstudien von Hans Christianus in Paris geben Häuser und Bäume mit starker Spiegelung im Wasser, an dem eine nackte weibliche Figur steht, und auf dem Schwäne schwimmen.

Die oben erwähnten Malwerke der französischen und englischen Schule haben wenig National-Unterscheidendes aufzuweisen; und dasselbe gilt auch von den neuesten deutschen Gemälden. Alle diese Schöpfungen entspringen demselben Prinzip und zeigen in der Hauptsache dasselbe Gepräge. Nationale Besonderheit findet sich in Deutschland vielmehr bei den älteren Meistern; denn von Dürer zu Cornelius, Rethel, Gefelschap u. A. zieht sich ein festes geistiges Band. Selbst Boecklins poetischer Zauber ist schon in Dürerschen Blättern, wie Ritter, Tod und Teufel, Melancholie u. A. vorge deutet. Boecklin, der zwar zu den älteren Meistern zu rechnen ist, ist doch durch den Grundzug seines Schaffens, durch die poetische Auffassung der Landschaft und die figürliche Darstellung symbolischer Naturwesen eng mit der neuesten Richtung verbunden und kann sogar als ihr Vorkämpfer gelten. Seine Gemälde haben den Vorzug, das glückliche Gleichgewicht zwischen Poesie und schöner Form innezuhalten, was bei seinen Nachfolgern nicht immer der Fall ist. Bei manchen modernsten Malwerken wird man an einen Ausspruch in Lessings Lagoon erinnert: daß die Malerei nicht die weite Sphäre der Poesie füllen kann, und mindestens über dem Bestreben, poetisch zu schildern, niemals die Forderung der Schönheit vergessen darf. Die nachstehend zu erwähnenden deutschen Bilder sind nur zufällig den Mittheilungen der Zeitschriften entnommen und machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit; man wird deshalb eine Anzahl der ersten Namen vermissen; indeß handelt es sich an dieser Stelle um keine erschöpfende Aufzählung, sondern um eine allgemeine Charakteristik an wenigen Beispielen.

„Ein Sommerabend“ von Lud. Herterich in München, mitgetheilt im „Studio“, zeigt ein junges Paar Hand in Hand, sich in einem Garten ergehend, in dem hellen Baumstamme aufsteigen, und ist poetisch empfunden. Hans Thoma in Frankfurt a. M., anfangs Schüler von Schirmer und Canon in Karlsruhe, später im Anschluß an Rousseau, Corot und Courbet in Paris gebildet, giebt in seinen Landschaften, „die Ufer der Nidda“ und „Berggrüden im Schwarzwalde“ die Eigenschaften der Paysage intime wieder, während seine Figurenbilder meist ein allegorisches oder symbolistisches Element enthalten; so „der Wassergeist“, „die Perle“, letzteres ein Knäbchen mit der Perle, in einer von vier Wassergeistern emporgehobenen Muschel. „Das Wunder“ zeigt einen jungen Bauern neben seinem Pferde, auf dem ein Engelchen sitzt; in dem Bilde „Singende Engel“, erscheinen dieselben auf Wolken sitzend. Thoma

hat wie Max Klinger, Niemerschmid u. A. meist die Rahmen seiner Bilder bemalt und dieselben in Bezug zu dem Inhalte derselben gesetzt. Die Verzierungen der Thomasschen Rahmen zeigen Seethiere und Muscheln, die zwölf Thierzeichen der Sternbilder, Blumenmotive, Fische und dergleichen. Otto Tragy in München giebt in seinem Gemälde „Dämmerung“ ein junges Mädchen, eine Feuerlilie betrachtend. Hieran schließt sich ein Bild von dem Norweger Pekka Halonen „Not Finden“, norwegische Männer, welche eine Spur im Walde verfolgen.

Die Freilichtmalerei hat sich besonders günstig für die Wandfresken erwiesen, durch sie tritt die Wiedergabe der Lichtwirkung, der strahlende Silberton des Ganzen, den wir an den Bildern Tiepolos bewundern, wieder in sein Recht, zugleich ist in diesen Schöpfungen die dekorative Auffassung so recht am Plage. Tief poetische Empfindung athmet in einem Wandbilde von Puvis de Chavannes für die Boston Library: „Virgil in einer Landschaft, unter schlanken Lorbeerbäumen stehend“. Ueberhaupt hat Puvis de Chavannes für Frankreich die Prinzipien einer neuen dekorativen Malerei festgestellt. Eine Landschaft mit pflügenden Ochsen von Jean Paul Laurens schmückt den Saal des Kapitols in Toulouse. „Der Herbst“ von René Menard zeigt zwei nackte Frauen in der Landschaft. Die Wandbilder von Viktor Brouvé im Stadthause zu Nancy stellen die Monate vor: der März ist durch einen Säemann, der Januar durch eine Mutter, welche zwei Kinder einhüllt, personifizirt u. s. w. Ein dekoratives Wandbild für ein Musikzimmer von H. Granville Fell zeigt die heilige Cäcilia inmitten musizirender Engel und erscheint als ein Nachhall der prärafaelischen Schule in England. Der Schule von Glasgow gehören John Duncan und Charles H. Macie an, sie haben mehrere dekorative Wandmalereien geschaffen: jagenhafte Vorgänge nach schottischen Volksliedern und den Gedichten von Tennyson, auch „ein Bacchantenzug“ und „aus der Legende des Orpheus“, beide letztere von Macie und in moderner Auffassung. — Ein Wandgemälde „Abundantia“ von Ismael Genz in Berlin zeigt eine Frauengruppe, umgeben von Blumen und Früchten und hat einen schönen echt dekorativen Zug. Die Farbenskizze eines „jüngsten Gerichts“ für die Kuppel in der Rotunde des östlichen Friedhofs in München von W. Volz fällt durch ihr kräftiges Kolorit auf. Christus erscheint thronend mit dem Buche des Lebens, ein Schwert geht aus seinem Munde, daneben schweben Engel mit den Leidens-

werkzeugen. In Medaillons erscheinen Seraphim, darüber ein Fries mit Verkündigungsengeln, die zu Pferde einhersprengen. Unten stehen die Gesezestafeln des alten und neuen Bundes vor hohen Baumgruppen, Erzengel mit Flammenschwertern trennen die Gruppen der Seligen und Verbannten; noch weiter untern sieht man die Mauern des himmlischen Jerusalems und knieende Engel in friesartiger Anordnung. Die Skizze lehnt sich an die mittelalterliche Darstellungsweise an, zeigt aber manchen neuen Zug, besonders in der Hereinziehung des Landschaftlichen in die Komposition.

Große Erfolge hat die neue Richtung auf dem Gebiete der Buchillustration und des Plakatwesens errungen, jenem kommt die japanische realistische Manier in der Wiedergabe der Pflanzen zu Nutze, es bildete sich bald eine eigene Handschrift für die Auffassung von Blatt und Blüthe, wie sie ehemals unsere Kleinmeister der Renaissance besaßen; und die Plakate wurden erst wieder ganz für den Bereich der Kunst zurückerobert. Es kann indeß nicht verwundern, daß die geistreichen Erfindungen in der Minderzahl blieben und das zur Manier Gewordene, auch einzelnes Berrücktes zum Vorschein kam; wie denn überall mit Wasser gekocht wird, so geschieht dies auch von den Neueren. Die Staffirung des Vordergrundes mit großen Blumen und Blättern, in Verbindung mit dem Figürlichen, wird allzuoft ausgebeutet, und namentlich spielen die meist unbelaubt parallel aufsteigenden Baumstämme eine zu aufdringliche Rolle. Ein Buchtitel von Walter West, frisch erfunden, in der üblichen Verbindung mit Pflanzenranken giebt ein gutes Beispiel. Eine Buchillustration von dem Amerikaner Will Bradley kann die japanische Abstammung nicht verleugnen, sie zeigt eine Figur, von Rankenzügen umgeben. Andere Arbeiten derselben Art von A. Jones, Nelson, N. Dpovak u. A. zeigen theilweise charakteristische neue Formenauffassung. Hieran schließen sich Entwürfe für Buchdeckel und für Kopfleisten zu Notendruckern, meist wieder in frischer Behandlung des Ornamentalen. Die Notentitelblätter von Hermann Pirzel in Berlin geben wieder die beliebten blätterlosen Baumstämme. Eine Anzahl der wie die vorigen im „Studio“ mitgetheilten Arbeiten der Schwarzweißkunst sind aus Wettbewerben hervorgegangen. Eine dahingehörige Aufgabe, eine allegorische Darstellung des Sommers, hat verschiedene Lösungen gefunden. Bei John Thurtle schwebt oben die Gestalt des Sommers vor der Sonne, unten ruhen die müden Schnitter zwischen den Korngarben;

bei Mary H. Houston erscheint der Sommer als nackte stehende Frauenfigur, hinter welcher Pflanzenranken hervordringen; bei Scott Calder und Miss Taylor zeigt sich eine schreitende geflügelte Figur auf einem Landschaftsgrunde, der mit Blumen gefüllt ist; May Dixon giebt eine Landschaft, deren Vordergrund ein Rosengarten bildet; Rosa E. Petherick stellt ein junges Mädchen im Rosengarten dar u. s. w. Eine Illustration zur „Geschichte der rheinischen Städtelkultur“ von Joseph Sattler in Berlin verfolgt eine ganze andere Richtung als die vorigen, sie geht realistisch auf die alte Holzschnittmanier ohne Schatten und Modellirung zurück. Der schon als Maler weiter oben genannte Hans Thoma ist im „Studio“ durch Originallithographien vertreten: die Quelle, die Rheintöchter und „die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten“, letztere eine Zeichnung auf grünem Grunde mit weiß aufgesetzten Lichtern. Andere Lithographien von Hans Thoma, welche in der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ mitgetheilt sind, geben: „den Abend“, einen stötespielenden Jüngling am Bache, „den Wächter des Thales“, einen geharnischten Ritter auf einer Felsplatte stehend, als symbolische Gestalt. Skizzen desselben Künstlers stellen Kinderköpfe mit wechselndem Ausdruck, zu Friesen geordnet, dar. Die Illustrationen zur „Seeschwalbe“ von F. D. Batten und H. Fairbairn, namentlich auch die zu den Liedern „Von Liebe und Tod“ von W. B. Macdonald sind allzu japanisch mit ihren parallel aufsteigenden blattlosen Stämmen und den großen Blumen und Blättern im Vordergrund, hinter denen sich das Figürliche zum Theil versteckt. Auch eine Illustration zu „Jeanne d'Arc“ von Boutet de Monville folgt ganz dem japanischen Prinzip. Die Buchillustrationen zu Feenmärchen: der Riese und der Zwerg von Sunderland Rollinson; die Schwanenjungfrauen von John Thurtle, die goldene Gans von Morton Rauce, die rothen Schuhe von Emily A. Atwell treffen vortrefflich die Atmosphäre des Spukhaften. Zeichnungen von Sascha Schneider in München, in der Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“ abgebildet, zeigen eine Gedankenkunst von großer Auffassung; das Blatt „eine Vision“ erinnert mehr an Michelangelo als an den neuen Stil.

Zu den fruchtbarsten Illustratoren gehört Walter Crane in England, der eine große Anzahl reizender Spielbücher für Kinder geliefert hat, unter anderen: Floras Feast, eine Pflanzenmascherade, Queen Summer oder das Turnier der Lilie und Rose, Legends for Lionel, The Babys Own Aesop u. A. Als Maler folgte Crane

anfangs der in England heimischen präraffaelitischen Richtung, als aber gegen 1865 die japanischen Bildbrücke nach London kamen, erfuhr er von diesen einen bedeutenden Einfluß, der sich auch in den Zeichnungen zu seinen späteren Märchenbüchern bemerkbar machte. Um 1871 ging Crane nach Italien und hielt sich immer noch an Meister wie Benozzo Gozzoli und dessen Zeitgenossen, zugleich an die früh-venezianische Schule und Mantegna. Auch das Studium Dürers und gleichzeitig der Parthenon-Skulpturen im British Museum wurde von Crane gepflegt, obgleich in seiner Ornamentik die japanische Auffassung vorherrschend blieb. Seit 1888 wandte sich Crane mit großem Erfolge den dekorativen Entwürfen für das Kunstgewerbe zu und bildete sich zu einem Vorkämpfer der in England neu entstehenden Richtung aus. Seine Entwürfe für Zimmerausstattungen, Glasbilder, gewebte Stoffe, Papiertapeten u. A. sind von Bedeutung und haben Schule gemacht. Daneben malte Crane Staffeleibilder, meist allegorischen und symbolischen Inhalts, die vielleicht im letzteren Sinne zu weit gehen und die Schönheit der Form vermissen lassen, wie seine „Pferde Neptuns“, welche durch die Meereswogen personifiziert werden sollen. Die diesjährige Berliner Kunstausstellung enthielt von Crane zwei Bilder: Schwanenjungfrauen und „In den Lüften“.

Die Plakate sind Lieblingserzeugnisse des modernen Stils geworden und haben sich zu bedeutendem Ausdrücke des Charakteristischen in künstlerischer Form erhoben; an einzelnen Auswüchsen fehlt es indeß nicht. „Le monde moderne“ von Berneuil, eine Frauenfigur in einem Rahne von Schwänen begleitet, ist schon einigermaßen verrückt. In den Plakaten von Louis Head ist der Einfluß des Japanischen überwiegend; dies zeigt sich in der schattenlosen Behandlung, in dem Mangel der Modellierung, für welche feste Konturen und gleichmäßige Farbensausfüllungen der Flächen eintreten; auch hier spielen die Blumen neben der Figur eine hervorragende Rolle. Einige Plakate von Viktor Mignot und Henri Meunier in Brüssel zeigen echt künstlerische Durchführung. Ein Plakat von Paul Verthon giebt den oft wiederkehrenden träumerischen Frauenskopf mit unendlicher Haarfluth zwischen Lilienstengeln wieder. Théophile Alex. Steinlen, geboren in Lausanne, jetzt in Paris, wagt sich in seinen Plakatbildern in das moderne Leben; er giebt einmal ein charakteristisches Straßenbild, ein andermal eine Reihe schreiender Babys, das letztere Blatt zur Ankündigung einer Krippe. Von demselben eine Mutter mit ihrer Tochter und der Rake Cholo-

labe schlürfend. — Die Theaterprogramme mit Illustrationen bilden eine Pariser Spezialität; wir finden auf diesem Felde mehr oder weniger geistreiche Erfindungen von Chéret, A. Willette, M. Dumont, G. Ibels, S. Lötrop, Louis Moru u. A. Vor Allen muß Jules Chéret in Paris als der Schöpfer des künstlerisch aufgefaßten Plakats bezeichnet werden. Höchst wirksam ist z. B. sein Blatt mit den Ballettänzerinnen. Von Viktor Mucha ist ein Theaterprogramm mit der Figur der Sarah Bernhardt, von Eugene Grasset ein solches mit einem Herold zu Pferde vorhanden. Walter Crane giebt eine Winzerin mit dem Champagnerfelle, von Max Klinger in Dresden ist ein Frauentopf vorhanden, von Nils Kreuger in Stockholm ein gemüthlicher Biertrinker. Ein Plakat für eine Kunstausstellung in Brüssel von van Rysselberghe, giebt zwei Frauenfiguren, von denen eine eine Figurine in der Hand hält, mehr modern als charakteristisch. Auch der schon als Landschaftler erwähnte Hans Christianen, jetzt in Paris, hat auf dem Felde des Plakats Bedeutendes geleistet, stets im engen Anschluß an japanische Vorbilder; so namentlich einen Frauentopf zwischen Blumen, eine klavierspielende Dame, unter deren Fingern aus den Tasten die Tonwellen sichtbar als feine Wellenlinien emporsteigen, beide Plätter für Les petits Auditoires bestimmt, u. A. Die Buchtitel desselben Künstlers zeigen wieder den Japanismus; es zeigen sich ein Kopf von Blättern umgeben, Tulpen an langen Stengeln, eine nackte weibliche Figur, ganz von einem Wandgeschlinge umhüllt, zwei nackte Figuren aus Schilfstengeln hervorstachsend u. s. w. Ebenso sind von Christianen die vier Elemente im Plakatsstil gezeichnet: die Luft als Wolkengebilde, das Feuer als feuerspeiender Berg, das Wasser als See mit Landschaft und Spiegelung im Wasser, die Erde als grüne Wiese mit Bäumen und Blumen. — Wenn aber der hysterische japanisirende Frauentopf, der uns so oft auf den Plakaten unserer Anschlagssäulen entgegentritt — man weiß eigentlich nicht warum? — der ästhetischen Seite unserer Zeit als eigenster Ausdruck abgelauscht ist, so könnte man wohl an das Vorhandensein einer krankhaften Richtung auf diesem Spezialgebiete des Modestils denken.

Die Skulptur ist weniger leicht beweglich als die Malerei, aber auch sie nimmt Antheil an der neuen Stilisierung, indem sie die rücksichtslose Lebenstreue der Formen voranstellt und die aus dem gewöhnlichen Leben genommenen Stoffe nicht verschmäht. Constantin Meunier giebt in dieser einfach natürlichen Art die Statue eines

Steinarbeiters. Ein Bronzerelief von demselben „die Minenarbeiter“ zeigt eine Gruppe von Kohlenbergwerksarbeitern in einer Landschaft der Borinage schreitend. Die ernstesten, fast düstern Männergestalten sind mit außerordentlicher Naturwahrheit dargestellt, zugleich mit Liniengefühl und dem Ausdruck eines inneren Lebens, das ganz auf die Arbeit gerichtet ist. Jef Lambeaux in Brüssel hat ein dekorativ aufgefaßtes großes Relief unter den Händen, die menschlichen Leidenschaften darstellend, in der Komposition an Rubens und Jordans erinnernd. Im Mittelpunkt des Werks erscheint der Tod, zu seinen Füßen sinken die Laster hin, durch menschliche Gestalten symbolisirt; die Spitze des Reliefs bekrönt ein Christus am Kreuz. Die diesjährige Berliner Kunstausstellung enthielt von Pierre Charles van der Stappen in Brüssel eine Anzahl Skulpturwerke: die Wäscherinnen, die Städtteerbauer, die Wasserträgerin, die Aehrenleserin, den Kunstarbeiter u. A., sämtlich modern realistisch dem Stoff nach, aber doch als Ausdruck einer Idee. Jules Lagas in Brüssel hat eine Bronze-Gruppe „Sühne“, geschaffen zwei mit einer Kette aneinandergefesselte Greise darstellend, dann „Mutter und Kind“. Paul Dubois in Brüssel giebt die Marmorstatuette einer sitzenden Dame im Ballkostüm, auf einem Stuhle mit durchbrochener Lehne und freigearbeiteten Füßen. Eine Marmorgruppe von P. Braeck in Brüssel, „die Verzeihung“ zeigt eine Mutter mit der vor ihr niedergesunkenen Tochter. Von André Cluysenaar rührt ein gefesselter heiliger Sebastian her, der im Tode an dem Baumstamm zusammengesunken ist. Die Silberstatue einer Serpentin tänzerin von Miß Ruth Canton gehört ganz in den realistischen Kreis, von derselben Künstlerin ist eine Marmorfigur einer Hebe geschaffen. Ein Basrelief des Amerikaners Couper, jetzt in Rom, zeigt eine Mutter, die ihr Kind auf dem Rücken hält, von demselben ist eine Statuette eines Mädchens, auf einem Säulenschaft sitzend und den Olivenkranz für den olympischen Sieger flechtend. Alex. Charpentier in Paris, Urheber einer Anzahl frisch erfundener Basreliefs liefert auch Zeichnungen, in denen er durch Eindringen in das Papier eine Art Relieffwirkung herstellt. Er ist zugleich Kunsthandwerker und verwendet seine Basreliefs zum Schmucke der von ihm selbst entworfenen Möbel. Victor Prouvé lieferte das Denkmal für Carnot in Nancy. Am Fuße der Olive, welche mit ihren Zweigen die Todtenmaske Carnots umgiebt, stehen Hand in Hand der Friede und die Stärke, lebensvolle allegorische Gestalten. Jean Dampé in Paris hat eine

polychrome Büste der Gräfin von Bearn geschaffen; Kopf und Hände bestehen aus Elfenbein, die Bekleidung ist aus Birnbaumholz geschnitten. Die linke Hand trägt die Figurine einer Frau, die mit ihrer Toilette beschäftigt ist, der Rand des Kleides ist auf der Brust mit Einlagen von Gold und Türkisen geschmückt, die rechte Hand stützt das Kinn und giebt dem Werke den Ausdruck sinnender Beschaulichkeit. Die Wirkung des Ganzen ist durchaus harmonisch. Die Brust des Kindes Duquesclin in Stein von demselben zeigt den jungen Krieger mit einem gewissen kindlichen Troße gepaart. Der Helm ist von Kettengeslecht gebildet und die Hand hält den Griff eines Schwerts. L. D. Moty in Paris hat durch seine geistreich aufgefaßten Medaillen und Plaketten diesen Zweig der Kleinplastik wieder neu belebt. Der Künstler ist stets bestrebt, in dem engen Raume eine Idee wiederzugeben und Gleichgültiges auszuschließen. In seinen Figuren und Köpfen stützt sich Moty auf strenge Modellstudien, unter seinen Arbeiten finden sich sehr charakteristische Porträts.

Die Bethätigung der neuen Richtung im Kunstgewerbe trifft so recht den Kernpunkt, in dem sie den Hebel ansetzen kann, um die Menge für sich zu gewinnen. Und, in der That, was könnte es Wichtigeres geben, als die rein aus dem Bedürfnisse heraus, ohne die Zuthat der lästig und unverständlich gewordenen Symbole der vergangenen Jahrhunderte, geschaffene Ausstattung unseres Heims, unserer täglichen Umgebung? Freilich sind wir heute die unbestrittenen Erben der Aegypter, Babylonier, Griechen und Römer, sowie der neueren Völker des Mittelalters und der Renaissance, aber dieses ungeheure Erbe ist für das heutige Schaffen mehr ein Hinderniß als eine Förderung, indem dasselbe wesentlich dazu beiträgt, die modernen Leistungen unharmonisch zu machen. Das Kunstgewerbe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat in schneller Aufeinanderfolge die Stilarten der vergangenen Epochen nachgeahmt. Darin lag ein gewisses Abwirthschaften und zugleich das Anzeichen für das nothwendige Eintreten eines Neuen, welches durchaus von der Erinnerung an die alten Muster frei sein, und sich durch Selbständigkeit auszeichnen mußte. So ganz leicht und ohne inneren Widerspruch wäre indeß ein solches Ziel doch nicht zu erreichen. Nehmen wir einmal an, die neue Richtung hätte hinreichend mit dem Veralteten aufgeräumt und die Grundlagen geschaffen, auf denen eine frische, unserer Zeit gemäße Kunst sich aufbauen ließe, so ergeben sich doch gewisse Gegensätze, deren reine

Auflösung nicht so leicht gelingen dürfte. Der Künstler wird immer das Bestreben haben, jedes einzelne Stück individuell zu gestalten und wird jede Wiederholung als unkünstlerisch ablehnen, aber mit dieser Art zu arbeiten, kommt er in Gefahr, nur Kuriositäten zu schaffen, welche einzig geeignet sind, die Sammlungen reicher Liebhaber zu füllen. Das kann aber nicht das Endziel einer volksthümlichen Kunst sein, die auch dem einfachen Bedürfnisse Genüge leisten will und deshalb nothwendig die Massenproduktion nach einem gegebenen Modell in ihr Programm aufnehmen muß. Vorläufig scheinen die Erfolge des neuen Stils nach der letzteren Richtung hin noch sehr fraglich zu sein.

Um nun wieder mit den englischen Arbeiten und zwar mit den Möbeln zu beginnen, so erscheint zunächst ihre Entwicklung aus konstruktiven Bedingungen, sowie die mäßige Verwendung der Schnitzerei als eine gesunde Reaktion gegen die Masken, Hermen, vielfach verkröpften Gliederungen und Anthonusranken des zuletzt in Aufnahme gewesenen Barockstils. Die englischen neueren Möbel werden meist aus massiven Hölzern hergestellt, besonders aus ausländischen Arten, Fourniere kommen selten zur Anwendung. Häufiger als der Schmuck durch Schnitzereien ist der durch Intarsien von Elfenbein. Die Engländer verlangen von ihren Möbeln zuerst Brauchbarkeit und dann erst, ziemlich beiläufig, Schönheit der Form. Namentlich in dem Freibleiben von architektonischen Gliederungen, den Säulenordnungen, Muschelaufsätzen, Konsolen und Hängezapfen, welches schon vorhin als eine Forderung des neuen Stils bezeichnet wurde, kann man wohl einen Fortschritt erkennen, aber gegen die mit dieser Negative angeblich erreichte, vielgerühmte Originalität läßt sich doch Manches einwenden. Wenig bekannte Stücke des British Museum, besonders die Ueberbleibsel der ägyptischen Möbel, werden geradezu kopirt und als Schöpfungen im neuen englischen Stil auf den Markt gebracht. Weniger zu tadeln sind die Anlehnungen an den Stil Queen Anna vom Anfang des 18. Jahrhunderts, obgleich derselbe nur eine Nachahmung der Flammändischen Renaissance vom Ende des 17. Jahrhunderts war, oder die Nachahmung des Genre Chipendale, welches gegen 1750 in Nachfolge des Stils Louis XV. in England blühte, obgleich in beiden Fällen die neue Richtung keine Originalität für sich in Anspruch nehmen kann. Indes giebt es wirklich frisch empfundene Möbelentwürfe, wie die des bereits verstorbenen William Morris: Kammeinrichtungen, Spiegel mit Wandbrettern u. A., welche zwar

stets einem älteren Vorbilde folgen, aber diesen Umstand nicht zu verdecken suchen. Bei manchen der Neueren dagegen wird die gesuchte Einfachheit zu einem Vorwande, um die Forderungen der Kunst abzulehnen. Unter dem Anscheine einer Volkskunst zeigen sich Stühle in roher steifer Zimmermannsarbeit, Gehäuse für Musikinstrumente, welche Küchenschränken gleichen u. s. w. Wieder als besseres Beispiel bringt die Zeitschrift „Art et Decoration“ eine Kaminverkleidung aus geschnitztem Holz entworfen von Townsend, an welcher die romanisirenden Einfassungssäulen mit naturalistisch gebildeten Kapitellen aus Baumzweigen geschmückt sind. Die einfachen Möbel von M. S. Baillie Scott, eigentlich rohe Zimmermannsarbeit mit einigen Kerbschnittverzierungen und Eisenbeschlägen, sind ohne Anmuth und Erfindung, namentlich sind die Sitzmöbel nicht bloß einfach, sondern auch möglichst unbequem. Die in Kerbschnitt verzierten Truhen, Schränke, Bänke, Spiegelrahmen u. s. w. von Willette schließen sich dem älteren nordischen Stile an, und entlehnen ihre Muster von Norwegen. Andere Möbel mit eingelegerter Arbeit, welche Landschaften und Figuren darstellt; es sind Bilderrahmen, Sessel und Truhen von Mabel de Grey, sind wieder aufwandvoller gehalten und nähern sich dem Bereich der Luxusmöbel.

Der englischen Art entsprechen die Möbel von Charles Plumet und Felix Aubert in Paris, ein Schreibtisch, ein Hängeregal und ein Bücherschrank mit offenen Seitentheilen. Die Möbel für ein Speisezimmer von den Architekten Plumet und Selmersheim in Paris sind wieder dem englischen Geschmacke angenähert, erinnern indes öfters an zusammengefügte Bambusstäbe, bisweilen auch an das Genre Chipendale. Der Kamin ist mit Geschränk eingefast, das Buffet ist mit einem Glaschrank überbaut und hat übergestellte Seitenbehälter. Aehnlich ist ein Wandschrank ausgebildet. Ein Bücherschrank von Jean Dampy ist wieder englisch, indes kommen in den offenen Seitentheilen sehr willkürliche, keineswegs konstruktive Formen vor. Ein Kinderstuhl von demselben ist besser konstruktiv aufgefast; sehr anmuthig sind die Ausläufer der hohen Rücklehne, welche durch zwei Kinderbüsten, welche sich umarmen, gebildet sind. Ein Speisesaal mit Kamin von Leon Benonville zeigt die Anwendung der Zimmermannsformen, sowohl in der Theilung der Wandtäfelung, wie in dem Kamin aufsatz. Die Möbel von Le Coeur und Bigaux, ebenso die von Coblence sind im englischen Geschmack gehalten.

Wenn man unter gewissen Einschränkungen den im Sinne der neuen Richtung in England und Frankreich geschaffenen Möbeln und anderen Theilen der Wohnhausausstattung einen gewissen nationalen Zug nicht absprechen konnte, so dürfte sich ein Gleiches von den bisherigen deutschen Leistungen nicht sagen lassen. Unsere Künstler sind aus dem Japanisiren in die Nachahmung der Engländer und Franzosen verfallen und eine eigentlich deutsche Form des Neuen soll sich erst noch ergeben. Vielleicht sucht man bei uns die Originalität allzu ausschließlich in der Vermeidung des historisch Ueberlieferten und verliert damit die nationale Eigenheit außer Acht. Um Wiederholungen zu vermeiden, mag gleich an dieser Stelle eine das gesammte deutsche Kunstgewerbe betreffende Bemerkung eingeschaltet werden. Die Forderung einer nationalen Kunst ist schon alt und wurde seit den siebenziger Jahren mit Nachdruck erhoben, die Einfachheit wurde schon immer als ein zu erreichendes Ziel hingestellt, und die Nachahmung heimischer Pflanzenformen ergab sich bereits aus der Wiederaufnahme des gothischen Stils. Auch die Eigenschaften, welche von jeher den Deutschen rühmlich ausgezeichnet haben, Sinnigkeit und Poesie, Naturschwärmerei, Humor, Liebe zur Behaglichkeit und Traulichkeit sind wohl auf das moderne Deutschland übergegangen. Aus welchen besonderen bisher nicht dagewesenen Bedingungen sollte sich nun ein Neues entwickeln, wenn man nicht ohne Weiteres dem von Außen kommenden Anstöße der japanischen und englischen Formenwelt folgen wollte? Man hätte also ruhig in der Fortbildung des Alten verharren können, wenn sich nicht dagegen die schon früher erwähnte, allgemeine Abneigung gegen das Wiedermachen der alten Stile und das Selbstbewußtsein der Modernen aufgelehnt hätte. Uebrigens hat das Kunstgewerbe neben seiner Bedeutung für den geistigen Ausdruck des Lebens noch eine national-ökonomische Wichtigkeit, welche nicht ganz unbeachtet bleiben konnte. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob die deutschen Käufer ihren Bedarf an Stoffen, Geweben, Tapeten, Geschmeiden, Gläsern, Thongefäßen, Möbeln u. s. w. aus dem Auslande beziehen oder ob umgekehrt die Fremden diese Produkte bei uns kaufen. Die Gefahr, vom ausländischen Angebot überflügelt zu werden, lag aber vor, falls das deutsche Kunstgewerbe auf dem alten Wege verharrte und sich von der in England, Amerika und Frankreich in Fluß gekommenen Bewegung ausschließen wollte. Diese praktische Frage war um so wichtiger, als in den heutigen Zeiten des materiellen Aufschwungs

der künstlerische Schmuck nicht nur für öffentliche Bauten, sondern auch für die Wohnungen verlangt wird.

Suchen wir nun uns mit dem bisher in Deutschland im neuen Sinne Geleisteten bekannt zu machen, so finden wir doch manches Beachtenswerthe. So behauptete in der diesjährigen Berliner Kunstausstellung das Kunstgewerbe einen ehrenvollen Platz. Die von Rich. Riemerschmid, Paul Schulze-Naumburg, Pantol und Petrasch zur Ansicht gebrachten Möbel verdienten Beifall. Von Riemerschmid war eine schöne Kredenz aus Zirbelholz mit Schmiedeeisenbeschlägen vorhanden, von Schulze unter Anderen ein großer Lesetisch, von Pantol Stühle, von Petrasch ein Schrank in ungarischem Eschenholz, sämmtlich das Bestreben zeigend, mit einfachen Formen künstlerisch zu wirken. Hans Ed. v. Berlepsch in München brachte ebenfalls eine Anzahl Möbel, in etwas aufwändigeren Formen, künstlerisch fein gedacht, mehr in den Bereich der Luxusmöbel gehörend. Von demselben Künstler enthielt die vorjährige Münchener Ausstellung ebenfalls verschiedene Möbel, Schränke, einen Schreibtisch u. A. Der Schreibtisch ließ deutlich den konstruktiven Zusammenbau aus Rahmen und Füllung hervortreten; die Umrisse bewegten sich meist in gerader Linie; die Füllungen waren durch Reliefschnitzereien belebt, welche malerisch angeordnete und mit stumpfen Farben getönte Pflanzenmotive wiedergaben. Ein Tischchen von Kiefer und Deeg in München, gothisirend in moderner Auffassung, vereinigte Nähtisch und Schreibtisch. Ein Buffet von Rich. Riemerschmid ging auf die einfache Zimmermannsweise zurück und war mit Eisenbändern ausgestattet. Ein Spiegelrahmen von Pantol in München zeigte Reliefs und Intarsien, zum Theil in japanisirender Auffassung. Eine Truhe von Bildhauer H. Obrist erschien einfach in der Holzarbeit, war aber mit schönen, frisch erfundenen Eisenbeschlägen geziert.

Aus einem Wettbewerbe um Sitzmöbel in Nußbaumholz für ein bürgerliches Heim theilt die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ einige der eingelieferten Entwürfe mit. Die Möbel von A. Schaubach in Mainz haben aus dem vollen Brett geschnittene Durchbrechungen, welche an spätgothische Formenanklingen, und sind ganz ohne plastische Schnitzereien. Die Entwürfe von William Müller in Berlin zeigen konstruktiven Aufbau und einiges flache Schnitzwerk nach antikisirenden Motiven. Aehnlich den vorigen sind die Möbel von Michael in München, nur etwas lapriziös in der Linienführung. Albin Müller giebt Möbel in

flüssigen Linien mit Flachornamentik in naturalistischen Pflanzenmotiven.

Von Hans Christiansen aus Flensburg, jetzt in Paris, werden in dem genannten Blatte zwei Entwürfe von Vorplatzmöbeln abgebildet, jedesmal ein Spiegel mit Toilettenkasten und Kleiderhaken, in Zimmermannskonstruktion mit ausgeschnittenen Seitenbrettern. In derselben Art zeigen sich ein Banksofa mit Ueberbau, ohne Schnitzerei und ein Kleider- und Wäscheschrank, der mit einiger Malerei geschmückt ist. Die Zeitschrift für Innen-Dekoration enthält Möbel für ein Schlafzimmer in Tyroler Gothik von Ant. Lochner in Stuttgart, in konstruktivem Aufbau und Verzierung durch Flachschnitzerei. Ein Nähtisch von R. Gobron in München begnügt sich mit mäßiger Verwendung architektonischer Gliederungen im Charakter der Spätrenaissance; die Seitentheile sind mit Pfauen bemalt. Ein Tisch mit Flachschnitzereien von H. Kirchmayr in Klausen hat an den Ecken der Wangen Adler, welche je auf einem besiegten Vogel stehen; die Mitte der Wange schmückt ein Baum, unten mit sichtbarem Wurzelwerk, oben mit Zweigen und Blättern; die Füllungen der Fargen füllen Blätter von Farnkraut. Das Pflanzliche weist auf japanische Anregung hin, namentlich das Wurzelwerk des Baumes. Die Möbel für ein Schlafzimmer von Alfr. Moser in Furtwangen im gothischen Stil betonen wohl etwas zu stark ihre Herleitung aus der Zimmermannskunst. Die Schlafzimmer-Möbel mit Flachschnitzerei in Charakter der Tyroler Gothik von W. Kimmel jun. in München halten sich enger an alte Vorbilder; sie schmückten sich mit Zinnengesimsen und Friesen mit flachen Blattranken. Bernh. Wenig giebt einfache Möbel, eine Truhe, ein Schreibpult und eine Truhnenbank. Dieselbe Einfachheit mit Hervorhebung des konstruktiven Aufbaues findet man bei den Möbeln von Jos. Blail in Königsberg bei Eger und in denen von Weillich und Heinr. Trmler in Wien. Ein Flügelgehäuse für die Bechsteinsche Fabrik, entworfen von M. Koch in Berlin, zeichnet sich durch reiche figürliche Schnitzereien aus; an den Füßen schlingen sich Nixengestalten empor. Ein Notenpult von demselben Künstler zeigt sich modern-naturalistisch, und ein Buffet, welches nach Kochs Entwürfe von P. Schirmer in Berlin ausgeführt ist, hat wieder konstruktiven Aufbau und naturalistische Verzierungsmotive.

Die Zeitschrift „The Studio“, deren Inhalt wir noch weiter verfolgen, bringt eine reiche Auswahl aus allen Zweigen des

Kunstgewerbes, meist in frischerfundener Form. Zu den künstlerischen Phantasiestücken von eigenem Reiz gehören die aus durchsichtiger Masse geblasenen Gläser von Prof. Karl Köpping in Berlin. Die Gläser haben die Form von Blumenkelchen auf zarten Stengeln, welche zuweilen von Ranken und Blättern begleitet sind; es sollen reine Zierstücke sein, die nicht für den Gebrauch bestimmt sind. Die Gläser Emil Gallés aus Nancy haben meist Vasenform und bestehen aus Ueberfangsglas, aus dem Blumen und Anderes reliefartig herausgeschnitten sind. Gallé, der seit 1884 die japanische Kunst studirt hat, ist nicht zum Kopisten geworden, er hat von derselben nur die Art der Naturauffassung entlehnt. Seine Gläser haben entweder die Form römischer Amphoren mit langen Halsen oder sie bilden breite Urnen, flache Kelche, Flaschen u. A. und sind durch ihre schöne Färbungen bemerkenswerth. Der Schmuck ist durch Pflanzenmotive bewirkt, welche durch Ätzung oder Gravirung gewissermaßen in das Ueberfangsglas eingebettet sind. Henry Croß bildet aus gefärbter Glaspaste fein modellirte Reliefs, beispielsweise eine Venus in einer Muschel stehend, welche von Hippokampen gezogen wird.

Die Neubelebung des Kunstgewerbes erstreckt sich auch auf die Arbeiten in Kupfer und Zinn. Die Schüsseln, Teller, Krüge und Leuchter von G. S. Tanner erinnern zwar etwas an Formen des Holzstils; besser verziert mit Zweigen und Blüthen, die zu einem Fries verschlungen sind, zeigt sich eine Schüssel von Jessie Ridpoth. Die Kupfertreibarbeiten von Gottl. Wilhelm und Hugo Lind in München geben Blumenkübel, Wandbrunnen und dergleichen. Von J. Winhart sind nach Entwürfen Hermann Kellers verschiedene Schüsseln, Blumentöpfe, Kannen u. s. w. getrieben, in den Hauptformen im Anschluß an ältere Vorbilder, in der Dekoration im modernen Sinne. Auf den Schüsseln zeigen sich Blätter, Früchte, Hirschkäfer und A. G. Groß in München hat die Zinngefäße wieder in Aufnahme gebracht; ein Tafelgeräth nach Entwürfen desselben ist von Lichtinger ausgeführt. Brateau und Baffier in Paris beschäftigen sich ebenfalls mit der Herstellung modern stilisirter Zinngefäße.

Zu den künstlerischen Einzelleistungen von Bedeutung gehören die keramischen Arbeiten von dem Maler Theo Schmuß-Baudieß in München, von denen die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ eine Auswahl abbildet. Es sind Majolika-Vasen, meist in nahezu zylindrischen oder krugartigen Formen; das Gefäß besteht aus

Thon, über welchen eine feine weiße Schicht gezogen ist. In diese werden die Verzierungen in einer Art Sgraffitotechnik eingeschnitten und das Ganze mit einer durchsichtigen farbigen Glasur überzogen. Der Künstler wiederholt sich nicht, jedes Stück ist nur einmal vorhanden. Die Dekoration ist durchaus naturalistisch, wie bei den Japanern. Die eigentliche Stilisirung der Motive ergibt sich aus ihrem ungekünstelten Zusammenhange mit der Gesamtform. Die Handhaben der Gefäße sind oft aus plastisch vortretenden Blüthen gebildet. — Die Majolika-Gefäße von Max Länger in Karlsruhe sind dagegen ganz glatt gehalten, zeichnen sich jedoch durch reiche farbige Pflanzendekoration in Anlehnung an heimische und japanische Muster aus. Auch A. Köhler in Nestved auf Seeland liefert Fayencen in künstlerischer Eigenart; derselbe hatte für die diesjährige Berliner Kunstausstellung keramische Arbeiten und einige große Mosaiktafeln nach Entwürfen D. Schmanns und D. Reißtrups geliefert. Die Mosaiken waren durch Einrücken von farbigen Stücken in frischen Kalkputz hergestellt. Eine Fayencevase W. Isolnay zeigt Kupferlustre; die Fayencen von Frau E. Schmidt-Becht in München wiederholen Schwarzwälder Muster und die keramischen Arbeiten des Dänen Herm. Köhler sind durch Köpfe von Ablern, Schwänen, dann mit den Figuren von Salamandern und Kröten plastisch belebt.

Die Porzellan-Dekoration der Meißener Manufaktur hat eine moderne Auffrischung erfahren, indem an die Stelle des alten, erprobten Kokos der neue japanisirende Stil getreten ist, verbunden mit der Unterglasur und Pâte-Malerei, welche letztere mit bunten Massen arbeitet. Beispielsweise taucht aus einer unregelmäßig gebildeten Schale, die als Wasserfläche, auf welcher Seerosen schwimmen, bemalt ist, eine phantastisch gebildete Nixe hervor. Eine zweite runde Schale mit Unterglasur-Malerei, zeigt wieder eine aus dem Wasserspiegel emporstehende Nymphe in ganzer Figur und zwei schwimmende Schwäne. Eine dritte Schale ist mit einem ländlichen Reigentanz in derselben Technik geschmückt. Die Vasen haben reizenden mehr oder weniger stilisirten Blumenschmuck; auf einem Gefäße entfalten sich prachtvolle Magnoliablüthen, in denen ein Mädchenkopf ruht u. s. w. — Die Königliche Porzellanmanufaktur in Kopenhagen hatte noch früher als die Meißener die Technik der Unterglasurmalerei und den neuen japanischen Dekorationsstil angenommen. Die Motive der Malereien sind allerdings meist der nordischen Thier- und Pflanzenwelt entnommen,

und werden oft von der heimischen Landschaft, den Fjorden und Landseen, begleitet. Wasserpflanzen, Algen und Moose, Fische, Möven, Enten und Eisbären sind am häufigsten dargestellt, aber auch die Nachbildung von Elephanten, Kängurus und anderer ausländischer Thierarten wird nicht verschmäht. Eine Vase von Mortensen ist mit gemalten Raben decorirt, eine andere von Lüsberg mit Lilien. — Auch die Manufaktur von Sèvres hat verschiedene Vasen in neuen naturalistischen Stil von Lasserre, Léveillé und Geblaug aufzuweisen. Eine von Vögeln getragene Porzellanschale, von Bourgeot, ist in „Art et Decoration“ mitgeteilt.

Die bemalten Thonfliesen für die Minton-Fabrik von Leon B. Solon geben Renaijjancemotive mit schön gezeichneten naturalistischen Blumen. Ein Gemälde auf Thonfliesen von H. Christiansen „die Nacht“ zeigt eine unbelleidete Frauenfigur in einem Garten, der mit leuchtenden Blumen gefüllt ist. Ein anderes Fliesen-gemälde desselben Meisters enthält Leda mit dem Schwan, jene hinter einer Weide auf einer Wiese stehend, der Schwan halb versteckt hinter dem Schilf schwimmend, kräftig in Farbe mit goldenem Abendhimmel. Die keramischen Arbeiten von M. von Heider und seinen Söhnen in München sind beachtenswerth. Eine Friesplatte mit zwei kämpfenden Böden, auf röthlichem, lichtgrau gefleckten Untergrunde, macht durch die zur Seite aufsteigenden Baumstämme eine in diesem Falle nicht besonders geglückte Konzession an die moderne Auffassung der Landschaft. Ein Fries mit einem schleichen-den Panther und zwei Wieseln zwischen Zweigen ist besser. Die plastisch geschmückten Vasen mit Fisch- und Habichtsköpfen oder mit stilisirten Blumen von denselben Künstlern, sind allerdings keine Gebrauchsgegenstände, sie sind nicht undurchlässig für Wasser. Eine Fayencetafel mit Lilien giebt L. Bigaux in Paris. Von W. Crane sind Entwürfe zu Gemälden auf Thonvasen und Fliesen vorhanden. Ein Rachelofen von S. F. Hausleitner in München hat die Gesamtform einer abgestumpften Pyramide auf würfelförmigem Sockel, und ist mit der Jagd einer Katze auf eine Ratte verziert.

In der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ sind Schmuckfachen abgebildet, welche von Mörhing und Hirzel entworfen, von H. P. Werner und Louis Werner in Berlin ausgeführt sind: Broschen in Gestalt einer Blüthe zwischen Blättern, theilweise mit farbigem Email geschmückt. Die Schmuckfachen von D. Lohr und Ed. Steinichen in München, theilweise durchbrochen,

theilweise auf Emailgrund, vergolbet, oxidirt, durch kleine Perlen und Edelsteine belebt, sind völlig originell. Auch die Schmucksachen von P. Merk, nach Entwürfen verschiedener Künstler, suchen neue Wege. Bei den Schmucksachen von R. Rothmüller in München herrschen naturalistische Pflanzenmotive vor, in Verbindung mit Perlen und Edelsteinen. Hieran schließen sich die größeren Arbeiten in Edelmetallen, obgleich bei diesen die neue Richtung nicht auffallend hervortritt. Die Silberbecher von D. Koloff in Berlin, in der obengenannten Zeitschrift mitgetheilt, zeigen die Formen der Spätrenaissance; ein Tafelaufsatz von demselben erscheint in Form der Columna rostrata, welche auf der Spitze eine schwebende Fortuna trägt. Eine Vase aus Silber hat im oberen Theile des Kraters naturalistische Weinranken, unten aber Akanthusblattwerk. Ein Deckpokal in Silber mit Vergoldungen von Fr. von Miller in München ist in der Hauptform gothisch, im Einzelnen modern aufgefaßt; der Nodus zeigt grün emailirtes Blattwerk, die Cupa ist von goldenem Gezweig mit silbernen Knospen und Blüten umspannen.

Von Victor Prouvé rührt eine Schale in Bronze her, „die Nacht“, an deren Vordertheil ein Frauenkopf, „das Stillschweigen“, erscheint; in den lang flatternden Haaren sitzen Nachtvögel, unter den Haaren sieht man eine Gruppe zusammenstürzender Figuren. Ein Schmuckkästchen von demselben Künstler zeigt eine symbolische stehende nackte Frauenfigur, zu ihren Füßen eine Chimäre, welche einen Amethyst hält; die Flächen des Kästchens sind mit Zellen schmelz bedeckt, Ranken mit Passionsblumen darstellend. Prouvé's Arbeiten zeugen zwar von poetischer Stimmung, zugleich aber von einiger nervöser Ueberreiztheit.

Die Schmucksachen von R. Lalique in Paris, ein Diadem mit Fuchsen und ein Armband mit Disteln, durch Steine und Email bereichert, wirken durch naturalistische Dekorationsformen. Ein Rahmen von Elfenbein mit goldenen Blüten und Blättern hat Falze geschaffen. Das Email hat durch Alex. Fischer in London eine aussichtsvolle Wiederbelebung erfahren. Der Künstler giebt z. B. ein Kästchen in Silber mit Emailen im Stil der Hochrenaissance und eine Schnalle in Silber mit durchsichtigem Email im altirischen Ornamentstil, sowie einen Gürtel mit figürlichen durchsichtigen Emailen auf goldenen und silbernen Feldern, deren Motive Wagner'schen Opern entnommen sind, und an welche sich mit Edelsteinen besetzte nordische Wandgeschlinge ansetzen; das

Ganze ist auf schwedischem Leder montirt. Von demselben Künstler sind Triptychen, Epitaphe und Porträts in Champlevé-Emaillé ausgeführt.

Verschiedene Entwürfe zu Glasmalereien von Walter E. Webster, Jünglinge in der Studirstube; von H. C. Graft, eine heilige Cäcilie mit Engeln; von J. Houry, das Porträt einer Malerin, sind ganz modern aufgefaßt. Mehr im Stile des Mittelalters hält sich eine figürliche zusammenhängende Komposition in einer Landschaft von David Gould in Glasgow. Ein Glasfenster in amerikanischem Opalescentglas von Baron Arild Rosenkrantz, stellt die Verkündigung dar, Maria befindet sich in einem Garten, aus dem die beliebten kahlen Baumstämme aufsteigen, und in der Höhe schweben die sieben Erzengel, darunter der Verkündigungengel. Modern erscheinen auch die Entwürfe zu Glasmalereien von H. Christiansen, die wir aus der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ kennen lernen: Eine modisch gekleidete Frau in einer Winterlandschaft, weiter zurück ein Herr mit Zylinderhut; ein Schwan mit seinem Spiegelbilde im Wasser; eine Landschaft mit unbelaubten Stämmen, die Rahmung aus Blumen gebildet; ein mehrfach geschwungenes Band, dahinter eine Frauenbüste; unbelaubte Stämme, die sich im Wasser spiegeln; eine Seelandschaft mit einer Insel u. A. Ehrmann in Paris schließt sich in seinen Glasgemälden, besonders falls dieselben zum Schmucke älterer Kirchen bestimmt sind, mit Recht enger an den Stil des Mittelalters an, giebt aber doch modern ausdrucksvolle Figuren, vielleicht mit mehr Ausdruck, als thatsächlich in einem Glasbilde zur Wirkung kommen kann. In dieser Art zeigt sich seine „Erziehung der heil. Jungfrau“. Noch strenger im alten Stil sind die Kirchenfenster von Graffet gehalten; dagegen zeigen seine für Profangebäude bestimmten Entwürfe den modernen Zug in der reichlichen Heranziehung des Landschaftlichen und in der Helligkeit der Farbentöne. L. D. Merson giebt gelegentlich ganz tafelnbildmäßig wirkende Interieurs, wie in seinem „Christus mit den Jüngern in Emmaus“, dann aber in seinen Glasbildern für Profangebäude reizende Kinderspiele. Von Besnard findet sich für den gleichen Zweck eine Landschaft mit Vögeln. Das eigentlich Stilmäßige der Glasmalerei, die den Hauptkontur bildende Verbleiung, ist jedoch bei allen vorgenannten Arbeiten streng innegehalten. Glasmalereien von Socard für Wohnräume zeigen den Anschluß an romanische Muster. Paul Follot, Albert Muret, letzterer naturalistisch und in Verbindung mit der Landschaft, haben ebenfalls Entwürfe zu Glasgemälden geliefert.

Um die Mannigfaltigkeit zu kennzeichnen, in der sich die neue Richtung auf kunstgewerblichen Gebiete entfaltet, seien hier noch die dekorativen Malereien auf Stoffen erwähnt: ein auf Seide gemalter Fächer von Willette, einen Pierrot zeigend, der eine nackte Schöne verfolgt, ganz in der Art Watteaus; die Malerei eines Windschirms für ein Jagdzimmer von Bruno Liljefors in Upsala, japanisirende Blumenstücke enthaltend, sonst das Leben und Treiben der Jagdthiere in poetisch gestimmter Landschaft schildernd. Gemalte Windschirme von Christiansen zeigen: eine Familienszene in einem Garten; ein Medaillon mit einem Frauentopf mit Lilien zur Seite und eine schwebende Frauenfigur unter Sternen und Blumen. Ein Windschirm von Engelhard aus Leder ist nur am oberen Theile durch durchbrochene Auflagen aus patiniertem Bronzeblech geschmückt.

In das eigentliche Gebiet des Kunstgewerbes führen die Entwürfe zu Teppichen und Stoffmustern zurück. Die Muster zu Seidenstoffen von William G. Grimshaw zeigen große Blüthen, zwischen denen fliegende Schwalben erscheinen. Die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ bringt Entwürfe zu einem Knüpfteppich von G. Klemm in Dresden, M. A. Nicolai in München, H. Boffert in Köln, sämmtlich in einiger Anlehnung an persische Muster. Ein Wandteppich von Max Seliger in Berlin zeigt die knieende Gestalt eines Sonnenanbeters. Ein gestickter Wandteppich von demselben läßt den Einfluß Boecklins erkennen: in der Mitte erhebt sich der Paradiesesbaum mit der Schlange, bewacht von zwei wappenartig stilisirten Greifen, zu den Seiten stehen stilisirte Bäume, welche aus reichen Gefäßen hervorwachsen; das Ganze ist zum Theil in Applikationsarbeit und durchweg in kräftigen Farben hergestellt. Die Stickermuster von H. Obrist geben Blüthen, Bäume mit Blättern, auch reine Phantasiemotive. — Die Kunstweberei in Scherrebek, einem Dorfe in der Nähe von Londern in Schleswig, befolgte anfangs eine Kunstrichtung, welche sich der norwegischen angeschlossen, erst später kamen die Muster der alten heimischen schleswig-holsteinischen Hausindustrie hinzu. Ein sogenanntes Hamburger Kissen, ein Bauernmuster in weiß, schwarz, gelb, blau und roth, giebt ein Beispiel dieser letzteren Art. Vor Kurzem gab Otto Edmann aus Hamburg, jetzt in Berlin, der Scherrebeker Fabrikation einen neuen Schwung. Die Edmannsche Art der Flächendekoration zeigt nirgends Plastik oder Rauntiefe, keine Modellierung, keinen Wechsel von Licht und Schatten. Ein Wandteppich „Waldteich“ zeigt nicht

den Himmel, wohl aber seine Spiegelung mit Mond und Sternen im Wasser; Bäume und Schilf spiegeln sich ebenfalls ab. Ein zweiter Wandteppich enthält Schwäne, auf einem Gewässer schwimmend, wieder mit Spiegelung, die Landschaft hat herbftlichen Charakter. Ein Wandbehang mit Apfelbaumzweigen ist am meisten japanisirend. Alfred Rohrbutter aus Hamburg, ebenfalls für Scherrebek thätig, giebt im Gegensatz zu Edmann wirkliche Bilder mit Tiefenwirkungen, wie beispielsweise in dem Wandteppich „Haidemühle“. Julius Wohlers aus Hamburg kommt in seinem Teppich „Anabeureigen“ wieder auf den Stil der alten Hausindustrie zurück. Uebrigens liefert Scherrebek bis jetzt nur Luxusartikel.

Ein Fenstervorhang von Frä. A. Herwegh hat ein Muster von flatternden Libellen. Die Applikationsarbeiten nach Kartons von de Rudder in Brüssel, von seiner Frau ausgeführt, zeigen echt künstlerische Eigenschaften. Auf den Lambrequins eines Baldachins im Hochzeitssaale des Stadthauses zu Brüssel sieht man die allegorischen Figuren der Stärke, der Vorsicht, der Gerechtigkeit, der Beredsamkeit, der Wahrheit und der Weisheit. Ein nach de Rudders Entwürfe ausgeführter Windschirm zeigt die drei Parzen; die Figuren können die japanische Abstammung nicht verleugnen. — Die gefärbten und Gemisch entfärbten Stoffe von Jsaak, von denen „Art et Decoration“ einige Proben giebt, sind zu Wandtapeten, Portieren, Kleiderstoffen, Fächern und Fenster-
vorhängen bestimmt und bestehen je nachdem aus grober Leinwand, Crêpes de Chine, Seide, Sammet oder Plüsch. Das Muster wird durch ausgeschnittene und dem Stoff aufgeklebte Papierkartons festgelegt und danach die Färbung oder Entfärbung des Stoffes bewirkt. Die Formen sind naturalistisch nach japanischer Art, sie zeigen Wasser mit Algen und Fischen, Wasservögel im Rohrdickicht, Zweige mit Blättern, Lilien auf hohen Stengeln u. A. Die gewebten Stoffe von J. Flandrin enthalten beispielsweise ein junges Mädchen, Thee trinkend; Ranson giebt „den Frühling“, Frauen zwischen blüthenbesetzten Bäumen wandelnd, Frauen und Kinder in einer Landschaft u. A.

Ein fruchtbares Feld für Erfindungen im neuen Stil haben die Muster zu Papiertapeten eröffnet; und es sind besonders die Engländer, die sich auf diesem Gebiete hervorgethan haben. Von Helen M. Cowan theilt das „Studio“ eine Tapete mit, in der eine nackte Frauenbüste, nicht sehr geschmackvoll im regelmäßigen Muster wiederkehrt. Walter Crane hat seinen Tapetenmustern Namen

gegeben, welche den Darstellungen entsprechen: „La Margarete“ zeigt eine regelmäßig wiederkehrende Devise, mehr sonderbar als schön, zum Abschluß einen Fries mit Karyatiden, „The Meadows“ hat einen mit Butterblumen übersäten Grund, „The Peacock Garden“ enthält Pfauen in regelmäßiger Wiederholung in einem Rankenmuster. In den englischen Papiertapeten spielt der Baum eine bedeutende Rolle und wird nach persischen oder japanischen Vorbildern stilisirt. Eine Tapete von M. S. Wilson heißt „der Wald“; Arthur Silver lehnt sich an persische Muster an, Heywood Sumer bildet eine Zeichnung aus Feigen- und Olivenzweigen, welche von senkrecht aufsteigenden Stämmen ausgehen. Der schon öfter genannte Christiansen giebt ein Muster aus stilisirten Ranken mit Blättern und Blüten, ein anderes mehr japanisirendes hat eine Zeichnung in zwei Tönen aus einer Farbe oder in zwei verschiedenen Farben. Ein Muster von Boysey mit Distelblättern und Blüten bringt „Art et Decoration“, ebenda eine Tapete von Frl. Gandin, Fische zwischen Algen schwimmend. Adolphe Crespin in Brüssel giebt ein Muster mit regelmäßig wiederkehrenden Papageien und Blumenvasen, ein zweites mit Pfauensehern, ein drittes mit Fischen. Crespin vermeidet die phantastischen Uebertreibungen in Form und Farbe, seine Muster bilden einen ruhigen Hintergrund und schließen sich eng an natürliche Vorbilder an, nur Einzelnes beruht auf japanischen Studien.

Die Bucheinbände von Colden-Sanderson sind mit Ranken und Blattwerk verziert; D. S. Maccoll giebt einen die Gambe streichenden Putto in einem Kranze stehend und einen zweiten Einband mit phantastischen Linienspielen, welche ein Mittelfeld umziehen. R. Hentschel hat auf dem Deckel eine ganze Pflanze in moderner Auffassung angebracht; Victor Prouvé giebt eine Landschaft mit Schwänen und Tauben, Cypressenstämme an einem See und phantastische figürliche Darstellungen in Bezug auf den Inhalt des Buches. Eine Anzahl kleinerer Geräthe: Tintenfüßer von A. Charpentier und F. P. Carabin, ein Handspiegel von Ludw. von Hoffmann, Aschenschalen von Lohr und Steinicken, geschmiedete Leuchter von D. Edmann u. A. mögen nur nebenbei erwähnt werden. Wichtiger sind die Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Glühlicht, welche letzteren für die neuen Bestrebungen ein noch wenig angebautes Feld liefern. Ein gothischer Gaslüftr von Rud. Loze zeigt eine glückliche Verwendung neuer Pflanzenmotive, ein Glühlichtlüftr von Kellner und Reinherz in

München ist in leicht gebogenen drahtartigen Formen hergestellt und mit natürlichen Blumen geschmückt, welche leicht mit Stuck überzogen und farbig behandelt sind. — Der Entwurf zu einem schmiedeeisernen Thor und Gitter von Harold Smith ist ein etwas schwächerer Versuch, neue Pflanzenformen in diesen Zweig der Technik einzuführen. Ein schmiedeeisernes Gitter im Reichsbankbau zu Berlin von B. Miksits ist an den oberen Endigungen mit naturalistischen Pflanzenformen geziert, die allerdings zu den unteren Akanthuskelchen und Akanthusranken in einem gewissen Gegensatz stehen.

Das Kunstgewerbe leitet unmittelbar zur architektonischen Dekoration der Innenräume über, denn es schafft die meisten Bestandtheile der Flächendekoration, Wandteppiche, Papier- tapeten, Malereien, von denen oben schon die Rede war. Indes darf man zweifeln, ob gerade die Engländer auf diesem wichtigen Felde bereits den richtigen Ton getroffen haben; sie verirren sich, namentlich in ihren Tapetenmustern, oft in ein Uebermaß des Bedeutungsvollen und geben Märchenjzenen und Anderes in nicht sehr anmuthender, regelmäßiger Wiederholung. Wer möchte gern in diesen die Phantasie unruhig aufregenden Räumen wohnen? Vielen wäre vielleicht die monochrome Wand willkommener, als ein solches Figurengewirre. Zu den Bedenklichsten in diesem Genre gehören beispielsweise die Tapetenmuster von Gerhard Munthe in Christiania: Kinder im Nachthemd, in einer dunklen Stube gruselnd, oben fabelhafte Gestalten, unten ein drohender Drache; dann die „Thurm des Bluts“ benannte Tapete von demselben, noch schlimmer als die vorige im Frazenhaften der känguruartigen Bestien; endlich „die Töchter des Nordlichts“ in Gesellschaft von Eisbären in einer Polargegend. Die Befiegung des Schablonenhaften in der Gestaltung der bewußten „guten Stube“ und eine Reaktion gegen das allzu üppige Fortissimo der barocken Stuckdekorationen thut gewiß überall Noth; aber, was beispielsweise der englische Architekt G. H. B. Quennel an die Stelle setzen will, kann doch nicht befriedigen. Derselbe will Gesimse, Architrave, aufwandvolle Kaminmängel und dergleichen vermeiden, wie dies seiner Zeit auch das Rokoko that. Sehen wir nur, was der Künstler in dem Entwurfe einer Raumbekoration an die Stelle des Alten setzen will: er umzieht die Wände in Dreiviertel der Höhe mit Holztäfelungen, deren Füllungen tapetenartig mit übergroßen stilisirten Pflanzenformen bemalt sind, bei denen die üblichen langen Stengel nicht fehlen;

das obere Drittel der Wände bedeckt ein gemalter Fries mit Rittern und Reifigen, welche aus einer Burg hervor zur Feenkönigin reiten; die Decke ist mit verstreuten Blumen bemalt, welche ein einfarbiges Oval einschließen. Das Ganze wirkt entschieden einförmig, und dürfte selbst nur dem Prinzip nach kaum in einer Folge von Räumen zur Anwendung kommen können.

Man fühlt wohl heraus, was der englische Architekt leisten will; er sucht die Bildungsprinzipien in dem Hervorheben des Konstruktiven und des Materials, im Ornament in einem Zurückgegriffen auf natürliche Vorbilder; damit verbindet sich ein Symbolischer über die natürliche Form hinaus auf einen höheren Inhalt deutet. Aber in dem vorhin gegebenen Beispiele, so: Man andern später anzuführenden, ist das Ziel noch keineswegs erreicht. Man kennt hinreichend die schönen verlockenden Buchweisen: „Schmücke Dein Heim“, „Mein Heim ist mein Stolz“, „Zeige mir deine Wohnut und ich will dir sagen wer du bist“ u. s. d., aber zweifellos müssen diese weisen Sprüche eine bedeutende Einschränkung erleiden, denn sie passen nicht für die Miethswohnung, auf welche doch immerhin der größte Theil der Menschheit, auch der besseren Klassen, angewiesen bleibt. Für das städtische Einzelfamilienhaus, die Vorstadtvilla und das Landhaus könnte es schon leichter gelingen, einen das Ganze beherrschenden Ausdruck für den individuellen Charakter der Bewohner zu finden. Diese Bauten sind es auch hauptsächlich, welche die neue Richtung hoffen darf, der philiströsen langweiligen Nüchternheit einerseits, andererseits der Renaissancefegerei zu entreißen. Nur hat man öfter den modernen Charakter der Innenräume auf allzu billige Weise zu erreichen gesucht. Einige Frieße mit naturalistischen, übergroßen Blumen oder die aus geraden, parallel laufenden Stengeln sich entwickelnden Pflanzenmotive, bei übrigens der alten Stilistik entnommenen Gliederungen, sollen schon den Charakter des Neuen geben; doch ist das Erfinden des Neuen eine schwierigere Arbeit, und begegnet, falls es wirklich geleistet wird, einem geringen Verständniß.

Fahren wir nachstehend in der Schilderung einiger englischen Versuche der Innendekoration fort. Die Architekten Ernest George und Peto wissen sich recht gut den Forderungen für die verschiedenen Gebäudeklaffen anzupassen, und verschmähen gegebenen Falls nicht den Anschluß an die historischen Stilarten. Das Schlafzimmer einer Cottage zu Redwoß, Streatham Common, hat eine

flachgewölbte Leistenbede in Brettern und ist sonst nur durch Möbel belebt; die Wände sind mit Stoff behängt. Die Halle in Shiplake Court, Henley-on-Thames, zeigt Gothik in Verbindung mit Renaissance; die Holzbede hat die übliche englische Dachform auf gesprengten Bindern, vielleicht etwas zu schwer im Einzelnen; die inneren Wandflächen sind unverputzt und lassen über der unteren Vertäfelung den Steinschnitt sehen. Die Halle in Buchan Hill enthält einen Steinlamin mit kolossalem Mantel, im Stil der Spätrenaissance. Die Halle in North Myrims, Hert's, ähnlich der in Shiplake Court, hat eine flache Balkendecke auf gesprungenen Bindern im Stil der Renaissance mit großartigem Kamin, einer malerischen Quergalerie, an welche sich die Treppe schließt. Bisweilen suchen die englischen Architekten ihren Dekorationen durch gesuchte Einfachheit, durch das absichtliche Vermeiden aller Kunstformen einen neuen Charakter aufzuden. Ein Beispiel dieser Art liefert James A. Moir in seiner Schulhaus zu Savoy Croft, Ayr in Schottland. Der Reichthum hat schlichte Wände und eine ebenso schlichte Balkendecke; einige Formen im Charakter des Empirestils beschränken sich auf den Kamin. Die Halle desselben Gebäudes hat im unteren Theil der Wände eine einfache Holzvertäfelung, im oberen Drittel ein gemaltes Muster; die Decke ist ohne jede Verzierung flach gepuzt. In demselben Sinne ist das Innere aller übrigen Räume behandelt. Das Innere der noch später zu erwähnenden Arngash-Bibliothek in Glenfarg von Alex. N. Paterson, Glasgow, hat Wände in einfacher Holzvertäfelung, im oberen Drittel Holztheilung und verputzte Felder; die Decke zeigt schräge Seitenflächen, welche sich dem mittleren flachen Deckentheile anschließen und durch Holzleisten in verputzte Felder getheilt sind; bestimmte Stilformen fehlen, allenfalls sind die Profile antikisirend gehalten.

G. Serrurier in Brüssel geht offenbar von dem Gedanken aus, Räume für die mittleren Klassen mit einfachen Mitteln herzustellen. So zeigt die Stube eines Handwerkers die Wände im unteren Theile einfarbig und unverziert, im oberen Theile mit einzelnen, aufrechtstehenden Pflanzen friesartig bemalt; die gepuzte Decke ruht auf sichtbaren Eisenträgern. Die Möbel sind der Gesamthaltung entsprechend einfach, leider aber so unbequem, daß kaum ein Handwerker mit denselben zufrieden sein würde. Ein Arbeitskabinet von demselben Architekten ist im Sockel, an den Thüreinfassungen und Wandtheilungen aus weiß gefugten Ver-

blendziegeln hergestellt, der untere Theil der Wände ist tapetenartig gemustert, der obere Theil wieder mit aufrechten Pflanzenmustern versehen; die Felder der Balkendecke sind mit Tapeten beklebt. Das Ganze, einschließlich des Mobiliars, wirkt steif englisch. Ein zweites Arbeitskabinet ist mit einer Holztheilung der Wände versehen, welche sich ohne Gesimsunterbrechung in der Decke fortsetzt; die unteren Wände und die Decke haben Tapetenmuster, die oberen Wandtheile, die in einer Kehle zur Decke übergehen, zeigen große gemalte Pflanzen. Der Entwurf einer Kaminnische zeigt einen Holzeinbau und ist im Innern mit Thonfliesen bekleidet; über dem Kamin erhebt sich ein einfaches Gerüst für Tafelgeschirr. Der obere Theil der Wand ist als Kehle gebildet, die Flächen sind mit schilfartigen Pflanzenformen gemustert. — Auf die Verwendung naturalistischer Blumistik am Aeußeren der Gebäude scheinen die Engländer noch nicht gerathen zu sein; jedoch haben Hantar und Crespin in Brüssel Aehnliches in der Fassadenmalerei eines Hauses zu Zelles versucht. Hier erscheint Ceres inmitten von Kornblumen als Hauptbild, während die Fenster mit geschlängelten Linien umzogen und die Wandfelder ornamental stoffartig gemustert sind. Der von Hantar ausgestattete Saal in der Kolonialausstellung zu Terbuern erinnert in seiner phantastischen Linienführung an japanische Elemente. Ein Speisesaal von Victor Horta in Brüssel hat an den Wänden über einem niedrigen Holzpaneel ein gemaltes Gitterwerk von Pflanzen-Formen, die flache Balkendecke zeigt eine schlichte Holztäfelung, ein Deckengesims ist nicht vorhanden. Das breite durch Pfosten getheilte, im Stichbogen geschlossene Fenster eines Erkers ist mit Glasmalereien in einfachen geschwungenen Linien geschmückt, welche sich aber auf den unteren und oberen Theil der Glastafeln beschränken. Die Möbel sind mit Betonung der Konstruktion in gefälligen geschwungenen Linien gebildet. An der Kunsthalle in Newlyn sind Platten in getriebenem Kupfer, von Mackenzie herrührend, zum Schmuck der Fassade verwendet; sie stellen die vier Elemente dar: die Erde als Schlange zwischen Früchten, die Luft durch fliegenden Löwen, das Feuer durch einen Salamander, das Wasser durch Fische versinnlicht. Doch ist es immerhin bemerkenswerth, daß der Künstler nicht ohne ein Fabelthier, den Salamander, fertig geworden ist.

Den Vorzug national zu sein, und zugleich dem Naturalismus Spielraum zu lassen, haben für Deutschland die Innendekorationen im Stile der Tyroler Gothik. Es ist dies eine mit Frührenaissance

gemischte Spätgothik, die sich zwar wie alle Profangothik aus dem Kirchenstil herausgebildet hat, jedoch sowohl in das Schloß wie in die Bauernstube Eingang gefunden hat. Die Tiroler Gothik zeichnet sich durch weiche schlichte Formen aus und ist durchaus auf die Verarbeitung des Holzes gegründet. In den Flachschnitzereien finden sich stilisirte heimische Pflanzenmotive, dann die Formen der Jagd- und Hausthiere endlich Allegorien und Sprüche, alles im stimmungsvollen Zusammenklang. Hierzu treten noch gravirte Ornamente, die Belebung durch Farbe, plastische Einzelstücke und Maßwerkmuster. Allerdings muß man zugeben, daß besonders diese Stilform eng durch landschaftliche Eigenheit bedingt und begrenzt ist, und daß deshalb die allgemeine Begeisterung mit welcher gerade jetzt ihre Anwendung ins Werk gesetzt wird, wieder ebenso Modesache ist, wie die ehemalige Vorliebe für das süddeutsche Barock und Rokoko. Man darf allerdings hinzufügen, daß bei uns die historische Berechtigung der Gothik vor anderen Stilen voransteht; denn sie hat, abgesehen von ihrer über zweihundert Jahre dauernden Blüthezeit, noch im 17., 18. und 19. Jahrhundert immer wieder frische Triebe gezeitigt. — In letzter Zeit hat Herm. Kirchmayer zu Klausen in Südtirol eine Anzahl Raumdekorationen in Tiroler Gothik, zugleich mit modernem Empfinden geschaffen, denen der Beifall nicht versagt werden kann; und welche in ihrer Art sicher für das deutsche Gefühl anheimelnder wirken, als die Nachahmungen der englischen neueren Leistungen. Der Entwurf zu einem Wohn- und Speisezimmer von Kirchmayer zeigt die Wände mit geschnitzten und bemalten Täfelungen durchaus bedeckt; die Decke hat sichtbare, auf einem Unterzuge ruhende Balken. In einigen bemalten Wandfeldern kommen japanisirende Pflanzengebilde vor, indeß überwiegt bei Weitem der historisch-stilistische Zug. Der Entwurf zu einem Speisezimmer, wie der vorige in „Deutsche Kunst und Dekoration“ abgebildet, zeigt wieder eine durchgehende, diesmal sehr reich ausgebildete Holztäfelung, welche durch ein konstruktives Gerüst getheilt wird; oben zieht sich ein Fries in Blendmaßwerk hin. Die Verzierungen sind in Kerbschnitt hergestellt oder bestehen aus flachgeschnitztem Blattwerk; auch der mittlere Teil der Deckenbalken ist durch Kerbschnitt verziert. Ein zweiter Entwurf zu einem Speisesaal von demselben Architekten benutzt die Form der gewölbten Decke aus Schloß Trostburg in Südtirol, lehnt sich also ganz ausgesprochen an historische Formen an. Die Decke zeigt im Querschnitt einen Kleeblattbogen und ist durch Längsbalken nicht besonders

organisch getheilt; die Wände sind ganz in Holz getäfelt und die Verzierungen in Kerbschnitt ausgeführt. Ein Entwurf von demselben zu einem Wohn- und Speisezimmer hat holzgetäfelte Wände und eine Bretterdecke auf sichtbaren Balken; die gemalten Wandfelder sind mit stilisirtem Laubwerk in moderner Auffassung geschmückt.

Ein Beispiel der Uebertragung steifer englischer Formen giebt ein von Jos. Draeger in Wien entworfener Vorplatz mit eingebauter Treppe; ähnlich wirkt die Erkerstudie von Hartmann und Ebert in Chemnitz, welche auch das englische mit Geshränk überbaute Sopha aufgenommen hat. Die Diele, welche zu den alten aus dem Bauernhause übernommenen Raumtypen gehört, giebt durch die in ihr gelegene, oft zu einer oberen Gallerie führende Treppe stets eine glückliche Gelegenheit zu malerischer Ausgestaltung. Eine Diele von Aug. Molden in Düsseldorf, im Charakter der Spätrenaissance, leidet wohl an Ueberfüllung; eine andere Diele in einer Villa zu Blasewitz von Fr. Schneider zeigt die übliche Deutschrenaissance u. s. w.

Die Bibliothek im neuen Justizpalaste zu München von Fr. v. Thiersch ist im deutschen Barock gehalten und ist mit moderner Ornamentik versehen. Im Stil schließt sich die Bibliothek den Werken Effners an, was auch in der Ornamentik der durchbrochenen Schrankfüllungen und den Brüstungsgittern der Galerie hervortritt; dagegen sind die Stuckverzierungen der Korridorgewölbe völlig im modernen Geiste gedacht und sind aus Wasserpflanzen zusammengesetzt. Die angeführten Beispiele neuer deutscher Innendekoration ließen sich leicht noch vermehren, indeß zeigen sie sämmtlich eine Verschmelzung mit dem historischen Formentreise.

Schwieriger als die mit dem Kunstgewerbe zusammenhängenden Dekorationsformen fügen sich die eigentlichen Architekturgliederungen in den neuen Rahmen; auch beschränkt sich das auf diesem Felde bereits Geleistete auf gewisse einfachere, der höheren Monumentalität entbehrende Gebäudelassen. — Zweifellos tragen die in früheren Stilepochen geschaffenen Bauwerke jedesmal den urreigenen Stempel des Meisters und der Zeit, aber sie stehen deswegen nicht losgelöst von dem Vorhergehenden, obgleich sie keine Kopie desselben sind. Wenn uns Moderne nicht ebenfalls ein geistiges Band mit Vor- und Nachwelt verknüpfte, so wäre die Forderung der Monumentalität, der ewigen Dauer für die Bauwerke eine Thorheit; wir sowohl als unsere Nachkommen würden sich dann ja stets unter unbequem und unverständlich ge-

wordenen Resten der Vergangenheit bewegen; und wir müßten wünschen, daß diese Reste so rasch als möglich beseitigt würden um anderen zeitgemäßen Schöpfungen Platz zu machen. Auch die Anpassung an die Umgebung, welche heute so oft für den Stil eines neuen Gebäudes bestimmend wird, ließe dann eigentlich nur auf den Werth einer Theaterdekoration hinaus. Namentlich das Letztere ist aber keineswegs der Fall, denn man hat ein Recht, von der künstlerisch-harmonischen Vollendung nicht nur des einzelnen Gebäudes, sondern auch eines Straßen-, ja eines Städtebildes zu sprechen. — Andererseits wäre es freilich ein Unrecht gegen unsere Zeit, wenn man ihr nicht eine eigene Gestaltung der Kunstformen zugestehen wollte; und in der That wird eine solche stets selbst ungewollt und unbewußt, vorhanden sein. In dem Obigen hätten wir zwei sich entgegenstehende, schwer zu vereinigende Forderungen, aber der Gegensatz ist nur ein scheinbarer: der Zusammenhang mit der historischen Entwicklung muß aufrecht erhalten bleiben, ohne den Fortschritt zu Neubildungen zu hindern, diese dürfen aber keinen Sprung ins Blaue machen. Der Mangel einer geschlossenen Stileinheit wird übrigens unserer Zeit zum Theil mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, sie ist in der Hauptsache eine unvermeidliche Folge unserer ausgebreiteten Kenntniß der alten Monumente. Jedensfalls ist unsere Zeit in keiner Beziehung schlechter, als irgend eine frühere; das geistige Leben pulst ebenso kräftig als irgend sonst; und es ist nur bemerkenswerth, daß diese auf allen Seiten des wissenschaftlichen und praktischen Lebens willig zugestandene Thatsache allein für das Gebiet der Kunst noch besonders gegen Zweifel geschützt werden muß. Vielleicht ist es auch heute schon ein überwundener Standpunkt, der sonst Viele bewog, die Freiheit des Schaffens in der Architektur, welches sich nicht mit der archäologisch genauen, juristischen Wiedergabe der einmal aus irgend welchen Gründen gewählten Stilnuance begnügte, als unzulässig anzusehen, oder dem Architekten, der seinen eigenen Weg gehen wollte, mit Mißtrauen zu begegnen. Umsomehr als für Skulptur und Malerei die Duldung des Neuen schon längst hergebracht war, weil in diesen Kunstzweigen das Verlassen der alten stilistischen Ideale weniger ins Auge fiel und sich der Beurtheilung des größeren Publikums entzog.

Allerdings ist als ein Hauptpunkt hervorzuheben, daß der stetige Fortschritt in der Architektur weniger auf der Seite der Dekoration liegt, sondern hauptsächlich in den flüssigeren, neuen

Bedürfnissen in vollkommenerer Weise entsprechenden und durch neue konstruktive Methoden bedingten Raumschöpfungen. Die Dekoration ist ein mithelfender Faktor, aber das Bestimmende ist sie nicht. Das eigentliche Element der Architektur, die Raumbildung mittels Wand und Decke, die Kongruenz des Aeußern mit dem Inneren, die auf perspektivisch künstlerische Wirkung berechnete Auseinanderfolge der Räume, richten sich zwar nach den kosmischen Gesetzen, sind aber kein Abbild einzelner Naturerscheinungen, sondern freie Erfindungen des Menschengeistes, in denen er dem weltbauenden Geiste nachahmt.

Eine besondere Eigenschaft der Baukunst, welche so recht das innere Wesen derselben trifft, ist die innige Verbindung zwischen künstlerischer Phantasie und den technischen Bedingungen. Stets ist der Uebergang zu einer neuen Stilform mit der Lösung eines konstruktiven Problems, namentlich in der Deckenbildung, verknüpft; man könnte die Geschichte der architektonischen Stilentwicklung nicht von der Ausbildung der Deckenkonstruktionen trennen. Die Anwendung der Balkendecke in Holz und Stein, dann der steinernen Gewölbedecke, endlich der ganz oder theilweise in Eisen hergestellten flachen oder gebogenen Decke bezeichnet ebensoviele Abschnitte in der stilistischen Umwandlung. In der That hat stets in der Bildung des Einzelraums, in der überlegten Aneinanderreihung der Räume und ihrer organischen Eingliederung in den Stockwerksbau der wahre Antrieb zum Fortschritt gelegen; dieses Moment bleibt auch für das Schaffen der Gegenwart und Zukunft in voller Geltung und kann durch eine neue Auffassung der Dekoration kaum aus der Bahn gedrängt werden. — Wir sehen hierbei ganz von dem aus Paris importirten Ausstellungsstile ab, der an seinem Platze nicht zu tadeln ist, aber die tollsten Sprünge der Phantasie gestattet, und deswegen ohne Nachwirkung auf den Monumentalbau bleibt.

Die in Jahrhunderten erfolgte Ausbildung gewisser Raumtypen, die übrigens keineswegs so zahlreich sind, als man vielleicht vermuthen könnte, sondern sich in wenige Hauptklassen einordnen lassen, eben weil die grenzenlos schweifende Phantasie durch die konstruktiven Bedingungen in enge Schranken gebannt wird, begründet zugleich die niemals abzuschüttelnde Macht der Ueberlieferung. Gibt es nicht vergangene Kunstepochen, deren großartige Leistungen noch heute unübertroffen sind? Ist es denn überhaupt so leicht, das beste Alte zu übertreffen, das sich oft bis an die Grenzen des dem Menschengeniste Erreichbaren hinbewegt? Weshalb sollte sich die

Architektur jemals dieses Schazes entäußern, selbst, wenn es überhaupt möglich wäre; bildet derselbe nicht den allzeit befruchtenden Boden, aus dem bewußt oder unbewußt die Schöpfungen der der Jetztzeit emporsprießen? Und, wir fragen weiter, was soll nun der Ansturm „der Moderne“, der sich wesentlich doch nur auf eine Umformung des Ornaments richtet, auf diesem eigentlich architektonischen Gebiete leisten? Unzweifelhaft ergeben sich aus dieser Betrachtung engere Grenzen für die neue Richtung, als die Vorkämpfer derselben zugestehen wollen. Keineswegs soll die Wichtigkeit der architektonischen Dekoration unterschätzt werden, denn sie ist kein äußerlich Anhängendes, keine beliebige Luxusguthat, vielmehr geht sie aus den inneren Bildungsgesetzen der Einzeltheile und Gliederungen hervor, und verbindet sich mit diesen zu einem harmonischen Ganzen. Aber an dieser Dekoration im großen Sinne hat wieder die Ornamentik nur einen kleinen Antheil; Plastik und Malerei stehen als die eigentlich sprechenden, inhaltvollen Bestandtheile voran. Die beliebte Einfachheit ist deshalb auch nur eine Umgehung des gestellten Problems, keine Lösung desselben; ebenso wie die seinerzeit beliebte Milchkafee-Farben nur die Unfähigkeit darthaten, volle Farbenakkorde zu schaffen.

Ein hervorragendes Beispiel des Zurücktretens des Ornaments gegen die konstruktiven Gliederungen bieten die griechischen Bauwerke. So selbständig und frei sich ihr Organismus entwickelt, so tritt doch eine selbständige Ornamententfindung nur im engen Anschlusse an die altorientalischen Lotos- und Palmettenmuster, sowie an die flache Sternblume derselben Kunst hervor; selbst ein neu hervortretendes, gefiedertes, gezacktes und in Gruppen getheiltes Blatt, offenbar heimischen Pflanzen, in den meisten Fällen dem Athanas nachgebildet, ist vielleicht ursprünglich aus der Palmette hervorgegangen. Die naturalistischen Bestandtheile der Pflanzenornamentik, welche die mykenisch-achäische Epoche in den Kreis ihrer Bildungen aufgenommen hatte, verschwinden in der klassischen Zeit oder setzen sich bescheidener Weise höchstens noch in der Vasenmalerei fort. Die Römer erschöpfen sich in äußerst naturalistischen Pflanzenbildungen, verlassen jedoch in der Monumentalarchitektur selten den griechischen Kreis; die altchristliche, die byzantinische und romanische Kunstperiode geben nur konventionelle Wiederholungen des antiken Blattwerks. Erst in der arabischen und noch mehr in der gothischen Baukunst kommen neue naturalistische und zugleich der heimischen Flora entnommene Pflanzenformen

mit Macht zur Geltung, freilich um später wieder die Stilifirung vorwalten zu lassen. Die Renaissance erscheint zunächst auch auf diesem Spezialgebiete an die antil-römischen Muster gebunden, und bevorzugt besonders die Manthusrante an den Bauwerken, aber in der Kleinkunst derselben Epoche zeigt sich wieder ein lebensvoller Naturalismus; denn fast jeder Meister gebraucht sein eigenes individuell gebildetes Blattwerk. Endlich machen Rokoko und der Stil Louis XVI. einen verschwenderischen Gebrauch von heimischen Blatt- und Blütenformen, ohne die aus der Antike entlehnten Typen auszuschließen.

Aus dem oben Gesagten läßt sich leicht ein Schluß auf den möglichen Einfluß machen, den die neue dekorative Richtung auf den Gang der Architektur ausüben wird; derselbe wird sich in ziemlich engen Grenzen halten. Allerdings hing es mit dem Wiedermachen der alten Stile zusammen, wenn die modernen Architekten mehr als gut war die Herrschaft über die mit dem Bau zusammenhängenden dekorativen Formen verloren, indem die Mitarbeiter: Stuckateure, Ornamentbildhauer in Stein und Holz, Tischler, Schlosser u. A. nun ihren eigenen Weg nahmen. Bis auf einen gewissen Grad hatte diese Selbstständigkeit des Kunsthandwerks sogar sein Gutes, da dasselbe veranlaßt wurde, sich auf seine Bedeutung zu besinnen. Zwar mögen die Zeiten vorbei sein, in denen der Architekt im Stande war, einen großen Bau soweit in den Händen zu behalten, daß er Zeit und Gelegenheit fand, alle Einzelheiten bis zum Schlüssel und Schlüsselblech nach seinen Entwürfen fertigen zu lassen, wie dies noch von Joh. Balthasar Neumann, dem großen Würzburger Barockmeister, bezeugt wird, aber die neue Richtung fordert doch von dem Architekten wieder eine intimere Beschäftigung mit seinem Werke und einen ziemlich weitgehenden Einfluß auf seine Mitarbeiter. Es ist deswegen doch kein Grund vorhanden, die moderne Theilung der Arbeit und den hieraus hervorgehenden Reichthum an Motiven zu beklagen, wenn es nur der Architekt versteht, die Harmonie der Theile aufrecht zu erhalten.

Ebenfalls aus dem Obigen folgt, daß das aus dem Bauernhause hervorgewachsene einfache Landhaus und das städtische Einzelfamilienhaus die geeigneten Punkte bilden, um die neue Richtung wenigstens in der Negative, in der Vermeidung des hergebrachten historisch-stilistischen Formenapparates, zu betheiligen. Das Bauernhaus hat sich in allen Epochen so ziemlich unverändert erhalten und ist von den wechselnden stilistischen Einflüssen ziemlich frei geblieben.

Seine Schönheit ist wesentlich malerisch und durch die Gruppierung der Massen bedingt; der Bau hat einen entschiedenen Bezug zur umgebenden Natur, erst mit Wiese, Bäumen und womöglich Wasser zusammen findet derselbe seine Vollendung. Die Diele, der Hauptraum des Hauses, besitzt eine unverwüßliche Poesie und giebt wieder Gelegenheit zu malerischer Ausgestaltung, die sonst in keinem andern Wohnraume möglich ist. Namentlich die schon oben hervorgehobene Verbindung mit einer oberen Galerie, zu welcher eine freiliegende Treppe emporführt, das große Fenster und Anderes können nur in der Diele ihren Platz finden.

Wenden wir uns nun noch einmal dem Inhalte des „Studio“ zu, so finden wir auch in England die neue Richtung fast nur durch das Landhaus vertreten, soweit sich dasselbe an das Bauernhaus anlehnt. Die Cottage in Harpenden von Ernest Georg und Beto zeigt in diesem Sinne den gemischten Stein- und Holzbau und verzichtet auf jede Fassaden-Ornamentik. Die Cottages zu Leith von denselben Architekten sind einzig durch erkerartige Ausbauten und Giebel ausgezeichnet; der Oberstoß besteht aus Fachwerk und ist theilweise beschiefert. Englische Wohnheiten entsprechend, sind die Erker nicht ausgetragt, sondern beginnen von unten an. Ein Kurhaus und eine Lesehalle daselbst, wieder von denselben Künstlern, zeigen einfache, durch Gruppierung malerische Formen, letztere wieder mit Beschieferung des Obergeschosses, ähnlich wie die deutschen Fachwerkhäuser im Bergischen. Arbeiterhäuser besserer Art, in Bolton Road, Port Sunlight, von D. Lwen, in zweigeschossiger Anlage, erscheinen vollständig als Bauernhäuser. Mehrere Cottages zu Port Sunlight, von demselben Architekten, in geschlossenem Reihenaubau, zeigen die englische Eigenthümlichkeit der Wiederholung eines einzigen Modells. Uebrigens ist das einzelne Haus mit dem auf Konsolen vorgetragenen oberen Fachwerksgeschoß und dem Giebel mit verzierten Windbrettern nicht ohne Reiz. Die Arbeiterhäuser zu Groswell von Brewill und Bailey, zweistöckig mit Giebel, wiederholen wie die vorigen dasselbe Modell in geschlossenem Reihenaubau. Die Arngash-Bibliothek in Glensarg von Alex. R. Paterson in Glasgow hat den Charakter eines Landhauses in mäßig ausgebildeten Stilformen der Frührenaissance. Das eingeschossige Gebäude ist durch Erkerbauten malerisch belebt. — Es fehlt auch nicht an einzelnen Versuchen zur Gestaltung öffentlicher Gebäude in neuer Richtung, jedoch ist beispielsweise der im „Studio“ mitgetheilte Fassadenentwurf zur Whitechapel-Gemäldegalerie in London

von E. Harrison mehr sonderbar als schön. Die Fassade ist polychrom durchgebildet, die Hauptwirkung beruht auf großen, undurchbrochenen Mauermassen, zu denen sich ein zweckmäßiges Innere kaum denken läßt. Man sieht schon aus den vorigen, wenigen Beispielen, daß Neues von Bedeutung auf dem Gebiete der Architektur noch nicht vorhanden ist, und daß die englischen Leistungen den deutschen keineswegs voranstehen. — Der schon weiter oben erwähnte Architekt Pantar hat sein eigenes Wohnhaus in Brüssel in romanisirenden Formen, in gemischter Ziegel-Haustein-Bauweise, aber doch im Ganzen im modernen Sinne erbaut. Ein Erker, welcher mit einer Altane abschließt, ist von schmiedeeisernen Stützen überragt, welche den Dachvorsprung tragen. Eine Ladeneinrichtung in Brüssel von demselben Architekten erinnert in der Linienführung an Japanisches. Das Naturhistorische Museum im Jardin des Plantes zu Paris von Dutert, in antikisirenden Stilformen ausgeführt, erhält eine Belebung im modernen Sinne durch Thierskulpturen von Frémet u. A., welche auch zur Bildung der Gliederungen verwendet sind; so bilden Löwenbüsten die Kapitelle der Pfeiler, in den Friesen erscheinen Muscheln und die Eisengitter sind mit naturalistischem Pflanzenwerk verziert.

In Deutschland sind eine Anzahl hervorragender Architekturwerke vorhanden, welche dem letzten Jahrzehnt entstammen: Kirchen, Denkmäler, öffentliche und Privatgebäude, aber sie kommen an dieser Stelle nicht weiter in Betracht, da sie keineswegs der neuen Richtung huldigen, sondern einem ruhigen Fortschritt in der Ausbildung der Typen für die verschiedenen Gebäudeklassen. Doch bildet das bloße Vorhandensein dieser Werke eine scharfe Kritik gegen die Ausdehnung, welche die neue Richtung über ihren eigentlichen Bereich, das Kunstgewerbe, hinaus beanspruchen möchte. Auch dürften die fraglichen Bauwerke wenig anders aussehen, wenn sich an ihnen die japanisch abgeleitete Ornamentik, statt der stilgerecht erfundenen, hätte zeigen wollen. — Das Waarenhaus Wertheim in Berlin von Alfr. Messel könnte beispielsweise für Deutschland als Ausdruck der neuen Richtung für die betreffende Gebäudeklasse gelten, obgleich der Grundriß dem der älteren Pariser Magazine ähnlich ist, und auch für die Verwendung gothischer Formen an Kaufhäusern und Magazinen englische und amerikanische Muster vorhanden sind. Neu an der Wertheimschen Fassade ist das entschiedene Vorwiegen der Vertikaltheilung, welche das Gebäude als ein Ganzes erscheinen läßt. Unzweifelhaft wäre eine Horizontaltheilung der Fassade nach Stock-

werken künstlerisch ebenso berechtigt gewesen, indeß kann man zugeben, daß die zweckliche Bestimmung des Hauses für ein einziges Geschäft durch das Unterdrücken derselben klarer ausgesprochen ist. Die zwanglose Benutzung der Formen mehrerer historischer Stilarten giebt der Erfindung eine gewisse Frische, und unbedingt lobenswerth ist die Durchbildung der einzelnen Theile mit künstlerischen Mitteln. Die Bauten von Karl Hocheder in München, ein Mesner- und Chorregentenhauß und der zugehörige Pfarrhof in Giesing, sind nicht in der Weise neu, wie das oben erwähnte Baarenhaus, denn sie zeigen ausschließlich Formen des süddeutschen Barocks, aber sie sind frei von aller Schablonenhaftigkeit und deshalb selbst als einfache Putzbauten bemerkenswerth. Selbstverständlich können diese Bauten nicht den Anspruch erheben, einen Stil für die Folge festzunageln, wie denn überhaupt die Herrschaft einer einzigen historischen Stilnüance für unsere Zeit ausgeschlossen erscheint; es muß genügen, wenn im einzelnen Falle eine typische Form für eine besondere Gebäudeklasse gefunden wird, wie dies hier der Fall ist. Ein Feuerhaus, ein Turbinenhaus und ein Schulhaus in München, von demselben Architekten, zeigen ebenfalls Putzbau in einfachen Barockformen.

Den weitgreifendsten Einfluß auf die Raumgestaltung der modernen Architektur auszuüben, könnte wohl das Eisen in seiner Anwendung auf die Deckenbildung berufen sein. In der That kann man seit dem Anfang unseres Jahrhunderts die hohe Bedeutung der Eisenkonstruktionen für den Hoch- und Ingenieur-Bau bemerken, zugleich die stetig fortschreitende Entwicklung der durch Eisen möglich gewordenen Konstruktionen; wenn es auch meist Nützlichkeitsbauten sind, bei denen das neue Material in umfangreicherer Weise zur Geltung gekommen ist. — Die Unbeschränktheit in der Annahme von Raumgrößen, die Durchführung eines ausgesprochenen Pfeilerbaues, die freie Wahl jeder Deckenform mit beliebiger Anlage der Lichtöffnungen, die starke Verminderung der Mauerdicken, alles dies sind Vortheile, welche mit der Verwendung des Eisens Hand in Hand gehen. Durch Eisenträgersysteme ist es möglich geworden, Räume in einer Weite zu überspannen, an die bei Anwendung von Steingewölben nicht zu denken war; die Widerlager werden auf das geringste Maß zurückgebracht, und hierdurch eine tiefgreifende Aenderung der Innenarchitektur bewirkt. Das Eisen wird zwar stets nur das statische Gerippe bilden, den Rahmen, während die Füllungen aus anderem Material hergestellt werden. Zu den Stützen wird immer häufiger das Gußeisen in Anwendung kommen.

Beispiele großer Eisenkonstruktionen im Hochbau geben die Bahnhofshallen, die Markthallen, die Ausstellungsräume. Eine andere Verwendung des Eisens geht aus seiner Verbindung als Flacheisen und Eisengeflecht mit Stein und Zementmörtel hervor. In dieser Konstruktion erscheint das Eisen nur als Hilfsmaterial. Einen Versuch, das Eisen als Kunstform zu zeigen, bietet der Trotaderopalast in Paris von Davioud und Bourdais. Hier zeigt die Decke der halbkreisförmig um den großen Konzertsaal geführten Halle die unverhüllte Eisenkonstruktion, indem einfach sichtbare Eisenbalken radial von der Wand zu den Pfeilern gelegt sind. Reicher noch ist eine ebensolche sichtbare Eisenbalkenkonstruktion in den beiden den Mittelbau begrenzenden Haupteingangshallen ausgeführt. Hier gliedern große, sich über je vier Eisensäulenpaaren kreuzende Rastenträger die reichen Rastendecken, und sind ihrerseits ohne Ummantelung nur durch seitliche, regelmäßig gefügte Nietstreifen und eine füllungsartige Verzierung des Untersichtsblechs belebt. Das Haus Tassel, rue de Turin in Brüssel, ein an beiden Seiten eingebauts Einfamilienhaus, sogenanntes Dreifensterhaus, ausgeführt von Victor Horta, zeigt an der Sandsteinfassade einen breiten, flachrund vorspringenden Erker, der im zweiten Stock mit einer Brüstung und Altane abschließt. Der Erker wird im Entresol durch steinerne Rundpfeiler getheilt, im Hauptgeschoß durch schmale eiserne Stützen; auch die breiten, laubenartigen Öffnungen im zweiten Stock über dem Erker sind durch Eisensäulen getheilt und mit einem außen sichtbar bleibenden Eisenträger überdeckt. Die Einzelformen der Fassade sind mit Freiheit von der Gothik oder der Antike abgeleitet. Indeß wäre es in diesem Falle immer noch die Frage, ob die Anwendung des sichtbaren Eisens mehr als eine Laune ist, da dasselbe hier weiter keine statische Funktion erfüllt, als die auch allenfalls von Steinmaterial ausgeübt werden könnte. Das Innere des Hauses zeigt denselben Charakter wie die Fassade: alte Stilformen in moderner Auffassung. Zugleich ist das gesammte Mobiliar, die Beleuchtungsgegenstände und Teppiche von Horta entworfen.

Hiermit wäre mein etwas kaleidoskopischer Bericht zu Ende, aber ich möchte mit dem Rektor in Reuters „Stromtid“ fragen: wer weiß das Ende?

General von Göben. ✓

Von

Emil Daniels.

(Schluß).

Nach dem Friedensschlusse beabsichtigte König Wilhelm, Göben ein Armeekorps zu verleihen, nahm jedoch aus unbekanntem Gründen davon wieder Abstand, und gab dem General nur das Eichenlaub zum Pour le mérite. Das war freilich auch eine ganz außerordentliche Auszeichnung, denn sie bedeutete, daß der Träger des Ordens sich die Dekoration zweimal erworben hatte. Göben begab sich, um seinen Dank abzustatten, nach Berlin: „Da kommt eben eine Botschaft vom Kronprinzen, daß er mich morgen zu sprechen wünscht, nachdem der König mich gesehen. Allerhand Teufeleien mit der Uniform sind zu besorgen; das große oldenburgische Ordensband und dergleichen Geschichten. Ein geplagter Mensch, der Gott danken wird, wenn er wieder bei seiner lieben Lütt ist!“ König und Kronprinz empfingen den tapferen Degen, dem das Haus Brandenburg soviel verdankte, mit aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung: „Der König so frisch und wohl wie seit Jahren nicht und so herzlich und gut wie immer Was wir wohl nicht gedacht hätten: jetzt stellt sich heraus, daß der Kronprinz mich zu seinem Chef des Stabes verlangt hatte, während ich bisher gerade das Umgekehrte annahm. Blumenthal erzählte mir, daß er, als er sich beim Kronprinzen gemeldet, ihm gesagt, er setze voraus, daß Seine Königliche Hoheit ihn zu sich berufen, daß ihm . . . aber der Kronprinz geantwortet, er wolle ihm nicht verhehlen, daß er gewünscht habe, mich zu bekommen, und daß er um mich gebeten

habe; er hege aber trotzdem das Vertrauen u. s. w. Ich hoffe morgen Abend . . abzureisen, übermorgen Abend gegen 9 Uhr bei Dir zu sein. Adieu! mein lieb, lieb Lütt. Nun komme ich wieder als Lieutenant im Leibregiment zu Dir, oder allenfalls als Hauptmann im 16. Regiment!"

Göbens Aeußerung, daß er nach dem Kriege regelmäßig krank werde, hatte sich auch im Jahre 1866 wieder bestätigt. Er erlitt einen Choleraanfall und behielt nach dessen Ueberwindung einen hartnäckigen Husten übrig. Zugleich begann auch Frau von Göben zu kränkeln. Die Aufregungen der beiden Kriege und die aufreibende Pflege, der sie sich am Bette des leidenden Gatten unterzog, gingen über die Kräfte der zarten Frau. Da griff König Wilhelm ein und schickte mit Hilfe der Königl. Privatchartulle, deren geheimen heilkräftigen Zauber so viele in Verlegenheit befindliche Militärpersonen erfahren haben, das Ehepaar zu seiner Erholung nach dem Süden. Sowohl Göben als auch seiner Gemahlin bekam die italienische Reise vorzüglich: „Sie war,“ schrieb Göben einer bekannten Dame, „ursprünglich auf vier Monate wenigstens geplant, jetzt aber werden wir sie auf drei Monate reduzieren, theils aus pekuniären Rücksichten, theils — ja es ist nicht zu leugnen — weil ich trotz allem Herrlichen, was uns hier umgiebt, Sehnsucht nach Deutschland habe, nach den Menschen, nach den Dingen dort, vor Allem vielleicht nach den täglichen Nachrichten der Zeitungen. Ich verfolge mit solch lebhaftem Interesse die in Deutschland sich entwickelnden Verhältnisse, daß es mir sehr schwer wird, gerade jetzt den Mangel an vaterländischen Zeitungen zu ertragen. . . . Erzählen will ich nicht von unserer Reise, . . . was wir gesehen, es ist ja das aller Welt längst Bekannte, das wohl von fast Allen einmal Ersehnte. Italien! Das Mittelmeer! Florenz, Rom, Neapel! Und endlich die Alpen! Was sagen nicht diese Worte! Und doch, so schön das Alles ist: „Doch nach der Heimath ziehst mich hin!“ Deutschland ist mir doch über Alles herrlich! Aber herrlich ist auch hier, in Neapel mit seinem Golf, seinen Inseln, seinen lieblichen Gestaden, vom Besuv überragt, wie in Rom inmitten der großartigen Trümmer des Alterthums und hier im lieblichen Florenz, das noch so reich ist an Schätzen der Kunst und der Wissenschaft aus seiner Glanzzeit, die ja gleichzeitig war mit deren Wiederaufblühen in Italien. Jetzt ist es Hauptstadt Italiens, aber das macht sich wenig fühlbar, da das: „Auf wie lange?“ Allem aufgeprägt ist. In der That macht

sich in ganz Italien das Gefühl des Provisorischen, des Unfertigen geltend; es sind noch zu viele widerstrebende Elemente, zu viele feindliche Interessen zu überwinden, als daß nicht noch auf lange hinaus schwere Kämpfe zu bestehen, schwere Zweifel am glücklichen und dauernden Gelingen des Einheitswerkes gerechtfertigt wären. So freilich mag auch bei uns, im lieben Deutschland, Mancher denken, während ich doch da das größte Vertrauen hege, daß Gutes und Großes daraus werden wird Neubildung eines mächtigen und freien, einheitlichen Deutschlands. . . .“

Fast noch mehr als die Rückkehr der eigenen Gesundheit erfreute den General die Heilung der geliebten Frau: „Diese Reise, . . . der Süden mit allem Schönen und Neuen, was dieses herrliche Land, dieses Meer ihr boten, . . . vielleicht noch mehr der Anblick der hier aufgehäuften Wunderwerke antiker und neuerer Kunst haben bei Marianne Wunder gethan. Sie ist wie von neuen Lebenskräften durchströmt, ihr Geist hat die alte Frische und Elastizität wiedergewonnen, und damit fühlt sie sich auch körperlich wieder kräftiger und tüchtiger und freut sich wieder des Lebens mit allem Guten und Schlimmen, welches es mit sich bringt. Das ist ein herrliches Resultat!“ Die Jahre zwischen dem Krieg von 1866 und dem von 1870 waren vielleicht die glücklichsten in dem ganzen Leben unseres Helden: er befand sich in leidlicher körperlicher Verfassung, wurde weniger von Geldsorgen geplagt und genoß hohen Kriegsrühm. Die vielleicht formvollendest seiner schönen kriegsgeschichtlichen Schriften, die Abhandlung über das Gefecht von Kissingen, entstand in den geschilderten mildsonnigen Tagen. Aber nur ein paar Jahre war ihm dieses behagliche Dasein vergönnt, dann traf ihn das schreckliche Unglück, daß seine Marianne einem abermaligen und nunmehr hoffnungslosen Siechthum verfiel. Es handelte sich um ein schweres Magengeschwür. Von Gram verzehrt, von den trübsten Ahnungen heimgesucht zog Göben gegen Frankreich ins Feld.

Er erhielt für die Dauer des Krieges den Befehl über das VIII. rheinische Armeekorps, gehörte also zur ersten Armee unter Steinmeß: „Als ich von Dir wegfuhr,“ schrieb er aus Saarbrücken an die Generalin, „Dein Taschentuch noch winken sah, da war ich so traurig, daß ich mich kaum beherrschen konnte . . . So sind wir denn nun bereit zu Allem, mein lieb' Weib, und Du kannst für uns ruhig sein. Wir bilden einen guten Haufen . . . Heute ist der Befehl gekommen, keine Zeitungskorrespondenten ohne

besondere königliche Genehmigung bei der Armee zu dulden. Ich bedaure diesen Befehl und werde 'mal sehen, wie sich die Sache macht. Vielleicht sehe ich keinen bei meinem Korps."

Alle Briefe Göbens aus der Zeit des deutschen Aufmarsches athmen ein unbedingtes Vertrauen zu den Truppen; eine glühende Kampflust beseelte den in den besten Jahren befindlichen, erst 53 jährigen General. Dieses Feuer riß ihn zu dem Angriff auf die Stellung von Spichern hin: „Es ist nicht zu verwundern,“ schrieb er nach der Einnahme der französischen Position an seine Frau, „daß sie sich für unangreifbar gehalten haben; wir würden ebenso denken.“ Die blutigen Vorbeern von Spichern werden immer ein kostbares ideales Besizthum der preussischen Armee bleiben, auch brachte die Aktion insofern militärischen Nutzen, als die an den Tag gelegte prachtvolle Haltung der beteiligten Regimenter das Selbstvertrauen des Heeres bedeutend steigerte — immerhin jedoch bleibt der Kampf ein Fehler Göbens. Er, der für das Engagement verantwortlich ist, verschuldet die furchtbaren Verluste des Tages, die vermieden worden wären, wenn man, Moltkes Operationsplan gemäß, an dieser Stelle nicht angegriffen hätte. Da der Feldzug überall glücklich verlief, widerfuhr Göben des begangenen Irrthums wegen von keiner Seite Tadel. Der König sowohl wie Moltke mochten es für grausam halten, dem bewährten General darüber Vorhaltungen zu machen, daß er das wohlberechtigte Gefühl der Superiorität, das ihn dem Feinde gegenüber erfüllte, einmal gar zu kräftig bethätigt hatte. Nur Einer monirte das déplacirte Draufgehen des VIII. Korps, ein Mann, in dessen Natur Kühnheit und Mäßigung in ganz besonders köstlicher Mischung verschmolzen waren, Bismarck. Er that es aber auf die taktvollste und feinste Weise: „Ich wurde unterbrochen durch Bismarck, welcher vor einem Gewitter Schutz bei uns suchte. Er aß mit Borne, da er seit ehegestern nichts Warmes gegessen, einen Teller Erbsensuppe, dann trefflichen Schinken, den ich bieten konnte, neben einigen Gläsern Haut-Vorsac, einer Errungenschaft unseres neulichen Schlosses . . . Dann . . . eine Viertelstunde gesprochen über die Situation, die Gefechte, er meinte, sie seien zu blutig, zu verlustreich, jeder Mann sei viel werth; wir wußten noch durchaus nicht, wie die Dinge gehen würden; wenn demnächst bei den Friedensverhandlungen die Neutralen zu sehr auf uns drückten, so müßten wir bereit sein, auch da entschieden auftreten zu können; im Nothfall die Plempe heraus. Du siehst, verzagt ist er nicht.“

In weiteren Kreisen der Armee sah man nur den neuen Ruhm, welchen der Kommandeur des VIII. Armeekorps für die preukischen Fahnen erworben hatte, und vor welchem vorläufig alle Kritik verstummte. „. . . Bonen begleitet mich . . . hinaus, um mir zu sagen, ich sei über ihn hinweggklettert; ich möge glauben, daß er in Bezug auf mich sich dessen geradezu gefreut habe.“ Was die gewaltigen Menschenopfer betraf, so thaten sie Niemandem weher, als gerade dem, der, seiner pflichtgemäß erwogenen Ueberzeugung folgend, sie angeordnet hatte: „Der Krieg ist ein schrecklich Ding, und eine furchtbar schwere Verantwortlichkeit lastet auf dem, der so ensekliches Leid herausbeschwört. Du weißt, mein Vütt, was die Leute nie glauben wollen, daß ich, so sehr ich Soldat bin, und so kräftig ich das Ding anfasse, wenn es einmal da ist, doch durch und durch Friedensmann bin.“ Diese menschenfreundlichen Gefinnungen erstreckte Göben, dessen Geist mit der Universalität der deutschen Bildung durch und durch getränkt war, auch auf die Franzosen: „Da sind wir denn in Frankreich eingerückt, und gleich geht die Noth los mit all dem Jammer, den der Krieg für die Einwohner mit sich bringt. Requisitionen von Lebensmitteln, Fourage, Holz gegen Bons erregen schon Schrecken genug, denn der Bon ist schließlich doch nur ein Stück Papier, von dem es den Leuten immer unsicher ist, ob es je in Geld verwandelt werden kann. Dazu kommt nun aber, daß die Soldaten denken, in Feindesland gut leben zu müssen, und daß sie sich, wo immer möglich, alles Eßbare anzueignen suchen. Ich habe die strengsten Befehle erlassen und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, aber doch kommen immer Fälle vor, daß arme Teufel, meistens Weiber, jammernb hereinstürzen: ihnen sei Alles genommen: Speck, Hühner, Schweine, Röhre, und sie hätten nichts mehr für sich und ihre Kinder.“ Auch in diesem Punkte befand sich Göben nicht in völliger Harmonie mit Bismarck, der der Ansicht war, daß der deutsche Soldat den Anspruch habe, in Feindesland nicht nur zu leben, sondern gut zu leben, ja den zuweilen die Stimmung anwandelte, das barbarische Kriegrecht der alten Zeiten dem modernen vorzuziehen. Das sind Unterschiede der persönlichen Eigenart, die gerade bei Männern von Geist am schärfsten ausgeprägt erscheint. Im Uebrigen ist nicht zu bezweifeln, daß Bismarcks Behandlung des feindlichen Landes, wenn er diese Angelegenheit aus eigener Machtvollkommenheit zu regeln gehabt hätte, zwar härter, als von dem Könige und den Generalen verfügt wurde, ausgefallen wäre, aber

doch immer mit den Grundsätzen der Kultur und der Religion zu vereinbaren gewesen sein würde. Gewisse Fesseln und Grenzen hätte der eiserne Kanzler auch immer respektirt.

Der Leser kennt unseren Helden schon gut genug, um zu wissen, daß seine freisinnige nationale Weitherzigkeit nicht mit sentimentaler kosmopolitischer Fremdblüderlichkeit verwechselt werden darf. Der Klust, die deutsches und französisches Wesen von einander trennt, war er sich deutlich bewußt, und er war eine durch und durch deutsche Natur, zum gallischen Sprunge weder geneigt noch auch nur im Geringsten fähig. Nur der gute Geschmack seines alles entbehrliche trodene Detail vermeidenden Stiles erinnert an ein Talent, das in unserem westlichen Nachbarlande weiter als bei uns verbreitet ist. In einem Schreiben, das am 12. August während des Vormarsches auf Metz abgefaßt ist, spricht sich Göben seiner Gemahlin gegenüber in Bezug auf die beiden Rationalcharaktere sehr bezeichnend aus. Vorher jedoch redet er von einer viel materielleren Sache: „Wenn Du 'mal von Erbsenwurst hörst, so denke, daß wir davon oft ausgezeichnete Suppe essen. Ist eine gelieferte Sache, welche sich außerordentlich bewährt. Mit dem „Fechten mit Verzweifelnden“ ist es nicht so schlimm; der Kaiser mag vielleicht verzweifelt sein, obwohl er sehr phlegmatisch ist. Die Soldaten dagegen werden durch Niederlagen nicht sowohl verzweifelt und also mehr entschlossen, Alles daranzusetzen, als vorher, als vielmehr entmutigt. Sie können aber überhaupt nicht gegen uns; es ist bei ihnen Alles zu leicht, zu unsolide, ich möchte sagen zu wenig edel in seinen Grundlagen gegenüber dem bei uns doch schließlich Alles treibenden Pflichtgefühl. Die Franzosen selbst haben wohl darüber gespottet, die Thoren! Bei ihnen ist's Schaum, der zerrinnt, während unsere festen Grundlagen auch in schlimmen Momenten sich bewähren. Adieu, mein Lieb!“

Um den siegreichen Ausgang der Schlacht von Mars la Tour hat Göben sich ein bedeutendes Verdienst erworben, obwohl er persönlich an dem Kampfe nicht Theil nahm. Aber er schickte auf den Kanonendonner hin, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, die Brigade Rey über die Mosel, die die hart bedrängte Division Stülpnagel davor bewahrte, erdrückt zu werden: „Prinz Friedrich Karl sprach mir seinen Dank für die geleistete Unterstützung aus. Ich meinerseits stellte bei meinem Korps den Grundsatz auf, „ein Hundsfott, wer nicht hilft, wo er helfen kann“, während vielfach gesagt wird, „kein Schritt ohne einen Befehl“. Dazu sage ich meinen

untergebenen Generalen immer wieder: „selbständig handeln! Ich vertrete Alles!“ So denke ich, soll mein Korps überall Ehre einlegen, daß Jeder sich freut, wenn er mit ihm in Berührung ist. . . Meine beiden braven Regimenter, das 40. und das 72., gingen von Gorze aus rechts hinauf. . . Ihre Wirkung ist ungeheuer gewesen. Sie stießen, aus dem Gehölz auf die offene Fläche, dort ein breiter Rücken, debouchirend, auf die Reserve des Feindes, die Kaiserliche Garde zusammen mit mehreren Linienregimentern. . . Und die braven Regimenter haben schließlich dem Allen gegenüber wohl tausend Schritt Terrain gewonnen. Ihre Verluste sind groß. Das 72. hat 36*) Offiziere verloren, das 40., welches schon 25 früher verloren hatte, wieder 15; beide Obersten sind gefallen. . . Und die Zahl der Mannschaft ist entsprechend. Das 72. formirt ein Bataillon in zwei Kompagnien statt in vier. Aber das ist der herrliche Trost: jener breite Rücken ist auch der Theil des Schlachtfeldes, auf dem die Franzosen am dichtesten zusammenliegen; mit wahrer Wonne durchritt ich ihn, zählte mehrere hundert todt Garderegimentäre, Gardeschaffeurs, Gardeartilleristen und dabei noch Hunderte von Linien Soldaten. Dann ritt ich hinab zu den Regimentern, sagte ihnen einige Worte, erzählte, wie es da oben aussehe, und daß mich diese herrlichen Leistungen trösteten über die schmerzlichen Verluste, die sie erlitten. . . Und jetzt sage ich meinem lieben, lieben Weibchen gute Nacht.“

Bei Gravelotte fiel dem VIII. Korps die verhältnißmäßig wenig dankbare Aufgabe zu, den Feind festzuhalten, er hatte eine so starke Stellung inne, daß sich wenig mehr gegen ihn ausrichten ließ; die Entscheidung führte der Angriff der Garde bei St. Privat herbei. Immerhin war die kräftige Mitwirkung der Rheinländer eine unerläßliche Vorbedingung des Erfolges, und mit welcher ungeheuren Energie das Armeekorps sich geltend machte, bewiesen seine Verluste: 3600 Mann auf weniger als 30000, also reichlich zwölf Prozent des Bestandes. Der kommandirende General befand sich immer, wo es am heißesten herging; er erhielt für die persönlichen Gefahren, welche er an dem ebenso furchtbaren wie ruhmvollen Tage gelaufen war, das eiserne Kreuz: „Und Du bist mein herrliches, starkes und liebes Weib“, schrieb er an dem Tage nach der entseßlichen Schlächtere; „Gott segne Dich! Wenn mal im Kampf irgend ein schwieriger Moment kommt, da denke ich immer an Dich und

*) Ein preussisches Regiment zählt ungefähr 60 Offiziere.

kräftige mich in Gedanken an mein einzig Lieb . . . Ich komme eben vom Tisch herauf und da schallt vom Divoual der 16. Division die Musik der Retraite herüber. Zum Schluß das Gebet; und die Melodie paßte genau zu den Worten: Gott segne mein lieb Töchterlein. Ja! Du bist mein All, an Dich denke ich immer und überall, im Gefecht, wenn die Kugeln pfeifen, und wenn ich Nachts einen Augenblick erwache.“

Göbens Vorgesetzter war, wie schon erwähnt, Steinmex: „Der alte Herr ist hartnäckig bis zum tollsten Eigensinn und hat namentlich einige fixe Ideen, wie „Alles zusammenhalten“, was er in ganz unzulässiger Weise übertreibt. Mit einer Natur, wie Steinmex es war, vermochte auch Göben trotz aller Klugheit und Ruhe nicht ohne mancherlei Reibereien auszukommen. Sie gipfelten in einem heftigen persönlichen Konflikt während der Schlacht bei Gravelotte, wo Göben schließlich dem Oberbefehlshaber der 1. Armee den Rücken kehrte. Aber wie er der Klügere war, so war er sich auch der Pflichten, die ihm seine intellektuelle Ueberlegenheit auferlegte, voll bewußt; er suchte am Tage nach der Schlacht den alten Starrkopf auf und brachte es „durch festes aber zugleich herzliches Aussprechen“ dahin, daß „der alte Burische“ ihm versöhnt die Hand reichte und in Zukunft seine für Göbens Selbstgefühl unerträglichen „Detail-Einmischungen“ unterließ. Als Steinmex einige Zeit nachher sein Kommando aufgeben mußte, schieden die beiden Generale als Freunde und nicht ohne Bewegung von einander.

Das VIII. Korps blieb während der ganzen Belagerung bis zum Falle von Metz vor der Festung liegen. Am Tage nach der Schlacht von Sedan schrieb Göben an seinen greisen Vater, den Veteranen von Belle-Alliance: „Ich kann es nicht lassen, Dir am heutigen Jubeltage einige Worte zuzurufen . . . es drängt mich, Dir in diesen Freudestunden einige Zeilen zugehen zu lassen, Dir und allen Lieben dort . . . William*) ist zu, seiner und meiner Freude am 1. tüchtig mit ins Feuer gekommen**) . . . Wenn es Dir und der lieben Mama nur gut geht. Ich bin immer bange, daß die Aufregung dieser Zeit Euch lieben Alten schaden möge. Aber Gottlob sind alle Aufregungen doch schließlich freundige. Und die ertragen sich gewiß leichter. Eine ungeheure Zeit! Und man

*) Der Bruder Augusts, der bei Langensalza gegen die Preußen gefochten hatte, und der nun auch als Oberst und Regimentskommandeur der 1. Armee angehörte.

**) Bei einem Ausfallgefecht.

fühlt sich doch glücklich und stolz im Bewußtsein, unserem herrlichen Volke, unserer glorreichen Armee anzugehören . . . Nach diesen Schlägen kann man doch hoffen, selbst wenn in Paris die größte Wuth und selbst die Revolution zum Ausbruch käme, daß der Friede, der süße Friede in nicht zu langer Zeit hergestellt wird.“

Der neue Kommandeur der 1. Armee, der Prinz Friedrich Karl, war während der ganzen Belagerung „außerordentlich nett“ gegen den alten Waffengefährten von Düppel. Er forderte Göben auf, so oft er wolle, ins Hauptquartier zum Essen zu kommen, eine Einladung, von der Göben jedoch selten Gebrauch machte, denn es beunruhigte ihn, sein Korps zu verlassen. Er sagte von sich selbst, so kalten Blutes er inmitten der Gefahr wäre, so wehrlos sei er gegen Aufregung und Furcht, wenn er fern von den ihm untergebenen Truppen weile und sie in der Gefahr wisse. Als er einmal doch zum Diner beim Prinzen gegangen war, erzählte ihm der hohe Herr u. A., Zar Alexander II. habe, von dem österreichischen Botschafter zu bewaffneter Einmischung zu Gunsten des hilfesuchenden Frankreich gebrängt, erwidert: „Si j'arme, ce ne sera certainement pas contre la Prusse.“ „Was denn der österreichischen Ideen einen famosen Dämpfer aufgesetzt hat.“ Wie das in einer kühnen und selbstbewußten Armee immer leicht vorkommt, unterschätzte Göben die Zahl der Gegner, die er vor sich hatte: er glaubte, daß Bazaine 90—100000 Mann stark sei, und daß es einem großen Theil des betreffenden französischen Heeres gelungen wäre, in nördlicher Richtung zu entkommen. Er war ganz entsetzt, als sich bei der Kapitulation von Metz herausstellte, daß der französische Marschall nach Abzug der Kranken, Rekonvaleszenten, Mobilgarden und der eigentlichen Festungsbesatzung noch über 150000 Kombattanten verfügte. Während der ganzen Dauer der Einschließung erwartete er jeden Tag, die Franzosen den Versuch zum Durchbruch machen zu sehen. Er glaubte, daß ein derartiges Unternehmen besonders in südöstlicher Richtung, nach der deutschen Grenze zu, die günstigsten Chancen habe, wenigstens zu Beginn der Cernirung. Wenn er Bazaine wäre, schrieb er seiner Frau, würde er sich nicht in Metz einschließen lassen, sondern sich darauf stützen, und er verschwor sich hoch und theuer, daß er an Stelle des Marschalls herauszukommen wissen werde. Wir müssen uns hüten, auf dieses Urtheil des preußischen Generals hin den Stab über Bazaines Strategie zu brechen — es kommen für eine Kritik des französischen Feldherrn noch manche Gesichtspunkte in Betracht, die wir hier nicht erörtern

können; Göben selbst weist einmal darauf hin.*) Indessen für Göben selber ist seine an Bazaines Verhalten geübte Kritik charakteristisch. Moltke hat gesagt, der wahre Werth der deutschen Generalität von 1870 würde sich eigentlich erst haben feststellen lassen, wenn ihren Erfolgen vom Schicksal Rückschläge beschieden gewesen wären. Wir dürfen nun überzeugt sein, daß das Unglück unseres Helden Muth, Kraft und Initiative nicht gebrochen haben würde, daß er mit dem Verhängniß gerungen haben würde wie Napoleon im Jahre 1814, daß er, wie Gneisenau und Scharnhorst im Jahre 1811, „trotz Wogenbrand und Wettern“ dem fast sicheren Verderben erhobenen Hauptes und gesammelten Geistes entgegengegangen wäre. Darum vermochte er, der objektive und weltbürgerliche Geist, auch den regel- und hoffnungslosen Widerstand nicht zu tadeln, den die französische Nation nach der Vernichtung und Mattsetzung ihrer regelmäßigen Streitkräfte dem eingedrungenen Landesfeind entgegensezte: „Denke, es wäre anders gekommen; denke, die Franzosen marschirten nach gewonnenen Schlachten auf Berlin; könntest Du mich noch lieb haben? aber nein! das thätest Du doch! aber wäre es meiner und Deiner würdig, wenn ich da nicht sagte: „Kampf, auch hoffnungsloser Kampf bis zum Untergang? Jedes Mittel ist gut gegen den Feind des Vaterlandes! Ja! mein lieb' Weib und mein Freund, so würdest Du und so würden wir sagen, und darum kann ich das nicht tadeln am Feinde. Aber ich wünschte, sie thäten es in edlerer Weise, und ich hoffe, wir Preußen (ich sage wohlbedacht Preußen) wir würden in anderer Art, in echt preussischer Art solchen Todeskampf kämpfen.“

Indem er mit der Möglichkeit des Erwachens ähnlicher Gesinnungen bei dem eingeschlossenen Gegner rechnete, bewachte Göben mit Argusaugen das ihm zur Beobachtung anvertraute Fort Dueulou, heute Fort Göben genannt. „Es machte sich, als ich oben den Höhenzug erstiegen hatte, . . . gerade das Bergnügen, tüchtig zu schießen. Es ist augenscheinlich aber nichts als ein Bergnügen, denn solch ein Fort beginnt ohne jeden äußeren Grund plötzlich zu kanoniren, schießt eine halbe, eine ganze Stunde lang und hört ebenso ohne irgend ein erkennbares Motiv wieder auf. Es ist beobachtet, daß oft das Feuer beginnt, nachdem eine Gesellschaft Damen durch unsere Fernrohre auf dem Walle des betreffenden Forts gesehen ist.“ Je weniger leicht er die vor Meß noch zu

*) II, 338.

thuende Arbeit nahm, desto höher ehrt es seinen heitern und stolzen Heldensinn, daß er unaufgefordert an Moltke schrieb, man möge 1—2 Korps von der ersten Armee wegnehmen und sie zur rechtzeitigen Niederschlagung der jenseits der Loire vor sich gehenden *levées en masse* verwenden. Er rechnete Bazaine gegenüber auf die immer sorgfältiger ausgeführten Befestigungslinien, vermitteltst deren die Belagerungsarmee sich gegen einen Ausfall deckte, und noch mehr auf die bessere Beschaffenheit der deutschen Truppen. Freilich, was die Bewaffnung der Infanterie betraf, so waren die Franzosen im Vortheil: „Ihr Chassepot ist entschieden eine Verbesserung des Zündnadelgewehrs Unsere Jäger haben . . . genommene . . . Chassepots auf den Vorposten und haben sich recht gut damit eingeschossen die auf 1000 und 1200 Schritte heranziehende Kugel ruft die höchste Ueberraschung hervor, da wir nicht gut über 800 und die Jäger allenfalls mal bis 1000 schießen können.“ Jedoch machte das weiter tragende Gewehr nach der Ansicht Göbens wenig aus im Vergleich zu der sorgfältigen Ausbildung des preussischen Soldaten für das zerstreute Gefecht und vor allem bei der moralischen Superiorität unseres Offizierkorps über das französische: „ . . . Prinzen und einfache Lieutenants sind Tag und Nacht und bei jedem Unwetter immer aufs beste bei der Hand. Ueberhaupt unsere Offiziere! Sie in ihrer treuen Pflichterfüllung geben uns mehr als alles Andere unsere Ueberlegenheit. Das Lied „Was traucht?“ kenne ich, aber der Füsilier Kutschke ist eine mythische Person; beim 40. Regiment ist Niemand dieses Namens.“

Vor Weß feierte Göben seine silberne Hochzeit, unter Thränen, denn er wußte, daß seine Ehe für dieses Leben ihrer Auflösung entgegenging. Natürlich ließ er sich in seinen Briefen nichts merken, sie athmen im Gegentheil eine Zuversicht, die ihn viel kostete. „Heute ist die zweite Ananas verzehrt, d. h. zur Bowle benutzt, und ich habe meines lieben Herzensweibes Wohl getrunken und wieder getrunken: unser Polsterabend vor 25 Jahren! Eigentlich, die Wahrheit zu sagen, wenn ich ein Glas Wein trinke, denke ich immer: mein lieb' Lütt, aber an solchem Tage ist dann noch etwas Besonderes dabei, etwas wie Andacht und stilles Gebet. Heute ging es mir wie neulich schon einmal; im Schreiben hörte ich plötzlich Deinen Ruf: „Lieber!“ Deine liebe Stimme so natürlich und so gut, daß mir die Thränen in die Augen traten. Nun ist der 10. da, und mit Sonne und Glück blicke ich auf

dieses schöne Vierteljahrhundert zurück. Dank Dir, mein guter Engel! Und ich denke, wir wollen uns auf ein neues, schönes, wenn nicht Vierteljahrhundert, dazu sind wir doch wohl zu alt, so doch vorläufig Jahrzehnt vorbereiten. Das soll ein wunder-schönes Jahrzehnt werden!

. . . Dein Brief vom 10. ist gekommen, mit dem Gebicht und mit den Weilschen, welche noch schön duften. Ja der Frieden, Frieden!? Ich denke mir, daß doch schließlich eine Vermittelung seitens der neutralen Mächte stattfinden wird. . . . Und ich glaube, sei mir nicht böse, aber Du weißt wohl, ich bin in solchen Dingen immer gemäßigt, vielleicht zu sehr, daß das Schlussergebnis sein wird, daß wir das Elsaß behalten, daß aber die Festung Metz nur geschleift wird, die Stadt jedoch bei Frankreich bleibt.“

Endlich kapitulierte das eingeschlossene Heer. Das Zartgefühl Göbens, seine ritterliche und dabei einfache Gesinnung, spiegelt sich aufs Anmuthigste in folgendem Schreiben: „Demnächst marschiere ich durch Metz, wie der Prinz gestern schon den Wunsch ausgesprochen hat, (zeigen, imponiren!) . . . ich aber — Du wirst wohl sagen, wie damals die Königin: „Das sieht ihm ähnlich“ — habe den General Barnekow beauftragt, mich bei der heutigen Uebergabe zu vertreten. Gilt's die Franzosen zu kloppen, so bin ich mit Freuden dabei; aber die armen Kerle da als Kriegsgefangene gloriös zu empfangen, das ist nicht meine Sache. Ich denke für den alten braven Vurschen, dessen aktive Laufbahn mit diesem Kriege ihren Abschluß erreicht, bildet das dagegen „den Glanzpunkt seiner militärischen Erinnerungen.“ Bei einem so goldenen Gemüth bedarf es keiner Erklärung, warum sich Kronprinz Friedrich Wilhelm zu diesem General ganz besonders hingezogen fühlte.

Nach dem Falle von Metz wurde das VIII. Korps mit dem I. ostpreussischen zusammen dem Kommandeur des zuletzt genannten Korps, Manteuffel, unterstellt. Die Aufgabe der so umgestalteten ersten Armee bestand darin, nach dem nordwestlichen Frankreich zu marschiren, nach der Normandie und Picardie, von dieser Seite her die Belagerung von Paris zu decken, die sich organisirenden Milizen zu zerstreuen und das Land zu entwaffnen. Schon zu Beginn des französischen Feldzuges hatte Göben seine alte Freundschaft mit Manteuffel, „der ganz der alte Gentleman ist“, erneuert; am Morgen der Schlacht von Mars la Tour hatten die beiden Generale auf einer Anhöhe, von welcher aus der König in Begleitung Bismarcks und Moltkes rekonoszirte, einander feierlich gelobt, zusammenzu-

halten und sich nie im Stich zu lassen. Der Marsch von Lothringen nach der Picardie ging über Châlons s. M.: „Der Anblick dieses Uebungslagers allein erklärt die Niederlagen der französischen Armee. Sie haben dafür ein vollständig offenes, ganz unbebautes Terrain gewählt, kaum leichte Bodenschwellungen bietend, ein Terrain, wie wir es gerade zum Exerzieren wählen könnten, aber für die Manöver vollständig verwerfen, als keinerlei praktische Uebung bietend. Da haben sie sich nun jahraus, jahrein in derselben, natürlich nach dem ersten Male schon ganz stereotyp gewordenen Weise bewegt. . . . Und so ist es denn natürlich, daß, als wir das Terrain benutzten, als wir die Waldungen genommen, so ungesehen ihre Flanken angriffen, als überhaupt jetzt die Nothwendigkeit an sie herantrat, große Massen in kourpirtem Terrain zu handhaben, daß da sofort Alles stockte, daß sie Zeter schrien, weil wir uns in die Wälder versteckt!*) u. s. w., daß sie überhaupt geschlagen wurden und sich nicht zu helfen wußten. Sie hatten nicht studirt, sie hatten keine praktischen Uebungen, wie konnte es da anders kommen?“ Unsere Taktik wirksam anzuwenden, das verstanden Tausende von Offizieren, aber ihre unterscheidenden Merkmale mit solcher logischen Schärfe erörtern zu können — eine für Strategie und Kriegsgeschichte gleichwichtige Sache — bleibt das Vorrecht so gebildeter Geister wie Göben.

Die Heereskolumnen der ersten Armee erreichten Compiègne; in dem dortigen berühmten Lustschloß Napoleons III. schlugen Manteuffel und Göben ihre Quartiere auf: „Es ist ein Treiben im Schlosse, wie es wohl noch nie gewesen sein mag. Alle Räume sind nämlich geöffnet, und den Soldaten ist erlaubt, sich das Schloß anzusehen. So durchziehen sie denn in hellen Haufen die langen Reihen der Säle und Zimmer und studiren mit Interesse Alles, was sie enthalten. . . . Ein eigenes Gefühl war es doch, als ich heute beim Essen den Teller mit dem N und der Krone darüber vor mir sah; ebenso die Gläser. . . . Habe mit Manteuffel zu Mittag gegessen. Er hat noch immer seine alte Kabinettsstellung im Sinn, ich möchte sagen in den Knochen und murtzt von diesem Standpunkt aus über Manches, was jetzt geschieht, Großes wie Kleines; mag auch oft Recht haben, obgleich seine Auffassung auch wieder eine einseitige ist und den Verhältnissen, wie sie einmal gegeben sind, den politischen

*) Ueber eine ähnliche erheiternde Auffassung der preussischen Taktik von Seiten der österreichischen Infanterie im Jahre 1866 vgl. meine Besprechung des Frießjungerschen Buches im diesjährigen Aprilheft der Preuß. Jahrb.

Zuständen und Erfordernissen vor Allem, wenig Rechnung trägt. Er selbst äußerte mal: ich weiß es wohl; ich bin ein Phantasiemensch, ich lebe in meiner eigenen Welt, welche oft von der Wirklichkeit sehr verschieden ist“ Er ist mit dem Pferde gefürtzt und hat beide Knochen des Unterschenkels gebrochen, hat aber ausgehalten und durchgesetzt, daß er, obgleich voni Pferde gehoben und am Stocke schwer gehend, die Campagne zu Pferde mitmacht. Mir gegenüber ist er in jeder Beziehung die Rücksicht und Aufmerksamkeit, aber auch die kameradschaftliche Herzlichkeit selber Er hat mir heute, wo wir fast drei Stunden beisammen saßen, vieles sehr Interessante erzählt aus seinem Hofleben, so auch, daß er bei dem Könige, als derselbe die Regentschaft übernommen und ihm ja bekanntlich entschieden abgeneigt gewesen, nur dadurch seine spätere feste Stellung gewonnen, daß derselbe gesehen, wie er treu an dem erkrankten Könige geblieben und selbst, als Alles sich der aufgehenden Sonne zugewendet, sich geweigert, dem Prinzen Vortrag zu halten und die geheimen Rabinetsachen zu unterbreiten, bis nach Wochen der kranke König soweit zur Besinnung gekommen, daß er den Prinzen mit der Führung der Regierung beauftragte.“

Nach wie vor wachte der Kommandeur des VIII. Armeekorps mit heiligem Eifer darüber, daß die Truppen sich in ihren Ansprüchen an die Zivilbevölkerung des feindlichen Landes auf das Maß des Nothwendigen beschränkten. Mit Behagen erzählte er seiner Frau, wie er, von den Preussiens unbehelligt, „wohl 60—80 Gänse auf der Straße watscheln fand, . . . auf den Feldern . . . dicht neben einander eine große Heerde Puter, eine solche Gänse, eine solche Hühner (thatsächlich als Heerde auf dem Felde und hielt sich neben den beiden anderen doch ganz in sich vereinigt) und etwas weiter hin die Kuh- und die Schweineheerden antraf.“ Sein ganzer Nationalstolz wurde rege, als ihm die Einwohner von Compiègne sagten: „Lieber sechsmal preußische Truppen als einmal französische! Die Preußen achten Alles heilig, was die französischen Soldaten verhöhnen.“

Vor Amiens konzentrirte sich die französische Nordarmee zum Widerstand, nachdem sie an Stelle Bourbais einen neuen Oberbefehlshaber in der Person des gewesenen Ingenieurobersten, nunmehrigen Generals Farre erhalten hatte: „Wird den Kohl nicht fett machen“, schrieb Göben mit Seelenruhe der Generalin. Die Franzosen hatten vor Amiens, wie Chuquet behauptet, 25000 Mann,

wie Göben schätzte, 45000 versammelt. Die erste Armee, die durch Schlachten und Krankheiten stark dezimirt war und außerdem bedeutende Detachements vor den Festungen Mézières und La Fère stehen hatte, zählte kaum 30000 Kombattanten. Manteuffel wollte Farre erst nach der Heranziehung jener Detachements angreifen, aber er fügte sich der abweichenden Meinung Göbens, welcher vorwärts drängte und mit Recht, weil die Feinde gleichfalls beträchtliche bei Rouen und Lille postirte Truppenmassen heranzuziehen vermochten: „Manteuffel hat die Entscheidung des zu Thunders ganz in meine Hand gegeben; es ist für mich etwas Ruhrendes, daß er dann so ganz zurücktritt, herzlich um meinen Rath bittet und den auch pure annimmt. Er ist kein Feldherr und ist sich dessen ganz klar bewußt.“ Der Vormarsch der Preußen führte zu den Gefechten von Villers-Bretonneux (am 27. November): „Schlacht von Amiens nennt sie Manteuffel!“ Die Nordarmee setzte sich theils aus Linie, theils aus Miliz zusammen; die Linientruppen schlugen sich „gut und hartnäckig“, während die Haltung des Volksaufgebots, wie auch Chuquet bestätigt, viel zu wünschen übrig ließ. Das Ergebnis der Kämpfe bildete die vollständige Niederlage der Franzosen, die 3000 Mann verloren, während die Preußen nur 1000 einbüßten. In der Korrespondenz mit seiner Gattin giebt Göben zu verstehen, daß der Sieg dem VIII. Korps und seiner eigenen Führung zu verdanken sei, während der Oberbefehlshaber und Kommandeur des I. Korps Fehler gemacht habe: „Nicht so ganz gut ging es beim I. Korps, welches . . . sich zu weit rechts gezogen hatte und überhaupt zu lebhaft zum Angriff geschritten war und schließlich den Feind nicht zwingen konnte. Er behauptete sich hartnäckig im Gehölz bei Gentelles und ging endlich selbst mit einigen (geringen) Erfolgen wieder zum Angriff über.“ Die von den Rheinländern ausgetheilten Schläge hatten jedoch den Gegner so mürbe gemacht, daß er von 100000 Mann angegriffen zu sein glaubte und das stark befestigte Amiens räumte, trotzdem die erste Armee über kein Belagerungsmaterial verfügte: „Eine große Freude, um so größer, da wir uns sagten, daß wir eigentlich keine Aussicht hatten, die Stadt zu nehmen . . . So geht es im Kriege; man ahnt oft garnicht, was für famose Resultate man erzielt hat.“ Die Deutschen zogen triumphirend in Amiens ein: „Um sechs Uhr bin ich essen gegangen mit Manteuffel, beide Stäbe zusammen. Du siehst, ich vertrage mich gut mit ihm, was ja in jeder Hinsicht förderlich, was aber wirklich auch sehr leicht ist, da er sich in Allem

und Jedem immer als, was man nennt ein durchaus anständiger Kerl, erweist.“

Auch unter preußischen Generalen pflegt oft eine Eifersucht zu herrschen, welche der abgemeinen Sache gefährlich ist, und es stellt der Klugheit des hochkonservativen Junkers ein glänzendes Zeugniß aus, daß er sich von dem begabteren Untergebenen leiten ließ. Was Manteuffel fehlte, das war die Fähigkeit, intuitiv zu erkennen, wann Vorsicht und wann Kühnheit angebracht war: Erst hatte er zur Unzeit gezögert, gegen die Nordarmee vorzurücken, dann war er, während der Kanonendonner rollte, von nervöser Unruhe überwältigt, unüberlegt hitzig drausgegangen. Nach der Einnahme von Amiens ergriff ihn wieder der Kleinmuth; er zeigte sich bestrebt, seine Streitkräfte möglichst zusammenzuhalten, während Göben umgekehrt auf die Okkupirung von recht viel Terrain drang, weil sich nur so die Entwaffnung des Landes gründlich durchführen ließ: „Es ist wirklich merkwürdig, Gambetta und seine Agenten lassen Hunderttausende und Hunderttausende der besten Gewehre aus England und Amerika kommen, und wir zerschlagen ihnen unsererseits täglich Tausende dieser acquirirten Waffen, thatsächlich allein das eine Korps Tausende täglich. So wurden allein in Avinal ehegestern 700 Gewehre aller Art abgeliefert und hier in . . . Buchy liegen um 2 Uhr schon auf Haufen wenigstens 120 auf der Mairie, darunter mehrere der vorzüglichsten englischen oder amerikanischen Hinterlader. Alles wird vernichtet, da wir diese Waffen nicht mitschleppen können.“ Der Marsch der ersten Armee ging von Amiens auf Rouen; nach Göbens Begriffen in viel zu langsamem Tempo. Um rascher vorwärts zu kommen, griff er zu einem im dänischen Kriege erprobten Mittel: Er spiegelte dem Oberbefehlshaber vor, daß er zunächst nur eine Rekognoszirung in der Richtung auf Rouen ausführen wolle, führte jedoch in Wirklichkeit sein Gros nach der genannten wichtigen Stadt. Unterwegs stieß seine Avantgarde mehrfach auf Mobilgarden, schlug indessen „dieses Gewölk schlechter Milizen“, um einen napoleonischen Ausdruck anzuwenden, leicht in die Flucht: „In Buchy wurde ein Kerl eingebracht, ein Mobilgardist, war auf einem Boden im Stroh gefunden. Er war gerade im Umkleiden gefaßt worden, hatte eine braune Zivilhose, die er vorher unter seinen Uniformhosen getragen, über sie gezogen, hatte die samose weiße Zipseilmütze aufgesetzt, hatte seinen Uniformrock über dem Arm, sein Uniformtsepi in der Hand. So wurde er angeschleppt, und er jammerte immer: „Ich bin ein pauvre malheureux; erst vor vier

Tagen haben sie mich aus meinem Hause geschleppt; ich bin 38 Jahre alt und dachte sicher, frei zu sein; als die ersten Schüsse fielen, habe ich mich auf dem Boden versteckt.“ Da habe ich denn Mitleid gehabt und habe befohlen, daß er, da er ein so ungeheuer braver Kerl ist, in sein Heimathland entlassen wird, zu allgemeinem Vergnügen der Preußen.“

Die beherzte Strategie Goben's bewährte sich abermals glänzend: General Briant, der mit 35 000 Mann bei Rouen stand, wurde, wie bei Chuquet zu lesen ist, vom VIII. Korps gerade da angegriffen, wo er sich am sichersten glaubt; er meinte in eine „Rausfalle“ gerathen zu sein und retirirte schleunigt nach Havre. Die Rheinländer besetzten Rouen. „... Eine prächtige Stadt! . . . Ich ritt . . . nach dem schönen Platz vor der Mairie und ließ dort neben der Statue Napoleons I. ein Bataillon 70er und zwei Bataillone 40er mit klingendem Spiel vorbeimarschiren.“

25 000 Franzosen stützten sich, wie erzählt, auf Havre, das mit starken Fortifikationen umgeben war, 60 000 unter General Faidherbe befanden sich in Artois und Französisch-Flandern, unangreifbar dank den hier so zahlreichen Festungen wie das Korps bei Havre de Grace. Die erste Armee dagegen war noch immer nicht mehr als 34 000 Mann stark und hatte davon noch Garnisonen für Amiens und Rouen abzugeben. Unter diesen Verhältnissen wies Moltke Manteuffel an, bei Beauvais eine Zentralstellung zwischen Briand und Faidherbe einzunehmen und die beiden französischen Generale auseinander zu halten, damit sie keinen Versuch zum Entsatz von Paris zu unternehmen vermöchten. Auf diesen defensiven Zweck beschränkte Moltke die Thätigkeit der ersten Armee, ein offensives Vorgehen gegen die Nordarmee widerrieth er Manteuffel, in Anbetracht seiner Schwäche. Goben war mit den bezeichneten Instruktionen umso weniger einverstanden, als Faidherbe gegen die Somme vorrückte und sogar vorübergehend Amiens in seine Gewalt brachte, ausgenommen die Zitabelle. Er schlug seinerseits vor, daß die Preußen die Offensive ergreifen und, an die Somme eilend und sie überschreitend, versuchen sollten, Faidherbe von den Festungen an der belgischen Grenze abzu drängen. Sein Rath fand bei dem Oberbefehlshaber der ersten Armee eine gute Statt: „Ich muß bei Manteuffel wirklich anerkennen, daß er immer willig auf meine Ansichten eingeht, denn das ist bei einem Oberbefehlshaber, der dann seinerseits die Verantwortung dafür trägt, immer eine seltene Sache.“ Es wurde also beschlossen, die erste

Armee rückwärts nach der Somme in Marsch zu setzen; die Kolonnen bewegten sich in der Richtung auf die Nordsee, gegen Dieppe. Göben, der dazu angelegt war, sich das Strategische auch in der Theorie deutlich zu vergegenwärtigen, war vollständig im Klaren darüber, daß die levée en masse der Franzosen von 1870 weit entfernt davon war, eine entschiedene und allseitige Volkserhebung zu sein, etwa wie die der Spanier von 1808. Unzweifelhaft müssen die Anstrengungen, welche die Nation auf Gambettas Antrieb machte, als rühmliche bezeichnet werden, und ihre segensreichen Nachwirkungen sind mit Händen zu greifen, denn nur daß die Franzosen nach dem schmachlichen Zusammenbruch des Kaiserthums doch noch ihre Ehre gerettet haben, hat es möglich gemacht, daß sie heute wieder eine große Rolle in der Welt spielen, geistig wie politisch. Immerhin waren sie im Jahre 1870 weit entfernt davon, wie die Spanier dem „Kaiser“ Napoleon I. gegenüber, Alles an Alles zu setzen und sich buchstäblich unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben zu lassen; dazu hatte das blühende Land viel zu viel zu verlieren. Ein wirklicher wilder Verzweiflungskampf der Besiegten würde der großentheils durch Paris paralysirten deutschen Invasionsarmee noch schwerere Aufgaben gestellt haben, als sie ohnehin zu lösen hatte: „In diesem Theile der Normandie liegen ganz wie in Westfalen die Gehöfte vereinzelt, ein jedes mit schönen Bäumen umgeben, sodaß es im Sommer sehr hübsch sein muß. Da jeder Hof mit einem tüchtigen Wall ähnlich den Steinwällen in Westfalen umgeben ist, auf und längs denen die Baumreihen stehen, so ist es sehr erfreulich, daß wir dieses Land friedlich durchziehen. Ich sehe mich manchmal um mit dem Gedanken, es wäre doch eilig, diese Gruppe anzugreifen.“

Ohne Widerstand zu finden, bemächtigte das VIII. Korps sich Dieppes: „Da bin ich in Dieppe, und indem ich hinausblicke auf das Meer, und seine Wogen an Strand heraufbrausen höre, wird mir ganz weich ums Herz: Es war in Neapel, wo wir auch so von unserm Balkon auf das Meer hinsahen, und wo wir zum Strand hinübergingen, uns an den schwellenden Wellen zu freuen, wie ich es hier vorher gethan. Dort wohnten wir nicht in so glänzendem Salon, wie ich hier als feindlicher Führer, wo es aber nur heißt: „Das Beste für den Kommandirenden!“ Aber im Großen und Ganzen war es ebenso, und wir waren so glücklich, ich kann nur sagen so glücklich, wie wir es nur vereinigt sein können. Morgen muß ich der Brigade, welche ich hier habe,

vierzigstes und siebzigstes, Ruhe geben, nachdem sie fünf Tage starke Märsche gemacht. Außerdem brauche ich den morgenden Tag, um Dieppe an Pferden, Schuhzeug, Zigarren und Kaffee ordentlich auszupressen. . . . Wann kommen preußische Truppen 'mal wieder nach Dieppe! Aber prächtig ist's hier am Meere. Jeder Füsilier ist gehoben bei dem Gedanken, daß wir bis hierher gelangt sind, und die braven Burschen stehen staunend am Strande und schauen hinaus in die grünen Bogen. Auch eine Poesie im Kriegerleben, wie es sie so oft bietet! . . . Nun bin ich wieder aufgestanden, um Dir zu sagen, eben lese ich in den „Times“, welche ich hier gefunden, das Telegramm des Kaiservotums des Reichstages vor seinem Schlusse. O mein lieb' Weib! Als ich das las, da habe ich geweint, und dann bin ich aufgestanden, um es Dir zu erzählen. Und nun erzähle ich Dir noch, daß das Meer herrlich brauset. Fluthzeit jetzt! Schlaf wohl!“

Von Dieppe ging es in Gewaltmärschen weiter an die Somme: „Es ist eine wahre Freude, meine Infanterie marschiren zu sehen, immer geordnet und geschlossen, und sehr selten auch nur ein Einzelner hinterher humpelnd. Allerdings lasse ich bei so anhaltenden und starken Märschen grundsätzlich alle einmal Fußkranken auf Wagen nachführen, als das einzige Mittel, um sie rasch geheilt zu bekommen und wieder bei den Truppen zu haben. Aber das vermindert nicht das Verdienstliche, daß gar keine Nachzügler, keine sogenannten Maroden da sind, die dann nur zu leicht Marodeurs werden. . . . Es ist nicht allein Disziplin, es ist auch die prächtige Natur der Rheinländer, immer willig, immer frisch, und dabei zugleich die besten gutmüthigsten Kerle der Welt.“

Faidherbe hielt an der Somme, bei Albert, Stand, sodaß die bei Amiens anlangenden Preußen nur durch den Fluß von der Nordarmee getrennt waren. Der französische Feldherr hatte aus den Festungen mindestens 50000 Mann mitgebracht, während die Erste Armee für das Feld nur 26000 Mann disponibel hatte. Angesichts dieses Unterschiedes in der Zahl gerieth Manteuffel, nachdem die Stunde zum Handeln gekommen war, abermals ins Schwanken, aber Göben rief ihm zu: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, und hierbei ist viel zu gewinnen!“ Der kluge ostelbische Junker unterwarf sich von Neuem; er überließ sogar Göben den Oberbefehl für die Dauer der zu liefernden Schlacht und begnügte sich selber mit dem Kommando der Reserve. Als Göben die endgiltige Genehmigung seines Vorgesetzten zum Angriff erlangt hatte, war er in

eine freudige, um nicht zu sagen übermüthig lustige Stimmung versteht: „Ich schreibe die Disposition für den Angriff zu morgen. Du siehst, der Entschluß hat gesiegt. . . Zur Feier der Schlacht habe ich meine neue Schabracke und mein neues Zaumzeug herausgegeben. . . Diner-geschichten, denn ich komme gerade vom Essen herauf: 1) Ein Berliner ist in Weimar, als Göthe begraben wird. Er erzählt, als er zurückkehrt von seiner Reise: „Na in Weimar sind sie komische Kerls; da haben sie einen Stibenten begraben, und sie machen einen Lärm, als ob ein preußischer Stabsoffizier gestorben wäre.“

2) In Bayern ist doch gute Disziplin. Rittmeister Hasersack sagte noch gestern dem Wachtmeister: „Mit dem Eselsberger geht es nicht mehr. Der Schmierfink ging gestern Nachmittag, an einem Sonntag, wieder ganz schmutzig auf die Promenade. Zweimal rief ich ihn: „Eselsberger! Eselsberger!“ aber der Kerl hörte nicht, und als ich hinlief und ihn herumdrehte, da war er es nicht einmal! Geben Sie dem Eselsberger drei Tage Arrest wegen Schmutz und wegen Bosheit.“ Du siehst, man ist noch guter Dinge im Feldlager! Solche Schnurren werden immer viele erzählt und von uns einfachen Troupiers herzlich belacht.“

Die Franzosen hatten sich hinter der Hallue aufgestellt, einem Fließchen, das in die Somme geht. Ihre Front hatten sie nach Süden, nach der Somme zu. Göbens Plan war nun, den rechten Flügel der Nordarmee zu umgehen und den Gegner so im Rücken zu fassen. Der deutsche Feldherr traute dem feindlichen Heere weder an Haupt noch an Gliedern die Gewandtheit und Energie zu, die dazu gehörten, um rechtzeitig die Front nach Westen herumzuwerfen. Aber Göben unterschätzte Faidherbe, einen ausgezeichneten General, der rasch die Absichten der Preußen durchschaute, und der aus seinen Truppen, trotzdem sie größtentheils aus Mobilgarden bestanden, etwas zu machen wußte. Als die erste Armee am 23. Dezember nach Ueberschreitung der Somme gegen die Hallue anrückte, fand sie die Franzosen hinter dem Fließchen bereits aufmarschirt, „in einer formidablen Stellung.“ Die Deutschen nahmen die Dörfer am Fuße des Plateaus, auf dem sich Faidherbe aufgepflanzt hatte, und behaupteten sie trotz „zweier wüthender Gegenangriffe.“ Der Kern der französischen Position, das Plateau, war indessen schon von Natur schwer einnehmbar, und der Oberbefehlshaber der Nordarmee hatte das Terrain so vorzüglich benutzt, daß preußischerseits an eine Fortsetzung der Offensive garnicht gedacht werden durfte. Als die Nacht hereinbrach, hielt

Göben die Schlacht für verloren. Betrübt schrieb er der Generalin: „Unser Erfolg ist nur ein halber, was, wenn man sich die Wahrheit sagt, eigentlich heißt keiner. Denn der Feind steht da uns gegenüber, wie er gestern dastand, und so wirklich glänzend auch unser Kampf gewesen ist, so ist er dagegen ohne nachhaltigen Erfolg. Der Feind . . . hat sehr zähe gefochten.“ Göben war so gedrückt, daß er beschloß, Manteuffels Operationsplan, der eine Art von Manöverkrieg in sich schloß, nunmehr keinen längeren Widerstand entgegenzusetzen. Aber am folgenden Tage wiederholte sich die Wandlung der Dinge, welche zu Beginn des Feldzuges gegen die Nordarmee eingetreten war. Daß die Preußen mit Selbstvertrauen draufgingen, hatte damals zu der nicht nöthigen Räumung von Amiens geführt, jetzt erlahmte angesichts der unerschütterlichen preußischen Schlachtordnung die Widerstandskraft der Vertheidiger der Hallue. Die Deutschen brachten dank den eroberten Dörfern die kalte Winter-Nacht unter Dach und Fach zu, sie kochten ab und schliefen ruhig, während die armen Sieger oben auf den Höhen, von denen aus sie auf unsere Dörfer herabblickten, bei strengem Frost ohne Feuer und ohne Nahrung bivouaquiren mußten. Einen solchen Zustand der Dinge vermochten besonders die Mobilgarden, aus denen Faidherbes Armee größtentheils bestand, nicht zu ertragen. Sie zwangen ihren Feldherrn, der schon Siegesdepeschen über Siegesdepeschen in die Welt gesendet hatte, am 24., gegen Heiligabend, den Rückzug anzutreten. Die Rechnung Göbens, der bei der Entwerfung seines Operationsplanes natürlich auch die minderwerthige Qualität der französischen Truppen in Betracht gezogen hatte, stimmte doch! Faidherbe retirirte drei Tagesmärsche weit, bis unter die Wälle des Festungsgürtels im Nordwesten, das werthvolle Gebiet der Picardie gab er preis. Und — was noch viel schwerer wog — die Preußen hatten ihr Prestige der Unbesiegbarkeit wiederum auf Kosten der Moral der republikanischen Heere befestigt; 3000 Mann hatten diese ungeübten und deshalb großen Verlusten ausgesetzten Truppen auf dem von den Feinden behaupteten Schlachtfeld liegen lassen, während der Angreifer nur 1000 verlor. Die moralische Verfassung, in welche das schneidige Vorgehen der Preußen gegen doppelte Uebermacht das französische Volkshcer versetzt hatte, spiegelt sich deutlich in folgendem Hiftörchen ab: „Der Jäger-Kommandeur Major von Bronikowski aß bei mir und erzählte mir: Das Bataillon hat einen zwölfjährigen Jungen bei sich, wie es viele giebt, dem eine

Jägeruniform gegeben, und der zu allem Möglichen und Unmöglichen gebraucht wird. Ein braver Junge übrigens, der im Gefecht immer bei den Schützen ist. Der kommt bei der Verfolgung am 25. mit einem großen Säbel in der Hand zum Oberstlieutenant: „Ich melde mich mit zwei Gefangenen,“ und er bringt 1 Offizier und 1 Mann. Der Oberstlieutenant sagt dem Offizier: „Aber wie haben Sie sich von dem Jungen können gefangen nehmen lassen?“ und er antwortet sehr beschämt: „Ja! ich war ausgetreten, hatte den Säbel abgeknallt und die Hosenschnallen abgezogen, da stürzt er herzu, zieht meinen Säbel aus der Scheide und nimmt mich gefangen!“ Und als der Bengel den Offizier zurücktransportirt, begegnet er auch noch dem Soldaten und schleppt ihn richtig auch mit, seinen Säbel schwingend.“

An solchen amüsanten Geschiehtchen ist der Göbensche Briefwechsel überhaupt nicht arm. So schrieb der General im September, aus dem Feldlager vor Metz: „. . . Straßburg unser! Jedesmal, wenn ich mir das heute sage, wird mir das Herz warm und weich . . . Und gestern ist auch die von uns zur Umgehung von Metz neu gebaute Eisenbahnlinie quer durch . . . Pont à Mousson eröffnet worden, sodaß auch die Verbindung mit Saarbrücken hergestellt ist. Diese letztere Linie ist mir auch deshalb interessant, weil Major B . . . sie vor einigen Jahren rekonstruirte und entworfen hat, was er uns schon früher sehr interessant erzählte. Er hat sich da nämlich für einen französischen Zivilingenieur ausgegeben, der beauftragt sei, das Tracé der Linie zu entwerfen, und die französischen Maires und selbst die Gendarmen sind ihm eifrig behilflich gewesen, haben seine Instrumente mitbedient u. s. w.“

Manteuffel beschloß, die gewonnene „Schlacht“ vom 23. — „ich sage Gefecht, aber Manteuffel titulirt Alles Schlacht“ — in folgender Weise auszunützen: Göben sollte mit einem großen Theil der verfügbaren Streikkräfte auf Bapaume im Artois vorgehen und von hier aus die Belagerung Béronnes decken. Das an der oberen Somme gelegene Béronne war zwar als Festung unbedeutend, indessen bildete es für die Nordarmee ein Débouché, sowohl gegen die Belagerer von Paris als auch gegen unsere Etappenstraßen. Die guten Bürger von Bapaume, deren Kehlen noch heiser waren von dem Jubel über Faidherbes Siegesdepeschen, sahen mit offenem Munde eine preußische Armee sich bei ihnen ins Quartier legen. Ein biederer Schlächtermeister sagte zu dem Kommandeur der Bonner

Königshusaren, Oberst von Loë*): „Es ist immer dieselbe Geschichte; ich lese die Telegramme, welche unsere Siege verkünden, und vier Stunden nachher rücken die Preußen ein und essen mit meinen Taten leer.“ Göben war mit den ihm erteilten Instruktionen, die ihn an die Stellung von Bapaume fesselten, nicht ganz einverstanden. Er meinte: „Einen solchen Moment des Schreckens und der Zerstörung, wie ihn der Rückzug der Nordarmee natürlich hervorgerufen hat, muß man möglichst ausbeuten“, und wälzte „extravagante Dinge“ in seinem Gehirn. „Ich habe die Ueberzeugung, daß man hier mit frischer Kühnheit viel machen kann, was sonst unmöglich schien. Dabei ist es ein reiches Land, welches viel leisten kann, nicht bloß an Lebensmitteln, sondern auch an Wagen, z. B. um das ganze Gepäck zu fahren. . . . Dann macht sich Alles leichter. Aber es ist auch eine Freude, unsere Truppen zu sehen, oder ich sollte eigentlich sagen, zu hören, wie sie nach allen diesen Strapazen . . . frisch und fröhlich singend am Schluß des Marsches einrücken. Dreimal bin ich heute ans Fenster getreten, durch wirklich prächtigen, klangvollen Gesang hingezogen, und ich sah immer auch mit Vergnügen auf die Einwohner drüben, welche mit Erstaunen diese staubbedeckten Bataillone einherziehen sahen, alle in bester Ordnung und laut und melodisch singend.“

Was Göben wollte, das war, in Gewaltmärschen auf Arras zu gehen, eine ebenso wichtige wie schwach besetzte Festung, und den genannten Waffenplatz zu überrumpeln. Vielleicht hegte er den noch verwegenen Gedanken, die Nordarmee, die sich zwischen Arras und Douai aufgestellt hatte, auf ihrem rechten Flügel zu umgehen und ihr dann, mit dem Rücken gegen Lille und die belgische Grenze, eine Vernichtungsschlacht zu liefern. Aber mit Sicherheit läßt sich nicht feststellen, wie weit die Pläne unseres Helden gegangen sind, ebensowenig wie sich genau erkennen läßt, warum er sie aufgegeben hat. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß er die bezeichnete Entfugung ausschließlich aus Rücksicht auf Manteuffel hat üben müssen. Unmuthig schrieb er an seine Gattin: „Ich fixe an Manteuffels Faden fest.“ Vielleicht würde Manteuffel seinem talentvollen Unterführer nochmals freie Hand gelassen haben, wenn er nicht seinerseits an Weisungen des großen Hauptquartiers gebunden gewesen wäre. Hier besorgte man, die Zernungsarmee vor Paris von der unteren Seine her im Rücken gefaßt zu sehen,

*) Herr von Loë ist erst vor ganz kurzer Zeit als Generaloberst der Armee aus dem aktiven Dienst geschieden.

denn in Rouen stand unter General von Bentheim nur ein schwaches Korps, während diesem gegenüber, bei Havre, große französische Truppenmassen zusammengeballt waren. Unter den geschilderten Verhältnissen war Moltke dagegen, daß Göben im Nordwesten gar zu viel wagte, die Aufgabe der ersten Armee war nicht, die Heere der Republik zu vernichten, sondern bloß die Belagerung von Paris zu decken. Moltke kam sogar auf die Idee zurück, in der Zentralstellung von Beauvais eine „große Reserve“, die aus Streitkräften Manteuffels gebildet war, aufzustellen: „Du siehst einen sehr vergnügten Mann vor Dir“, schrieb Göben der Generalin, als Moltke auf die Formirung jener großen Reserve verzichtete. Göben blieb ohnehin schwach genug: Nach Abzug des Belagerungskorps vor Béronne zählte seine Armee nur 16 Bataillone, die mit je 1000 Bayonneten ins Feld gerückt waren, aber nach soviel Kämpfen und Strapazen durchschnittlich nur noch 600 Bayonnete unter den Fahnen hatten. Dazu kamen 27 Eskadrons. Das Ganze mochte 13 000 Kombattanten stark sein, und wurde am 2. Januar bei Bapaume von 40 000 Franzosen angegriffen, die Faidherbe zum Entsatz Béronnes heranzührte. Die eigentliche Schlacht entwickelte sich jedoch erst am folgenden Tage, dem 3. Januar, nachdem Göben von Béronne her noch 2000 Mann Infanterie herangezogen hatte. Faidherbes Schlachtplan beruhte auf dem Gedanken, vermittelt der kolossalen französischen Uebermacht die Preußen nach links hin zu überflügeln. Göben hatte sein kleines Heer in zwei Treffen aufgestellt: das erste bildete die Division Kummer, 12 Bataillone und 16 Eskadrons zählend; dahinter stand das zweite, von unserem Helden in eigener Person kommandirt, 7 Bataillone und 27 Eskadrons stark. Diese Schlachtordnung hatte den Sinn, daß Streitkräfte disponibel blieben, welcher einer Umfassungs-Bewegung des Gegners entgegengeworfen werden konnten. Von ihrem wirklich bedeutenden Feldherrn begeistert und durch ihre Uebermacht mit Selbstvertrauen erfüllt, warfen sich die Franzosen mit stürmischen Elan auf die Division Kummer. Nach jähem Widerstande vermochte General-lieutenant von Kummer den furchtbaren Choc nicht länger auszuhalten und forderte in Meldungen, von denen eine immer trostloser klang als die andere, Sicherung seiner linken Flanke. Wenn jetzt nicht das zweite preußische Treffen wirksam in Aktion trat, war die Schlacht verloren. Da ist es überaus charakteristisch, wie Göben die genannte Reserve verwendete; die Art und Weise, wie er in diesem Augenblick operirte, hat den Sieg an unsere Fahne gefesselt: Von

den 7 Bataillonen, aus welchen sich das zweite Treffen zusammensetzte, sendete er nach dem linken Flügel des ersten Treffens, also dem Ort der dringenden Gefahr, nur ein Jägerbataillon und ein Bataillon vom 33. Regiment. Dagegen wurden 3 Bataillone und 8 Escadrons in gerade entgegengesetzter Richtung dirigirt, nämlich nach dem linken Flügel des Feindes. Der Zweck dieses Manövers, dessen Ausführung dem damals 34jährigen Prinzen Albrecht oblag, war, die Franzosen glauben zu machen, daß sie ihrerseits überflügelt seien. Aber es mußte längere Zeit verfließen, ehe die Entsendung des Prinzen Albrecht sich beim Feinde geltend machen konnte, wie inzwischen die Widerstandskraft der Division Kummer stählen, ohne ihr Verstärkung zu schicken, die nicht verfügbar waren? Natürlich ohne eine Ahnung davon zu haben, folgte Göben in der geschilderten Situation dem Beispiel eines Generals aus dem Alterthum, den Moltke für den größten General aller Zeiten erklärt hat, nämlich Hannibals. Hannibal ließ bei Cannä die römische Armee durch Hasdrubal an der Spitze der numidischen Kavallerie umgehen, auf die Flügel stellte er seine gute Infanterie, in das Zentrum die schlechtere. Während Hasdrubal die ihm aufgetragene Evolution vollzog, begab sich Hannibal an den Ort der härtesten Bedrängniß, nämlich zu den wankenden Schlachtreihen im Zentrum. Das heldenmüthige Beispiel, das der Oberbefehlshaber gab, stärkte die unzuverlässigen Truppen der karthagischen Mitte, sie nahmen sich zusammen und hielten solange Stand, bis Hasdrubal im Rücken der Römer erschien und ihnen nun eine furchtbare Diverfion machte. Zu der weltgeschichtlichen Aktion von Cannä bietet die Schlacht von Bapaume in dem bezeichneten Punkte *mutatis mutandis* eine überraschende Analogie. Als der Adjutant Kummers den Oberbefehlshaber mit Bitten um Unterstützung beführte, sagte Göben: „Truppen habe ich nicht mehr zur Hand, aber ich selber werde mal hinreiten.“

Inzwischen waren die „braven Jungen“ Kummers aus einer Position nach der anderen vertrieben worden: „Huet hent se uns geschwart,“ gestanden sich die sonst so fröhlichen Rheinländer niedergeschlagen. Da erschien Göben. Als die Regimenter ihn erblickten, drängten sie sich an der Chaussee, zu deren beiden Seiten sie postirt waren, zusammen, die Helme flogen auf die Spitzen der Bayonnete, und wie aus einem Munde erscholl der Jubelruf: „Hurrah! Nun geht es wieder vorwärts!“ Von Mühsung und Sorge übermannt winkte Göben den Truppen mit der Hand zu; er vermochte kein

Wort hervorzubringen. Dann folgte noch ein Ringen von „furchtbarer Schwere . . . Ich glaubte eine Stunde lang, Alles sei hin.“ Schließlich aber gingen die Berechnungen des deutschen Strategen doch ohne Rest auf; es zeigte sich, daß er seine Steine so geschoben hatte, daß der Gegner schachmatt war. Oder, um das konventionelle mathematische Bild fallen zu lassen und dem in Wirklichkeit mehr psychologischen Charakter kriegerischer Begebenheiten gerecht zu werden: Faidherbe, dem die Umgehung des kleinen deutschen Häufleins auf seiner linken Flanke nicht gelang, und der nun oben drein in der eigenen linken Flanke gefaßt wurde, verlor das Vertrauen auf die quantitative Ueberlegenheit des französischen Heeres und begann von der qualitativen Ueberlegenheit der Preussens das Schlimmste zu befürchten. Daß die Offensive des Prinzen Albrecht nur eine Demonstration war, daß 40000 Mann sich nicht davor zu ängstigen brauchten, von drei Bataillonen überflügelt zu werden, entging den Franzosen völlig, so konstenirt waren sie über die edle Dreistigkeit der Preußen. Die Nacht brach herein und setzte dem Kampfe ein Ziel; Faidherbe benutzte ihre Schatten, um, wie er selber sagt, sein Heer zu retten; er bildete sich ein, sein Gegner habe Verstärkungen von Paris her erhalten, und ihm drohe das Schicksal Napoleons bei Sedan. In Eilmärschen suchte er den Schutz von Arras und Douai.

Ebenso wenig wie an der Hallue mußte Göben in der Nacht, welche dem Treffen von Bapaume folgte, daß er gesiegt hatte; vielmehr erwartete er wiederum, daß die Franzosen mit dem Sonnenaufgang den Angriff erneuern würden. Und viel trostloser erschien ihm dieses Mal die Lage als an der Hallue. Von den neunzehn deutschen Bataillonen hatten zwei noch nicht gefochten, da sie vom Feldherrn wohlweislich für den Nothfall aufgespart worden waren, aber die anderen siebzehn zeigten sich aufs Furchtbarste erschöpft. Göben faßte den Entschluß, keine zweite Schlacht anzunehmen, sondern für den Fall eines erneuten Vorgehens der Franzosen die Belagerung von Béronne aufzuheben und hinter die Somme zurückzugehen. Der Gedanke, daß die seiner Führung anvertrauten Truppen einen Schec erleiden sollten wie die Bayern bei Orléans, war seinem preußischen Stolze unerträglich. Er hatte schon seit der spanischen Zeit beständig an nervösen Herzbeschwerden gelitten, aber in der Nacht vom 3. auf den 4. Januar bildete sich bei ihm ein richtiges kariöses Herzleiden aus, das ihn bis zu seinem Tod nicht wieder verlassen und arg gequält hat.

Als der Morgen graute, war der Feind verschwunden; der Kommandant von Péronne gab die Hoffnung, rechtzeitig entsetzt zu werden, auf und kapitulierte. Im Besiz des Schlachtfeldes wie des strategischen Objekts, um das gekämpft worden war, stand Göben als Sieger da. Indessen scheinen die Gefahren, mit welchen die Defensive bei Vapaume verknüpft gewesen war, zu lehren, daß Moltke und Manteuffel besser gethan hätten, Göben freie Hand für die von ihm geplante Offensive zu lassen, da besonders so unvollkommenen Soldaten wie denen Gambettas gegenüber der Hieb die beste Vertheidigung war. Die von Neuem bewiesene glänzende Befähigung Göbens wurde im Großen Hauptquartier vollständig gewürdigt und neidlos anerkannt. Der General erhielt für Vapaume das Großkomthurkreuz des königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern, und als Manteuffel abgerufen wurde, um das Kommando der gegen Bourbaki neu gebildeten Südarree zu übernehmen, wurde Göben sein Nachfolger. Mit 54 Jahren Jahren erreichte er das Höchste, zu dem man es in seinem Berufe bringen konnte, das Kommando einer Armee: „Ich will gleich sagen, daß ich nicht denke, daß ich es behalten werde; es sind ja viele ältere und unter ihnen selbst Voigts; aber daß man gerade in diesem kritischen Moment mir das Kommando übergiebt, beweist doch, daß der König gutes Vertrauen zu mir hat, und das freut mich.“

Als Oberbefehlshaber der ersten Armee gewann Göben über Faidherbe die Schlacht von St. Quentin. (Am 19. Januar.) Mit 34000 Mann schlug er 45000 Franzosen; er verlor 3000, der Gegner 15000 Mann. Statutengemäß erhielt Göben für den selbständig erfochtenen Sieg das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, die höchste Dekoration, welche in dem Kriege von 1870 zu gewinnen war. Der Name, unter dem unser Held in der Geschichte fortlebt, ist der des Siegers von St. Quentin, als solchen hat ihn auch die Kunst verewigt. Gleichwohl will ich den Verlauf der Aktion, welche den Gipfelpunkt von Göbens Leben bildet, nicht genauer erzählen. Ich glaube, den mir zugemessenen Raum nützlicher angewendet zu haben, indem ich meinen Helden an der Hallue und bei Vapaume, inmitten von Noth und Bedrängniß, schilderte. Diese Kämpfe veranschaulichen uns besser, was wir an August von Göben besessen und verloren haben, als das Treffen von St. Quentin, bei welchem Alles verhältnißmäßig glatt ging. Nur ein Streiflicht will ich auf die

geniale Art werfen, in der der Kommandeur der ersten Armee das letzte und größte seiner Engagements angelegt und durchgeführt hat: Er rückte gegen St. Quentin, wo die Nordarmee an der oberen Somme stand, in der Weise vor, daß die eine Hälfte seines Heeres das linke, die andere das rechte Sommeufer heraufzog. Die kanalisirte Somme war nur auf den vorgefundenen festen Brücken, z. B. bei Amiens und Béronne, zu überschreiten, sodaß die preußischen Streitkräfte zersplittert und ohne vereinigungsfähig zu sein gegen Feindherbe anrückten. Göben disponirte so, weil die bezeichnete kühne Form des Anmarsches ihm Chancen verschaffte, den Feind zu umzingeln und zu vernichten. Daß seine geniale Berwegenheit großentheils ihr Ziel erreicht hat, bewiesen die gemachten 11000 unverwundeten Gefangenen. Fortes fortuna adjuvat! Als Göben es im Laufe der Aktion für nöthig fand, die auf dem linken Ufer kämpfenden Truppen um 3 Bataillone zu verstärken, fand er die Brücken bei Groß-Seraucourt unzerstört. Wie ganz anders dieser bewegliche Geist, der immer die den besonderen Umständen entsprechenden Maßregeln zu ergreifen verstand, die Angriffsschlacht von St. Quentin leitete, als die Defensivschlacht von Bapaume, zeigt folgendes Beispiel: Er, der bei Bapaume ängstlich zwei Bataillone für den kommenden Tag gespart hatte, gab bei St. Quentin in großartiger Siegesgewißheit seine letzten Reserven aus der Hand und ließ, als er dann in der linken Flanke überflügelt zu werden drohte, einfach einen Haken bilden.

Wenn Göben in einer französischen Stadt spazieren ging, hatte er immer die Taschen voll Sous, um sie unter die Leute zu vertheilen, die durch den Krieg an den Bettelstab gekommen waren. Als er vor Metz einmal ein Dorf hatte anzünden lassen, weil aus ihm auf preußische Fourageurs geschossen worden war, konnte er die Nacht nicht schlafen und war am nächsten Morgen froh, daß das Feuer nicht ordentlich angegangen war. Wenige von den Besiegten haßten ihn; wenn er die zahlreichen Beschwerdeführer, die auf seinen Promenaden an ihn herantraten, geduldig anhörte, flüsterten sich die Hunderte von Zuschauern, welche sich bei solchen Gelegenheiten um die hagere gebückte Gestalt mit der blauen Brille zu versammeln pflegten, achtungsvoll zu: *C'est le fameux général savant.*“ Niemals wollte Göben in den Häusern, wo er Quartier nahm, en famille speisen: als General hatte er manchmal Verfügungen zu erlassen, welche die Bevölkerung des feindlichen Landes hart betrafen, und es hätte ihn zu viel gekostet, drakonische Ordres angeichts bittender und weinender Frauen aufrecht zu erhalten.

Deshalb wollte er „französische Frauenzimmer“ so wenig sehen wie irgend möglich.

„Wer weiß, wie es im Jenseits ist,“ schrieb Göben nach der Beendigung des Krieges an die Generalin. „Daß ich mit Dir vereinigt bin, dessen bin ich ganz gewiß, und es wäre . . sehr gut möglich, ja, ich wünsche es selbst, daß wir dann hieher auf diese schöne liebe Erde zurückblicken können.“

Jetzt gute Nacht! meine liebe, liebe Seele! ja! man sagt das wohl so hin, aber Du bist meine Seele, denn in Dir ist mein ganzes Leben hier auf Erden und in aller Ewigkeit. Das ist meine Religion, in der ich freudig lebe und freudig sterbe, die Religion der Liebe!“

Der Tag von St. Quentin war der letzte glückliche im Leben des Generals; kurz nach seiner Rückkehr aus dem Felde wurde ihm durch den Tod der Gattin „der Lebensnerv“ durchschnitten. Er überlebte seine Gemahlin noch neun Jahre, pflichtgetreu das General-Kommando des VIII. Armeekorps verwaltend. Sein dankbarer Kaiser machte ihn zum Chef des 2. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 28 und schmückte die Brust des Helden mit dem Schwarzen Adlerorden. Die ihm bewilligte Dotation von 200000 Thalern kam zu spät, denn sie, der das Vermögen Freude bereitet hätte, war nicht mehr. Im Jahre 1880, im 63. Lebensjahre, verschied der stets kränkliche Mann. Wolke brach bei der Todesnachricht in Thränen aus; der Kronprinz reiste zum Begräbniß; nach dem Adoptivsohn und dem Bruder warf er eine Handvoll Erde auf das Grab, in dem der Sieger von St. Quentin in seinen Heldenehren schläft.

August von Göben verband mit militärischem Genie eine edle geistige Bildung und ein verfeinertes und doch einfaches Gemüthsleben; sein Name gehört nicht allein der preussischen Kriegs- sondern auch der deutschen Kulturgeschichte an; auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Bethätigung gereichte er der Nation zur Ehre!

Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung.

Von

Max Lorenz.

Seit der Deynhausener Kaiserrede hat der „Vorwärts“ eine ständige Rubrik unter dem Titel „Kampf um das Koalitionsrecht“ eingerichtet, in der er eine Menge „Material“ gegen die geplante Maßregel zusammenträgt. Es ist begreiflich, daß die Sozialdemokratie auch in diesem Falle wieder vorgiebt, der einzige Hort der deutschen Arbeiterschaft, die einzige Freundin und uneigennützigste Förderin der Gewerkschaftsbewegung zu sein, die auch jetzt, bei drohender Noth, ihr treu zur Seite bleibt.

In den folgenden Zeilen will ich den Beweis führen, daß in Wahrheit die Gewerkschaftsbewegung von der sozialdemokratischen Partei bisher stets gemißhandelt ist, daß diese Partei weit davon entfernt gewesen ist, eine Gewerkschaftsbewegung mit den ihr eigentlichen Zielen und Zwecken auch nur als möglich und nützlich anzuerkennen.

Ziel und Zweck der Gewerkschaftsbewegung liegt bekanntlich in der Erringung besserer Arbeitsbedingungen innerhalb der bestehenden Gesellschafts- und Wirthschaftsordnung. Um dieses Ziel zu erreichen, muß oft, gegenüber einem unwilligen Unternehmertum, zum Kampfmittel des Streiks gegriffen werden. Selbstverständliche Voraussetzung der Existenz der Gewerkschaften und des von ihnen in Hoffnung auf den Sieg ergriffenen Kampfmittels ist die materielle Möglichkeit, bessere Arbeitsbedingungen von den Unternehmern erzwingen zu können. Wenn die „Kapitalisten“ nichts haben, können sie natürlich, auch auf den gewaltigsten Druck hin, nichts geben.

Entgegen solchem Sinn der Gewerkschaftsbewegung schreibt nun der zur Zeit anerkannteste Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie, Karl Kautsky, in seinem Buch: „Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Theil erläutert,“ (Seite 241:*)

„Die Hebung der Arbeiterklasse, die der Klassenkampf bewirkt, ist weniger eine ökonomische als eine moralische. Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Proletarier im Ganzen und Großen verbessern sich in Folge des Klassenkampfes und seiner Errungenschaften nur wenig und langsam — wenn sie sich überhaupt verbessern. Aber die Selbstachtung der Proletarier steigt und die Achtung, welche die anderen Klassen der Gesellschaft ihnen zollen; sie fangen an, sich den Höhergestellten ebenbürtig zu fühlen und deren Schicksal mit dem ihren zu vergleichen. — — — Diese moralische Hebung des Proletariats ist gleichbedeutend mit dem Erwachen und steten Wachsthum seiner „Begehrlichkeit“. Viel rascher wächst dieselbe als die mit der heutigen Ausbeutungsweise verträglichen Verbesserungen seiner wirthschaftlichen Lage zunehmen können. Alle diese Verbesserungen, von denen Manche hoffen, Andere wieder fürchten (!), sie werden die Arbeiter zufrieden machen, müssen zurückbleiben hinter den Ansprüchen der Arbeiter, welche die naturnothwendige Folge ihrer moralischen Erhebung sind. Die Folge des Klassenkampfes kann daher stets nur eine Zunahme der Unzufriedenheit des Proletariats mit seinem Loos sein. . . Und somit erscheint schließlich der Klassenkampf als zwecklos und fruchtlos, wenn er über die bestehende Produktionsweise nicht hinausstrebt. Je höher er den Proletarier hebt, desto ferner sieht dieser sich von dem Ziel seines Strebens, einem zufriedenen seinen Anschauungen von Menschenwürde entsprechenden Dasein. . . . Solange demnach der Klassenkampf des Proletariats im Gegensatz stand zum Sozialismus, solange er nichts weiter bezweckte, als durch Konzessionen im Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaft dem Proletariat eine befriedigende Stellung zu erobern, war es unmöglich, daß er sein Ziel erreichte. Er glich einer Schraube ohne Ende. Ganz anders, seitdem die sozialistische Bewegung mit der Arbeiterbewegung verschmolzen worden: jetzt hat diese ein Ziel, dem sie sich zusehends nähert, jetzt werden alle Seiten dieses Kampfes bedeutsam, auch diejenigen, die nicht unmittelbar praktische Folgen nach sich ziehen, wenn

*) Stuttgart bei J. S. W. Dietz.

sie nur das Selbstbewußtsein und Ansehen des Proletariats, seinen genossenschaftlichen Zusammenhalt und seine Disziplin fördern. Jetzt wird auch manche anscheinend verlorene Schlacht zu einem Sieg, jetzt bedeutet auch jeder verlorene Streik, jeder abgelehnte Gesetzesentwurf, der den Interessen des Proletariats hätte dienen sollen, einen Schritt vorwärts zum Ziel der Erringung eines menschenwürdigen Daseins.“

Wir „bürgerlichen“ Gewerkschaftsfremde freuen uns, wenn es in oft opfervollen gewerkschaftlichen Kämpfen wenigstens einzelnen Arbeiterkategorien geglückt ist, sich zu höherer Lebenshaltung durchzuringen. Kautsky hat für solche „Aristokraten“ unter der Arbeiterschaft nur Haß und Verachtung. Auf Seite 212 seiner erwähnten Schrift schreibt er:

Mitunter sind es bloß einzelne Gewerbe, deren organisierte Mitglieder sich als „Aristokraten“ der Arbeit vom „Pöbel“ absondern und auf dessen Schultern höher zu steigen suchen. . . . Wo die Gewerkschaftsbewegung zu einer Pflege einseitigen Kastengeistes und zu aristokratischer Abschließung der besser gestellten Arbeiter führt, da trägt sie nicht nur nichts zur Hebung des gesammten Proletariats als Klasse bei, sie ist sogar im Stande, dieselbe zu hemmen und zu verzögern.“

Vielleicht aber ist es nur der abstrakte Theoretiker, der den Sinn der Gewerkschaftsbewegung so verkehrt?

Die der praktischen Politik gewidmeten Organe der sozialdemokratischen Partei haben keiner anderen Meinung Ausdruck gegeben. Dafür giebt es keinen Beweis von größerer Schlag- und Leuchtkraft, als das Verhalten des sozialdemokratischen Zentralorgans nach dem großen Hamburger Streik. In zwei Leitartikeln, vom 7. und 9. Februar 1897, erklärte der „Vorwärts“ triumphierend, daß die Streikenden zwar geschlagen seien, die Sozialdemokratie aber einen großen Sieg erfochten habe.

„Es giebt Niederlagen, die für die Unterliegenden mehr werth sind, als ein Sieg. Eine solche Niederlage war die Pariser Kommune, die trotz des Untergangs ihrer Kämpfer ihren Zweck erfüllte: die Rettung der Republik, und für die Arbeiter aller Länder ein leuchtendes Beispiel ward, eine Quelle der Begeisterung und Kraft, der Ausgangspunkt einer neuen, stärkeren Bewegung, eine mächtig vorgeschobene Etappe auf dem Wege zum endgiltigen Sieg. Aehnlich der Hamburger Streik. Er ist

mehr werth für uns als ein Sieg. („Vorw.“ vom 9. Febr. 97.)

Was der „Vorw.“ hier erklärt, ist — Niemand kann es verstehen — genau der Kautskysche Gedankengang. Bis in die letzten Tage hinein aber hat der „Vorw.“ das Unglück, den Beweis zu erbringen, daß das innerste Wesen sozialdemokratischer Bestrebungen sich mit dem eigentlichen Zweck der Gewerkschaftsbewegung nicht verträgt. In seiner Nummer vom 7. d. M. bringt er einen Leitartikel über den unlängst abgehaltenen einunddreißigsten englischen Gewerkschaftskongreß. Dieser Artikel verkündet jubilirend, daß auch der stolze Strom der englischen Gewerkschaftsbewegung im Begriff sei, in das Meer des kollektivistischen Sozialismus einzumünden und darin unterzugehen. Ganz besonders bemerkenswerth aber ist der dafür angeführte Grund. Auf dem Kongreß führte ein gewisser D'Grady aus:

„Haben wir je ruhig überlegt, wohin alle unsere Anstrengung und Betheiligung in Wirthschaft und Politik uns unwiderstehlich zuführen? In ihrer gegenwärtigen Form kam die Gewerkschaftsbewegung ins Leben als Protest gegen den zügellosen Individualismus in der Industrie. Bislang war ihr ganzes Bestreben, dem Arbeiter einen gerechten Antheil am Arbeitsprodukte zu sichern. Aber ist dies ihr einziges Ziel? Wenn ja, dann muß es irgendwo eine Grenze geben, wo unsere Forderungen aufhören müssen. Aber ich behaupte, daß es keinen einzigen Trade-Unionisten gebe, der so närrisch wäre, diesen „gerechten Antheil“ definiren zu wollen.“

D'Grady entwickelt nun, als ob er unmittelbar vorher Kautsky gelesen hätte, daß die „Begehrlichkeit“ der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft niemals ein Ende finden könne und kommt, unter Darlegung der Marxschen Entwicklungstheorie, zu dem Schluß: „Und wenn der Trade-Unionismus eine Kampf-macht bleiben will, so muß er kollektivistisch werden. Wir müssen vor Allem eine bewußte Macht in der Politik werden und auf das Ziel hinarbeiten, wohin unser wirthschaftliches Leben strebt.“ Ganz im Sinne der deutschen Sozialdemokratie fordert der Engländer denn auch, daß die englischen Arbeiter sich „von den vor-handenen politischen Parteien loslösen“ und eine selbständige Arbeiter-partei bilden.

Das Bemerkenswerthe an dieser Forderung ist die Begründung. D'Grady könnte z. B. sagen: Die Gewerkschaftsbewegung konnte

in England Erfolg haben, weil es Jahrzehnte hindurch den Weltmarkt fast ausschließlich beherrschte, die englischen Unternehmer konkurrenzlos ungeheure Gewinne erzielten und so die materielle Möglichkeit bestand, höhere Löhne und sonstige bessere Arbeitsbedingungen, wenn auch nicht freiwillig zu gewähren, so doch sich abringen zu lassen. Jetzt wird England von der Konkurrenz anderer Weltmächte bedrängt, die Geschäfte gehen nicht mehr wie früher, die Gewinne sind mühevoller und geringer, jene materielle Möglichkeit zu Zugeständnissen an die gewerkschaftlichen Kämpfer fehlt, diese Kämpfer haben demgemäß nicht mehr die Möglichkeit nachhaltiger Erfolge, also: die Gewerkschaftsbewegung ist sinnlos geworden; an ihre Stelle muß die revolutionär-politische mit ihrem kollektivistischen Endziel treten. Solche Begründung hätte Hand und Fuß und wäre, wenigstens vom Arbeiterstandpunkte aus, unanfechtbar. Denn von den Arbeitermassen kann nicht verlangt werden, daß sie sagen: Wenn die Konkurrenz unseren Arbeitgebern nicht mehr gestattet, Löhne zu zahlen, die uns ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen, nun gut, dann wollen wir wie die Thiere leben! Es ist vielmehr psychologisch nicht nur begreiflich, sondern selbstverständlich, daß sie dem Gedankengange nachgehen: Wenn die bestehenden Wirthschaftsverhältnisse uns eine menschliche Existenz nicht mehr gewähren, dann wollen wir nicht von unserem jetzigen Zustande zu einem tieferen herabsteigen, sondern lieber darüber nachdenken, ob wir nicht einen anderen, für uns vortheilhafteren Wirthschaftszustand finden können. Solchem psychologisch begreiflichen Gedankengange indes geht O'Grady nicht nach. Er folgt lieber Marx-Kautskyschen Spuren, basirt die Arbeiterbewegung auf das psychologische Moment der immer wachsenden Begehrlichkeit und wirft nicht ohne Spott die Behauptung auf, es gebe keinen Trade-Unionisten, wohl überhaupt keinen vernünftigen Menschen, der den von der ursprünglichen Gewerkschaft begehrten „gerechten Antheil“ definiren könne.

Es besteht aber gar kein Grund zu solchem Spott. Die Kautskysche Lehre von der unerjättlichen „Begehrlichkeit“, die sich O'Grady zu eigen macht, ist psychologisch unhaltbar. Und der „gerechte Antheil“ läßt sich thatsächlich definiren, sogar doppelt, nämlich objektiv und subjektiv.

Objektiv nämlich fände der „gerechte Antheil“ seine Grenze an der materiellen Möglichkeit, an der Leistungskraft der Unternehmer. Davon sprachen wir schon. Wo nichts mehr ist, kann nichts mehr ge-

geben werden. Die Arbeiter brauchten an dieser Grenze nicht Halt zu machen. Sie könnten auf den politisch-revolutionären Weg abschwenken. Diese objektive Schranke des „gerechten Antheils“ darf aber D'Oraby und überhaupt kein Gewerkschaftler offen zugestehen. Denn damit spräche er der Gewerkschaftsbewegung das Todesurtheil.

Es giebt nun aber auch noch eine subjektive Grenze des „gerechten Antheils“. Die Begehrlichkeits-Lehre nämlich ist psychologisch falsch. Die Begehrlichkeit wächst garnicht unaufhaltsam. In allen Lebenskreisen und Lebensständen tritt einmal eine Sättigung der Begehrlichkeit ein, mit der Reife des Alters und dem Besitz einer einigermaßen festen und erträglichen Stellung. Die menschliche Seele ist im Durchschnitt doch so beschaffen, daß die weiche Bequemlichkeit und die liebe Gewohnheit über Habsucht und Ehrgeiz den Sieg davontragen. Das gilt auch für den Arbeiter, der eine gewisse Höhe der Lebensführung erreicht hat. Kautsky selber liefert den Beweis dafür, wenn er gegen „einzelne Gewerbe“ predigt — er hat da z. B. die Schriftsetzer im Auge — deren organisierte Mitglieder sich als „Aristokraten“ der Arbeit vom „Pöbel“ absondern.“ Eine Arbeiterorganisation, die vielleicht in vielen Jahren Manches errungen hat, wird sich im Allgemeinen hüten, durch einen leichtsinnigen Kampf in wenigen Wochen Alles aufs Spiel zu setzen. Es kann, wie überall, auch hier gelegentlich ein Ausnahmefall eintreten. Ein solcher war z. B. der letzte englische Maschinenbauerstreik, der um verhältnißmäßig sehr geringfügiger Dinge Willen unternommen wurde. Aber hier war die Triebfeder gar nicht die proletarische „Begehrlichkeit“ im Kautskyschen Sinne, sondern eher das Gegentheil. Nicht als „Lohnarbeiter“, die ihre Stellung als solche für menschenunwürdig hielten, führten sie den „Klassenkampf“ im Interesse der Beseitigung des Unternehmertums überhaupt; sondern gerade als Arbeiterstand, vom übertriebenen Standesgefühl, ja Standesdünkel gestachelt, wollten sie noch mehr respektirt werden, wollten sie geradezu einmal zeigen, welche Macht sie eigentlich bedeuten. Die Sozialdemokratie perhorreszirt den Begriff „Arbeiterstand“; sie kennt nur eine Arbeiterklasse. „Arbeiterstand“ schließt eine gewisse Stetigkeit der Lebensführung, Ruhe, Festigkeit, Selbstbewußtsein, Standesgefühl und Standesdünkel in sich. Es giebt solche Arbeiterkategorien. Kautsky bezeichnet sie verächtlich als „Aristokraten“ und nennt ihr Selbstbewußtsein nicht Standesgefühl, sondern „Kastengeist“. Das ist so recht eigentlich die Aufgabe der Gewerkschaftsbewegung, die

Proletariernasse zur Höhe eines in sich gefesteten, selbstbewußten Arbeiterstandes emporzuführen. Damit aber verträgt sich nicht die Lehre von der immer wachsenden Begehrlichkeit und die Theorie des Klassenkampfes. In dem Begriff eines „Arbeiterstandes“ liegt nun auch die subjektive Grenze des „gerechten Antheils“. Die Begehrlichkeit einer Arbeiterschaft, die sich zu einem Stande entwickelt hat, ist gestillt. Der erlangte Lohn wird als ein geziemender, „gerechter“ empfunden. Damit soll nicht gesagt sein, daß nun alle Wünsche schweigen, daß die „Gerechtigkeit“ des Antheils als eine absolute empfunden wird, daß lauter Glück in der Arbeiterschaft und Frieden zwischen Unternehmer- und Arbeiterstand herrscht. Es giebt noch Wünsche und Ziele, aber sie liegen innerhalb der Grenze gegebener Verhältnisse. Es handelt sich um ein Mehr oder Weniger, und nicht um Alles oder Nichts.

Diese psychologische Begrenzung des „gerechten Antheils“ verkennet D'Grady. Was er über die immer wachsende Begehrlichkeit und über die eigentliche Ziellosigkeit der „alten“ Gewerkschaftsbewegung sagt, klingt so einfach, so schlicht und selbstverständlich, so überzeugend, so logisch, es ist aber psychologisch falsch. Durch das rein Logische seines Gedankenganges offenbart sich D'Grady als vom Marxschen Geiste erfüllt. Das nämlich ist das psychologische Charakteristikum des Marx und der Marxisten, daß man eine Thatsache zutreffend beobachtet, einen Gedanken richtig faßt, um dann aber von diesem Ausgangspunkte eine einzige Gedankenlinie nach einer Richtung bis zur äußersten Konsequenz zu ziehen. Die Menschen sind begehrlieh, auch die Arbeiter, die Begehrlichkeit geht immer weiter, in Lohnfragen bis zum absoluten Endpunkt, d. h. bis dahin, wo der Lohn überhaupt aufhört, wo das Lohnsystem durch den Kommunismus überwunden ist. Das ist die Logik des Marx und auch die D'Gradys. Das ist die von den sich tausendfach durchkreuzenden Wirklichkeiten des Lebens absehende Logik der Idee, d. h. „Ideologie“.

D'Gradys Ausführungen beweisen deutlich, daß nirgends in der Welt das eigentliche Wesen und die Selbständigkeit der Gewerkschaften anerkannt wird, wo der Geist des Marx und der Sozialdemokratie von irgendeinem Arbeiter- oder Arbeiterführerhirn Besitz genommen hat. Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung schließen sich aus, stehen in prinzipiellem Gegensatz zu einander. Die Sozialdemokratie treibt überall nur Mißbrauch mit der Gewerkschaftsbewegung.

In der augenblicklichen Situation allerdings hütet sich die Sozialdemokratie, ihre „prinzipielle“ Stellung zur Gewerkschaftsbewegung zum Ausdruck zu bringen. Der „Vorwärts“ bringt täglich den Nachweis, daß die gewerkschaftlichen Organisationen das beste Mittel sind, den Strom der wirtschaftlichen Entwicklung in festem Bette ruhig dahinfließen zu lassen. In seiner heuchlerischen Taktik geht das sozialdemokratische Zentralorgan in einem Leitartikel vom 20. d. M. sogar so weit, den Nachweis zu führen, daß die gewerkschaftlichen Organisationen die soziale Wirkung der großen Krisen abgeschwächt und somit den Bestand der bürgerlichen Ordnung gefestigt haben. Die bürgerlichen Freunde der Gewerkschaftsbewegung glauben es natürlich, daß sie so wohlthätige Wirkungen haben könnten. Nur hat gerade die Sozialdemokratie kein Anrecht, mit solchen Gründen sich der Gewerkschaften anzunehmen. Denn das im Grunde noch nie abgestrittene Ziel der Sozialdemokratie liegt doch jenseits der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung.

Auf die Tagesordnung des Parteitages, den die Sozialdemokratie vom 3. Oktober an in Stuttgart abhalten wird, ist noch nachträglich, in Folge der Deynhausener Kaiserrede, „Das Koalitionsrecht“ als Verhandlungsgegenstand gesetzt. Das wird zweifellos die interessanteste Auseinandersetzung dieses Parteitages werden, interessant auch für die bürgerlichen Gruppen und ganz besonders für die Freunde der Gewerkschaftsbewegung. Es wird nämlich nicht angehen, daß der betreffende Berichterstatter — R. Fischer, der frühere Berliner Reichstagsabgeordnete — gleich dem „Vorwärts“ sich nur in Angriffen gegen die Kapitalisten und den Klassenstaat und in Lobreden auf die wohlthuende Wirkung der Gewerkschaften ergeht, um zum Schluß im gewaltigen Hymnus auf die Sozialdemokratie auszubrechen, die allein von jeher die Gewerkschaftsbewegung gefördert habe und noch jetzt ihre einzige Verteidigerin sei.

Der sozialdemokratische Parteitag sollte vielmehr durch die Forderungen der bürgerlichen Presse gezwungen werden, sich über das prinzipielle Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung zu äußern. Das Material, das hier in Eile zusammengetragen ist, redet doch schon eine ganz andere Sprache, als sie der Vorwärts aus „taktischen“ Gründen in diesen Tagen zu führen beliebt. Dieses Material aber, d. h. der Nachweis des Mißbrauchs, den die Sozialdemokratie mit der Gewerkschaftsbewegung stets getrieben hat, könnte noch stark vermehrt werden.

Bur Medizinalreform IV. Die Gründe des Fehlschlagens.

Von

Geh. Medizinalrath Hüpeden.

Nach den letzten Aeußerungen des Ministers für Medizinalangelegenheiten im Abgeordnetenhaufe vom 17. März d. J. sind die Bemühungen um eine befriedigende Medizinalreform wiederum fruchtlos gewesen. — Bekanntlich war von den Abgeordneten Dr. Kruse und Dr. Martens am 4. Mai 1896 der Antrag gestellt „die Staatsregierung zu ersuchen, in kürzester Frist den seit langer Zeit in Aussicht gestellten Gesetzentwurf über die Medizinalreform vorzulegen, welcher insbesondere das Verhältniß der Kreisphysiker dahin regelt, daß dieselben unter Beschränkung ihrer Privatpraxis und entsprechender Erhöhung ihres pensionsfähig festzusetzenden Gehalts in höherem Maße als bisher den Aufgaben der gerichtlichen Medizin und der öffentlichen Gesundheitspflege sich widmen können.“ — Nie im Laufe der vorhergehenden Jahre hat das immer von Neuem angeregte Kapitel der Medizinalreform eine ähnlich eingehende Behandlung im Hause erfahren wie dieses Mal. Wer sich mit der Frage noch nicht beschäftigt hatte, fand Gelegenheit zu so vollständiger Belehrung bezüglich der hygienischen Mißstände und der Mängel der Medizinalverwaltung in Preußen, daß ein Zweifel an der Nothwendigkeit gründlicher Reformirung nicht bestehen konnte. Es fehlte daneben auch nicht an bestimmten Vorschlägen zu Verbesserungen, beispielsweise bezüglich der Abtrennung der gerichtsarztlichen Thätigkeit von den Verwaltungsgeschäften der Physici. Jedoch nahm dieser Theil der Verhandlung

der Kritik des Bestehenden gegenüber nur geringe Zeit in Anspruch. Unter den Mittheilungen des ebenfalls an der Debatte theilnehmenden Finanzministers war von besonderem Interesse die Hinweisung auf den Weg, welchen die Reform mit Rücksicht auf die bestehende Gesetzgebung einzuschlagen habe. Es wurde von ihm anerkannt, daß auch vom finanziellen Standpunkte sich die Reform empfehle — ganz abgesehen von der humanitären Seite der Aufgabe.

Der Antrag Kruse-Martens wurde der Budgetkommission zu näherer Prüfung übergeben. Nach einem Referate des Abgeordneten Grafen Douglas wurde Namens der Kommission folgender Antrag gestellt: „die königliche Regierung zu ersuchen, dem Landtage möglichst bald einen Gesetzentwurf vorzulegen, der eine den jetzigen Ansprüchen der Gesundheitspflege entsprechende Reorganisation der Medizinalbehörden in allen Instanzen herbeiführt.“ Dieser Antrag wurde ohne Widerspruch beziehungsweise unter Zustimmung des Kultusministers und des betreffenden Regierungskommissars, auch des Vertreters des Finanzministeriums unter Verwerfung des Antrags Kruse-Martens einstimmig vom Hause angenommen.

So war denn, wie man annehmen durfte, der erste Schritt zu einem Werke gethan, dessen segensreicher Einfluß auf allen Gebieten des sozialen Lebens nicht ausbleiben konnte, wenn es gelang, ihm die richtige Ausgestaltung zu geben. Daß im Uebrigen hier Schwierigkeiten nicht geringer Art zu überwinden sein würden, blieb wohl Niemandem verborgen und wäre von jedem Sachverständigen anerkannt, wenn auch nicht die regelmäßig wiederholten Klagen aus den Verhandlungen des Hauses in einer Reihe von Jahren und die gewohnten Enttäuschungen durch unerfüllt gebliebene Versprechungen der Regierung darauf hingewiesen hätten.

Mit großen Erwartungen und nicht geringer Spannung sah man dem Entwurfe des Ministeriums entgegen, welcher in der Zeit vom 3. bis 5. Mai 1897 einer Kommission zur Prüfung vorgelegt wurde. Da seit Annahme des Douglasschen Antrags fast ein Jahr verfloßen war und seit weit längerer Zeit nach Mittheilungen des Ministeriums daselbst Vorarbeiten für die Reform stattgefunden hatten, so durfte man eine nach allen Seiten gründliche und bis ins Einzelne ausgearbeitete Vorlage erwarten. Wie sehr man sich hierin täuschte, sollte sich alsbald zeigen.

Von vornherein wurde die Kommission verständigt, daß von

einer Aenderung in der Zentralinstanz Abstand genommen sei, da alle Einrichtungen derselben bislang gut funktioniert hätten und Anlaß, eine Veränderung in ihnen eintreten zu lassen, sich nicht fühlbar gemacht habe; daneben theilte der Vorsitzende, Ministerialdirektor von Bartsch mit, daß die genannten im Entwurfe enthaltenen Vorschläge nach der ursprünglichen Auffassung des Ministeriums nicht alle erforderlich erschienen seien und daß eine so weit gehende Reform nur auf die einstimmige Forderung des Abgeordnetenhauses in Aussicht genommen werde. Er bezeichnete dabei unsere allgemeinen hygienischen Verhältnisse als befriedigende, indem er auf den Bericht über das Sanitätswesen des preußischen Staates für die Jahre 1889, 90 und 91 hinwies. Auch theilte er mit, daß man absichtlich vermieden habe, bezüglich der Konferenz mit den übrigen Ministern, abgesehen von dem Justizminister, in Verbindung zu treten. Erst nach Abschluß der Verhandlungen würden der Finanzminister und der Minister des Innern mit dem Kultusministerium in Angelegenheiten der Medizinalreform konferiren. Diesem Entschlusse entsprechend haben auch Kommissarien der andern Ministerien an der Konferenz nicht Theil genommen.

Wie man sieht, hat sich die Stellungnahme zum Antrag Douglas nachträglich geändert. Es wäre unter diesen Umständen besser gewesen, wenn das Kultusministerium offen und mit Entschiedenheit die durch denselben gegebene Aufforderung zurückgewiesen hätte. Man würde damit viel fruchtlose Verhandlungen und Zeitverlust vermieden haben. Daß die bezüglichen Mittheilungen des Vorsitzenden und des Regierungskommissars Geheimrath Förster zu einer gründlichen Aussprache in der Konferenz selbst keine Veranlassung gaben, ist sehr zu bedauern, aber erklärlich. Ein Theil der Mitglieder konnte in seiner Beamtenstellung sich kaum äußern, nachdem seitens des Vorsitzenden eine Generaldiskussion gar nicht gewünscht, vielmehr lebiglich die Vorlage zur Debatte gestellt war. Ein anderer Theil, insbesondere Mitglieder der konservativen Partei, hatte um so weniger Grund, gegen die Stellungnahme des Ministeriums aufzutreten, als er überall einer eingreifenden Reform auch in andern Punkten entgegen war.

Als wesentliche Aenderungen in der Stellung und Thätigkeit der Physici (Kreisärzte) sind in der Vorlage beantragt:

1. Abtrennung der gerichtsarztlichen Thätigkeit von den übrigen Physikatsgeschäften und Ueberlassung der Anstellung besonderer Gerichtsärzte an die Justizverwaltung,

2. Köllige Ueberführung der künftig voll zu besoldenden Kreisärzte unter Aufhören der Privatpraxis in die Beamtenstellung.

Außerdem sind

3. Bezirks-, Kreis- und Ortsgesundheitsräthe zur Berathung der Verwaltungsbehörden und

4. die Gründung und Unterhaltung öffentlicher Untersuchungsanstalten für die Zwecke des Gesundheitswesens durch die Provinzen in Aussicht genommen.

Hier auf den Inhalt der Konferenz näher einzugehen, würde zu weit führen und dem Interesse der meisten Leser nicht entsprechen. An einem andern Orte (Deutsche Medizinische Wochenschrift 1897 Nr. 37 und 38) ist dies bereits von mir geschehen. Trotz mancher werthvollen Mittheilungen wird man ohne Voreingenommenheit kaum behaupten können, daß die schwierige und vielfach komplizirte Frage der Medizinalreform eine wesentliche Klärung durch die Konferenz gewonnen hat. Ueber die meisten Punkte wurde Einigung nicht erzielt. Nur bezüglich der Uebernahme der Kosten für die geplanten Untersuchungsstationen durch die Provinzen erklärte sich allgemeiner Widerspruch.

Auch unter den Medizinalbeamten hat Einigung bezüglich der Vorlage nicht stattgefunden. Zwar hatte sich eine ad hoc zusammengetretene Delegirtenversammlung im Anschluß an eingehende Referate hervorragender Mitglieder des Medizinalbeamtenvereins im Allgemeinen einverstanden erklärt. Allein in der öffentlichen Versammlung wurde in Folge eines Drucks von außen, dem nach Lage der Umstände nachgegeben werden mußte, die Debatte über die Medizinalreform als inopportun von der Tagesordnung abgesetzt. In Folge dessen sah sich die opponirende Partei Berliner Medizinalbeamten veranlaßt, ihrerseits eine Umfrage bei sämmtlichen Kollegen zu halten. Das Resultat soll den Ansichten der Delegirtenversammlung entgegen gesetzt gelautes haben, indem die wesentlichsten Punkte bezüglich der künftigen Amtsstellung der Kreisärzte, ihre Loslösung von der Privatpraxis und mit Vollbesoldung verbundene ausschließliche Beamtenstellung verworfen wurden. — Von Veränderungen in der Zentralinstanz wurde vorsichtiger Weise bei den Verhandlungen der Medizinalbeamten nicht geredet.

Der Herr Minister drückte sich über die Zukunft der Reform am 17. März d. J. im Abgeordnetenhaus folgendermaßen aus: „Die ganze Medizinalreform wird sich auf einige wenige Aenderungen beschränken, wenigstens so weit ich bis jetzt sehe; fertig ist die

Sache noch nicht. Der Hauptpunkt wird eine wesentliche Besserstellung der Kreisphysiker oder Kreisärzte sein und von unten wird sich das System in die Höhe bauen müssen.“ Man habe sich mit dem beteiligten Ministerium (Finanzministerium) über den Umfang der wesentlichen Grundsätze der Reform geeinigt. Als Resultat dieser Verhandlungen ist später den Regierungspräsidenten ein Entwurf zugegangen und durch die Zeitungen der Oeffentlichkeit übergeben, der den Mittheilungen des Kultusministers inhaltlich entspricht.

So ist man nach zwei Jahren auf demselben Standpunkte angelangt, den der Antrag Kruse - Martens vertrat. Bis auf die beabsichtigte Erhöhung des Gehalts der Physici oder künftigen Kreisärzte soll Alles beim Alten bleiben. Daß man sich in Regierung und Landesvertretung mit diesem Resultate befriedigt fühlen sollte, ist ebensowenig anzunehmen, wie daß die Medizinalbeamten selbst es wären. Gerade von diesen wurde, ganz abgesehen von der Besoldungsfrage, die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände am lebhaftesten empfunden. Nur bei den Rednern der konservativen Partei war neben dem Abgeordneten Rickert in den diesjährigen Verhandlungen des Landtags die Freude darüber unverkennbar, daß dieses Mal die drohende Wolke der Reform vorüber ziehen würde.

Allen denjenigen, welche sich mit diesem Abschlusse nicht begnügen wollen, wird die Frage nahe liegen: Welche Gründe haben einer weitergehenden Reform entgegen gestanden? Haben sich seit zwei Jahren jene Thatsachen geändert, welche zu der einstimmigen Beurtheilung der Zustände unserer Medizinalverwaltung geführt haben? Nicht einmal der Versuch ist gemacht worden, die damals mitgetheilten belastenden Einzelheiten als übertrieben oder gar unrichtig hinzustellen. Im Gegentheil, es sind, wie es ganz natürlich ist, seit jener Zeit neue Vorkommnisse bekannt geworden, die das verurtheilende Material vervollständigen. Man erinnere sich der bedeutenden Summe, welche im leztjährigen Etat zur Bekämpfung der granulösen Augenentzündung gefordert wurde. Ist es nicht ohne Weiteres klar, daß diese Forderung nur deshalb gemacht werden mußte, weil rechtzeitige Vorbeugungsmittel nicht angewandt wurden?

Wir müssen uns daher nach andern Gründen umsehen. Sie sind unschwer zu finden.

Zunächst ist es eine Thatsache, daß die Bedeutung guter Ver-

waltungseinrichtungen für die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung bis jetzt nicht in ihrem vollen Umfange anerkannt wird. Wäre es anders, konnte man allgemein den Einfluß, welchen die Regierung in dieser Beziehung zum Wohl des Ganzen ausüben kann, so würde der Druck der öffentlichen Meinung schon lange bewirkt haben, daß statt fruchtloser Velleitaten man mit Thaten vorgegangen wäre. Die Presse ist hier ihrer Aufgabe, aufklärend zu wirken, nicht genügend gerecht geworden. So steht das große Publikum den hier behandelten Fragen unwissend und meist arglos gegenüber, die Folgen ungenügender Schutzvorrichtungen als unvermeidbare Uebel ertragend. Aber auch die Kenntnisse der höher Gebildeten sind bezüglich der öffentlichen Gesundheitspflege nur mangelhaft. Nicht ohne Einfluß für die Stellungnahme in der Reformfrage bleibt außerdem, daß pekuniäre Opfer und unter Umständen unvermeidbare Eingriffe in das freie Dispositionsrecht welche mit der Durchführung hygienischer Gesetze verbunden sind, hauptsächlich der besitzenden und gebildeten Klasse zur Last fallen, während der nicht besitzende Theil der Bevölkerung in hervorragendem Maße die Vortheile genießt. Die Statistik lehrt, daß Krankheit und Tod namentlich in Epidemien leichter an der Thür des Armen Einlaß finden als beim reichen Manne. So wird denn das Verständniß der Reform nicht allein durch Unwissenheit, sondern auch durch kurzichtiges Vordrängen eigener Interessen beeinträchtigt. — Es sollte doch nicht übersehen werden, daß noch andere Konsequenzen zu berücksichtigen sind, die freilich bislang kaum Beachtung gefunden haben.

Zwei Faktoren gewährleisten den Bestand der Staaten: Die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung schützt vor äußeren Feinden, ihre Zufriedenheit vor inneren Ummwälzungen.

Kraft und Gesundheit des Volkes sind Vorbedingungen seiner Wehrhaftigkeit. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet den Regierungen, die Feinde der Wehrhaftigkeit, Krankheit und Siechthum zu unterdrücken. Die Bemühungen unserer Heeres-Medizinalverwaltung gehen unausgesetzt dahin, für die Gesundheit der Soldaten möglichst alle Vorbedingungen zu schaffen. Sie beginnen aber erst mit der Einstellung der Rekruten. Nicht minder wichtig wäre es, wenn die Bevölkerung, aus welcher das Heer hervorgeht, eine ähnliche Fürsorge fände. Es würde damit nicht allein die Zahl der Einstellungsfähigen erheblich vermehrt werden, auch an Qualität, an innerer Kraft würde die streitbare Jugend gewinnen.

Wie viel in Beziehung auf das prozentische Verhältniß der Dienstunfähigen und auf die Widerstandskraft der Dienstpflichtigen zu wünschen übrig bleibt, darüber wird die Statistik der Militärverwaltung am besten Auskunft geben können. Daß hier sehr viel zu wünschen übrig bleibt, ist auch ohne den Beleg durch Zahlen ohne Weiteres zweifellos. Die Verwaltung des Heeres hätte also allen Grund, auf Einführung der Medizinalreform zu dringen. Würde es sich um Mängel und Mißstände bei sonstigem Material handeln, bei Lederzeug, Geschützen oder Pferden — man würde keinen Augenblick zögern, mit Forderungen hervorzutreten. Ist das Material an Menschen etwa weniger wichtig? Zu erklären ist die Passivität der Militärverwaltung daraus, daß mehr einstellungsfähige junge Leute zur Disposition stehen, als der Verwaltung möglich ist, zu verwenden. Haben wir aber nicht Zeiten gehabt, wo der letzte Mann gestellt werden mußte? Steht Deutschland nicht jetzt noch großen politischen Aufgaben gegenüber, die trotz aller moderner Friedensbestrebungen schwerlich ohne Kampf zu überwinden sind?

Nicht lediglich aus Nächstenliebe suchte man durch Erlaß der sozialpolitischen Gesetze die wirthschaftlich Schwachen zu unterstützen. Schon die Bezeichnung weist darauf hin, daß politische Rücksichten vor anderen als Triebfeder zu betrachten sind. Man sah ein, daß ohne außerordentliche Maßregeln ein großer Theil der Bevölkerung Gefahr lief, unverschuldet durch Unfälle, Krankheit und Alter arbeitsunfähig zu werden und damit dem Elende anheimzufallen und mußte erkennen, daß die Pflicht der Selbsterhaltung der Staatsregierung gebiete, hier Abhilfe zu schaffen. Wie im Anfange des Jahrhunderts durch die Reform der auf Volksbewaffnung gegründeten Heeresverfassung, so sind gegen den Schluß desselben durch die sozialpolitischen Gesetze Neuerungen entstanden, deren Tragweite und Wichtigkeit für den Bestand des Staates kaum überschätzt werden kann. Immer und immer wieder muß man den Muth der Männer bewundern, welche nach beiden Richtungen hin schöpferisch vorzugehen wagten. Hier ergänzend einzutreten, ist die Aufgabe der Medizinalreform. Man hat nicht bedacht, daß den sozialpolitischen Gesetzen jene Maßregeln hätten vorhergehen sollen, die das Auftreten und die Verbreitung von Krankheiten zu hindern geeignet sind. Man führe verständige Gesetze für die öffentliche Gesundheitspflege mit Hülfe einer guten Medizinalreform ein — dann wird man weniger in die Lage kommen, den Arbeiter auf die Hülfe

des Krankenkassengesetzes und der Invalidenversicherung hinzuweisen. Daß hier auch ein pekuniärer Vortheil unberücksichtigt geblieben ist, sollte man in der Reichsregierung um so weniger übersehen, als das Reich direkt, noch mehr freilich indirekt mit seinen Finanzen an den Resultaten der sozialpolitischen Gesetze theilhaftig ist. (Zuschuß zur Invaliden- und Altersversicherung).

Deutschland sollte sich den Ruhm und Vortheil nicht nehmen lassen, wie mit seinen Heereseinrichtungen und der sozialen Gesetzgebung so auch in hygienischen Dingen allen übrigen Kulturländern voranzugehen. Daß die öffentliche Gesundheitspflege im Laufe der kommenden Jahre schließlich in der Gesetzgebung ihren berechtigten Ausdruck finden wird, ist nicht zweifelhaft. Es ist das die nothwendige Folge fortschreitender Bildung und Einsicht. — Freilich wird man keine augenblicklichen Erfolge erwarten dürfen. Jahre werden vergehen, ehe dem blöden Auge des großen Hausens die Segnungen der Reform sichtbar werden. Geht es nicht mit vielen andern Neueinrichtungen ebenso und sind etwa andere politische Aufgaben in wenigen Jahren zu lösen?

Nach den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses im Mai 1896 mußte man annehmen, daß nicht allein das Haus selbst, sondern auch die Regierung, jedenfalls nach den gefallenen Aeußerungen ihrer Vertreter das Finanz- und das Kultusministerium die Zeit für gekommen erachte, die Medizinalverhältnisse nach verschiedenen Richtungen und in allen Instanzen der Verwaltung zu reformiren. Bei der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Aufgabe und mit Rücksicht darauf, daß die Reform bestimmt war, den Geschäftskreis sämmtlicher Ministerien zu berühren, wäre es am besten gewesen, das Gesamtministerium bei der Aufstellung des Entwurfs zu theilhaben. Ich erinnere beispielsweise bezüglich des Ministeriums für Handel und Gewerbe an die zweckmäßiger Weise einzuführende Ueberwachung der Betriebe durch hygienisch gebildete Aerzte, bezüglich des Ministeriums für öffentliche Arbeiten an die Bedeutung der Hygiene für die Aufstellung von Bauordnungen, bezüglich des Ministeriums des Innern an den Einfluß auf die Verwaltung, welcher den Medizinalbeamten, wenn auch mit Ausschluß der Exekutive, einzuräumen sein wird; bezüglich des Kultus- und Unterrichtsministeriums an die Schularztfrage, bezüglich des Finanzministeriums an die nicht unbedeutenden Anforderungen der Reform in finanzieller Beziehung. Daß man dem nächstbetheiligten Kultusministerium die Aufstellung des Entwurfs allein überließ, war ein

Fehler. Der weitere Verlauf der Angelegenheit läßt darüber keinen Zweifel bestehen. Im Interesse der Wahrheit und mit Rücksicht auf die Bedeutung der Sache ist auf die vom Ministerium gegebene Begründung seiner Stellungnahme Folgendes zu erwidern: Die Sachlage ist durch die Verhandlungen des Jahres 1896 im Abgeordnetenhaus, in welchem die Mißstände unserer Medizinalverwaltung rücksichtslose Beleuchtung fanden und durch Mittheilungen der Presse*) so klar dargelegt, daß an einer Reformbedürftigkeit auch der Zentralinstanz, des Ministeriums, keinem Unbefangenen ein Zweifel bleiben kann. Die dort angeführten Thatsachen haben seitens des Herrn Regierungskommissairs keine Widerlegung gefunden, auch ist dazu kein Versuch gemacht worden. Sie eben sind es, welche zu dem einstimmigen Beschluß der Versammlung Veranlassung gaben. Will man übrigens mit der Behauptung des Gegentheils nur sagen, daß die Geschäftsführung in der Abtheilung für Medizinalwesen eine tadellose sei insofern, als eine Stockung oder Vernachlässigung im regelmäßigen Verkehr nicht eintrete und sämtliche Eingänge ihre sachgemäße Erledigung fänden, so ist dagegen schwerlich eine Einwendung gerechtfertigt. Das Desiderat für die Thätigkeit des Medizinalministeriums liegt nicht auf der formellen Seite; es betrifft die schaffende Kraft, deren Mangel bitter empfunden wird. Es bedarf vor Allem des Verständnisses dafür, daß die Zentralinstanz nicht warten darf, bis Uebelstände und Krankheitsursachen sich entwickelt haben, sondern daß man vorbeugend entgegenzutreten muß. Dazu bedarf es neuer Einrichtungen und Geseze. Diesen Aufgaben ist die Abtheilung für das Medizinalwesen im Großen und Ganzen nicht gerecht geworden, mag seine Thätigkeit auch im einzelnen Falle alle Anerkennung verdienen. Der Hauptfehler liegt nicht am Wollen, vielmehr am Können und beruht wohl hauptsächlich darin, daß ein Jurist und kein Arzt an der Spitze der Verwaltung steht. Ich lasse einen hierher passenden Satz aus dem bereits erwähnten Aufsätze der Deutschen Medizinischen Wochenschrift folgen:

„Manche traurigen Verhältnisse erklären sich daraus, daß das Können der Verwaltungsmänner wohl dazu ausreicht, offenkundigen Mißständen konkreter Art mit Hülfe von Fachleuten entgegenzutreten, daß es aber des geübten Auges ärztlich gebildeter Männer bedarf, um hygienische Mißstände in ihren Ursachen und Anfängen

*) S. Preuß. Jahrbücher 1896, Heft 3.

zu erkennen, bevor sie eine Ausdehnung gewonnen haben, der gegenüber die angeordneten Maßregeln der Behörden oft machtlos bleiben. So blieb Manches ungeschehen, dessen Zweckmäßigkeit von Sachverständigen längst erkannt war.“

Demselben Aussage entnehme ich folgenden die Behauptung befriedigender Zustände in unseren Gesundheitsverhältnissen betreffenden Passus:

„Einer vorurtheilslosen Beurtheilung wird der Inhalt des Berichts über das Sanitätswesen nicht den günstigen Eindruck machen, wie ihn der Herr Ministerialdirektor empfing. Im Gegentheil wird man in ihm vielfache und zweifellose Beweise für die Nothwendigkeit einer weitgehenden Medizinalreform finden. Wahrscheinlich wurde das Urtheil des Herrn Vorsitzenden durch die auf Seite 3 des Berichts mitgetheilten Resultate der Sterblichkeitsstatistik bestimmt. Während im Jahre 1875 dieselbe in Preußen 26,3 Todesfälle auf 1000 Einwohner betrug, waren es 1888 nur 22,9; in den dazwischen liegenden Jahren war das Verhältniß zwar schwankend, indessen im Allgemeinen doch ohne große Sprünge zum Bessern neigend. Ich würde es für unrichtig halten, in diesen Zahlen etwa nur einen vorübergehenden, im Grunde belanglosen Zufall sehen zu wollen. Sie haben, wie ich glaube, eine tiefere Bedeutung. Nur im kleinsten Theile sind sie aber nach meinem Dafürhalten durch die Maßnahmen der Medizinalverwaltung beeinflusst, in der Hauptsache vielmehr den gehobenen Lebens- und Verdienstverhältnissen zu verdanken. Auch ohne gute medizinalpolizeiliche Maßregeln haben jene durch Besserung der Ernährung und der Wohnungen einen mächtigen Einfluß auf Gesundheit und Sterblichkeitsziffer der Bevölkerung.“

Wie ist es möglich, von befriedigenden sanitären Verhältnissen zu sprechen, wenn man im Berichte liest, daß in den Jahren 1889 7093, 1890 6088 und 1891 5997 Menschen in Preußen am Typhus starben? Gehört nicht der Typhus zu den vermeidbaren Krankheiten par excellence? Kann es Befriedigung erwecken, wenn der Bericht mittheilt, daß in so und so viel Fällen der Typhus nachweisbaren groben Verstößen gegen die ersten Regeln der Hygiene zuzuschreiben war, nach deren Abstellung die Krankheit verschwand? Ist es nicht vielmehr ein Vorwurf, daß man überhaupt solche Mißstände bestehen ließ und sie nicht rechtzeitig beseitigte, ehe der Typhus auftrat? Kann unsere oberste Gesundheitsbehörde Befriedigung empfinden, wenn sie die Verwüstungen betrachtet, welche die

Tuberkulose in der Bevölkerung Jahr für Jahr verursacht? (Es starben in Preußen im Jahre 1891 über 80 000 Einwohner an Tuberkulose.) Sind ihr die Mängel in der Ueberwachung der Prostitution verborgen geblieben (s. S. 129 und 130 des Berichts), und kennt sie nicht die Ausdehnung der chronischen Pest in der Bevölkerung, der Syphilis? Der Bericht, dessen Lektüre nur dringend empfohlen werden kann, weist in allen Kapiteln auf zu beseitigende Mißstände der verschiedenen Felder der öffentlichen Gesundheitspflege hin, die hier nicht im Einzelnen berücksichtigt werden können. Und dieser Zustand soll als befriedigend angesehen werden! Eine drastische Antwort hat in jüngster Zeit die Arbeit des neuerdings in das Medizinalministerium berufenen Professor Kirchner über die Ausdehnung und Folgen der granulösen Augenentzündung im Osten der Monarchie gegeben."

Demnach war der Standpunkt, von welchem das Ministerium die Aufgabe der Reform in Angriff nahm, von vornherein ein unrichtiger. Ein anderer Fehler kam hinzu. — Wie bereits oben mitgeteilt, wurden der Konferenz für die untere Instanz der Medizinalverwaltung Aenderungen unterbreitet, die entschieden einen bedeutenden Fortschritt darstellen würden. Ich bezeichne die Abtrennung der kreisärztlichen Thätigkeit von der Privatpraxis, die Ueberlassung der Anstellung besonderer Gerichtsärzte an das Justizministerium und damit die Beschränkung der kreisärztlichen Thätigkeit auf Verwaltungsgeschäfte und die Bildung von Untersuchungsstationen für Gesundheitszwecke in den einzelnen Provinzen. Weshalb jetzt diese Pläne fallen gelassen werden und man sich im Wesentlichen auf die Erhöhung des Physikatgehaltes beschränken will, ist bislang nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Man kann kaum umhin anzunehmen, daß der Einfluß der Berliner Medizinalbeamten es war, welcher auf die Aenderungen der Ansichten im Ministerium eingewirkt hat. Freilich waren bereits in der Matkonferenz die vorgeschlagenen Veränderungen in der Stellung der Medizinalbeamten nicht ohne lebhaftes Opposition geblieben. — Richtig wäre es gewesen, den Medizinalbeamten die ausgiebigste Gelegenheit zum öffentlichen Austausch ihrer Meinungen über die Reform zu geben. Aus den Begründungen, welche den sich bekämpfenden Ansichten zur Stütze gedient hätten, würde das Ministerium ohne Zweifel brauchbare Hinweise für den einzuschlagenden Weg haben entnehmen können. Man wäre dann in der Lage gewesen, sich, ohne Rücksicht auf divergirende Ansichten der Fachmänner, über den Parteien stehend

ein eigenes Urtheil zu bilden. Durch Veränderungen in den Verwaltungseinrichtungen werden die Privatinteressen der Medizinalbeamten in erheblichster Weise beeinflusst. Die Objektivität wird dadurch gefährdet. Deshalb ist das Urtheil der Medizinalbeamten mit Vorsicht aufzunehmen.

Auf Grund des veröffentlichten Entwurfs wird voraussichtlich die Reform in nächster Sitzungsperiode des Abgeordnetenhauses zur nochmaligen Berathung kommen. Bei Annahme der Vorlage wird man sich sagen dürfen, daß ein den Physicis längst gegebenes Versprechen, das der Gehaltserhöhung, damit eingelöst wird. Wie groß die Erhöhung sein soll, ist zur Zeit freilich noch nicht bekannt. So berechtigt dieser Entschluß auch wäre, würde es doch ein Irrthum sein, in ihm einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege der Medizinalreform sehen zu wollen. Die Hoffnung, welche von autoritativer Seite im Abgeordnetenhause Ausdruck fand, daß das System sich von unten in die Höhe bauen würde, dürfte kaum gerechtfertigt werden. Wenn man hier und an andern Orte (Zeitschrift für Medizinalbeamte) die Reform mit einem Bau vergleichen will, so ist zu bedenken, daß jeder Bau nach einem vorher entworfenen Plane ausgeführt, auch das Fundament dem Plane angepaßt sein muß, soll es seinen Zweck erfüllen. Dieser Plan fehlt aber hier.

Möge man also der auf alle Fälle berechtigten Erhöhung der Physicatsgehälte zustimmen, aber daneben das größere Ziel nicht aus dem Auge verlieren. Möge man sich fragen: Ist denn Alles, was im Jahre 1896 über die Nothwendigkeit der Medizinalreform geredet wurde, eitel Thorheit gewesen? Sind die Tausende von Todesfällen und die vielfach größere Zahl von Erkrankungen, von denen damals als Folge einer ungenügenden Fürsorge des Staates die Rede war, nur ein Produkt überreizter Phantasie gewesen? Sind jene Behauptungen jemals widerlegt worden oder gründen sie sich auf Thatsachen? Hat auch der Finanzminister sich geirrt, als er die Nothwendigkeit und den finanziellen Nutzen der Reform anerkannte? Soll man sich, wenn das nicht der Fall, bei der Vorlage und einem nochmaligen Aufschub der Reform ins Ungewisse beruhigen oder gebietet es die Pflicht, auf dem Beschlusse des Jahres 1896 zu beharren und den Antrag Douglas noch einmal an das Gesamtministerium zu richten? —

Die Zeitverhältnisse liegen für Reformen in der Verwaltung

nicht ungünstig. Nicht in der Sache selbst ist der Grund dafür zu finden, daß die bisherigen Versuche erfolglos blieben, sondern in der Art ihrer Inangriffnahme. — Where a will there a way. Der Weg wird und muß sich finden lassen. In der That ist er bereits vorgezeichnet. Freilich wird man ihn nicht von einzelnen Personen abhängig machen dürfen. Hier stehen höhere Interessen auf dem Spiele.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Leopold Freiherr von Foverbeck (geboren 1822, gestorben 1875).

Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Ludolf Parisius. Zweiter Theil. Abtheilung I. Verfassungskampf und budgetloses Regiment. Von 1862 bis zum dänischen Kriege. Mit dem Gruppenbild der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses vom Sommer 1862. Verlag von J. Guttentag. Berlin. 1898.

Mag von Fordenbeck. Ein Lebensbild von M. Philippson. Verlag von Karl Reißner. Dresden und Leipzig. 1898.

Das Philippsonsche Buch beruht theilweise auf noch unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen hervorragender Politiker, aber bei der bekannten Unzuverlässigkeit jenes Geschichtsschreibers (vgl. Preuß. Jahrb. 55, 365) wird man im Allgemeinen eine bei Philippson stehende Notiz nur dann für richtig halten dürfen, wenn sie vermittelt einer anderen Quelle oder durch innere Wahrscheinlichkeit ihre Bestätigung findet. Durch Anmerkungen wie: „Dies Alles natürlich nach ganz authentischem Material“ oder: „Dies Alles nach der Korrespondenz in Fordenbecks handschriftlichen Mittheilungen und einigen uns von anderer Seite freundlichst vorgelegten Briefen“ möge sich der Leser nicht imponiren lassen. Eigentlich glauben darf man dem Verfasser der „Geschichte des preussischen Staatswesens seit dem Tode Friedrichs des Großen“ nichts; dazu arbeitet er viel zu unsolid: „Der Reichstag.“ so heißt es in der Fordenbeck-Biographie, „nahm . . . die früher wiederholt verworfene Erhöhung der Zölle auf Getreide, Holz und Vieh an; der Landtag übertrug die daraus erfließenden Mehreinkünfte auf die Kreise, das heißt hauptsächlich auf das flache Land und den auf diesem herrschenden Großgrundbesitz und führte dann die Börsensteuer ein. Quando dormitat pater Homerus, aber das Uebermaß seiner soporösen Zustände hat bewirkt, daß Philippson, der mit seinen 52 Jahren schon fast so viele Bücher geschrieben hat wie Ranke mit 90, kaum eine

einzigste Leistung von Werth aufzuweisen vermag. Abgesehen von seiner Kritik- und Gedankenlosigkeit hat Philippson noch so ziemlich alle anderen Mängel, die einen Historiker disqualifiziren. Wenn der, wie Philippson sagt, „so streng urtheilende Ranke“ als die wichtigsten Eigenschaften eines Historikers „Kritik, Penetration, Präzision“ bezeichnet hat, so weist die Forckenbeck-Biographie diese Vorzüge so wenig auf wie historischen Sinn oder künstlerische Gestaltungskraft. Nicht eine Zeile steht in dem Buch, bei der man in Bezug auf den geschilderten deutschfreisinnigen Politiker ausrufen möchte: „So konnte nur er handeln und sprechen!“ Aus diesen Gründen kommt der Lebensbeschreibung des maderen und bedeutenden Forckenbeck leider nur ein geringes Verdienst zu; wir hätten dem verewigten Oberbürgermeister von Berlin ein würdigeres Denkmal in der Literatur gegönnt.

Ein Mann von ganz anderem Schlage als Philippson ist Rudolf Parisius. Sein Buch über Hoyerbeck ist ernst, gebiegen, männlich. Aber in einem Punkte sind sich Parisius und Philippson vollständig gleich: sie sind beide keine Geschichtsschreiber. Parisius hat sich in Vielem mit Glück versucht: in der Mathematik, der Jurisprudenz, der Politik, der Publizistik, der Poesie, jedoch als der Siebenzigjährige dann auch noch die Günst Aljos gewinnen wollte, hat er einen Korb erhalten. Hoyerbeck war ein tüchtiger, einflussreicher Mann, dessen Andenken von seinen Parteigenossen mit Recht in Ehren gehalten wird, aber mehr nicht; für einen geschichtlichen Helden kann man ihn doch nicht gelten lassen. Wer ein mehrbändiges Werk über ein solches Sujet wie das Leben Hoyerbecks schreibt, dem fehlt der historische Sinn, das Verständniß für die Dimensionen von Menschen und Dingen. Hoyerbecks Leben wäre ein passender Gegenstand für einen Essay; ein voluminöses Werk vermag man schlechterdings nicht damit zu füllen. Deshalb erzählt Parisius tausend andere Dinge, die mit dem eigentlichen Thema wenig zu schaffen haben, und inmitten aller dieser nicht zur Sache gehörenden Geschichten kommen einem die Thaten und Erlebnisse des Titelhelden so vor wie karge Brocken, die in einer Brühe schwimmen. Der oben zitierte Band des Buchs (II, 1) handelt so ziemlich von der ganzen Geschichte Preußens in den Jahren 1862 und 1863; der Name Hoyerbeck erscheint überhaupt nur sporadisch. Und was uns neben dem Biographischen geboten wird, das ist auch an und für sich, abgesehen davon, daß es nicht dorthin gehört, in einer unerträglich dilettantenhaften Weise behandelt. Der geistesthäre Mathematiker Parisius hat in seiner historiographischen Thätigkeit keine Ahnung von dem, was er will; ohne die Methode der Geschichtswissenschaft zu kennen, schreibt er einfach darauf los und bietet seinen Lesern in konfussem Durcheinander bald Biographie, bald Geschichtserzählung, bald Materialsammlung. Auf jeder Seite hat man den unerquicklichen Eindruck, daß der Verfasser von seiner Arbeit nichts versteht; das Ganze ist wüst und schlechthin unlesbar.

Gleichwohl steht die Parisius'sche Schrift entschieden über der Philippson'schen. Erstens ist Parisius eine Persönlichkeit, ein Mann von durch-

gebildeter politischer Ueberzeugung, der als solcher auch bei Andersdenkenden Achtung erwecken wird. Philippson dagegen ist wenig gesinnungsvoll und vor Allem, was für einen Geschichtschreiber doch absolut nothwendig ist, keine Persönlichkeit. Ferner hat Parisius mit großem Fleiß allerhand Material zur Geschichte der Konfliktzeit zusammengetragen, mit welchem er selber freilich nichts anzufangen weiß, das anderen Forschern jedoch höchst nützlich sein wird. Wenn man das Werk von Parisius unter den Gesichtspunkten seiner eigentlichen Bestimmung kritisiert, als ein wissenschaftliches Lesebuch, dann muß es als sehr schlecht bezeichnet werden, dagegen läßt sich der sogenannten Hoberbeckbiographie der freilich unbeabsichtigte Erfolg nicht absprechen, daß sie eine werthvolle Quellenammlung darstellt. Es ist eben eine alte Erfahrung, wenn ein tüchtiger Mann etwas angreift, so wird, wenn er es auch unglücklich angreift seine Mühe nie ganz verloren sein. Als ein Beispiel, ein wie gutes Hilfsmittel die besprochene Schrift stellenweise für das Studium der preußischen Geschichte ist, verweise ich auf einen wahrscheinlich schon wieder in Vergessenheit gerathenen Brief Wilhelms I. aus der Konfliktzeit, an Herrn von Sauten-Julienfelde gerichtet, der in der „Frankfurter Zeitung“ von 1894 veröffentlicht worden war und den Parisius in sein Werk aufgenommen (S. 65.) und so für die Wissenschaft gerettet hat. Es heißt in diesem nach Form und Inhalt hochinteressanten Schriftstück u. A.: „Die Unteroffiziere sollen (nach dem Willen der Fortschrittspartei) Offiziere werden, nicht etwa wie dies Jedermann in Preußen seit 1808 werden kann, nämlich durch Ablegung eines und desselben Examins, sondern ohne diese Gleichmäßigkeit der Bildungsstufe zu beweisen, damit ein Chisma in den Offizierstand komme, damit Unzufriedenheit sich in demselben nach und nach einschleiche, damit die Demokraten nach und nach eine Offizier-Kaste für sich heranbilden können, die, weil sie weder gebildet noch durch Gesinnung gestählt, fest zum Thron stehen, für die Revolution zu gewinnen sind. Da von den jetzigen Offizieren die Treue und Aufopferung für König und Thron zu erwarten ist und durch dieselben diese Gesinnung auf die Truppe verpflanzt wird, darum wird der Offizierstand in jeder erdenklichen Art und Form begeistert, und dann wundert man sich noch, daß der Offizier aigrirt wird und wirft ihm dies sogar noch vor!

Wenn man sich heute über die Dreyfusaffäre unterhält, hört man fast immer die Aeußerung, so etwas könnte bei unserem Offizierstand nicht vorkommen. Warum nicht? Weil König Wilhelm der Alte unsere erprobten militärischen Institutionen vor dem Ansturm des Radikalismus gerettet hat. Noch vor wenigen Jahren verlangte der Abgeordnete Richter im Reichstage das freie Avancement der Unteroffiziere. Nun wohl! Der Oberstlieutenant Henry war so ein frei Avancirter! Das preußische Offizierkorps ist abgeschlossen durch einen geistigen Zensus; es trägt einen aristokratischen Charakter; unter sich sind die Mitglieder, mögen sie Generale oder Sekondlieutenants sein, sozial gleich; wenn der Fähnrich

Lieutenant wird, dann sagt er stolz: „Mehr als Offizier kann ich nicht werden“. In Frankreich setzt sich das Offiziercorps aus zwei heterogenen sozialen Schichten zusammen: den Zöglingen von Saint Cyr und den avancirten Unteroffizieren; die eine Schicht ist gebildet, die andere ungebildet. Verkehr, besonders Familienverkehr, findet demgemäß wenig statt. Unter den geschilderten Verhältnissen vermag sich ein einheitlicher edler Corpsgeist nur schwer zu entwickeln, und die feineren Bestandtheile des Offiziercorps schweben beständig in Gefahr, von den roheren demoralisirt zu werden. Daß wir von dem gerühmten freien Avancement verschont geblieben sind, ist einer der Gründe unserer Ueberlegenheit über Frankreich. E. D.

Literarisches.

Goethe und Maria Paulowna.

Am 24. Juni d. J. beging der Großherzog Carl Alexander, der Enkel Carl Augusts, seinen 80. Geburtstag. Das Goethe- und Schiller-Archiv, die hochherzige Stiftung seiner ihm am 23. März 1897 entrissenen Gemahlin Sophie, das ist dessen Leiter Bernhard Suphan und seine Mitarbeiter, die Herren Dr. Wahle, Fresenius und Schüddkopf, konnte keine zartere Huldigung erdenken, als die Darstellung der Beziehungen seiner Mutter zu Goethe und damit auch zu Schiller und seiner Familie. Das von den Nachfolgern der Offizin H. Böhlau's prächtig ausgestattete Buch, zugleich deren Huldigungsgabe, ist zunächst freilich — so forderte es wohl höfische Rücksicht — nur in hundert Exemplaren zur Verfügung des Großherzogs selber im Auftrage seines Enkels, des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst, des Besitzers des Archivs, gedruckt worden und entzieht sich eigentlich der Oeffentlichkeit.*) Wenn wir gleichwohl die Aufmerksamkeit darauf lenken, so geschieht es wegen der Bedeutung dieser zwar nicht durchaus unbekannt, aber noch nicht so zu Haus gebrachten „Urkunden“ und der geistvollen Anmerkungen, mit denen sie ausgestattet sind. Oeffentlich wird das Büchlein doch noch publici juris, bis dahin bliebe die Vorlegung im Archiv selber zu erbitten.

Ueber den Eintritt der Kaiserin, des „Lichts der Morgenländer“, wie Goethe, oder des „neuen Sterns aus Morgenland“, wie Schiller sie nannte, in Weimar hat vor Kurzem Ludwig Geiger in seinem Buche „Aus Alt-Weimar“ Kap. 4 manches Interessante gebracht, das zur Ergänzung taugen mag. Damit auch das Theater bei den Huldigungen nicht unver-

*) Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna, Urkunden, herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar. Hermann Böhlau's Nachfolger. 1898. 204 S. gr. 8°.

treten bliebe, mußte Schiller in aller Eile ein Festspiel verfassen und in vier Tagen gerieth ihm die „Huldigung der Künste“, die am 12. November 1804 gespielt werden konnte. Es war zum Glück auch der Familie des schon dem Tode zugewandten Dichters, denn er hatte den Ton getroffen, der der vielseitig gebildeten und mit großen Mitteln Vieles fördernden Großfürstin außerordentlich wohl that. Alles was sie spricht, schreibt Schiller an Wilh. von Holzogen, ist Geist und Seele. Und welch ein Glück, daß sie Deutsch versteht! (Sie schrieb es auch später, wie denn S. 60 fgd. zehn deutsche Briefe an Goethe vom 5. 7. 1816 bis 1. 1. 1824 abgedruckt sind, aber lieber französisch.) Denn so erst kann man sich ihr ganz zeigen wie man ist, und mit ihr möchte man so recht von Herzen wahr sein.“ Gewiß ein herrliches Zeugniß für die Mutter der Kaiserin Augusta. Ihre große Herzensgüte und Bescheidenheit spricht der französische Brief an Charlotte von Schiller aus (S. 68) der unmittelbar nach des Dichters Tode geschrieben ist. Darin:

Vos enfants existent, Madame, et plus que jamais ils ont besoin de vous: voudriez-vous bien m'accorder la préférence sur tout autre pour remplir à leur égard vos intentions? Il me sera bien doux de recevoir de vous le soin d'un dépôt si précieux et de pouvoir vous prouver les sentimens sincères que je vous porte et que j'ai à jamais voués à votre époux.

Suphan weist im Schlußwort (S. 191 fgd.) darauf hin, daß man mit Unrecht den Preis ihrer werththätigen Liebe in Goethes — mit Respekt sei es gesagt, doch etwas geschraubten dichterischen Zuschriften und devoten Briefen vermessen würde, da er ja in dem Maskenzuge von 1818, der Goethischen „Huldigung der Künste“, sagt Suphan sehr glücklich, die von Herder gepredigte Humanität so schön erfüllt sehe.

Nach Allem, was wir von der vortrefflichen Fürstin hier erfahren, ist dem Schlußredner gewiß auch darin beizustimmen, daß sie, deren Verdienst bisher nicht in gleichem Maße anerkannt sei, wie das ihrer Vorgängerinnen Anna Amalie und Luise, als Hüterin edelster nationaler Güter, als Bewahrerin „der Weimarschen Idee“*) zu verehren sei.

Doch es muß hier genügen, nur noch kurz den Inhalt des Buches und die Hauptbearbeiter der Kapitel anzugeben.

1. Dichtungen Goethes für und an M. F. (Wahle) S. 1—10.**)
2. Briefe Goethes, 44 Stück, 3. Th. sehr eingehende geschäftliche „unter-

*) Gott gebe, daß besagte „Weimarsche Idee“ auch allezeit als ein wirksames Ideal unser geistiges Leben befruchte und nicht zu einer leeren Botabel und damit zu einem Spott herabfinke! —

***) Ich hätte den Stücken aus dem Maskenzuge d. 18. Dezember 1818 gern noch die Strophe vorangestellt, die Hempel 1 Bd. 2, 435 zu lesen steht, „der Abwesende dem Maskenfest. Zum 16. Februar 1818.“ Das war der Geburtstag der Großfürstin, geb. 1786.

- thänigste Vorträge“ S. 11—59 und 12 Briefe M. P. S. S. 60—69. (Suphan.)
3. Zeugnisse gemeinsamer Thätigkeit und zwar 1. die Großherzogliche freie Gewerkschule S. 73—109. 2. Das Lesemuseum S. 109—119 betreffend. (Schüddekopf.)
 4. Die Weimarischen Kunstfreunde (WKF.) (Schüddekopf. Hierzu gehörte eigentlich auch G. S. Brief Nr. 1, die Widmung des Wilhelm Haderer S. 13. Vgl. jedoch S. 182.) S. 123—126.
 5. Maria Paulowna in Aeußerungen von Goethe, Schiller und Zeitgenossen S. 128—148 (Fresenius). Ein ungemein interessanter Abschnitt, der jedoch noch mancherlei nachträgliche Ergänzungen zuläßt.
 6. Nachwirken S. 151—153, besonders interessant der Brief M. P. S. an Freiligrath vom 31. 12. 1841. (Schüddekopf.)
 7. Erläuternde Beigaben und Schlußwort S. 157—199, dazu Personenregister 201—204. (Suphan.)* Xs.

Theodor Körner und die Seinen.

Unter obigem Titel bieten die Herren Dr. W. Emil Beschel, Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden, und Dr. Eugen Wildenow, Gymnasialoberlehrer in Greifswald, ein zweibändiges, das gesammte biographische Material zusammenfassendes Werk, das von dem Verlage (C. A. Seemann in Leipzig) mit vielen Abbildungen, Facsimiles und zwei Karten ausgestattet ward.***) Leider ist an keiner Stelle der Antheil des einen oder des andern Verfassers deutlich. Die Einheit des Ganzen liegt, wie der Werth des 1885 von der Stadt Dresden übernommenen Museums, in dem Familienhaften, das zu einer organischen Geschichte doch zu lückenhaft, oder richtiger zu jäh abgebrochen bleibt. Es kommt dazu, daß der für unsere Literatur wichtigere Abschnitt, das Freundschaftsband des Vaters Christian Gottfried Körners zu Schiller jedem Gebildeten längst vertraut, für die Freunde des jugendlichen Helden (* 23. 9. 1791, † 26. 8. 1813.) gleichgiltig erscheinen kann, denn der freilich die poetische Formensprache des jungen Dichters beherrschende Stil Schillers hat mit den persönlichen

*) S. 177 zieht Suphan zur Erläuterung des Goethischen Sprüchleins
 Zierlich Denken und süß Erinnern
 Ist das Leben im tiefsten Innern

Strophen des Kanzlers Müller heran, die der Prinzess Helene von Mecklenburg das ihr seltsam vorkommende „zierlich Denken“ ausdeuten wollen, an der Hand von Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde zwar. „Zierlich“ soll darnach heißen „geschmückt mit Anmuth.“ Daran hat nun G. gewiß nicht gedacht, sondern wie S. 147 an die Delikatesse der Gesinnung... „wenn ich es nicht um der Hoheit willen thäte, die es zu wünschen scheint, ob sie gleich, nach ihrer leisen und zierlichen Art, nichts Entschiedenes äußert.“

**) 1 Bd. 401 S. 2 Bd. 271 S. größtes Lexikon. 8°. Preis 12 Mk., geb. 15 Mk.

Beziehungen des Vaters wenig gemein, sie wäre dieselbe geworden, selbst wenn Schiller niemals das Haus des Freundes in Roschwitz betreten hätte. Theodor war ein Knabe von noch nicht 14 Jahren, als Schiller starb. Aber 1810 besorgte der Vater für Cotta die erste Ausgabe der sämtlichen Werke Schillers und die damalige Jugend mußte bald ihren Schiller auswendig.

Was die Zugabe der Bilder betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir von einem Verlage kunsthistorischer Werke und Zeitschriften etwas Anständigeres erwartet hätten, als diese billigen Autotypien. Nur das Titelbild des ersten Bandes macht eine Ausnahme, eine ansprechende Heliotypie nach dem schönen Standbilde Ernst Hühnels, das sehr glücklich den Vortrag des Liedes illustriert: „Du Schwert an meiner Linken.“*)

Wir haben den Fleiß zu rühmen, mit dem die Herrn Verfasser das allmählich sehr angeschwollene biographische Material zu Hauf gebracht und gesichtet haben. Daß für manche Einzelheiten, besonders die letzten Lebens-tage des jungen Lützowers betreffend, Schwierigkeiten bestehen, die von der Eitelkeit und Unwahrhaftigkeit Friedrich Försters geschaffen sind, ist bekannt, ebenso, daß die Texte keineswegs mit urkundlicher Treue von dem Vater und Beauftragten der Familie (zuerst Karl Ad. Friedr. Streckfuß, später Förster, der die Hempelsche Ausgabe besorgte) zum Abdruck gebracht sind. Die Herrn Verfasser haben die peinlich genauen kritischen Untersuchungen meines verewigten Freundes Dr. Friedrich Latendorf († 1. 5. 1898 zu Schönberg bei Rakeburg) wohl gekannt, ohne ihm immer die Ehre zu geben, die seine unbestechliche Wahrheitsliebe verdiente.

Ich gestehe übrigens, daß ich auch den hochverehrten Freund von einer übertriebenen literarischen Werthschätzung des unserer Jugend zusagenden Dichters nicht freispreche. Darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein, einig sind und bleiben wir in der Bewunderung der heldenhafteu Gefinnung, die getreu blieb bis zum Tode, dem schönen Soldatentode, für den, wie er gesagt hat, keiner zu gut ist. Ls.

Ueber deutsch-vollkiches Sagen und Singen. Streifzüge im Gebiete deutschen Schrift- und Volksthumes mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Ostmark von Dr. Adolf Harnp. Leipzig, Verlag von Julius Werner. 148 S. Gr. 8°. Preis 2 Mark (1 Fl. 20 Kr.)

Der Verfasser unseres Büchleins bekennt sich zu dem literarischen Jung-Deutschland Oesterreichs, das aber mit Stolz auf die allgemeine

*) Ist die Eisenbraut auch nicht „wenige Stunden vor seinem Tode“ gedichtet, wie der Vater in der Ausgabe von „Leyer und Schwert“ drucken ließ, so ist doch bezeugt, daß er sie in seinem letzten Quartier, im Herrenhause zu Gottesgabe, am Abend des 25. August, vor seinen Genossen am Klaviere sang.

deutsche Geistesgeschichte zurückblicken darf, in der Oesterreich eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Er folgt im Allgemeinen für die ältere Zeit der Geschichte der altdeutschen Dichtung von Rhull (Graz 1886). Unter der Rubrik „Deutschen Volkes Sagen“ erhalten wir zunächst einen gebrängten Abriß der sogenannten deutschen Mythologie, leider mit der seit Wagner Mode gewordenen Verhimmlung tiefsinniger Unverständlichkeiten einer traurig lückenhaften Tradition. Da wird denn gar viel recht Problematisches schulmäßig wie sichere Wissenschaft behandelt, ich erwähne hier nur den angeblichen Gott Rhol, der auf unsicherer Lesung des Merseburger Verrenkungssegens beruht, vielleicht in einigen deutschen Ortsnamen auch enthalten ist. Von einem „Riesenbaum“ der deutschen Mythologie reden, heißt den Mund doch etwas zu voll nehmen. Man muß vielmehr von traurigen Bruchstücken, zersprengten Trümmern eines Baues reden, dessen Gestalt kaum zu ahnen ist.

Festeren Boden gewinnen wir im 2. Kapitel: „Deutschen Volkes Singen.“ S. 25 fgd. Auch hier ist das Volksgemäße gegen die Kunst- und Schulpoesie gebührend hervorgehoben. Damit kommen wir wieder an die Gesinnung heran, die den Ausgang der germanischen Studien bezeichnet, und die wohl am stärksten in Jacob Grimm ausgeprägt war — vor ihm freilich in Herder —, die demüthige Schätzung des Volksgeistes als einer Emanation des göttlichen, die Verachtung des bloß Individuellen, des Eigenwilligen. Im Volke, im sogenannten „gemeinen Mann“ ruht alles Heil. Die Würdigung Herders (S. 28) wird man gelten lassen.*)

Dagegen halte ich das Lob der Nibelungenstrophe S. 43 für total verkehrt. Die Strophe ist schon an sich eine gefährliche epische Form und der Endreim bedingt leider hier so wenig ein „Zusammendrängen des Gesagten“, daß er vielmehr zu leerem Ausblicken verleitet.

Die Proben aus Herders Volksliedern und Umland sind gut gewählt. Weiter lehnt der Verfasser die landschaftliche Beschränkung ab, zu kategorisch jedoch. Jacob Grimm gönnte uns die Mundart noch wie den bequemen Hausrock. Schade wär's doch auch um Hebels alemannische, Kobells pfälzische, Stieler's oberbayerische Gedichte, um die reizenden Gtanzln und Schnadahüpfln! Auch das soll man nicht vergessen, welche Kraft der Erfrischung für unsere „allgermanische Haupt- und Heldensprache“ (S. 55) eben in den Minnsalen der Dialekte geschöpft wird. Wie Luther und Goethe es machten, so dürfen wir es wohl auch noch.

Im 2. Buche handelt der Verfasser von Oesterreichs deutschösterreichem Schriftthum. Im ersten Kapitel „Aus Oesterreichs deutschem Blüthezeitalter“ darf er sich recht con amore in österreichischem Landespatritismus ergehen. In der That hat Oesterreich in der Lyrik die Führung. Zwar

*) Doch würde zu rathen sein, die wahre klassische „Plastizität“ wieder einzugraben; so ein Unwort ist nicht einmal römisch, geschweige „österreichisch“, was selber nicht schön ist.

ist noch keineswegs so absolut sicher, daß der größte, Walthar von der Vogelweide, eben ein Oesterreicher gewesen sei, nur, daß er hier die Kunst gelernt hat, aber dafür ist wieder der Dichter des Nibelungenliedes höchst wahrscheinlich ein Oesterreicher, nur nicht der von Kürnberg, wie Franz Pfeiffer phantasirte.

Die Behauptung S. 65, Niederdeutschland habe gar keinen Antheil an der Lyrik des Mittelalters, darf in dieser Allgemeinheit auch nicht bestehen. Ich erinnere hier außer an einen Grafen Lippe nur an den von Welbge. Auch das „reine Mittelhochdeutsch“ als literarisch gebotenes Idiom gehört in das Reich der Fabel, wie steif auch die Lachmannschüler der strikten Ohservanz sie festhalten mögen.

Auch dawider ist zu protestiren, daß der gute Walthar bereits ein Anwalt des verschwommenen Humanismus und der Toleranz sei, der Juden und Heiden gleichwerthig mit Christen sind. Ein deutliches Bild von der Individualität Walthars, der besonders ausführlich behandelt ist, erhalten wir leider gleichwohl nicht. Freilich ist es bei solchen Herren Mode, gleich drauf los zu bewundern, ehe man eigentlich versteht. Hätten es doch lebende Dichter auch einmal so gut! Es thut mir Leid, auch in die stereotype Verurtheilung des höchst unsittlichen Ulrich von Lichtenstein nicht einstimmen zu können. Es sind dieselben Leute, die in Entzücken gerathen können, wenn von den reizend vorgetragenen Schweinereien des Boccaccio die Rede ist; hier, wo unendlich viel Kunst und Geist ist, sehen sie nichts.

Wir kommen zum „jungen Oesterreich“ S. 89 fgd. Sehr brav gemeint ist Alles, was hier von Grillparzer, Anastasius Grün, Moriz Hartmann, B. Carneri (er lebt noch s. S. 110), Robert Hamerling und manchen tüchtigen jüngeren Dichtern*) vorgetragen wird.

Ich glaube, nicht das verjudete Wien, sondern die steirische Landeshauptstadt Graz ist augenblicklich die Hochburg der deutschen Literaturbewegung in Oesterreich. Noth thäte es, daß wir im Reich wieder mehr Fühlung mit diesen höchst ehrenhaften Bestrebungen gewönnen.

Wer eine Anzahl zum Theil sehr gewandter und talentvoller jüngster Dichter Oesterreichs will kennen lernen, dem nenne ich noch das Scheffel-Gedenkbuch, das Ad. Jarosch in Graz herausgiebt (Dresden, bei H. von Grumbkow).

Weimar, im September 1898.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

*) Irrthümlich wird Reinhold Fuchs ihnen zugerechnet, der ein geborener Chemnitzer, freilich ein warmer Freund der mißhandelten Deutschen im Kaiserstaate ist.

Frauenwerke.

In den folgenden Zeilen möchte ich ein paar Bemerkungen über eine Reihe von Büchern machen, die ausschließlich von weiblichen Autoren verfaßt sind.

Wenn ich eine Anzahl von „Frauenwerken“ hintereinander gelesen habe, so leitete mich dabei die Absicht, etwas über die spezifisch weibliche Art der künstlerischen Begabung zu erfahren und zu erkunden, wie die literarisch thätigen Frauen Leben und Menschen auffassen. Ich wollte der „Frauenfrage“ einmal auf dem Umwege über die Literatur nahetreten. Ein Kunstwerk nämlich, — ein Roman oder eine Novelle, auch selbst ein Essay — gestattet doch, den tiefsten Regungen des Herzens und feinsten Zudungen der Nerven Ausdruck zu geben. In ein Kunstwerk soll gerade der Autor seine ganze Seele hineinlegen wollen; hier gilt nichts Erdachtes, Verstelltes, Konstruirtes; sondern nur was tief und wahr empfunden ist, kann Eindruck machen. In der Kunst also könnte sich am ehesten die Frauenseele enthüllen und offenbaren.

Die „Frauenseele“ — die „spezifisch weibliche Art der Begabung“ — kann von dergleichen in der Kunst die Rede sein? Was bedeutet denn überhaupt die spezifisch weibliche Art? Ich glaube, daß das Entscheidende und Ewiggiltige über das Wesen des Weibes und über seine Stellung in der Welt in der biblischen Erzählung seiner Schöpfung gesagt worden ist. Und zwar möchte ich dieser Erzählung den Sinn untergelegt haben, den ihr Max Dreßler in seinem Artikel „Die Schöpfung des Weibes“*) gegeben hat. Dreßler übrigens wird bei Abfassung seiner Arbeit kaum daran gedacht haben, daß sein „philosophisches Phantasiestück“ jemals der verdienstlichsten, maßvollsten, tiefsten und reifsten Schrift zu Grunde gelegt werden könnte, die über die Frauenfrage geschrieben werden würde. Es ist die unter dem Titel „Mißbrauchte Frauenkraft“**) veröffentlichte Broschüre der Schwedin Ellen Key, die sich selber — S. 40 — auf Dreßlers Artikel in den Preussischen Jahrbüchern beruft.

In diesem Artikel führt Dreßler aus, daß das Wesen des ersten Mannes, Adams, ursprünglich der Verstand gewesen ist. Seine Fähigkeit lag auf dem Gebiete der „reinen Mathematik“. Aber „mit der Schöpfung des Weibes zum Manne tritt der kühlen verstandesmäßigen Betrachtung die ästhetische Anschauung der Welt zur Seite. Der Egoismus hört auf und die Liebe beginnt.“ Aehnlichen Sinnes schreibt Ellen Key von den Frauen: „Unser Einsatz in die Kulturarbeit ist die Humanisierung des Gefühls gewesen. Dieser Einsatz ist ebenso unentbehrlich gewesen für die Kultur, wie der männliche Einsatz“ (S. 70).

Dreßler schreibt weiter: „Fassen wir aber in ein Wort zusammen, welche neue Auffassung der Welt dem Menschen im Weibe und durch das

*) „Preussische Jahrbücher“, Januar 1896.

**) Bei Albert Langen, München, 1898.

Weib gegeben worden ist, so heißt diese: „Aesthetische Weltauffassung.“ Danach wäre also die ästhetische Weltauffassung und in deren Folge die Fähigkeit künstlerischer Darstellung nicht Sache rein männlicher Begabung, auch nicht Sache der rein weiblichen; die Künstlerseele enthielte vielmehr Männliches und Weibliches in sich. Das künstlerisch begabte Genie wäre in gewissem Sinne Mann und Weib zugleich. Dem entsprechend schreibt auch Frau Ellen Key: „Ohne Zweifel besitzt das Genie oft etwas von der Eigenart des anderen Geschlechts.“ Hier möchte man sich auch an die italienische Schule der Lombroso und Genossen erinnern. Die behaupten bekanntlich, daß das weibliche Genie — eine George Sand und George Elliot z. B. — starke Abweichungen nach dem männlichen Typus in rein äußerlicher Beziehung, in Körper- und Gesichtsbildung aufweise. Diese Italiener betrachten das als eine Entartung, als eine Anormalität, und in ihrer naturalistischen Weise sehen sie die eigentliche Geistesbegabung und Seelenverfassung als eine Folge der körperlichen Bildung an, die eigentlich eine Mißbildung sei. Warum aber sollte man nicht umgekehrt, von einem psychologischen und spiritualistischen Standpunkte aus, die seelische Verfassung als das Primäre und Bedingende ansehen, und in der Mischung von Männlichem und Weiblichem nicht eine Anormalität, eine Entartung, sondern einen Höhepunkt, eine Vollendung erblicken? Warum sollte nicht gegenüber dem modernen Lombroso der alte Plato mehr im Recht sein, der im „Gastmahl“ tiefinnig von einer Zeit erzählt, in der die Menschen nicht Männlein und Weiblein, sondern zugleich Mann und Weib gewesen seien. Dieses Menschengeschlecht aber sei so gewaltig und stark gewesen — es waren wohl eben vollendete Genies —, daß die Götter sich bedroht gefühlt hätten. Aus Furcht hätten sie jeden dieser Menschen getheilt, und seit der Zeit erst gebe es Mann und Weib. In solchem Lichte betrachtet, gewinnt auch Frau von Staëls Ausspruch eine ganz besondere Bedeutung: „Das Genie hat kein Geschlecht“.

Das Genie also ist zugleich Mann und Weib. Die Fähigkeit künstlerischer Darstellung setzt eine gewisse Mischung von Männlichem mit Weiblichem voraus. Der „reine Mann“ kann — nach Drexler — groß sein auf dem Gebiete der „reinen Mathematik“. Er rechnet, ordnet, systematisirt, schematisirt, rubrizirt. Und das „reine Weib“, vorausgesetzt, daß dieser Typus in seiner ungefähren, annähernden Eigenart wenigstens möglich und zu finden ist?

Ich will bekennen, daß ich die obigen Bemerkungen in der Hauptsache im Hinblick auf eine Schriftstellerin geschrieben habe, die mir psychologisch eines der interessantesten Phänomene bedeutet, das mir in der Literatur je vorgekommen ist. Ich meine Frau Maria Janitschek. Sie nähert sich so ungefähr dem Typus des „reinen Weibes“. Sie ist bei Weitem die weiblichste unter allen weiblichen Autoren. Ihr Genie scheint nicht darin zu bestehen, daß sie zum Weiblichen noch etwas Männliches

angenommen hat, sondern das Weib in sich verdoppelt hat. Auch diesen Fall hat Frau Ellen Key vorgesehn, wenn sie schreibt, was ich übrigens so allgemein nicht möchte gelten lassen: „Auch das weibliche Genie verdoppelt sich, aber dadurch, daß es zwei Male Weib wird“ (S. 61). Frau Janitschek's Bücher zeugen von einer unglaublichen Gefühlskraft und glühenden Phantastik. Rücksicht auf irdische Möglichkeiten, wirkliche Menschen und Verhältnisse kennt sie nicht. Suchende Sehnsucht und schweifende Ruhelosigkeit ist die Grundstimmung. Schon allein die Titel ihrer Bücher bezeugen es: „Verzaubert“, „Irdische und unirdische Träume“, „Licht hungerige Leute“, „Pfadsucher“, „Im Sonnenbrand“, „Ins Leben verirrt“, „Gelandet“. Auf Frau Janitschek trifft genau die Schilderung zu, die Dreßler in dem zitirten Aufsatz von dem Weibe entwirft, die sich vom Manne, mit dem sie „Ein Fleisch“ sein sollte, getrennt hat: „Das Fühlen irrt vom Verstande ab, dessen Gehilfin zu sein es einzig berufen war, und ergeht sich frei in den Wundern der Schöpfung. Vergessend, daß es bestimmt war, die kalte todt Wirklichkeit des Verstandes mit wärmendem Hauche zu beleben, mit den Blumengewinden Schönheit und Liebe die kahlen, starren Mauern der Verstandesgefeßlichkeit zu umranken, flattert es schrankenlos, willkürlich hinaus über alle Grenzen des Wirklichen, verliert Halt und Boden, und brütend über den unergründlichen Tiefen des Jenseitigen kommt es zu Fall.“ Auch das „zu Fall kommen“ trifft auf Maria Janitschek zu. Sie nämlich hat ihren „Sündenfall“ erlitten und zwar in der Novellenammlung „Vom Weibe“.*) Dieses Buch ist unerhört schamlos, womit ich aber garnicht gesagt haben will, daß es auch nur ein bißchen frech, lüstern, gemein wäre. Nach dem ruhelosen Schweifen durch alle Welt und dem unbefriedigenden Brüten „über den unergründlichen Tiefen des Jenseitigen“, kann endlich einmal ein Moment kommen, in dem verzweiflungsvoll der bunte, verhüllende Mantel der Phantasie abgeworfen wird und die lodernde Gluth, die das Erotische mit rosigem Schimmer verschönt und verklärt, erkaltet: nackt bleibt dann das brutal Geschlechtliche übrig. Frau Janitschek hat jenen Moment wohl erlebt, als sie ihr eigentlich sehr tiefgründiges Buch „Vom Weibe“ geschrieben hat.

Von ganz anderer Art ist Gabriele Reuter, die mit ihrem Roman „Aus guter Familie“**) starken Erfolg gehabt hat. So weit die Janitschek sich von der Wirklichkeit entfernt, so eng klammert sich die Reuter daran. Sie giebt die genaue, fast möchte man sagen: aktenmäßige „Leidensgeschichte eines Mädchens“, der Tochter eines höheren Beamten, die natürlich, wie alle Mädchen, darauf veranlagt ist, Frau zu werden, die den Mann ersehnt mit einer Heftigkeit, die mit steigendem Alter zunimmt, ihn ersehnt aus Gründen der Liebe sowohl wie auch der Versorgung, und die den Mann nicht bekommt, zuletzt darum nicht bekommt, weil sie keine standesgemäße

*) Bei S. Fischer, Berlin 1896.

**) Bei S. Fischer, Berlin, 1897. Fünfte Auflage.

Mitgift in die Ehe zu bringen vermag. Das Buch ist der sogenannten Anklageliteratur zuzurechnen. In diesem Genre sind die schreibenden Frauen bekanntlich groß. Die Frauen, mehr Wille als Verstand, müssen immer etwas wollen, etwas fordern, etwas vertheidigen. Die Lust des „reinen Schauens“, die Fähigkeit zu „interesselosem Interesse“, damit aber auch die Möglichkeit zu höchsten, tendenzlosen Kunstwirkungen ist ihnen fast stets versagt, auch der Reuter. Dafür besitzt sie aber jenen schönen Muth der gedrückten Frau, die in der Noth, wenn die Dinge auf die Spitze getrieben sind, die konventionellen Hüllen fallen läßt, jenen starken feurigen Muth, wo dann die Gluth des lange gedrückten Herzens aus den flammenden Augen lodert und der gerechte Zorn der gequälten Seele in anklagenden Worten über die bebenden Lippen springt.

Und nun, zum Dritten noch, ein neues Bild: Hans von Kahlenberg. Wie kommt Hans unter die Damen? Es ist nur ein pseudonymer Hans, dessen eigentlicher Name in Kürschners Literaturkalender als Fräulein Helene von Monbart verzeichnet ist. Als dieses Fräulein im Alter von nur fünfundsanzig Jahren anno 1895 ihren ersten „großen“ „sozialen Roman“ in die Welt warf, um dann 1896 und 97 zwei ebenso „große“ und „soziale“ folgen zu lassen*), da setzte sie — möchte ich glauben — den „Hans“ nicht nur wegen der bekannten Abneigung der vorurtheilsvollen Welt gegen „Blaustrümpfe“ auf das Titelblatt, sondern sie kam sich wohl selber so als ein rechter „Teufelskerl“ vor und sprach zu sich: „Warum bist Du nur eigentlich als eine Helene und nicht lieber als ein Hans auf die Welt gekommen?“ Und entschieden und muthig, wie sie sicherlich ist — sonst nämlich schreibt man nicht in dem Alter und in der Frist drei soziale Romane — setzte sie sich vielleicht hin und taufte sich, mit Feder und Tinte, in Hans um.

Man glaube nun aber nicht, daß ich die Autorin verspotten will. Im Gegentheil, ich lege ihr meine Bewunderung zu Füßen und mache ihr ein Kompliment, indem ich erkläre: sie hatte ein Recht zu solcher Taufe. Es spricht wirklich ein starker, männlicher Geist aus ihren Büchern. Diese Bücher behandeln alle möglichen sozialen Probleme und Richtungen, Zustände und Geschehnisse: Anarchismus, Sozialismus, soziale und unsoziale Pastoren, Fabrikanten, Jubiläumsfeiern, Streiks.

Ueber alle diese Dinge redet Fräulein von Monbart mit wirklichem Sachverständniß; ja, noch mehr — das giebt ihren Büchern erst den künstlerischen Glanz — sie steht in allen diesen Dingen mitfühlend. Und sie steht — das wieder hebt ihre Dichtungen auf eine hohe ästhetische Stufe — allen diesen Dingen unparteiisch, mit „interesselosem Interesse,“ gegenüber. Der reiche Fabrikant ist ihr nicht nur das Schœusal in Menschengestalt. Sie macht aus ihm einen begreiflichen, ja einen noth-

*) „Ein Narr.“ 1895. „Die Jungen.“ 1896. „Misere.“ 1897. Sämmtlich bei Carl Reißner, Dresden und Leipzig.

wendigen Charakter. Ebenso aus dem antisozialen Superintendenten, der im Grunde der Seele so antisozial gar nicht ist und der dem sozial-rabiaten jungen Theologen wohlwollend und wehmützig zugleich vorhält: „Ah diese jungen Leute . . . diese jungen Leute! Sie vergessen, daß die Kirche trotz ihres gesegneten und heiligen Ursprungs eine Institution von Fleisch und Blut ist, den Gesetzen der Körperlichkeit unterworfen. Sie muß essen und trinken. Die Kirche ist selbst eine Macht, die alleraristokratischste Macht. Eine Macht braucht Publikum,“ er wehrte mit der Hand einen Einwand des jungen Pfarrers ab — ein Schatten von Traurigkeit ging über sein rundes joviales Gesicht, das Bewußtsein des alten, ewigen Widerspruchs zwischen dem Reich dieser Welt und dem, das nicht von dieser Welt ist. . . . „Das klingt Ihnen nicht gut. In Ihrem Alter drängt man sich zum Martyrium. Ich bin ein alter Mann — und die Kirche ist viel älter noch — beinahe zweitausend Jahre alt . . .“ Hat dieser Superintendent nicht eigentlich auch Recht? Das ist ja das Schlimme für die nach Gerechtigkeit Suchenden, daß es so viele entgegengesetzte Rechte giebt. Man achte auf die feine Parallele: „Ich bin ein alter Mann — und die Kirche ist viel älter noch.“ Da ist in wenigen Worten ein Zustand geschildert und zugleich in seiner Tragik — der Tragik des Alters — begründet. Helene von Monbart ist überhaupt meisterhaft in der Ausdrucksweise, in der Fähigkeit, mit wenigen Worten einen Zustand oder ein Bild anschaulich vor uns zu stellen. Ein paar Beispiele:

Ein Anarchist, der von Haus aus Metallarbeiter ist, wird so geschildert: „Sie fuhr zurück vor dem Ausdruck in den Augen des Mannes . . . als ob aller Eisenglanz der ungeheueren Metallmassen ringsum sich reflektirte und konzentrirte in zwei glühenden, lebendigen Pupillen. In diesem Augenblick fühlte sie deutlich den Dynamitarden“. Oder sie stellt einen alten Offizier und seinen „entarteten“ „dekadenten“ Sohn gegenüber: „Charakteristische Repräsentanten zweier Generationen, zweier Zeitepochen, von denen die eine ganz abgeschlossen ist, stark, imposant, von einer augenfälligen, halbbarbarischen Thatsächlichkeit und Prosperität, und die andere noch ganz schmerzliches, unruhiges, zielloses Werden, epigonisch, embryonisch — unfruchtbare Herbstzeit, wie sie die große Natur braucht nach der Ernte, um Athem zu schöpfen, den Acker zu düngen, den Keim zu senken“. Ferner folgende Szene: „Fahnen wehten, Kanonen donnerten, Glocken läuteten, Truppen zogen vorüber mit klingendem Spiel: riesige Leiber, noch riesiger durch die hohen, seltsam geformten Blechmützen und federbuschumwallten Helme, Kavallerie in ihren grellbunten Uniformen, den Erdboden dröhnen machend unter dem rhythmischen Fall ihrer abertausend Pferdehufe, Artillerie, Mann, Roß und Geschütz, ein Einziges bildend von unbeschreiblicher Präzision und Schrecklichkeit . . . Der Kaiser selbst in der weißen Garde-du-Korps-Uniform mit schwarzem blanken Stahlkürass und goldenem Helm unter fliegendem Adler . . . hinter ihm die glorreichen Fahnen der Garden,

zerzissen und zerlegt . . . gegen Abend die ganze Miesenstadt aufstimmend in elektrischem Licht, blauen und rothen Feuergarben wie der Schlußeffekt einer ungeheuren Opernjene.“

Groß ist auch die Gabe psychologischer Beobachtung und Analyse. Sie schildert einen Kreis moderner junger Leute: „Was einer sprach, sich berauschend am Rhythmus seiner Stimme, neue malerische Worte findend in der Feuerfarbe der inneren Flamme, sich selbst übertreffend in immer kühneren Gedankensprüngen, genial für den Augenblick, von dieser entzückenden gefährlichen Genialität der Jugend und Leidenschaft, die dem Aufflackern eines Strohfeuers gleicht und die Kehle trocken und den Kopf wüß zurückläßt wie ein Rausch.“ Sogar in den Irrgängen der perverſen *fin de siècle*-Erotik weiß sich diese junge Dame zurechtzufinden, wovon mehrere Stellen in „Die Jungen“ Zeugniß ablegen (z. B. Seite 76, 86). Hervorheben muß ich noch eine Szene: Ein alter blinder Großvater hält sein todtes Enkelkind im Arm, das sich — ein blutjunges Mädchen — geschändet, zum Fenster hinausgestürzt hat. Ein furchtbarer Anblick, nicht wahr? Ein Maler, der die Beiden gut gekannt hat, wohnt der Szene bei. Was bedeutet sie ihm? — Ein Bild! „Georg Helmers war nach Hause gegangen, immer noch die hellen Thränen in den Wimpern. Aber die Augen unter den bethrängten Wimpern leuchteten weltfroh und sieghaft. Er hatte sein Bild, das Bild, von dem er träumte, das in ihm träumte seit Jahren. Er malte es schon, probirte die Stellungen, disponirte Lichter. . . . Er war glücklich.“ („Die Jungen“ Seite 108.) Diese Szene ist so wahr, so entseßlich wahr. Denn so ist die Kunst, so grausam, so thronend über allem Leid, so Schmerz und Tod triumphirend in Glück und Leben verwandelnd!

Ich glaube nicht, daß ich auf Fräulein Helene v. Monbart noch mehr Lob schütten könnte. Mit allem diesem Lobe will ich natürlich nicht gesagt haben, daß sie nun die größte Schriftstellerin ist, die unsere Zeit hat. Ich könnte manches Unreife und sogar Komische an diesen Büchern aufdecken. Aber wozu? Wenn das Fräulein inzwischen zugenommen hat an Kunst und Verstand, d. h. an Kunstverstand, wird sie Manches davon sicherlich selber empfinden. Mir bedeuten diese Bücher eine Verheißung. Wenn diese erfüllt wird, dann allerdings werden wir, nach zehn Jahren vielleicht, in Deutschland einen Künstler ersten Ranges mehr haben. Ich schreibe absichtlich Künstler, nicht Künstlerin; denn — das Genie kennt eben kein Geschlecht.

Berlin=Stegliß.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

17. September.

Kaiserin Elisabeth †.

Heute wurde unsere Kaiserin, die am 10. September in Genf, nach schwerer Erkrankung Erholung suchend, von einem blindwüthenden Anarchisten getödtet worden war, in der Gruft der Kapuziner beigesetzt, jener bescheidenen, vom Kaiser Mathias für sich und die Kaiserin Anna errichteten Begräbnißstätte, in der mit Ausnahme des im Mausoleum zu Graz ruhenden Ferdinand II. alle Regenten aus dem Hause Habsburg und nahezu alle Erzherzoge und Erzherzoginnen den letzten Ruheplatz gefunden haben. Der deutsche Kaiser und mit ihm die Fürsten des Reiches oder ihre Erben, Könige und Kronprinzen, Gesandte und besondere Vertreter aller europäischen Staaten gaben ihr das Geleite auf dem letzten Wege und drückten dem in wahren, tiefem und edlen Schmerze trauernden Gatten und seiner Familie ihr Mitgefühl und den Abscheu vor der Mordthat aus, die Niemand außer jenen Bluthunden zu begreifen vermag, die eine der grauenhaftesten Formen des Wahnsinns zu einer unheilvollen Sekte verbunden hat. Das schwarze Thor hat sich geschlossen, der Guardian der Kapuziner hat, wie es die Hofgesetze vorschreiben, den Schlüssel des Sarges an sich genommen, der die irdischen Ueberreste einer Nachfolgerin Maria Theresias enthielt, Tausende der schönsten und künstlichsten, aber auch schlichter und volksthümlicher Blumengewinde thürmen sich in und über den düstern Räumen, die Thränen fließen sanfter, Klagen und Bervünschungen gehen über in ernstes und leidenschaftliches Verlangen nach dem Schutze unserer Fürsten und Fürstinnen, die wehrlos dem türkischen Angriffe der gefährlichsten Narren ausgesetzt sein sollen, während Alles, was ehrliche Waffen zu führen vermag, jede Stunde bereit ist, für sie das Leben zu lassen.

Aber die Frage der Bekämpfung des Anarchismus, dieser häßlichsten aller geistigen Krankheiten, von denen die Menschheit schon befallen worden ist, die durch den Mord an unserer Kaiserin in Jedermanns Mund gelegt wurde, vermag das Interesse der Ueberlebenden nicht so ausschließlich in Anspruch zu nehmen, als man hätte erwarten müssen; namentlich wir Oesterreicher sind von ihr abgelenkt durch die aufs Höchste gesteigerte Theil-

nahme für die gemordete Kaiserin selbst. Nicht der Mörder, nicht die That, nicht die begleitenden Umstände derselben, nicht der Anarchismus beschäftigten Geist und Gemüth der Gebildeten, sondern die Persönlichkeit der Kaiserin, die unter den Schatten des Todes plötzlich in einem helleren Lichte erscheint, als da sie unter den Lebenden weilte, abseits, so weit als möglich abseits von dem Gewühle, in dem die freche Neugierde ihre Triumphe zu feiern pflegt. Trotz der strengen Diskretion, die sich ihre Umgebung auferlegt hat und noch auferlegt, bringen Mittheilungen über ihren Charakter und ihr inneres Wesen in die Oeffentlichkeit, die ein freudiges Staunen hervorrufen, denn es ist zu erkennen, daß es geistige Bedeutung war, was sie andere Lebenspfade aufzusuchen veranlaßt hat, als sie den Gekrönten vorgezeichnet sind, daß sie die Welt der Höfe gestoh'n hat, weil sie dieselbe nur zu richtig erkannt hatte, daß sie die Einsamkeit gesucht hat, weil sie auf einer Höhe der Weltanschauung und geistigen Reise stand, zu der kein Kammerherrenschlüssel und kein Sternkreuz der Palastdamen den Zugang erschließt, sondern nur jene Himmelsgabe, die alle hochgefinnten Menschen verbindet, wo immer ihre Wiege gestanden sein mag: der Zauberstab der Genialität. Die wenigen Tagebuchblätter, die Dr. Christomanos, der Begleiter und Vorleser der Kaiserin, bis jetzt veröffentlicht hat, waren inhaltreich genug, um den Enthusiasmus, der aus ihnen spricht, auch kühleren Naturen begreiflich zu machen. Wer die Kaiserin in den Tagen, in denen sie sich noch nicht den Pflichten der sogenannten Repräsentation entziehen zu dürfen glaubte, zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, konnte kaum die entsprechenden Worte finden, um den Eindruck ihrer Erscheinung, ihres Auftretens, des unmittelbar ihrer Natur entspringenden, wahrhaft königlichen Wesens wiederzugeben; ein einziger Blick in ihr Seelenleben genügt, uns von der ewigen Wahrheit zu überzeugen, daß geistige Größe jede irdische übertragt, daß das einst so frohe, einfache, fast hausbackene Wittelsbacher Kind in der Schule des Lebens, die nirgend so schwere Aufgaben stellt, als im Umkreis der Throne, zu einer Tiefe des Empfindens und einer Weite des Denkens gelangt ist, die sie uns noch königlicher erscheinen läßt, als sie jemals unter den Kaisern und Königen, Eminenzen und Durchlauchtigkeiten im Strahlenkranz des Diademes erschien. Wer in der Erkenntniß der Psyche das höchste Ziel, den nachhaltigsten Genuß des Forschers schätzt, der empfindet ein heißes Verlangen, mehr und mehr von der hohen Frau zu hören, die ihre Juwelen verkauft hat, um Kunstwerke schaffen lassen zu können, und während der Beschäftigung mit Tolstoi, Gerhard Hauptmann und Ibsen die Anregung in sich fand, Shakespeare ins Griechische zu übersetzen. Und doch möchte man den Wunsch, es möge eine eingehende Schilderung ihres Lebens und Seins veröffentlicht werden, fast zaghaft zurückdrängen; man hat zu viel Liebe für sie im Herzen, um nicht ihre Abneigung gegen die Berührung mit der platten Neugierde zu begreifen. Es müßte ein Buch

fein mit jenen sieben Siegeln, die keine gemeine Seele öffnen kann, ein Buch für die Exzellenzen ohne Hofrang, ein Buch für die kleine Gemeinde derer, die ein Wesen von so kaiserlicher Art verstehen können!

* * *

19. September.

Der schwergeprüfte Kaiser hat zu seinen Völkern gesprochen und die Worte seines Manifestes lauten anders, als er sie sonst zu wählen gewohnt war. Welcher merkwürdige Entwicklungsgang spiegelt sich in den Aeußerungen eines Monarchen ab, der fünfzig Jahre lang sein schweres Amt mit immer ernster stimmenden Gesinnungen verwaltet, die härtesten Schicksalsschläge ertragen, die qualvollsten Enttäuschungen erlebt hat und nun durch den häßlichsten Mord der Gefährtin sich beraubt sieht, die ihm stets dann am nächsten stand und am tapfersten zu ihm gehalten hat, wenn er am schwersten leiden mußte! Es würde ein werthvolles Blatt der Geschichte sein, das uns einst Kunde gäbe von der Stellung der Kaiserin Elisabeth zu ihrem Gemahl als Regenten, aber es wird schwerlich geschrieben werden. Der Kaiser hat sie geliebt und geehrt und wird ihr Gedächtniß ehren nach seiner Art, aber er wird schweigsam und zurückhaltend bleiben nach ihrer Art, wo es sich darum handelt, jene Schranke zu achten, welche die Eigenart der Kaiserin um ihr persönliches, von Rang und Beruf losgelöstes Dasein ausgerichtet hat. Auf das Bestimmteste sind durch die Worte des Kaisers jene Gerüchte widerlegt, die ihm die Absicht, der Krone zu entsagen, zugeschrieben haben. „Aus der unwandelbaren Liebe Meiner Völker“ schließt Franz Joseph den Dank für die Antheilnahme derselben an seinem Schmerze, „schöpfe Ich nicht nur das verstärkte Gefühl der Pflicht, auszuhalten in der Mir gewordenen Sendung, sondern auch die Hoffnung des Gelingens. Ich bete zu dem Allmächtigen, der Mich so schwer heimgesucht, daß Er Mir noch Kraft gebe, zu erfüllen, wozu Ich berufen bin. Ich bete, daß Er Meine Völker segne und erleuchte, den Weg der Liebe und Eintracht zu finden, auf dem sie gedeihen und glücklich werden mögen.“

Von politischen Folgen der wahnsinnigen That von Genf, die in einem Regierungsakte Ausdruck finden würden, kann nicht gesprochen werden. Dem Bartsinne und feinen Takte des Kaisers liegt es gewiß am allerfernsten, eine Aenderung der politischen Zustände seines Reiches durch einen Appell an das Mitgefühl erzielen zu wollen. Er, der für sich nichts mehr zu hoffen und nichts zu fürchten hat, war schon in den ersten Stunden, die er wieder den Staatsgeschäften widmete, darauf bedacht, Anderen ein Tröster zu sein und lange gehegte Hoffnungen zu erfüllen: er sanktionirte die vom Reichsrathe bereits beschlossenen Gesetze über die Erhöhung der Beamtengehälter und setzte ihre Wirksamkeit schon auf den 1. Oktober fest. Das gute Herz des Kaisers, das in dieser spontanen edlen Handlung sich neuerdings unverkennbar geäußert hat, wird in den

letzten Tagen ohne Zweifel auch frei von dem Verdachte geworden sein, daß die Treue und Anhänglichkeit der deutschen Unterthanen von dem parlamentarischen Kampfen berührt worden sei, die sie gegen die Maßnahmen der Regierung geführt haben. Der Kaiser wird sich davon überzeugen, daß die Stellung der Deutschen in seinem Reiche Veränderungen ausgesetzt ist, die nicht ohne Aufwühlung der nationalen Gefühle vor sich gehen können, seine reiche politische Erfahrung aber wird ihn belehren, daß der Grundzug des deutschen Wesens, der es zur gesicherten Stütze der monarchischen Staatsform macht, auch durch die heftigsten Parteikämpfe nicht ausgetilgt werden kann.

Es wurde in diesen Tagen der schmerzlichen Erregung auch in den Presseorganen fast aller Parteien die Frage aufgeworfen, ob das tragische Ereigniß, von dem das Kaiserhaus und mit diesem auch alle Völker Oesterreich-Ungarns betroffen worden sind, auf die Entwicklung der inneren, politischen Zustände der Monarchie einen Einfluß üben werde? Nichts könnte bezeichnender für die Auffassung sein, die man bei uns zu Lande von Politik hat, wie sehr bei uns Gefühlsäußerungen die Erwägung von Recht und Bedürfniß übertönen! Haß und Hoffarth spielen im Kampfe unserer Nationalitäten eine so hervorragende Rolle, daß man sich wohl der Ansicht zuneigen könnte, die Gemüthserschütterung, der alle weicher gestimmten Naturen unterworfen waren, könnte eine Milderung der Leidenschaften hervorrufen und einen Grad von Veröhnlichkeit erzeugen, der einer allmählichen Entwirrung der parlamentarischen Verhältnisse förderlich sein würde. Die Frage ist jedoch auf jener Seite, gegen die sie zunächst gerichtet sein mußte, bereits mit aller Entschiedenheit verneinend beantwortet worden. Die Tschechen haben in mehreren, nicht mißzuverstehenden Erklärungen zu erkennen gegeben, daß sie aus ihrer Angriffsstellung gegen die Deutschen nicht einen Schritt zurückzuweichen gedenken. Sie bestehen auf dem Scheine, den ihnen Graf Badeni leichtsinnig ausgestellt hat, und behaupten das Recht der Gleichheit aller nationalen Ansprüche, ohne sich auf eine Erörterung des Bedürfnisses nach dieser formalen Gleichheit einzulassen und ohne Rücksicht auf die Frage zu nehmen, ob dieselbe mit den Interessen der Staatsverwaltung vereinbar ist und ob ihre Durchführung nicht vielleicht zum Unrecht wird, weil sie den Deutschen in Böhmen in ihrer Gesamtheit eine unerträgliche Last aufbürdet, dagegen auf tschechischer Seite nur einer geringen Zahl von Beamten eine größere Auswahl von Stellen und dabei die Gelegenheit zu agitatorischer Wirksamkeit bietet. Sie wollen nun einmal den Deutschen beweisen, daß sie die Herren der Situation sind, und sich für die Zurücksetzung rächen, die nach ihrer Ansicht dem Tschechenvolle seit Jahrhunderten widerfahren ist. Die Deutschen sollen dafür büßen, daß die deutschen Habsburger nicht in die Fußstapfen Podiebrads und der Jagellonen getreten, sondern bestrebt gewesen sind, ihrer Hausmacht das Gepräge eines einheitlich verwalteten Staates zu geben, sie

sollen dafür büßen, daß Ferdinand II. und seine Nachfolger nach der böhmischen Rebellion im dreißigjährigen Kriege sich bei diesen Bestrebungen auf dieselben katholischen Deutschen gestützt haben, mit denen sie die Rebellion zu Boden geschlagen haben. Sie vergessen dabei, daß auch der Sieg des Winterkönigs und seiner Partei am weißen Berge kein Sieg der tschechischen Nation geworden wäre, sondern dieselbe in eine noch größere Abhängigkeit von einer deutschen Dynastie und deren politischen und religiösen Anhängern gebracht hätte, als ihnen der erzwungene Anschluß an das Haus Habsburg auferlegte.

Wo die Tschechen haften, da kann der Deutsche allein nicht lieben, er kann sich die Bedingungen seiner Existenz in Böhmen nicht einseitig von den Tschechen diktiren lassen, um so weniger, als er sich bewußt ist, daß gerade die Stärkung des deutschen Elements in Böhmen die Herrschaft der Dynastie in diesem Königreiche befestigt hat und daß eine fortgesetzte Rückbildung der während nahezu drei Jahrhunderten ausgebildeten Verwaltungseinrichtungen eine Lockerung des einheitlichen Gefüges der Monarchie unaufhaltsam nach sich ziehen müßte. Der Deutsche kann an seinem Leibe nicht weiter experimentiren lassen, denn dessen Kraft und Gesundheit ist für Oesterreich und für das Kaiserhaus jedenfalls wichtiger und weniger entbehrlich, als die Befriedigung der Großmachtsgelüste der Tschechen. Die Sprachenverordnungen Vadenis aber, an denen das Ministerium Thun keine wesentliche Aenderung vornehmen will, sind auf nichts Anderes gerichtet, als auf die Schwächung der im geschlossenen Gebiete wurzelnden Kraft der Deutschen in Böhmen und deshalb sind sie unerträglich, dem Staate und der Dynastie schädlich.

Ueber diese Thatsache kann kein Gefühl hinwegtäuschen; die Deutschen dürften sich die Sprachenverordnungen nicht gefallen lassen, wenn die Tschechen auch ebenso liebenswürdig, bescheiden und schmeichelnd mit ihnen umgehen würden, wie sie heute absprechend, rücksichtslos und verlegend hochmüthig gegen sie auftreten. Die Opposition gegen die Bestellung tschechischer Beamten auf deutschem Boden und gegen den Zwang zur Erlernung der tschechischen Sprache kann von den Deutschen niemals aufgegeben werden; ein Anderes ist es, ob die Bethätigung dieser Opposition nur in der Form der Obstruktion Erfolg haben kann, vor Allem, ob die Deutschen in Oesterreich insgesammt keine andere Aufgabe mehr haben, als das Parlament bei seiner Unthätigkeit zu erhalten, ob sie den absolutistischen Tendenzen der Militär- und Feudalpartei in die Hände arbeiten und ihren eigenen Einfluß auf alle anderen staatlichen Funktionen untergraben sollen. Dies werden die Abgeordneten der deutschen parlamentarischen Vereinigungen bei Wiedereröffnung des Reichsrathes, die in den nächsten Tagen stattfindet, allen Ernstes zu erwägen haben.

Dem Reichsrathe werden vor Allem die Vorlagen für den Ausgleich mit Ungarn unterbreitet werden. Diesen gegenüber sollen alle Parteien

des Hauses ihr Urtheil aussprechen können; eine voreilige Verhinderung der parlamentarischen Verhandlung über den Ausgleich durch Obstruktion kann unmöglich im Interesse der Deutschen liegen, solange die Annahme gestattet ist, daß es im Reichsrathe überhaupt keine Majorität für ein die westliche Reichshälfte benachtheiligendes Ausgleichsgesetz giebt. Die Annahme der ungarischen Anträge nöthigenfalls durch die letzten Mittel zu verhindern, welche die Geschäftsordnung einer starken Opposition in die Hand giebt, kann vielleicht gerechtfertigt werden, die Unterdrückung der vorhergehenden Meinungsäußerung niemals. Was man über diese Frage in manchen Parteiblättern lesen muß, beweist einen Mangel an politischer Schulung, die man nur aus der Jugendlichkeit der deutschnationalen Bewegung und aus der auch bei den Deutschen vorwaltenden Gemüthsaffektion erklären kann. Nichts scheint für temperamentvolle Naturen schwieriger zu erringen zu sein, als die Ueberzeugung, daß der politische Werth eines Volkes oder auch einer Volkspartei nicht allein von der Stärke des Wollens und Begehrens, sondern noch weit mehr von der richtigen Abschätzung der zur Verfügung stehenden Kraft und von der Bedeutung der eigenen Leistung abhängt. Ruhmredige Selbstanpreisung kann im politischen Kampfe keine Wirkung haben: „deutsche Art“ in Reden und Artikeln zu erheben, mit Begeisterung von den Erfolgen der Stammverwandten zu sprechen, ist die Sache der Jünglinge, die sich für die Aufgaben des Lebens vorzubereiten haben. Politik wird nur von Männern gemacht und diese sollen wissen, daß die Entscheidung in dem Widerstreit der realen Mächte dem schärferen Blick für die Schwäche des Gegners, der Ausnützung des günstigen Augenblicks und der Vereinigung der Kräfte auf ein erreichbares Ziel zufällt. Wir wiederholen unsere Behauptung, daß die Vermengung des nationalen Streites in Böhmen mit der Verhandlung über den Ausgleich mit Ungarn unklug und zwecklos ist. So könnte nur dann eine politische Aktion bilden, wenn die Deutschen bereit wären, um den Preis der Aufhebung der Sprachenverordnungen für die Ausgleichsgesetze zu stimmen. Das können und dürfen sie nicht: daher kann auch die Ausgleichsverhandlung keinen Hebel bilden, um die Tschechen aus ihrer gegenwärtigen Position zu entfernen. Man lasse die Majoritätsparteien über den Ausgleich zu Worte kommen — daran wird die Majorität zerschellen oder es wird sich erweisen, daß die Begünstigung der Tschechen der Regierung nicht den geringsten Vortheil bringt. Bis dahin können die Deutschen ihr Pulver trocken halten. Ihre Zeit kommt sicher und um so rascher, je ruhiger und gelassener sie die Ereignisse an sich herankommen lassen. Man muß uns brauchen, man muß unser Wissen und Können im Parlamente brauchen! Ohne Parlament regiert man mit Beamten und Soldaten; wenn sie mundtot sind, gelten die Deutschen nicht mehr als Tschechen und Polen. —

*

Der Mord-Anarchismus und die Mittel seiner Bekämpfung. Die Rede des Kaisers in Deynhausen. Die Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus. Der russische Abrüstungs-Vorschlag.

Als die Kunde von der gräßlichen Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich eintraf, schlug ich den Jahrgang 1894 unserer „Jahrbücher“ auf und las nach, was damals im Augustheft bei der Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Carnot gesagt worden war. Die Welt steht leider, was die moralische Krankheit dieses Mordfanatismus betrifft, noch genau auf demselben Punkt: wir könnten einfach, was damals gesagt worden ist, heute von Neuem abdrucken und brauchen nur die Namen darin zu ändern.

Damals wie jetzt hat man nach internationalen Maßnahmen gerufen. Aber jetzt wie damals sieht man ein, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen ist; ja schlimmer als das, diese verkehrte Forderung lenkt ab von demjenigen, was allein einen gewissen Erfolg haben könnte. Nicht neue Gesetze und Bestimmungen, am wenigsten internationale, sind im Stande, den Anarchismus zu unterdrücken: allein eine wohlüberlegte und energische Thätigkeit der Polizei und der Gerichte in jedem einzelnen Staat kann einigen Schutz gewähren. Hierauf also ist die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung zu lenken, damit sie Schmach und Schande rufe über diejenigen Regierungen, die es an der rechten Sorgfalt und vollen Thatkraft in der Bekämpfung der unheimlichen Sekte haben fehlen lassen. Wenn dann erst jede einzelne Regierung ihre Pflicht thut, ergibt sich das praktische internationale Zusammenwirken von selbst.

Eine angesehenere Berliner Zeitung empörte sich bei der Nachricht der neuen anarchistischen Unthat, daß diese Anarchisten jahraus, jahrein ganz offen bei uns ihre Versammlungen halten dürften. Fallscher konnte die Entrüstung wirklich nicht angebracht werden. Gerade diese öffentlichen Versammlungen sind in jeder Beziehung das bestdenkbare Hilfsmittel gegen den Anarchismus. Zunächst geben sie der Polizei Gelegenheit, alle die Anhänger der gefährlichen Ideen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Kennt man sie erst und merkt, wer die regelmäßigen Besucher dieser Versammlungen sind, so kann man ihren Spuren weiter nachgehen und sie beobachten. Aber das ist noch der geringste Vortheil, den das öffentliche Versammlungsrecht dieser Leute bietet. Können sie im Geheimen zusammen, was ja nie völlig zu unterdrücken ist, so würden sie da ihre letzten und eigentlichen Ideen zum Ausdruck bringen, ihren Fanatismus durch gegenseitiges Zusprechen auf den höchsten Grad steigern, jungen Leuten, die zu ihnen gerathen, die wildesten Vorstellungen erwecken von Großthaten, die sie ausführen können, um den Märtyrerruhm zu erwerben. Alles das ist in öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen. Die Versammlungen sind polizeilich überwacht und unsere Gesetze bestrafen die

Aufforderung zu strafbaren Handlungen, ja bei Dynamit-Verbrechen schon das „Anpreisen oder als etwas Rühmliches Darstellen“ auf das Strengste. Die Redner hüten sich also von vornherein, von der „Propaganda der That“ zu sprechen, oder wenn es stattfindet, so wird der Schuldige sofort unschädlich gemacht.

Die Anarchisten spielen daher in ihren öffentlichen Versammlungen die Rolle von Leuten, die ihren eigenen Grundsätzen nicht nachzuleben wagen. Sie sind moralisch gelähmt. Niemand wird einen besonderen Fanatismus erregen, bei dessen Rede der Hörer empfindet, du möchtest wohl Andere zur That aufreizen, hast aber selbst nicht einmal die Courage, zu sagen, was du meinst. Nicht die Lehren des Anarchismus als solche sind ja das eigentlich Gefährliche, dazu sind sie viel zu absurd, sondern die Reizung der bösen Leidenschaften der Menschen. Auf die bösen Leidenschaften aber wirkt nur, wer selbst Leidenschaft zeigt. Ein Anarchist, der mit kühler, künstlicher Abwägung seiner Worte spricht, arbeitet schon nicht mehr für die Propaganda der That. So hebt ein öffentlicher Anarchismus so zu sagen sich selber auf — vorausgesetzt, daß Polizei und Gerichte klar und energisch genug sind, sich nichts vormachen zu lassen und auch versteckte und verkleidete Aufforderungen zum Verbrechen zu packen und zu ahnden. Das ist der Punkt, auf den Alles ankommt, wo Gesetze und internationale Vereinbarungen werthlos sind, und die Praxis, gestützt auf die öffentliche Meinung, Alles macht. In Deutschland haben wir da über keinen Mangel zu klagen: es geschieht eher hie und da zu viel. In der Schweiz dürfte es anders stehen. Darum muß ganz Europa den Schweizern so lange mit Borwürfen zusehen, bis sie eine strengere Praxis angenommen haben. Nach der jüngsten fürchterlichen Erfahrung wird das kaum noch nothwendig sein.

Wer diesen Gedankengang billigt, wird die politische Ueberlegung der Blätter, die die Unterdrückung der öffentlichen Anarchistenversammlungen forderten, nicht gerade hoch einschätzen. Charakteristischer Weise war es eine Zeitung, die „Berliner Neuesten Nachrichten“, die auch alle die Maßregeln, die das Polenthum unterdrücken sollten und es thatsächlich so außerordentlich gefördert haben, immer aufs Heftigste befürwortete. Zum Glück hat sich bei der Anarchistenfrage die Regierung durch solchen Fanatismus nicht einschüchtern lassen.

Der Anarchismus steht in seinem Personalbestand und in seiner historischen Entwicklung in einem engen Zusammenhange mit der Sozialdemokratie. Man darf es daher nicht ablehnen, wenn abermals eine anarchistische Greuelthat uns gezeigt hat, welche Gefahren die heutige glänzende und stolze Kulturwelt umlauern, auch zu untersuchen, ob etwa hier gewisse Quellen des Verbrechertums zu finden sind, die man verstopfen könnte. Die Sozialdemokraten weisen das von vornherein zurück, da sie ganz und gar nichts mit dem Anarchismus zu thun hätten; ihre Lehre sei das direkte

Gegentheil: jener wolle den Staat mit seiner öffentlichen Gewalt abschaffen; der Sozialismus wolle umgekehrt die Funktionen und die Gewalt des Staates bis auf's Äußerste steigern; der Anarchismus sei daher vielmehr die extremste Ausbildung des individualistischen Liberalismus als des Sozialismus.

Diese Argumentation ist theoretisch ganz richtig, trifft aber nicht den entscheidenden Punkt. Nicht auf die abstrakte Doktrin kommt es an, sondern auf die praktische Thatsache, daß Sozialdemokraten und Anarchisten beide in der extremsten Opposition gegen den heutigen Staat stehen und einen leidenschaftlichen Haß gegen ihn und gegen die herrschenden Gesellschaftsklassen nähren. Aus diesem Haß, nicht aus der Theorie, entspringen die Verbrechen. Ob die Sozialdemokraten als moralisch Mitschuldige an den anarchistischen Unthaten zu betrachten sind, hängt nur davon ab, ob man sagen kann und darf, daß ihre Verheerung bössartig genug ist, um zum Verbrechen zu treiben.

Ich glaube, die Frage ist damit scharf genug gestellt, aber es scheint mir unmöglich, sie ehrlicher Weise mit Ja zu beantworten. Gewiß führen die sozialdemokratischen Redner und Blätter manch scharfes Wort im Munde und hier und da z. B. bei Streiks, führt die Reizung auch wohl zu Thätlichkeiten und selbst zu Verbrechen. Aber es liegt wenigstens in Deutschland nicht das Geringste vor, was gestattete, die sozialdemokratische Agitation mit den anarchistischen Unthaten in Beziehung zu setzen. Die Sozialdemokratie ist in ihrem Ton, je mehr sie äußern Erfolg gehabt hat, immer milder geworden — nur der völlig Verblendete, der die Wahrheit nicht sehen will, kann das leugnen. Sie hat überdies ein offenes Interesse daran, daß ihre Entwicklung in Deutschland nicht durch irgendwelche Gewaltthätigkeiten gestört werde. Die sozialdemokratische Presse hat ganz mit derselben Entrüstung und in ganz ähnlichen Ausdrücken wie die bürgerliche das Genfer Verbrechen verdammt und verurteilt. Eines ihrer Blätter ist so weit gegangen, sich denen anzuschließen, die die Wiedereinführung der Prügelstrafe fordern. Ob die Sozialdemokratie aus einer revolutionären Partei sich in eine Reformpartei einmal verwandeln wird, darüber mag man streiten. Unbestreitbar aber ist, daß, so wie sie unter der Zucht der deutschen Gesetze sich heute und seit Jahren in Deutschland verhält, ihr irgend eine Gemeinschaft mit der anarchistischen Politik des Nordes nicht nachgesagt werden kann. Dies auszusprechen fordert nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch die politische Klugheit. Denn es ist ganz klar, daß, wenn wir uns irgend welche Maßregeln dächten, die heute die Sozialdemokratie in Deutschland niederdrückten — angenommen es gäbe solche — das die Gefahr des Anarchismus nicht mindern sondern vermehren würde. Einer Partei von mehr als 2000000 Wählern kann auf keine Weise plötzlich der Garaus gemacht werden. Die Unterbindung der gesetzlichen politischen Thätigkeit dieser Masse würde aber ohne Zweifel viele ihrer Mitglieder

auf ungefehlliche Bahnen drängen. Eine große organisierte Partei wie die heutige sozialdemokratische hat in ihrem eigenen Schwergewicht ein gewisses Regulativ: sie hält auf Disziplin und hütet sich vor Verkehrtheiten. Eine auseinandergesprengte Masse würde eine Unsumme von verbrecherischen Instinkten, die jetzt gebunden sind, entladen. Ob aus anderen Gründen diese oder jene direkten Maßregeln gegen die Sozialdemokratie zu ergreifen sind, mag man erwägen und Vorschläge machen, aber der Anarchismus kann dazu keinerlei Veranlassung geben.

Auch in Deutschland sind wir gewiß gegen anarchistische Verbrechen keineswegs gefeit, aber von allen Völkern, scheint mir, sind wir verhältnißmäßig immer noch am besten gesichert. Die organisierte sozialdemokratische Partei entfremdet zwar die Massen dem Staat und den nationalen Idealen, sorgt aber doch zugleich dafür, daß nicht einzelne rabiate Personen ihre Taktik durchkreuzen und ergänzt dadurch gewissermaßen in ihrem eigenen Interesse die Vorichtsmaßregeln der Polizei.

Sollte sich die Nachricht bewahrheiten, daß die italienische Regierung zu einer allgemeinen Konferenz über gemeinsame Maßregeln der Staaten gegen den Anarchismus einladet, so würden wir es für einen bedauerlichen Fehler halten, wenn unsere Regierung sich darauf einließ. Die einzig richtige und zugleich würdigste Antwort wäre, zu erklären, daß in Deutschland gegen den Anarchismus bereits alle denkbar wirksamen Anordnungen getroffen sind und auch ausgeführt werden, auch allen auswärtigen Regierungen jede gewünschte Unterstützung stets gewährt worden ist. Jeder Staat müsse in seiner Sphäre das Richtige thun. Eine allgemeine Konferenz würde den Schein einer großen Aktion erwecken, die nachher doch keinen Inhalt hätte und das ist immer schädlich.

* * *

Natürlich fehlt es in Deutschland nicht an Parteisüchtigen, die aus dem öffentlichen Unglück für sich Kapital schlagen und daraus ein Motiv für ihre Politik ableiten möchten. Am wenigsten darf man das Kirchenmännern, im Besonderen den katholischen übel nehmen. Sie haben ihre Weltanschauung und vertreten sie. Die „Kölnische Volkszeitung“ und die „Germania“ führen aus, daß die Wurzel des Übels im Unglauben steckt; schon die Kinder werden nicht mehr recht gelehrt, das vierte Gebot zu halten und die Anarchisten ziehen nur die Konsequenzen der modernen Wissenschaft, die auf Atheismus und Materialismus aufgebaut ist und auf den Rathedern gelehrt wird. So lange diese Quellen nicht verstopft sind, wird man sich vergeblich abmühen gegen den Umsturz. Nur schade, daß die beiden führenden katholischen Organe nicht auch gleich ihren letzten Gedanken ausgesprochen haben, daß nämlich der Boden, in dem die bösen Wurzeln stecken, der Protestantismus ist. Die Reformation, die das Individuum aus den Banden der kirchlichen Zucht löste, ist die Ursünde. Das mag man nun glauben oder nicht, jedenfalls ist es konsequent; die Leute sagen, was sie wollen und man

weiß, woran man ist. Einen wahrhaft peinlichen Eindruck aber mußte es machen, als vier Führer der größten industriellen Vereine in Deutschland Namens ihrer Vereinsmitglieder in einer direkten Depesche an den Kaiser den Ausdruck ihrer Trauer und Entrüstung über das Verbrechen verbanden mit der Erklärung, alle diejenigen Maßnahmen unterstützen zu wollen, welche der Kaiser in seiner Weisheit „zur Unterdrückung der verbrecherischen Ziele eines gewissenlosen Fanatismus und der Aufrechterhaltung der bedrohten Autorität des Staates für gut erachten werde.“ Irgend einen Vorschlag, was denn nun geschehen solle, wissen die Herren nicht zu machen; sie haben ihn weder in ihrer Depesche ausgedrückt noch nachher in ihrer Presse etwas verlaublich. Die Absicht also ist ganz klar: sie wollten die allgemeine Stimmung der Trauer und des Entsetzens benutzen und sich als besonders gute Staatsbürger in Erinnerung bringen, wie wenn in einer Familie ein Trauerfall eingetreten ist, sich Leute mit einem Leichenkarren einzustellen pflegen, um ein Gegengeschenk zu erhaschen.

Bei Gelegenheit dieser Debatten ist die alte Streitfrage über die Wirkungen des Sozialistengesetzes wieder aufgeworfen und dabei so viel Unrichtiges behauptet worden, daß es angebracht erscheint, der Legendenbildung nach beiden Seiten entgegenzutreten.

Man hat behauptet, das Sozialistengesetz habe seinen Zweck völlig verfehlt, da ja 1890 die sozialdemokratische Partei viel mächtiger da stand als 1878. Dagegen ist zu sagen, daß es garnicht die Absicht und der Zweck dieses Gesetzes gewesen ist, die sozialdemokratische Partei aus der Welt zu schaffen. Niemand hat das erwartet. Das Gesetz richtet sich selbst in seinem Wortlaut nicht gegen die Sozialdemokratie schlechtweg, sondern gegen „sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen“ und will, wie die Motive sagen, „der verderblichen Agitation der Sozialdemokratie Einhalt thun.“ Dieser Zweck ist zweifellos erreicht worden. So sehr die Partei sowohl unter der Herrschaft des Gesetzes als seitdem gewachsen ist, so hat sie doch ihren spezifisch revolutionären Charakter zwar nicht aufgegeben, aber doch praktisch mehr und mehr verschwinden lassen und den Ton ihrer Agitation wesentlich verändert. Auch ein Blatt, wie die „Berliner Neuesten Nachrichten“, das sich sonst an Umsturz-Angst von Niemand übertreffen läßt, hat es offen und ehrlich zugegeben (24. September), daß „die Agitationsmethode (der Sozialdemokratie) unbestreitbar eine viel gemäßigtere geworden“ sei. Im Jahre 1878 hatte die Verhezung einen Grad erreicht, daß man täglich Umeuten und Krawalle befürchten mußte; ohne das Sozialistengesetz hätten wir, wenn auch keine Barrikadenschlachten, doch gewiß Straßenkämpfe erwarten müssen. Unmittelbar auf den Straßen von Berlin, nicht bloß in den Volksversammlungen, konnte man den Uebermuth der erregten jugendlichen Arbeiter beobachten. Davon ist heute gar keine Rede mehr.

Weil dem so ist, so ist es auch unrichtig zu behaupten, daß die kurze Befristung das Gesetz, das immer nur auf zwei bis drei Jahren gegeben und dann im Ganzen auf zwölf Jahre verlängert wurde, seiner Schärfe beraubt und dadurch seinen Zweck habe verfehlen lassen. Niemand kann sich der Meinung hingeben, daß, wenn das Gesetz als ein dauerndes eingeführt worden wäre, man dadurch die Sozialdemokratie mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte. Die Partei hat ja auch unter der Herrschaft des Gesetzes so munter gelebt, daß man das unmöglich bloß auf die Hoffnung, das Gesetz bald wieder los zu werden, zurückführen kann. Im Gegenteil, Viele sind sogar der Ansicht, daß die einsichtigsten Führer sich nach den Fleischtöpfen dieses Gesetzes zurück sehnen, weil das Martyrium die Partei moralisch stärkte, sie einer positiven Politik überhob und unlautere Elemente ausschloß. Die kurze Befristung war aber durchaus notwendig als Kontrolle für die Regierung. Im Ganzen und Großen ist ja das Gesetz loyal ausgeführt worden; aber es sind doch auch Dinge vorgekommen, die nur sehr schwer mit dem Wortlaut zu vereinigen waren, und ohne die stete Verpflichtung, jeden Schritt vor dem Reichstag rechtfertigen zu müssen, wären die Uebergrieffe gewiß zahlreich und peinlich geworden. Diskretionäre Befugnisse bilden für die Polizeibehörde, die sich doch auch mit einer gewissen Kampfesleidenschaft erfüllt, eine gar zu große Versuchung.

Am häufigsten sucht man den Mißerfolg des Sozialistengesetzes zu beweisen durch die Thatsache, daß sich unter seiner Herrschaft die sozialdemokratischen Stimmen schneller vermehrt haben, als seitdem. Sie haben sich von 1887—1890 nahezu verdoppelt, von 763 000 auf 1 427 000. Von 1890—93 und von 1893—98 aber haben sie sich nur um 350 000 und 318 000 vermehrt, also in den acht Jahren seit Erlöschen des Gesetzes nur um etwa ebensoviel als in den drei letzten Jahren unter diesem Gesetz. Hierdurch werden allerdings diejenigen vollständig geschlagen, die da glauben, durch eine Erneuerung des Sozialistengesetzes das Wachsen der sozialdemokratischen Partei aufhalten zu können. Um sich dem Gewicht dieser Zahlen zu entziehen, hat man eine Ausrede gefunden, die fast zu lächerlich ist, als daß sie verdiente, erwähnt zu werden. Da sie aber immer wieder auftaucht, muß man sie doch ernsthaft zurückweisen. Man behauptet nämlich, das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen im Jahre 1890 sei dadurch zu erklären, daß vor diesen Wahlen das Sozialistengesetz nicht wieder erneuert war. Die Sachlage war aber diese: die Wahlen haben noch unter der vollen Herrschaft des Gesetzes stattgefunden, dessen Ablauf erst ein halbes Jahr später stattfand. Irgend ein Nachlassen in der Handhabung des Gesetzes ist niemals behauptet worden. Man wußte während der Wahlzeit auch noch gar nicht, ob die Regierung das Gesetz fallen lassen würde oder nicht. Fürst Bismarck war noch im Amt, und Niemand im Lande ahnte, daß sein Abgang so nahe bevorstand. Im Gegenteil wußte jeder Politiker, ob Sozialdemokrat oder Nicht-Sozialdemokrat, daß es nur eines Wortes aus

seinem Munde bedurft hätte, um ein solches Gesetz, mit Ausnahme der Ausweisungsbefugniß, sogar dauernd zu erhalten; und die Ausweisungen wurden und werden von vielen Konservativen nicht als eine nützliche, sondern als eine schädliche Maßregel angesehen. Nur weil Fürst Bismarck, aus welcher Erwägung auch immer, dieses Wort nicht gesprochen, hatten die Konservativen vorläufig das ganze Gesetz abgelehnt.

In dem neuen Reichstage wäre aber noch reichlich Zeit genug gewesen, das Gesetz zu verlängern, wenn man es wollte, und während der Wahl wußte noch Niemand, ob es geschehen würde oder nicht. Es ist daher eine einfache Unwahrheit, die den historischen Thatsachen ins Gesicht schlägt, die damalige Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen auf die Nichtverlängerung des Sozialistengesetzes zurückzuführen.

Ebenso falsch aber ist es, aus dem Wachsen der sozialdemokratischen Partei das Fiasco des Gesetzes bezuziren zu wollen. Das Gesetz hat die Zahl der Sozialdemokraten nicht vermindert, es hat die sozialdemokratische Partei nicht unterdrückt, aber es hat sie innerlich sehr wesentlich verändert. Weil das der wahre Werth und die wahre Bedeutung dieses Gesetzes gewesen ist, deshalb ist es gut, daß es nunmehr aufgegeben ist. Es wäre ein Fehler, es wieder zu erneuern. Es hat seine Dienste gethan und erschöpft, von nun an muß mit andern Mitteln gekämpft werden.

*

*

*

Der Kaiser hat in Deynhausen eine Rede gehalten, in der er abermals ein Gesetz zur Verhinderung der Streiks verkündigt hat. Wenn er dabei denen, die zu Streiks anreizen, Zuchthausstrafe angedroht hat, so hat die „Köln. Ztg.“ das für einen bloßen lapsus linguae erklärt und so wird es auch wohl sein. Es bleibt aber der Plan, die Koalitionsfreiheit der Arbeiter, die ohnehin durch die Vereinsgesetzgebung stark eingeschnürt ist, durch schwere Strafanrohungen weiter zu beschränken.

Nein, wird entgegnet, das ist durchaus nicht die Absicht; die Absicht ist vielmehr, die Freiheit des einzelnen Arbeiters zu schützen gegen den Terrorismus, den heute die Massen gegen den Einzelnen ausüben; vermöge dieses Terrorismus werden Streiks in Szene gesetzt, die die Gesamtindustrie schwer schädigen und zahllose einzelne Familien ins Unglück stürzen; unendlich viele Arbeiter werden im Stillen dankbar sein, wenn sie von dem Despotismus der Genossen befreit werden.

Wie so häufig im Leben, enthalten beide Gedankenreihen ihre Wahrheit und das Problem ist mit einem einfachen Ja oder Nein nicht zu lösen. Auf der einen Seite bedürfen die Arbeiter eines engen Zusammenhalts und eines starken Korpsgeistes, wenn sie Unternehmern gegenüber nicht völlig willenlos sein wollen, auf der anderen terrorisiert dieser Zusammenschluß häufig den Einzelnen und beschränkt ihn in seiner Freiheit. Man weiß ja noch nicht, wie das neue vom Kaiser angekündigte Gesetz aussehen wird; die Ankündigung hat aber den Eindruck gemacht, als ob es

ausschließlich gegen die Arbeiter gerichtet sei, denn ihre ungeheure Mehrzahl legt zur Zeit jedenfalls mehr Gewicht darauf, sich den Unternehmern gegenüber organisiren zu dürfen, als solche Organisationen von gar zu schroffem Vorgehen abzuhalten. Man kann die Arbeiter ja darauf verweisen, daß sie als Entschädigung dafür in unserer sozialen Gesetzgebung und der freien Volksschule Vortheile und Wohlthaten genießen, wie die Arbeiter keines anderen Volkes der Welt. Aber das genügt ihnen nicht und mit Recht nicht. Nicht nur, daß viele der sozialen Leiden ihres Standes, namentlich im Wohnungswesen, der Arbeitslosigkeit und der Witwen- und Waisenversorgung noch nicht gebessert sind; was sie verlangen, sind vor Allem die vollen Rechte freier, gleichberechtigter Staatsbürger. Statt ihnen hier entgegen zu kommen, ihnen noch weitere Fesseln anzulegen, wäre ein schwerer verhängnißvoller Fehler, der der Sozialdemokratie massenhaft neue Rekruten zuführen muß.

Das Ziel, die wirthschaftlich und ethisch so verberblühen Streiks aus der Welt zu schaffen, ist so berechtigt wie möglich (und schon die Rede als solche, auch wenn es nicht zu einem Gesetz kommt, wird abschreckend wirken und manchen Streik im Keime ersticken) aber das Mittel kann nicht in einseitigen Strafgesetzen gefunden werden.

Die Vorstellung, als ob durch Koalitionsfreiheit und Gewerksvereine das Verhältniß von Unternehmertum und Arbeitertum seine normale und definitive Gestaltung erfahren könnte, muß sicherlich aufgegeben werden. Ich habe das auf den Verhandlungen des letzten „evangelisch-sozialen Kongresses“) eingehend dargelegt; die englischen Gewerksvereine haben sehr viel gute, aber auch viel ungünstige Erscheinungen zu Tage gebracht. Wenn ich glaube, daß man trotzdem in Deutschland jetzt mit aller Entschiedenheit für die Freigabe dieser Vereine und gegen weitere Einschränkung der Koalitionsfreiheit eintreten muß, so geschieht das nicht aus dem Grunde, weil von den Vereinen so besonders viel zu erhoffen ist, sondern aus politischen Erwägungen. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, daß der Staat nicht die Freiheit einer Klasse seiner Bürger, auf die alle er in der Stunde der Gefahr zählen soll, zu Gunsten einer anderen einschränke, und es ist das einzige Mittel, das wir haben, einen Keil in die Sozialdemokratie zu treiben, sie zu spalten und von innen heraus aufzulösen. Auch bei vollster Freiheit würden sich bei uns, wo die Arbeiterschaft zum großen Theil noch in ganz anderen Ideen lebt, die Gewerksvereine doch nur sehr langsam entwickeln und mittlerweile wird ein Moment kommen, wo man organische Einrichtungen, die die Fehler dieses Systemes vermeiden oder ausgleichen, schaffen kann. Hierbei muß dann auch das Problem, wie ein starker, disziplinirter Verband der Arbeiterschaft, dessen diese nicht entbehren kann, mit der Freiheit des Einzelnen auszugleichen ist, seine Erledigung finden.

* * *

*) Erschienen bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen.

Der Deynhausener Rede hat sich unmittelbar der Versuch des Unternehmerrthums angeschlossen, aus der Genfer Mordthat für sich Kapital zu schlagen und irgend welche weiteren Maßregeln zur Stärkung der Staatsautorität, wie sie es nennen, zu erlangen. Man kann sich der Besorgniß nicht entschlagen, daß abermals reaktionäre Bestrebungen, wie sie mit großer Mühe in den letzten Jahren im Reichstage und im Abgeordneten-hause abgewehrt worden sind, drohen.

Dies führt uns zu der bevorstehenden Wahl im Abgeordneten-hause. Niemand interessirt sich recht dafür und das ist sehr gefährlich. Jene Weltanschauung, die glaubt die Krankheit der Zeit durch mehr Kirchenthum, durch Unterdrückung der Freiheit der Wissenschaft, durch allgemeine Polizeiaufsicht heilen zu können, droht in Preußen zur vollen Herrschaft zu gelangen. Der aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Reichstag ist noch unsere letzte Zuflucht. Wenn in den bevorstehenden Wahlen zum Preussischen Abgeordneten-hause die Konservativen, von denen sich die Freikonservativen, seitdem sie unter die Führung des Herrn von Stumm gerathen sind, kaum noch unterscheiden, die absolute Majorität erlangen, so ist die höchste Gefahr, daß man versuchen wird, was man im Reich nicht erlangen kann, in Preußen durchzusetzen. Darum haben Alle, denen an der Erhaltung eines gemäßigten und verständigen Regiments in Preußen gelegen ist, bei diesen Wahlen das Interesse, die liberale Seite zu stärken. Die Nationalliberalen haben ja die böse Episode vom Jahre 1894, den Frankfurter Parteitag und das Umsturzfeber überwunden und sich in der letzten Session ganz wacker gehalten. An sie muß man sich jetzt in erster Linie halten. Aber man kann auch ohne jedes Bedenken weiter nach links gehen und nicht nur für Männer der freisinnigen Vereinigung, sondern auch für Männer der freisinnigen Volkspartei eintreten, weil ohne diese Rückenstärkung die Nationalliberalen an Zahl zu schwach sein würden. Was so lange eine bloße Phrase war, hat jetzt wirklich eine praktische Wahrheit, das Wort von der großen liberalen Partei. Selbst die Sozialdemokraten haben ein Interesse daran, die Liberalen im Landtag zu stärken und ihre Unterstützung muß mit Dank angenommen werden. Es wird ja nicht viele Leute geben, die es verstehen, wenn man sagt: zum Reichstag müßt ihr rechts wählen, zum Landtag links. Aber die Wenigen, die es begreifen, daß dieses Wort einen guten Sinn hat, können doch auf den Ausgang der Wahlen einen recht wesentlichen Einfluß ausüben. Der Konservatismus ist heute in den oberen, besitzenden Klassen des Volkes so stark, daß seine Uebertreibungen nach rechts uns mit größerer Gefahr bedrohen, als der Ansturm der Sozialdemokraten von links. Nicht vor der Revolution haben wir uns heute in Deutschland zu fürchten, sondern vor der Reaktion. Das muß offen ausgesprochen werden und danach muß man handeln. Wir bitten alle unsere Freunde und Gesinnungs-genossen, in diesem Sinne bei den Landtagswahlen thätig zu sein.

*

*

*

Die bei Weitem wichtigste, das Weltenschicksal in sich tragende Abwandlung, welche die europäische Politik in den letzten zwanzig Jahren erfahren hat, ist die Wendung Rußlands von der Balkan-Halbinsel nach Asien. Die russischen Staatsmänner haben nach den Erfahrungen des letzten Türkenkrieges begriffen, daß sie nicht stark genug sind, dem allgemeinen europäischen Widerstande gegenüber die Balkan-Halbinsel zu unterwerfen. Auch im Bunde mit Frankreich wagen sie nicht den Kampf aufzunehmen. Nur mit diplomatischen Mitteln vertreten sie noch ihre Politik am Goldenen Horn und am Aegeischen Meer und haben mit ihrer ganzen ungeheuren Macht eine allgemeine Frontveränderung vollzogen. Was sind die wenigen 1000 Quadratmeilen und ein Duzend Millionen Einwohner des heutigen türkischen Reichs gegen die ungeheuren Länderstrecken und die vielen hundert Millionen neuer Unterthanen, die sich in Asien erwerben lassen?

Die „Nouvelle Revue“ in Paris hat kürzlich einen Aufsatz gebracht, in dem behauptet wird, daß diese Wendung doch noch nicht so ganz definitiv vollzogen sei; die alte russische Politik lebe noch fort und kein Geringerer als der Minister des Auswärtigen selbst, Graf Murawiew sei im Herzen ihr Anhänger. Nur gezwungen durch den Kaiser, der wieder unter dem Einfluß des Finanzministers Witte und des Fürsten Uchtomski stehe, halte er jetzt die neue Richtung ein. Die „Nouvelle Revue“ wünscht natürlich, daß Rußland wieder zu seiner alten Balkan-Politik zurückkehre, weil allein auf diesem Wege der Konflikt zu entzünden ist, in dem Frankreich zu seinem Revanchekriege gelangen kann. Die ganze Gegenüberstellung der russischen Minister aber ist eine reine Phantasie. Richtig ist, daß man der öffentlichen Meinung in Rußland, die mit allen ihren Traditionen an der Eroberung Konstantinopels und der Befreiung der Glaubensbrüder vom türkischen Joch hängt, noch nicht ganz offen zu sagen wagt, wie sehr man die Bahnen dieser Politik verlassen hat. Der Vortheil und die Größe des neuen Zieles ist aber so einleuchtend, daß in der russischen Diplomatie schwerlich noch Zwiespalt darüber herrscht und vom Grafen Murawiew sind Aeußerungen aus der Zeit, als er noch in Kopenhagen war, bekannt geworden, die ihn als einen ebenso entschiedenen Anhänger der neuen Richtung zeigen, wie den Fürsten Uchtomski, ihren eigentlichen Vater selber.

Die Leser dieser „Jahrbücher“ erinnern sich der Mittheilungen, die Uchtomski einem unserer Mitarbeiter, Herrn Dr. Rohrbach im vorigen April gemacht hat (Mai-Heft): ein grandioses Gemälde von der zukünftigen Hegemonie Rußlands über alle asiatischen Völker, denen es die europäische Kultur bringen wird. Bisher hat England geglaubt, daß ihm diese Mission in der Geschichte zugefallen sei, aber England ist nach Meinung der Russen im Niedergang begriffen. Binnen kurzer Frist wird es den Kampf mit Rußland um die asiatische Herrschaft aufnehmen müssen und dabei unterliegen. Rußland kann jeden Augenblick über den Pamir mit

unwiderstehlicher Uebermacht in Indien einrücken und ihnen den Todesstoß geben. Der Krieg stehe vor der Thür.

In England schien damals dieselbe Stimmung zu herrschen; kurze Zeit nachdem diese Aeußerungen Uchtomskis bekannt geworden waren, hielt der Minister Chamberlain seine Reden, die in die direkte Kriegserklärung gegen Rußland ausklangen.

Es ist nicht häufig in der Geschichte der europäischen Diplomatie, daß ein Minister, nicht etwa in einer versteckten Anspielung wie Napoleon III. am 1. Januar 1859 zu dem österreichischen Botschafter, sondern ohne jede Einleitung, mit klaren, dünnen Worten eine andere Macht mit Krieg bedroht hat. Ganz besonders merkwürdig aber scheint zu sein, daß auf diese Kriegsdrohung von russischer Seite gar keine Antwort erfolgt ist, weder eine Gegenbrohung, noch eine Anklage, noch eine Vertheidigung, garnichts.

Oder doch?

Seit vier Wochen sind alle Kriegsbesorgnisse verschwunden und die Regierungen, die Presse, die öffentliche Meinung aller Länder kniet in Dankbarkeit vor dem Zaren, weil er die Welt mit einer nie erhörten Friedenskundgebung beschenkt hat. Man kann nicht Worte genug finden für die ideale Gefinnung, die Großherzigkeit, die edle Humanität des Herrschers aller Reußen. Der Herr des größten aller Kriegsheere verkündet, daß der Rüstungen nun genug seien, daß die Völker dadurch erdrückt würden und daß die Herrscher nun versuchen sollten, durch friedfertige Berathungen einen dauernden Frieden herzustellen. Alle Steuerzahler jubeln und der liberale Westen sieht sich zu dem Bekenntniß gezwungen, daß Rußland an der Spitze der Zivilisation marschirt.

Schon einmal hat die Welt den süßen Ton dieser Friedensschalmei vernommen. Es war am 1. Februar 1870, als der französische Minister Graf Daru durch Vermittelung des Lord Clarendon dem Grafen Bismarck den Vorschlag gemeinsamer Abrüstung machte, um die Lasten der Völker zu erleichtern. Es war eben der Tag, an dem als harmloser Reisender der Erzherzog Albrecht in Paris eintraf, um mit Kaiser Napoleon den Kriegsplan gegen Preußen festzustellen: bei Nürnberg, schlug er vor, sollte das französische und österreichische Heer, durch die Italiener verstärkt, sich treffen, um dann in der Richtung über Leipzig gegen Berlin vorzugehen. Graf Bismarck lehnte den Abrüstungsvorschlag ab, aber der Edelsinn und die Friedensliebe der Franzosen ließ sich selbst dadurch nicht zurückschrecken. Am 30. Juni 1870 beschloß der gesetzgebende Körper in Paris, das Rekrutencontingent für das nächste Jahr, nämlich für 1871, um 10000 Mann herabzusetzen. Konnte die Welt friedlicher aussehen? Vier Tage später erkannten die Leute, die so geurtheilt hatten, daß sie in einem Irrthum befangen gewesen wären.

Sollten die Russen etwa gar —? Deshalb brauchte der russische Kriegsminister in diesem Jahr in ein französisches Seebad zu gehen?

Aber warum soll er auch nicht? Biarritz ist milde und schön, und es ist jedem Kriegsminister zu gönnen, daß er sich nach den Strapazen des Wanders in einem angenehmen Badeorte erholt.

Dem Kaiser Napoleon haben seine Friedens- und Abrüstungsvorschläge nicht gerade viel genützt. Außer dem sächsischen Landtag in Dresden wollte sich Niemand entschließen, darauf einzugehen. Aber die Dinge sind sich in der Geschichte oft ähnlich, ohne sich doch vollständig zu gleichen.

Rußland ist in einer wesentlich andern Lage, als es Frankreich in jenen Jahren war. Rußland will zunächst und für absehbare Zeit garnicht erobern und unterwerfen. Es ist zufrieden, wenn der Sultan in Konstantinopel, der Schah in Teheran und der Bogdychan in Peking den Wünschen, die ihnen von St. Petersburg zugehen, Gehorsam leisten. Der Sultan tritt vorläufig zurück, der Mann mit dem Pops ist jetzt der Wichtigste. Der Khedive in Aegypten thut ja auch Alles, was die Engländer ihm rathen. Wenn der Mandschu-Kaiser in ganz friedlicher Weise eine ähnliche Freundschaft mit den Russen schließt, so sind sie zufrieden. Will er es nicht, so giebt es andere Mitglieder der Dynastie und einsichtige Staatsmänner in Peking, die erkennen, wo das wahre Interesse Chinas liegt. Je näher sich entlang den Schienensträngen der sibirischen Bahn die russische Macht an die große Mauer heranwölzt, je mehr sich die russische Besiedelung am Amur und am Stillen Ozean verdichtet, desto mehr wird die Einsicht der Chinesen wachsen, was für gute Freunde und Nachbarn sie an den Russen haben.

Mit anderen Worten: die mächtige Göttin, die Zeit ist für die die Russen. Rußland braucht, um einmal die Herrschaft über Asien zu gewinnen, weder England noch sonst Jemand den Krieg zu erklären. Es schreitet fort, langsam, sicher, unaufhaltsam, bis England sich nicht länger zu zügeln vermag und ihm den Krieg erklärt.

Die Friedens-Botschaft des Zaren ist in der That ein diplomatischer Meisterzug.

Nach den Reden Chamberlains war zu erwarten, daß England nunmehr bereit sei, bei der nächsten Gelegenheit den Handschuh aufzunehmen und den Strauß mit Rußland auszufechten. Rußland ist zwar darauf gerüstet, wünscht es aber nicht. Die Friedens-Botschaft schafft Frist und kann leicht dahin wirken, daß in den parlamentarischen Staaten die Rüstungen einigermaßen verlangsamt werden, während Rußland, das Niemand kontrolliren kann, freie Hand behält und überdies eine Steigerung seiner Rüstungen gar nicht mehr nöthig hat.

Ist dies der wahre Sinn der Friedensbotschaft oder sollte Rußland seine unermesslichen Eroberungsabsichten in Asien, die zunächst die englischen Interessen, zuletzt aber die Freiheit der Welt bedrohen, wirklich aufgeben wollen? Dazu müßte es seinen ganzen Charakter verändern. Jedes gesunde Volk hat den Expansions- und Kolonisationstrieb in sich. Dieser Trieb

darf aber nicht ausarten; er darf nicht in eine wilde ziel- und grenzenlose Eroberungsgier ausschlagen. Bei den Russen hat er jetzt diese gefährliche Richtung angenommen, weil es die einzige ist, nach der der Volksgeist sich entfalten darf. Die fürchterliche Knechtschaft im Innern, die Union des Staates mit einer versteinerten Kirche, die jede geistige Vertiefung unterbindet und tödtet, zwingt Alles, was das Russenthum an geistigem Schwung hat, in die auswärtige Politik, auf die Befriedigung und den Stolz einer ungeheuren Herrschsucht.

Man vergleiche den Geist, in dem in Deutschland die Kolonisationsbewegung getrieben wird, mit den ungeheuerlichen Vorstellungen von slavischer Größe, in denen die russische Phantasie sich bewegt, um den Unterschied zu begreifen: was wir wollen ist freier Raum für die natürliche Entwicklung unseres Volksthum; was die Russen wollen, ist Herrschaft, Hoffnung auf eine Weltherrschaft. In dem Augenblick, wo die russische Regierung ihren Unterthanen nicht mehr diese Genugthuung böte, würden sie die Freiheit verlangen und die Freiheit sprengt den russischen Staat auseinander. Die Politik der Staaten ist nichts Willkürliches, sondern die Vollziehung eines unerbittlichen Schicksals.

Der Schachzug der russischen Diplomatie, der so ausgezeichnet berechnet erscheint, den Liebblingwünschen der Völker zu schmeicheln und sie dadurch in den Dienst eines augenblicklichen Bedürfnisses der russischen Staatskunst zu stellen, scheint nun aber leicht in das Gegentheil umschlagen zu können, wenn nämlich die Friedens-Konferenz scheitert und die Völker gerade daran erkennen, daß sie sich durchaus nicht der Ruhe hingeben dürfen, sondern sich in einer höchst gefährdeten Lage befinden. Zunächst sind die Franzosen in Aufregung gerathen, weil die Konferenz ihrer Natur nach mit einer allgemeinen Anerkennung des Bestandes eröffnet werden mußte. Nicht bloß die Tagespresse, sondern auch ein Mann, wie Ernest Lavisse hat in der „Revue de Paris“ erklärt, das würde Erneuerung des Frankfurter Friedens bedeuten und die Franzosen würden sich lieber in Stücke reißen lassen, als derart ihrer großen nationalen Hoffnung auf Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen entsagen. Aber selbst wenn die Russen als einladende Macht, wie Lavisse hofft, eine Formel finden, die diese Prüfung für die Franzosen ausschließt, so ist ganz gewiß keinerlei Formel zu finden, die den Rüstungen gleichmäßige Grenzen setzt und keine Behörde, die die Ausführung kontrollirte und sicherstellte. Wollen wir etwa darauf verzichten, unsere Flotte auf die Höhe der russischen zu bringen? Werden die Franzosen, ganz abgesehen von der Landarmee gegen uns, darauf verzichten, eine Flotte zu besitzen, die den Engländern, wenn auch nicht gewachsen, ihnen doch Respekt einflößt? Werden die Engländer den Grundsatz, daß sie zur See zwei vereinigten Großmächten überlegen sein müssen, aufgeben wollen? Können die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika

es vermeiden, gerade jetzt sich eine große Rüstung auch für die Friedenszeit anzuschaffen, wie sie sie nie besessen haben?

Laßt nicht die Welt in allen Strömen fort?

Indem die russischen Diplomaten mit farsastischem Lächeln den Demokraten ihre Redensarten aus dem Munde genommen haben, werden sie sich auch klar gemacht haben, wohin sie den Zug dirigiren wollen. Zunächst hinziehen so lange als möglich und wenn dann endlich eine Konferenz zusammentritt, eine ganz allgemeingehaltene Resolution, die die Segnungen des Friedens preist, feststellt, wie sehr alle Regierungen von der Ueberszeugung durchdrungen sind, daß man gut thut, den Unterthanen die Last nicht zu schwer zu machen und hofft, daß nunmehr der Friede für lange Zeit verbürgt ist. Wenn es den Engländern und Franzosen recht ist — wir brauchen nichts dagegen zu haben. Namentlich auf die Engländer kommt es an: ob ihre Diplomatie geschickt genug ist, die russische Maske zu lüften.

25. 9. 98.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Stenographisches Protokoll über die in der Zeit vom 14. bis 19. März 1898 abgeführten Verhandlungen der von der Prager Handels- und Gewerbekammer veranstalteten Enquête behufs Feststellung der Ursachen des Niederganges unserer Industrie und der Mittel zur Abhilfe. Prag, Handels- und Gewerbekammer.
- Thiele, Prof. Dr. G. — Kosmogonie und Religion. 8°. 80 S. 60 Pf. Berlin, Conrad Skopnik.
- Folmer, F. G. — Jenny Rochert. Schauspiel in 4 Akten. Berlin, Carl Waltenberg.
- Wegels, F. X. v. — Vorträge und Abhandlungen, herausgeg. v. E. Graf du Moulin Eokart. 88 S. Mk. 8,40. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Wirth, Albrecht. — Geschichte Formosa's bis Anfang 1898. 187 S. Bonn, Carl Georgi.
- Wyssewa de Teodor. — Beethoven et Wagner. 8°. 260 S. Paris, Librairie académique Perrin et Cie.
- Rehse, Prof. Dr. G. v. — Die neueste historische Methode. Separatabdruck aus der Historischen Zeitschrift. B. 81. München und Leipzig, Oldenbourg.
- Bloy, Fritz. — Der Kampf um das Deutschthum. Heft 17. Südafrika niederdeutsch 72 S. Einzelpreis 1 Mk — bei Abnahme der ganzen Reihe 80 Pf. Herausgegeben vom Alldeutschen Verbands. München, Lehmann.
- Carlyle, Thomas. — Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenhum in der Geschichte. 6 Vorlesungen. 288 S. Geh. Mk. 1,85, geb. Mk. 1,50. (No. 1149—1153. Bibliothek der Gesammlliteratur des In- u. Auslandes.) Halle a. S., Hendel
- Geetz, Lic. theol. — Lazaristen und Jesuiten. Ein Beitrag zur Charakteristik der Lazaristen (Missionspriester) und ihrer Verwandtheit mit den Jesuiten. 45 S. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.
- Handelskammer zu Halle a. S. Jahresbericht 1897. Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.
- Harpf, Dr. A. — Ueber deutschvolkliches Sagen und Singen. Streifzüge im Gebiet deutschen Schrift- und Volksthumes mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Ostmark. 148 S. 2 Mk. Leipzig, Julius Werner.
- Helfferich, Karl. — Deutschlands Münzreform und die Silberentwerthung. 60 S. Stuttgart, Bons & Co.
- Jahresbericht der Handelskammer zu Köln. 1897. 308 S. Köln, Druck von Du Mont Schauberg.
- Karvillat, Dr. — Eine moderne Kreuzfahrt. Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Oktav. (V. 334 S.) Mk. 4,50. Weinheim, Fr. Ackermann.
- Mahan. — Der Einfluss der Seemacht auf die Geschichte 1788—1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Ober-Kommandos der Marine, übersetzt vom Vice-Admiral Batsch. 8 L. 416 S. Berlin, Mittler & Sohn.

- Nagl, D. J. W. und Zeidler, J.** — Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Liefer. 11 u. 12. Preis 80 kr. = 1 Mark. Wien, Carl Fromme.
- Penster, Johs.** — Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Sechster Band. 26. Dezember 1894 — Ende 1895. Oktav. (409 S.) Leipzig 1893, Walther Fiedler.
- Rehmke, Prof. Dr. Joh.** — Aussenwelt und Innenwelt, Leib und Seele. 48 S. Greifswald, Abel.
- Tappenbeck, Wilhelm.** — Die Religion der Schönheit. Oktav. (96 S.) Mk. 2. Leipzig, Hermann Haacke.
- Baldwin, James Mark.** — Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse (Methode und Verfahren.) Uebersetzt v. Dr. Ortman. 486 S. Berlin, Reuther & Reichard.
- Ben, Eliser.** — Die Judenfrage und der sozialistische Judenstaat. 67 S. Bern, Steiger & Cie.
- Bendt, Franz.** — Der Drehstrom. Seine technische und wirtschaftliche Bedeutung. Oktav. 88 S. Mk. 1. Braunschweig, George Westermann.
- Berlin, Israel.** — Der Haushalt der Gesellschaft. Eine Abhandlung über den Bedarf und die Herstellung neuer Existenzmittel. 86 S. Bern, Semminger.
- Der rothe Bismarck.** Nachdruck untersagt. 16 S. Berlin, V. Pauli's Nachf. (H. Jerosch).
- Bleibtreu, Carl.** — Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Preis Mk. 1. 108 S. Neue Auflage. Stuttgart, Krabbe.
- Burckhardt, Jacob.** — Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien. Oktav. IV, 510 S. Mk. 10. Das Buch erscheint am 1. Oktober 1898. Basel, C. F. Lendorff.
- Fuchs, P. J.** — Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage mit Berücksichtigung wichtiger Mundart- und Fremd-Wörter sowie vieler Eigennamen. Stuttgart, Hobbing & Büchle.
- Fr. Fr.** — Denken und Handeln. Den deutschen Männern und Frauen gewidmet vom Verfasser von Zürich zu Christus. 72 S. 2. 10000. Berlin, A. Koch. (Birkenwerder b. Berlin.)
- Hintze, Otto.** — Forschungen zur Brandenburgischen und preussischen Geschichte. 11. B. 1. Hälfte. 299 S. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Handelskammer zu Halle a. d. Saale.** Jahresbericht der. 1897. Halle a. S. Buchdruck. des Waisenhauses.
- Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg.** 1897. 260 S. Würzburg, Kgl. Universitätsdruckerei Stürtz.
- Junge, Prof. Dr. Friedrich.** — Martin Luther. Sein Leben dem deutschen Volke. 4. Aufl. Oktav. VIII. 161 S. Mk. 1,25. Berlin, 1898. Siemenroth & Troschel.
- Kowalevski, Gustav.** — Geschichte der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Hamburg, Herm. Seippel.
- Limprecht, Carl.** — Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Preis Mk. 1. Elberfeld. Selbstverlag des Verfassers.
- v. d. Leyen, Friedrich.** — Indische Märchen. 108 S. Preis Mk. 1,25, in Bibliothek der Gesammtliteratur 1188—1191. Halle a. S., Otto Hendel.
- Müller, F.** — Ueber die Stellenlosen-Versicherung für Kaufleute. 20 S. Frankfurt a. M., Mahlan.
- Norden, Dr. Walther.** — Der 4. Kreuzzug im Rahmen der Beziehungen des Abendlandes zu Byzanz. 106 S. Berlin, B. Behr (E. Bock.)
- Pan.** — Prospect-Buch. 86 S. 1895, 96, 97.
- Riegel, Hermann.** — Unter dem Striche. Bunte Bilder aus Natur und Leben. Zweite vermehrte Auflage. Oktav. VI, 188 S. Mk. 2. Berlin, 1896. C. A. Schwetschke & Sohn.
- Seeck, Otto.** — Die Entwicklung der antiken Geschichtsschreibung und andere populäre Schriften. Oktav. 839 S. Mk. 5. Berlin 1898. Siemenroth & Troschel.
- Strecker, Karl.** — Der Sang von Mönchgut. 127 S. Bergen-Rügen, Ferdinand Becker.
- v. Soden, H.** — Reisebriefe aus Palästina. 216 S. In Leinwand gebunden Mk. 3. Berlin, Julius Springer.
- Swan, Prof. Dr. A.** — Dr. A. Petermann's Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. 44 B. 1898, 145—120 S. Gotha, Justus Perthes.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin=Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

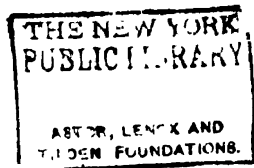
Einer vorübergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 73/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 73/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.



Theodor Fontane als Dichter und Kritiker.

Rede, gehalten in der am 23. Oktober veranstalteten Gedächtnisfeier der Berliner „Freien Literarischen Gesellschaft“.

Von

Max Lorenz.

Der verstorbene Ehrenpräsident dieser Literarischen Gesellschaft, Theodor Fontane, stammt so väterlicher- wie mütterlicherseits aus Frankreich — und wird doch als der erste und beste Preußendichter gerühmt. Als Siebzigjähriger war er ein Vorkämpfer der Jüngsten und Modernsten in unserer Literatur. Er war ein Dichter, und das Wesen der Dichtkunst ist die Synthese, und er war lange Jahre angestellter Kritiker, und die Kritik kann der Analyse nicht entbehren. Zehn Jahre lang gehörte er der Redaktion der Kreuz-Zeitung an, um darauf zwanzig Jahre für die Vossische thätig zu sein. Welch' ein wandlungsfähiger Mensch, welche Beweglichkeit, welche Entwicklung, welche Gegensätze! wäre man versucht auszurufen, wenn man nur die erwähnten Thatsachen einander gegenüberstellt. Und doch glaube ich, daß wir keine einfachere, einheitlichere, geschlossenere dichterische und menschliche Persönlichkeit in unserer Literatur zu finden vermögen, als Theodor Fontane. Wohl finden wir unter den Größen unserer Literatur in allen Ländern gemischte, vielgestaltige, wandlungsfähige, zweideutige, ich möchte sagen: gebrochene Charaktere, die als Künstler und als Menschen Gegensätze in sich bergen, Gegensätze, die mit einander ringen, bis es zu irgend einer Entscheidung kommt. Wir haben eine Reihe von Künstlern, die ganz anders endigen, als sie angefangen haben. Um ein paar Beispiele zu erwähnen: im Westen Raupassant, im Norden Strindberg, im Osten

Tolkstoi. Auch aus Deutschland lassen sich Fälle anführen. Fontanesche Art aber hat keine Spur solcher Gegensätzlichkeit und Zweifelhait. Er ist Eins. Darin aber liegt — wie mich dünkt — auch die Schwierigkeit ihn zu schildern. Wo verschiedene Elemente vorhanden sind, wo Gegensätze mit einander ringen, wo eine Entwicklung bis zu einem bestimmten, psychologisch nothwendigen Ende stattfindet, da kann man diese Entwicklung mit Worten verfolgen, den Kampf der Gegensätze beschreiben. Ueber eine Zweifelhait, über die Zwei als eine zusammengesetzte Größe, läßt sich leicht etwas aussagen; über die Eins nicht. Sie ist etwas von vornherein Gegebenes, Fertiges. Man hätte den Wunsch, Fontanes Wesen mit einem einzigen Wort zu kennzeichnen, mit einem Wort, das die Einheit und Geschlossenheit eines abgerundeten Charakters kennzeichnen könnte. Ein solches Wort hat die Sprache nicht.

Wenn wir auch ein solches Wort nicht haben, so giebt es — glaube ich — doch eine Wortverbindung, die den innersten Kern Fontanescher Art zu bezeichnen vermag. Fontane hat sie selber geprägt. Es ist das Wort, das in dem hinterlassenen Werk des Dichters der alte Pastor Lorenzen dem märkischen Edelherrn von Stechlin ins offene Grab nachruft: er war ein „Mann und ein Kind.“ Dieses Wort, recht gedeutet, legt auch Fontanesche Eigenart erschöpfend bloß.

Er war ein Kind! An einem Kinde von wenigen Monaten schon ist nichts so merkwürdig und so entzückend, wie die geradezu unerfättliche Lust zu schauen. Auch das Kleinste und Unbedeutendste, worauf die Augen fallen, sieht solch ein Kind mit Staunen und empfindet im Schauen immer neues Glück. Es kann sich garnicht satt sehen an Alledem, was zum ersten Mal in seine Kinderaugen fällt. Diese Lust am Schauen, diese naive Freude, ja auch dieses Staunen über immer neue Eindrücke ist Fontane bis in sein spätestes Greisenalter zu eigen gewesen. Immer hatte er seine Lust daran, noch etwas zu erleben, sei's ein Großes, sei's ein Kleines.

Eigentlich ist mir Alles gleich,
 Der Eine wird arm, der Andre wird reich,
 Aber mit Bismarck, — was wird das noch geben?
 Das mit Bismarck, das möcht ich noch erleben.

 Eigentlich ist Alles nichts,
 Heute hält's und morgen bricht's.
 Hin stirbt Alles, ganz geringe
 Wird der Werth der ird'schen Dinge;

Doch wie tief herabgestimmt
 Auch dies Wünschen Abschied nimmt,
 Immer Klingt es noch daneben:
 Ja, das möcht' ich noch erleben:

Ein Kind sieht immer Neues und hat immer neue Freude daran. Das Kind wird zum Manne. Und der Mann fängt auch noch immer neue Bilder mit den Augen auf; aber er hat auch gesehen, wie schöne und beglückende Bilder dahingeschwunden sind in Nacht und Tod. Er hat viel Freude gehabt an Allem, was Neues ihm begegnet ist. Aber wenn dies Neue altert und stirbt, so ist das ein Verlust und ein Schmerz. Die Erscheinungen erfreuen, wenn sie kommen, und betrüben, wenn sie gehen.

In dem ew'gen Kommen, Schwinden
 Wie der Schmerz liegt auch das Glück.

Und dieses Werden und Vergehen, dieser Wechsel von Glück und Schmerz erzeugt Wehmuth. Sie ist ein Grundgefühl in Fontanes Seele. Wehmuth, die aber noch immer den Muth in sich birgt, nicht Behleidigkeit.

Alles, was ist, vergeht einmal, und das Wissen des ewigen Wechsels erzeugt Wehmuth. Wenn nun aber Andere dieses Bewußt- nicht haben? Wenn auch das Kleinste, das kleinste Menschlein z. B., das so bald und so spurlos vergeht, sich geberdet, als ob es der Mittelpunkt der Welt wäre, schafft und rafft, als ob es ewig leben müßte und sich ungeheuer wichtig vorkommt? Und sind nicht fast alle Menschen, und gerade die vom Durchschnitt so beschaffen? Solch Menschentreiben zu beobachten erzeugt nothwendiger Weise eine Mischung von Spott und Mitleid, und diese Mischung bedeutet die feine, vornehme Stimmung der Ironie, die Fontane so sehr zu eigen war. Wenn die lieben Mitmenschen sich so geberden, und wenn Alles, was ist, doch nur von kurzer Dauer ist, soll da ein Weiser viel Wesens davon machen, soll man da Alles ernst, würdig, feierlich nehmen? Das vermochte Fontane nicht. Im fehlte der „Sinn für Feierlichkeit.“

Wenn auch die Kleinen meist so komisch sind und alle so spurlos verschwinden, trotz alles „Gehabes“, die Großen, die ganz Großen, die Helden haben doch leuchtende Spuren hinterlassen! Das haben sie wohl. Aber das Schicksal bestimmt, die Welt gestaltet, die Menschen umgestaltet — das haben sie nach Fontanescher Anschauung im tiefsten Grunde doch kaum.

Ein Gott wird gekreuzigt auf Golgatha,
 Es brennen Millionen Scheiter,
 Märtyrer hier und Hezen da,
 Doch es kribbelt und wibbelt weiter.

„Das ganz Alltägliche bleibt immer siegreich und am meisten das Gemeine“, schreibt er in seinem Memoirenwerk „Von Zwanzig bis Dreißig“. Und er giebt an derselben Stelle eine ausgezeichnete Illustration dazu. Er hat eben geschildert, wie mehr komisch als erhaben im Grunde der 18. März des Revolutionsjahres auf ihn gewirkt hat. Am 19. März nun kamen, wie alle Tage auch, die Frauen der kleinen Bürger und der Arbeiter in seine Apotheke, um Leberthran zu kaufen. Der war von den Ärzten für die Strophulösen Kinder verordnet. Denen gaben sie aber den Thran nicht, sondern brauchten ihn zum Brennen. Auch am 19. März also kamen sie, wie sonst immer, sich ihren Leberthran holen, die Frauen der Männer, die am Tage vorher auf den Barrikaden für Freiheit und Volksrechte gekämpft hatten. Diese ganze Situation nun faßt Fontane in die köstlichen Worte zusammen: „Freiheit konnte sein, Leberthran mußte sein“.

Nicht nur aus der Ueberzeugung, daß das Gewöhnliche und selbst Gemeine sich doch meistens siegreich behauptet, auch aus einem anderen Grunde noch lag es Fontanescher Eigenart fern, sich in das Wesen der ganz Großen zu vertiefen. Der Held, der Staatsmann und der Feldherr ist immer von einem Heiligen- und Glorienschein der Ideen, eines Ideals umgeben. Er repräsentirt nicht nur einen Menschen, sondern ein Prinzip. Ideen aber, Abstraktionen und Prinzipien lagen Fontane schon garnicht. Dazu war er wieder viel zu sehr „Kind“, viel zu sehr der sinnlichen Lust des konkreten Schauens ergeben. Ein Kind sieht dies und das und hat an Allem als Einzelnem seine sinnliche Freude. Die Einzelercheinungen zu verbinden, Begriffen unterzuordnen, Ideale aufzustellen liegt ihm und auch der Kindernatur Fontanes völlig fern. Das Einzelne, das augenfällig in die Sinne dringt, erregt Aufmerksamkeit, sinnliche Lust. Aber Ideen und Prinzipien lassen sich nicht sehen und greifen.

Wenn der Sinn für die Wesenheit der Ideen fehlt, wenn die Anschauung vorherrscht, daß das Alltägliche und Gewöhnliche über das Sonntägliche und Seltene den Sieg davonträgt, wenn Ironie die Grundstimmung für Welt- und Menschenauffassung bildet — so könnte in alledem eine gewisse Gefahr liegen. Das künstlerische

Schaffen könnte den Charakter annehmen, daß der Künstler mit einem geistreichen Wiß über Großes und Kleines leicht dahingeht, mit einem Wiß, der gelegentlich ein Mal durch einen Tropfen Wehmuth und Weltschmerz eine etwas dunklere und interessantere Färbung erhält. Es existiren dergleichen Kunstwerke. Oder aber: der Künstler könnte es auch aufgeben, Menschen und Menschenwerk zu betrachten, da das doch Alles eitel und vergänglich und noch dazu in seiner Wichtiguerer, komisch und unästhetisch ist; er könnte seine leiblichen Augen schließen, den Blick nach innen richten, die eigene Seele studiren, in sich selbst zurückgezogen der Lust inneren Schauens fröhnen. Auch dergleichen giebt es. Möglich wäre es auch, sowohl Menschen wie das eigene Ich fahren und die Seele in die große unversälfchte Natur aufgehen, mit ihr Eins werden zu lassen; das giebt dann die eigenthümliche Rauschstimmung eines naturalistischen Pantheismus, der sich bei Künstlern unserer Zeit gleichfalls vorfindet. All das aber ist mit Abwendung von der realen Welt oder Aufgebung der eigenen Persönlichkeit verknüpft. Es ist etwas Feminines darin, und in der That läßt sich gewissen modernen Kunstprodukten ein femininer Zug garnicht abprechen. Dergleichen aber war nichts für Fontane. Er war viel zu stark, gesund, er war viel zu sehr Persönlichkeit. Er war eben ein Kind und ein Mann.

Ein Mann! Und die männliche Kraft ist ein ganz besonderer Wesenszug, der auf Fontanes menschliche und künstlerische Art bestimmend eingewirkt hat.

Aus dieser männlichen Kraft heraus erwächst dann auch ein Gefühl für Größe und Heldenthum, aber nicht für ein „offizielles“ Heldenthum, das mit Staatsaktionen verknüpft ist. Fontanes Heldenthum dürfte wohl genau das sein, das der Pastor Lorenzen seinem Patron von Stechlin so schildert: „Mein Heldenthum — soll heißen, was ich für Heldenthum halte -- das ist nicht auf dem Schlachtfelde zu Hause, das hat keine Zeugen oder doch immer nur solche, die mit zu Grunde gehen. Alles vollzieht sich stumm, einsam, weltabgewandt. Wenigstens als Regel. Aber freilich, wenn die Welt dann ausnahmsweise davon hört, dann hoch ich mit auf, und mit gespitzterem Ohr, wie ein Kavalleriepferd, das die Trompete hört. . . . Echtes Heldenthum, oder ums noch einmal einzuschränken, ein solches, das mich persönlich hinreißen soll, steht immer im Dienst einer Eigenidee, eines allereigensten Entschlusses. Auch dann noch, wenn dieser Entschluß schon das Verbrechen streift.“

Als Beispiel wird folgender Fall angeführt: Ein amerikanischer Polarforscher, ein Lieutenant Greeley, wird mit vier Genossen vom Schiff abgetrennt. Sie haben nur wenig Proviant bei sich, aber doch genau soviel, daß sie eine ihnen bekannte Ansiedelung erreichen können. Der Stärkste muß den Proviant tragen. Greeley merkt, daß die Vorräthe schneller, als berechnet, zu Ende gehen und daß der Träger heimlich davon entwendet. Die Drei, vom Hunger völlig geschwächt, haben nicht mehr die Kraft, dem einen Stärkeren offen entgegenzutreten. Man läßt ihn, scheinbar in aller Harmlosigkeit, vorausgehen und Greeley schießt ihn von hinten nieder. Pastor Lorenzen erklärt, das bewundern zu müssen. Denn Greeley hatte „die Führer- und die Befehlshaberstelle, zugleich die Richterpflcht und hatte die Majorität von drei gegen eine Minorität von einem zu schützen. Greeley hatte unter allen Umständen Recht und Ordnung, die durch die Verhältnisse gegeben waren, zu verteidigen. Solche durch Verhältnisse gegebene Ordnung darf von einem Einzelnen nie gestört und vernichtet werden — das ist Fontanesche Weltanschauung. Höher als der Einzelne stehen ihm stets die „Verhältnisse“, das heißt die das Verhalten und die Stellung der Einzelnen zu einander regelnde Ordnung. Dieser Sinn für Ordnung ist nichts weiter als der nothwendige Ausdruck des männlichen Kraftgefühls. Wer kraftvoll und mutbig wagt, die Dinge nüchtern anzuschauen, wie sie thatsächlich liegen, sieht, daß individuelle Kraft und persönliches Wollen sehr bald und überall ihre Grenze finden und daß sie sich mit dieser Grenze durch Beschränkung abfinden müssen. Kraft, Beschränkung und Ordnung gehören psychologisch immer zusammen, nur daß natürlich die Grenzen der Ordnung je nach dem Maße der Kraft näher oder ferner gesteckt sind. Stärker als der Einzelne sind die Verhältnisse und Ordnungen, die ihn umschließen, die Ehe und Familie, die sozialen Beziehungen, der Staat. So proklamirt denn Fontane in „Irrungen Wirrungen“ geradezu den Satz: „Ordnung ist Ehe“, und die Liebe kann und soll da nicht allzuviel mitsprechen. Bis zu welcher Schärfe Fontane das Recht der Verhältnisse gegenüber dem Recht der Einzelnen betont, dafür giebt es in dem eben genannten Roman einen besonders charakteristischen Fall. Botho schwankt, ob er Lene nicht doch heirathen und die Liebe über Standesvorurtheile und Familienrückichten triumphiren lassen soll. Auf einem Ritt über Berlin hinaus trifft er auf die Begräbnisstätte des ehemaligen Berliner Polizeipräsidenten v. Hindelbey, der bekanntlich im Duell

gefallen ist. Er fragt sich: „Was predigt das Denkmal mir? Jedenfalls das eine, daß das Herkommen unser Thun bestimmt. Wer ihm gehorcht, kann zu Grunde gehen, aber er geht besser zu Grunde, als der, der ihm widerspricht“. Ein „moderner“, ich möchte sagen: ein freisinniger Mensch könnte gerade aus dem Fall Hindelbey viel eher die entgegengesetzte Lehre ziehen: wer verdorrte, lebensunfähige Verhältnisse nicht bricht, der muß elendiglich zu Grunde gehen. Die stärkste Ordnung aber, die am sinnfälligsten in die Augen springt, ist der Staat. Es giebt keinen anderen Dichter, der, nicht etwa aus irgendwelchen Ueberlegungen und abstrakten Prinzipien heraus, sondern ganz urwüchsig die Macht des Staates als eine durchaus nothwendige und heilsame Realität empfunden hätte. In dem seine Kinderjahre behandelnden Memoirenwerk spricht er gelegentlich von den polnischen Freiheitskämpfen und der Begeisterung, die auch in Deutschland und besonders bei deutschen Poeten dafür geherrscht hätte. Für seine Person aber knüpft er daran die Bemerkung, „daß ich vielfach und mit getheiltem Herzen auf Seite der Polen stand und überhaupt, aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewisses Engagement zu Gunsten der geordneten Gewalten, auch die russische nicht ausgeschlossen, in mir verspürt habe, Freiheitskämpfe haben einen eigenen Zauber, und ich danke Gott, daß die Geschichte deren in Fülle zu verzeichnen hat. Was wäre aus der Welt geworden, wenn es nicht zu allen Zeiten tapfere, herrliche Menschen gegeben hätte, die, mit Schiller zu sprechen, „in den Himmel greifen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunter holen“. So hat denn alles Einsetzen von Gut und Blut, von Leib und Leben zunächst meine herzlichsten Sympathien, obenan die Kämpfe der Niederländer, neuerdings die Garibaldi'schen. Aber noch einmal, es läuft, mir selber verwunderlich, ein entgegengesetztes Gefühl daneben her und so lange die Revolutionskämpfe des sicheren Sieges entbehren, begleite ich all diese Ausflehungen nicht bloß mit Mißtrauen (zu welchem meist nur zu viel Grund vorhanden ist), sondern auch mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht sagen in meinem Rechts- aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Mißbilligung. Ein Zwergensieg gegen Riesen verwirrt mich und erscheint mir insoweit ungehörig, als er gegen den natürlichen Lauf der Dinge verstößt. Ich kann es nicht leiden, daß ein alter Schäfer eine Kur ausführt, die Dieffenbach oder Langenbeck nicht zu Stande bringen konnten. Jeder hat ein ihm zuständiges Maß, dem gemäß er siegen oder unterliegen muß und

in diesem Sinne blicke ich auch auf sich gegenüberstehende Streitkräfte. Ich verlange von 300000 Mann, daß sie mit 30000 Mann schnell fertig werden und wenn die 30000 trotzdem siegen, so finde ich das zwar heldenmähig und wenn sie für Freiheit, Land und Glauben einstanden, außerdem auch noch höchst wünschenswerth, kann aber doch über die Vorstellung nicht weg, daß es eigentlich nicht stimmt. Ich habe nichts dagegen, dies mich stark beherrschende Gefühl, das mich mehr als einmal von der meine Sympathie fordernden Seite auf die schlechtere Seite hinübergeschoben hat, als philiströs oder subaltern oder meinetwegen selbst als moralisches Manko gekennzeichnet zu sehen, es kommt mir nicht auf Feststellung dessen an, was hier zu loben oder zu tadeln ist, sondern lediglich auf Aufklärung über einen bestimmten inneren Vorgang und demnächst darüber, ob sich solche Gefühlsgänge, sie seien nun richtig oder falsch, auch wohl sonst noch in einer auf freies Empfinden Anspruch machenden Seele vorfinden mögen.“ Diese Aeußerungen sind für Fontanes Art, gerade auch für seine künstlerische Art ganz ungemein bezeichnend. Ich frage: Warum eigentlich wünscht er die Uebermacht der größeren Masse, der größeren Zahl? Aus Gerechtigkeitsinn nicht; denn er ist klug genug, zu begreifen, daß das größere Recht oft auf Seite der kleineren Macht ist. Ich glaube, antworten zu müssen: den Sieg der größeren Zahl verlangt er aus ästhetischen Rücksichten. Ich möchte sagen: es fällt ihm schlecht in die Augen, wenn das Größere unterliegt; das ist kein Verhältniß, keine Ordnung. An derselben Stelle übrigens macht er die Bemerkung, daß wenn zwei Jungen, ein großer und ein kleiner, sich püegeln, den Sieg des größeren verlangt und meint, dieses Verlangen werde bestimmt durch „die Macht der rein äußerlichen Erscheinung“. Nun — diese „Macht der rein äußerlichen Erscheinung“ ist eben das Aesthetische. Gewöhnlich werden Staat und Kunst, individuelles Ausleben und staatlicher Zwang als Gegensätze empfunden. Der Staat wird als etwas, wenn auch Nothwendiges, so doch Unästhetisches, Unkünstlerisches angesehen. In Fontane haben wir den sehr seltenen Fall, daß ein Dichter auch den Staat und die Ausübung der ganz realen und brutalen Staatsgewalt als ästhetisch empfindet, und zwar ganz naiv so empfindet.

Die ästhetische Grundlage seines Ordnungsinnes wird übrigens auch an einem für sich sehr unbedeutenden und kleinen Fall deutlich. Er geht einmal, noch als junger Mann, mit dem ebenfalls noch jungen Storm die Linden hinunter, nach Kranzler zu.

Storm äußert den Wunsch hineinzugehen, befand sich aber in nichts weniger als zureichender Toilette. Das empfand Fontane als peinlich, als um so peinlicher, da gerade Gardelürassier-Offiziere den Eingang besetzt hielten. Fontane ist hier sicherlich nicht von dem Gefühl der Leute beseelt, die es als Schande empfinden, mit ärmlich Bekleideten gesehen zu werden. Aber es ist unästhetisch, es stört den einheitlichen Anblick, mit zu kurzen Hosen eigenartigster Färbung, einem blank getragenen Röckchen und einem statt der Wäsche seltsam um den Hals geschlungenen Shawlungeheuer dort hineinzugehen, wo sonst Alles reich und vornehm, blank und leuchtend ist. Von demselben ästhetischen Empfinden eingegeben ist auch die Aeußerung, die Botho zu Lene über die originelle Frau Dörr macht, als es sich darum handelt, sie auf einen Spaziergang mitzunehmen oder lieber zu Hause zu lassen. Sie muß zu Hause bleiben, denn — so erklärt Botho —: „Frau Dörr, wenn sie neben Deiner Mutter sitzt oder den alten Dörr erzieht, ist unbezahlbar, aber nicht unter Menschen. Unter Menschen ist sie blos komische Figur und eine Berlegenheit.“ —

Ich bin in diesem Stück meiner Ausführungen von der männlichen Kraft und dem Persönlichkeitsgefühl ausgegangen, das Fontane zu eigen war. Im Zusammenhang damit habe ich seinen Ordnungssinn und sein Staatsgefühl erläutert. Dieses Persönlichkeitsgefühl wirkt noch in anderer Richtung bestimmend auf die Art seines künstlerischen Gestaltens ein und trennt ihn von allermodernsten Kunstströmungen. Wir haben heute eine Anzahl Künstler, die mit Virtuosität es fertig bekommen, in die Seelen Anderer hineinzuschlüpfen, völlig in den Gestalten, die sie darstellen wollen, aufzugehen und ihre eigene Persönlichkeit möglichst zu verlieren. So ist Fontanes Darstellungsart nie beschaffen. Er bleibt stets außerhalb der Dinge und Verhältnisse, die er schildert; er verharrt auf seinem eigenen Standpunkte; er wahrt stets den von ihm darzustellenden Menschen gegenüber eine gewisse Distanz. Es liegt ihm garnichts daran, die Dinge etwa ihrer innersten Natur nach nur objektiv hinzustellen. Was er giebt, sind vielmehr nur Bilder, die er mit den ihm eigenen Augen sinnfällig wahrgenommen hat. So naturwahr die Fontaneschen Gestalten auch dem Leben entnommen sind, sie tragen doch alle die subjektive Eigenart ihres Schöpfers an sich. Wie zwischen sich und den Menschen, so wahrt er auch zwischen sich und der Natur eine gewisse Distanz. Wir haben in der modernen Kunst Figuren, die ihr individuelles,

spezifisch menschliches Selbst möglichst abstreifen und durch völliges Versinken und Einswerden mit der Natur wieder Größe und Ruhe gewinnen möchten. Ein bezeichnendes Beispiel dafür findet sich bei Knut Hamsun, in einer Meditation, die er den Lieutenant Glahn in dessen Waldeinsamkeit anstellen läßt. „Alles läßt sich mit mir ein, vermischt sich mit mir, ich liebe Alles. Ich nehme einen trockenen Zweig auf und behalte ihn in der Hand. Der Zweig ist beinahe verfault. Seine dürftige Rinde macht Eindruck auf mich. Mitleid durchzieht mein Herz.“ Er legt den Zweig ganz behutsam auf den Boden zurück und vermag sich nur thränenden Auges davon zu trennen. Soweit geht Fontanes Naturgefühl nie, daß ihm ein vertrockneter, angefaulter Zweig Thränen entlocken könnte, weil er sich mit ihm gewissermaßen eines Wesens fühlte. Hamsuns Naturgefühl ist ein naturalistischer Pantheismus. In Fontanes Art, Menschen sowie Natur zu empfinden, liegt etwas Monotheistisches. Er steht vor den Menschen und vor der Natur als einheitliches, selbständiges, in sich geschlossenes, überlegenes Wesen.

In der Fontanescher Kunst eigenen Mischung von Persönlichem und Sachlichem, Subjektivem und Objektivem scheint mir übrigens das innerste Wesen des Realismus zu liegen, im Gegensatz zum Naturalismus sowohl, wie Idealismus. Im Naturalismus trachtet der Künstler danach — im Gefühl individueller Schwäche sicherlich — in den Menschen und in der Natur aufzugehen, die Verhältnisse nur objektiv, ihrer innersten, „wirklichen“ Natur nach zu schildern. Daß diese Sehnsucht, sich zu entäußern, aufzugeben, in der That ihren Grund in individueller Kraftlosigkeit hat, wird darin ganz deutlich, daß sich der Naturalismus sehr schnell und mit begreiflicher Folgerichtigkeit zum Mysticismus und Symbolismus entwickelt hat. Nach der rechten Seite hin steht der Realismus wieder im Gegensatz zum Idealismus. In diesem ordnet sich die Individualität eines Künstlers einer bestimmten, als objektiv richtig und verbindlich geglaubten Weltanschauung unter, von der heraus ein bestimmter Maßstab an Mensch und Natur angelegt wird. Die realistische Kunst erfordert eine selbständige Persönlichkeit, die mit dem geraden und klaren Spiegel der Augen die Bilder der Außenwelt unverfälscht auffängt, eine Persönlichkeit, die den Muth hat, die Dinge in ihrer nackten Natürllichkeit zu betrachten, die — um Fontanesch zu reden — „sich nichts weiß machen läßt“. Der realistische Dichter muß von gerader, natürlicher, kraftvoller und offener Natur sein, mit freiem Blick, gesunder Schau- und Sinnenlust, unbeirrt

von philosophischen Abstraktionen und ungequält von Unlust und unstillbarer und unerfüllbarer Sehnsucht. Die realistische Kunst, da sie den Muth hat, den Dingen gerade entgegenzusehen und anzuerkennen „das, was ist“, muß im Grunde optimistisch und heiter sein. Es ist eine Lust, zu schauen. Fontane nun scheint uns durch und durch ein solcher realistischer Künstler zu sein, der geschlossenste, konsequenteste, maßvollste und sicherste Realist, den die deutsche Dichtkunst aufzuweisen hat. Und er war auch der erste und älteste der Realisten. Er wurde es nicht erst, als im Kampfe gegen die klassicistischen Epigonen der Realismus Mode wurde. Fontane konnte seiner ganzen Naturanlage von Anbeginn nichts Anderes sein, als Realist. Ehe denn der Realismus Mode würde, war er. Darin liegt auch, wie mich dünkt, seine literargeschichtliche Bedeutung.

Der Realismus ist im Grunde optimistisch, da er die Welt, „das, was ist“, anerkennt. Er ist darum aufbauend, bestätigend, nicht verneinend und zerstörend. Er ist Synthese. Die Kritik aber ist Analyse. Und Fontane, dieser erste und im Grunde beste unserer Realisten war nahezu zwanzig Jahre hindurch Kritiker, Theaterreferent der „Vossischen Zeitung“. Wie hat er das fertig gebracht? Was vermochte er als Kritiker zu bedeuten?

Gestatten Sie, daß ich aus einer Reihe seiner Kritiken, die er zu verschiedensten Zeiten über verschiedenste Stücke geschrieben hat, ein paar Stellen in Eile verlese! Bekannt und viel gerühmt ist es, daß er, ein Siebzigjähriger, der Wegbereiter Hauptmanns gewesen ist. Ueber dessen Drama „Vor Sonnenaufgang“ schreibt er: „Der Ton ist bei Arbeiten wie dieser, die viel von der Ballade haben, nahezu Alles. Denn er ist gleichbedeutend mit der Frage von Wahrheit oder Nicht-Wahrheit. Ergreift er mich, ist er so mächtig, daß er mich über Schwächen und Unvollkommenheiten, ja selbst über Ridikülismen hinwegsehen läßt, so hat ein Dichter zu mir gesprochen, ein wirklicher, der ohne Reinheit der Anschauung nicht bestehen kann und diese dadurch am besten bekundet, daß er den Wirklichkeiten ihr Recht und zugleich auch ihren rechten Namen giebt.“ Sogar der im Naturalismus noch ein gutes Stück mehr leistenden „Familie Selick“ gegenüber verhält er sich — wenn auch ein bißchen skeptisch — so doch durchaus nicht abweisend. „Ich habe keine bestimmte Antwort darauf; man muß es abwarten, wie so vieles Andere. Einmal geht das, einmal laß ich mir das gefallen, sogar unter wärmster und bewundernder Anerkennung gefallen. Und wenn der Dichter-

montag mal wieder auf den 7. April fällt, dann mag es auch mal wieder gehen.“ Derselbe Mann aber, der nicht nur für Hauptmanns Erstlingswerk Worte wärmsten Lobes schreibt, sondern auch unter „wärmster und bewundernder Anerkennung“ die „Familie Selide“ sich „gefallen“ läßt, derselbe Mann schreibt über ein Drama Heyse: „Die Weisheit Salomos“: Diese wenigstens mich persönlich durch die Mittelakte hin begleitenden Zweifel gipfelten in der Frage nach der historischen, ja, die Wahrheit zu gestehen, auch nur der menschlichen Möglichkeit dessen, was uns von Szene zu Szene vorgeführt wurde. . . . Die große Schlußzene schuf aber Wandel hierin, indem sie mich plötzlich auf die Stelle stellte, von der aus das Stück betrachtet sein will. Geschichte hin, Geschichte her. Ja, weitergehend, auch der alltägliche Mensch kommt hier nicht in Frage. . . . Was zur Erscheinung gebracht werden soll, ist nicht Wirklichkeit, sondern das Ideal.“ Fontane schließt, nach dem Schiller'schen Grundsatz: „Was sich nie und nirgends hat begeben“ u. s. w. habe Heyse ein Stück geschaffen, „das weder auf kulturhistorische Korrektheit noch auf Durchschnittswahrscheinlichkeit, sondern lediglich auf sein poetisches Vollmaß, auf Schönheit und Erhebung angesehen sein will. Der Realismus, der unsere Zeit beherrscht und dem ich selber ein so großes Recht vindiziere — so groß ist dieses Recht nicht, daß jede andere Weise daneben zu verstummen hätte.“ Für Fontane sehr charakteristisch ist die Art, wie er einmal ein Lubliner'sches Stück — „Der Name“ — kritisiert: „Man muß nicht mehr wollen, als man kann. Das über sich hinaus Streben ist respektabel, oft groß, und Manchen kleidet es auch. Lieber ein natürlicher Kult von Bizlipuzli, als ein Zwangskult von dem „Kunsthöheren“. Lubliner ist ein Talent und auf seinem eigensten Gebiet, auf dem Gebiete der Einfädlungen und Schürzungen fast ein großes Talent. Er ist auch ein Mann glücklicher Einfälle. . . . Vor zehn, zwölf Jahren, als er auftrat, habe ich das Alles nicht so stark empfunden. Jetzt aber steh' ich auf dem Standpunkte, daß ich, neben vielem Anderem, auch den dramatischen Tausendkünstler gelten lasse, den Lustspiel-Bellachini. . . . Ich bewundere das jetzt ganz aufrichtig und quäle keinen Menschen mehr mit Feststellung der Grenze zwischen Kunst und Kunstfertigkeit.“

Ein solcher Kritiker, der nahezu für Alles ein paar liebenswürdige und lobende Worte fand, war natürlich sehr beliebt, und es ist begreiflich, daß am 4. Januar 1890, als Fontanes siebzig-

jähriger Geburtstag offiziell — unter Anwesenheit des Kultusministers — gefeiert wurde, der Leiter der „Voss. Ztg.“ erklären konnte, „es sei ihm in fast zwanzigjähriger Thätigkeit an unserer Zeitung nicht einmal als Theaterreferent gelungen, sich Feinde zu machen.“ Dies spricht gewiß für die Liebenswürdigkeit des Menschen. Aber was beweist es für die Tüchtigkeit des Kritikers? Berräth es nicht eine arge Geschmacklosigkeit, Hauptmann und Schlap, Heysse und Lubliner zugleich zu loben? Ich glaube nein? Um von vornherein meine Meinung über Fontane als Kritiker zu sagen: auch als solcher ist er, wie als Dichter, Realist gewesen. Auch die Theaterwelt sah er an, wie sie wirklich ist, und nicht, wie sie sein sollte und doch nicht sein kann. Es besteht aber in dieser Theaterwelt die unerschütterliche Thatsache, daß „Im weißen Röhl“ mehr aufgeführt wird und aufgeführt werden muß, als „Rosmersholm“. Für hundert Ibsen-Vorstellungen findet sich nirgends in der Welt ein Publikum. So sind eben die Menschen beschaffen. Auch in der Kunst herrscht das Gemeine und Alltägliche über das Seltene und Sonntägliche. Und auch in der Kunst wie im Leben muß der Realist, der realistische Kritiker, den Muth haben, dieses „Gemeine“ anzuerkennen, weil es eben existirt und eine Macht ist. Ist es vielleicht von einem Theaterdirektor zu verlangen, daß er an dem Abend, an dem das „weiße Röhl“ zum hundertsten Male vor überfülltem Hause paradirt hat, vor den Vorhang tritt und dem höchst vergnügten Publikum etwa folgende Rede hält: Liebenswertes Publikum! Die Thatsache der hundertsten Aufführung dieses völlig unliterarischen Stückes, das mir meine Kasse bis an den Rand zu wiederholten Malen gefüllt hat, beweist Alles für Ihren schlechten Geschmack. Aus Gründen der Strafe sowohl wie der Erzählung wird jetzt in meinem Kunsttempel 200 Mal „Rosmersholm“ und dazwischen eingestreut 100 Mal „Die Macht der Finsterniß“ zur Darstellung gelangen.“ Kann man dergleichen verlangen? Natürlich nicht. Ist es aber unmöglich, wahrer Kunst beim breitesten Publikum Eingang zu verschaffen, dann ist es auch geschmacklos, allen Witz und alle — oft nur zu affektirte — Entrüstung gegen diese Posse und jenen Schwanz ins Feld zu führen. Hier kann es — zumal in einer Tageszeitung, die doch lange Auseinandersetzungen über Kunstideale und Theaterprinzipien garnicht gestattet — nur darauf ankommen, jedes in seiner Art zu verstehen und zu behandeln. Das ist die Art Fontanescher Kritik. Und diese Art ist nicht in Schwäche begründet. Nur wer einen festen

Standpunkt und klare Augen hat, kann Gutes und Schlechtes, Hohes und Niederes an sich vorüberziehen lassen, ohne selber verwirrt und schwindelig zu werden. Jedes in seiner Art verstand Fontane zu würdigen. Es mußte nur eine Art haben, eigenartig sein, gesteckte Grenzen nicht überspringen wollen. Und wo Eigenart, Einheitlichkeit ist, da ist auch Wahrheit, wenn auch nur subjektive Wahrheit. Hauptmanns Drama ist von einer einheitlichen Grundstimmung getragen, aber auch Heyses Werk. Wenn die Stimmungen auch grundverschieden sind, — wenn sie nur rein und stark in den Dichtern erklingen, dann sind sie berechtigt, dann sind sie wahr und natürlich. So wird auch Ibsen von Fontane gewerthet, in den „Gespenstern“ z. B.: „Wir werden nicht hingerissen bezw. niedergeworfen durch die Wahrheit, die darin lebt, sondern einfach durch Ibsens Glauben, durch den künstlerischen Ernst seines Schaffens. Was heißt Wahrheit? Der Dichter, als er das Stück schrieb, war von einer Idee erfaßt, die ihm Wahrheit war und die es ihn drängte, als Wahrheit zu bekennen.“ Im Uebrigen allerdings meint Fontane über den großen Norweger, und diese Meinung ist echt Fontanesch: „Was aber seine mannigfachen, Menschheit beglückenden Probleme angeht, so kann ich nur mit dem alten Koppelke (aus „Familie Selide“), dem ich mich überhaupt verwandt fühle, sagen: „Alles Rumpitz“. Da spricht wieder ganz das „Kind“ aus Fontane, das wohl Lust hat am sinnlichen Schauen, aber keinen Blick für Probleme, Ideen, Räthseltiefen. Das „Kind“ Fontane vermag den „Greis“ Ibsen im Grunde gar nicht zu verstehen, wobei ich — wohlgemerkt — den „Greis“ ebensowenig als Tadel meine, wie das „Kind“. Die kindliche Schaulust gegenüber der Schaubühne, die Frische mit der Fähigkeit nicht nur, sondern dem Verlangen, neue Eindrücke aufzunehmen, und der gute Glaube und hoffnungsvolle Optimismus treten sehr schön in folgender Aeußerung des „alten Fontane“ vor: Wir sind beim Experimentiren und Alles, was sich gegen unsere Experimentirkünste sagen läßt, ist ihre Kärglichkeit und Schüchternheit. Der Wettbewerb ist viel zu klein und beschränkt. Solche Unberühmtheiten, die morgen schon Berühmtheiten sein können, giebt es viele.“ Bemerken möchte ich übrigens noch, daß der bewußte Realist und Förderer der neuen Kunst nicht etwa erst im Jahre der „Freien Bühne“ in ihm erstanden ist. Bereits 1885 schreibt er in seinem Buche über Friedrich Scherenberg: „Die Bedeutung der Scherenberg'schen Gedichte liegt ganz einfach in ihrer Originalität. . . . Originelle Dichtungen sind nun freilich noch lange nicht schöne Dichtungen, und dem Grundwesen der Kunst

nach wird das bloß Originelle hinter dem Schönen immer zurückzutreten haben. Gewiß. Und ich bin der Letzte, der an diesem Fundamentalsatz zu rütteln und zu rühren gedenkt. Andererseits aber krankt unsere Literatur — wie jede moderne Literatur — so schwer und so chronisch werdend an der Doublettenkrankheit, daß wir, glaube ich, an einem Punkt angelangt sind, wo sich das Originale, wenigstens vorübergehend, als gleichberechtigt neben das Schöne stellen darf. In Kunst und Leben gilt dasselbe Gesetz, und wenn die Nachkommen einer zurückliegenden großen Epoche das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, so werden die willkommen heißen, die für neue Güter Sorge tragen, gleichviel wie. Zunächst muß wieder was da sein, ein Stoff in Rohform, aus dem sich weiter formen läßt.“ —

— Als Dichter wie als Kritiker war Fontane derselbe, mußte derselbe sein, weil er als Mensch eine Einheit war, die sich immer gleich bleiben muß. Und er — 1819 geboren — lebte in Zeiten, in denen die Einheit eines Charakters sehr wohl hätte in die Brüche gehen können. Aber weder Reaktion noch Revolution haben ihm einen Knick gegeben. Nicht Hegel und nicht die Feuerbach, Bauer und Strauß, Marx und Lassalle haben seiner Natur Bahn weisen können, obwohl er mit Manchem von diesen direkt oder wenigstens indirekt in Berührung gekommen ist. Das hat er mit Bismarck gemein, von Gedankenströmungen sich niemals den Kurs der Lebensfahrt zu bestimmen lassen. Durch die Einheit seines Wesens, durch seine Natürlichkeit, seine Güte und Liebenswürdigkeit, durch seine Weisheit, Kraft und Verständigkeit hat er uns mit seinem Leben ein Vorbild und ein Beispiel gesetzt. Er hat sich zum Ruhme nicht nur durchgedichtet, sondern — was im Grunde mehr bedeutet — zum Ruhme durchgelebt. Als er, der noch so Heitere und Lebensvolle, starb, schnell und schmerzlos, wars, wie wenn eine Sonne plötzlich von Wolken verhüllt wird. Wenn wir aber an sein Leben denken und uns in seine Werke vertiefen, vermögen wir nicht länger traurig zu sein. Durch die Wolkenschleier unserer Trauer bricht die Erinnerung, an eine lichte und klare, warme und sonnige Gestalt, wie ein schönes und tröstendes Abendroth.

Ein Kulturbild aus dem Reformationszeitalter.

(Der Augsburger Reichstag im Jahre 1548 nach einem fürstlichen Tagebuch.)

Von

Dr. Cr. Meher,
Staatsarchivar, München.

Karl V. hatte sein Meisterstück der Staatskunst vollbracht. Der schmalkaldische Bund war zersprengt. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, das Haupt des Bundes, mußte am Abend des 24. April 1547 vor seinem „allernädigsten Kaiser und Herrn“, den er noch eben als „Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt“, zu tituliren pflegte, das „Knie beugen“, die spanische Reverenz machen, wie das in der damaligen spanischen Hofsprache genannt wurde. Landgraf Philipp von Hessen that wenige Wochen darauf, am Abend des 19. Juni, „auf dem großen Saale in des Kaisers Losament zu Halle, im Beisein vieler Herren, Kurfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlshaber und einer großen Anzahl anderer Leute, so viel als ins Gemach gehen und von außen durch die Fenster darein sehen konnten“, gleichfalls den Fußfall und leistete demüthige Abbitte, erwirkte aber nichts weiter, als daß er sich keiner ewigen Gefangenschaft zu versehen habe. Die andern Fürsten, Herren und Städte des Bundes waren den Häuptern entweder schon zuvorgekommen in rascher und schmachvoller Unterwerfung, oder ihnen schleunigst gefolgt. Durch unermessliche Kontributionen, Lieferungen von Geschütz und Kriegsmaterial aller Art hatten sie die Gnade des Kaisers und Aufhebung der über sie verhängten Acht erkauf; die

demüthigen Formen der Ausföhnung, die Keinem erlassen wurden, mochten im Augenblick gegen diese materiellen Opfer gar nicht in Anschlag gebracht worden. Mit Recht wurde ihnen schon damals gesagt: hätten sie nur den vierten Theil dessen, was sie dem offenkundigen Feinde ihres Glaubens und ihrer Freiheit zahlen mußten, daran gesetzt, beide zu vertheidigen, so würden sie den Krieg Jahre lang haben führen können, was ebenso viel hieß, als ihn siegreich führen. Dergleichen ist in ähnlichen Situationen stets mit dem gleichen Rechte gesagt worden, hat aber niemals verhindert, daß dasselbe sich stets wiederholt hat.

Karl V. war ein zu gewiegter Politiker, um seinen Sieg zu überschätzen. Er wußte wohl, daß er nur so weit Gehorsam fand, als die Gegenwart seiner Soldateska denselben erzwang. Alles hing daher davon ab, ob er die genügende Truppenmacht so weit zerstreuter Gebiete, vom Fuße der Alpen bis zu den Küsten der Nordsee, zusammenzuhalten vermochte. Das war aber zumeist eine finanzielle Frage. Denn der Soldat jener Zeit, der echte, richtige Söldner, machte seine Dienste ganz allein vom Beutel abhängig. Wurde er gut und vor Allem pünktlich bezahlt, so war das Größte mit ihm möglich. Stockte dagegen der Sold, so erfolgte sofort Lösung der Disziplin, offene Widersetzlichkeit und eine vollständige Zersplitterung der Heere. Nun hatte dieser „deutsche Krieg“ dem Kaiser mindestens drei Millionen Goldgulden gekostet, aber alle Straf gelder und Kontributionen, alle päpstlichen Hülfsgelder und die der katholischen Reichsstände hatten nicht mehr als anderthalb Millionen gebracht. Es war eine bedenkliche Ebbe im kaiserlichen Schatze, und die Fugger und Welser, die wohl hätten helfen können, waren nicht mehr so unbedingt zum Kreditgeben geneigt, wie etwa zehn oder zwanzig Jahre früher.

So war es jetzt die Hauptaufgabe der klugen Männer im Rathe des Kaisers, neue Geldquellen aufzuspüren — ein Geschäft, dem sie sich mit um so größerem Eifer widmeten als es Jedermann, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, wohl bekannt war, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil davon nebenab in ihre Taschen floß. Freilich waren die eigentlichen Goldbäche, die in den reichen Städten oder in den Schatzkammern der größeren fürstlichen Rebellen entsprangen, schon abgeleitet, und was noch übrig blieb, konnte auch bei den umsichtigsten Bohrversuchen nicht mehr so ergiebig ausfallen. Aber die Menge mußte auch hier ersetzen, was die Fülle zu wünschen übrig ließ.

Es kam also darauf an, möglichst viele „Schuldige“ von dem vergangenen Kriege her zu erspähen, nicht um sie zu bestrafen, sondern nur um sie bezahlen zu lassen, so viel als sich nur immer aus ihnen herauspressen ließ. Unter diese eigenthümliche Kategorie von Schuldigen wurden auch die Grafen von Waldeck gezogen, um welche man sich sonst am kaiserlichen Hofe und in der kaiserlichen Politik wenig zu bekümmern pflegte.

Das alte gräfliche Haus Waldeck gehörte zu denen, auf die das volksmäßige Wort des Freidank:

„Breite Eigen werden schmal,
Wenn man sie theilet nach der Zahl“

in vollstem Sinne seine Anwendung gefunden hat. Fortwährende Theilung eines nicht übermäßig großen Besitzes ließen eine Linie nach der andern aufschließen, trugen aber nicht dazu bei, das Gesamtgut des Hauses zu vermehren oder seine politische Stellung zu verbessern. So war es gekommen, daß die früher reichsunmittelbaren Grafen im fünfzehnten Jahrhundert sich unter die Lehnsherrschaft eines mächtigeren Nachbarn, des hessischen Landgrafen, begeben mußten, ohne damit ihre Reichsstandschaft aufzugeben. Es war dies eines der unzähligen unklaren staatsrechtlichen Verhältnisse, mit denen der Organismus des Reichs in den letzten Zeiten des Mittelalters sich beschwert hatte. So lange Alles im ebenen Geleise fortging, mochte man sich leidlich dabei behelfen, aber jede Krisis mußte Gelegenheit zu den fatalsten Verwirrungen für alle Beteiligten geben.

Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges gab es nicht weniger als vier regierende Herren im kleinen Waldecker Lande: Philipp IV. von der Wildungschen Linie und die drei Brüder: Wolrad II., Philipp V. und Johann von der Eisenbergischen Linie. Alle diese hatten ihrem Lehensherrscher, dem hessischen Landgrafen Philipp, als er sie zur Lehnfolge im Jahre 1546 aufbot, Gehorsam geleistet, wie es getreuen Vasallen ziemt und wie sie es bei Strafe der Verwirkung ihrer Lehen schuldig waren. Doch waren sie nicht in den Fall gekommen, für ihren nächsten Lehensherrscher das Schwert gegen ihren obersten Lehensherrscher, den Kaiser zu ziehen. Ehe noch das kaiserliche Heer den Landgrafen an seinem eigenen Herde aufsuchen konnte, entschloß er sich zur Unterwerfung und die aufgebotenen Vasallen wurden entlassen. Ein kaiserlicher Kommissar verkündete allen denen, welche für den Landgrafen und gegen den Kaiser die Waffen getragen, vollständige Amnestie unter der Be-

dingung, daß sie sich fortan ruhig hielten. Die Waldeck'schen Grafen wirkten, wie die meisten der mit ihnen in gleicher Lage befindlichen Herren und Ritter, zu größerer Sicherheit noch eine förmliche Urkunde darüber von eben diesem kaiserlichen Kommissar aus, vor dem sie sich persönlich gestellt hatten, und durften sich nunmehr der Hoffnung hingeben, unbelästigt zu bleiben.

Da erfolgte wie ein Blitz aus heiterer Luft am 17. März 1548 eine Citation an die drei Brüder Wolrad, Philipp und Johann, sich zur persönlichen Verantwortung vor dem Kaiser, der damals zu Augsburg residirte, am 16. April zu stellen. Dem kaiserlichen Mandate mußte unter damaligen Umständen gehorcht werden, wo spanische, italienische und deutsche Truppen durch ganz Niederdeutschland kantonirten und jede Widersetzlichkeit durch das schärfste summarische Verfahren geahndet werden konnte. Es machten sich daher die drei Brüder schleunigst reisefertig.

Schon am 6. April konnten die gräflichen Brüder mit einigen erprobten Rätthen und weniger Dienerschaft vom Schlosse Waldeck ausreiten dem Süden zu. Mit diesem Datum beginnt das Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen worden. Es ist von dem Grafen Wolrad eigenhändig und meist in großer Ausführlichkeit geschrieben, natürlich in lateinischer Sprache, wie es sich für einen so gelehrten Herrn ziemt. Der „Gelehrte“ ist ein Beiname, der ihm damals sehr häufig und nicht bloß aus Schmeichelei beigelegt wurde. Das Tagebuch vergegenwärtigt uns ein Stück deutscher Geschichte in der Unmittelbarkeit des selbst-erlebten Begegnisses, wie keine andere geschichtliche Aufzeichnung dieser Zeit.

In schweren Sorgen wurde die Reise angetreten. Namentlich mußte Wolrad aus triftigen Gründen Schlimmes fürchten. Er hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten als eifriger Verfechter der neuen Lehre bemerklich gemacht. Zu dem letzten, ganz verunglückten Vereinigungsversuch der beiden Glaubensbekenntnisse, dem Religionsgespräch zu Regensburg im Winter 1545—1546, war er auf den Wunsch des großen Straßburger Theologen Bucer von Seiten seines Lehnherrn, des Landgrafen Philipp, zwar nur als Zuhörer gesandt worden, aber sein Glaubenseifer hatte ihn fortgerissen, so daß er einmal die hämischen Invektiven des kaiserlichen Kaplans Malvenda, allerdings nicht sehr parlamentarisch unterbrach. Daß ihm Malvenda Rache geschworen hatte, wußte er, und gleichfalls, was jener bei dem Kaiser galt. Außerdem bekümmerten ihn allerlei

an sich geringfügige Streithändel mit seinen Nachbarn, wie sie jeder deutsche Territorialherr damals hundertweise hatte. Aber das Befährliche dabei war, daß er Protestant und seine Gegner Katholiken waren, darunter der neue Erzbischof Adolf von Köln, den man als einen besonderen Günstling des Kaisers betrachtete und zugleich auch als einen besonders heftigen Feind der neuen Lehre und ihrer Anhänger. Man hatte den Grafen einstweilen wissen lassen, daß er sich zu Augsburg nicht bloß wegen Hochverraths gegen den Kaiser, sondern auch wegen Friedensbruchs gegen harmlose Nachbarn zu verantworten habe werde. Seine Brüder durften die Sache leichter nehmen. Sie konnten in Augsburg auf einflußreiche Gönner hoffen, vor Allem auf den Herzog Wilhelm von Cleve, der damals bei dem Kaiser und König Ferdinand viel galt, weil man ihn gut brauchen konnte. Dieser Clevesche Herzog war ihrer noch lebenden Mutter leiblicher Bruder, Wolrad aber aus der ersten Ehe des Vaters, entbehrte also diese mächtige Verwandtschaft. Beide jungen Grafen standen noch in den Jahren, wo man frischer in die Welt hinausieht, der eine war 27, der andere 26 Jahre alt. Wolrad dagegen hatte beinahe schon das vierzigste Jahr erreicht. Die jüngeren Brüder waren noch unverheirathet, er aber seit zwei Jahren mit einer innig geliebten jungen Frau, Gräfin Anastasia von Schwarzburg verbunden, die ihm schon ein Töchterchen geboren hatte. Daß er Weib und Kind in diesen Zeiten schutzlos zurücklassen mußte, war nicht der geringste Theil seines Kammers, denn wer bürgte dafür, daß er nicht als Geächteter seiner Heimath für immer den Rücken kehren mußte?

Je näher man Augsburg kam, desto deutlicher zeigten sich die Merkmale der traurigen Zustände, unter denen die Gefinnungsgeoffen der Großen damals seufzten. Schon in Nürnberg war Alles voll Angst und Verwirrung über die weiteren Pläne des Kaisers in Bezug auf Religion und bürgerliche Freiheit. In der Reichsstadt Weißenburg begegneten die Augen der zum Thore Einreitenden zuerst den kaiserlichen Fahnen, als Zeichen, wer jetzt hier der wahre Herr sei. Bei Donauwörth übernachtete man in demselben Zimmer der Herberge zum Löwen, wo kurz vorher der Landgraf von Hessen neunzehn Wochen lang als Gefangener gehalten und von seiner spanischen Wache nicht wenig gequält worden war — eine Erinnerung, die nicht eben ermunternd wirkte. Vorher, zwischen Monheim und Weißenburg, war Graf Wolrad mit genauer

Noth aus augenscheinlicher Todesgefahr gerettet worden: sein Pferd war in der Furth eines angeschwollenen Baches gestürzt und er im Bügel hängen geblieben.

So ritten sie denn schweren Herzens am Mittag des 14. April in Augsburg ein. Im Gewirr des Reichstags, des stattlichsten und schicksalschwersten des ganzen sechszehnten Jahrhunderts, hätten sich die Waldecker Herren wohl schwer zurecht gefunden, wenn sie nicht alsbald sich an einen trefflichen Führer und Berather gewendet hätten. Dies war Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg, einer der bedeutendsten deutschen Fürsten dieser Zeit, obwohl an Landbesitz vielen nachstehend. Aber er hieß nicht umsonst der „reiche“ Graf, und was mehr war, er kannte den kaiserlichen Hof und alle leitenden Persönlichkeiten aufs Genaueste, galt mit Recht für einen der treuesten Diener des Kaisers, machte aber kein Hehl daraus, daß er offen der neuen Lehre zugethan sei. Er hielt es darin anders als sein großer Sohn Wilhelm von Oranien, der den wohlverdienten Ruhm seines Vaters ganz verdunkelt hat. Jener Graf Wilhelm nahm die mißlichen Angelegenheiten der ihm nahe verwandten Waldecker sofort in seine Hand. Sein Rath war es, der Wolrad bestimmte, Alles daran zu setzen, den Handel mit dem Kölner Erzbischof auf gütlichem Wege zu schlichten. Graf Wilhelm suchte persönlich den hohen geistlichen Herrn auf. Freilich konnte er ihn nicht sprechen, da er noch mit einem tüchtigen Kaufmann vom vorgehenden Tage zu Bette lag. Schließlich gelang es dem Vermittler, den Erzbischof zu einem Vergleich zu bewegen, allerdings nur gegen schwere Opfer seitens Wolrads. Damit war eine große Gefahr für die Hauptangelegenheit, die Rechtfertigung vor dem Kaiser wegen Hochverraths, abgeschnitten.

Mittlerweile war auch dieser Hauptprozeß in Gang gesetzt, aber der Gang war und blieb schneckenhaft. Nicht sehr ermuthigend lautete es, wenn Kurfürst Moriz von Sachsen inmitten einer zahlreichen Gesellschaft von höchsten und hohen Herren und Frauen bei seiner Schwiegermutter, der Landgräfin von Hessen, sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß Graf Wolrad auf dem Reichstag erschienen sei. Moriz selbst konnte allerdings damals kein direktes Interesse haben, dem Grafen zu schaden, aber seinem Freund und Mitgesellen bei dem Verrath an den Glaubensgenossen, dem milden Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach — sehr mit Unrecht der deutsche Alcibiades genannt — war Wolrad persönlich unangenehm und seine Gegenwart in Augsburg nicht wenig unbequem.

Formell wurde der Hochverrathsprozess in der Art geführt, daß die Angeklagten ihre mündliche und schriftliche Vertheidigung in eigener Person oder durch ihre Beauftragten bei gewissen, dazu deputirten kaiserlichen Rätthen anbrachten. Diese hatten dann an den Kaiser zu referiren, von dem das Urtheil gesprochen werden sollte. Thatsächlich verhielt es sich aber anders. Der Kaiser selbst kam eigentlich nur im letzten Aufzug oder in der Schlußszene dieser Tragödie auf die Bretter und Alles wurde von seinen Ministern, dem jüngeren Granvella und Wiglius auf eigene Hand entschieden.

Erst nach einer ganzen Anzahl müßig verbrachter Tage gelangten die Waldecker Grafen zur Audienz bei Granvella. Er hörte den Vortrag ihres rechtskundigen Beistandes ruhig an, aber die Antwort, die er erteilte, gab keine günstigen Aussichten. Da mußte man sich denn in Geduld fügen und auf die kaiserliche „Resolution“ — ein Wort, das damals in Deutschland noch wenig gehört und, wie das gräfliche Tagebuch sagt, erst von den neuen Leuten, die jetzt herrschten, neu hereingebracht war — so lange warten, als dies den „Halbgöttern am Hofe“ gefiel, sie warten zu lassen. Richtig genug bemerkt einmal selbst einer der ersten kaiserlichen Rätthe, der Bizkanzler Dr. Seld, es sei die Art dieses Hofes, die Menschen durch Verzögerung umzubringen.

Dieselbe Klage, die die Waldecker Grafen führten, ertönte von allen Seiten. Die Ursache davon ist nicht schwer zu finden: Alle kaiserlichen Minister und Rätthe waren fleißig an der Arbeit, aber der Arbeit war zu viel. Der eine Mann, auf dessen Schultern Alles lag, war damals noch dazu alt und krank. Es war der bekannte Nikolaus Starendt, der „erlauchte Herr von Granvella“, wie ihn Graf Wolrad und viele andere Hochgeborene dieser Zeit ironisch zu betiteln pflegten. Denn der bis zu dem grenzenlosesten Einfluß emporgestiegene ehemalige Schreiber aus Burgund, in dessen Hand die große Politik und die Regierung der halben Welt lag, war und blieb ihnen trotz seiner Nobilitirung nur ein pfliffiger und vom Glück begünstigter Emporkömmling. Daß ihn der Kaiser wie einen Vater ehrte, ist eine vielleicht etwas sentimental gefärbte Aeußerung eines damaligen Beobachters, gewiß aber ist, daß er alle Geschäfte ihm überließ und sich nur die letzte Entscheidung vorbehielt, die natürlich immer so ausfiel, wie sie der allmächtige Minister vorbereitet hatte. Damals aber lag er, der Sechszigjährige, schwer darnieder, und wenn auch sein Geist und seine Geschäftskenntnisse nicht zu entbehren waren, so konnte er doch unmittelbar

nicht mehr in die Geschäfte eingreifen. Dies überließ er seinem Sohne Anton, dem Bischof von Arras, demselben, der sich später nach dem Tode des Vaters dem Kaiser ebenso unentbehrlich zu machen wußte, wie es der Vater gewesen war. Nur mit diesem jüngeren Granvella hatten daher die Waldecker Verkehr, aber da der ältere von dem Kaiser nach wie vor als untrügliches Orakel benützt und ihm alle Geschäfte vorgetragen und nichts entschieden wurde, bis der arme Sichtbrüchige einen schmerzfreien Augenblick gefunden hatte, wo er seinen Rath erteilen konnte, so war er es in der letzten Instanz, von dem auch die Sache der Waldecker Grafen abhing. Natürlich trug dies nicht dazu bei, den ohnedies langsamem Geschäftsgang zu beschleunigen. Ohnedies waren gerade damals politische Angelegenheiten weltgeschichtlicher Tragweite in Menge zu erledigen. Jetzt endlich sollte die große Frage der Zeit, die kirchliche, gelöst werden. Die Protestanten auf der einen Seite, der Papst und das von ihm beherrschte Konzil auf der anderen, die drohende Haltung des neuen französischen Königs Heinrich II., die Verhältnisse Ungarns, der Waffenstillstand mit Soliman II. und viele andere Dinge von gleicher oder ähnlicher Bedeutung — das alles wurde vor dem Bette des alten Granvella erwogen. Der Kaiser selbst aber blieb nach wie vor ein Mann, der jedem raschen Entschluß abhold war, der jede Entscheidung, auch wenn er sie innerlich schon getroffen hatte, formell wenigstens möglichst lange hinausgeschob. Wie hätte man die Zeit für eine solche Bagatellsache, wie die der Waldecker Grafen, finden sollen? Ein kaiserlicher Sekretär erzählte ihnen, wahrscheinlich um sie zu trösten, daß ein Landsmann von ihnen, der nichts weiter als die kaiserliche Unterschrift für ein Dokument haben wollte, zehn Monate in Augsburg sich herumtreiben mußte, bis er sie glücklich erlangte. Aber selbst ein Mann, wie Graf Wilhelm von Nassau, wartete damals schon viele Monate auf eine kaiserliche Resolution; er hatte bereits 30000 Goldgulden in Augsburg verzehrt, was bei ihm, dem reichen Grafen, angehen mochte. Aber mit solchem Troste war natürlich den armen Grafen wenig gebient.

Wollte man einen Blick oder gar ein Wort des Allmächtigen erbischen, so mußte man früh auf den Beinen sein und es sich nicht verbrießen lassen, stundenlang vor der Thüre des Bischofs zu stehen, umschwirrt vom Gedränge anderer hohen und niederen Sollicitanten aller Nationen und Länder, fremder Gesandten, kaiserlicher und königlicher Hofleute und Rätthe. Aber auch, neben geist-

lichen Herren und Mönchen, Kammerdiener der höchsten und hohen Herrschaften, Zwerge, Reger und andere seltsame Gestalten aus der Umgebung des Kaisers, der daran großen Gefallen fand, drängten sich durch die Menge der meist hochgeborenen Antichambrierenden und waren meist glücklicher als sie. Jenen öffnete sich die geheimnißvolle Thüre, die zu dem Gemach des Ministers führte, sie hatten nur das Recht, durch die Spalte ihnen nachzusehen. Ging dann die Thür auf, so trat der Bischof natürlich nicht allein, sondern schon umdrängt von einer Schaar besonders Begünstigter heraus, und man konnte meist nur sagen, daß man ihn gesehen oder einen freundlichen Gruß erhascht habe.

So ging es Tag für Tag vom 20. April bis zum 28. Mai. Aber wie sich Wolrad mit Luther tröstete: „endlich ist nicht ewig, der Elende leidet wohl, aber nicht allwege,“ so geschah es. Als die Grafen am Morgen des 28. Mai ihren gewöhnlichen Posten bezogen hatten, rief ihnen der Bischof entgegen: morgen um acht Uhr sollten sie ihre Resolution haben. Am 29. Mai zur festgesetzten Stunde öffnete ihnen der französische Kammerdiener Leonhard die Thüre des bischöflichen Gemaches. Ihnen gegenüber sahen sie den Minister stehen, zu seiner Linken den Vizekanzler Dr. Seld. Derselbe verlas die kaiserliche Entscheidung. Die jüngeren Grafen hatten auf die Forderung, welche ihre Mutter gegen den Kaiser zu haben glaubte, zu verzichten und außerdem dem Letzteren 5000, Wolrad dagegen 8000 Goldgulden zu bezahlen.

Wolrad war am härtesten getroffen. Denn 8000 Goldgulden mag ungefähr das Vier- oder Fünffache seiner gesammten jährlichen Einkünfte betragen haben; diese waren außerdem noch durch eine nicht unbedeutende jährliche Rente an seine Stiefmutter und mancherlei Schulden vom Vater her belastet. Wolrad mußte sich sagen, daß er ruinirt und zum Bettler gemacht sei, und es kann nur Mitleid erwecken, zu sehen, welche vergebliche Mühe er sich gab, die harten Herzen seiner Feinde zu erweichen.

Allerlei zu denken giebt eine gelegentlich hingeworfene Aeußerung Granvellas: Der Graf wisse doch, mit welcher Uneigennützigkeit er für seine Person gegen ihn verfahren sei, da er bisher weder irgend einen Geldgewinn gezogen habe, noch künftig daraus ziehen werde. Möglich, daß dies ein versteckter Wink für Wolrad war, der ihn jedoch nicht verstanden hat. Alle Schilderungen des kaiserlichen Hofes dieser Zeit stimmen darin überein, daß man mit

Geld bei den Granvellas, Vater und Sohn, sehr viel ausrichten konnte. Der Kaiser sah ihnen dabei durch die Finger. Es gehörte zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß er seine Diener gern gut gestellt sah, aber er selbst gab nicht gern Geld aus, hatte freilich auch immer Ebbe in seiner Kasse, trotz Mexiko und Peru. Wo er sicher war, daß das Staatsinteresse nicht darunter litt, war es ihm daher ganz erwünscht, wenn sich seine Minister Nebeneinnahmen verschafften. Auf diese Art berechnete man die jährlichen Einkünfte des älteren Granvella auf 70 000 Dukaten, von denen nur ein kleiner Theil aus dem kaiserlichen Beutel floß. Auch der Sohn hatte schon einen hübschen Anfang gemacht. Auch er stand sich außer seinen Pfünden auf 16 bis 17 000 aus bloßen Nebeneinnahmen. Die Sache war so allgemein bekannt, daß Granvella selbst gelegentlich einen Witz darüber machte. Als er nach dem Schluß des Reichstages schwere Kisten und Kisten zur Versendung in die Niederlande packen ließ, fragte man ihn, was sie enthielten: „peccata Germaniae“ war die Antwort. Auch unser Tagebuch spricht oft genug von den Harpyen am Hofe, erwähnt auch, daß die andern kaiserlichen Rätthe offenbar aus Neid sich oft über die unersättliche Raubgier der Familie Granvella beklagten: aber Graf Wolrad scheint keinen Versuch gemacht zu haben, sich auf diese Art loszukaufen. Wäre dies geschehen, so würde das Tagebuch, das auch in solchen Dingen sehr genau ist, nicht davon schweigen. Ehrenhaft war dies gewiß, ob aber auch klug, darf man dahingestellt sein lassen.

Um des lästigen Bittstellers entledigt zu werden, gab man dem Grafen zu verstehen, daß, wenn er sich nicht bald zur Zahlung bequeme, die kaiserliche Forderung noch verschärft werden könnte. Das wirkte. Wolrad beeilte sich jetzt, die Schulurkunde ausgefertigt zu erhalten, und athmete etwas freier, als ihm die Versicherung gegeben wurde, der Kaiser werde auch leidliche Fristen für die ratenweise Bezahlung setzen. Am 18. Juni war die Reinschrift besorgt, Unterschrift und Siegel angebracht. Dafür mußten noch 200 Goldgulden in die kaiserliche Kanzlei gezahlt werden.

Aber noch war keine Möglichkeit, Augsburg zu verlassen. Es war dem Hauptschuldigen Wolrad noch eine besondere Genugthuung aufgespart, die seinen Brüdern erlassen wurde. Er sollte nämlich den Kaiser knieend um Verzeihung und Gnade bitten, wie es allerdings manche andere Fürsten vorher schon hatten thun

müssen. Der Graf wehrte sich aus allen Kräften dagegen, aber er mußte sich fügen. „Wehe,“ sagte das Tagebuch, „es kommt der Götzendienst der Aegypter wieder auf!“ Granvella dagegen meinte lächelnd, warum er sich so sträube, etwas zu thun, was andere viel größere Fürsten auch gethan hätten? Selb gab wenigstens Hoffnung, er wolle dafür sorgen, daß es im Weisheit möglichst weniger Zeugen vor sich gehe. Doch zog es sich immer noch einige Tage hin, obwohl der Fußfall in einigen Minuten abgethan sein konnte.

Am Morgen des 21. Juni schickte er seinen Rath Magister Liborius Florus nochmals an den bevollmächtigten Minister. Derselbe stellte Granvella vor, daß sein Herr in dem übertheueren Augsburg durch längeren Aufenthalt ganz ruinirt werde. Es sei nahe daran, daß der Graf seine Pferde verkaufen müsse. Sedenfalls hatte er schon mehrere Darlehen aufnehmen müssen, denn das Geld, das er ursprünglich für die Reisekosten bestimmt hatte, war längst verzehrt. Wenn man hört, daß er das von ihm bewohnte Quartier wöchentlich mit mehr als zehn Goldgulden bezahlen mußte und dafür nichts weiter als die leeren Wände und Stallung hatte, daß er für den standesmäßigen Unterhalt seiner eigenen Person und einer Anzahl höherer und niederer Diener sorgen mußte, so begreift man, daß die 1000 Goldgulden, die ihm seine Schwiegermutter zu der Reise geliehen hatte, nicht weit reichen konnten. Das schien denn auch einigen Eindruck auf den Bischof zu machen. Hier war gar nichts mehr herauszupressen. Er war so überaus gnädig, die Audienz bei dem Kaiser sofort anzusetzen. Florus mußte zu seinem Herrn rennen und ihn herbeiholen, wo und wie er ihn fände. Er fand ihn auch bald, und zwar in dem unscheinbarsten Alltagskostüm, sogar in bedenklich abgetragenen Schuhen. Aber er durfte sich nicht erst in die spanische Hoftracht werfen, sondern mußte, so wie er war, folgen; nur den seidenen Mantel konnte er umwerfen. Das Weitere schildert das Tagebuch in großer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, daher wir uns hier unmittelbar an dasselbe anschließen wollen.

„Als wir (d. h. Wolrab und sein Rechtsbeistand Florus) in den kaiserlichen Palast gekommen waren, fanden wir den kaiserlichen Sekretär Pfinzing auf dem Gang an der hinteren Treppe. Florus fragte ihn sofort, wo es zu dem Bischof gehe.

Er hieß uns in eine Stube treten, die uns gerade gegenüber

lag. Ich klopfte daher an, der Thürhüter wollte uns zuerst nicht eintreten lassen. Da kam ein anderer älterer Thürhüter dazu und führte uns hinein und dann weiter durch diese und eine andere Nebenstube bis zu einem Vorsaale unmittelbar vor dem kaiserlichen Gemache. Als wir da warteten, schlüpfen nach und nach vornehme Hofleute herein. Nach einer kurzen Weile kehrte jener ältere Thürhüter, der uns hereingelassen, aus dem kaiserlichen Gemache zurück und meldete, der Bischof von Arras sei allerdings bei dem Kaiser, aber der Kaiser noch nicht angekleidet. Inzwischen befahl ich Gott meine Seele mit Gebet und Meditation.

Es dauerte noch einige Zeit, da trat der einäugige Pappenheim, der Reichsmarschall, herein. Der fragte den Magister Florus, wer das sei, der da am Ofen stehe. Florus antwortete, das sei der Graf Wolrad von Waldeck. Darauf sagte der Marschall: „Das ist ja wohl der Graf, der den Fußfall vor dem Kaiser thun soll.“ — „Ja wohl,“ war die Antwort. Der Marschall begrüßte mich und sagte: „Herr, Ihr müßt Euer Schwert ablegen, wenn nur ein Edelknaube bei der Hand wäre, um es zu halten!“ Der Marschall, als ein biederer und schlichter Mann, machte sich selbst auf und holte unsern Adrian (von Zeeßen) herbei und gab ihm das Schwert. Dann kam er wieder und instruirte uns über die Zeremonie beim Fußfall. Ich sollte das Gesicht zu Boden kehren, bis mich der Kaiser aufstehen und herantreten hieße. Ich dankte ihm für diese Belehrung, ebenso auch, daß er mich unbelästigt in meinem Quartier gelassen habe.*) Nun war es fast zehn Uhr geworden. Da kam der Freiherr von Schaumburg (der Bruder des Kölner Erzbischofs), der kaiserliche Schloßhauptmann und der Oberste der kaiserlichen Leibwächter, der von Zeltingen und viele andere Italiener und Spanier vom kaiserlichen Hofstaate. Auch fehlte Pater Malvende, der kaiserliche Kaplan, nicht. Der sah mich tüdtsch von der Seite an und lachte in einem fort. Er konnte sich kaum enthalten, daß er nicht gar mit dem Finger auf mich gezeigt und gesagt hätte: ‚So habe ich’s gewollt, schlimmer konnte es Dir nicht kommen!‘ Neben dem eigentlichen Wohngemach des Kaisers liegt eine kleine Stube, und ich hoffte, daß da die Zeremonie vor sich gehen werde. Aber ein kaiserlicher Lakai kam und breitete einen Teppich vor dem Sessel aus, der an der Wand stand und der selbst mit einem anderen Teppich von Gold und Seidenstoff bedeckt

*) Der Reichsmarschall hatte von Amtswegen die Vertheilung der Quartiere für die beim Reichstage Anwesenden zu besorgen.

war, und so sah ich denn, daß hier im Vordergrund die Sache abgethan werden sollte. Als der Marschall Pappenheim bemerkte, daß sich alle Augen auf mich richteten, sagte er: „Herr Graf, Ihr würdet besser thun, wenn Ihr in die Stube daneben ginget. Sobald sich der Kaiser hier niedergelassen hat, will ich die Thüre öffnen, damit Ihr Euren Fußfall thun könnt.“ Ich gehorchte ihm sofort. Da kam Dr. Petrus Malvende mit ernsthaftem Gesicht auf mich zu und begrüßte mich. Zuerst that ich, als hörte ich es nicht, aber ich sah, wie er seine Handschuhe auszog und an mich herantrat. Da bot ich ihm denn meine Hand. Er sagte auch kein Wort als: ‚Ich will Euch nicht hinderlich sein.‘ Was der spanische Jupiter damit sagen wollte, begreife ich nicht. Nun kam ein anderer Thürhüter heran und hieß uns auf der Bank nieder-sitzen, indem er meinte: ‚Der Kaiser wird nicht sobald herauskommen.‘ Ich wußte, daß man den Thürhütern hernach ein Trinkgeld zu geben habe, und bat Malvende, er möge sich erkundigen, wieviel man bei solchen Gelegenheiten zu geben pflege. Er versprach es, kam aber bald wieder und sagte, die Thürhüter überließen das ganz meiner Großmuth, sie würden keine bestimmte Summe nennen.

Da kam noch ein dritter Thürhüter und sagte: ‚Herr Graf, warum geht Ihr nicht in den Vorjaal.‘ Ich antwortete: ‚Weil mich der Marschall hier hat warten heißen.‘ — ‚Gut, gut, in Kurzem wird es vor sich gehen.‘ Nun war es auf den Schlag elf Uhr, da knarrte die Thüre und die Hofleute machten ihre Reverenzen. Als sich der Kaiser auf den Sessel niedergelassen hatte, öffnete Pappenheim die Thüre und rief mich: Nun ist's Zeit, nun kommt, Herr Graf! Ich stand auf; zu meiner Linken hatte ich Liborius. Wir beugten zwei Mal das Knie und das dritte Mal ließen ich und er uns auf beide Knie nieder. Darauf hielt Liborius vor allen diesen Zuhörern folgende Anrede in deutscher Sprache: ‚Allerdurchlauchtigster, unüberwindlichster, gnädigster Kaiser und Herr! Vor Ew. geheiligten Kaiserlichen Majestät erscheint mein hochgeborener Herr, der Graf Wolrad von Waldeck und bekennt, daß er Ew. Majestät zur Zeit des Aufruhrs im vorigen Jahre schwer beleidigt hat. Er bekennt auch, daß er eine schwere Strafe verdient hat und bereut das Gethane aufs Schmerzlichste. Aber er vertraut auf Ew. Majestät angeborene Gnade, daß ihm diese Schuld erlassen werde, warum er demüthigst fleht, und daß Ew. Kais. Majestät ihn und seine Unterthanen wieder zu Gnaden aufnehmen möge

um Gottes und Ew. Kais. Majestät Barmherzigkeit willen. Mein genannter Herr Graf wird das außer seinem schuldigen Dienst mit allem Eifer zu verdienen suchen und niemals in seinem Leben Ew. Majestät Ungehorsam erzeigen, sondern mit Christi Beistand das thun, was einem treuen und ehrlichen Grafen des Reiches zu thun ziemt.'

Darauf schwieg Liborius. Der Kaiser rief nun den Bischof von Arras und den Dr. Seld heran und sprach einige Worte leise auf Französisch mit ihnen. Dann ließ er durch den Vizekanzler Dr. Seld antworten, indem derselbe fast die ganze Anrede des Liborius wiederholte und noch hinzufügte: ‚Der unüberwindlichste, allerdurchlauchtigste Kaiser nimmt nach seiner angeborenen Gnade den Grafen Wolrad von Waldeck mit seinen Unterthanen für diesmal wieder in seine Schuld auf, doch mit der Bedingung, daß Alles, was in dem Kapitulationsvertrage steht, von dem Grafen erfüllt und gehalten werde. Und wenn sich der Graf von nun an treu und ehrlich hält, so soll er und seine Unterthanen einen gnädigen Kaiser an ihm haben.‘

Darauf winkte mir der Kaiser zu. Weil mir aber geboten war, zu Boden zu schauen, bis er mich bei Namen rufen werde, so stieß mich Liborius an. Ich löste daher schnell meine rechte Hand und legte sie in die des Kaisers; der stand sofort auf und ging wieder in sein Gemach, und auch ich machte mich etwas geschwinder wie eine Schnecke zur anderen Thüre. Als ich in die äußere Stube kam, fragte ich den Thürhüter: ‚Wieviel bekommt Ihr?‘ „So viel beliebt; wir sind unser Sechsz.‘ ‚Was würdest Du sagen, wenn ich Jedem einen Goldgulden gäbe?‘ ‚Wir würden sehr dankbar sein.‘ So gab ich ihm denn sechs Goldgulden und trug ihm auf, wenn Einer von meinen Leuten käme und die Unterschrift für den Beweisbrief verlangte (die Urkunde, daß er vom Kaiser zu Gnaden aufgenommen sei und die Abbitte geleistet habe), solle er ihm behülflich sein, was er versprach.

Das war das Ende dieser Tragödie. Es erübrigt nur noch, 800 Goldgulden zu bezahlen. Der das Leben gegeben hat, wird auch das Geld geben.“ Und er hat es gegeben. Der Graf konnte seine Schuld zu den festgesetzten Fristen richtig abtragen, ohne seinen Unterthanen beschwerlich zu fallen und ohne zum Bettler zu werden. Vielmehr hat er noch ein langes Leben, auch in guten Vermögensumständen verbracht, denn er war ein trefflicher, sparsamer Wirth, wie auch seine ihm an Gefinnung und Bildung gleiche

Gattin Anastasia, die Tochter der durch ihr muthiges Auftreten gegen Alba bekannten Gräfin Katharina von Schwarzburg.

„Dies war nicht allein ein geharnischter Reichstag, denn ohne die spanischen Soldaten und deutschen Knechte, so der Kaiser mit in Augsburg brachte, liegen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte; so lag auf dem Lande um Augsburg herum hispanisches und italienisches Kriegsvolk. Aus dem Niederland waren 600 Reuter, so auf dem Lande herum ausgetheilt; zwölf Fähnlein Hispanier hatten die Winterlager zu Viberach gehalten und wurden zu dieser Zeit in die Landschaft am Bodensee geführt; zu Weißenburg im Nordgan lagen 700 neapolitanische Reuter im Winterlager. . . . Sondern es war auch ein ansehnlicher, pompöser Reichstag. Denn es waren Kaiserliche und Königliche Majestäten, alle Kurfürsten in Person und trefflich Part zur Stätte, der Kurfürst von Brandenburg mit seinem Gemahl, der Cardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen, Markgraf Albrecht, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Augustus von Sachsen, Herzog Albrecht von Bayern, der Herzog von Cleve, Herr Wolfgang, Hochmeister zu Preußen oder Deutschmeister, der Bischof von Eichstädt, Herr Julius Pflug, Bischof zu Raumburg, der Abt von Weingarten, Frau Maria, des Kaisers Schwester, und seiner Schwester Tochter, die Wittfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, item fremder Potentaten Gesandte; sonst viele Aelte, unzählig viel Grafen, Freiherrn, Reichsstädter, ansehnliche Gesandte, fürtreffliche Männer und daß ich gleichwohl Michael den Juden nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr verhielt, auf der Gassen stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten, auf'm wohlstaffirten Pferde ritt, seiner Diener zehn, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reisige Knechte um ihn her, von Person ansehnlich, wie man auch sagte, sein rechter Vater wäre ein Graf von Reinseld.“ So schildert der Pommer Bartholomäus Castrow den ersten Eindruck, den er beim Betreten der Reichstagsstadt empfing, und alle weiteren Geschichten und Geschichtchen, die er und Andere in Fülle von dem Leben in Augsburg zu erzählen wissen, rechtfertigen die Prädikate des geharnischten, ansehnlichen und pompösen Reichstages, wie kein anderer vor und nach hier gehalten worden ist. Je unbehaglicher sich die meisten Anwesenden fühlten, desto mehr suchten sie sich durch Genüsse aller Art, wie sie diese Stadt und diese Zeit bot, zu übertäuben. Denn unter den vielen Kurfürsten, Herzögen,

Fürsten, Grafen und Herren aus allen Landen des weiten römischen Reiches gab es kaum Einen, dem nicht der Gang der Dinge Aerger oder Angst erweckt hätte. Die siegreiche katholische Partei konnte mit dem Tergiversiren und Transigiren der kaiserlichen Politik nicht einverstanden sein, am wenigsten die geistlichen Herren. Sie hatten in Augsburg eine Fortsetzung und Vollendung der ersten Triumphe erwartet, welche die kaiserlichen Waffen auf dem Schlachtfeld errungen hatten. Statt dessen glaubten sie wahrzunehmen, daß es dem Kaiser nicht sowohl um Wiederherstellung des alten Glaubens, als um Niederwerfung der Rebellen gegen seine weltliche Autorität zu thun sei. Von dieser Seite her waren sie nicht weniger bedroht als die kezerischen Gegner, die jetzt als Gefangene oder schwer gedemüthigt vor dem Kaiser zitterten. Wie alle diejenigen über die Lage dachten, die, ohne an der Rebellion Theil genommen zu haben, weder die Wiederherstellung des alten Glaubens, noch die der kaiserlichen Machtvollkommenheit wollten, bedarf keiner Ausführung. Aber selbst die Freunde und Bundesgenossen des Kaisers, denen er den größten Theil seiner Erfolge verdankte, waren mißtrauisch und übelgelaunt. Ein scharfsichtiger fremder Beobachter urtheilte, daß sich der Kaiser alle Protestanten und Katholiken, Geistliche und Weltliche verfeindet habe, und daß seine Freunde, ein Herzog Heinrich von Braunschweig, ein Markgraf Albrecht von Kulmbach, nicht viel werth seien, weil sie bei veränderten Umständen dem Sieger folgen würden, was denn auch wirklich schon nach drei Jahren eintraf.

Graf Wolrad hätten seine Geschäfte wohl Zeit gelassen, an dem tollen Treiben seiner fürstlichen Standesgenossen Theil zu nehmen; denn er hatte durch ein ganzes Vierteljahr nicht viel Anderes zu thun, als jeden Morgen eine oder ein paar Stunden bei dem Bischof von Arras zu antichambriren. Der übrige Tag gehörte ihm. Aber der Graf war dazu leider garnicht geneigt. Eine wunderliche Ausnahme in der Schaar dieser damaligen deutschen Fürsten und Herren, die wenigstens in der Verehrung des Bacchus und Gambrinus sich zu einem Glauben bekannten und darüber Luther und den Papst vergaßen. Es ist nicht übertrieben, was damals ein nüchterner Italiener von unseren Landsleuten nach Hause schrieb: „Dem Wein ist diese Nation weit mehr als Martin Luther ergeben, ohne Ausnahme irgend welcher Klasse von Personen, und die Großen sind dem Trinken mehr ergeben als Andere, und mit der übeln Gewohnheit, sich zu berauschen, ist es

so weit in Deutschland, daß sie es nicht bloß kein Fehl, sondern für Tugend und Großheit halten und Leute für arglistig und wenig werth achten, die sich nicht betrinken wollen. Auch sagte mir eines Tages der Bischof von Trient, da wir von diesen Religionspaltungen in Deutschland sprachen: „Ich wollte lieber im Stande sein, bei Gastmahl eine halbe Tonne Wein zu trinken, als alle Texte bei St. Lucas und Matthäus auswendig zu wissen; denn ich hoffte, dann wohl bei irgend einer Gelegenheit bei diesen Fürsten viel ausrichten und sie in der Religionsfache vielen Dingen zustimmen machen zu können, die ich auf anderem Wege sehr schwierig achte.“ So sagte auch Eck, der Rath des Herzogs von Bayern, eines Tages, daß mit deutschen Fürsten nicht gut zu negociiren sei, als eine oder zwei Stunden des Morgens.“

Das gräßliche Tagebuch ist auch in diesen Dingen sehr genau und aufrichtig. Es verzeichnet gewissenhaft die verschiedenen Einladungen, die an die Waldecker Herren meist insgesammt ergingen, und die Gäste, die sie in ihrer eigenen Herberge sahen und bewirtheten. Auch verschweigt es nicht, wenn je ein Mal ein Becher zu viel geleert wurde, doch ist dieses selten genug vorgekommen. Es fehlte unserm Grafen denn doch zu sehr jene behagliche Lebenslust, die es sich auch in den ungemüthlichsten Situationen noch immer gemüthlich zu machen weiß — ein Zug unseres Volkscharakters, der seine liebenswürdigen, aber auch bedenklichen Seiten hat. Selbst der gefangene Johann Friedrich, der doch noch ganz andere Ursache hatte über Schaden und Schande zu klagen, als unser Graf, ließ es sich nicht so hart anfechten. Er führte in seinem Gewahrjam ein ganz vorzügliches Leben und vertrieb sich seinen Kummer und seine Sorgen gerade so, wie seine Sieger und Peiniger sich die ihrigen zu vertreiben pflegten. Da es doch zu weit war, um sein gutes, schweres Torgauer Bier nach Augsburg kommen zu lassen, that er sich nach einem Ersatz um und fand ihn in dem Schwabacher, wozu ihm ab und zu eine Wagenladung zugeführt wurde. Auch gab es bei ihm fast Tag für Tag gemüthliche Geselligkeit bei der Mittags- und Abendtafel, deutsche und wälsche Gaukler, Sänger und Tänzer produzirten ihre Tänze, und der vielgeprüfte Märtyrer der Glaubensfreiheit ergözte sich weiblich an ihnen. Sogar Würfelspiel gehörte zu den gewöhnlichen Vergnügungen dieses Kreises. Soll doch der Herzog von Alba einmal den ganzen Sold, den der Kaiser den deutschen Landsknechten schuldete und ihm übergeben hatte, dort verspielt haben, worüber eine höchst

gefährliche Reuteret ausbrach, die einigen Spaniern das Leben kostete. Würfelspiel galt aber in den Augen des Grafen Wolrad für einen argen Greuel, während es der doch eben so fromme Kurfürst zu den Adiaphoris gerechnet zu haben scheint, weil es ihm und seinen Gästen die Zeit vertrieb. Wolrad vergißt nicht, auf die Verderblichkeit dieser Unterhaltung bei verschiedener Gelegenheit hinzuweisen, namentlich als einmal zwei Edelknaben des Kurfürsten Moritz bei dem Würfeln in Zank gerathen waren, der damit endete, daß der Eine den Andern jählings über den Haufen stach. Man kann sich denken, daß dies die gründliche Mißachtung, die Wolrad gegen den Verräther hegte, nur noch vermehrte. Aber wir haben schon früher gehört, daß auch Andere, sogar der getreue Carlowitz, über das damalige Benehmen des neuen Kurfürsten nicht wenig empört waren. Es schien, als ob die drei bösen W: Wein, Weiber und Würfelspiel, ihn ganz in Besitz genommen hätten, und sein Kumpan bei allen Ausschweifungen, der wüste Kulmbacher Markgraf, konnte es kaum schlimmer treiben als er.

Ueber Moritzens Aufführung während des Augsburger Reichstages berichtet auch Sastron mehrfach. „Herzog Moritz machte Kundschaft (Bekanntschaft) im bayerischen Frauenzimmer, hatt' auch sein Kurzweil in seiner Herbergen, so eines Doctoris medicinae Haus. Der hatte eine erwachsene Tochter, eine schöne Neze, hieß Jungfrau Jacobine; mit der badete er, runfete (spielte) auch sampt Marggraf Albrechten täglich mit ir. Und hielten also Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war.“ Was bei Johann Friedrich vorging, mochte es auch nicht immer mit der beinahe puritanischen Sittenstrenge unseres Grafen harmoniren, wurde von diesem doch begreiflicher Weise so gelind als möglich beurtheilt. Es findet sich kaum eine leise Andeutung, daß nicht Alles so war, wie man es von dem Ideal eines Märtyrers erwartete. Denn als solcher galt er nicht bloß dem Grafen Wolrad, sondern weitaus dem größten Theil seiner deutschen Zeitgenossen. Selbst die kaiserlichen Landsknechte scheinen ihn so angesehen zu haben. Das Tagebuch führt einen interessanten Beleg dafür an. Zwei kaiserliche Soldaten, beide nicht mehr ganz nüchtern, standen vor einem Bilderladen, wo unter anderen auch ein Porträt des Kurfürsten hing. Da fällt es dem Einen bei, schlechte Späße zu machen über die Schramme, das Andenken von Mühlberg, welche auf der Wange des Kurfürsten zu sehen war. Der Andere verweist ihm das. Es kommt zum Wort-

wechsel, sie ziehen die Schwerter und der Zweite ersticht den Ersten, den Spötter, rettet sich aber spornstreichs durch die Flucht.

Das Unglück und die Art, wie es getragen wurde, hatte alle Schuld des Mannes in den Augen seiner Glaubensgenossen getilgt. Denn wenn man eine nur etwas scharfe Kritik hätte anlegen wollen, so hätte man seiner grenzenlosen Unfähigkeit denn doch mit Recht den größten Theil des Mißgeschickes zuschreiben müssen, das die Protestanten seit dem Herbst 1546 getroffen hatte. Aber davon ist bei Wolrad keine Rede, und er ist hierin mehr wie anderswo nur das Organ der öffentlichen Meinung.

„Heute war es der ewig von uns Deutschen zu betrauernde Jahrestag, daß der erlauchte Kurfürst Johann Friedrich an der Elbe mit wenigen Getreuen gefangen wurde, indem sich sein Heer zur Flucht wandte und ein großer Theil seines Adels zum Feinde abfiel“ — so lautet am 24. April die Geschichte der Mühlberger Schlacht, die wir freilich etwas anders kennen. Aber was folgt, rechtfertigt schon einigermaßen die Parteilichkeit: „Die spanische Wache des Gefangenen und die übrigen spanischen Säckenspitzen gaben drei gewaltige Freudensalven vor seiner Wohnung und jubelten und schrien Viktoria. Doch der mannhafte Fürst sah aus dem Fenster ruhig zu und lachte über das tolle Gebahren der Schufte.“ Es ist das würdige Gegenstück zu der heroischen Passivität, mit der er gerade zwei Monate vorher, am 24. Februar 1548, aus demselben Fenster zugeesehen hatte, wie sein treulofer Vetter Moritz, mit dem kurfürstlichen Schmucke bekleidet, den kaiserlichen Thron feierlich berannte und die als Lohn des Verraths ihm verheißenen fürstlichen Lehensfahnen aus der Hand des Kaisers empfing.

Was unser Graf für den Gefangenen thun konnte, beschränkte sich freilich nur auf gute Wünsche und brünstige Gebete für seine Befreiung, wie sie damals täglich von tausend Ranzeln in ganz Deutschland zum Himmel emporstiegen. Wo die kaiserliche Macht oder die spanische Soldateska allzu schwer drückte, z. B. in Augsburg selbst, durften es die Geistlichen allerdings nicht wagen, den Namen des Märtyrers zu nennen, aber wenn sie am Schlusse ihrer Predigt regelmäßig die Gemeinde zu einem Gebete für alle Die aufforderten, welche um des Glaubens willen gefangen und elend seien, mußte doch Jedermann, für wen gebetet wurde. Daß seine Heimsuchung nur eine vorübergehende sei, wie die von ganz Deutschland wegen der Sündenschuld, die das Volk auf sich geladen hat — in dieser Ueberzeugung beharrte und tröstete sich der fromme

Graf. Es ist dieselbe, die alle ernsteren und tieferen Gemüther erfüllte, und sie sollte sich bald herrlich bewähren. „Die auf Gott vertrauen, werden nicht zu Schanden werden. Auch die mächtigsten Reiche haben ihre Zeit“, heißt es bei Erwähnung eines treffenden Urtheils des Kaisers über Johann Friedrich. Als er im Jahre 1547 mit eigenen Augen das fruchtbare Land und die festen Städte seines Gegners sah, meinte er: „Der Herzog Johann Friedrich ist von kräftiger Statur und hat gewaltige Schenkel, aber seine Beine sind zu schwach, um so viel Gut gleichmäßig zu tragen“ — zugleich ein nicht eben feiner Spott über die körperliche Unbehilflichkeit des wackeren Herrn, dem sein Torgauer Bier nur allzu gut zu bekommen pflegte. — Einen zarten Liebesdienst konnte der Graf doch dem verehrten Fürsten erweisen, von welchem dieser wohl nie etwas erfahren hat. Bei dem Herumstreifen in den Straßen der Stadt wurde Wolrad vor einem Laden das Porträt des Kurfürsten gewahr, das von dem Händler absichtlich so ausgehängt war, daß es einem anderen, dem des Großtürken, gerade ins Gesicht schaute. Rasch kaufte der Graf beide für sechs Bagen, um dieser schmachvollen Schaustellung seines Helden ein Ende zu machen. Nach einigen Wochen wurden seine Augen wieder durch denselben Anblick beleidigt, und wieder verfuhr er auf dieselbe Art. Bekanntlich pflegte die katholische Partei dem Kurfürsten und allen Schmalcaldenern ein geheimes Einverständniß mit dem Großtürken als ärgstes aller ihrer Verbrechen vorzuwerfen. Thatsächlich existirte nichts davon, aber es ist nicht zu leugnen, daß man es im schmalcaldischen Lager nicht ungern sah, wenn der Kaiser durch den Erbfeind der Christenheit etwas in Athem gehalten wurde. Um sich direkt mit ihm zu verbinden, dazu hätte man ein weites Gewissen haben müssen, wie es die allerchristlichsten Könige von damals hatten.“

Als warmer Patriot empfand es Wolrad besonders schwer, daß fremde Soldaten, und nun gar die so gründlich verhaßten Spanier, den edlen deutschen Fürsten bewachten. „Es ist und bleibt ein Kummer und eine Schmach für uns Deutsche, daß Spanier unter Trommelschall vor die Wohnung des trefflichen Johann Friedrich rücken dürfen, um da die Nachtwache zu beziehen“, notirte er im Tagebuch, als er Abends um acht Uhr die verschiedenen Wachen hatte aufziehen sehen.

Der Kaiser erhielt eine deutsche Wache, und das erschien Wolrad ebenso unpassend, wie die spanische bei dem Kurfürsten.

Es ist das ein kleiner, aber doch sehr charakteristischer Zug für die ganze Stellung des Kaisers zu dem deutschen Volke und Wesen. Er gilt eben nicht für einen Deutschen, wie er selbst auch niemals es darauf abgesehen hat, für einen solchen zu gelten. Er war, wenn er überhaupt einen besonderen nationalen Typus repräsentirte, ein verwälchter Niederländer mit einer gewissen phlegmatischen Vorliebe für das spanisch-aristokratische und katholische Wesen. Unter allen Erscheinungen der damaligen Welt giebt es aber gewiß keine entschiedeneren Gegensätze, als diese spanische Art und die deutsche des Reformationszeitalters, die so durch und durch demokratisch und protestantisch war. Doch hat unser Wolrad den Respekt vor der geheiligten Person des Reichsoberhauptes auch in seinen vertrautesten Aufzeichnungen nicht bei Seite gesetzt. Begreiflich zog es ihn nicht allzu sehr in die Nähe dieser fremdartigen Majestät, in deren Umgebung die Deutschen, auch wenn sie zur siegenden Partei gehörten und die erfolgreichsten Dienste geleistet hatten, doch immer über die Achsel angesehen wurden. Hier war nur für Spanier, Wallonen und Franzosen oder verwälchte Niederländer, wie der gebietende Herr selbst, ein passender Platz, allenfalls für geschmeidige Italiener, die der Kaiser übrigens nicht mochte, wahrscheinlich weil er ihrer Loyalität nicht traute. Hier hörte man selten ein ehrliches deutsches Wort. Der Kaiser selbst sprach mit seinen Vertrauten und Ministern ja nur französisch, hier und da einmal spanisch oder italienisch, bei feierlichen Staatsakten allenfalls lateinisch, deutsch hat er nie gelernt, wenn man sein vlämische Patois nicht dafür gelten lassen will. Ueber seine und seines Bruders Ferdinand Lebensweise auf dem Augsburger Reichstage berichtet Saström Interessantes. „Die Herren auf dem Reichstage, die weil so viel königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle, die auch viel fürstliche und gräfliche Fräuleins bei sich hatten von stattlichem, rittermäßigem Stande, deren doch viele schön und wohl gepuzt, bankettirten trefflich, hatten fast alle Tage und Abende Tänze, welsche und deutsche. Sonderlich König Ferdinandus war selten ohne Gäste, wurden stets herrlich, dazu mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzern traktirt. Hatt' überaus statliche, wohlgeordnete Musicam, non solum instrumentalom, verum etiam vocalom. Neben anderen Kurzweilen stund allewege hinter ihm ein Stocknarr, den must er frei zu stellen und mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen. Hatte gemeinlich königliche, chur- und fürstliche Personen utriusque sexus zur Gesellschaft am

Tische sitzen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilige Gespräche hielt, denn der Mund stund ihm nimmer stille. Ich habe auf den Abend bei ihm einen Tanz gesehen, daß ein spanischer Herr, so ein lang Kleid bis auf die Erde, daß man von deren Füßen nicht wohl etwas sehen konnte, an hatte, ein Fräulein aufzog und mit demselben ein Algarde oder Passionesa (wie sie es nennen, ich verstehe es nicht) tanzete. Er that ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch; wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es mit Lust anzusehen war. Und war dann der Tanz zu Ende, fing ein ander Paar einen welschen Tanz an. Dagegen sein Herr Bruder, der römische Kaiser, ungeachtet daß seine Schwester und Schweigertochter, sein Bruder und desselben Tochter, die Herzogin von Bayern, alle Churfürsten und so viel Fürsten da zur Stelle, hielt gar kein Bankett, ja behielt Keinen bei sich. Wenn sie allbereit auf den Dienst warteten, aus den Kirchen in sein Gemach, da er sich an den Tisch setzte, begleiteten, gab er ihnen dann einem nach dem anderen die Hand, ließ sie gehen und setzte sich allein an den Tisch, redete auch nicht, sondern einmal, als er aus der Kirche in sein Gemach kam, sich umher sahe und Carlowizen*) nicht gewahr wurde, sagte er zu Herzog Morizen: „Ubi est noster Carlovitius?“ und als er antwortete: „Gnädigster Kaiser, er ist etwas schwach!“ rief er seinen Medicum: „Besali, Ihr sollt zum Carlowitz gehen; der soll etwas krank sein; seht, daß Ihr ihm helfet!“ Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen viel Mal essen gesehen, da sein Herr Bruder König Ferdinandus auch zur Stelle; aber den nie zu sich gezogen, sondern wenn die Gessen aufgetragen wurden von jungen Fürsten und Grafen, jedes Mal vier Trachten (Gänge), in einer jeden sechs Gerichte, vor ihm auf den Tisch gesetzt, die oberen Schüsseln nach einander davon genommen. Gegen die, davon er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; davon er aber essen wollte, winkete er mit dem Kopfe, zog dasselbige vor sich. Und durfte wohl stattliche Pasteten, Wildpret und wohlzugerichtete Ferkula wegtragen lassen und behielt eine Bratportion, ein Kälberkopf und dergleichen. Vieß sich nicht vorschneiden, braucht auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viel Stücklein Brod, so groß als er jedes Mal in den Mund stach, und vom Gericht, davon er essen wollte. An dem Brode, da es ihm zum Besten gefiel, löste er mit dem Messer; sonst brach ers mit den Fingern von einander, zog

*) Cristof von Carlowitz, der bekannte Kanzler des Kurfürsten Moriz von Sachsen.

die Schlüssel unter das Kinn und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber, daß man seine Lust daran zu sehen hatte. Wenn er trinken wollte (wie er dann nur drei Trunke über die Mahlzeit that), so winkte er seinen Doctores Medicinæ, die vorm Tische stunden; die gingen hin zum Tresor, darauf stunden zwei silberne Flaschen und ein Kristalglas, da gerne 1½ Stück ingingen, gossen aus beiden Flaschen das Glas voll. Das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, solt er auch zwei oder mehr Malen Athem holen, ehe erß von dem Munde zog. Sonst redete er nicht über Tisch. Stunden wohl Schalksnaren hinter ihm, die allerlei Possen reißen konnten, er kehrte sich aber nicht daran, mochte etwa, wenn sie etwas gar Kurzweiliges sagten, mit einem halben Lächeln den Mund verziehen. Ließ sich auch nichts anfechten, daß viel da stunden, so den Kaiser essen sehen wollten. Hatt' eine stattliche Kantorei, auch Musicam instrumentalem, die sich in den Kirchen wohl hören ließen, aber in seinem Gemach klangen sie nicht. Die Mahlzeit wehrte nicht wohl eine Stunde; wurd' Alles weggeräumt, Sessel und Tisch zusammengeschlagen und aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wände blieben, allenthalben mit köstlichen Tapeten behängt. Wann ihm dann das Gratiarum vorgebetet, reichte man ihm ein Federküchlein, damit säuberte er die Zähne, wuschte sich und stellte sich in eine Ecke des Gemaches nach dem Fenster; da mochte ein Feder kommen, übergeben Supplicationes oder berichten, mündlich, dem jagt' er sofort, wo er Bescheid bekommen sollte. Dem, und nicht dem Vater, folgte Kaiser Maximilianus auch mehrentheiles.“ —

Das einzige Mal, wo Woltrab dem Kaiser gegenüber zu stehen kam, war jene traurige Szene der Abbitte, aber auch da ging es ganz spanisch feierlich still, ohne ein einziges Wort ab. Doch war unser Graf viel zu sehr ein Deutscher, als daß er nicht auch das Gute und Große an seinem Feinde und Bedränger anzuerkennen gewußt hätte. Diese und jene Anekdote, die er von dem Kaiser hörte und aufzeichnete, leistet dafür Gewähr. So das anderweitig, so viel wir wissen, nicht aufbewahrte Gegenstück zu dem freilich auch sagenhaften großmüthigen Worte in der Wittenberger Schloßkirche vor dem Grabe Luthers: „Ich führe keinen Krieg mit Todten.“ Als der Kaiser vor dem Beginn des Augsburger Reichstages in Ulm weilte, wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Stadt von einem kezerischen Geistlichen eine freche Schmähschrift gegen seine Person verfaßt worden sei. Er fragte

den Angeber bloß, ob das geschehen sei, ehe er die Stadt wieder zu Gnaden angenommen habe, oder vorher. Als es sich herausstellte, daß jenes Pamphlet der früheren Zeit angehörte, schnitt er alles Weitere mit den Worten ab: „Damals waren die Ulmer unsere Feinde, jetzt sind sie wieder zu Gnaden angenommen.“

Den römischen König Ferdinand, den Bruder des Kaisers, hat Wolrad nur ein einziges Mal gesehen bei einem Spazierritt. Auch er durfte, wenn auch minder markirt als sein Bruder, als ein fremder Fürst gelten. Auch in ihm war nichts Deutsches, als das Blut des Vaters und der zufällige Umstand, daß er über eine Anzahl der schönsten deutschen Länder, das Erbe der Habsburger, als eigentlicher Landesherr gebot, während sein Bruder sich bloß mit der mehr imaginären Stellung eines Kaisers begnügte und dafür in den Niederlanden, Spanien und Stalien als wirklicher Herrscher waltete. Ferdinand hat wenigstens Deutsch gelernt und sich auch nothdürftig in der Muttersprache seines Volkes auszudrücken vermocht. Dagegen beurfundet das Tagebuch ein lebhaftes Interesse für den Erzherzog Maximilian, den ältesten Sohn des römischen Königs. Er führte damals den Vorsitz im Reichsrath, dem später sogenannten Reichshofrath, und in dieser Stellung kam er auch mit den Waldecker Grafen in geschäftliche Verührung. Denn hier hätte eigentlich ihre Sache entschieden werden sollen, und der Form nach geschah es auch so, in Wirklichkeit aber waren es die Granvellas und Bigilius, in deren Hand die Entscheidung lag, wie bei allen wichtigeren Angelegenheiten, gleichviel ob sie deutsche oder ausländische waren. Doch mochte immerhin die Fürsprache eines so hochgestellten Prinzen von Werth sein, und so bemühten sich denn auch die Waldecker Grafen vielfach darum. Maximilian bezeugte sich theilnehmend und wohlwollend, das war aber auch Alles, was er gewähren konnte, doch auch dafür war ihm Wolrad schon dankbar. Er rühmt öfters seine Herablassung und Freundlichkeit, er bekennt seine Hoffnungen, die er gerade auf diesen Fürsten gesetzt hat. Es waren dieselben, die damals fast ganz Deutschland oder doch das ganze protestantische Volk hegte. Man glaubte zu wissen, der Erzherzog sei der gereinigten Lehre günstig gesinnt und bloß durch seine Stellung als Sohn und Neffe gehindert, sich offen für sie auszusprechen. Im Gegensatz zu Dheim und Vater machte ihn auch das in seiner Art und Natur entschieden überwiegende deutsche Element populär. Wolrad wünschte ihm, daß der, welcher die Herzen der Könige in seiner Hand hat,

es so lenken möge, daß er seine trefflichen Naturgaben zur Ehre Gottes, zum Vortheil seiner Unterthanen und zu seinem eigenen Seelenheil anwende und daß er die Schmeichler und Ohrenbläser von sich fern halte.

Dieser fromme Wunsch ist bekanntlich in Erfüllung gegangen. Denn wenn auch Maximilian als Nachfolger seines Vaters auf dem Kaiserthron es nicht vermochte, mit den Traditionen seines Hauses ganz zu brechen und sich offen für die Reformation zu erklären, so hat er doch wenigstens bei allen Parteien den Namen eines wohlwollenden, friedfertigen und gerechten Fürsten erworben. Damals handelte es sich gerade darum, ihn als Statthalter seines kaiserlichen Oheims nach Spanien zu schicken. Es war dies einer der vielen feingespinnenen Fäden der Granvellas oder des Kaisers selbst, welche durch das jähe Zufahren des Kurfürsten Moriz zerrissen wurden. Man wollte ihn aus dem Lande der Keterei entfernen und in das Paradies des wahren Glaubens schicken, weil man ihm von dieser Seite her nicht traute. Aber man wollte auch durch seine Entfernung Raum für Don Philipp, den Sohn des Kaisers, gewinnen, den dieser gern als seinen Nachfolger auch auf dem Kaiserthron oder mindestens als den Nachfolger seines Bruders Ferdinand gesehen hätte. Maximilian mußte sich fügen, obgleich er es ungern genug gethan hat, da auch sein Vater von Seiten des Religionspunktes — den andern verschwieg man ihm einstweilen noch — dafür gewonnen war. So rüstete er sich damals zu seiner spanischen Reise, unter Anderem auch durch Aderlässe und stärkende Bäder, als Präservativ gegen die üblen Einflüsse des spanischen Klimas.

Der „geharnischte Reichstag“ verleugnete auch darin seinen Charakter nicht, daß es häufig in den Straßen der Stadt zu blutigen Auftritten unter dem Kriegsvolk aller Nationen kam. Nichts Gefährlicheres konnte es für den Kaiser geben, als solche Szenen, und es geschah alles Mögliche, um sie zu vertuschen. Zwar kam es in Augsburg niemals so weit, wie im Lager vor Halle, wo einmal Spanier und Deutsche eine förmliche Schlacht geliefert und auf spanischer Seite siebenzig, auf deutscher achtzehn Tode gezählt worden waren, wo ein spanischer Grande seinen Versuch einer Friedensstiftung mit einem tödtlichen Bade in der Saale bezahlt hatte, wo der Erzherzog Maximilian von den wüthenden Haufen insultirt und verwundet worden war und der Kaiser selbst honigsüße Worte hatte hergeben müssen: „Liebe

Deutsche, ich weiß, Ihr habt keine Schuld!" — sie hatten aber dies Mal wirklich Schuld — „gebt Euch zufrieden, ich will morgen die Spanier hängen lassen.“ Es mag ihm sauer genug angekommen sein, aber wenn er auch die Spanier nicht hängen ließ, so durfte er doch auch den deutschen Räubersführern kein Haar krümmen. Als er seine Residenz in Augsburg aufschlug, war es das erste, daß er einige Galgen und Räder als Warnungszeichen für seine trotzige Soldateska mitten in der Stadt vor dem Rathshause aufrichten ließ, und sie sind oft genug gebraucht worden. Erhob sich ein Streit zwischen dem Kriegsvolk, so konnte man sicher sein, daß das Volk für die Deutschen und gegen die Spanier Partei nahm; so ein Mal an den Fleischbänken, wo die rüstigen Fleischhaken ihre Landsleuten beisprangen und eine Anzahl Spanier auf dem Platze blieb. Es war dies eines der vielen Symptome des tiefen Hasses, welcher damals das ganze deutsche Volk gegen die Spanier erfüllte. Wie unser Volk von jeher und auch damals geartet war, gehörte viel dazu, bis sich ein solcher Haß anjammelte: denn leider war es ja in seiner arglosen Gutmüthigkeit immer nur zu sehr geneigt, sich die Haut über die Ohren ziehen zu lassen und das höchstens für einen seltsamen Spaß zu halten.

Aber die Spanier betrogen sich nicht bloß wie übermüthige Sieger, sondern wie eingefleischte Teufel, Freund und Feind war ihnen gleich, und was sie an unerhörten Schändlichkeiten aller Art in den Territorien katholischer oder mit dem Kaiser verbündeter Herren verübten, war fast noch ärger, als was in Feindes- und Reberland geschah. Die deutschen Landsknechte dieser Zeit waren freilich auch keine Lämmer und Leben und Eigenthum von Freund und Feind war unter Umständen auch bei ihnen vogelfrei: aber weil sie ihre deutsche Nationalität nicht verleugnen konnten, brachten sie es nie und nirgends zu jener raffinierten Bestialität, welche nicht bloß den spanischen, sondern ziemlich allen Soldaten romanischer Nationalität gleichsam angeboren zu sein scheint, sobald sie im fremden Land sich die Zügel schießen lassen zu dürfen glaubten. Ihre kannibalische Wollust empörte mit vollem Rechte unser Volk am allermeisten, das von solchen Greueln nicht einmal eine Ahnung hatte. Man lese nur die Schilderung, welche Sastrow, der Begleiter des kaiserlichen Heeres auf dem Zuge von Sachsen nach Schwaben im Sommer 1547, also nach wiederhergestelltem Frieden, davon entwirft.

Auch unser Tagebuch giebt eine Reihe selbsterlebter oder von Anderen mitgetheilter Charakterzüge über das Gebahren dieser Rotten und der Volksstimmung in Deutschland. Es erwähnt der nichtswürdigen Vegetationen, welche die spanische Besatzungen in verschiedenen süddeutschen Reichsstädten, in Hall, Heilbronn, Ulm, Weißenburg zc. an der wehrlosen Bevölkerung verübten. Man hatte sie hier überall gegen das ausdrückliche kaiserliche Wort aufgenommen, daß sie weder die Bewohner noch die Religion stören dürften. Aber wo sie einmal sich eingenistet hatten, waren beide verloren. So mochte denn die bloße Drohung, Spanier zu schicken, genügen, um eine Stadt wie Regensburg zur Annahme des Interims zu schrecken. Während des Feldzugs in Sachsen hatte ein Spanier einem Bauernweibe Gewalt anzuthun versucht, der Mann aber den Frevler erschlagen und sich sofort auf flüchtigen Fuß gesetzt. Er eilte auf die Burg eines benachbarten Grafen und erzählte dort seine Geschichte. Der Graf gab ihm vier Kronen und versprach ihm noch mehr, wenn er noch mehr von diesem Ungeziefer ausrotte. Wolrad sah mit eigenen Augen vor den Thoren von Monheim drei Leichname von Bauern auf das Rad geflochten, völlig nackt — „gegen alle gute deutsche Sitte und Scham“ — die sich der unerträglichen welschen Plagegeister durch Selbsthülfe zu entledigen gesucht hatten. Hätte sich ein Führer gefunden, so wäre überall der Volkszorn losgebrochen, und keine Frage, daß die doch wenig zahlreichen Fremdlinge sofort vernichtet worden wären. Aber die geheiligte Person des Kaisers und die Politik nahmen derlei Schändlichkeiten unter dem Deckmantel gewöhnlicher Exzesse des Krieges. Doch hat nichts so sehr dazu beigetragen, den Kaiser um den letzten Rest von Popularität zu bringen und seine schmachliche Katastrophe von 1552 vorzubereiten, als das Gebahren seiner „spanischen Bösewichte“, vom Herzog von Alba an bis herunter zu den gemeinen Hadenbüchsen. Plündern und Stehlen verstand sich bei dieser Rotten von selbst. Als einmal ein paar Spanier in Augsburg gehentt wurden, meinte Saftrow, der der Exekution zusah: „sie werden eben gestohlen haben, wie das ihre Art ist.“ Als bei dem Kurfürsten Moritz in die Silberkammer eingebrochen wurde, war ganz Augsburg am folgenden Morgen fest davon überzeugt, daß die ergriffenen Diebe Spanier sein mußten. Es waren aber zufällig Franzosen, Landsleute der Granvellas, die sich denn auch mit landsmannschaftlichem Eifer der Schuldigen annahmen. Doch half es dies

Mal nichts, Moriz war zu erbittert und die Thäter wurden gehängt, aber nach einigen Stunden vom Galgen abgeschnitten und von einem großen Kondukt fremder Soldaten feierlichst beerdigt. Denn, sagt das Tagebuch — bei diesen Leuten gilt Stehlen für kein Verbrechen.

Hätten die Spanier keinen weiteren Unfug begangen, als die gründliche Zerstörung der Wildbahnen des württembergischen Herzogs Ulrich, so würde das Landvolk ihr Andenken eher gesegnet als verflucht haben. Fast täglich kamen damals ganze Wagenladungen Wild aus dem Württembergischen in Augsburg an, als Gaben der dort kantonirten spanischen Truppen an ihre Landsleute in der Reichstagsstadt. Ein einziger Gerber soll nach dem Tagebuch im Laufe dieses Frühlings und Sommers nicht weniger als 900 Firschhäute verarbeitet haben. Der Zusatz enthält eine traurige Wahrheit: „So haben die armen Deutschen so viel Sorgfalt auf die Wildbahnen verwandt zu großem Schaden des Landmannes und zum Gespötte der Spanier und der Kaiserlichen Hoffschranzen.“ Herzog Ulrich hat unter den damaligen deutschen Fürsten bekanntlich den Preis als Nimrod davongetragen, obwohl nur wenige von dem Jagdteufel ganz frei waren, zu welchen Wenigen auch unser Graf gehörte. Selbst der fromme Kurfürst Johann Friedrich ist auch hierin nicht ganz vorwurfsfrei. Es wurde als ein Zeichen Gottes angesehen, daß ihn sein Unglück gerade in der Mitte seiner größten Wildbahnen, in der Lothauer Haide bei Mühlberg getroffen habe, wo er so oft zu größtem Verdruß und Schaden seiner Unterthanen dieser noblen Passion gefröhnt hatte.

Das Gebet Woltrads: „Herr befreie uns von diesem unseligen Volke!“ ist damals in kräftigen Variationen täglich und stündlich von Hunderttausenden zum Himmel emporgestiegen. Auch er hat es ganz so empfunden wie der einfache Sinn des Volkes, wenn er sein liebes Vaterland als ein von Feinden erobertes und verwüstetes beklagt. Alle Schönfärberei damaliger und späterer Parteidarstellung im kaiserlichen Interesse konnte das Gewicht der Thatfachen nicht aufheben. Man sagte und sagt wohl noch: „Die Spanier sind Truppen des Kaisers gewesen, also konnten sie keine Feinde sein.“ Es ist dieselbe Logik, welche die Wallonen und Kroaten des dreißigjährigen Krieges auch als „befreundete Truppen“ aufmarschiren läßt, weil sie ein deutscher Kaiser gegen das deutsche Volk losgelassen hat. Aber diese Logik ist weder 1547 noch 1630 von dem deutschen Volke begriffen worden,

dessen Begriffsfähigkeit doch sonst nicht allzu enge beschränkt zu sein pflegt. Der Beweis dafür liegt darin, daß man 1552 Moritz wirklich als den Befreier Deutschlands und achtzig Jahre später den Schweden Gustav Adolph als einen von Gott selbst gesandten Erretter aus namenloser Knechtschaft ansah und sich bis auf den heutigen Tag durch alle Parteideklamationen darin nicht hat irre machen lassen.

Man braucht deshalb noch keineswegs den konfessionellen Standpunkt unseres Grafen zu theilen, um in seine so oft wiederholten Gebete für die Befreiung des deutschen Vaterlandes einzustimmen. Diese Gebete geben viel zu denken. Es versteht sich von selbst, oder verstand sich wenigstens damals von selbst, daß eine übrigens so wohlgeartete Natur wie die Wolrads auch des letzten und festesten Ankergrundes aller sittlichen und männlichen Würde, eines kräftigen Patriotismus, nicht entbehrte. Daß er bei ihm sich aufs Innigste mit der konfessionellen Stellung verschmolz, ist in der damaligen Zeit gleichfalls selbstverständlich, denn eine der treibenden Kräfte der Reformation, vielleicht die bedeutendste unter allen, war das energische Nationalgefühl der Zeit, welches die Anmaßungen, Geldschneidereien und Gewissenstyranei des „welschen Mönches“ — der populärste Titel des Papstes bei dem deutschen protestantischen Volke — nicht länger mehr ertragen mochte. Man kann auch für die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts noch gelten lassen, was unbestritten für den Anfang desselben gilt, daß Alles, was deutsch fühlte und dachte, sich von der verwelkten alten Lehre abwandte. Aber wie konnte es geschehen, daß eine so überwiegende Majorität sich von einer so geringfügigen Minorität schlagen und unterdrücken ließ, wie es im schmalkaldischen Kriege und nachher geschah? An physischem Muth hat es jener damals so wenig, wie zu irgend einer Zeit unserem Volke gefehlt. Warum aber diese wehmüthigen Klagen, dieses duldende Harten, diese kummervollen Seufzer nach der Hilfe des himmlischen Herrn, da man doch selbst sich recht wohl hätte helfen können? Der äußerliche Pragmatismus der Zeitläufe liegt so klar vor, daß es sehr leicht ist, zu demonstrieren, weshalb die Schmalkaldener geschlagen werden mußten und der Kaiser Sieger blieb. Aber damit ist nichts gewonnen. Denn hinter diesen nächsten Gründen, die jedes Kind verstehen kann, liegt wieder ein anderer dunkler Hintergrund, woran aller landläufiger Pragmatismus zu Schanden wird.

Es ist leicht zu sagen, man hätte weniger beten und besser die

Arme regen sollen, dann würde es anders gekommen sein. Aber die englischen Puritaner haben jedenfalls noch mehr gebetet und gesungen, als die frömmsten unserer Landsleute von damals, und es würde sich übel mit der geschichtlichen Wahrheit vertragen, wenn man behaupten wollte, daß sie dadurch irgendwie zu kurz gekommen seien. Wenn unsere deutschen Protestanten dieselbe Sicherheit und Freudigkeit des Gewissens gehabt hätten wie jene, so würden sie jedenfalls ebenso gefochten und gesiegt haben. Aber diese fehlte, weil man nach angeborener volksthümlicher Art zu viel reflektirte und darüber das Gemüth und das Gewissen in Zweifel und Unschlüssigkeit versetzte. So ging man mit halbem Herzen in den Kampf. Das Gewissen gebot, für das gereinigte Evangelium Gut und Blut zu opfern, aber es verbot auch, gegen die Treue, die man dem Kaiser schuldete, zu handeln. Luther selbst ist über dieses Dilemma nie hinweggekommen, und er war glücklich zu preisen, daß ihm der Tod den Anblick der praktischen Resultate dieser Glaubenszweifel ersparte. Als man geschlagen und hart bedrängt war von einem arglistigen und treulosen Sieger, da hatte man wohl den Muth des passiven Widerstandes, den Heroismus des Märtyrertums, da fühlte man sich Eins und sicher im Gewissen, als es galt, zu leiden und nicht zu handeln. Das ist der Eindruck, den die Gebete unseres Tagebuches machen; es ist auch hierin ein getreuer Spiegel der Gesinnung in dem besten Theile unserer Nation.

Ein anderer Zug einer weniger ehrenvollen Geisteshaltung, die gleichfalls wesentlich die Niederlage des Protestantismus verursachte, ist kaum in einer leisen Andeutung wahrzunehmen. Ein großer Theil des deutschen Volkes in dieser Zeit wird von jenem allerdings grellen Worte eines italienischen Beobachters, dessen schon oben gedacht wurde, getroffen: „Dem Weine ist diese Nation noch mehr als Martin Luther ergeben.“ Setzt man statt Wein behaglichen Lebensgenuß, so ist nichts Uebertriebenes daran. Man ehrte und liebte diesen gereinigten Glauben, er war und blieb das theuerste Kleinod der Seele, aber man ging doch nur sehr schwer daran, um feinetwillen das ganze leibliche und bürgerliche Dasein aufs Spiel zu setzen. Man fühlte sich damals in der allseitig verbreiteten Wohlthätigkeit und Weichlichkeit eines genußlichen Lebens so gemüthlich, wie zu keiner andern Zeit. Man suchte sich, nur um darin nicht gestört zu werden, durch die gewöhnlichen Sophistereien des Herzens zu betrügen, und es gelang nur zu gut. Besonders haben

unsere sonst so wackeren Reichsstädter in dieser Katastrophe darin ein Uebrigcs gethan, und vor Allen vielleicht am meisten die Augsburger, die freilich auch am härtesten dafür gestraft wurden.

Als unser Graf nach seiner gewohnten Art die stolze Inschrift des gewaltigen Rothcn Thores in sein Tagebuch notirte: „Die goldene Freiheit hat diese Bollwerke aufgethürmt . . .“, bemerkte er: „jezt ist die Freiheit der Augsburger so ziemlich von Stroh“. Und so war es auch, denn Karl V. „stellte jezt obersten Bürgermeister hier vor“, und es war ein strengerer als seine städtischen Kollegen, die der damalige Volkswitz „Gurgelmeister“ zu taufen pflegte. Wolrad fand es zwar boshaft, aber doch einigermaßen wahr. Wollte einer der eigentlichen Bürgermeister dem kaiserlichen Kollegen ja einmal sein altes reichsstädtisches Selbstbewußtsein fühlen lassen, so mochte er sich an dem, was dem Bürgermeister Jakob Herbtrot gerade in diesen Tagen widerfuhr, ein warnendes Beispiel nehmen. Dieser Jakob Herbtrot gehörte zu denen, welche im Vertrauen auf ihre vollen Geldkästen, ihre stattlichen Häuser und prächtigen Gärten immer noch nicht begreifen wollten, daß es Zeiten geben könnte, wo ihnen das Alles nichts helfen sollte. Als er einmal von dem Kaiser zu einer Privataudienz zitirt wurde, entschuldigte er sich mit vorgeblichem Unwohlsein. Aber der Kaiser schickte ein Kommando Spanier, welche den stolzen Herrn aus dem Bette und im ärgsten Negligé über die Gasse in den Arrest transportirten. Das Schlimmste folgte jedoch erst später. Er mußte wegen Mißachtung der kaiserlichen Majestät eine sehr hohe Strafe zahlen und sein Amt verlor er ohnedies bald darauf, wie alle seine Kollegen. Denn nachdem der Kaiser durch dergleichen Schreckmittel die ohnehin schon genugsam eingeschüchterte Bürgerschaft ganz geschmeidig gemacht hatte, griff er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit geradezu in die Verfassung der Stadt ein, zerstörte die alte Zunstordnung und setzte ein streng patrizisches Regiment ein. Freilich hatte er, wie den Glauben, so auch die Freiheit der Stadt zu schützen versprochen, als sich ihm im Herbst 1546 die Augsburger unterwarfen. Aber Ketzern und Rebellen brauchte man ja nach der Doktrin der kaiserlichen Hoftheologen und welschen Hofjuristen kein Wort zu halten.

Unter allen den unglaublichen Dingen, die im Laufe des schmalkaldischen Krieges geschehen waren, mochte wohl die Uebergabe von Augsburg das Unglaublichste gewesen sein. Jedermann wußte, daß die Stadt, die stärkste Festung in ganz Deutschland, einer Belagerung auch von einem viel furchtbareren Heere, als dem.

damaligen kaiserlichen, auf lange hinaus gewachsen war. Jedermann kannte ihre unermesslichen Vorräthe an dem herrlichsten Geschütz, das damals überhaupt gefunden wurde; denn hier waren ja die weltberühmten Gießereien, deren Erzeugnisse die aller Konkurrenten im In- und Ausland weit übertrafen. Der eigentliche Nerv des Krieges, Geld, war hier in solcher Fülle aufgespeichert, daß nicht bloß die kaiserlichen Finanzen, sondern die aller damaligen Potentaten der Christenheit hierher für ihre stets wiederkehrende Ebbe Zuflucht zu nehmen sich gewöhnt hatten. Das Vermögen der Fugger wurde allein an baarem Gelde auf vier Millionen Goldgulden geschätzt — eher zu niedrig als zu hoch — also nach dem heutigen Goldwerth und dem damaligen Prozentsatz etwa 200 Millionen Mark. Sie und die Welsler und die Baumgartner hießen nicht umsonst die reichsten Kaufleute der Christenheit. Wenn sie gewollt hätten, hätten sie allein ein ebenso großes Heer, wie es der Kaiser damals nothdürftig unterhielt, reichlich bezahlen können. Dazu besaß die Stadt in ihrem ritterlichen Mitbürger Schärtlin, dem berühmtesten deutschen Heerführer jener Zeit, einen Feldherren, wie man ihn nur wünschen konnte. Und doch hatte das Alles, jammt der allgemein vorhandenen Begeisterung des Volkes für das Evangelium und seine städtische Freiheit und einem ebenso allgemeinen Haß gegen das welsche Pfaffenthum und Franzenthum am Hofe des Kaisers nichts geholfen, die Stadt war doch übergeben worden.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß die Geldsäcke, die Harpyen, wie sie unser Tagebuch regelmäßig nennt, die Fugger, Welsler, Baumgartner, Hochstetter, das hinter dem Rücken des Volkes bewerkstelligt hatten. Ihr Interesse als Bankiers der ganzen vornehmen Welt konnte keinen Krieg vertragen, und es verstand sich darum auch ganz von selbst, daß sie fast allein in der großen Stadt mit dem alten Glauben nicht gebrochen hatten, weil es der ihrer hohen Kunden war. Das Tagebuch erwähnt beiläufig der letzten Versuche, die der treffliche Schärtlin machte, um diese kleine, aber begreiflich sehr mächtige Partei zu beseitigen. Als er sah, daß seine muthigen und verständigen Vorschläge zur Vertheidigung durch ihre Intriguen stets durchkreuzt wurden, habe er den Entschluß gefaßt, diese Leute aus der Stadt zu verbannen und sich zum Diktator zu machen. Er sei aber wieder davon abgestanden, indem er mit einem seltenen Beispiel von Selbstverleugnung lieber für sich Gefahr an Leib und Vermögen erdulden, als das Blut seiner

Mitbürger vergießen lassen wollte. Es ist von diesem Plane Schärtlins anderweitig nichts bekannt. Man weiß nur, daß er Alles aufbot, um den Magistrat zum muthigen Ausharren zu bewegen, aber Alles umsonst, und daß er ihm und der Stadt endlich verachtungsvoll den Rücken kehrte. Die Weichherzigkeit des Motivs paßt auch nicht auf die derbe und harte Art des Mannes, wohl aber ist es charakteristisch genug für unseren Grafen, und nicht bloß für ihn allein, daß er diesen Zug lobend erwähnt. Es spiegelt sich eben auch darin jene Scheu vor einem ganzen und durchgreifenden Handeln, die bald auf edlere, bald auf gemeinere Triebfedern zurückgeführt werden mag, in jedem Falle aber die Ursache des Unglücks und der Schmach gewesen ist und immer sein wird.

Doch hatten es die Anderen nicht besser gemacht als die Augsburger, obwohl sie jetzt diesen alle Schuld zuschoben und nach der gewöhnlichen Art des Maulheldenthums demonstirten, daß Alles ganz anders gekommen wäre, wenn jene sie nicht verrathen hätten. Unser Tagebuch tadelt mit Recht diesen Haß der anderen Reichsstädte gegen die Augsburger und Ulmer als einen solchen, der in den eigenen Eingeweiden wühlt, aber die Gemeinheit und Feigheit, die sich dahinter versteckte, brandmarkt es doch nicht nach Gebühr.

Es ist der korrekten protestantischen Denkweise dieser Zeit völlig entsprechend, daß die andere Gefahr, die des gereinigten Evangeliums, das Gemüth des Beobachters viel schwerer bekümmerte, als die weltliche Tyrannei des Kaisers. Freilich gehörte schon ein ungewöhnliches Maß von Stumpfsinn oder Selbsttäuschung dazu, wenn man nicht bemerkte, worauf es hier in Augsburg und anderwärts abgesehen war. Die kaiserliche Staatskunst liebte zwar auch hier leise aufzutreten und das Wild ordentlich von allen Seiten mit Netzen zu umstellen, und erst, wenn der rechte Augenblick gekommen war, wurden diese mit rascher und geschickter Hand zugezogen und die zappelnde Beute erbarmungslos gewürgt. Noch war in Augsburg die neue Lehre nicht geradezu unterdrückt oder ihre Bekenner als solche verfolgt worden. Doch deutete schon jetzt Manches auf das hin, was bald kommen sollte. Der Rath hatte, seinem übrigen Benehmen entsprechend, vor der Uebergabe der Stadt aus freien Stücken, aber natürlich ganz in der Stille dafür gesorgt, daß einige kleinere von den vielen Kirchen, die in der That zu viel für die Bedürfnisse des neuen Kultus waren, in Stand gesetzt und

dem katholischen Kultus zurückgegeben wurden. In der Kapitulation selbst war nichts derartiges ausbedungen und nach dem Wortlaut, daß in der Religion nichts geändert werden sollte, die Stadt zu gar nichts verpflichtet. Man glaubte aber durch eine solche Liebesdienerei sich an dem Kaiser einen gnädigen Herrn erworben und weitere unangenehme Maßregeln abgewendet zu haben. Aber wie man es nicht besser verdiente, so wurde man auch behandelt. Der Kaiser erklärte, daß er sich mit diesen kleinen Kirchen nicht begnüge, er wolle den Dom und einige andere Hauptkirchen haben, und es blieb nichts übrig, als auch hierin nachzugeben. Mit abichtlichem Gepränge wurde nun der katholische Kultus in der Stadt, die seiner lange genug entwöhnt war, wieder eingebürgert. Gab es auch, außer den wenigen patrizischen Familien, die sich noch zu der alten Kirche hielten, Niemand unter den Einheimischen, der an ihm Theil nahm, so füllten sich doch die Kirchen mit den vielen Fremden, die der Reichstag und die Anwesenheit des Kaisers in die Stadt zog. Auch gab man sich, nach einer Notiz in unserem Tagebuche, mit Erfolg Mühe, aus dem benachbarten Bayerischen, das nur durch den Lech von der Stadt getrennt war, andächtige Schaaren heranzulocken. Es gehörte zu diesem System, daß alle höheren Feste mit möglichst auffallendem Glanze gefeiert wurden. So bewegte sich an Fronleichnam seit langen Jahren zum ersten Mal wieder eine Prozession durch die Straßen. Der Kaiser, der römische König, eine Menge der höchsten Herren aller Nationen folgten ihr, und was Wolrad, wie alle Protestanten, am tiefsten kränkte, darunter viele, die sich zu dem Evangelium bekannten. Schon Tags vorher war Feierabend durch die städtische Polizei geboten worden, da sich die Prediger entschieden weigerten, das Feiertagsgebot von ihren Kanzeln zu verkündigen. Ein paar arme Weber, die sich unpassende Aeußerungen über den „heidnischen“ Pomp der Prozession erlaubt haben sollen, wurden gefaßt und mit absichtlicher Schaustellung in Ketten durch die Straßen geführt. Es geschah nicht bloß, wie das Tagebuch meint, nach der Maxime: *dat veniam corvis, vexat censura columbas*, oder deutsch: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, sondern es sollten auch die *corvi* damit eingeschüchtert werden, die freilich schon ohnehin Schrecken genug in den Gliedern hatten! —

Diese Fronleichnamsprozession war ein Stück des „pomposischen“ Reichstages, und der Kaiser wußte es, wie gesagt, so einzurichten, daß so oft wie möglich dergleichen aufgeführt wurde.

Der Zufall half ihm dabei. Der Tod des nahe verwandten Königs Siegmund von Polen wurde Veranlassung zu prunkenden Exequien am 6. Mai in der Domkirche. Daran theilnahmen auch die anwesenden protestantischen Kurfürsten. Unser Tagebuch wird hier ganz seinem sonstigen gemäßigten Style untreu. Es kann nicht derbe Worte genug finden, um diese weibische Feigheit zu brandmarken. Was ihn noch besonders kränkte, war, daß auch die Landgräfin Christine von Hessen wie eine „Taube“ unter „Krähen“ dabei zugegen war. Obgleich sie als Tochter des streng katholischen Herzogs Georg von Sachsen, aber auch nicht weniger als Gemahlin des protestantischen Landgrafen keine Ursache hatte, die neue Lehre für so viel besser in ihren Früchten zu halten als die alte, so gehörte sie doch zu ihren eifrigsten und treuesten Anhängerinnen. Der römische König Ferdinand hatte selbst einige hohe Herren zu ihr gesandt und hatte bei ihr die Einladung zu dieser katholischen Feier auf eine Art angebracht, daß sie nicht wohl anders konnte, als ihr Folge zu leisten, obgleich sie es mit den schwersten Gewissensängsten that. Aber wenn sie sich nicht gänzlich alle Hoffnung auf einen Erfolg des heiligen Werkes, das sie sich zu ihrer nunmehr einzigen Lebensaufgabe gemacht hatte, der Befreiung ihres Gemahls, abschneiden wollte, so durfte sie den Kaiser und seinen Bruder nicht durch eine Ablehnung beleidigen. Diese Gewissensangst war eben auch ein Stück der schweren Dornenkrone des Martyriums, welches diese Fürstin zu tragen hatte. „Unglaubliche Geduld“ rühmt Graf Wolrad als die größte ihrer Tugenden. Die hatte sie in ihrer Ehe auch in glücklichen Tagen zur Genüge erproben können — man denke nur an die angetraute Nebenfrau, die sie dem Gatten zugestehen mußte — um wie viel mehr aber jetzt, wo sie Alles vergessend nur für seine Befreiung lebte und auch starb. Denn ihr Tod, der schon im nächsten Jahre erfolgte, hatte keine andere Ursache, als die übermäßigen körperlichen Anstrengungen und die Seelenleiden, die mit ihrer trostlosen Aufgabe unzertrennlich verbunden waren. Wo sie auch hinblickte und die Hand nach Hilfe ausstreckte, da fand sie feindliche oder kalte Gesichter und Herzen. Ihr eigener Schwiegersohn Moritz von Sachsen that wohl ungefähr so viel, als er Schande halber nicht lassen durfte, aber das war sehr wenig und fruchtete gar nichts. Ihr Gemahl quälte sie nach seiner selbstjüchtigen Art mit fortwährendem Drängen um Hilfe. Er stellte sich womöglich noch unglücklicher über seine Leiden, als es ihm

zu Muthen war, oder als er das Recht hatte zu sein, nur um nach der Weise solcher Charaktere den Andern zu verzweifelter Ueber-
spannung seiner Kräfte zu treiben. Man kann sich denken, was sie bei den Berichten von den groben und höhnischen Ungebähr-
lichkeiten seiner spanischen Wache, denen er Tag und Nacht aus-
gesetzt war, empfand, oder als sich das Gerücht verbreitete, er
sei aus Verzweiflung über seine Leiden in Wahnsinn verfallen.

Noch war das Gemüth des deutschen protestantischen Volkes
zu sehr erfüllt von der befreienden und erhebenden Macht der
neuen Lehre; es fühlte noch zu sehr die Innerlichkeit des Evan-
geliums in ihrer ganzen Kraft, als daß auf dem Wege, den der
Kaiser hier in Augsburg einschlug, viele Proselyten für die alte
Kirche gewonnen worden wären. Es bedurfte erst einer beträcht-
lichen Herabstimmung der öffentlichen Geister, bis die äußeren
Formen des katholischen Kultus wieder anders als fremdartig und
abstoßend zu wirken vermochten. Dreißig Jahre später war das
deutsche Volk so weit gelangt, und die natürliche Reaktion gegen jene
dogmatisch idealistischen Tendenzen des eigentlichen Reformations-
zeitalters machte ihr Recht geltend. Jesuiten und Kapuziner haben
dann nicht ermangelt, den ihnen günstigen Umschwung des öffent-
lichen Geistes auszubeuten, und wenn auch ein großer Theil der
Erfolge der sogenannten Gegenreformation äußeren Gewaltmitteln
zuzuschreiben ist, so wird man doch auch billiger Weise zugestehen
müssen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben auch ohne
äußere Gewalt erreicht worden ist. Wie man damals, zur Zeit
der vollkommensten Niederlage der protestantischen Sache, über
diesen Punkt dachte, spricht unser Tagebuch überall aus.

Nachdem das Interim am 15. Mai publizirt worden war,
begann eine neue Reihe von Beängstigungen und Demüthigungen
für den Rath der Stadt Augsburg. Gerade hier konnte der Kaiser
natürlich am wenigsten gestatten, daß man das Produkt seiner
klugen Staatskunst als todtgeboren behandelte, und die städtische
Obrigkeit hätte ihm gerne den Willen gethan, wenn sich nur unter
den Geistlichen und dem Volke ein nicht zu heftiger Widerstand
kundgegeben hätte. Erst nach Entlassung des angesehensten Pre-
digers der Stadt und grimmigsten Gegners der neuen Bekenntniß-
form, Dr. Wolfgang Musculus, waren dem Interim, wenigstens
in Augsburg, die Wege gebnet. Die übrigen Kollegen des geist-
lichen Ministeriums machten zwar ihrem Haupte keine Schande,
doch hielt es nicht so schwer, nachdem man einmal den Schlag

gegen dieses glücklich geführt hatte, auch sie nach und nach zu beseitigen, und das Interim herrschte jetzt bis ins Frühjahr 1552 in den veränderten Gotteshäusern der Stadt, von welcher das gemeinsame Bekenntniß aller Anhänger des gereinigten Evangeliums den Namen trug. So war ihr der „geharnischte und pomposische Reichstag“ theuer genug zu stehen gekommen; er hatte die religiöse und zugleich auch die politische Freiheit gekostet, viel mehr als dem armen Waldecker Grafen, dessen Geldbeutel wohl auch schwer gelitten hatte, dessen Gewissen und Ehre aber rein geblieben waren, auch in jener bösen Stunde, wo er vor dem „allergnädigsten“ Kaiser auf den Knien gelegen hatte.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung der „Ringe“. *)

Von

Dr. Ernst von Halle,

Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

I. Unter den Erscheinungen, welche uns die letzten Jahrzehnte auf wirthschaftlichem Gebiet im Gegensatz zu den Erwartungen der sogenannten liberalen Schule in der Volkswirtschaft gebracht haben, sind die Kartelle und die mit ihnen zusammenhängenden Fragen anscheinend eine der jüngsten. Ein Zweig des Problems der Organisation unserer heutigen Volkswirtschaft, beschäftigt sie zum ersten Mal im Verlauf des achten Jahrzehnts weitere Kreise der Oeffentlichkeit. In Deutschland tauchten gelegentliche Mittheilungen über sie bei den Schutzollverhandlungen, in Amerika bei einer Eisenbahnenquete des Staates New-York Ende

*) Der Aufsatz war eine Probevorlesung vor der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität im Sommer 1897, ist aber durch einige Zusätze ergänzt, die namentlich die bis Ende des Jahres erschienene einschlägige Literatur in Betracht ziehen.

Von der im Septemberheft 1895 an dieser Stelle von Pohle gegebenen Ausführung über „Kartelle“ ist er unterschieden erstens dadurch, daß der Versuch einer erheblich weiteren Absteckung des Feldes für die richtige Erkenntniß der Stellung des Problems zu andern gemacht ist; zweitens lag das Streben vor, zu vermeiden, schon in der Aufstellung der Definition die Frage unter einen solchen Gesichtswinkel zu bringen, daß dadurch das Endurtheil bereits zum Theil vorgezeichnet war. Die ausschließliche Hervorkehrung der „Absicht der Erzielung des höchstmöglichen Kapitalprofits“ als Zweck der Kartellbildung läßt eine ganze Gedankenreihe unter den Tisch fallen, deren gleichmäßige Prüfung sowohl zur Erkenntniß des historischen Werdens, als des derzeitigen Werdens und Seins und schließlich für die Gewinnung eines richtigen Werthurtheils durchaus unerlässlich ist.

der Siebziger auf. 1883 lenkte Professor Kleinwächter die Aufmerksamkeit der nationalökonomischen Wissenschaft auf das von ihm recht eigentlich entdeckte Phänomen. Von dem Interstate-Commerces-Gesetz des Jahres 1887 bis Ende 1897 wurden in den Vereinigten Staaten allein neun Unions- und Einzelstaats-Erhebungen, sowie ferner eine solche in Kanada darüber veranstaltet. 1894 hatte der Verein für Sozialpolitik die Kartellfrage auf Grundlage eines umfangreichen Sammelbandes von Untersuchungsmaterial und zweier vorläufiger Referate von Stieda und Menzel zum Gegenstand einer ausgebehnteren Verhandlung gemacht. Im selben Jahre brachte ein Schippelsches Referat dieselbe vor den sozialdemokratischen Parteitag zu Frankfurt am Main. Seit 1890 vergeht wohl kaum ein Monat, der nicht diese oder jene Veröffentlichungen über Kartelle, Unternehmerverbände, Pools, Trusts, Syndikate, Ringe und dergleichen verzeichnete. In einer Darstellung der amerikanischen Kartellbewegung konnte ich bereits 1895 fast 13 Seiten lediglich englischer und amerikanischer Literatur beibringen. Jannet, Babled, Brouilhet, Raffalovich, Dubois u. A. m. in Frankreich, van den Schalk in Holland, Sollos, Janschul in Rußland, Kleinwächter, Weißkirchner, Rosenberg, Hirschmann, Dachynska, Steinbach, Neuwirth, die Prager Handelskammer, Landesberger, Grünhut in Oesterreich, Steinmann-Bucher, Großmann, Schönlanck, Braun, Sarter, Oldenberg, Matern, Friederikovich, Pohle, A. Voigt, Liefmann in Deutschland; das sind die Namen einiger der Verfasser von mehr oder weniger umfangreichen und sachlichen neueren Büchern und Aufsätzen über den Gegenstand. Er wird in den meisten wirtschaftlichen Zeitschriften neuerdings ständig verfolgt und hat in der Berliner Zweiwochenschrift „Industrie“ (neuerdings „Industriezeitung“) sogar ein eigenes Organ gefunden. Die Handbücher der politischen Parteien widmen ihm längere Aufsätze. In jedem neueren Compendium und Lehrbuch der Nationalökonomie, in jedem Vorlesungskurs erhält er einen entsprechenden Platz.

II. Im Nachfolgenden soll nun zunächst der Versuch gemacht werden, dieses Problem in Zusammenhang mit der größeren Gruppe von volkswirtschaftlichen Erscheinungen zu bringen, der es angehört. Dies scheint nöthig, um es, seines ephemeren Charakters entkleidet, auf den endgiltigen Werth oder Unwerth prüfen zu können. Als bald wird sich nämlich ergeben, daß wir es nicht mit einer modernen Neubildung in jeder Beziehung zu thun haben, vielmehr es sich nur

um die neue Form handelt, die eine alte Erscheinung angenommen hat. Und dann wird man weiter ermessen können, inwieweit oft als integrierende Bestandtheile der Kartellfrage erscheinende Umstände und Zustände Ursache, inwieweit sie Wirkungen oder schließlich gar nur zufällige Begleiterscheinungen örtlicher, zeitlicher oder persönlicher Art sind.

Die größere Gruppe, den Oberbegriff, benenne ich im Nachstehenden mit dem Namen „Ringe“. —

Ein Ring ist eine freiwillige Vereinigung von Kapitalien durch Persönlichkeiten, welche ein Verfügungsrecht über dieselben haben, um dadurch auf einem Markt die Kontrolle über die Versorgung mit einer bestimmten Waare zu erhalten und diese Kontrolle zur Erzielung eines Kapitalgewinnes auszunutzen.

Diese allgemeine Definition der Ringe, eines Komplexes von Vereinigungsbestrebungen und -formen, umfaßt eine Reihe recht verschiedenartiger Erscheinungen in Handel und Gewerbe, begrenzt auf der einen Seite von Vereinigungen, die lediglich die äußere Wahrnehmung allgemeiner beruflicher Interessen im Auge haben, auf der andern durch Vereinigungen, bei denen eine gesetzliche, ausschließliche Privilegirung den Ring in ein Monopol verwandelt, oder wo ihn ein amalgamirtes Riesenunternehmen ersetzt.

III. Solche Ringe sind keine neue Erscheinung. Die ältere Zeit kannte eine Reihe von Formen derselben:

1. Solche, die man heute als Corners oder Schwänzen bezeichnet; verschiedene Formen der Spekulation, mit dem Zweck, im Interesse der Urheber die Versorgung eines Marktes derart zu regeln, daß die Käufer, die auf diesen Markt zur Anschaffung der nothwendigen Lebensmittel und Bedarfsgegenstände angewiesen waren, einen übertrieben hohen Preis zu bezahlen hatten. Diese Versuche, sich durch Ausbeutung einer Zwangslage der Konsumenten zu bereichern, suchte die mittelalterliche Gesetzgebung, namentlich auf dem Felde der unentbehrlichen Lebensbedarfsversorgung, speziell Getreidehandel, Hopfenhandel u., mit Entschiedenheit zu bekämpfen; — sofern sie nicht in bestimmten Fällen es für rathsam erachtete, durch Gewährung einer Monopolberechtigung bestimmte Versorgungsfunktionen an Individuen oder Gruppen zu übertragen und diesen dann gewisse Pflichten zugleich mit gewissen Rechten aufzuerlegen.

Das nicht staatlich gewährte „Monopol“ und „Darda-

nariat“ waren strafbare Dinge im Römischen und mittelalterlichen Recht. Vorkäufer, *accapareurs*, *forestallers*, *regrators*, *enhancers* und wie sie heißen mögen, wurden fortgesetzt mit Strafen an Vermögen und Freiheit bedroht, weil sie eine unrechtmäßige Schmälerung der Gesamtheit zu Gunsten Einzelner, die Usurpation einer nicht legitimen Macht und die Anwendung unzulässiger Mittel im Auge hatten. — Andererseits sah es die Gesetzgebung als ihre Aufgabe an, die „Ueberführung“ der Märkte, Preisdrückerei, Ueberproduktion unter Umständen zu verbieten oder zu verhindern.

2. gab es große Syndikate von Händlern, welche einen erheblichen Einfluß ausübten. Diese wurden bald speziell und bisweilen ausschließlich privilegiert, wie die großen Handelskompagnien für gewisse Handelsrichtungen und Waaren; bald erhielten sie auch nur gewisse Rechte neben anderen — alles Formen, die im See- und Kolonialhandel vielfach vorkommen —; bald traten sie freiwillig auf, wie die großen Konsortien etwa der Pfefferkäufer in Sissabon und wurden von den Regierungen benützt und geduldet; bald hatten auch sie, wenn ihre Thätigkeit der Oeffentlichkeit bekannt wurde, eine moralische oder gerichtliche Verurtheilung zu erwarten, wie die großen Minensyndikate, an denen die *Suggers* theilhaftig waren. — Bei dieser Gruppe kommen, wie bei der vorigen, gewisse spekulative Momente mit in Frage, indeß ist der Unterschied, daß sie neben dem spekulativen, privatwirthschaftlichen, wesentlich einen allgemein volkswirtschaftlichen Zweck mit im Auge hatten, beziehungsweise diesen implicite mit verfolgten.

3. finden wir in den aufkommenden Hausindustrien und Manufakturen des 17. und 18. Jahrhunderts vielfach, wie z. B. Schmoller zeigt, Verabredungen über die Produktion und Marktversorgung.

4. In gewisser Beziehung anders zu beurtheilen, soweit die Mittel und gewisse Zwecke in Frage kommen, sind die Zünfte und Gilden der Gewerbetreibenden. Ursprünglich vielfach freie Vereinigungen von Berufsgenossen, werden sie allmählich zu staatlich anerkannten Trägern weitgehender Rechte und Pflichten, denen die Versorgung bestimmter Märkte mit bestimmten Produkten anheimfällt, und die für ihr Gebiet eine weitgehende Regelung von Produktion und Absatz einführen und sich gefallen lassen müssen. Bei ihnen liegt der Unterschied gegenüber den vorigen Gruppen, wie auch den neueren Industriekartellen darin, daß sie nur in be-

beschränktem Umfang kapitalistisch produziren. Doch wird die Schwierigkeit gehoben, die Analogie klar, wenn man ihre durch die Aufwendung von Erziehungskapital erworbene Arbeitsgeschicklichkeit, später das geldeswerthe Meisterrecht, als das in die Vereinigung eingebrachte Betriebskapital auffaßt.

Die erste Gruppe umfaßt also Erscheinungen der Spekulation, die zweite Erscheinungen des Handels, die dritte und vierte Erscheinungen der Gütererzeugung. Es handelt sich um Probleme, denen man instinktiv eine verschiedenartige Behandlung zu Theil werden ließ.

IV. Als dann im vorigen Jahrhundert die physiokratische Schule aufkam, da warf sie zunächst alles Derartige in einen Topf. Von Frankreich, England und Nordamerika verbreitete sich damals die Weltanschauung, welche einer neuen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gliederung unter dem Schlagwort der freien, ungehinderten Entfaltung des Individuums die Wege öffnen wollte. An die Stelle der hergebrachten und festgefügtten Gewerbe- und Ständeordnung sollte eine neue, natürliche Ordnung der Dinge treten. Die zwei Grundanschauungen der ursprünglich amerikanischen Erklärung der Menschenrechte, daß alle Menschen frei und gleich geboren seien, waren der Ausdruck der Prinzipien des *laissez-faire* und des Individualismus. Das dritte Schlagwort, welches die französische Revolution hinzufügte, die Brüderlichkeit, kam hierbei insofern zur Geltung, als man annahm, im Zustand der natürlichen Freiheit sei ihre Ausübung ein Gebot des Selbstinteresses. Es soll hier nicht im Einzelnen nachgewiesen werden, wie die Praxis von vornherein einer verschiedenen Auffassung über das Wesen der neuen Grundsätze das Wort redete, deren Gegensätzlichkeit die Theorie einer statischen Weltanschauung in den Oberbegriffen gewisser letzter, ewiger Gesetze der Harmonie oder der göttlichen Weltordnung versöhnt glaubte. Die Franzosen und Amerikaner in ihrer Revolutionsgesetzgebung legten den Schwerpunkt auf den Individualismus und verboten für die Zukunft alle gesetzlich anerkannten, oder privaten Fachvereinigungen ausschließlichen Charakters, Privilegien und Vorrechte für Einzelne oder Gesellschaften. Alle Verbände von Standes- und Berufsgenossen wurden aufgehoben. Der erste, zweite und vierte Artikel des französischen Dekretes vom 14./17. Juni 1791 verbot ihre Wiedergulassung für alle Zukunft. „Es soll keinerlei Korporationen im Staate geben“, führte Le Chapelier Namens des Verfassungsausschusses in der Konstituante aus. „Es giebt nur das Einzel-

interesse des Einzelindividuums und das Gemeininteresse der Gesamtheit.“ Damit blieb man Angesichts der unausrottbaren staatszentralistischen Anschauung Frankreichs noch hinter den Amerikanern zurück, die die Idee eines vom Einzelinteresse verschiedenen Staatsinteresses bis in die Gegenwart nur bedingt gelten zu lassen geneigt sind.

Immerhin fand in der Folge auch in Amerika eine erhebliche Durchbrechung der unhaltbaren Grundsätze auf dem Gebiet des Aktienwesens, der „Korporationen“, statt. In den übrigen Ländern vollzog sich die Entwicklung von vornherein anders. Nirgends hob man radikal und unbedingt die bestehenden Einrichtungen auf. Die Tendenz der Gesetzgebungen bewegte sich allerdings in dieser Richtung, aber in England führte stets der Geist des *laissez-faire*. Man wollte die bisherigen Einrichtungen ihrem allmählichen, wie man annahm, natürlichen Absterben überlassen, zeitweilig überzeugt, dies werde zur Atomisierung der Gesellschaft führen. Als man hier 1844 die letzten der alten Vereinigungsverbote aufhob, waren die maßgebenden Persönlichkeiten indes schon nicht mehr völlig sicher, hiermit die Geschäfte des atomistischen Individualismus zu besorgen. In Deutschland wurden auf dem Gebiet des Gewerbes die letzten der alten Privilegien erst durch die Gewerbeordnung von 1869 für das Gesamtgebiet im Wesentlichen beseitigt. In einer Reihe von Staaten war die Gewerbefreiheit jedoch schon seit lange eine Thatsache, und in der Großindustrie war allgemein die generelle Zulassung an Stelle der einzelnen Konzession getreten. Hinsichtlich privater Vereinigung kam dann in der Folge in der Rechtsprechung die Anschauung zur Geltung, daß dieselben zulässig seien, soweit sie nicht im Allgemeinen gegen die guten Sitten verstoßen; im Februar 1897 noch hat das Reichsgericht ausdrücklich Kartelle für zulässig erklärt. In Oesterreich existirt gesetzlich eine gewisse Koalitionsbeschränkung, ohne praktisch allerdings erhebliche Geltung zu haben. In Frankreich hat das Gesetz über die Berufssyndikate von 1884 auf gewissen Gebieten bewußt einen Bruch mit der alten, atomistischen Auffassung herbeigeführt, während im Uebrigen die Rechtsprechung die Kartelle trotz der noch bestehenden, prohibitiven Gesetze duldet. Nur in Amerika hat man sich neuerdings veranlaßt gesehen, in zwei Bundesstaats- und einigen Duzend von Einzelstaats-Gesetzen gegen alle Arten von Ringen Stellung zu nehmen, und in Rußland sind die Ringe gesetzlich verboten und werden unterdrückt, soweit sie nicht besonders vom Staat begünstigt

werden. — Als Endergebnis, als praktischer Erfolg der ganzen Entwicklung auf dem Gebiete der Rechtsanschauung ist um das Jahr 1890 herum für fast alle Länder eine weitgehende, thatsächliche Ausbildung wirtschaftlicher Vereinigungen anzusehen. —

V. Es haben sich, wie im Eingang angedeutet, die Erwartungen der Individualisten nicht erfüllt. Mehr als 100 Jahre nach der Einleitung einer Politik der individuellen Freiheit und Einzelwirksamkeit ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß eine gruppenmäßige Zusammenfassung dem Gesellschafts- und Wirtschaftsleben auch heute noch unentbehrlich ist. Wie von Friedrich List auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik eine Kritik gegen eine ausschließliche Tauschwerttheorie zu Gunsten einer danebenstehenden Theorie der produktiven Kräfte geltend gemacht wurde, so ist auf dem Gebiet der Produktionslehre neben die Erkenntnis vom Wesen der Wirksamkeit des wirtschaftlichen Individuums die Anschauung von der Nothwendigkeit einer Theorie der gesellschaftswirtschaftlichen Prozesse getreten. Wer den Entwicklungsgang der Epoche und die realen Grundlagen des Umschwunges von der älteren zur neueren Auffassung erfassen will, wird seine Aufmerksamkeit zunächst in drei Richtungen zu lenken haben:

1. zu verfolgen, wie die politische Entwicklung sich wirtschaftlich äußerte, indem einer freiwilligen Lockerung in der französischen und dänischen, sowie einer unfreiwilligen, von England erzwungenen, in der portugiesischen Kolonialpolitik nach Mitte des 17. Jahrhunderts, vor Allem aber der Losreißung der Vereinigten Staaten und der spanischen Kolonien vom Mutterlande im Laufe von wenigen Generationen bis zur Aufhebung der Charter der ostindischen Kompanie, 1859, der Bruch mit dem alten Kolonialsystem folgte. Wie alsbald in der fortschreitenden Besiedelung von Nordamerika, Australien, Südamerika und Südafrika und der Erschließung Ostasiens jene Zeit der Erweiterung des Orbis terrarum für den Weltverkehr inaugurirt wurde, die mit der Erschließung Innerasiens auf dem Landwege zu Beginn des 20. Jahrhunderts extensiv endgültig ihren Abschluß finden wird.

2. ist die Ausgestaltung der Verkehrsmittel und -wege vermittels der neuen Technik zu verfolgen, die ermöglichte, die politisch nunmehr gewährte Absatz- und Verkehrsfreiheit praktisch auszunutzen.

3. ist zu beobachten, wie der Umschwung in der Produktionstechnik durch die Einführung der Dampfkraft und Zerlegung der Produktionsprozesse in verschiedene Stadien eine beim Eintritt des

geistigen Umschwunges im 18. Jahrhundert eben erst in den Anfängen wahrnehmbare oder ahnbare Revolution hervorrief. Die Produktivität steigerte sich gewaltig, indem eine Teilung und Vereinigung im Produktionsprozeß durchgeführt, die geistige Einrichtung und Leitung desselben von der physischen Regulierung und Ueberwachung losgelöst, die eigentliche Kraftleistung aber auf die Elemente überwältzt wurde.

Zur Einführung dieser Umgestaltung auf dem Felde der Produktionsordnung ergab sich die möglichste Unbeschränktheit des Einzelunternehmers als das Nützlichste, da ihm eine umfangreichere Organisation durch die Gesetzgebung bei seinem schnellen Vormarsch in unbekannte Gebiete nicht zu folgen vermochte. Längere Zeit schien die durch die Erschließung der Welt und die sich ausdehnenden Märkte, durch die Erweiterung der Produktionskapazität und durch die rasch zunehmende Verbrauchskraft weiter Klassen rapide gesteigerte Absatzmöglichkeit für die Nützlichkeit des freiesten, ungehindertsten Wettbewerbes in der Waarenproduktion Zeugniß abzulegen. Vom ersten großen Aufschwung in den Dreißigern, zu Beginn der Wirtschaftsära mit den neuen Verkehrsmitteln, bis zum Anfang der Siebziger, schien ein nur ganz vorübergehend durch gelegentliche, „natürliche“ Rückschläge unterbrochener Aufschwung die Richtigkeit der Say'schen Anschauung von der Unerschöpflichkeit der menschlichen Konsumtionskraft und damit, sofern nur die technischen Prämissen erfüllt waren, von der endlosen Ausdehnbarkeit der Produktion unwiderleglich darzutun.

Nun aber war es plötzlich mit dem Aufschwung zu Ende. An die Stelle der vorübergehenden, naturgemäßen, kurzen Krisen trat die chronische Depression, deren Wirkung bis in die Gegenwart fort dauert. Es war zunächst nur eine kleine Schaar, die die volle Bedeutung des Umschwunges um das Jahr 1880 erfaßte. In Wahrheit bedeuteten seine Ereignisse, die sich in Deutschland in der Rückkehr zum Schutzollsystem, der Inaugurierung der Sozialreform, der Verstaatlichung der Eisenbahnen und dem Emporschließen der Kartelle dokumentierten, den abermaligen Eintritt einer Wendung im Gange der Gesamtentwicklung. Die rein extensive Epoche war vorüber. Nunmehr galt es, für die neuen wirtschaftlichen Gebilde eine Platzbestimmung und Abgrenzung des Wirkungskreises in die Wege zu leiten. —

VI. Wenn wir nun finden, daß bei diesem Suchen nach einer neuen Organisation die „Ringe“ in einer neuen Form, als Kartelle,

alsbald eine erhebliche Rolle zu spielen beginnen, so liegt auf der Hand, daß sie nicht, wie früher behauptet wurde, lediglich aus dem Schutz Zoll, oder aus den mit der sozialen Gesetzgebung zusammenhängenden, berufsgenossenschaftlichen Einrichtungen, oder aus dem Bestreben zur allgemeinen Regelung der Arbeiterfrage — wobei man auch die Arbeiterverbände als Ringe ansehen könnte, wie gleich zu zeigen sein wird —, oder aus besonderen Eigenbahnkombinationen, oder überhaupt aus irgend welcher wirtschaftlichen Einzelursache hervorgegangen und zu erklären sind. „Die Kartelle“ oder sonstigen modernen Ringe sind nicht, wie in der Presse der Manchesterleute wohl noch gelegentlich behauptet wird, als Rückfälle in alte Irrthümer anzusehen, oder, wie gewiss privatkapitalfeindlichen Kreisen erscheint, ein besonderer Trick heutigere Kapitalisten, und schließlich auch nicht, wie die sozialdemokratischen Theoretiker vermeinen, der apokalyptische Reiter, der den jüngsten Tag der kapitalistischen Betriebsweise verkündigt. Vielmehr, mögen alle jene gedachten Gründe, oder einzelne derselben im Spezialfall jeweilig eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt haben: die Entstehung des Gesamtcomplexes dieser Ringe ist, das ergeben die empirischen Untersuchungen, auf eine der wirtschaftlichen Entwicklung zu Grunde liegende Gesammttendenz zurückzuführen.

Hier ist einzuschalten, daß die Vereinigungen der Arbeiter, gerade so, wie die nicht ausschließlich privilegierten Zünfte, unter die obige Definition gebracht werden können, sofern man die Arbeit als Waare, die Arbeitskraft als Produktionsmittel derselben, als Kapital, ansieht; eine Auffassung, der ich persönlich mich anzuschließen nicht geneigt bin.

Daß Ringe, korporative und berufliche Verbände, fach- und standesgenossenschaftliche Vereine der Auffassung der physisokratischen wie der manchesterlichen Schule als ein absolutes Uebel erschienen, lag einerseits in der ungenügenden Erkenntniß der Menschen- natur und des gesellschaftlichen Charakters derselben; sodann in jener Ansicht von der Existenz der sogenannten ewigen ökonomischen Gesetze, die indessen in Wirklichkeit nichts Anderes waren, als konstruirte Idealvorstellungen; ferner in der ungenügenden historischen Kenntniß der Entwicklung der Dinge und der unterschiedlichen Zustände zu verschiedenen Zeiten; schließlich in der Unmöglichkeit der Voraussicht, welche sozialen und wirtschaftlichen Postulate die Zukunft aufstellen werde: denn der Menscheng Geist fügt fortgesetzt durch seine erfinderische Thätigkeit der geistigen und

materiellen Welt neue Gebilde hinzu, die die Anordnung des Bisherigen verwandeln. So ging man dereinst unendlich zu weit, indem man den momentanen Anforderungen der Praxis instinktiv Rechnung trug und durch Berufung auf angeblich ewige Grundsätze Dasjenige allerdings am wirksamsten befürwortete, was zur Zeit nöthig war: Aufhebung des Bisherigen, Freiheit für die Anbahnung des Kommenden.

Heute stehen wir auf dem Standpunkte des Bildes von Ruskin: „Die wechselnden Elemente in dem gesellschaftlichen Problem haben nicht dieselbe Natur wie die konstanten; sie verändern das Wesen des Stoffes, den wir beobachten, im Moment des Hinzutrittes. Sie wirken nicht mathematisch, sondern chemisch und führen Verhältnisse ein, die alle unsere bisherige Kenntniß unanwendbar machen.“

Diese chemischen Veränderungen haben sich durch Vorgänge auf den Gebieten der Politik, des Verkehrs wesens und der Technik ergeben und alsdann eine Reihe von Sekundärercheinungen erzeugt. — Die alten Gewerbe sind einem unaufhaltbaren Zeretzungsprozeß anheimgefallen. Die neuen Gebilde, die an ihre Stelle treten, unterscheiden sich von ihnen einmal durch den Wirkungskreis, die Absatzfläche. „Die lokalen, einzeln in sich abgeschlossenen, homogenen und inhomogenen Wirtschaftszellen haben,“ wie Hobson sagt, „einen Prozeß der Integration und Differenzirung durchgemacht; denn über sie hat sich der Machtbereich des Weltmarktes gestellt.“ Wirtschaftspolitik und Verkehrsmittelentwicklung haben diesen zu einer immer realeren Wirksamkeit verholfen. In der Produktionstechnik schließlich hat die Maschine einen Platz eingenommen, die zu immer komplizirterer Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung in Fabrik und Großbetrieb führt, weiterhin aber eine Trennung der technischen und kapitalistischen Funktionen zur Folge hat. Hier hat sich die Differenzirung in doppelter Richtung geltend gemacht: der Produktionsprozeß ist unendlich mannigfaltiger zerlegt, indem Produktionsmittel und Produzentengruppen sich wesentlich vermehrten; und das Produktionskapital und der Produktionsunternehmer haben sich von den in der Produktion beschäftigten Arbeitern vollkommen getrennt. Die abermalige Integrirung aber hat bisher eine Wiedervereinigung noch nicht vollkommen durchgeführt, sondern nach Frau Dazynskas richtigen Ausführungen einen zweiarmigen Strom erzeugt, mit einer Doppelgliederung in Kapitalistenverbände und Arbeiterverbände.

VII. Eine vollkommene Durchforschung unserer heutigen Wirth-

schaft erstens unter dem Gesichtspunkte des unpersönlichen Kapitals, der Trennung des kapitalistischen vom technischen Apparat, d. i. der Loslösung des Kapitaltitels zunächst von der Materie und sodann von der Persönlichkeit, und zweitens unter dem Gesichtspunkte des Einflusses der Maschinenproduktion auf die Anordnung des Produktionsprozesses in seinen verschiedenen Stadien ist eine bisher noch nicht gelöste Aufgabe. Weder besitzen wir bereits eine völlige Würdigung der heutigen Kapitalmaschinerie mit ihren Hauptformen der Uebertragung von Forderungsrechten, der Kreditgewährung, und des Credit mobilior, noch endgiltig abgeschlossene Untersuchungen über den gesammten volkswirtschaftlichen Charakter des heutigen technischen Produktionsprozesses in seinen verschiedenen Stadien, wengleich in letzterer Hinsicht u. A. von Sachs und Herrmann, von Hobson und Dyer, neuerdings auch von Hadley einige Anfänge gemacht sind. Solche Untersuchungen aber wären eine Voraussetzung für die richtige Erkenntnis des Wesens der Ringe in ihrer heutigen Gestalt. —

Hatten wir in der älteren Zeit im Wesentlichen zwei Formen der Ringe, die rein spekulativen und gewisse Syndikate der Händler vor uns, während die Großgewerbe nur Anfänge, und Gilden und Zünfte gewisse nicht allzuweit auszudehnende Parallelen mit ihnen aufwiesen, so treten zu den ersten beiden Formen neuerdings eine Reihe weiterer Gruppen durchgebildeter Ringe hinzu. Jene älteren entstanden auf solchen Gebieten des Produktionsprozesses, wo das Kapital bereits eine überwiegende Rolle zu spielen vermochte, im Wesentlichen also in Spekulation und Handel. Heute beherrscht das Kapital diese Gebiete stärker als je, hat sich daneben als Handelsobjekt im Kredit und Titelhandel eine eigene Organisation geschaffen und auf der Mehrzahl der Theilsfelder des Gewerbes einen immer stärker anwachsenden Einfluß errungen; es beherrscht die Urproduktion der Mineralgewinnung, während es nur in der Natur des Ackerbaues nach wie vor noch ein erhebliches Hinderniß zur überwiegenden Bethätigung findet; es durchtränkt die verschiedenen Stadien des Produktionsprozesses.

Nach der Entstehung der kapitalhändlerischen Institute und der kapitalistischen Ausbildung der gewerblichen Produktion ist die Bildung von Ringen auch auf diesen Gebieten vor sich gegangen; und zwar haben sie in der Mehrzahl der Fälle im Geltungskreis des „Laisser-faire“ zunächst ein freies Feld gefunden. In einigen indeß hat der Staat von vornherein sich

veranlaßt gesehen, dem freien Wirken der Kräfte die Feststellung von Berechtigungen und Verpflichtungen, Begünstigung oder Statuirung von Monopolen gegenüberzustellen. Hierher z. B. gehören auf dem Kapitalmarkt die Banknoten, im Verkehrswesen die Eisenbahnen und Telegraphen, im Gewerbe Versorgung mit Gas, Wasser, gewisse öffentliche Dienste.

VIII. Es erübrigt hier, auf die von den verschiedenen Schriftstellern gewählten Methoden der Eintheilung der heutigen Ringe einzugehen, die, bald unter dem Gesichtspunkt der rechtlichen Form, bald hinsichtlich der Kategorien von Gegenständen, auf die sie sich erstrecken, bald hinsichtlich der verschiedenen Phasen der wirtschaftlichen Thätigkeit des Menschen im Produktionsprozesse bald hinsichtlich des Umfangs der einigenden Maßregeln speziell durchgeführt sind. Die große Mehrzahl der Beobachter ist sich einig in der Erkenntniß, daß die Ringe heut zu Tage ständig an Bedeutung zunehmen, daß sie an Zahl, an Umfang, an Intensität der Vereinigung wachsen und daß die Möglichkeit eines unbedingten Verbotes derselben ausgeschlossen ist. Thatsachen, wie deduktive Schlussfolgerungen haben, sich gegenseitig bestätigend, zu der Erkenntniß geleitet, unter den vorhandenen Wirtschaftsformen verlange der extreme Grundsatz der freien Konkurrenz eine Unmöglichkeit. Das Stephenson'sche Wort: „wo Vereinigung möglich ist, ist Konkurrenz unmöglich“, enthält ein gut Theil Wahrheit; noch richtiger aber ist, daß wo die Konkurrenz unmöglich geworden, Vereinigung nöthig ist und damit ist man eben zu dem Schluß gekommen: das Prinzip der Kartelle, wie sie sich als Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses unter bestimmten Verhältnissen in allen industrietreibenden Ländern heute herausgebildet haben, muß einen vernünftigen Kern haben. Denn überall sind sie die Kinder der Gewerbefreiheit und der Maschinenwirtschaft.

Es giebt noch solche, die sich auf gewisse ethische Prinzipien derart verpflichtet glauben, daß sie bei der Aufstellung eines Systems, wie etwa z. B. Say es that, mit Bedauern anerkennen, gewisse Thatsachenreihen ließen demselben sich nicht unterordnen, ohne hierdurch einen Zweifel an der Richtigkeit des Systems zu fassen; Persönlichkeiten, die die Vereinigungsthatfachen ignoriren möchten; ferner giebt es noch vereinzelte Anschauungen, die das *laissez-faire* um jeden Preis auf irgend welche bestehenden Thatsachen durchgeführt wissen möchten und somit auf wirtschaftlichem Gebiet den Kampf bis zum Ueberleben des Stärksten ungehindert

weiter gehen lassen wollen. Dem aber nicht, wie diesen, die Wirtschaftsordnung Zweck, sondern Mittel ist, der muß gegenüber den heutigen Ringen, um sie richtig beurtheilen zu können, lediglich die Frage aufstellen, ob sie einen Zweck der Wirtschaftlichkeit zu erfüllen im Stande sind, ob sie das richtigste Mittel hierzu sind, und ob dieses Mittel nicht etwa in anderen Richtungen, vor allem sozial, derart schädliche Nebenwirkungen äußert, daß seine Anwendung deshalb unter allen Umständen zu verhindern, nach einem Ersatz zu suchen ist.

IX. Der Zweck der heutigen Volkswirtschaft ist, die Bedürfnisse aller Mitglieder derselben in entsprechendster Weise zu befriedigen. Das involvirt, daß es nicht darauf ankommt, daß dieser oder jener Einzelne, oder eine Klasse, sich auf die für sie billigste Weise zu versorgen im Stande ist, vielmehr, daß die Bedürfnisbefriedigung für alle Subjekte der Volkswirtschaft in der der jeweiligen Gesamtlage entsprechend ökonomischsten Weise vollzogen wird, während gleichzeitig die Kontinuität der Versorgung gesichert bleibt. Es kann auf die Dauer nicht darauf ankommen, den Markt zu gewissen Zeiten möglichst billig mit Waaren zu versehen, sofern die Produzenten hierbei nicht eine entsprechende Entschädigung für ihre angewandte Thätigkeit erhalten, die Unternehmer keinen entsprechenden Unternehmerlohn, die Arbeiter keinen entsprechenden Arbeitslohn. Es kann nicht die Aufgabe sein, eine Produktion dauernd fortzusetzen, bei der sich die angewandten Kapitalien nicht wieder ersetzen und vermehren. Es war in früheren Zeiten bei den Händler-syndikaten eine Ursache der Vereinigung, daß in gewissen Fällen zu befürchten war, ein gleichzeitiges Auftreten vieler Käufer werde eine allzugroße Steigerung der Preise, oder gleichzeitige Versorgung eines Marktes von verschiedenen Seiten werde eine Ueberfüllung und damit Gefährdung der Resultate ihrer Operationen zur Folge haben. Heute hat sich wiederum vielfach eine ähnliche Gefahr gezeigt, und da liegt heute dieselbe Ursache für die finanziellen und industriellen Ringe vor. Mag der Markt klein oder groß sein, er wird immer Grenzen der zeitlichen und örtlichen Versorgungs- wie Aufnahmemöglichkeit erreichen, gegen deren Ueberschreitung sich die Betheiligten zu schützen suchen. Gewiß liegen oft andere, weniger berechnigte unmittelbare Gründe der Ringorganisation zu Grunde. Der Hauptgrund der Entstehung und Fortentwicklung der Gesamterscheinung ist die Gefahr der Konkurrenz unter gewissen allgemeinen Bedingungen.

Auf die finanziellen Ringe, die Konsortien zur Uebernahme von Anleihen, Gründersyndikate, Vereinigungen von Bankgruppen und dergleichen soll hier nicht näher eingegangen werden. — Betrachten wir die neue Form der gewerblichen Unternehmerverbände, die Kartelle im engeren Sinne, etwas genauer.

In der Großindustrie ist die Produktion spekulativ, und ferner hat die Einführung der Maschinenproduktion eine vielfache Zerlegung des Produktionsprozesses zur Folge gehabt. — Die Herstellungszeit eines einzelnen Gutes ist allerdings scheinbar verkürzt. An die Stelle der in vielen Richtungen verwendbaren, einzelnen Werkzeuge sind aber komplizirte, nur für einen Zweck verwendbare Maschinen, und an die Stelle der allgemein geschulten und weiter schulbaren Arbeiter zum Teil die nur für eine Richtung der Arbeitsleistung brauchbaren, mechanischen Anordnungen von Werkzeugen gesetzt. Mit anderen Worten: Der Betrieb verlangt für seine Anlage mehr Zeit und die Darbietung größerer Mengen Kapital. Einmal eingerichtet, kann er alsdann das in ihm angelegte Kapital nur in ganz beschränktem Umfange neuen Zwecken dienstbar machen. Ist somit durch die Maschine die Produktivität gesteigert, so erfordert die Zerlegung der Arbeit eine größere Mannigfaltigkeit der Produktionsprozesse, während auf der andern Seite für ein einmal eingerichtetes Unternehmen eine zunehmende Starrheit eintritt. Es kann hier Angebot und Nachfrage nicht mehr so rasch wirken, wie es etwa Adam Smith, weit mehr aber noch seine Epigonen annahmen. Vielmehr hängt die Möglichkeit, einmal angelegtes Kapital aus einem Unternehmen wieder zurückzuziehen, davon ab, daß es in einem langwierigen Liquidationsverfahren durch jene Reihe aufeinanderfolgender Produktionsprozesse, die bei der Anlage des Unternehmens vorgeschwebt haben, in natürlicher Abnutzung der Produktionsmittel wieder flüssig gemacht wird. Somit ist der Produktionsprozeß in Wahrheit oft ein sehr lange vorher begonnener und festgelegter; und das Wesen der Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung in der Maschinenwirtschaft, sowie die spezifischen Eigenschaften der Maschinen selbst ergeben Anforderungen neuer Art.

Dadurch eben erfährt die Produktion jene weitere Umgestaltung: sie nimmt nothwendig den spekulativen Charakter an. Wer eine Großunternehmung einrichtet, muß dabei der voraussichtlichen Nachfrage nach dem Gegenstand der beabsichtigten Produktion für eine längere Zeit eventuell für Jahre im Auge haben. Bei der fortgesetzten

Arbeitsteilung erhält die Produktion von Produktionsmitteln, von Produktionsmitteln für Produktionsmittel, u. s. w. ad infinitum, eine immer größere Wichtigkeit, die erforderliche Spekulation fortgesetzt komplizirtere Voraussetzungen. Die Herstellung eines Stückes Tuch in der Weberei kann sich heute vielleicht in eben so vielen Stunden, als früher Wochen bewerkstelligen lassen. Zieht man den ganzen Herstellungsprozeß der hierzu erforderlichen Produktionsmittel in Betracht, so ist derselbe thatsächlich ein unendlich langwieriger geworden: Und die Starrheit welche im Maschinenproduktionsprozeß in den verschiedenen Phasen vorhanden ist erheischt die Innehaltung gewisser mathematischer Verhältnisse in diesen; d. h. um so und so viel Produkte liefern zu können, müssen bestimmte Mengen von Vorprodukten erzeugt worden sein u. s. f. Soll wirtschaftlich zweckmäßig produziert werden, so müssen in den verschiedenen Phasen ganz bestimmte Kapitalien arbeiten.

Indem nun das System der freien Konkurrenz galt, war jeder Kapitalist in der Lage, einen anscheinend zur Zeit gewinnbringenden Geschäftszweig zu betreiben. Trotz der Vergrößerung des Marktes wurde zunächst durch die verbesserten Kommunikationsmittel die Uebersichtlichkeit erleichtert. Da Jeder aber individuell dastand, gelangten häufig gleichzeitig eine Reihe von Beobachtern zu dem gleichen Schluß, die Anlage eines bestimmten Unternehmens werde sich rentiren. Hatten sie nun alle ihr Vorhaben ausgeführt und dabei womöglich durch ihre starke Nachfrage noch eine Vergrößerung der Betriebe zur Erzeugung von Vorproduktionsmitteln verursacht, bezw. in einzelnen Phasen der Vorproduktion ganz ungleiche Mengen von Kapitalien angelegt, so fragte es sich, ob für die nunmehr ungeahnt gesteigerte Mehrproduktion und Arbeitskapazität der Unternehmen eine entsprechende Aufnahmefähigkeit des Marktes ausfindig zu machen sei, sowie, ob nicht das Gleichgewicht in den einzelnen Zweigen selbst gestört sei. — Es folgte nach dem Aufschwung die latente Krisis, die sich der landläufigen Auffassung als Ueberproduktion bezw. als Unterkonsumtion darstellte, in Wirklichkeit eine zeitlich oder sachlich unrichtige Eintheilung und Einrichtung der volkswirtschaftlichen Produktion bedeutete. Eine verfehlte Produktion von Gütern und Produktionsmitteln entstand und gefährdete nicht nur die augenblickliche, sondern auch die zukünftige Lage der Produzenten: den Ertrag der volkswirtschaftlichen Produktion.

Für das einzelne Unternehmen ergab dann eine zeitweilige Erhöhung und damit Verbilligung der Produktion zeitweilige Vor-

theile, für die Gesamtheit verschlimmerten gerade diese Palliative den Krankheitszustand. -- Im Kampf der Unternehmungen mit einander siegte häufig nicht der moralisch Tüchtigste, sondern der Strupelloseste, und ein Einzelunternehmen, das einmal zu Boden geschleudert war, wurde von einem neuen Erwerber, der es um ein Billiges erstanden hatte, alsbald unter günstigeren privatwirtschaftlichen Bedingungen wieder in den Kampf hineingeführt.

Je nachdem man alsbald in diesem oder jenem Zweig sich dem Punkte näherte, wo eine größere Anzahl von Betrieben mit großem fixen Kapital über eine Produktionskapazität verfügte, die das voraussichtliche Aufnahmevermögen des Marktes erheblich überschritt, während man sich von der Gefährlichkeit oder gar Ausichtslosigkeit eines Kampfes überzeugen mußte, schritt man zu Vereinigungen ringartigen Charakters. Diese erstreckten sich von allgemeinen Abmachungen über Verkaufsbedingungen auf Preisvereinigungen, auf eine Regelung der Produktion quantitativ und zeitlich hinsichtlich der Fabrikationsvertheilung, lokal hinsichtlich der Theilung des Versorgungsgebietes, schließlich auf die ganze oder theilweise Auftheilung der geschäftlichen Erträge unter die Kartellirten: man gelangte von allgemeinen zu qualifizirteren Abmachungen, zur Einsetzung eigener Organe für die Ausübung bezw. den Vollzug gemeinsamer Funktionen. Häufig hatte eine schließliche Amalgamation der gesammten Unternehmungen den Uebergang vom Ring zum Quasi-Monopol als Endergebniß. — Es wäre interessant im Einzelnen zu zeigen, wie diese Kartellirungen und Amalgamationen diese zentripetale Organisation der volkswirtschaftlichen Unternehmungen in den verschiedenen Ländern eine verschiedene Tendenz und ein ungleiches Tempo in den beiden Parallelrichtungen der Vereinigungen der Finanz- und derjenigen der Industrieunternehmungen verfolgen. In Deutschland z. B. finden wir auf dem Gebiet des Finanzapparats eine stramme, rasch zunehmende zentralisirende Bewegung. Die Reichsbank und eine Reihe anderer Banken mit ihren zahllosen rasch sich mehrenden Filialen und Gruppen von Hintermännern, die schnell den finanziellen Theil des Geschäftslebens in wenige Ringe bezw. Riesenunternehmen hinein aufsaugen, sehen neben sich eine große Anzahl nicht allzu straffer Kartelle. 1891 soll es deren 153, 1897 196 gegeben haben, Liefmann kennt 230—250, die von 345 seit den sechsziger Jahren entstandenen 1897 noch bestehen. In Amerika umgekehrt, haben wir eine Desorganisation des Bankwesens, wilde Konkurrenz und

Kämpfe der Finanzgruppen, dagegen eine unendlich straffere Organisation, ein ungleich schnelleres Fortschreiten der Organisation oft bis zur völligen Amalgamation in einer Reihe der wichtigsten Großgewerbe. Ich kenne hier mehr als zwei Duzend einheitlicher Riesenunternehmen für einen ganzen Zweig. Das sind Unterschiede in den Erscheinungen, die nicht ohne ursächlichen Zusammenhang sein dürften.

X. Privatwirtschaftlich hat der Ring für die Mitglieder hier wie dort erhebliche Erfolge zu verzeichnen. Und volkswirtschaftlich? Daß die Beseitigung der Konkurrenz unter allen Umständen ein Uebel ist, kann nach dem Gesagten nicht behauptet werden.

Bei allen ringartigen Gebilden hat man aber zwischen zwei Formen zu unterscheiden, welche sich äußerlich derselben Mittel bedienen und bis zu einem gewissen Grad auch anscheinend dieselben Zwecke verfolgen: Spekulantenringe und Unternehmerringe. Ein jedes Werkzeug kann in der Hand verschiedener Handhaber entgegengesetzten Zwecken dienstbar gemacht werden, der Heilung und der Tödtung, dem Aufbau und der Zerstörung. So auch die Ringe. Von gewissenlosen Spekulanten ins Leben gerufen, haben neuerdings z. B. die bekannten Kaffeeschwänze in Hamburg, die Getreide- und Fleischcorners in Chicago, der Theering in London, das berühmte Kupfer Syndikat in Paris und selbst große zentralisirte Riesenunternehmungen, wie der Bindsadentrust in New-York, der Stärketrust in Chicago kläglichen Schiffbruch gelitten, ungeheures Unheil gestiftet. Dabei waren das Entscheidende die Mittel die angewandt und der Zweck, der jeweils bei dem Unternehmen verfolgt oder im Verlauf desselben zur Geltung gebracht wurde; nicht dagegen kam es wie behauptet ist, etwa allein auf die Thatsache an, ob die Ringveranstalter an dem betreffenden Gewerbe, in dem dieser ins Leben gerufen wurde, beruflich interessirt waren. An sich ist natürlich in erster Linie nur der Ring etwas Normales, der von den Angehörigen des einschlägigen Gewerbes gebildet wird. Es giebt indes Beispiele, daß Finanzleute einen nützlichen Ring in gewissen Industrien unterstützten, wie das bekannte Seidensyndikat von Turin. Der Kaffeering übten Angedenkens umgekehrt wurde von Kaffeehändlern geführt.

Auch ist die Annahme unrichtig, daß der spekulative Ring unter allen Umständen etwas Unangemessenes sei. Nicht nur an der Fondsbörse, auch an der Waarenbörse, nicht nur im Terminhandel, auch im normalen Umsatzgeschäft bilden sich fortwährend Ringe auf kurze Zeit mit legitimem Zweck. Z. B. thun sich im

Hamburger Salpetermarkt, sowie die Zufuhren allzu groß werden, die Händler zusammen, kaufen das Gesamtangebot auf, um es allmählich wieder abzugeben. Ein machtvolles Syndikat des Minenkönigs Colonel North hielt mehrere Jahre den Kamphermarkt unter seiner Kontrolle, beutete aber nur gelegentlich diese Macht durch allzu hohe Anforderungen aus. (Eine eigenthümliche Nebenerscheinung war hierbei übrigens der Zusammenbruch des vorher bestehenden Kampherfabrikationskartelles auf dem Kontinent). Die Spekulation an sich ist heute nothwendig und legitim. Im Einzelfall aber ist ihr gegenüber zu fragen, ob sie auch volkswirtschaftliche Zwecke mit verfolgt oder mit erfüllt, ob die Mittel verständig und mäßig, oder ob sie unverständig oder unmäßig angewandt sind.

Das Ziel, Regelung der Versorgung und Erzielung eines Kapitalgewinnes, das die Ringe im Auge haben, hat eben einen doppelten Charakter. Da in Wahrheit durchaus nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Interessen der Gesamtheit und des Individuums oder einer Gruppe von Individuen als identisch anzusehen sind, so kann auf diesen beiden Gebieten die Wirkung eine sehr verschiedenartige sein.

Sinnsichtlich der Versorgung können Unterschiede bestehen, insofern z. B. ein Ring das Interesse haben mag, ganz gewaltige Mengen von wenig erwünschten Gegenständen abzugeben; wie etwa eine Versorgung des Marktes mit ungeheuren Mengen minderwerthiger Waaren, oder moralisch oder gesundheitlich schädlichen Dingen, wie billigen und schlechten Alkoholis; oder die Produktion kann unter Bedingungen geführt werden, die die Arbeiter schädigen, wie niedrige Löhne, ungünstige Arbeitsbedingungen, während die dadurch ermöglichte billige Herstellung dem Produkt einen großen Absatz und daher den Ringen hohe Kapitalgewinne sichert. In schutzollabgeschlossenen Wirthschaften kann der Binnenlandespreis durch Versorgungsbeschränkung hoch gehalten, erhebliche Mengen billigen Materiales dagegen nach dem Ausland verkauft werden. Diese Maßregel kann unter Umständen indes für einzelne Großbetriebe oder Ringe nothwendig sein, und angesichts der wirthschaftlichen Lage auch nicht unter allen Umständen volkswirtschaftlich als ein absolutes Uebel gelten, da hierdurch die Continuität der Unternehmungen, d. i. nationales Kapital in schlechten Zeiten, erhalten werden kann, und den Arbeitern Beschäftigung gesichert bleibt. — Es kann das Interesse des Ringes an der Versorgung umgekehrt insofern vom Gesamtinteresse abweichen, als er unter

gewissen Umständen von der Einschränkung der Versorgung durch Erzielung höherer Profite Vortheil erwartet. Das hierauf bezügliche Preisgesetz hat gerade die erheblichsten Wirkungen bei den Gütern des primären Lebensbedarfes und der Massenkonsumtion, wo eine unverhältnismäßige Preissteigerung gegenüber den Versorgungsbeschränkungen innerhalb gewisser Grenzen stattfindet.

Das sind einige der auf die Versorgung bezüglichen Gesichtspunkte. —

Hinsichtlich der erzielten Profite ist zu beachten, in welcher Weise sie gemacht werden, ob sie Hand in Hand gehen mit einer besseren Anordnung und Vertheilung der Produktion, mit einer Erleichterung und Regelung der Versorgung, mit einer Hebung der Stellung und Lebensbedingungen der in der Produktion beschäftigten Arbeiter, oder ob die Macht von den Ringmitgliedern lediglich im eigenen Interesse verwendet wird. Eine jede Zeit konstruirt sich einen Begriff des legitimen Kapitalprofites sowohl hinsichtlich der Art, wie er gewonnen wird, als hinsichtlich der Höhe; und hier kommt dann im Einzelfall in Frage, inwieweit der Ring diesen Anschauungen in seiner Wirkung entspricht.

XI. Der Charakter des Ringes endlich, sein vertragsmäßig begrenzter Wirkungskreis, ergiebt aber von vornherein, daß er nur innerhalb gewisser Grenzen wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen vermag. Nur auf dem Felde seiner lokal und zeitlich begrenzten und definirten Wirksamkeit kann er Funktionen ausüben, nur innerhalb des Gefüges der gesammten Wirtschaftsordnung einen bestimmten Platz einnehmen. Seine Macht zum Guten und zum Bösen ist begrenzt. Von der Erfüllung weitergehender Aufgaben ist er als solcher ausgeschlossen. Weber kann der einzelne Ring, noch eine Gruppe von Ringen eine umfangreiche Wirksamkeit hinsichtlich der Regelung und Ordnung der gesammten Volkswirtschaft ausüben; nicht kann sich seine Wirksamkeit auf die technische Verbilligung und Verbesserung der Produktion in weiterem Umfange erstrecken, nicht ist von ihm eine erhebliche und entschiedene Wirksamkeit in der sozialen Arbeiterfrage zu erwarten. Vielmehr würden dieses alles Postulate sein, die sein Wesen verkennen. Allerdings vermag und wird er in der Verfolgung seiner eigentlichen Ziele überall hier eine gewisse wohlthätige Wirkung implicite ausüben, die von seinen Verehrern als integrierender Bestandtheil seines Wesens alsdann reklamirt wird.

Auf dem Gebiete der zweckmäßigsten Anordnung der Produktion genießt das konzentrirte Riesenunternehmen technisch erhebliche Vor-

theile; z. B. kann es die Produktion lokal am wirksamsten vereinigen, nur in den besteingerichteten Fabriken produzieren, Verbesserungen allgemein durchführen und dergleichen, während die niedrigeren Formen des Ringes hier Kompromisse schließen müssen, allerdings in gewissen Fällen bereits höhere Kartelle gleichfalls zur Schließung von einzelnen Unternehmern gegen Zahlung von Abstandsgeldern, gelangt sind.

Auf dem Gebiet der Arbeiterfrage reklamieren die Kartelle eine Identität der Interessen mit denjenigen der Arbeiter; diese ist nun allerdings wohl erheblicher, als Böhle in den Preussischen Jahrbüchern zugegeben hat, die Macht ist auch selbst in Amerika nicht wesentlich mißbraucht worden. Immerhin erhöhen die Kartelle die Macht der Unternehmer erheblich und setzen unter Umständen selbst die organisierten Arbeiter, durch die zu Gebote stehende Kapitalmacht in den Nachtheil, wie sich für das Schifffahrtskartell beim Hamburger Strike nachweisen ließ. Es ist nicht zu erwarten, daß sie die endgültige Lösung der sozialen Schwierigkeiten bieten dürften wie man sich dies von gewisser Seite ursprünglich von den Arbeiterorganisationen, als man sich darin getäuscht sah, aber von einem Neben- und Miteinanderarbeiten der Unternehmer- und Arbeiterorganisationen sicher versprach.

Ueberhaupt triumphirt der Ring nicht immer über die Einzelunternehmungen. In einigen Zweigen sind die Großbetriebe Mitglieder einer großen Anzahl von verschiedenen Ringen, so in der chemischen Industrie, und in den Metall- und Erzgewerben. Das arbeitsvereinigende Großunternehmen überragt hier die Ringe. Andererseits sind die neuerdings rasch zunehmenden sogenannten Arbeitgeberverbände, Vereinigungen von Produzenten verschiedenster Zweige mit wesentlich abweichenden Zielen.

Die Ringe, die Kartelle können hinsichtlich der Stabilisirung der Volkswirtschaft nur beschränkt wirksam sein, selbst sofern sie dieses wollen, und nicht lediglich privatkapitalistische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen, für die einerseits unter Umständen ein erhebliches Schwanken in den Preis- und Produktionsbewegungen Quelle des Vortheils sein kann, andererseits die Differenz zwischen Herstellungs- und Verkaufspreis in jedem Augenblick die maßgebende Rolle spielt. Auch wo keine Erhöhung der Verkaufspreise eintritt, kann ein Druck auf die Einkaufspreise des Rohmaterials, auf die Gestellungskosten des Produktionsprozesses den für sie erwünschten, für die Volkswirtschaft aber einen unerwünschten Erfolg erzielen.

Immerhin kommen nach der Richtung bei der fortschreitenden Bildung von Ringen einzelne der Schwierigkeiten wieder in Wegfall. Verkaufsgenossenschaften der Urproduzenten, und andererseits genossenschaftlicher Zusammenschluß der Konsumenten können den Kartellbildungen in den Zwischenstadien erfolgreich die Spitze bieten. In gewissen Zweigen, wie z. B. der Sprengstofffabrikation, haben sich bereits unentwirrbare Mattenkönige von Ringen durch alle Phasen der Produktion hindurch angebahnt, die sich untereinander theils die Stange halten, theils durch weitere Amalgamirungen und Kartellirungen wieder nach außen hin vereinigen. Doch ist für eine nahe Zukunft eine vollkommene Durchführung solcher Organisationsbildung nicht wahrscheinlich. Sowohl in einzelnen Zweigen der Urproduktion — namentlich in der Landwirtschaft, wie andererseits in der Konsumtion bestehen erhebliche Hindernisse einer gleichmäßig mitfortschreitenden Entwicklung. Daher ist die Annahme naheliegend, die Weiterbildung des Kartellwesens werde in nächster Zeit eine fortschreitende Ungleichheit der Vertheilung wirtschaftlicher Macht im Gefolge haben. Nur die vollkommene Ausbildung einer genossenschaftlichen Organisation von Angebot und Nachfrage in allen Phasen des Güterverorgungsprozesses könnte aber eine Stabilisirung im Gleichgewicht in Wahrheit zur Folge haben.

So ergibt sich, inwieweit eins der beiden neuerdings von Neurath vorgeschlagenen Hilfsmittel zur Beseitigung von Krisen wirklich Erfolg haben könnte: allgemeiner Ersatz der festen Schulden durch Dividendenantheil an den Unternehmen und Kartellbildung. Ohne eine allumfassende Organisation kann die letztere keinenfalls angesichts der heutigen Produktionstechnik durchgreifend wirken.

XII. Jene Ungleichheit der Macht wäre aber eines der mit der Kartellbewegung verbundenen Uebel unter dem heute noch vorherrschenden Regime des *laissez-faire*, indem einer gewissen Klasse von Produzenten eine erhebliche Macht überwiesen würde, ohne daß sie zunächst eine entsprechende Verantwortlichkeit besäße. Sie vermögen ihre Profite zu Ungunsten der unorganisirten wirtschaftlichen Gegenkontrahenten erheblich zu erhöhen, indem sie sowohl die Produktion wie die Versorgung innerhalb gewisser Grenzen nach ihrem Gutdünken reguliren; ein Gutdünken, das freilich solange sie nicht gesetzlich privilegiert sind, sowohl durch die Gefahr einer aufkommenden Konkurrenz, als eines Verlustes von Kundenschaft, einer Einschränkung der Produktion von Rohmaterialien

und der Konsumtion der Produkte, einer Erschütterung der gesicherten Position der Unternehmungen, begrenzt wird.

Die Versuche eines übermäßigen Ausbeutens der Situation in den Corners und Kartellen, Trusts und selbst Riesenamalgamationen haben fast stets für den Urheber in den letzten Jahren unheilvoll geendet. Nur wer sich als Meister der Beschränkung erwies, blieb erfolgreich.

Immerhin erhöht der Ring die Macht zum Profitmachen auf Kosten der übrigen Welt, wobei durchaus nicht gesagt sein soll, daß jede Ausnutzung einer wirtschaftlichen Macht, apriori eine Ungerechtigkeit involviert. Auch scheint es nicht uneingeschränkt richtig, mit Bücher und Pohle folgern zu wollen, daß der Unternehmergewinn im Ring etwas weniger Berechtigtes wäre, als in dem mit größerer Verantwortlichkeit und Risiko arbeitenden Einzelunternehmen. Wenn auch im Ring gewisse Gefahren des Verlustes vermindert werden, aber nur gewisse, so erfordert derselbe auf der andern Seite ein ungleich größeres Talent an Organisation, Voraussicht und Unternehmersfähigkeit, welchem eine entsprechende Entschädigung für seine soziale Wirksamkeit zukommt. Kommt es zu einem faktischen Monopol so kann allerdings die Frage vom steuerpolitischen Standpunkt von Interesse werden.

XIII. Hier berührt sich die Frage der Kartelle übrigens mit der anderen der zunehmenden Unpersönlichkeit des Unternehmens, d. h. des vollkommenen Ueberganges derselben in Gebilde des Credit Mobilier; dies kommt jedoch hier in diesem Zusammenhang nur indirekt in Betracht. Es ist keine Frage die mit dem Kern des Ringproblems, sondern eine solche, die mit dem Aktienproblem zusammenhängt. Naturgemäß ist das Riesenunternehmen des Ringes angesichts der erforderlichen Kapitalmenge dem Einzelunternehmer noch ferner gerückt, als etwa die heutige Großunternehmung, aber das einschlägige Problem liegt doch auf einem andern Feld.

Vom Standpunkt des Kapitalismus angesehen, genießt der Ring den Vorzug, eine gesichrtere Anlage zu bieten, und die neueren amerikanischen Untersuchungen haben dementsprechend die wohlherklärliche Thatsache ergeben, daß die Verwandlung der Einzelunternehmen in Trusts eine erhebliche Vergrößerung des Kreises der finanziellen Interessenten an demselben, d. h. eine Verbreitung des marktfähigeren Aktienmaterials in weitere Klassen zur Folge gehabt hat. — Bis zu einem gewissen Grade ist durch das Wesen des Rings die Anschauung begründet, der Profit stelle sich als ein

Uebergang vom Unternehmergewinn zur Rente dar. Da ist es interessant zu sehen, wie hier ein gleicher Vorgang bei der neuen Klasse von „Staatsaktien“, den Industrietiteln, sich vollzieht, der mit Zunahme der Rentenbildung sich seiner Zeit bei der ersten Klasse der Rösler-Lißchen „Staatsaktien“, dem Grundbesitz vollzogen hatte: Uebergang vom Großbesitz zum Kleinbesitz, Heranziehung weiterer Klassen zum Genuß der Erträge.

XIV. Die letzte Frage bleibt bei den Ringen auf alle Fälle das Bedenken des ungeheuren Machtzuwachses nach allen Seiten, die Stärkung der Staaten im Staate.

Soweit man der Bewegung nun nicht grundsätzlich ablehnend oder gleichgültig gegenüber gestanden hat, haben sich die neueren Vorschläge im Wesentlichen dahin präzisirt, diesem Machtzuwachs einen Zügel anlegen zu wollen; in zweiter Linie ist die Regelung der Profite ins Auge gefaßt. Man hat das Gefühl, einer Bewegung gegenüber zu stehen, deren Ergebnisse noch zu sehr im Werden sind, als daß sie bereits einer umfangreichen gesetzlichen Regelung das Wort reden. Die bisherigen Maßregeln Amerikas sind durchweg ein Schlag ins Wasser gewesen. Neuerdings haben zwei Staaten sich dem Problem in vorsichtiger Weise genähert.

Kanada, indem es für die kartellirten Gewerbe die Schutzzölle aufgeben will. Es dürfte hiervon kaum eine Beseitigung der Ringe erwarten. Auch ist dazu zu bemerken, daß deutsche, französische und amerikanische Erfahrungen gezeigt haben dürften, daß, wo und insofern eine Schutzzollpolitik als richtig anerkannt wird, die Kartellirung gerade das nothwendige Korrelat gewährt, um den unter Umständen der äußeren Konkurrenz an Gefährlichkeit nicht nachstehenden inneren, ruinösen Wettbewerb zu regeln. Eine Aufhebung des Zolls würde, wenn die Betheiligten den Ring für nöthig ansehen, die Beschleunigung der Bildung internationaler Kartelle zur Folge haben, deren es bereits heute nach Liefmann allein vierzig giebt, die Deutschland mit umfassen.

Die österreichische Gesetzgebung zweitens schickt sich an, einen weitergehenden Schritt zu thun; sie will die Kartelle nicht schematisch, sondern sachlich behandeln. Sie erkennt die Berechtigung derselben unter Umständen an, und will sie demgemäß anerkennen, aber durch ein Aufsichts- und Strafenrecht, durch Eintragung in ein Register, Vetorecht gegenüber gewissen Beschlüssen und Einblick der Oeffentlichkeit eine mäßige Kontrolle ausüben. Zunächst sollen einzelne leicht erfahrbare Kartelle getroffen werden, bei denen der

Steuerfiskus eine Kontrollmöglichkeit besitzt. Das Gesetz, wie es im zweiten Entwurfe vorliegt, scheint noch nicht völlig durchgereift zu sein. Es dürfte bestenfalls einen Theil des Kerns der zukünftigen Lösung in sich tragen. —

XV. Eine genauere Beschäftigung mit dem Problem in seinem ganzen Umfang, grundsätzlich und im Einzelnen scheint mir folgendes Urtheil zu rechtfertigen:

Die Ringe in allen Phasen des Güterproduktionsprozesses unserer heutigen Wirthschaft können unter Umständen berechnete, nützliche und nöthige Veranstaltungen sein. Sie sind mit Genugthuung zu begrüßen, indem sie Zeugniß ablegen für die erfinderiſche Kraft des menschlichen Geistes, instinktiv den neuen Erscheinungen durch Regelung und Ordnung die beste Seite abzugewinnen. Sie sind speziell in Deutschland in erfreulichem Maße der Bethätigung schöpferisch wirtschaftlicher Fähigkeiten zur Grundlage geworden, und haben, wie die Großunternehmungen überhaupt, dazu beigetragen, das Interesse tüchtiger Kräfte in weiterem Umfange dem Wirthschaftsleben zuzuführen, als in der Vergangenheit zum Theile der öffentlichen Wohlfahrt der Fall gewesen.

Sie schließen andererseits Gefahren in sich und haben bisweilen Gefahren hervorgerufen und gedroht, welche der Beobachtung, der Vorſorge und der Vorkehrung bedürfen. Bei der Prüfung dieser Gefahren ist wohl zu untersuchen, ob sie thatſächlich mit den Ringen zusammenhängen, oder nur in diesen als Theile der großen Frage der technischen und kapitalistischen Produktionsanordnung überhaupt sich äußern.

Die Bewegung selbst ist eine Analogie zu Vorgängen in früheren Zeiten unter gewissen Verhältnissen ähnlicher Art; in ihrer modernen Form ist sie heute noch nicht auf einem Standpunkt angekommen, auf dem man ihr mit allzu weitgehenden gesetzlichen Maßnahmen nahetreten könnte. Wenn sie aber einen solchen erreicht hat, so müßte die Aufgabe der Gesetzgebung sein, ihre Uebel zu bekämpfen, das Gute zu erhalten und weiter zu entwickeln, nicht indem sie Verbote oder eine weitgehende Verstaatlichung anbahnt, sondern indem sie mit Vorsicht die richtige Grenze zwischen der Wahrung des allgemeinen Interesses und der Sicherung und der Erleichterung der individuellen Fortentwicklung der einzelnen Klassen und Gruppen im Auge hat. Bei einer solchen Regelung kommt es nicht weniger auf Mittel der Moral als auf solche der Gesetzgebung an. Wenn man die unberechtigten Ringe bekämpft, den

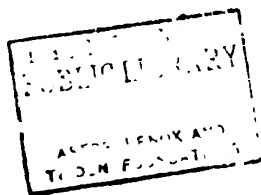
berechtigten Gelegenheit giebt, ihren Weg auf den beiden Bahnen des Großbetriebes und des, wie die Amerikaner es nennen, Korporationsproblems weiter zu suchen, so ist die Direktive in einer Richtung zu suchen, jenem Ziele zu, an welchem wir in näherer Zukunft eine wirtschaftliche Integration wieder durchgeführt zu erblicken hoffen müssen; der Wiedervereinigung von Kapital und Arbeit in einheitlichen berufsgenossenschaftlichen Organisationen, anstatt solcher der Unternehmer und Arbeiter getrennt. In diesem Sinne liegt auch in den Ringen ein Schritt zur Lösung der sozialen Frage in ihrer heutigen Form, der Frage nach der Form einer Reorganisation unserer nationalen Volkswirtschaft.

Die Anzeichen, daß eine solche eintreten wird und muß, ergeben sich nicht nur aus der historischen Betrachtung der bisherigen Entwicklung, und noch weniger sind sie etwa nur Spiegelbilder ethischer Idealvorstellungen, oder subjektive Wünsche. Sie beruhen nicht nur in der Menschennatur und dem Wesen der Gesellschaft, vielmehr auch in allererster Linie in der Technik der heutigen Produktionsordnung. Das Studium der Technik und ihrer Philosophie leitet uns hier in neue Bahnen der Erkenntnis. Friedrich Rapp hat gezeigt, wie der Mensch seine Organe unbewußt in die Welt der Technik projiziert und wie hieraus die Produktionsmittel der Gegenwart entstehen. Weitere Betrachtungen lehren uns dann, wie diese Produktionsmittel ihre eigenen Daseinsbedingungen mitbringen, die aus der Natur ihres Materials, ihres Baues und ihrer Aufgaben entspringen. Es liegt auf der Hand, daß sie rückwirkend einen Einfluß auf die Gesellschaft, die sie benützt, ausüben müssen und auf deren Produktionsanordnungen. —

Es wäre dankbar, im Einzelnen auszuführen, wie der technische Fortschritt, der auf dem Uebergang vom „Kraftschluß“ zur „Zwangsläufigkeit“ in der Maschinenteknik beruht, im Wirtschaftsleben eine Parallele im Uebergang vom freien Wirken der Kräfte zur bewußten Ordnung und Gruppierung haben muß. Ferner wie die verschiedenartigen Transmissionen u. s. w. mehr und mehr in vereinfachte und vereinheitlichte Anordnung überführt werden — alles Erwägungen, die sich aus dem Studium der Werke eines Reuleaux, Mühlmann, Bourdeau unweigerlich ergeben.

Ich möchte aber nur einen Gesichtspunkt noch hervorheben: Für die Aufspeicherung von latenter Kraft zu zukünftiger beliebiger Verwendung hat Reuleaux das Wort „Haltung“ eingeführt. Die Maschine ist eine solche „Haltung“ von aufgespeicherter

Arbeitskraft, das Fabrikunternehmen in erweitertem Umfange gleichfalls. Das heutige Aktienwesen, der Credit mobilior, das Großkapital ist als eine entsprechende „Haltung“ auf dem Felde des Eigenthumsrechts anzusehen, welche Jene zu balanziren sucht. Das „Kartell“ aber ist das Staubecken „die Haltung“, in der die Kapitalisten die Erträge der Maschinenproduktion auffammeln, um sie in der geeigneten Form der Kraftvertheilung wieder herauszunehmen, statt sie im Strom der freien Konkurrenz fortfluthen zu lassen. Es „hält“ die Kräfte der freien Konkurrenz und nimmt ihnen die zerstörenden Wirkungen.



Russische Zensurverhältnisse.

Von

G. N. Sibauoff.

Unter den Krankheiten, mit denen die russischen Regierungskreise behaftet sind, ist eine besonders stark und hartnäckig. Es ist die alte Furchtscheu der Regierung, die die Zustände im Lande und ihre Maßnahmen vor den Augen der Gesellschaft mit einem dichten Schleier der Finsterniß verhüllt. Eine öffentliche Meinung darf es nach Ansicht der Regierung in Rußland nicht geben. Ihr naturgemäßes Organ, die russische legale Presse, befindet sich in einer Lage, die dem Zustand einer vollständigen Rechtlosigkeit sehr nahe kommt. Eine ganze Reihe bedeutsamer Themata sowohl auf dem Gebiet der theoretischen Fragen wie des praktischen Lebens darf von ihr gar nicht berührt werden, und eine Reihe anderer Themata darf sie nur unter der Bedingung behandeln, daß keine Meinungen zum Ausdruck gebracht werden, die den Stempel der politischen Anrüchigkeit tragen — daher muß sie stets auf der Hut sein und sich der größten Vorsicht befleißigen. Ueber das in diesem Sinne gute Betragen der Presse wacht das nimmer ruhende Auge der uniformirten Zensoren und der freiwilligen Beobachter in Zivil, vor deren gefährlicher Aufmerksamkeit selbst die Sprache Aesops schlecht schützt, die sich die Journalisten und Schriftsteller in Rußland zu eigen gemacht haben; die Presse ist zu dieser Sprache, zu einer Aneinanderreihung von Räthseln gezwungen worden, die den Uneingeweihten wenig verständlich sind:

Aber wenn auch die russische Regierung einen so großen Gefallen daran findet, im Dunkeln, unter der ausschließlichen Begleitung von Lobeshymnen zu handeln, so erheischen die Interessen der Gesellschaft doch das direkte Gegentheil. Die Gesellschaft muß wissen, was in

diesem geheimnißvollen Dunkel, das durch die Bemühungen der Minister geschaffen ist, vor sich geht; es ist für Alle möglich, auch jene Punkte zu fixiren, um die sich das Dunkel am meisten verdichtet, jene Fragen, um die durch die Bemühungen der Regierung eine so außerordentliche Ruhe hergestellt wird. Treu ihrer allgemeinen Politik, tritt auch hier die Regierung sozusagen wie der Dieb in der Nacht auf, indem sie in aller Stille mittelst geheimer Maßnahmen die öffentliche Besprechung dieser und jener Angelegenheit unmöglich macht, oder indem sie sie in eine künstliche oder einseitige Beleuchtung rückt. Die russische Gesellschaft kennt nur die Resultate dieser Maßnahmen. Sie sieht, wie die durch das Leben in den Vordergrund gerückten Fragen hartnäckig verschwiegen werden oder aber eine völlig einseitige Besprechung in der Presse erfahren; sie beobachtet, wie die einen Presseorgane untergehen, die andern von Strafen überhäuft werden und die dritten, wie von Bleichsucht betroffen, sich elend dahinschleppen; aber die wahren Ursachen von Alledem bleiben für sie in den meisten Fällen ein Geheimniß.

Es verlohnt sich, diese Geheimnisse zu entschleiern. Wenn sie bekannt sind, wenn wir wissen, welcher starker Druck auf die Presse und auf ihre Richtung ausgeübt wird, so wird es möglich, einige für die gegenwärtige russische Regierung charakteristische Züge zu kennzeichnen. Von diesem Bestreben geleitet, werden wir uns die Mühe geben, zu zeigen, worüber die russische Literatur in den letzten siebenzehn Jahren — wir beginnen mit dem Jahr 1881 — schweigen mußte.

Seit jener Zeit hat die reaktionäre Strömung keine Unterbrechung auf längere Zeit erfahren, und auch die neue Regierung hat in dieser Hinsicht keine Neuerung gebracht. Nikolaus II., ein ehrerbietiger Sohn, führt bezüglich der Presse, wie auch auf allen andern Gebieten nur die Sache seines ihm unvergeßlichen Vaters weiter. In dem Verhalten der russischen Regierung gegenüber der Presse bilden somit alle diese siebenzehn Jahre eine einheitliche Periode, die von einer Idee beherrscht wird. Diese Idee wollen wir uns nunmehr hier näher ansehen. Selbstverständlich können wir uns nur bei den wichtigsten Thatsachen aufhalten, und nur bei Betrachtung der gegenwärtigen Verhältnisse werden unsere Hinweise einen detaillirten Charakter annehmen.

Der Druck auf die Presse wird, wie gesagt, mittelst geheimer Maßnahmen ausgeübt. Wir müssen hinzufügen, daß die

russische Gesetzgebung Bestimmungen über diese Maßnahmen enthält. Der § 140 des Gesetzes über die Zensur und die Presse besagt: „Wenn aus Erwägungen der Regierung eine Veröffentlichung oder eine Besprechung irgend einer Angelegenheit von Staatsbedeutung in der Presse im Verlauf einiger Zeit für unangebracht befunden wird, so werden die Redakteure der Presseorgane, die keiner Präventivzensur unterworfen sind, auf Grund einer Verfügung des Ministers des Innern von der Oberverwaltung in Presseangelegenheiten davon benachrichtigt.“ Die Paragraphen 154–156 geben dem Minister des Innern das Recht, nach seinem persönlichen Gutdünken der Zensur unterworfenen periodische Presseorgane für ihre schädliche Richtung auf acht Monate zu unterdrücken und das Abdrucken von Betrachtungen über die Unvollkommenheit der russischen Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz auf immer zu verbieten. Presseorgane, die der Zensur nicht unterworfen sind, können für Nichterfüllung der ihnen auf Grund des § 140 zugegangenen Vorschriften auf drei Monate unterdrückt, und den periodischen Presseorganen kann für die Dauer von zwei bis acht Jahren das Recht entzogen werden, Anzeigen zu drucken. In Presseorganen, die der Zensur unterworfen sind, bedecken die Zensoren Alles das mit Druckerschwärze, was auf Grund ihrer eigenen Erwägungen sowie der der Regierung sich für die Veröffentlichung nicht eignet. Bücher von weniger als zehn Druckbogen unterliegen der Präventivzensur und sind folglich derselben Willkür des Zensors, der mit geheimen Instruktionen versehen ist, unterworfen. In Folge dessen ist in Rußland eine Broschürenliteratur über die Fragen des öffentlichen Lebens ganz unmöglich. Bücher endlich von zehn oder mehr Druckbogen, die in den beiden Hauptstädten erscheinen, unterliegen zwar vor ihrer Drucklegung keiner Präventivzensur, müssen jedoch vor ihrem Erscheinen auf dem Büchermarkt von der Zensur durchgesehen und können von ihr konfisziert werden, so daß auch in diesen Fällen den „unpassenden Nachrichten“ der Weg zu der russischen Lesewelt vollständig versperrt wird.

Welcher Art sind nun die Gegenstände, Fragen und Personen, die so sorgfältig vor der unbescheidenen Neugierde der Gesellschaft, vor den geringsten Lichtstrahlen, die durch die Presse auf sie geworfen werden können, geschützt werden?

Der Zar mit seinen zahllosen Verwandten befindet sich ganz besonders unter der wachsamsten Vormundschaft der Zensur. Es ist dies

in der That eine Vormundschaft und nicht bloß ein Schutz. Die Zensur schützt nicht nur den Kaiser gegen eine Unhöflichkeit Seitens der Presse, sondern sie schützt auch die Presse gegen ein überflüssiges Vertrauen in die Worte und die Handlungen des Selbstherrschers. Schon durch das Gesetz wird vorgeschrieben, daß Preßerzeugnisse, in denen Handlungen persönlichen Charakters des Kaisers oder seiner Verwandten beschrieben oder die von ihnen gebrauchten Redewendungen mitgetheilt werden, nicht anders gedruckt werden dürfen, als mit Genehmigung des Ministers des Hofes (§ 73 des Zensur- und Preßgesetzes), und die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten wird nicht müde, die Redakteure der periodischen Preßorgane an die Nothwendigkeit zu erinnern, diese Vorschrift zu beachten. Im Verlauf von nur drei Jahren, vom Jahr 1889 bis 1891, hat sie aus diesem Anlaß sechs Zirkulare erlassen, in denen den ungehorsamen Redakteuren mit der Entziehung des Rechts, Anzeigen zu drucken, mit dem Verbot des Einzelverkaufs ihrer Organe, mit der Unterdrückung ihrer Organe selbst, mit Geldstrafe, mit Gefängniß und schließlich einfach „mit einer sehr strengen Strafe“ gedroht wird. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Zensur auf diese Weise den Landesherrn vor der Möglichkeit, seine eigenen Reden in der Presse zu lesen, schützen wollte oder ob sie befürchtete, daß, wenn die Zarenworte unbehindert veröffentlicht würden, es ersichtlich werden könnte, daß das Selbstherrschthum am Ende nichts weiter als eine Fiktion ist. Es ist auch möglich, daß diese beiden Momente für das Verfahren der Zensoren ausschlaggebend gewesen sind. Jedenfalls ist es Thatsache, daß, als Nikolaus II. in den ersten Jahren seiner Regierungszeit auf den Berichten der Gouverneure über neue Schulbauten „erfreulich“, „trostreich“, „angenehm“ und andere Worte niederschrieb, der Presse verboten wurde, in Betrachtungen über die Volksbildung auf diese allerhöchsten Notizen Bezug zu nehmen. Der Selbstherrscher mag also, soviel ihm beliebt, an den Rand der Akten notiren, die Staatsgeschäfte nehmen unbekümmert darum ihren Gang. Dieser Gang entspricht natürlich den Wünschen der den Thron umgebenden Kamarilla und die Bemerkungen des Selbstherrschers werden der Gesellschaft durch die Presse nur insoweit bekannt, als es der Zensur gefällt.

Während die Zensur so das Recht des Zaren auf öffentliche Kundgebung seiner Meinung einschränkt, sucht sie durch übertriebene Höflichkeit in anderen Beziehungen eine Entschädigung eintreten zu lassen. Schon am 3. Dezember 1881 ist den Redakteuren der

periodischen Preßorgane anheimgestellt worden, der fehlerlosen Wiedergabe des allerhöchsten Namens und Titels im Druck eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am 8. Januar 1891 erging an die Redakteure von Neuem die Warnung, daß Druckfehler in Mittheilungen über allerhöchste Personen „unvermeidlich administrative Bestrafungen für die Schuldigen nach sich ziehen werden.“ Offenbar stehen die russischen Minister und Zensoren am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht viel über jenen Bojaren des Alexei Michailowitsch, welche die Polen mit Krieg bedrohten in Folge „der nicht geringen Vorwürfe, der Schmach und der Ehrbefleckung, die dem großen Herrscher angethan worden war durch Fehler beim Gebrauch seiner Titel, wie sie in den in Polen gedruckten Büchern vorgekommen waren.“ Wenn jene Zensoren, die um zwei Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen zu sein scheinen, ein paar Geschichtsbücher durchlesen wollten, in denen sie die Antwort der polnischen Senatoren des siebzehnten Jahrhunderts auf solche Bräntionen finden würden, so dürften sie vielleicht doch eine gewisse Scham ob ihrer allzu großen Fürsorge empfinden.

Die fürsorgliche Administration gestattet der russischen Bevölkerung kein übermäßiges Interesse an dem Kaiserlichen Palast und seinen Bewohnern, selbst in Fällen, wo ein solches Interesse, wie man meinen sollte, keine Beleidigung enthalten kann. Als Alexander III. ernstlich erkrankte und dies nicht weiter verheimlicht werden konnte, traf der Minister des Innern sofort die Verfügung, daß „in den Zeitungen und Journalen nicht nur keine Artikel über den Krankheitszustand — außer Bulletins — gedruckt werden dürfen, sondern auch keine Artikel anderer Art über dasselbe Thema, ja nicht einmal über die für den Zaren abgehaltenen Vitaneien“ (Zirkular vom 18. Januar 1894). Diese Verfügung ist noch einige Male wiederholt worden (am 21. September und am 14. Oktober), bis endlich der Zar verstarb. Des Behlagens, das aus diesem Anlaß die konservative russische Presse erhob, wurde die Zensur gleichfalls überdrüssig; am 9. November 1894 erfolgte eine Verfügung, „keine Artikel mehr über die Krankheit und die ärztliche Behandlung des in Gott ruhenden Kaisers Alexander III. zu veröffentlichen.“ Mit dem Erfolg dieser Verfügung, durch die der übergroßen Trauer Seitens der abhängigen Presse ein Ziel gesetzt wurde, konnte man nur zufrieden sein; aber es drängte sich Einem doch die Frage auf, was wohl die treuen Unterthanen in ihrem Innersten

empfinden müssen, die auf Befehl der Zensur ihre Trauer einzustellen haben. Man könnte fast annehmen, daß die Zensur am Ende selbst nicht an das Vorhandensein von treuen Unterthanen in der Presse glaubt.

Den regierenden Zaren Nikolaus II. hat die Zensur mit ihrer übereifrigen Fürsorge ebenfalls nicht verschont. Als er im Jahr 1896 seine europäische Reise antrat, wurden den Redakteuren am 14. August „mündliche Weisungen“ betreffs ihres Verhaltens erteilt. Später sind diese durch ein Zirkular der Oberverwaltung in Presseangelegenheiten noch ergänzt worden. In diesem Zirkular wurde vorgeschrieben, daß Artikel über die Kaiserreise der Zensur des Ministers des Hofes vorgelegt werden müßten. Vielleicht befürchtete man, daß dem Zaren Nikolaus II., der als Thronfolger im fernen Osten einmal Malheur gehabt hatte, etwas Ähnliches im Westen widerfahren könnte.

Die Zensur erstreckt ihre Achtung vor der Krone auch auf die ausländischen Monarchen, wenigstens soweit sie sich mehr oder minder den Zaren zum Vorbild auserkoren haben. Unter Alexander III. genoß der türkische Sultan ihren besonderen Schutz. Am 10. Oktober 1888 mußten die Redakteure einen Revers unterschreiben, daß sie in der Presse keine „Aeußerungen, durch welche die Ehre des türkischen Sultans angetastet wird“, zulassen würden. Nach fünf Jahren wurden, „da originelle, wie auch den ausländischen Presseorganen entnommene Artikel, in denen der Sultan Abdul Hamid lächerlich gemacht wird, von Neuem zu erscheinen beginnen,“ die Redaktionen darauf aufmerksam gemacht, daß die frühere Verfügung ihre Gültigkeit nicht verloren habe und daß überhaupt die Presseorgane, wenn sie sich den Abdruck von Artikeln zu Schulden kommen lassen würden, die für die gekrönten Häupter der Rußland freundlichen Mächte beleidigend seien, zu den „strengsten Bestrafungen“ Anlaß geben würden (Zirkular vom 1. März 1893). Unter Nikolaus II. erlangte auch die deutsche Kaiserfamilie den Schutz der russischen Zensur. Am 4. April 1896 wurde „in Folge von dreisten Angriffen gegen den deutschen Thronfolger“ den Zeitschriften vorgeschrieben, „sich einer unangebrachten Polemik zu enthalten“ — wiederum unter Bedrohung mit Bestrafung.

Die Bemühungen der russischen Regierung, den Kampf, der sich im Lande abspielt, todzuschweigen, steigern sich zusehends seit ziemlich langer Zeit. Noch im Jahr 1879 erfolgte das Verbot, stenographische Berichte über politische Prozesse vor ihrem Erscheinen

im „Regierungsboten“ (Prawitelstwennij Wjestnik) zu bringen. Im Jahr 1880 wurde verboten, Nachrichten über politische Prozesse und über die Voruntersuchungen zu drucken, und dieses Verbot wurde in den Jahren 1882 und 1885 wiederholt. Im Jahr 1882 verbot die Regierung unbedingt, jedwede Mittheilungen über politische Verbrecher zum Abdruck zu bringen. Da sie indeß befürchtete, daß auch diese Maßnahmen sich als ungenügend erweisen könnten und daß die Gefühle, die die russische Gesellschaft befeelen, doch noch einen Weg zum Hervortreten in der Presse finden würden, so ging sie noch weiter und verbot im Jahr 1882, irgendwelche Mittheilungen über Scharfrichter, und in dem folgenden Jahr, über die Zusammensetzung der geheimen Polizei und ihre Thätigkeit zu machen. Von dieser Zeit an verliefen die politischen Prozesse unter einem vollständigen Stillschweigen der Presse, und wenn in ihr zufällig irgendwelche Nachrichten dieser Art durchschlüpfen (so z. B. erschien im Jahre 1887 in der „Nowoje Wremja“ und dem „Swjet“ eine Mittheilung über den Prozeß von Jassewitsch), so brachte die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten sofort die alte Verfügung in Erinnerung. Aber selbst bloße Andeutungen über die Möglichkeit eines politischen Kampfes in Rußland erscheinen der Regierung gefährlich. Als im Jahr 1889 in der russischen Presse eine Mittheilung über die Explosion einer Dynamitbombe in Zürich erschienen war, wurde die Veröffentlichung solcher Nachrichten für „unpassend“ befunden und eine derartige Publikation für die Zukunft verboten. Am 12. Oktober 1894 erfolgte die Vorschrift, nichts über die Verhaftung eines Offiziers in Petersburg mitzutheilen. Am 14. Oktober desselben Jahres erging der Befehl, keine Artikel und Notizen zu bringen über Droschshin, diesen Märtyrer des Tolstoismus, der mit wilder Grausamkeit zu Tode gequält wurde.

Mit solchen Mitteln glaubt man die Gesellschaft und das Volk noch irreführen und ihnen die Ueberzeugung beibringen zu können, daß im Lande Alles ruhig sei, daß man auf keinen Widerstand stoße, keinen Kampf zu führen habe, und dies in einer Zeit, in der alljährlich Hunderte von Personen politischer Verbrechen angeklagt werden und in Gefängnisse und in die Verbannung wandern. Die finstere Tragödie dieses Kampfes ist ja außerhalb Rußlands allerdings sehr wenig bekannt, aber es wird nicht gelingen, ihn vor der russischen Gesellschaft zu verheimlichen, selbst dann nicht, wenn die gesammte legale Presse zum vollständigen Stillschweigen gebracht sein wird.

Merkwürdig ist, daß die Thätigkeit der höchsten staatlichen Institutionen Rußlands der Presse gegenüber ähnlich gestellt ist, wie die Thätigkeit der sogenannten Staatsverbrecher. Ueber jene muß die Presse ein fast ebenso strenges Stillschweigen beobachten, wie über diese. So erging an die Preßorgane eine Vorschrift unter Bedrohung mit administrativen Strafmaßnahmen, nichts zu drucken über die Debatten im Staatsrath, da eine Veröffentlichung solcher Debatten „den Vorschriften des Gesetzes widerspricht und mit einer Achtung gegenüber den höchsten Staatsinstitutionen unvereinbar ist.“ Mit derselben Motivirung wurde diese Verfügung im Jahr 1895 wiederholt. Achtung und freie Meinungsäußerung gelten also als gegensätzliche Begriffe. Aber eine Verheimlichung der im Staatsrath gehaltenen Reden genügt nicht, man möchte auch die Beschlüsse des Senats geheim halten. Wie im Zirkular der Oberverwaltung vom 4. Januar 1889 ausgeführt wird, „werden manchmal in der Presse Entscheidungen des Regierungsenats über einzelne Angelegenheiten, durch die den lokalen Regierungsorganen für einen bestimmten Fall Weisungen erteilt werden, veröffentlicht, und dabei verleiht die Presse diesen Entscheidungen den Charakter von Bestimmungen mit allgemeiner Geltung, obgleich sie nach dem Gesetz einen solchen Charakter nicht haben.“ Die Oberverwaltung ersuchte daher auf Befehl des Ministers die Redaktionen, „sich mit besonderer Vorsicht den Nachrichten der genannten Kategorien gegenüber zu verhalten“. Die Angelegenheiten des unter Alexander III. begründeten und unter seinem Nachfolger fortbestehenden Komitees der Sibirischen Eisenbahn, das unter dem Vorfig des Thronfolgers – des gegenwärtigen Kaisers – tagte und anderen Regierungsinstitutionen gegenüber fast ganz unabhängig gestellt war, wurden gleichfalls der öffentlichen Besprechung zum größten Theil entzogen. Der Presse ist auf Grund des Zirkulars vom 16. März 1893 nur gestattet, „Mittheilungen über die Sitzungen des Komitees ausschließlich dem „Regierungsboten“ zu entnehmen und von den vom Komitee verhandelten Angelegenheiten nur diejenigen zu besprechen, über die im „Regierungsboten“ eine Mittheilung gemacht worden ist.“

Ebenso sorgfältig wird die Administration vor einer Indiskretion Seitens der Presse von der Zensur geschützt. Hier vor Allem sucht man dem Publikum die Ueberzeugung beizubringen, daß die Politik der Regierung und dementsprechend die Zusammensetzung ihrer Administration dauerhaft und unveränderlich bleiben müssen. Daher

wird bei Beginn einer neuen Regierung gewöhnlich ein Verbot erlassen, Gerüchte über eine Veränderung in der Bekleidung der höheren Staatsämter zu veröffentlichen. Ein solches Verbot enthielten die in den Jahren 1881, 1882 und 1884 erlassenen Verfügungen. Mit größerer Berechtigung und Offenheit sind diese Verfügungen in den Jahren 1895 und 1896 wiederholt worden. Ferner wird vor allen wichtigen Handlungen der administrativen Organe ein undurchdringlicher Vorhang herabgelassen. Gewöhnlich sind diese Handlungen durch einen solchen Vorhang verdeckt, auch ohne daß besondere Maßnahmen getroffen werden, da die Pressorgane, die ihn heben und die Handlungen der administrativen Organe kritisieren wollen, je nach der Bedeutung der von ihnen berührten Personen entweder ihr Eingehen oder die Verhängung einer Reihe mehr oder minder ernsthafter Maßnahmen riskieren. Es fehlt aber auch nicht an Fällen, in denen Administratoren, die sich in der That verbrecherischer Handlungen schuldig gemacht hatten, schon im Voraus von der Zensur gegen die Möglichkeit ihrer Zitirung vor die öffentliche Meinung gesichert wurden. Manchmal fand eine solche Sicherstellung statt im Interesse der Administratoren selbst, die sich „wohl nur hinreißen“ ließen und „unschuldig gefallen sind“, manchmal im Interesse des „Prestigees“ der Regierung. So z. B. wurde 1893 vorgeschrieben: „den Bericht über den Prozeß des Winnihaer Kreisshauptmanns Penetsewitsch,“ der angeklagt war, Verbrechen im Dienste begangen zu haben, „nicht zu drucken und überhaupt keine Nachrichten über diesen Prozeß zu bringen“; nichts zu berichten über den Prozeß des ehemaligen Polizeimeisters von Kasan — einen Prozeß, der im Senat verhandelt werden sollte; keine Mittheilungen zu bringen über die Beleidigung, die dem Drenburger Bischof Makari zugesügt worden war. Im Jahr 1894 wurde verboten: Berichte zu bringen über den Prozeß des vereideten Sachwalters Pelikan, der vor Gericht gestellt worden war wegen Beleidigung des Odesaer Polizeimeisters; Mittheilungen zu bringen über den Prozeß, zu dem die Bestechung der Petersburger Polizei durch den Kaufmann Schifler Anlaß gegeben hatte; endlich über die Voruntersuchung, die in Sachen des Gensdarmmerielieutenants Bruni eingeleitet worden war. Alle diese Verfügungen sind von der zentralen Zensurbehörde ausgegangen und an die in den beiden Hauptstädten herausgegebenen Pressorgane, die ohne Präventivzensur erscheinen, gerichtet. Wenn in den Hauptstädten über Prozesse, die vor dem Gericht und zwar manch-

mal sogar öffentlich verhandelt werden, keinerlei Mittheilung gestattet wurde, so kann man sich leicht vorstellen, was in der Provinz vorgeht, wo alle Zeitungen durch eine Präventivzensur gebunden und die Zensoren unmittelbar den Gouverneuren unterstellt sind. In der Provinzpresse ist unter solchen Umständen keine, selbst nicht die bescheidenste Kritik der Handlungsweise der lokalen Administration möglich, und die empörendsten Dinge können nicht nur ohne einen Protest geschehen, sondern ohne überhaupt einen Widerhall in der Presse zu finden. Nicht genug damit: einzelne Gouverneure beschränken sich nicht auf eine Unterfügung der Kritik über die Angelegenheiten ihres eigenen Gouvernements, sondern sie setzen sich in jüngster Zeit immer häufiger in Verbindung mit den Behörden anderer Gouvernements, denen sie die Artikel, die auf ihre Gegend Bezug haben, vor der Ertheilung der Druckgenehmigung zur Durchsicht zusenden. Diese gegenseitigen Freundschaftsdienste werden noch befestigt und gekrönt durch Zirkulare der Oberverwaltung für Preßangelegenheiten. Diese Zirkulare streben das Ziel an, die gesammte administrative Thätigkeit der Kontrolle der öffentlichen Meinung, die durch die Presse geübt wird, vollständig zu entziehen. Einzelne Episoden einer solchen Mundtodtmachung der Presse durch die Bemühungen der Zensur wirken direkt lächerlich.

Zu den Behörden, welche die Zensur um Schutz gegen die Presse angehen, gehört auch die Direktion der Kaiserlichen Theater. Dieses Kunstinstitut bebt ganz besonders davor, daß seiner Ehre ein Schimpf angethan werden könnte. Im Jahr 1888 wurde daher verfügt, daß „bei Besprechung der Thätigkeit der Direktion der Kaiserlichen Theater unbedingt die erforderliche Zurückhaltung geübt und der Anstand gewahrt bleiben muß“. Diese Verfügung wurde im Jahr 1890 wiederholt. Aber die Moralpredigt, die der Presse zu Theil geworden war, erwies sich als ungenügend, und am 10. Oktober 1893 erfolgte ein neues Zirkular: „Der Stellvertreter des Chefs des Kabinetts Seiner Majestät,“ hieß es darin, „hat der Oberverwaltung für Preßangelegenheiten mitgetheilt, daß in einer Zeitung eine scharfe kritische Beurtheilung der Verwaltung der Kaiserlichen Theater sowie Andeutungen über Ungerechtigkeiten und Mißbräuche erschienen wären, die angeblich bei der Anstellung eines Solo-Russikers im Theaterorchester vorgekommen sind. Indessen unterliegt die Thätigkeit der eigentlichen Theateradministration ähnlich, wie die Handlungen der anderen Regierungsinstitutionen, lediglich der Be-

urtheilung ihrer Vorgesetzten, in diesem Fall des Direktors der Kaiserlichen Theater und des Ministers des Kaiserlichen Hofes. In Anbetracht des Obigen erachtet es die Oberverwaltung daher für nothwendig, die Redakteure der periodischen Preßorgane zu warnen, daß Artikel, die den bezeichneten ähnlich sind, in der Presse zugelassen werden.“ Man muß sich in der That nur darüber wundern, daß es diesen weisen Mandarinen bis jetzt noch nicht eingefallen ist, dem Publikum zu verbieten, im Theater Beifall oder Mißfallen zu äußern und sich dadurch auf das Gebiet der Urtheile, die „lediglich der vorgesetzten Behörde“ vorbehalten sind, zu begeben. Ueber diese Naivetät könnte man nur lachen, wenn man nicht wüßte, daß die gesammte kaiserliche Administration mit ebenso großem Eifer und mit noch größerem Erfolg als die Direktion der Kaiserlichen Theater sich gegen jede Kritik wahrt.

Von allen Zweigen der Administration wird nächst der Geheimpolizei das Heer von der Zensur am schärfsten vertheidigt. Die Armee darf keinem Verdacht ausgesetzt werden; über sie dürfen keinerlei Gerüchte umlaufen. Es ist strengstens verboten, Nachrichten über den Zustand der Armee, ihre numerische Stärke, über Mobilisierungspläne und über alle Kriegsvorbereitungen, sowie über Kriegsmanöver außer den in den offiziellen Organen gebrachten zu publiziren; Mittheilungen über Konzentration der Armee in der einen oder in der anderen Gegend dürfen niemals in der Presse erscheinen (Zirkulare der Oberverwaltung vom 12. August und vom 24. November 1886). Um unbegründete Vermuthungen und unnützes Gerede Seitens des Publikums zu vermeiden, wurde im Jahr 1895 auch verboten, Mittheilungen über die Bewegungen der Schiffe und der Marinemannschaften der Flotte des Schwarzen Meers zu bringen. Im Jahr 1886 wurde wahrscheinlich zu demselben Zweck vorgeschrieben, nichts über die transkaspische Eisenbahn zu drucken. Ueberhaupt unterliegt die Ordnung, die in dem Marine- und Militäramt herrscht, keinerlei Kritik. Im Jahr 1893 hatte die offiziöse „Nowoje Wremja“ einmal verabsäumt, die in den maßgebenden Sphären vorherrschenden Ansichten genau zu verfolgen und brachte einen Artikel, in dem die in der Flotte eingeführte Forderung eines Zensus für die Marineoffiziere einer Kritik unterzogen wurde. Sofort wurde ein strenges Zirkular erlassen, in dem es hieß: „Ein so scharfer Tadel eines Gesetzes, das durch die Nothwendigkeit hervorgerufen und unter Mitarbeit der besten Offiziere der Flotte ausgearbeitet worden ist, die mit der früheren

Ordnung genau vertraut sind, kann nicht geduldet werden. In Folge dessen schreibt die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten auf Befehl des Ministers des Innern und auf Grund der §§ 140 und 156 des Zensur- und Preßgesetzes (Auflage des Jahres 1890) den Redakteuren vor, keine Artikel über den Marinezensus zu bringen.“ Die Berufung auf die Paragraphen des Zensurgesetzes hatte in diesem Fall einen rein kasuistischen Charakter; denn in diesen Artikeln ist nicht gesagt, daß das Tadeln der Zustände in dem einen oder andern Regierungsamt in der Presse als Vorwand für die Unmöglichmachung einer Besprechung dienen kann. Die Presse mußte sich aber natürlich fügen.

Uebrigens schützt die Zensur vor einer Kontrolle durch die öffentliche Meinung nicht nur die höheren militärischen Behörden und ihre Verfügungen, sondern die gesammte Armee in allen ihren Theilen. Im Jahr 1892 erfolgte der Befehl, keine Artikel zu drucken, die das innere Leben einzelner Heeresheile berühren und die Grundlagen der militärischen Disziplin erschüttern können. Was das für „ein inneres Leben“ bisweilen ist, zeigen u. A. die folgenden Thatfachen. Im Jahr 1886 wurde vorgeschrieben, nichts zu berichten über den Zusammenstoß, der zwischen den Kommandeuren einer Kavalleriedivision und eines Infanterieregiments stattgefunden hatte. Am 30. Januar 1896 wurde ein Zirkular erlassen, durch welches geboten wurde, „keine Nachrichten zu bringen über den Mord und die Verwundungen, die am 29. Januar auf der Podolskajastraße (in Petersburg) von einem Kosaken des Kosakenregiments der Leibgarde Seiner Majestät verübt worden sind, da die Verfügungen über das Nichterscheinen von Artikeln und Nachrichten, die das Leben einzelner Heeresheile berühren, ihre volle Kraft bewahren.“ Die russischen Zeitungen erheben zwar einen großen Lärm über die Rohheit und die Gewaltthaten der deutschen Offiziere, die friedliche Bürger niedermegeln, sich dafür jedoch vor dem Gericht und der öffentlichen Meinung des Landes zu verantworten haben; in Rußland aber geht eine solche Mezelei ganz unbemerkt vorüber. Die Presse darf nicht einmal die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sie lenken, da dies die Ehre des militärischen Rocks verlegen würde. Es genügt, sich zu erinnern, daß über die vor kurzer Zeit stattgefundene Ermordung eines Studenten durch einen Offizier in Kiew in der Presse nichts gesagt werden durfte.

Also die Regierung in ihrer gesammten Zusammensetzung vom Zaren bis zum gemeinen Soldaten, vom Staatsrath bis zum Kreis-

hauptmann, vom Minister bis zum Spizel ist mit einem Zensurnebel umhüllt, hinter dem man nichts sehen kann. Die russische Staatsleitung liegt daher lediglich in den Händen der Minister; die Regierung kann hängen, erschießen und verbannen, Niemand hat darüber zu sprechen. Im Staatsrath wird die Politik der Minister von vier bis fünf Mann gutgeheißen, die Senatsbeschlüsse werden nicht ausgeführt, die Administratoren verfahren ganz nach Willkür, Niemand darf etwas davon wissen, Alle müssen die Ueberzeugung haben, daß in Rußland eine beneidenswerthe Ruhe herrsche.

Einen ähnlichen Nebel deckt die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten über das öffentliche Leben. Auch über die Fragen, die das Leben verschiedener Volksklassen berühren, ist die legale Presse genöthigt, mehr zu schweigen als zu reden. Zur Bestätigung des Gesagten einige Thatfachen. Nach der Konstituierung eines speziellen beratenden Kollegiums über die Bedürfnisse des Adelsstandes und über die Mittel ihrer Befriedigung erfolgte am 19. Mai 1897 eine Verfügung, nichts zu drucken über die Arbeiten dieses Kollegiums, wie auch über die Meinungen einzelner seiner Mitglieder. Die Regierung wünscht also keine vorzeitige Bekanntmachung über die Höhe der Liebesgaben, mit denen dies Kollegium den Appetit des ersten Standes zu befriedigen gedenkt. Mit nicht minderer Sorgfalt verhält man sich gegenüber dem Leben der Bevölkerung der Städte. Schon am 28. November 1888 wurde den Preßorganen, die ohne Präventivzensur erscheinen, vorgeschlagen, sich überflüssiger und leidenschaftlicher Urtheile über die städtischen Wahlen und die Regierungsmagnahmen, die sie regeln sollten, zu enthalten. Noch interessanter ist das Zirkular vom 4. Februar 1893, durch welches vorgeschrieben wurde, „sich einer Polemik über die Wahlen zu enthalten und überhaupt keine Artikel über diese Angelegenheit zu bringen, da eine jede fremde Einmischung, indem sie die Leidenschaften schürt, ohne der Sache einen wesentlichen Nutzen zu bringen, nur geeignet ist, die Beziehungen der Wähler zu einander zu verschärfen und die Gesellschaft unnöthiger Weise zu beunruhigen.“ Die russischen Stadtverordneten-Versammlungen und die Magistrate, diese Ausgeburten der Fiktion einer städtischen Selbstverwaltung, unter ihnen insbesondere die Petersburger Stadtverordneten-Versammlung genießen seit der Einführung der neuen Städteordnung eine lebhaftere Zuneigung der Behörden, die sie vor einer Kritik Seitens der Presse bewahrt. Am 7. Mai 1893 wurde es verboten, künftig irgendwelche Artikel zu bringen über die Art und Weise, wie in dem Fall, daß die

städtischen Wähler nicht alle Stadtverordneten gewählt haben, das Manko an Stadtverordneten Seitens der Regierung vervollständigt werden könnte. Die Berichte über die Sitzungen der Stadtverordneten-Versammlungen können auf Grund des Zensurgesetzes in der Presse nur mit Genehmigung des Stadthauptmanns erscheinen. Im Jahr 1896 lenkte die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten ihre Aufmerksamkeit darauf, daß in Petersburg diese Bestimmung manchmal umgangen werde, und schrieb vor, künftig diese Artikel nicht anders als mit Genehmigung des Stadthauptmannes zum Abdruck zu bringen. Zugleich zeigte sie sich — auf Befehl des Ministers, sowie auch aus eigenem Antrieb — immer bereit, die dunklen Affären des Petersburger Stadtverordneten-Kollegiums zu verdecken. Als sich z. B. in den Jahren 1891—1892 die traurige Pochert-Affäre abge spielt hatte (der Einkauf unbrauchbaren Mehls für die Stadt durch die Stadtverordneten-Versammlung), fand der Minister ziemlich bald, daß sie schon „genügend aufgeklärt“ sei, und befahl aus diesem Grund der Presse, „eine weitere Polemik über diesen Gegenstand einzustellen“ (Birkular vom 14. Januar 1892). Im Jahr 1892 wiesen einige von den Petersburger Preßorganen auf den antisaniitären Zustand vieler Häuser in der Hauptstadt hin und brachten die Befürchtung zum Ausdruck, daß diese Häuser Pflanzstätten der Cholera werden könnten. Unglücklicher Weise stellte sich heraus, daß die Eigenthümer solcher Häuser in den meisten Fällen Stadtverordnete waren, und so ließ denn das Eintreten der gütigen Zensur für diese nicht lange auf sich warten. „Eine unvermeidliche Wirkung solcher Artikel,“ meinte die Oberverwaltung, „muß die Entrüstung der Gesellschaft gegen die Hausbesitzer sein, namentlich wenn die Hausbesitzer Stadtverordnete sind. Außerdem wird durch solche Artikel indirekt auch ein ungünstiger Schatten auf die Behörden geworfen, die das Vorhandensein von sanitären Mißständen zulassen. Daher schlägt die Oberverwaltung vor, derartige Artikel, welche Unzufriedenheit eines Theils der Bürger und Mißtrauen Seitens der Einwohnerschaft zu den von ihr gewählten Stadtverordneten wachrufen, nicht zum Abdruck zu bringen,“ unter Hinzufügung, „daß der Abdruck solcher Artikel administrative Strafmaßnahmen nach sich ziehen kann.“ Also nach Ueberzeugung der Zensur muß die Handlungsweise der Stadtverordneten und der Behörden eine gerechte Entrüstung der Gesellschaft hervorrufen, aber die Zensur hofft, diese Entrüstung zu ersticken, indem sie der Presse den Mund stopft. Ob aber auch die Bewohner der gesundheitschädlichen Häuser ihre Entrüstung

gegen die Stadtverordneten-Versammlung und die Behörden bloß aus den Berichten der Presse geschöpft haben? Uebrigens geht das Bestreben der Zensur, den Frieden unter den städtischen Einwohnern aufrecht zu erhalten, so weit, daß sie sogar die durch Gummischienen veranlaßten Artikel als „dreiste Ausfälle“ verbietet (Zirkular vom 19. Oktober 1892). Es müssen in der That Späzmacher in dieser Oberverwaltung sitzen, und ihre Späzeweiden auch wirklich ganz lustig sein, wären sie nicht in ihrer Wirkung so überaus traurig. Die Zensur, die der Petersburger Stadtverordneten-Versammlung gegenüber ein so hohes Wohlwollen empfindet, mag nur ein Mitglied dieses Kollegiums nicht, nämlich den Stadtverordneten Redrin, der die Bersündigung seiner Kollegen zu enthüllen pflegt. Als dieser im Jahr 1896 vor das Gericht gestellt worden war wegen einer angeblichen Verleumdung seiner Kollegen, erfolgte eine Verordnung an die Presse, außer dem stenographischen Bericht über die Gerichtsverhandlung und dem Gerichtsurtheil vor seiner Verkündung in endgültiger Form keine Kommentare und Schlußfolgerungen zum Abdruck zu bringen. Dieselbe Vorschrift wurde wiederholt, als der Prozeß noch einmal vor dem Appellationsgerichtshof verhandelt wurde, und zwar erstreckte sich diesmal das Druckverbot auch auf die Berichte über die Gerichtsverhandlungen. Das Festessen, das dann zu Ehren des Herrn Redrin von den Petersburger Rechtsanwältinnen veranstaltet wurde, gab Anlaß zu einer neuen Verfügung, weder die Reden, die während des Banketts gehalten wurden, noch Berichte über diese Reden zum Abdruck zu bringen (Zirkulare vom 31. Oktober 1896 und vom 30. Januar 1897).

Während die Zensurbehörde so aufs Sorgfältigste die Interessen und die Ruhe der höheren Klassen und Personen schützt, die in der einen oder anderen Weise ihre Hand an das fiskale und gesellschaftliche Eigenthum gelegt haben, verhält sie sich gegenüber den Interessen und Bedürfnissen der Arbeiterklasse — der landwirthschaftlichen, wie der industriellen — in hohem Grade feindselig. Im Jahr 1894 wurde unter dem Vorsitz des Gehilfen des Ministers des Innern Sipjagin ein besonderes Kollegium eingesetzt für Beratungen über die Auswanderung der Bauern aus ihren Heimathsorten; aber der Presse wurde befohlen, über diese Berathung und ihre Resultate zu schweigen (Verfügung vom 5. April 1894). Desgleichen wurde am 2. Juli 1895 verboten, irgend welche Nachrichten zu bringen „über eigenmächtige Auswanderungen der Bauern, sowie über Maßnahmen, die aus diesem Anlaß von

der Regierung getroffen werden.“ Nicht weniger feindselig steht die Zensur der Besprechung der Lage der Fabrikarbeiter gegenüber. Die in den letzten Jahren unter den städtischen russischen Arbeitern erstarkte Bewegung kommt in den Zensurmaßnahmen klar zum Ausdruck. „Mit Rücksicht darauf, daß in einigen Zeitungen (den „Peterburgskija Wjedomosti“, „Syn Djetschestwa“, „Nowoje Wremja“) Artikel erschienen waren, die den Zustand unserer Fabriken und das gegenseitige Verhältniß der Arbeiter und der Unternehmer behandelten,“ beschloß der Minister des Innern, auf Grund der §§ 140 und 156 des Zensur- und Preßgesetzes: „das Erscheinen solcher Artikel gänzlich zu verbieten, denn sie können, da sie in einer tendenziösen Richtung geschrieben sind oder falsche Thatsachen mittheilen, einen wesentlichen Schaden stiften.“ Die Namen der Zeitungen, die zu diesem Beschluß Anlaß gegeben haben, zeigen genügend, wie wenig tendenziös ihre Artikel gewesen sein können. Die offensichtliche Absurdität des Vorwandes für diesen Beschluß verhinderte jedoch durchaus nicht, daß noch einmal — am 8. Juni 1896 — das Verbot wiederholt wurde, Artikel über Ruhestörungen in den Fabriken, sowie über das gegenwärtige Verhältniß der Unternehmer und der Arbeiter zu bringen. Diese Wiederholung des Verbots war nöthig, um Mittheilungen in der Presse über den großen Streit der Arbeiter der Petersburger Textilfabriken, der im Frühling des Jahres 1896 stattgefunden hatte, zu verhüten. Es war jedoch unmöglich, diesen Riesenstreit ganz todt zu schweigen. Daher entschloß sich die Regierung zu einer anderen Taktik diesem Ereignisse gegenüber. Nachdem sie im „Regierungsboten“ einen sehr unvollständigen Bericht über den Streit gegeben hatte, schlug sie am 18. Juli 1896 den Redaktionen vor, „in den Betrachtungen über diesen Gegenstand nicht aus dem Rahmen des im „Regierungsboten“ gebrachten Berichts hinauszugehen und mit der äußersten Vorsicht die Mittheilungen zu benutzen, die ihnen aus andern Quellen möglicher Weise zugehen werden, sowie mit Vorsicht von der Betrachtung dieser Ereignisse . . . zu Schlüssen über die allgemeine Lage der Fabrikarbeiter überzugehen.“ Da der Minister also nicht im Stande war, den Streit todt zu schweigen, so gab er wenigstens der Presse zu verstehen, daß dies Ereigniß als ein harmloses zu betrachten sei, das in keinem Zusammenhang mit der allgemeinen Lage der Arbeiter stehe und fast ganz zufällig sei. Aber bereits am 4. Januar 1897 erfolgte eine neue Verfügung, keine Artikel und Notizen überhaupt mehr über die Arbeiterfrage zu bringen. Die Presse wird also ge-

zwungen, die brennendsten Fragen des Volkslebens todt zu schweigen. Sie soll ein passiver und stummer Zeuge der Raubzüge des Adels und der Stadtväter, des Ruins der Dörfer und der schonungslosen Ausbeutung der Fabrikarbeiter sein; sie soll den Kämpfen der arbeitenden Klasse um ihr Recht zusehen, ohne zu wagen, die Sympathie für sie zum Ausdruck zu bringen, noch der gesammten Gesellschaft klar zu machen, wie entsetzlich im Grunde ihre Lage ist. Mit gebundenen Händen steht die legale Presse dem Volkseleud gegenüber, abseits von dem kühnen Kampf, den die Arbeiterklasse hier oder da auf eigenes Risiko hin eingeleitet hat.

Muß man sich da noch wundern, daß auch andere Fragen aus dem Gebiet des wirtschaftlichen Lebens nicht frei in der Presse behandelt werden können? Im Jahr 1889 wurde verboten, die Protokolle derjenigen Sitzungen der Börsenkomitees sowie der ökonomischen Gesellschaften zu veröffentlichen, in denen die Tariffrage behandelt würde. In dem folgenden Jahr wurde verboten, etwas über die Getreidetarife zu drucken, „solange der Presse darüber keine neue amtliche Verfügung zugehen wird“, und im Jahr 1893 wurde vorgeschrieben, den doppelten Zolltarif „ausschließlich unter einem wirtschaftlichen Gesichtspunkt zu betrachten, ohne die Vermuthung auszusprechen oder anzudeuten, daß ihm eine feindselige Tendenz gegenüber Deutschland innewohnt“. Im Februar 1894 erfolgte das Verbot, über den Handelsvertrag mit Deutschland zu schreiben, „solange er im Staatsrath durchberathen wird“. Die Presse muß in Folge der Maßnahmen, die ihr gegenüber getroffen werden, jedesmal schweigen, sobald eine wichtige allgemeine Angelegenheit in Angriff genommen wird. Die im Jahr 1892 von dem Verweser des Ministeriums der Staatsdomänen, Jermoloff, veranstalteten Berathungen über die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, die im Jahr 1892 geplante Einführung einer Salzsteuer, die ersten Schritte, die im Jahr 1893 zur Einführung der Metallwährung eingeleitet wurden — dies Alles wurde von Zirkularverboten der Oberverwaltung für Presseangelegenheiten begleitet. Als vor zwei Jahren die allgemeine Volkszählung vorgenommen wurde, verbot die Oberverwaltung durch die Verfügung vom 25. November 1896, in der Presse irgendwelche Nachrichten über die Thätigkeit der lokalen Volkszählungskommissionen vor Vollendung der gesammten Zählungsoperation in sämmtlichen Ortschaften, das heißt vor dem 1. Februar 1897, zu bringen. Das Zirkular vom 3. Dezember 1896 gestattete überhaupt das Erscheinen von Nach-

richten, die auf die Volkszählung Bezug haben, in der Presse nicht anders als mit Genehmigung des Vizepräsidenten der Ober-Volkszählungskommission, und diese sonderbare Verfügung ist erst nach Vollendung der Volkszählung (am 31. Dezember) aufgehoben worden. Sogar Mittheilungen über die Verhandlungen des Kongresses der Syphilidologen in Petersburg im Jahr 1897 durften nur nach ihrer Durchsicht von dem Direktor des Medizinaldepartements in der Presse erscheinen. Die Verfügung des Ministers, durch welche dies angeordnet wurde, stützte sich auf den berüchtigten § 140 des Zensurgegesetzes; die Frage über die Syphilisverbreitung scheint demnach in Rußland als eine „geheime Frage von Staatsbedeutung“ angesehen zu werden.

Daß eine Regierung, die eine so krankhafte Nervosität in einer verhältnißmäßig ruhigen Zeit an den Tag legt, beim Eintreten ernsthafter Nothfälle ganz den Kopf verliert, ist kein Wunder. Anstatt gegen den eingetretenen Nothstand ernstlich zu kämpfen, unternimmt sie einen unnützen Krieg gegen die Presse, die warnend auf das eingetretene Unglück aufmerksam macht und über seine Dimensionen Aufklärung giebt. Der Schrecken vor einem gedruckten wahren Wort, ein geradezu panischer Schrecken übertrifft bei der Regierung oft alle anderen Rücksichten. Und das Bestreben, das Volk und die Gesellschaft in einer glückseligen Unkenntniß, in vollständigem Dunkel zu belassen, gewinnt Oberhand über das Bestreben, die Gefahr, die dem gesammten Lande droht, zu überwinden. So war es z. B. in den letzten Cholerajahren. Bereits im Jahr 1891 wurden alle Nachrichten über das Choleraunglück der Kontrolle des Medizinaldepartements unterstellt. Am 13. Juni 1892 wurde verboten, in der Presse Artikel zu bringen, die eine Beunruhigung in der Gesellschaft erregen. Aber die Cholera schritt vorwärts, ohne auf die Strenge der Zensur Rücksicht zu nehmen, und gleichzeitig mit ihrem Auftreten loderten auch Unruhen auf unter der in geistiger Nacht dahinlebenden Bevölkerung, die durch das ewige Lied von der öffentlichen Ruhe und der obrigkeitlichen Fürsorge eingelullt war und sich plötzlich in der Nacht des schrecklichen Unglücks sah. Die Presse verstand es nicht, diese Ereignisse in einem rosigen Licht zu schildern, und am 16. Juli erschien ein neues Zirkular, welches lautete: „Angesichts der Hartnäckigkeit, mit der die periodische Presse die Epidemie, die durchaus keine schrecklichen Dimensionen hat, ausnußt, um das Publikum mit sensationellen Artikeln irre zu leiten, erachtet es die Oberverwaltung

für Preßangelegenheiten für nothwendig, die Redakteure der Preßorgane zu warnen, daß von jetzt ab ein jedes Mal, sobald ihrerseits etwas Aehnliches wiederholt wird, sie den Minister des Innern ersuchen wird, gegenüber ihren Organen die strengsten administrativen Maßnahmen anzuwenden“. Sodann wurde am 10. Februar 1893 angeichts der neuen Cholera-Erkrankungen der periodischen Presse verboten, irgendwelche eigene Nachrichten über diese Erkrankungen zu bringen; es wurde ihnen vorgeschrieben, sich auf den Wiederabdruck der Nachrichten des „Regierungsboten“ zu beschränken. Im Jahr 1894 verbot der Minister des Innern „mit Rücksicht auf das Erscheinen unrichtiger Nachrichten und Artikel über die Erkrankungen an der Cholera und den sanitären Zustand der Hauptstadt, die in ganz unberechtigter Weise das Publikum aufregen“, unter Drohung mit administrativen Strafmaßnahmen, über die Cholera in Petersburg Nachrichten ohne vorläufige Durchsicht durch den Stadthauptmann zu bringen.

Im Hungerjahr 1891 war der Presse nicht nur die Möglichkeit genommen, die wahren Dimensionen des Unglücks, unter dessen Last das Volk zusammenbrach, festzustellen, sondern auch nach den Ursachen dieses Unglücks zu forschen — sie durfte nicht einmal ohne spezielle Erlaubniß Seitens der Behörden zu Spendeleistungen zu Gunsten der Hungernden auffordern (Zirkular vom 12. November 1891). Als die Krönungskatastrophe auf dem Chodinskysfelde zu Moskau ausgebrochen war, erfolgte sofort eine Verfügung, über dieses Ereigniß „keine falschen und übertriebenen Nachrichten zu bringen, die mit den Berichten, welche im Regierungsboten erscheinen werden, nicht übereinstimmen“ (Zirkular vom 13. Mai 1896). Zwei Monate später, am 18. Juli, wiederholte der Minister diese Verfügung und schrieb zugleich vor, „bei der Besprechung der Allerhöchsten Urfase über die Unfälle, die sich auf dem Chodinskysfelde an den Tagen der geheiligten Krönung ereignet haben, den Ton und die Ausdrücke zu vermeiden, welche geeignet sind, die Leidenschaften zu erregen, und sich sorgfältig eines Räsonnirens über die Thätigkeit der höheren lokalen Behörden bei dem Arrangement des Volksfestes auf dem Chodinskysfelde zu enthalten.“ Man muß der Diskretion der Zensur alle Achtung zollen, die selbst in einem geheimen Zirkular es verstanden hat, mit der Sprache zurückzuhalten und den Namen des Onkels des Zaren, des wirklichen Urhebers der Chodinskyskatastrophe, nicht zu nennen.

Auch auf dem Gebiet der Fragen, die mit dem geistigen Leben

des Landes in Zusammenhang stehen, wird die Stimme der Presse unterdrückt; auch auf diesem Gebiet wird sie von den Bedürfnissen und den Interessen des wirklichen Lebens durch die Mauern der Zensurenzirkulare getrennt. Das Leben der Lehranstalten stellt vor Allem ein Staatsgeheimniß dar, und eine Enthüllung wird der Presse streng verboten, selbst in den Fällen, wo es für einen nicht geringen Theil der Gesellschaft schon ein öffentliches Geheimniß ist. Sobald in einer höheren Lehranstalt sich der studirenden Jugend, deren Geduld durch ein absurdes System oder durch Chikane Seitens ihrer Vorgesetzten auf eine harte Probe gestellt war, eine Erregung zu bemächtigen begann, flogen sofort Zirkulare aus, welche verboten, irgend etwas darüber zu schreiben. So wurde im Jahr 1886 verboten, über die Unruhen in der Petrowschen Akademie und in der Moskauer Universität zu schreiben. Im Jahr 1887 erfolgte das Verbot, Mittheilungen über die Ruhestörungen in der Moskauer Universität zu bringen. Und in dem folgenden Jahr wurde „angefichts der traurigen Ereignisse der jüngsten Zeit“ verboten, sogar Artikel über Studentenunruhen in andern Staaten zu bringen (Zirkular vom 2. Februar 1888). Ende 1892 und Anfangs 1893 wurden ähnliche Verfügungen getroffen, nichts zu schreiben über die Geschehnisse, die sich in der Radjeshbinschen Hebeammenschule in Petersburg abgespielt hatte. In demselben Jahr 1893 wurde verboten, über die Mißheiligkeiten in dem Rath der Moskauer Malerei- und Bildhauerschule etwas zu bringen. Später hat die Regierung allerdings solchen Eingriffen gegenüber ihre Taktik etwas geändert. Bei Beginn der Unruhen in der Moskauer Universität im Jahr 1896 verbot sie Mittheilungen darüber zu drucken, „bis eine neue spezielle Verfügung erscheint“ (Zirkular vom 20. November 1896). Aber späterhin, als sie selbst einen Bericht über dies Ereigniß veröffentlicht hatte, schlug sie den Zeitungen vor, diesen Bericht sofort abzudrucken und erlaubte zugleich, „die bekannt gemachten Ereignisse unter Zugrundelegung der im Regierungsbericht festgestellten Thatsachen zu besprechen“ (Zirkular vom 4. Dezember 1896). Die Regierung nöthigte also, ebenso wie gelegentlich der Chodinskykatastrophe und des Streiks im Jahr 1896, die Presse, die Ereignisse in dem Lichte darzustellen, in dem es den herrschenden Sphären erwünscht war. Mit Eifer schützt die Zensur die Mittelschule davor, daß die geringsten Lichtstrahlen auf sie fallen. Nicht allein das innere Leben dieser Schule, das Verhalten der Pädagogen und ihre Forderungen an die

Schüler, wie auch die Strafen, die diesen auferlegt werden, sondern auch das allgemeine System, das für die mittlere Bildung festgesetzt ist, stellen in den Augen der Zensur ein Tabu dar, dessen Berührung ihnen als Schändung eines Heiligthums erscheint.

Im Jahr 1890 wurde im „Regierungsboten“ eine offizielle Mittheilung veröffentlicht über die Aufgaben der Kommission, die im Ministerium der Volksaufklärung zur Revision des Programms des Gymnasialkurses eingesetzt war. Aber gleichzeitig wurde den Redaktionen „vorgeschlagen“, sich einer Besprechung dieser Angelegenheit gänzlich zu enthalten, wie überhaupt der Frage des Gymnasialunterrichts, „denn die Meinungen, die nicht selten in der Presse darüber ausgesprochen werden, neigen sogar dahin, die Grundlagen des bestehenden Lehrsystems zu erschüttern, und haben dadurch nur Schaden gestiftet“ (Zirkular vom 8. März 1890). Im Jahr 1892 erfolgte das Verbot, Nachrichten über die angeblich bevorstehende Revision des Programms, die Verkürzung des Gymnasialkurses u. s. w. zu bringen, und nach vier Jahren wurde dies Verbot wiederholt, mit Androhung von Strafen für seine Uebertretung (Zirkulare vom 23. November 1892 und vom 29. April 1896). Die anderen Maßnahmen der Regierung auf dem Gebiet der Volksaufklärung, oder, um uns präziser auszudrücken, auf dem Gebiet der Einschränkung der Volksaufklärung wurden in gleichem Maß vor einer Kritik bewahrt. So verbot die Regierung, als sie den Uebergang der Komitees für Volksbildung in das Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung vorbereitete, am 22. April 1896, etwas darüber in den Zeitungen zu bringen.

Es giebt übrigens auch Fälle, in denen die Zensur mit der Regierung divergirt und die Aufgabe übernimmt, die von der Regierung begangenen Fehler wieder gut zu machen. So geschah es, als Nikolaus II. die Erlaubniß gab, daß diejenigen Schüler der Gymnasien und der andern Schulen, welche nicht der griechisch-orthodoxen Konfession angehören, dem orthodoxen Gottesdienst nicht mehr beizuwohnen brauchen. Der Zensoren bemächtigte sich sofort ein großer Eifer für die Staatskirche, und am 3. Oktober 1897 wurde der Befehl erlassen, „keine Artikel und Notizen zu drucken über die Allerhöchste Anordnung betreffend die Befreiung der Schüler, welche nicht der orthodoxen Konfession angehören, von einem obligatorischen Besuch des orthodoxen Gottesdienstes an Feiertagen, wie auch über das am 20. August des laufenden Jahrs im Schawler Gymnasium stattgehabte Ereigniß.“ Es ist nicht

uninteressant, damit eine andere in der letzten Zeit getroffene Verfügung der Zensur zusammenzustellen: keine Artikel und Auszüge aus den litthauischen ausländischen Publikationen, deren Einfuhr in das Reich verboten ist, zu bringen (Zirkular vom 13. Oktober 1897). Da alle diese Publikationen unterschiedslos verboten sind, nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen der Schrift, mit der sie gedruckt worden sind, so ist das Ziel dieser Verfügung klar: dadurch wollte die Zensur den „übelgesinnten“ Leuten die Möglichkeit nehmen, die Unschuld einiger verbotenen litthauischen Publikationen darzutun und dadurch den Zaren und die Minister zu einem neuen, den Zensoren unangenehmen Schritt zu bewegen.

Von den Fragen, die mit dem Dasein der in Rußland bedrängten Nationalitäten und Konfessionen verbunden sind, hat insbesondere die Judenfrage der Zensur viele Sorgen bereitet. Diese Frage, mit der so viel Bedrückungen, so viel Unglück und Thränen, ja sogar Blut verknüpft sind, wollen die Behörden in der Presse nicht anders besprochen sehen, als in der Form kanzleimäßiger, leidenschaftsloser Berichte. Im Jahr 1890 hatte die Oberverwaltung für Pressangelegenheiten auf Befehl des Ministers die folgende Mittheilung an die Redaktionen geschickt: „Seit einiger Zeit fehlt leider in unserer periodischen Presse eine ruhige und kaltblütige Besprechung einer so großen Frage unseres inneren Lebens, wie die Judenfrage es ist; die einen Pressorgane sind bemüht, im Widerspruch mit der Wahrheit die Lage der Juden in einem traurigen Licht darzustellen, die andern überschütten die gesammte jüdische Bevölkerung mit einem summarischen Tadel; aber die Artikel über diesen Gegenstand enthalten größten Theils keine Hinweise, welche als nützlich Material für die Lösung der genannten Frage dienen könnten. Die Oberverwaltung schlägt daher den Redaktionen vor, sich des Abdrucks solcher Artikel zu enthalten, die, ohne sich durch einen gründlichen Inhalt auszuzeichnen, nur geeignet sind, eine fruchtlose und erregte Polemik zu erzeugen“. In demselben Jahr schickte die Oberverwaltung „mit Rücksicht auf die umlaufenden Gerüchte, daß einige Personen die absurde und dreiste Absicht haben, einen Protest gegen eine angebliche Unterdrückung der Juden zu erheben“, an die Redaktionen den Befehl, einen derartigen Protest nicht zum Abdruck zu bringen, mit der Drohung, im Uebertretungsfall ihre Organe zu verbieten. Am 1. August 1893 wurde der Wiederabdruck von Publikationen über Sammlungen zu Gunsten des Komitees des „Bereins für Hilfe an jüdische Handwerker und

Landbebauer in Syrien und Palästina“ aus der Zeitung „Der Galilder“ untersagt.

Schließlich darf noch ein Zug der russischen Zensur, der Vieles in der gegenwärtigen russischen Presse erklärt, nicht unbeachtet bleiben. Ein unfreiwilliges Schweigen wird in der Presse nicht nur über diese oder jene allgemeine Frage hergestellt, sondern auch über einzelne Personen, die sich die Antipathie der machthabenden Sphären zugezogen haben. So z. B. erfolgte am 28. September 1896 die Verfügung, keine Adressen abzudrucken, die an den kürzlich aus dem Dienst entlassenen Professor der Moskauer Universität Erißmann gerichtet sind, wie überhaupt keine Artikel und Mittheilungen, in welchen eine Sympathie für seine Dienstthätigkeit zum Ausdruck gebracht wird, zu bringen. Am 2. Oktober 1896 und am 24. März 1897 erfolgten ähnliche Verfügungen bezüglich des Arztes J. J. Malleschen aus Anlaß seiner Entfernung aus den Aemtern des Chefs der medizinisch-statistischen Abtheilung des Semstwo des Saratowschen Gouvernements und des Direktors der dortigen Feldschererinnen-Schule. In andern Fällen wird zur Sicherung der Ruhe und der Harmonie zwischen der Presse und den behördlichen Forderungen solchen Personen, die aus irgend einem Grunde den Behörden und den Männern, die der Zensur vorstehen, unangenehm sind, das Arbeiten für die Presse verboten. Hier sind zwei Verfügungen, die einer gewissen Pikanterie nicht entbehren. Am 12. November 1894 schreibt die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten den Redaktionen der Organe, die einer Präventivzensur nicht unterstellt sind, vor, keine Artikel des ehemaligen Mitglieds des Syr-Darjaer Kreisgerichts in Taschkent, Semjon Swanowitsch Gussien, ohne vorangegangene Durchsicht in der Oberverwaltung, zum Abdruck zu bringen. Am 13. Oktober 1897 erfolgt die Verfügung, eine Zeitlang keine Artikel des Professors Gersewanoff über die technische Bildung zu bringen. Diese Verfügung, die erst am 31. Dezember 1897, als die Frage über die technische Bildung schon aus den Zeitungspalten fast ganz verschwunden war, aufgehoben wurde, ist um so bemerkenswerther, als sie nicht einen den Behörden als verdächtig bekannten Schriftsteller betraf, sondern einen Mann, der im Regierungsdienst den sehr geachteten Posten des Direktors des Eisenbahnen-Ingenieur-Instituts inne hat. Offenbar kennt die russische Zensur keine Rücksichten, wenn es gilt, dem Vergehen vorzubeugen, das in der Störung der öffentlichen Ruhe durch Kundgebung eigener Meinungen besteht.

Wie stark aber der „präventive“ Druck, der auf die russische Presse heute ausgeübt wird, auch sein mag, so erweist er sich doch als ungenügend, um den allzu weit gehenden Forderungen der Regierung an die Presse Realisirung zu verschaffen. Andererseits wechseln diese Forderungen so rasch und wachsen so stark an, daß selbst der Theil der Presse, der ihnen entgegen zu kommen bereit ist, sich ihnen nicht rechtzeitig anzupassen vermag. Das Resultat davon sind Strafen, die mit freigebiger Hand verschiedenen Preßorganen ausgetheilt werden. Ohne auf die weiter zurückliegende Zeit zurückzugreifen, wollen wir nur an das erinnern, was in dieser Hinsicht von der Regierung Nikolaus II. gethan worden ist. Am 29. Oktober 1894 verbot der Minister des Innern auf zwei Monate den Einzelverkauf der „Peterburgskaja Gaseta“. Das folgende Jahr 1895 war gekennzeichnet durch eine Reihe von Strafmaßnahmen gegen die Presse. Am 13. Januar wurde die Zeitung „Kurskij Listok“ auf zwei Monate verboten. Am 20. Januar wurde von den Ministern der Volksaufklärung, des Innern, der Justiz und dem Oberprokurator des Synods beschlossen, das Erscheinen der Zeitung „Russkaja Schisnj“ gänzlich zu verbieten. Am 1. Februar wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Teatralnija Wjedomosti“ verboten. Am 15. Februar wurde der Monatschrift „Nabludatjel“ die erste Verwarnung ertheilt für „hartnäckige Verfolgung einer schädlichen Richtung, die zum Vorschein getreten sein soll“ — Jedem, der diese Monatschrift kennt, wird dies nur ein ungläubiges Lächeln abnöthigen. Am 17. Februar wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Kiewljanin“ für einen Monat verboten. Am 15. März wurde die Zeitung „Saratowskij Dnjewnit“ auf vier Monate unterdrückt. Endlich am 27. Oktober verbot man den Einzelverkauf der „Russkija Wjedomosti“ ohne Angabe der Dauer dieses Verbots; wieder erlaubt wurde der Einzelverkauf dieser Zeitung am 24. Januar 1896.

Das folgende Jahr 1897 bot bezüglich der Zahl der Strafen, die auf die Presse niederregneten, etwas fast noch nicht Dagewesenes. Ähnliches können nur die reaktionärsten Jahre der Regierungszeit des ersten Nikolaus aufweisen. Die seit der Ernennung des Herrn M. P. Solowjoff zum Chef der Oberverwaltung für Preßangelegenheiten besonders reizbar gewordene Zensur warf sich auf die Presse mit einer finsternen Wuth, Hiebe wurde nach rechts und nach links, eigenen Anhängern und Gegnern ausgetheilt, und es verging fast kein Monat, ohne daß der periodischen Presse einige Wunden

geschlagen wurden. Am 4. Januar wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Utro“ verboten; wieder erlaubt wurde er am 4. Februar. Zur selben Zeit wurde die erste Verwarnung der Zeitung „Lutšč“ erteilt, deren Einzelverkauf zugleich verboten wurde. Am 10. Januar erfolgte die zweite Verwarnung an die Zeitung „Chosjain“ (der Landwirth). Am 14. Februar wurden der Einzelverkauf des „Grashdanin“ und des „Swjet“, am 15. Februar der „Glasnost“ verboten; neu erlaubt wurde der Einzelverkauf dieser drei Zeitungen am 16. März. Am 27. Februar wurde die Zeitung „Minskij Listok“ auf acht Monate verboten. Am 28. Februar erfolgte das Verbot des Einzelverkaufs der Zeitung „Rušč“; neu erlaubt wurde er am 8. Mai. Am 15. März wurde der Zeitung „Samarstkij Bjeſnit“ auf vier Monate unterdrückt. Am 8. April erfolgte das Verbot des Einzelverkaufs der „Nowosti“ (erneuert am 8. Mai). Am 17. Mai wurde die Zeitung „Sibirskij Bjeſnit“ auf acht Monate verboten. Am 20. Mai erhielt die Zeitung „Chosjain“ die dritte Verwarnung und wurde auf zwei Wochen unterdrückt; nach ihrem Neuerscheinen wurde sie der Präventivzensur unterstellt. Am 21. Juni wurde die in lettischer Sprache in Riga erscheinende Zeitung „Desnaja Lapā“ auf acht Monate verboten. Desgleichen am 28. Juni der „Dbeſtkij Listok“ auf zwei Monate; dieses Verbot wurde übrigens vor Ablauf dieser Zeit, nämlich am 21. August, aufgehoben.

Mit der zeitweiligen Abreise des Zensurchefs Solowjoff ins Ausland trat für die Presse ein kurzes Athemholen ein; nach seiner Rückkehr begannen von Neuem die Wulhausfälle der Zensur. Am 10. November wurde der Zeitung „Russkij Trud“ die erste Verwarnung erteilt für „eine dreiste Ausdrucksweise über die orthofoxe Geislichkeit.“ Am 14. November fand dieselbe Maßnahme Anwendung gegenüber der Zeitung „Swjet“, die einen Aufruf der Warschauer Studenten in Sachen der sechs Professoren abgedruckt hatte, welche die Errichtung eines Denkmals von Murawjoff begrüßt hatten. Am 15. November wurde den Zeitungen „Mirowije Dgoloski“, „Syn Džeshestwa“, „Narod“ und der in deutscher Sprache erscheinenden „St. Petersburger Zeitung“, welche diese Mittheilung des „Swjet“ abgedruckt hatten, das Recht entzogen, private Anzeigen zu drucken; ein Recht, das ihnen erst am 29. November wiedergegeben wurde. Am 15. November wurde auch der Einzelverkauf des „Russkij Listok“ verboten (neu erlaubt am 15. Dezember). Am 29. November wurde das Drucken privater

Anzeigen im „Peterburgskij Listok“, am 1. Dezember in den „Wirshewija Wjedomosti“ und dem „Russkij Trud“ verboten; diese Verbote sind am 15. und 18. Dezember wieder aufgehoben worden. Durch die Verfügung vom 7. Dezember verbot der Minister des Innern die Warschauer Zeitung „Gazeta Polska“ auf sechs Monate. Am 10. Dezember beschloßen die Minister des Innern, der Volksaufklärung, der Justiz und der Oberprokurator des Synods, die Monatschrift „Nowoje Slowo“ gänzlich zu verbieten. Am 13. Dezember wurde der Zeitung „Sibir“ die zweite Verwarnung ertheilt. Am 18. Dezember wurde der Einzelverkauf des „Utro“ verboten. Endlich am 31. Dezember wurde die Zeitung „Kasbel“ auf acht Monate verboten.

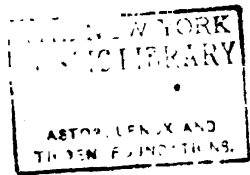
Das laufende Jahr 1898 hat der russischen Presse ebenfalls schon allerlei Angenehmes gebracht. Am 10. Januar wurde der Zeitung „Mirowije Drogoski“ die erste Verwarnung ertheilt für den Hinweis auf die geringen Dimensionen der bäuerlichen Antheile am Gemeindelande. Am 17. Januar wurde der Zeitung „Sibir“ die dritte Verwarnung ertheilt, mit Unterstellung dieser Zeitung unter die Präventivzensur. Am 18. Januar wurde dem „Grafhdanin“ verboten, private Anzeigen zu drucken (neu erlaubt wurde es ihm am 26. Januar). Im Januar verbot der Höchstkommandirende des Kaukasus auf acht Monate die in Tiflis erscheinende armenische Zeitung „Ardsagan“ in Folge ihrer „schädlichen Richtung.“ Am 1. Februar verbot der Minister des Innern den Einzelverkauf der Zeitung „Glasnost“. Im Februar wurde für acht Monate der „Rischegorodskij Listok“ (das Wiedererscheinen dieser Zeitung wurde jedoch vor Ablauf dieser Frist erlaubt) und der „Krimskij Wjestnik“ verboten. Im selben Monat wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Russkij Trud“ verboten. Im März wurden unterdrückt auf einen Monat die Zeitungen „Odesskij Listok“ und „Odesskija Nowosti“, auf zwei Monate die „Donskaja Hwetš“. Im April wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Glasnost“ verboten, die bald darauf gänzlich einging. Im Mai wurde die Zeitung „Russkija Wjedomosti“ auf zwei Monate verboten. Es erhielt die erste Verwarnung die Monatschrift „Sjewernij Wjestnik“, die erst im vorigen Jahr von der Präventivzensur befreit worden war. Im Juni wurde der Einzelverkauf der vom Fürsten Uchtomskij redigirten Zeitung „Peterburgskija Wjedomosti“ verboten für den Abdruck eines aus Anlaß der Hungersnoth vom Grafen Wobrinckij an den Tulaer Gouverneur Stolle gerichteten offenen Briefes. Es wurde ferner gänzlich verboten

das Erscheinen der früher auf acht Monate verboten gewesenen armenischen Zeitung „Ardsagan“ in Tiflis. Weiter wurde der Einzelverkauf der Zeitungen „Wirshewija Wjedomosti“ und „Peterburgskaja Gaseta“ verboten. Die Zeitung „Wjatskij Krai“ ist auf acht Monate unterdrückt worden, auch die unter Präventivzensur in Rischinew erscheinende Zeitung „Bessarabjez“ wurde auf einen Monat verboten. Im Juli wurde die Zeitung „Ruß“ gemäßigelt. Nach der Entstehung dieser Zeitung im vorigen Jahr wurde ihrem Verleger vom Zensurchef Solowjoff ein Mann als verantwortlicher Redakteur aufgebrängt, der sich als geheimer Agent der Regierung entpuppte; hierauf stellte der Verleger das Erscheinen der Zeitung ein. Im Juli dieses Jahrs begann sie wieder zu erscheinen, aber bereits nach der fünften Nummer erhielt sie eine Verwarnung für einen Artikel des Grafen Tolstoi über die Hungersnoth.

Also in drei und dreiviertel Jahren sind zu verzeichnen: 8 Fälle der Entziehung des Rechtes, in Zeitungen Privatanzeigen zu drucken, 19 Verbote des Einzelverkaufs von Zeitungen, 19 Fälle zeitweiliger Verbote von Presseorganen, 7 Fälle von Ertheilung der ersten Verwarnung, darunter 2 an Monatschriften und 5 an Zeitungen, 2 Fälle von Ertheilung der zweiten Verwarnung an Presseorgane, 3 Fälle der Ertheilung der dritten Verwarnung mit Unterstellung der betreffenden Organe unter eine Präventivzensur und 3 Fälle vollständiger Unterdrückung von Presseorganen (der Zeitungen „Russkaja Schisnj“ und „Ardsagan“ und der Monatschrift „Nowoje Slowo“). Wahrhaftig, wenn der Vater die Presse mit Ruthen züchtigte, so züchtigt sie der Sohn mit Storpionen.

Die hier mitgetheilten Thatsachen zeigen mit genügender Klarheit, wieviel Sinn und Wahrheit in dem Gerede jener naioliberalen Schriftsteller war, die sich seiner Zeit darüber gefreut hatten, daß im Ufas Nikolaus II., durch den ein (von der Akademie der Wissenschaften zu verwaltender) Fonds für Unterstützung armer Literaten begründet wurde, auch das Wort „Publizistik“ vorgekommen war; sie erblickten darin quasi eine Anerkennung der Daseinsberechtigung der Publizistik. Nein, der Publizistik ist Nikolaus II. nicht mehr geneigt als sein Vater. Die Regierung bekundet auch unter ihm eine bis zur Krankhaftigkeit leidenschaftliche Hinneigung zur Finsterniß. Auch unter ihm ist sie ein entschiedener und unbeugfamer, wenn auch nicht immer aufrichtiger Feind des freien, gedruckten Wortes und verdeckt sorgfältig mit dem Zensurmantel vor den Augen der Presse alle ihre wunden Punkte und

alle Schäden des Volkslebens. Es erscheint fast vergeblich zu versuchen, sie zu überzeugen, daß unter einer solchen Politik vor Allem die Maßnahmen, die sie zur Hebung des Landes zu treffen hat, leiden müssen, da sie selbst genöthigt ist, unbeholfen im Dunkeln herumzutappen. Die sozialen Gruppen, aus denen die Regierung zusammengesetzt ist und die sie stützen, haben sehr gut verstanden, daß die erste Bedingung der Erhaltung ihrer Herrschaft das Nichtvorhandensein eines Selbstbewußtseins in den Massen ist, und sie scheuen sich daher nicht, dies offen zu bekennen. Und es muß anerkannt werden, daß die Bemühungen, das Wachstum eines solchen Bewußtseins in der Volksmasse zu verhindern, soweit sie auf die Presse gerichtet waren, einen zweifellosen, sogar ziemlich ernsthaften Erfolg gehabt haben. Das beständige Ersticken ehrlicher Stimmen hat für allerhand Reptilien und für Leute, die nie eine Gesinnung gehabt haben, eine breite Bahn eröffnet und ihren Händen einen nicht geringen Theil der Presse ausgeliefert. Aber die immer wachsende Strenge der Strafmaßnahmen und die beständige Verlegenheit, in welche die Zensur neuerdings gerathen ist, zeigen doch deutlich, wie stark das Bedürfniß ist, gegen das die Regierung den Kampf führt und wie hohe Anstrengungen er von ihr fordert. Alle diejenigen aber, denen die Wahrheit theuer ist, die nicht mit verbundenen Augen leben wollen und die es schmerzt, ein in Finsterniß umherirrendes Volk um sich zu sehen — sie können mit der absolutistischen, jedweder Deffentlichkeit abholden Regierung nichts gemein haben. Ihre Sache ist es, dem in den Massen erwachenden Bedürfniß entgegen zu kommen, ihnen die Binden von den Augen zu lösen und laut auszusprechen, was die Regierung so ängstlich verschweigen möchte.



Mustergiltiges Deutsch.

Von

Georg Kewitsch in Freiburg-Baden.

Schon das Thema deutet an, dass es sich nicht um die Mundarten handelt, nicht um die Sprache, wie wir sie in den einzelnen Gauen Deutschlands in Stadt und Land vom gemeinen Volk sprechen hören, sondern um die Verkehrssprache der Gebildeten, um die Sprache der Schule, der Kanzel, des Gerichtssaals, der Bühne, des Vortrags überhaupt.

Ist diese Sprache in unserm deutschen Vaterlande und darüber hinaus bei allen Deutschen überall gleich? Keineswegs. Jede Landschaft hat ihre Besonderheiten, die oft so eigenthümlich sind, dass man Jemandem schon an seiner Sprache anmerken kann, aus welcher Gegend er herkommt.

Viele halten diese Mannigfaltigkeit für einen Vorzug. So sagt der Germanist Kluge in einem Aufsatz der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 18. 10. 97, wo er gegen die Einheitsbestrebungen in der Bühnensprache ankämpft: „Die Landschaft, der Boden, auf dem wir leben, hat auch sein Recht. Etwas Erdgeschmack der Sprache muss geschont bleiben. Wie das Heimathsgefühl, darf auch der heimathliche Sprachklang, die Sprachfarbe als angeborenes Recht respektirt werden. Oder sollen wir mit allen Mitteln auf die große Nivellirung hinarbeiten, die Stammesart und Eigenart verpönt?“

Diese Worte haben gewiss etwas Anheimelndes, und gern möchte man sich ihnen anschließen. Bei weiterer Überlegung kommt man aber zu dem Schluss, dass mit dieser Gefühlsäußerung nichts anzufangen ist; sie hat ihre volle Berechtigung für die

Mundarten, nicht jedoch für die Gemeinsprache. Die Mundarten, ja, die kleben an der Erdscholle, die haben den Klugeschen Erdgeschmack; dagegen die Schriftsprache ist gerade von der Scholle losgelöst, frei gemacht, sie dient dem Verkehr Aller mit Allen. Und von „angeboren“ kann man bei der Sprache überhaupt nicht reden. Brächte man Kinder im Säuglingsalter aus den verschiedensten Gegenden nach einem Ort, etwa in den Schwarzwald nach Freiburg, überließe sie in Abgeschlossenheit der Erziehung einer Pariserin, so würden alle Kinder, obgleich sie in Deutschland geboren sind, gleichmäßig Pariser Französisch lernen und sprechen. Wäre eine feste Wienerin als Erzieherin ausgesucht, so würden alle Kinder das reinste Wienerisch allmählich sprechen unbekümmert um die Erdscholle, auf der sie leben.

Dies Beispiel soll zeigen, dass die Sprache an sich nicht notwendig verschieden sein braucht, obgleich sie es immer sein wird. Bei sesshaften Leuten, wie es Bauern, Fischer u. A. sind, werden die Kinder an der Sprache der Eltern festhalten und sie auf die nächste Generation übertragen; kleine Änderungen werden sich auch hier mit der Zeit einstellen, da eine völlige Abgeschlossenheit dauernd nirgend stattfindet, und auch sonst neue Anschauungen, andere Bedürfnisse die Sprache beeinflussen. Dagegen bei beweglichen Volksschichten wird die erlernte Muttersprache sich den neuen Verhältnissen nach und nach anpassen mit Wirkung und Gegenwirkung. Dies geschieht oft schneller als man glaubt.

Der Zweck jeder Sprache ist ausschließlich die Vermittlung von Gedanken, die gegenseitige Verständigung. Daher wird man unter den jetzigen Kultursprachen jener den Vorzug zuerkennen müssen, die in der Aussprache eines Volkes die wenigsten Abweichungen zeigt. Von solchem Ideal ist zur Zeit unsre deutsche Sprache noch weit entfernt. Aber der Zug der Sprachentwicklung geht in der Gegenwart, in unserm Jahrhundert 18*) mit seinem riesigen Bahn- und Schiffsverkehr, mit unwiderstehlicher Macht dahin, dass die großen Gegensätze der Aussprache immer mehr

*) Das Jahrhundert 18 ist dasjenige, welches mit dieser Zahl geschrieben wird; es umfasst die Jahre 1800 bis 1899. Das 19. Jahrhundert ist ein gezähltes und umfasst die Jahre 1801 bis 1900. Es ist also 18 Cardinal-, 19 Ordinalzahl. Die erste Bezeichnungsart ist wegen der gleichen Vorstellung der Jahreszahlen bequemer, während man bei der zweiten immer noch um 1 erhöhen muss, ja sogar um 2, sobald man vom nächsten Jahrhundert, dem 20., redet. Wahrscheinlich haben uns diese Redeweise die Gelehrten eingeimpft mit Anlehnung ans Lateinische. So sagt man auch: Im ersten

ausgeglichen werden. Diese Thatsache muss auch Kluge anerkennen, er sagt es selbst. „Als Wilhelm Grimm den alten Göthe in Weimar besuchte, war er über das unverfälschte Frankfurter Deutsch des Dichters überrascht — und doch war er als Hanauer ein halber Landsmann des Dichters. In einem Menschenalter hatte die Schriftsprache solche Fortschritte gemacht! Unsere Klassiker reimen nicht rein, weil es keine gereinigte Einheitsausssprache gab.“ (So ist z. B. in Gretchens Gebet im Faust:

Ach neige,
du Schmerzenreiche

für solche Deutschen, die (g) als Verschlusslaut sprechen, überhaupt kein Reim vorhanden; für solche, die neigs sprechen, liegt ein unreiner Reim vor; für Göthe aber war der Reim vollkommen, denn er sprach neiche). „Es ist ein andauernder Ausgleichungsprozess, durch den wir schließlich zu einer Einheitsausssprache gelangen. Alle Analogien lassen darauf schließen. Aber künstlich lässt sich das nicht erzielen.“

Dies „künstlich“ soll sich beziehen auf den Beschluss der Germanistischen Sektion der jüngsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden, wo die folgende von Prof. Siebs-Greifswald eingebrachte These einstimmig angenommen worden war:

„Die im ernsten Drama übliche Bühnenausssprache pflegt als Norm für die deutsche Ausssprache zu gelten. Sie ist aber nicht im deutschen Sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, nicht in jeder Beziehung zu billigen. Deshalb ist aus orthoepischen Gründen für Bühnen und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Ausssprache wünschenswert; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige Verbesserungen der Orthographie auf ihr werden fußen müssen. Vor allem ist nötig,

1. die Unterschiede der Ausssprache zwischen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachgebietes auszugleichen, sei es nach Maßgabe der Sprache der Gebildeten, sei es nach historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten;

Jahrzehnt unsers oder dieses Jahrhunderts, aber in der Regel nicht: Im 5. Jahrzehnt, sondern: In den 40er Jahren. Beim Einzeljahr wendet man nur die Kardinalzahl an z. B. Das Jahr 1888 war das Todesjahr der beiden ersten Deutschen Kaiser Wilhelm I und Friedrich I (nicht Friedrich III; wer wären dann Kaiser Friedrich I und Friedrich II? Der römische Kaiser deutscher Nation Friedrich III regierte 1440—98). Das Cinquecento-Jahrhundert ist die Zeit von 1500 bis 1599!

2. die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lautes zu beseitigen, die nur nach Maßgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden.

Die germanistische Sektion der 44. in Dresden tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner würde es mit Freude begrüßen, wenn der deutsche Bühnenverein bereit wäre, sich zu gemeinsamer Arbeit an diesem nationalen Werke mit der germanistischen Wissenschaft zu verbinden.“

Den Theaterintendanten konnte solche Vereinbarung nur erwünscht sein. Während bisher ihre Ausspracheanordnungen dem Odium persönlicher Willkür und unberechtigten Zwanges ausgesetzt waren, können sie jetzt sich einfach auf die Ergebnisse der Konferenz berufen, die im April d. J. in Berlin tagte, und werden damit gewiss größere Willigkeit bei den Schauspielern, Kunststrichern und Zuhörern finden als bisher.

Ich gestehe, dass ich mir nicht zu erklären weiß, wie Kluge so zu sagen im selben Atem die Thatsache der Ausspracheangleichung, die er eine Segnung nennt, anerkennen und trotzdem sofort hinterher zu sagen vermag, er bestreite die Möglichkeit des Erfolges und spreche überhaupt dem Unterfangen einer Aussprachevereinbarung jede Berechtigung ab. Ich frage: Warum soll eine weitere Einigkeit in der Aussprache unmöglich sein bei dem gewaltigen Fortschritt, den unser Jahrhundert darin gemacht hat? warum soll die Förderung derselben unberechtigt sein? Kluge ist denn auch alsbald von verschiedenen Seiten bekämpft worden, ich nenne Professor Gartner in der Ztschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins, Pj. Spieser, den Herausgeber der Reform, Monatschrift für Rechtschreibung; bei dem letztern ist es um so mehr bemerkenswert, als er an der Erforschung der Elsassischen Mundarten beteiligt ist.

Die Schauspieler sind zur Zeit die einzigen, die berufsmäßig sich eine einheitliche Musteraussprache so gut es geht aneignen müssen. Es heißt Unmögliches von ihnen verlangen, dass sie in Basel und Freiburg allemannisches, in Stuttgart schwäbisches, in München und Wien bairisches, in Dresden sächsisches, in Berlin märkisches, in Hannover ostfälisches Deutsch im Drama vortragen sollen; sie können nicht bei jedem Theaterwechsel die Aussprache umlernen, oder man müsste ihnen die Freizügigkeit verbieten, damit jedes Theater seine eigene Lokalfärbung in der Aussprache bewahre. Wollten sie aber wirklich im Landesdialekt sprechen, man

würde sie ohne weiters aussprechen. Vergewenwärtigen wir uns den Vortrag der Schauspieler in landschaftlichem Dialekt.

In Berlin würden wir z. B. hören:

Jrau, Freund ist alle Theorie,
doch grün des Lebens goldner Baum

in Hannover und Brunswik = Braunschweig:

Dä stöbet kein Rächen vom sichern strand
in Thüringen, Schlesien, Österreich:

Wer wogt es, Rittersmonn oder Knopp,
und im Gesang:

Wie eine Tonne schlank
in Stuttgart und Freiburg:

*Wirdik ehre(n) wir die Maisohter,
aber frai isoht uns die Kunscht*

und in andern Städten wieder anders.

Vielleicht möchte hier mancher Leser glauben, dass Gebildete in jenen Gegenden also nicht reden; leider ist es aber doch so. Natürlich sprechen nicht alle Gebildeten so, aber doch noch recht viele. Berlinisches Deutsch findet Vertreter bis in die höchsten Regierungskreise. Am unverbesserlichsten sind die Sachsen. Es ist unmöglich den Ernst zu bewahren, wenn ein richtiger Sachse an erhabener Stelle redet. So leitete z. B. ein Gymnasiums- direktor seine Ansprache in der Aula, nachdem die Festkantate gesungen war, folgendermaßen ein:

Deire Gollejen! Cheliepde Dsoechlinge tieser An/chdalt!

Äben sinn die Deene tes herrlijen Lietes verglungen u. j. w.

Und ein Pastor sprach von der Kanzel herab betend zur Gemeinde:

Herr Chesu Krist, pekleide uns durchs Läben!

Während uns am Süddeutschen auffällt, dass er die Konsonanten meistens stimmlos hart ausspricht, glauben wir beim Sachsen die harten Konsonanten weich, die weichen Konsonanten hart ausgesprochen zu hören. In Wirklichkeit spricht er beide Arten gleich, nur nicht stimmlos hart wie der Süddeutsche, sondern stimmlos weich. Die normale Aussprache giebt die weichen Konsonanten stimmhaft, die harten stimmlos. Daher darf man auch auf Luthers Schreibweise keine Schlüsse bauen in bezug auf Lautverschiebung, denn ihm als Sachsen fehlte in seiner Sprache der sichere Maßstab, wann der Konsonant weich, wann hart war. So erklärt sich der Unterschied und das Schwankende seiner Rechtschreibung im Vergleich zur jetzigen.

Aus dem Dargestellten geht jedenfalls so viel hervor, dass im gebildeten Publikum das Vorhandensein einer mustergerichtigen Sprache empfunden wird. Wenn wir selbst uns vielleicht auch gehen lassen und in zwangloser Unterhaltung reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, so gestatten wir doch dem Schauspieler keineswegs, dass auch er auf der Bühne rede wie er will und seiner Muttersprache folge; der Schauspieler soll mustergerichtig reden. Dies Verlangen macht sich geltend auch im geselligen Verkehr, wo man diejenigen belächelt, die nicht gelernt haben ihren Dialekt abzuschleifen und an ihrem landschaftlichen Deutsch festhalten.

Wollte nun einer glauben, diese als Muster, als Norm geltende Sprache sei etwas für alle Zeiten Unveränderliches, der befände sich in einem schweren Irrtum. Sprache ist Leben, sie ist in fortwährendem Fluss. Unsere Normalsprache ist nicht starr und soll auch nicht starr werden. Sie heißt mit Recht nur „mustergerichtig“, das will sagen: Unsere Sprache, die der allgemeinen Verständigung dient, hat sehr vieles, was allen Deutschen schon jetzt gemeinsam ist. Die einzelnen Landesdialekte haben aber mehreres, was einer Einigkeit geradezu widerstrebt; man wird daher das Gute vorziehen und das Schlechte verwerfen. Endlich findet sich auch manches, das in seiner Verschiedenheit erträglich ist und daher schwankt oder gleich gut ist. Gleichberechtigt ist ja an sich jede Mundart. Da indes keine Mundart den andern so überlegen ist, dass alle übrigen sich ihr einfach zu unterwerfen haben, so ist eben eine gegenseitige Verständigung nötig.

Eine Feststellung dessen, was mustergerichtig sei, ist ein unabweisbares Bedürfnis nicht bloß für uns, die wir den Gegnern und Zweiflern die Antwort nicht schuldig bleiben wollen, sondern vor allem für die Schauspieler und die Lehrer, insbesondere diejenigen, die Ausländern die deutsche Sprache lehren wollen. Der Ausländer will das „beste“ Deutsch lernen, dies allein; denn er hat keine Zeit und keinen Anlass, die verschiedenen landschaftlichen Besonderheiten sich auch noch anzueignen. Kommt er in die Notlage, den Lehrer zu wechseln, so kann bei dem jetzigen Zustand leicht der Fall eintreten, dass der zweite Lehrer das für schlecht erklärt, was der erste als gut empfohlen hatte; ich brauche nur an die Aussprache von *sp*, *st* in Hamburg und Freiburg zu erinnern.

Was gehen uns die Ausländer an? wird hier mancher ausrufen. Gemach! es ist doch nicht ganz gleichgiltig. Für uns

Deutsche ist es auch von politischem Vortheil, dass wir eine weit und breit anerkannte einheitliche Sprache haben. Prof. Schröder hat auf diesen Punkt besonders sein Augenmerk gerichtet und in einem Vortrag, der im Märzheft 1898 der Preussischen Jahrbücher veröffentlicht ist, dargethan, dass die ausgewanderten Deutschen nicht aus Mangel an Vaterlandsliebe ihre Muttersprache so schnell aufgeben und sie gegen die fremde Sprache schon in der nächsten Generation völlig vertauschen, sondern weil Deutsch zu lernen für die fremde Umgebung zu schwer ist und die eingewanderten Deutschen an einer anerkannten Gemeinsprache keinen Halt haben, da die Einigkeit fehlt. Die deutsche Sprache breitet sich nicht aus, sie erobert nicht, sie weicht sogar zurück, nicht bloß draußen im Ausland, sondern auch daheim im Inland.

Den nachhaltigsten und umfassendsten Einfluss übt die Schule aus. Daher muss darnach getrachtet werden, dass keiner zum Lehrberuf zugelassen werde, der nicht die Hochsprache mustergerichtig spricht. Auf Orthographie, ja, darauf legt man Wert; sie giebt in der Schule den Hauptmaßstab für die Beurteilung der Fähigkeiten ab. Und auch später sind wir gar sehr geneigt, alle die Leute zu verhöhnen und als ungebildet zu belächeln und an den Pranger zu stellen, die bei angestrengter Arbeit mit der Zeit die vielfach ganz unsinnigen Regeln der Rechtschreibung vergessen haben und eben schreiben wie sie sprechen. Man prüft wohl, ob ein Schulamtskandidat im Französischen und Englischen eine gute Aussprache habe, und auch da wird ein Fehler leichter verziehen als in der Orthographie, nach einer guten Aussprache im Deutschen fragt man nicht. Wenn ein Schwabe oder Sachse sich die ganz fremdartigen Laute im Französischen und Englischen aneignen muss und auch aneignet obgleich mühsam, so wird er es im Deutschen doch wohl auch zu Stande bringen, zumal er da jünger ist. Für Kinder, deren Muttersprache eine Mundart ist, wird die Schulsprache immer etwas neues, fremdes sein, warum soll ihnen der Lehrer nicht das „beste“ Deutsch lehren? Die landschaftliche Schulsprache zu lernen macht ihnen dieselbe Schwierigkeit wie die mustergerichtige.

Wird ein Lehrer mit landschaftlicher Sprache nach einer andern Gegend versetzt oder nach einem andern Staate berufen, so werden seine neuen Schüler über ihn lachen, zum mindesten im Unterricht abgelenkt werden, da ihnen die ungewohnte Sprache dieses Lehrers mehr oder weniger komisch vorkommt. Aus diesem Zwiespalt

zwischen Lehrer und Schüler erwächst kein Gewinn; der Hör- und Schreibfehler sowie des Ullks ist da kein Ende, wie jeder weiß, dem dergleichen Spaß beschieden war. Wird dagegen vom Lehrer als Bedingung seiner Anstellung verlangt, dass er ein korrektes Deutsch nicht bloß schreibt, sondern auch spricht, so kann sein gutes Beispiel als Vorbild auf die Schüler nur vorteilhaft wirken, und das kommt dann weiter der Gesamtheit zu gut. Steht erst mustergerichtige Aussprache auf dem Programm aller Schulen, und die Pflege guter Aussprache geht alle Lehrer an, sowohl die Lehrer an niederschulen, als an Mittel- und Hochschulen, dann folgen Kanzel, Gerichtssaal u. s. w. von selbst.

Sollen wir darauf warten, bis jenes geschieht? Nein. Schon der einzelne vermag durch sein gutes Beispiel auf seinen Umgangskreis fördernd einzuwirken, denn das Vorhandensein einer mustergerichtigen Aussprache wird überall empfunden, wo Sinn für Gemeinsamkeit und Zusammenschluss aller Deutschen gepflegt wird. Was uns zur Zeit noch fehlt, ist die Anerkennung und das Streben nach Aneignung dieser Mustersprache in weiten Kreisen der Gebildeten. Die Feststellung derselben für die Bühne hat die eingangs erwähnte Kommission übernommen, es kann also jeder sich darüber unterrichten. Das Ergebnis der Beratung hat der Referent Prof. Siebs veröffentlicht in der Schrift: Deutsche Bühnenaussprache. Verlag Ahn-Köln. Preis 2 M. Man findet darin eine eingehende Darstellung des Sievers'schen Vortrages über den Lautbestand der gegenwärtigen Mustersprache, der auch die wissenschaftliche Grundlage bei der Entscheidung streitiger Fragen abgab. Im übrigen war bei der Beurteilung maßgebend der Sprachgebrauch, wie er zur Zeit an den Bühnen im Vortrag des ernstesten Dramas vorherrscht. Ob nun die Schule dies Bühnendeutsch unbesehen sich zu eigen machen soll, bleibt zunächst noch eine offene Frage; denn erstens ist es billig, dass die Lehrerwelt zuvor sich darüber äußere, zweitens ist nicht ausgeschlossen, daß die Verhältnisse der Schule eine andere Berücksichtigung erheischen als die Bühne. Und dann: an der Bühne ist die Wirksamkeit des Intendanten und Vorlesers viel nachhaltiger, sie greifen ohne Verzug sofort ein, wo sich eine Ausspracheart bemerkbar macht, und den Schauspielern liegt selbst daran, eine tadellose Aussprache zu gewinnen; in der Schule sind wir zunächst auf den guten Willen der Lehrer angewiesen und auf das Verständnis, das sie der Sprache entgegenbringen. Einzelne

wichtige Punkte, über die die Konferenz sich einigte, seien hier aufgeführt:

Die Vokale werden als weit und eng unterschieden, je nachdem die Zunge flach liegt oder mit dem Gaumen eine Enge bildet. Die weiten Vokale stehen fast immer in geschlossenen Silben und sind kurz, ausgenommen (e), (ä), (a); die engen Vokale stehen in geschlossenen und offenen Silben, sie sind lang und kurz. Beispiele für weite Vokale: mit, hübsch, öfter, hell, zum, oft; leer, Bär; für enge lange Vokale: schief, wüst, schön, Mehl, Ruhm, Lohn; riechen, fühlen, hören, sehen, rufen, schonen; für enge kurze Vokale: die, Pyramide, Ökonom, Chemie, du, Nomade. Vom (a) wird gesagt, dass sein Klang überall gleich sei. Ich unterscheide jedoch ein hinteres dunkles (a) und ein vorderes helles (a); weit sind beide, denn die Zunge liegt flach. Beispiele für helles kurzes (a): matt, Hast, halt, naná; für dunkles langes (a): *Mahl, kam, Kahn, Schaar, Maass, Staat; malen, kamen, Fahne*; für dunkles kurzes (a): *Tarif, Fagott, Patrón, Paris, Malachtit, Aorta*. Diese Beispiele zeigen völlige Übereinstimmung mit denen der übrigen Vokale. Um die Schauspieler vor nachlässiger Aussprache zu bewahren, werden die engen kurzen Vokale als „verhaltene Längen“ bezeichnet, z. B. in *Mädizin*; selbstverständlich spricht in Wirklichkeit kein Mensch die beiden ersten Silben lang.

Die meiste Schwierigkeit in der Feststellung der Aussprache machte das (e). Der Grund dafür liegt darin, dass dieser Buchstabe mehr Laute als irgend ein anderes Vokalzeichen darzustellen hat, und dass seine Aussprache in den einzelnen Gauen Deutschlands schwankt. Hinzu kommt, dass sowohl das enge (e), als das weite (e) = (é) kurz und lang gesprochen wird, und eine Neigung besteht, in einer Reihe von Wörtern das weite (é) minder weit zu bilden und allmählig in das enge (e) umzuwandeln, man vergleiche: Feder, Väter, Vetter. Besonders macht sich dies geltend in Wörtern, die wir mit (ä) schreiben z. B. Väter, dänisch, mäßig, thätig, ähnlich, täglich u. a. Andererseits giebt es Gegenden, wo grade (ä) übermäßig weit gesprochen wird; es klingt durchaus unschön. Sogar in der unbetonten Endsilbe (er) kann man es dort hören z. B. Klausner; offenbar ein Überrest aus dem Mittelhochdeutschen: klösenære. Die Konferenz hat sich dahin entschieden, dass es nicht wünschenswert wäre, wenn alle langen (e) in einer einzigen Lautart aufgingen; die kunstmäßige Sprache würde dadurch eines wertvollen Mittels der Klangwirkung beraubt werden. Sie warnt

aber vor Übertreibung sowohl in der Bildung der Enge als der Weite. Gewiss würde die Unsicherheit und Schwankung in der Aussprache des (e) sich verringern, wenn die Deutschen sich entschlossen, das weite (e) mit einem andern Buchstaben zu bezeichnen, also wenn sie (ɛ) in das deutsche Alphabet einführen. Das (e) in den schwachen Vor- und Nachsilben soll gemurmelt gesprochen werden, in den stärkeren Vorsilben jedoch voll und deutlich. Beispiele: gebiete, reden, Schäfer; dagegen er-, ver-, zer-, und wohl auch ent-, emp-. Ebenso sind die unbetonten Fürwörter mit vollem Laut zu sprechen, also er, es, der, des, dem den. Ob die gleichen Artikelwörter flüchtiger als die Fürwörter, insbesondere ein, eine, eines, einer gegenüber dem Zahlwort gekürzt gesprochen werden soll, wie es in Braunschweig und dem weiteren Gebiet Ostfalen in gebildeten Kreisen üblich ist, darüber hat sich die Konferenz nicht ausgelassen. Obgleich die gekürzte Aussprache manches für sich hat, so vermute ich doch, dass die Konferenz davon nichts wissen will.

Die viel umstrittene Frage, ob der Vokal in Wörtern wie Tag, Rad, Grab, Gas, Trog, grob, Ost, Hof, Zug, Schmid, Jagd u. a. kurz oder lang zu sprechen sei, ist dahin beantwortet worden, daß der lange Vokal sich mehr empfehle, weil die Biegungsformen überall die Länge aufweisen. Die Konferenz hat sich aber durch diese grammatische Begründung nicht festnageln lassen; wo die Kürze überwiegend vorherrschte oder der Wohlklang und die Sinnunterscheidung mitsprach, entschied sie sich für die Kürze. Beispiele: Herzog, Bischof; der Wäl, aber der Walfisch, das Walross, die Wälstat, aber die Walküre, der Bärloh, aber barloh. Ähnlich: die Jägd, aber der Jagdhund, das Räd aber der Radfahrer. Im Vertrag zwischen Faust und Mephistopheles

Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
dass ich mir selbst gefallen mag,
kannst du mich mit Genuss betrügen:
das sei für mich der letzte Tag!
die Wette biet ich!

Top!

Und Schlag auf Schlag!

fordert der Wohlklang bei mäg, Täg, Schläg das betonte lange (a), dagegen bei Schläg zum ersten das betonte kurze (a).

Nach meiner Meinung gehört dieser Aussprachefall zu den schwankenden; die lebende Sprache befindet sich hier bei ihrer Ent-

wicklung noch im labilen Gleichgewicht. Dass der Nominativ von den übrigen Kasus abweicht, kommt auch im Lateinischen und Griechischen vor z. B. miles, militis, *ἄνθρωπος*, *στρατός*. Die geschlossene Silbe stützt den kurzen Vokal. Ob man zur Erklärung aufs Mittelalter zurückgreifen soll, dafür liegt kein zwingender Grund vor. Auch in nehme nimmst nahm, komme kam u. a. wechselt die Länge des Vokals. Regelmäßig sieht das freilich nicht aus, aber dass es schlechter klingt, kann man nicht sagen. Die Wörter Schmid (Schmidt, Schmitt), grob, Grobheit, Grobschmid, Jagd, Belag, Herzog, Bischof werden zur Zeit ganz überwiegend mit kurzem Vokal, Stab, Spaß, Raß, Grub, Grus, Weg, Magd, Beleg, Lab, Flug, Pflug, Fluch mit langem Vokal gesprochen. Röst (rösten), Rost (rosten) wird nur von wenigen unterschieden, und West hat Ost im Gefolge trotz Österreich, trotz Mundart im Süden und an der Nord- und westlichen Ostsee.

Aus der Konsonantenreihe greife ich (sp), (st) heraus, die im Anlaut deutscher Wörter mit dem Esch-laut zu sprechen sind. Man hört zwar noch immer wieder Einzelne die spitze Aussprache der Dtschalen als „allein richtig“ verteidigen, als Grund dafür aber nichts weiter als „weil (s) und nicht (sch) geschrieben wird“. Ja, wenn wir Deutsche ein deutsches Alphabet hätten! Ich verstehe darunter nicht die verzwickten Gebuchstaben der Bruchschrift, die früher auch in England, Frankreich, Italien und Spanien im Gebrauch war und das wahre Augenpulver unserer Kinder ist, sondern deutsch wäre das Alphabet, das für jeden Laut der deutschen Sprache sein ihm allein zukommendes Zeichen hätte. Bei der Unzulänglichkeit des von den Römern übernommenen Alphabets waren wir gezwungen, mehre Laute durch denselben Buchstaben darzustellen. Ist es demnach nicht gar zu dumm, wenn jemand fordert, wir sollen nun umgekehrt diesen Buchstaben nur auf eine Art sprechen?

(b), (d), (g) sind weich und stimmhaft, (p), (t), (k) sind hart und stimmlos zu sprechen. Wenn außerdem verlangt wird, dass (p), (t), (k) überall behaucht, aspirirt sein sollen, so hat die Konferenz in dem Wunsch nach deutlicher Aussprache wohl etwas über das Ziel hinausgeschossen. In den Beispielen Pate, tappen, Kette sprechen wir allerdings den Konsonanten im Anlaut behaucht, weniger schon im Inlaut und in Pfau, Zahn, Sporn, Stahl, Napf, Ratz, futsch, hübsch = hüpflsch, Wettlauf usw. überhaupt nicht, dafür im Auslaut wieder stark z. B. ab = aph, matt = math, weg = wekh.

Wie (w) und (f) werden auch weiches stimmhaftes (f) und hartes stimmloses (ß), das oft als (ß) geschrieben wird, streng unterschieden. Man sollte auch in der Schrift diesen Unterschied wahren und (f), (S) gegenüber (s), (S) auseinander halten, alsdann wäre (ß) ganz überflüssig. Möchten die Letterfabrikanten künftig dies beherzigen und (S) neben (S) einstellen, damit der Setzer nicht genötigt ist, nach verschiedenen Setzkasten zu greifen. Das eine (S) neben den drei Buchstaben (f), (ß), (ß) ist doch gar zu ärmlich.

Die mustergiltige Aussprache des (g) ist ein alter Zankapfel. Die Konferenz hat sich lediglich an das gehalten, was zur Zeit an den Bühnen Brauch ist, unbekümmert um Grammatik und sonstige Erwägungen. Darnach wird (g) überall als Klapplaut, also mit Absperrung der ausgeatmeten Luft am Gaumen gesprochen. Beispiele: 1) Anlaut: Gabe, Garten, Gott, gut, geben, Gärten, Götter, Güte, Gaul, Gäule, geil, Glanz, Gram, Gnade; 2) Inlaut: *lagen, legen, zogen, zögen, trugen, trügen, siegen, bergen, Bürger, schwelgen*; 3) Auslaut: Tak, Stok, zok, truk, Siok, Berk Burk, Talk, Teik; fakt, lekt, trukt, lükt, siokt, birkt, schwolkt. Einzige Ausnahme bildet die Endung —ig. Für diese wird festgesetzt, dass sie wie —ich laute z. B. König, heilich, ewich; auch mit Nachsilben: z. B. Königreich, Heilichtum, Ewichkeit, jedoch für die weitere Nebensilbe —lich Rückkehr zur Regel: z. B. königlich, ewiglich. Die Biegungsformen lehren ebenfalls zur Regel zurück, weil dann (g) aus dem Auslaut in den Silbenanlaut tritt z. B. *Könige, heilige, ewige*; fällt aber das (i) aus, dann wird (g) zu (j), z. B. Könje, heilje, ewje. Auch Bräutigam neben *Bräutigam* gehört wohl hierher. Man sieht, die Aussprache des (g) ist ebenfalls noch vollständig im Fluss. Die Konferenz fand, dass keine der sich bekämpfenden Sprechweisen die Oberherrschaft habe. Einen Entschluss musste sie fassen; sie nahm, was in der Bühnensprache zur Zeit Anerkennung erlangt hat. Ob die Schule ihr hierin folgen wird, erscheint zweifelhaft. Auf eine eingehende Behandlung dieser Frage kann ich mich hier nicht einlassen. Aber der Leser wird wünschen zu wissen, welches die Sprechweisen sind, die einander entgegen stehen; er wird zugleich daraus erkennen, wie die Konferenz zu ihrer Entscheidung gekommen ist.

Die eine Partei vertritt den Standpunkt, wie er bis um die Mitte unvers Jahrhunderts 18 an der Mehrzahl der Bühnen, namentlich in Berlin, geolten hat und noch heute im gesellschaft-

lichen Verkehr weit und breit besteht. Darnach wird (*g*) im Anlaut eines Wortes oder Stammes als Klapplaut gesprochen, im Inlaut und Auslaut dagegen als Reibelaut und zwar im Inlaut stimmhaft, im Auslaut stimmlos. Dabei wird, wie in der Aussprache des (*ch*), die Regel befolgt, dass nach den dunklen, hinteren Vokalen (*a*), (*o*), (*u*), (*au*) am Hintergaumen, nach den übrigen Vokalen und nach (*l*) und (*r*) am Vordergaumen artikuliert wird, also obige Beispiele unter 2): *layen lejen, zoyen zöjen, trayen träjjen, sauwen säujjen, Berje, Bälje, Könije* und unter 3) *Tach, zoch, truch, Siech, Berch, Balch, Könich* in Ueber-einstimmung mit *Bach Bäche, Loch Löcher, Buch Bücher, Strauch Sträucher, Schwalch, Pferch, Dolch, durch*. — Die andre Partei will das (*g*) nur als Klapplaut gesprochen wissen, auch in der Endung *—ig*, also *Könik, Königreich, königlich, Könige, Könge*. Sie kommt der Bühnensprache am nächsten und kennt keine Ausnahmen. Diese Aussprache hört man zwar nur im äußersten Süden, wo auch der *ich*-laut fehlt, aber sie hat offenbar die größte Einfachheit für sich und wird in folge dessen im Leseunterricht vielfach geübt. Diese Einfachheit würde freilich auch für die erste Partei da sein, wenn wir ein deutsches Alphabet hätten. — Eine dritte Partei spricht den Klapplaut im An- und Inlaut, aber den Reibelaut im Auslaut nach der obigen Regel, also *Gabe, geben, lagen, legen, Burgen, Bürger, Könige*, aber *Tach, Troch, Zuch, — Kriech, Burch, Talch, Könich, Königreich, königlich, Könje*. Diese Aussprache findet Zusage durch die Beispiele: *mögen, mochte, möchte, Macht; schlagen, Schlacht; geben, Mitgift; tragen, Tracht; pflegen, Pflicht; schreiben, Schrift; laden, Last; tangen, Tugend, tüchtig, u. a.* Es sind demnach mit der Bühnensprache vier verschiedene Richtungen. Außer diesen giebt es natürlich noch mehre andere z. B. in Westfalen stimmhaftes (*ach*) = (*γ*) im An- und Inlaut, wo der Berliner (*j*) spricht; aber diese haben nur landschaftlichen Werth und kommen für die mustergiltige Sprache nicht in Betracht.

Es könnte nun scheinen, dass bei so schwankendem Zustand von dem Vorhandensein einer Mustersprache überhaupt nicht die Rede sein dürfe. Das würde aber eine irriige Vorstellung des Begriffs „Mustersprache“ voraussetzen. Diese will durchaus nicht starr sein, dann wäre sie eine tote Sprache. In schwankenden Aussprachefällen sind wir tolerant und wenn wir uns in den Hauptfragen einigen, so ist damit schon außerordentlich viel ge-

wonnen. Immerhin ist es wichtig für uns, auch in diesen schwankenden Fällen aufs Bühnendeutsch hinweisen zu können. Unter solcher Auffassung steht zu hoffen, dass die Gegner unserer Einheitsbestrebungen nicht mehr so schwarz sehen und sich vielleicht sogar zur Mitarbeit verstehen werden.

Der einzelne vermag nicht nur durch seine deutliche und reine Sprache im Vortrag, im Verkehr auf seine Zuhörer guten Einfluss auszuüben, so dass sie zur Nachäferung angespornt werden, sondern durch das gedruckte Wort kann er auch in die Ferne wirken und einer guten Aussprache Vorschub leisten, das einschleichen einer irrigen Aussprache besonders bei fremden Namen verhindern. Dies wird erreicht durch eine lauttreue Schreibung. Möge uns Deutsche ein gütiges Geschick davor bewahren, dass wir durch starres festhalten einer bestimmten Rechtschreibung in die gleiche Lage wie die Engländer geraten! Auch die deutsche Rechtschreibung ist nichts weniger als mustergiltig. Und ist etwa die jetzige von je an so gewesen? — Wie aber der einzelne ohne besondere Mühe im guten Sinne wirken kann, will ich an einigen Beispielen zeigen.

Bekanntlich wird im Deutschen (v) vielfach für (w) und (f) gesetzt. Wird nun ein Name, dessen Aussprache wir nicht kennen, mit (v) geschrieben, so kann es gar nicht ausbleiben, dass dieser Name von vielen falsch ausgesprochen wird, und der eine nimmt es von dem andern an. So giebt es von dem Namen Virchow 16 (sechzehn!) verschiedene Aussprachen. Nun will ich aber mal von den Familiennamen absehen, obgleich auch für sie lauttreue Schreibung allein vernünftig ist; was hält uns ab, die Ortsnamen so zu schreiben wie sie gesprochen werden? So wird Hannover, Villingen, Villach, Varzin u. a. von einigen mit (w), von andern mit (f) gesprochen. Die Namen Wener- und Wetter-See, Wiborg, Wang schreiben wir der Aussprache gemäß mit (w), also sollten wir auch Woss, Wadsö, Wardö, Westerolen schreiben. Das Wort vlaemisch wird von uns fälschlich flämisch statt flamisch ausgesprochen, denn hier ist (s) nur Dehnungszeichen wie in Soest, Koesfeld, Giessen, Wien. Schreibungen wie Mueller, Krueger sind undeutsch, und so sollte man auch nicht Goethe, sondern Göthe oder doch Gæthe schreiben. — Im Mittelalter wurde fast überall (v) statt (f) gesetzt. Nur in wenigen Wörtern ist dieß (v) geblieben z. B. in Vater (engl. father), voll (neben füllen), vor (neben für), vorder (neben fördern). Im Althochdeutschen steht

überall (f). Darum fort mit dem (v)! mag es wieder Vokalzeichen werden, was es ursprünglich gewesen ist.

Eine weitere Besserung, die ebenfalls ohne alle Schwierigkeit von dem einzelnen vorgenommen werden kann, ist die Befolgung der Regel: Schreibe überall (k), wo (k) gesprochen wird. Also vor allem die deutschen Namen Karl, Kurt, Konrad, Oskar, Karfreitag; nicht minder die aus dem Slavischen stammenden Küstrin, Köslin; aber auch die Gründungen der alten Römer Köln, Koblenz aus demselben Grunde, wie wir Körper, Kalk, Punkt mit (k) schreiben, zumal Cöln nach lateinischer Ausspracheregeln Zöln gesprochen werden müsste. Wollten wir wirklich den lateinischen Ursprung bewahren, ei, wie kommen wir dann dazu, aus Colonia die Abkürzung Cöln und aus Confluens (Confluentes) Coblenz zu bilden und (ö) statt (o), (b) statt (f), (z) statt (s) oder (tes) zu setzen und mehre Buchstaben auszulassen? Viele befolgen die naive Regel: In Bruchschrift (R), in Altschrift (C); vor solchen Geistern muss man die Segel streichen! — Warum soll man die Wörter Dachs, Fuchs u. v. a. so schreiben wie sie nicht gesprochen werden? Wir schreiben der Aussprache gemäß dreißig, nicht dreizig, warum also nicht auch seks neben sechzehn, sechzig? Aber nicht bloß (chs), sondern auch (x) sollte durch (ks) ersetzt werden, einmal der Übereinstimmung wegen, dann weil (x) kein deutscher Buchstabe ist und kein einfacher Laut. Nur (z) = (ts) ist wegen seines überaus häufigen Vorkommens als Ausnahme zulässig.

Einen höchst lächerlichen Fehler gegen die Aussprache fremder Namen begehen viele unserer Landsleute dadurch, dass sie, weil sie auf der Schule keine andere fremde Sprache als die französische kennen gelernt haben, alle Fremdwörter einfränzen. So heißt ihnen die Grenzstation Chiasso in der Schweiz Schiasso statt Kiasso, das Wort Chémie lesen sie Schémie. Ja, wenn sie solche Wörter eindeutschen wollten, dann könnte man es sich eher gefallen lassen.

Das deutsche Alphabet ist zwar mangelhaft und die Darstellung des einfachen Bischlantes durch die drei Buchstaben f c h ist überaus schwerfällig; immerhin kommt die Vermittlung richtiger Aussprache dadurch doch zu ihrem Recht. Wenn wir aber in afrikanischen und asiatischen Namen die Lautverbindung (tʃ) wie die Engländer durch (ch) wiedergeben, so leidet notwendig dabei die Aussprache Schiffbruch. Gewiss wäre es ein Fortschritt, wenn wir neben (tʃ) auch die bereits in deutschen Atlanten und Zeitchriften gebrauchten einfachen Zeichen (s) oder (ʃ) in größerem Umfange verwendeten. Der

russische Maler Wereschtschagin schriebe sich dann Weroštšagin, der ungarische Staatsmann Andrassy Andraššy, die italienische Stadt Brescia Brešša, Kiautschou Kiautšou, Chefoo, Tsifu.

In den Wörterbüchern, Inhaltsverzeichnissen, Registern, Kursbüchern usw. wird durch Nichtbeachtung der Aussprache dem Sucher sehr viel vergebliche Mühe und Zeitverlust bereitet. Soll man ein Wort, das mit (k) gesprochen wird, bei (C) oder bei (K) suchen? Welchen Platz haben (ä) (ö) (ü)? der eine behandelt sie so als wenn (ae), (oe), (ue) stände, der andre so als wenn die beiden Punkte über dem Buchstaben gar nicht da wären. Beides ist unvernünftig, denn (ä), (ö), (ü) sind grade so gut einfache Vokale als alle andern. Ihr Platz ist angemessen zwischen (a) und (b), (o) und (p), (u) und (v) oder wie im Norwegischen am Schluss des Alphabets hinter (z). Selbstverständlich sind auch die Großbuchstaben (Ä), (Ö), (Ü) einzuführen. Wie man (J) von (I) getrennt hat, sollte man auch das weiche (S) vom harten (S) trennen und die Verbindung (Sch) = š als ein Ganzes auffassen. Der große Haufen (S) muss in drei Teile zerfallen werden mit der Reihenfolge (S), (S), (š) = (Sch). Beispiele: Sohn — Sklave — Schatz, špiel, štand. Bruchschrift und Altschrift seien^a gleich, also S s, Š š — ſ ſ, S s, Š š oder /.

So rufe ich denn alle, die mit mir gleichen Sinnes sind, auf, den deutschen Standpunkt gegenüber den anderen Nationen zu wahren, für die Verbreitung mustergiltiger Aussprache zu wirken und diese durch vernünftige Schreibung zu stützen. Wer Vereinsbestrebungen dieser Richtung kennen lernen und durch Beiträge unterstützen will, den verweise ich auf die Monatschriften Reform, Norden, Soltaus Verlag und Maître phonétique, Bourg-la-Reine (Seine). Probenummern sind stets zu haben.

Joh. Phil. Freiherr von Wessenberg.

Von

Wilhelm Lang.

Johann Freiherr von Wessenberg. Ein österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Von Alfred Ritter von Arneht. 2 Bde. Wien, W. Braumüller.

Von den beiden Brüdern Wessenberg ist der jüngere, Ignaz Heinrich, der bekanntere. Der Generalvikar der Diözese Konstanz gehört durch seine kirchenreformatorischen Bestrebungen der Geschichte an, und seine milde Persönlichkeit, sein segensreiches Wirken sind heute am Bodensee noch unvergessen. Eine zureichende Biographie ist ihm noch nicht geworden; dagegen ist jetzt ein Lebensbild seines älteren Bruders, Johann Philipp, des österreichischen Staatsmanns, erschienen und zwar aus der Feder Alfred von Arnehts. Es ist die letzte von zahlreichen Arbeiten des vielverdienten Wiener Archivdirektors, der am 30. Juli vorigen Jahres gestorben ist; ein nachgelassenes Werk, das noch dazu fast wie ein Vermächtniß anmuthet. Schon aus dem Vorwort spricht eine lebhaftige Sympathie, eine besondere Wärme für den Helden, und es werden dadurch Erwartungen erregt, die sich beim Lesen des Buches selbst nicht vollständig erfüllen. Tadellos stellt sich der persönliche Charakter Wessenbergs dar. Aber so sehr man seine Hingabe und unermüdlige Arbeitskraft, seine edle Denkart und vielseitige Bildung hochachten muß, so gewinnt man doch nicht den Eindruck, daß dieser Mann, der zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht wurde, durch außerordentliche Talente sich ausgezeichnet, daß er den Scharfblick oder die Gewandtheit besessen habe, die man sich von einem geborenen Diplomaten unzertrennlich denkt, oder die männliche Ueberzeugungstreue, die auch bei mäßigen Erfolgen Anerkennung abnöthigt. Bedenkt

man, daß er von unscheinbarer Gestalt war, einen gebrechlichen und von Jugend auf kränklichen Körper besaß, so steigt andererseits wieder die Achtung vor einer Treue, die, wenn es Dienste für den Staat galt, auch den beschwerlichsten und undankbarsten, ja gefährlichen Situationen sich zu unterziehen jeder Zeit bereit war. Er gehört zu den Männern, die in der politischen Welt viel gearbeitet, viel Einfluß gehabt haben und doch fast vergessen sind; deren Wert in den Akten der Diplomatie vergraben ist und deren Persönlichkeit doch eine genauere Kenntniß und Würdigung verdient.

Die Grundlage der Biographie bildet der schriftliche Nachlaß Wessenbergs im österreichischen Staatsarchiv, eine sehr reichhaltige Quelle, denn Wessenberg gehörte zu den Schreibseligsten Naturen. Unermüdtlich war er im Niederschreiben von Denkschriften und Gutachten, von kritischen Versuchen, von Tagebüchern und autobiographischen Fragmenten; von den letzteren hat er nur Weniges drucken lassen und an Freunde vertheilt. Dazu kam eine stark betriebene Privatkorrespondenz, die zum Theil auch von Arneht benutzt wurde. So seine Briefe an den Erzherzog Johann, mit dem Wessenberg in einem Vertrauensverhältniß stand, das vom Feldzug des Jahres 1800 datirte und durch die ganze Lebenszeit des Erzherzogs in unverminderter Herzlichkeit sich erhielt. Auch im Jahre 1848 während der Reichsverweserei war Wessenberg der nächste Vertrauensmann des Erzherzogs. Veröffentlicht sind von Wessenbergs Briefen die an den Legationsrath Isfordink (2 Bände, Leipzig 1877), die jedoch nur das letzte Jahrzehnt (1849—1858) begreifen. Ein sehr reger Briefwechsel wurde auch zwischen den Brüdern geführt. Er scheint nur fragmentarisch erhalten zu sein. Ein Theil desselben, nämlich 140 Briefe Johann Philipps, befindet sich im Besiße der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Arneht hat sie nicht benutzt. Im Nachfolgenden werden gelegentlich ergänzende Mittheilungen daraus gemacht werden.

Mit seinem 21. Lebensjahre, 1794, trat Wessenberg in österreichische Dienste, und dem Kaiserstaat blieb er durch sein ganzes Leben treu. Die Familie, ursprünglich schweizerischer Herkunft, war im Breisgau begütert, das damals noch österreichisch war; später hat Johann Philipp auch Grundbesiße in Böhmen erworben. In den Kriegen um die Wende des Jahrhunderts war er eine Art Zivilkommissär bei der Armee, dann trat er in die diplomatische Laufbahn. Mehrmals hat er Posten im Ausland bekleidet; wichtiger waren die besonderen Sendungen und Aufträge, zu denen er ver-

wendet wurde. Man hat ihm die schwierigsten anvertraut. So im Jahre 1809 die Sendung nach Berlin, wo er Preußens Hilfe für den Waffengang Oesterreichs gegen Napoleon gewinnen sollte. In Berlin war er schon im Jahre 1801 Legationssekretär unter Graf Stadion gewesen, und dieser sprach sich damals nicht durchweg lobend über seinen Gehilfen aus. Neben seinen Fähigkeiten, seiner Pflichttreue und Pünktlichkeit in den Geschäften, meinte Stadion, fehle es Wessenberg an Geschmeidigkeit, Gewandtheit, Leichtigkeit der Konversation, wie sie zur Gewinnung ausgebreiteter Verbindungen unerlässlich seien. Dennoch war es Stadion, der ihn für den Berliner Posten bestimmte, wo er das preussische Kabinet, den König selbst zur Mitwirkung am Kriege bewegen sollte. Bekanntlich war die Mission ohne Erfolg und sie wäre wohl auch einem anderen Unterhändler nicht besser geglückt. An persönlichen und schriftlichen Bemühungen hatte er es nicht fehlen lassen. Aber so günstig die Eindrücke waren, die er in Berlin empfangen hatte, so sah er sich schon dadurch, daß der König sich sein Erscheinen in Königsberg verbat, tief in seinen Hoffnungen herabgestimmt. Schon am 2. April schrieb er nach Wien, man dürfe auf die Mitwirkung Preußens nicht mehr zählen. Immerhin war die letzte Entscheidung noch vom Waffenglück Oesterreichs abhängig und nach der Erhebung Tirols, die in Norddeutschland einen ungeheuren Enthusiasmus hervorrief, glaubte Wessenberg schon in nächster Zeit eine allgemeine Volkserhebung voraussehen zu dürfen. Dann aber kamen die rasch sich folgenden Berichte von den Siegen Napoleons und auch nach dem Siege des Erzherzogs Karl bei Aspern rückten die Verhandlungen nicht vorwärts. Sehr unbequem war es den österreichischen Staatsmännern, als der Minister Graf Golz Aufklärung darüber wünschte, welche Gedanken Oesterreich über die zukünftige Gestaltung Deutschlands hege. Nach dem Verlust der Schlacht bei Wagram trat Oesterreich in Verhandlungen mit Napoleon, die zu einem völligen Systemwechsel führten. Daran änderte auch die Sendung Knesebecks nichts mehr, der für den Fall des Wiederausbruchs des Krieges die Mitwirkung Preußens in Aussicht stellte. Wessenberg sprach auch jetzt Zweifel an der Festigkeit des Entschlusses des Königs aus, wie denn die Sendung Knesebecks nach seiner Meinung bloß den Zweck hatte, die Friedensunterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich zu stören, von deren Ausgang ungünstige Folgen für Preußen befürchtet wurden. Zu diesen Verhandlungen, die zum Wiener Frieden führten (14. Oktober) sandte Wessenberg zwei.

Denkschriften ein (mit schriftstellerischen Leistungen dieser Art, auch freiwilligen, unverlangten, war er stets bei der Hand), die von einer tapferen Gesinnung eingegeben und voll edler Grundsätze waren, — schöne Worte, aus denen der neue Minister Metternich für den Friedensschluß geringen Nutzen ziehen konnte. Die Mittheilung des Friedensschlusses an Wessenberg begleitete Metternich mit Klagen über Rußlands drohende und Preußens schwächliche Haltung, als zwei der Hauptursachen des über Oesterreich hereingebrochenen Unglücks; sollte jemals die Reihe eines erneuerten Kampfes gegen Frankreich an sie kommen, so würden beide Mächte die passive Rolle, zu der Oesterreich in Folge seiner Entkräftung nunmehr verurtheilt sei, in einer für sie gewiß empfindlichen Weise verspüren. Nach dem Friedensschluß bat Wessenberg selbst um seine Abberufung aus Berlin, da er durch seine Verbindungen mit den Häuptern der Kriegspartei in Preußen jetzt in eine peinliche Lage gerathen sei. Hatte er doch im Juli, als bereits die Schlacht von Wagram geschlagen war, noch einen abenteuerlichen Plan Blüchers nach Wien übermittelt. Selbst von dem ungerechten Verdacht, ein Mitwisser der Schillschen Unternehmung zu sein, war der österreichische Gesandte nicht verschont geblieben.

Wenig ist über Wessenbergs Sendung nach London im Frühjahr 1813 zu sagen, obwohl er über ein Jahr in der englischen Hauptstadt verweilte. Der Zweck seiner Sendung war, England für den allgemeinen Friedensplan zu gewinnen, dessen Verwirklichung der österreichische Hof nach dem Ausgang des russischen Feldzuges anstrebte. Die Stimmung in England war diesem Plane wenig günstig, Alles war vielmehr für den Krieg, und der Gesandte gerieth dadurch in eine um so üblere Lage, als ihn die eigene Regierung Monate lang ohne Weisungen, ja ohne irgend welche Mittheilungen ließ. Verstimmt gegen die englische und gegen die eigene Regierung sah er die Nutzlosigkeit seines Bleibens und wünschte seine Abberufung. Erst zu Ende August erhielt er wieder Nachricht, nachdem Oesterreich sich dem Bündniß gegen Napoleon angeschlossen hatte. Die wirklichen Verhandlungen mit England wurden dann durch Lord Cathcart und den nach Wien geschickten jungen Grafen Aberdeen geführt. Wessenberg war bei dieser Mission von seinem Hofe in jeder Beziehung schlecht behandelt worden. Endlich, im März 1814 durfte er London verlassen. Er ging über Holland nach Frankreich, um hier das österreichische Hauptquartier zu gewinnen, fiel aber bei Saint-Thibaut einem französischen Volkshaufen in die Hände und wurde, als er

auf sein Verlangen nach dem Hauptquartier Napoleons gebracht wurde, unterwegs von einem französischen General vollends gründlich ausgeplündert. Napoleon befand sich in Saint-Dizier und hatte mit dem österreichischen Diplomaten, der zu seinem großen Vergnügen in kläglichem Aufzug vor ihm erschien, ein langes Gespräch, das bewies, daß auch in seiner verzweifelten Lage der Kaiser noch die seltsamsten Illusionen hegte. Es war unmittelbar vor der Kapitulation von Paris und die Nachricht von dieser wurde dem Kaiser durch einen Kurier überbracht, noch ehe er Bessenberg verabschiedete und zu den österreichischen Vorposten entließ.

Den Höhepunkt von Bessenbergs staatsmännischer Thätigkeit bildet der Wiener Kongreß, an dem er als der zweite österreichische Bevollmächtigte Theil nahm. Zwei Gründe, sagt Arneth, mochten Metternich zu dieser Wahl bestimmen: einerseits wußte er, daß er an Bessenberg einen kenntnißreichen und rastlosen Mitarbeiter besitzen werde, der sich willig das so anstrengende und ermüdende Detail der Geschäfte würde aufladen lassen. Und andererseits hatte er wohl von Niemand weniger als von Bessenberg einen Eingriff in seinen eigenen Wirkungskreis und einen Versuch zu besorgen, den Glanz der Rolle, die er während des Kongresses zu spielen sich berufen fühlte, auch nur im Entferntesten zu trüben. Der Biograph deutet an, daß Graf Philipp Stadion größeren Anspruch auf diese Stelle gehabt hätte, als Bessenberg. Aber Stadion war verstimmt; neben dem jüngeren Metternich wollte er nicht die zweite Rolle spielen.

Bessenberg lag die Ausfertigung aller schriftlichen Arbeiten für seinen Minister ob. In besonderen Denkschriften beleuchtete er vom österreichischen Standpunkt aus das russische Begehren nach dem Großherzogthum Warschau und die Einforderung Sachsens durch Preußen, wie die schweizerischen Dinge zu ordnen und die Grenze der Lombardei gegen Sardinien abzustecken sei. Er saß in mehreren Ausschüssen und ganz besonders gehörte seine Thätigkeit dem deutschen Ausschusse an. An der Fassung der Bundesakte hatte er den größten Antheil, und daß die meisten ihrer Artikel seiner Redaktion entstammten, darauf war er noch in späteren Jahren stolz. So behielt er denn zeitlebens eine verzeihliche Pietät für diese Verfassung, deren föderativer Charakter, wie er überzeugt war, allein den thatsächlich bestehenden Verhältnissen entsprach, allein praktisch war und „Alles enthielt, was Deutschland Noth that“. Er pflegte dies allen späteren Reformplänen entgegenzuhalten,

dem preußisch-deutschen Bundesstaat wie dem Gesamteintritt der österreichischen Monarchie in den Bund, und nur das blieb ihm höchst merkwürdig, daß die Verfassung, die er so weise eingerichtet hatte, so schlecht funktionirte und der Bundestag es niemals zu einer Thätigkeit bringen konnte.

Bei der Erzählung der Lebensgeschichte eines österreichischen Staatsmannes, der durch Jahrzehnte hindurch bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten mitthätig war, lag es für den Geschichtsschreiber nahe, seine Arbeit zu einer Darstellung der österreichischen Politik überhaupt und zu ihrer Begründung und Rechtfertigung zu erweitern. In der That ist dies mit Arneths Buch der Fall, und ganz besonders tritt es bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses hervor. Der ganze Gang der Verhandlungen wird hier vom österreichischen Gesichtspunkt aus verfolgt und aus den Wiener Archiven auch manche neue Einzelheiten mitgetheilt. Daß diese Mittheilungen aber hinreichen, das Urtheil über jene oft beleuchteten Vorgänge wesentlich zu beeinflussen oder wo es feststeht zu ändern, wird sich nicht behaupten lassen, und über den trotz aller Umwidlung ziemlich gereizten Protest, der gegen die Darstellung Treitschkes erhoben wird, läßt sich um so eher hinweggehen, als der österreichische Geschichtsschreiber selbst zu dem Zugeständniß genöthigt ist, daß mit den reindeutschen Interessen dasjenige Preußens zusammenfiel (I, 244) und daß Oesterreich als bunter Nationalitätenstaat nur eine losere Verfassung des deutschen Bundes zulassen konnte, während Preußen im eigenen Interesse einen engeren Aneinanderschluß der deutschen Staaten begünstigen mußte (I, 277).

Es war gewissermaßen die Fortsetzung seiner Funktion am Wiener Kongreß, daß Wessenberg auch in der Territorialkommission und in der Militärkommission, die in Frankfurt a. M. gebildet wurden, Oesterreich zu vertreten hatte. Diese Geschäfte hielten ihn dort bis ins Jahr 1820 fest. Dann aber trat eine Pause in seinen Dienstleistungen ein. Für den Augenblick entsprach dies seinen Wünschen. Er fühlte sich erschöpft, er wollte sich seinen Vermögensverhältnissen, seinen Studien widmen. Von einem Abrücken von Metternichs Politik, der er bisher gedient, noch keine Spur. Im Gegentheil. Zu den Karlsbader Beschlüssen sendet er noch aus Frankfurt dem Staatskanzler wiederholte und angelegentliche Glückwünsche; ja, er bedauert, daß die Maßregeln gegen die Zügellosigkeit der Presse und die Indisziplin der Universitäten, die schon nach kurzer Zeit so wohlthätig wirken, nicht einige Jahre früher getroffen wurden.

Wie soll man sich nun aber erklären, daß zwei Denkschriften von seiner Hand vorliegen, die wohl nicht viel später verfaßt sind und die ganz anders lauten? Denkschriften, in denen sowohl die Stichtichtigkeit der Beweggründe, die die beiden Großmächte vorschützten, in Zweifel gezogen, als auch die Maßregeln selbst getadelt werden. Sprach er in jenen Schreiben an Metternich, wie es der Staatskanzler gerne hörte, wegwerfend vom Geschrei der Demagogen und der Kanaille, so wird es in den letzteren vielmehr für wichtig erklärt, das Vertrauen und die Liebe der Völker zu gewinnen, die Verordnungen werden für willkürlich, gesetzwidrig erklärt, es wird sogar für Preßfreiheit eine Lanze eingelegt; das letztere freilich nicht ohne Einschränkungen, und auch die allgemeine Einführung des Repräsentativsystems hält der Verfasser für Deutschland nicht passend. Denkschriften dieser Art pflegte Bessenberg, der seine Feder niemals rasten ließ, für sich selber abzufassen und sicher hat er diese niemals nach Wien gelangen lassen. Immerhin mag es durchgesiebert sein, daß er über die Karlsbader Maßregeln leberische Meinungen hegte. Als eine allem Extremen abholde, stets zu einem friedlichen Ausgleich geneigte, maßvolle Natur hatte er sich auch in seiner diplomatischen Laufbahn erwiesen. Eine gewisse Entfremdung von der Wiener Staatskanzlei scheint schon jetzt eingetreten zu sein. Er zählte nicht mehr zu den Verlässlichen. Metternich hatte taube Ohren, wenn Bessenberg, der seine Nichtverwendung auf die Dauer schwer ertrug, wegen seiner Wiederanstellung anklopfte.

Erst nach der Julirevolution kam Metternich auf den alten Mitarbeiter und erfahrenen Diplomaten zurück. Er bestimmte ihn zum Gesandten im Haag und in der Folge zum österreichischen Vertreter bei den Londoner Konferenzen, in denen die schwierige belgische Frage ins Reine gebracht werden sollte. Bekanntlich haben sich diese Konferenzen Jahre lang hingezogen und sie sind für den Vertreter Oesterreichs eine recht dornenvolle Aufgabe gewesen. Denn die Einigkeit unter den Großmächten und damit den europäischen Frieden zu erhalten, war nur möglich, indem der Schwerpunkt immer mehr zu Gunsten der Westmächte sich verschob. Der Bevollmächtigte Oesterreichs sah sich von einem Zugeständniß zum anderen gedrängt und er selbst war es, der sich im Juni 1831 der Mission nach dem Haag unterzog, um den starrsinnigen König Wilhelm zur Annahme der von der Konferenz gefaßten Beschlüsse zu bewegen. Bessenberg hatte diese Sendung, die noch dazu vergeblich war, ohne Wissen und Ermächtigung seines Hofes unter-

nommen; er erfuhr dafür einen ausdrücklichen Tadel, wie denn Metternich überhaupt seine Unzufriedenheit mit dem Gang der Konferenzen nicht verhehlte. Schon die körperliche Leistungsfähigkeit Bessenbergs wurde durch die aufreibende Thätigkeit für die Konferenz auf eine harte Probe gestellt. In den Briefen an seinen Bruder klagt er beständig über das Klima der britischen Hauptstadt, über die Zerrüttung seiner Gesundheit. Einmal schreibt er (London, 31. Januar 1832): „Versammlung im Auswärtigen Amte von 11 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens. Es giebt keine Gesundheit, welche einem solchen Frohdienste widerstände. Nur das Skelett Talleyrand, in ein Duzend Westen gehüllt, verspürt nicht davon“. Zu dem Martyrium für seine Gesundheit kam nun die peinliche Empfindung, daß seine Thätigkeit nicht den Beifall des Kaisers und seines ersten Ministers gefunden. Er war sich bewußt, „zur Bewahrung des Friedens, vor dessen befürchteter Störung ganz Europa erzitterte, sowie der konservativen Prinzipien beigetragen zu haben.“ In Wien aber warf man ihm seine Nachgiebigkeit gegen die Revolution, seine Sympathien für das liberale Ministerium Grey vor. Metternich spottete auch über seine Gutmüthigkeit und Allerweltsgeschäftigkeit. „So hat er sich zum Redakteur, zum Rechenmeister, ja zum Lastträger der Herren Talleyrand und Palmerston gemacht. Was ihm aber unter seiner ungeheuren Geschäftsthätigkeit abhanden kam, das ist die Wahrung des Standpunktes seiner Regierung.“ Daß er gleichwohl so lange auf seinem Posten belassen wurde, verdankte er eben seinem nie ermattenden Fleiß und seinen Kenntnissen. Er selbst war längst einer Erholung bedürftig. Auf seinen dringenden Wunsch erhielt er im Frühjahr 1834 einen Urlaub, den aber Metternich in eine definitive Abberufung verwandelte. Im Jahre 1835 wurde er in bleibenden Ruhestand versetzt und seit seinem Zwiespalt mit Metternich gerieth er allmählich, sofern er nicht vergessen wurde, in den Ruf eines unabhängigen Charakters, eines Liberalen.

Daß dieser Liberalismus aber sehr weit entfernt war von dem, was man damals in den süddeutschen Kammern unter Liberalismus verstand, geht aus den Briefen hervor, die er von London aus an seinen Bruder schrieb, der damals als Vertreter des ritterschaftlichen Adels in der Ersten badischen Kammer saß. Diese Briefe sind voll von absprechenden Urtheilen über die damaligen Wortführer des deutschen Liberalismus und ihre Forderungen. So schreibt er am 8. März 1831: „In Deutschland spukt's gewaltig

in einigen Köpfen. Bleibt aber Friede, wie sicher zu hoffen ist, so wird ihre Dhmacht sich bald zeigen. Die Vernünftigen müssen nur Vernünftiges wollen und vernünftig ist nur Dasjenige, was ohne Störung des häuslichen Friedens ausgeführt werden kann. Der Weg zum Guten ist ein langsamer. Jede Uebereilung straft sich bald selbst. Dieses sollten unsere teutschen Gelehrten wohl beherzigen und sich nicht einbilden, sie seien zum Regieren und Reformiren berufen. Die schlechteste aller Regierungen würde wohl eine Professorenregierung sein. Ich mag daher mit allen diesen Herren nichts zu thun haben und rathe Dir ein gleiches. Man kann sie nicht bessern und kann nur Schaden von ihnen ziehen. Dabei sind die meisten deutschen literati so ungeschliffen und burleskos, daß man sich ihrer im Ausland schämen muß. August Wilhelm Schlegel ist jetzt hier. Diesen hat Frau von Staël ein bißchen zum Weltmann erzogen. Er ist sehr amüsam, ist leider ein ganzer Orientalist geworden.“ — 5. April: „Ich sehe, daß die Sachen im Badischen nicht so schlecht stehen, und hoffe, daß einige Uebertriebene, exagerés, wie Welker, Rotted und C. durch ihre Theorien solche nicht verderben werden. Vor Allem predige den Leuten Mäßigung und warne sie vor Uebereilung. In einem kleinen Lande ist Ruhe noch nöthiger, als in einem großen. . . . Aufhebung der Zehnden ist ein Gegenstand, der längere Verathung und Vorbereitung erheischt. Ein bisher gesetzmäßig beständenes Einkommen kann unmöglich ohne Entschädigung aufgehoben werden. Erfordert das Staatsinteresse die Aufhebung der Zehnden, so muß er auch auf die Entschädigung bedacht sein. In England ist dieser Gegenstand auch mehr als einmal zur Sprache gekommen, aber immer der Schwierigkeit einer Ausgleichung wegen wieder vertagt worden. Es wird wahrscheinlich bald wieder die Rede davon sein, ob schon nicht dieses Jahr. Geschieht dieses, so wird zuerst über die Frage abgestimmt, ob der Gegenstand zur Diskussion soll zugelassen werden oder nicht. Wird er zugelassen, so werden Komiteen ernannt, um den Gegenstand zu untersuchen und die Arbeit der Komiteen, welche Zeit erfordern wird, wird dann erst wieder in den Kammern diskutiert. Was die hiesigen Kammern auszeichnet, ist die Ruhe, mit welcher auch die wichtigsten Gegenstände verhandelt werden. Wie sich ein Redner ereifert, wird er zur Ruhe verwiesen; daher die Leidenschaften nie das Spiel wie in Frankreich haben. Auch werden keine geschriebenen Reden geduldet. Die Leute hier sind viel gründlicher, als auf dem Kontinent. Ich glaube, das

klügste wird sein, die Zehndgeschichte zu vertagen. Das gegenwärtige Jahr ist nicht günstig für derlei Untersuchungen. Dieser Gegenstand ist einerseits zu wichtig, andererseits noch zu wenig beleuchtet, er ist übrigens mit der bürgerlichen Gesetzgebung zu innig verflochten, als daß man schon jetzt solchen in förmliche Berathung nehmen könnte. So würde ich meinerseits stimmen.“ — 13. April: Hier ist man für den Augenblick ausschließlich mit der Reform beschäftigt. Im Ausland hat man von dieser Reform einen etwas dunklen Begriff. Sie ist eigentlich nichts als eine Ausdehnung des Wahlrechts für die Mitglieder im Unterhause. Die vorgeschlagene Ausdehnung scheint mir allerdings zu groß, wodurch die Wahlen leicht zu demokratisch werden könnten. Allein, ohne irgend eine Erweiterung des Wahlsystems kommt die Aristokratie dormalen nicht mehr durch. Ich hoffe immer, daß diese Geschichte friedlich ausgehen wird, obgleich die Leidenschaften sehr dabei im Spiele sind. Uebrigens ist die Aristokratie in diesem Lande noch immer fester als irgendwo begründet.“ — 30. Juli: „Hier hat man keine große Idee von den badischen Ständen. Ich bitte Dich sehr, diesen Leuten Mäßigung zu predigen. Sie haben nur Theorien im Kopfe und suchen mächtig zu werden, innerlich unbekümmert um das Wohl des Staates. Sie werden Dir schmeicheln, um Dich zu paralyfieren. Die erste Pflicht ist heute, Mäßigung und Gerechtigkeit zu predigen, sonst wird die Unordnung schrecklich werden. Wo keine Gewalt ist, muß Revolution entstehen — témoin la France, wo ja Alles erbärmlich geht. Wegen der Zehndablösungen sollen sie abwarten, was in England geschehen wird. Welche Zukunft für unser armes Deutschland, wenn es von lauter Burschen regiert wird! Und unsere literarischen Politiker sind nichts anderes; echte Wissenschaft leidet sehr dabei.“

28. Oktober. „Es ist lächerlich, sich über die Nothwendigkeit einer unbedingten Pressfreiheit zu zanken, wenn man noch kein gutes Gesetzbuch hat, wenn es überhaupt noch so sehr am Wesentlichen gebricht. Bis jetzt haben sich die Stände mehr hemmend als fördernd gezeigt. Die Herren Professoren möchten gar zu gerne das Land dem deutschen Bund entfremden, um desto leichter nach Belieben schalten und walten zu können. Glaube mir, der Bund, so schwach, so mangelhaft er sein mag, ist ein wahres Bedürfniß für unsere kleinen Staaten, das einzige Präservationsmittel gegen Zerstückelung und Eroberung. Für diesen Vortheil ist es billig, sich etwas gefallen zu lassen und sich in gewisse Formen zu schmiegen.“

Man gefällt sich in der Freiheit gegen die größeren Mächte zu schimpfen, und ich frage, was wäre aus der Welt geworden, hätten die fünf Mächte ist nicht im Einverständniß den allgemeinen Krieg, die allgemeine Verheerung verhindert? Ich habe nunmehr bald vierzig Jahre den Gang der menschlichen Geister und jenen der Regierungen in manchem Lande zu verschiedenen Epochen beobachtet und mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß nur dort das öffentliche Wohl gedeiht, wo die Gewalt gehörig konstituiert ist. Diese Gewalt muß irgendwo existiren und zwar von oben herab wirken, sonst ist Revolution. In England existirt sie in hohem Grade im Ministerio und findet eine große Stütze in der in beiden Kammern verbreiteten Aristokratie. Es wird nicht ewig an der Regierung gekrittelt, ihre Befehle sind schnell vollzogen, ihr Budget wird nicht jedes Jahr geändert. Sie hat in letzter Zeit nur einen Feind gehabt und hat ihn noch, in der unbedingten Pressfreiheit. Die Nachtheile dieser werden hier besser gewürdigt als in den Kammern in Karlsruhe, wo alle praktischen Kenntnisse fehlen, und man ist ernstlich bedacht, dem Gift, welches die Czunt, die Gobetts, die O'Connells verbreiten, entgegen zu arbeiten. Alle vernünftigen Whigs verlangen nur eine gemäßigte Pressfreiheit, eine solche, die weder Religion noch die Grundsätze der Staatsverfassung in Zweifel setzt und dadurch in Gefahr bringt."

1. November. „Welters abenteuerliche Motionen haben hier nicht geringe Sensation gemacht. Er möchte gar zu gerne den Reformator spielen. In dieser Absicht ist er jedoch nicht in badische Dienste aufgenommen worden. Vor solchen Ultras muß man sich hüten. Er rühmt sich Deines Beistandes. Dieses ist mir leid. Mäßigung und Beachtung dessen, was existirt, sind unerläßliche Bedingungen für Jenen, der glaubt, Verbesserungen befördern zu müssen. Diese Herren sollen sich ja nicht die Klügsten glauben. Unsere Bauern verlangen mögliche Erleichterung, mögliche Freiheit des Verkehrs und kümmern sich wenig um Pressfreiheit. Sie sind billiger wie Herr Welter und knüpfen nicht an solche Bedingungen ihre Steuerpflichtigkeit. Die Herren Professoren sollten die Wissenschaften befördern, nützliche Kenntnisse zur Verbesserung des Wohlstandes verbreiten, dieses ist ihr Beruf, sie sollen der Jugend lehren, was ein guter Bürger ist, aber nicht mit Politisiren ihre Stunden vergeuden. Sie sollen an den Professoren in England ein Beispiel nehmen. Nicht Professoren sind Deputirte der englischen Universitäten, sondern angesehene Männer extra gremium."

Diese abfälligen Urtheile, die fast in allen Briefen wiederkehren, haben ersichtlich noch einen praktischen Zweck. Sie enthalten eine Kritik des Verhaltens des Bruders, der der liberalen Sache weit näher stand, ja sich in der Ersten Kammer in Karlsruhe zum Wortführer der Liberalen gemacht hatte und für Pressfreiheit, Zehentablösung u. s. w. eingetreten war. Seit 1833 nahm er nicht mehr an den Verhandlungen Theil, aber nur, wie es scheint, deshalb, weil er in Widerspruch mit seinen adeligen, konservativen Auftraggebern gerathen war. Dem älteren Bruder war es aber überhaupt fatal, daß der jüngere so stark in die Oeffentlichkeit getreten war, daß von ihm gesprochen wurde. Er selbst fühlte sich gewissermaßen mit kompromittirt. Der langjährige Gehilfe Metternichs scheute jede Berührung mit der Oeffentlichkeit und die Politik betrachtete er als ein Geschäft, das nur von Männern der Junft betrieben werden könne und dürfe. Es mögen hier noch einige briefliche Aeußerungen aus dem Jahre 1833 folgen: London, 23. Januar. „Ich höre von einer baldigen Wiedereinberufung der badischen Stände, ich hoffe, daß Du durch nichts Dich wirst bewegen lassen, dabei zu erscheinen. Deine Gesundheit ist Beweggrund genug. Die Elemente der Kammern scheinen mir noch nicht die besten. Wenig Mäßigung, viele Uebertreibung, Anmaßung, Irritation, Unpraktisches. Da ist gut, weit davon zu sein. Durch die Uebertreibungen wird Alles verdorben. Ehrfüchtige Menschen wie Rotted u. dergl. werden nie Gutes stiften. Sie kennen die Welt nur aus Broschüren und Pamphlets. Sie haben nichts selbst gesehen, selbst untersucht . . . Auf die Verhandlungen in Stuttgart bin ich begierig. Wangenheim wird suchen, eine Rolle zu spielen. Wenn er nur nicht einen so konfiderablen Durst hätte. Schade um sein Talent.“ — 11. Februar. „Was Du von Rotted sagst, ist ganz richtig. Der Mann hat nichts Praktisches, wie die meisten seiner Herren Kollegen. Die Savans de métier haben fast überall dummes Zeug gemacht, weil sie die Welt nicht in der Welt, sondern nur in der Studierstube beobachtet haben. Ich rathe Dir sehr, von Karlsruhe weg zu bleiben. Deine Gesundheit ist ein gegründeter Vorwand, welcher dich gegen allen Verdacht von Feigheit schützen wird. Es kann Dich dort nur Aerger erwarten. Niemand hat Dir für Deinen Eifer gedankt. Wenn man nicht nützen kann, so ist es immer am klügsten, auf der Reserve zu sein und sich nicht auszusprechen. Das Ausprechen ist gefährlich und verdirbt oft Manches für die Zukunft. Man ist auch auf Deine Aeußerungen allerseits aufmerksam im In- und Aus-

lande, und diese Aufmerksamkeit hat mehr oder minder Beziehung auf jene, die Deinen Namen tragen. Du wirst mich verstehen und auch in dieser Beziehung muß ich wünschen, Dich in Deiner Unabhängigkeit verbleiben zu sehen. Der Zustand der Dinge ist so, daß man jetzt überall den Regierungen Kraft und Muth wünschen muß. Es ist so viele Irritazion in der Welt, daß die erste Pflicht aller Gutdenkenden sein muß, Mäßigung zu predigen und in jeder Gelegenheit zu üben. Daher auch von den Regierungen nicht mehr verlangen, als sie leisten können. Kommt Zeit, kommt Rath — *qui veut trop, en tient rien*. So ist es mit der Pressefreiheit gegangen. Ich empfehle de Pradts neue Flugschrift: *sur la presse et le journalisme*, offenbar das Beste, was gegen Presselizenz erschienen ist.“ — 26. Februar. „Daß Du dem Landtage entsagst, ist mir eine große Beruhigung. Es wird dort nicht viel zu machen sein. Es giebt Zeiten, wo man sich ganz neutralisiren muß. Du wirst in der Zusammenstellung Deiner Reiseberichte über Italien eine größere Befriedigung finden als unter den Junkern jenseits des Schwarzwaldes. Wie ich hier loskomme, so werde ich ein Gleiches thun. Ueber Politik würde ich an Deiner Stelle wenig sagen. Es ist jetzt Alles zu sehr in Aufregung und es ist dermalen eine ganz besondere Klugheit nöthig, um nicht anzustoßen. Allein, Italien liefert ja einen weit schöneren und reichhaltigeren Stoff als die Politik.“

28. November. „Heute Nacht habe ich mein sechszigstes Jahr überschritten, letzten September das vierzigste Dienstjahr — es wäre Zeit, an Ruhe zu denken. Ich sehne mich auch so sehr nach dem *otium*, welches Virgil und Horaz so sehr priesen. Ich bin des seit fünf und vierzig Jahren sich immer erneuernden Schauspiels der Menschen-Tollheiten satt. Allein wo ist mein Lehnstuhl, in dem ich diese Tollheiten verträumen könnte! Glaube mir, Du hast den besseren Theil erwählt — *musis et amicis*. . . Mittermaiers Abschiedsrede an die badischen Stände ist voll Anmaßung und Affektazion. Ein solcher Präsident einer Kammer würde hier ausgepiffen werden. Der hiesige ist ein etwas größerer Herr, er macht wenig Redensarten, aber seinen Worten wird gehorcht. Der sehr gelehrte, aber noch mehr eingebildec Herr Professor Mittermaier hätte sich an jener Rede spiegeln sollen, welche hier im August bei Auflösung des Parlaments vom Speaker oder Präsidenten des Unterhauses gehalten wurde. Sie war voll Anstand, Würde, prunklos, aber passend. Der Mann sprach keine Silbe von sich, ein deutscher

Gelehrter muß aber immer ein Breites von seinen Gefühlen erzählen und das werthe Ich herausstreichen. Hier darf, wie Du wissen wirst, Niemand eine voraus komponirte Rede halten. Jede wird improvisirt. Der Eitelkeit sind dadurch gehörige Schranken gesetzt. Es wird weniger Zeit auf Worte verwendet und man denkt mehr an die Sache.“

Aus späterer Zeit (ohne Datum) ist folgender Brief: „Senft ist in Turin eingezogen. Diese Familie wird sich, fürchte ich, ein besonderes Geschäft daraus machen, viele geschiedte Leute zu denunziren, ich traue ihnen gar nicht. Die Römer haben noch immer ein wachsamcs Auge auf Dich und wie ich höre, sogar auf mich. In Wien war man wie es scheint froh, in deinen Verhältnissen mit Rom einen Brätel zu finden, um mir den dortigen Posten abzuschlagen,*) worüber ich mich keineswegs ärgere, so lächerlich es ist. Im**) wollte man einen gewissen Haug zum Demokratismus entdecken und dergleichen. Lauter Dinge, über die man zwar hinweggehen muß, die uns indessen bestimmen müssen, immer mehr von Politik jeder Art und aller religiösen Diskussion zu abstrahiren und unsere Zeit und Fleiß bloß auf nützliche Wissenschaft und Objekte im Gebiet des Geschmacks und der Kunst zu widmen. Wenn man die Macht nicht für sich hat, muß man nicht thöricht wagen, sondern den Feinden ausweichen. Les fous bravent, les sages évitent. Zu Leuten reden, die einen nicht verstehen wollen, ist die größte Thorheit. Dieses Alles im Vertrauen . . . Zerreiße diesen und alle unnöthigen Briefe, so wie ich es jeden Sonnabend thue“.

Als im Jahre 1845 die Kongesche Bewegung in den katholischen Kreisen Nord- und Süddeutschlands um sich griff, gerieth Johann Philipp abermals in Sorge, daß sein Bruder in die Deffentlichkeit heraustreten möchte. Der Name Wessenberg wäre ein wirksames Aushängeschild für die neue Partei gewesen und diese ließ es auch nicht an Vorkufen fehlen, um den mit Rom und den Jesuiten schwer verfeindeten ehemaligen Generalvikar von Konstanz für sich zu gewinnen. Johann Philipp theilte mit seinem Bruder von der Zeit an, da sie als Knaben von Jesuiten unterrichtet worden waren, die Abneigung gegen diesen Orden; er theilte, wie es scheint,

*) Es war schon im Jahre 1824, daß Wessenberg um den Posten in Rom sich bewarb (Arneht II, 91), also zu einer Zeit, da seines Bruders Streit mit Rom noch recht frisch war.

**) Ein unleserliches Wort, wie denn überhaupt Wessenbergs eilig hingeworfene Schriftzüge oft schwer zu entziffern sind.

überhaupt den kirchlich-religiösen Standpunkt des Bruders, doch mit der größten Vorsicht nach außen. Bei der deutsch-katholischen Bewegung meinte er, Alles komme darauf an, ob sie wie Luther im sechszehnten Jahrhundert durch die weltliche Gewalt, das heißt heute durch Preußen, unterstützt würde. Vorläufig war er für Abwarten und Schweigen und eben dies empfahl er dringend dem Bruder. Ja, als die Bewegung auch im Badischen um sich griff, auf dem Schwarzwald „und selbst am Kaiserstuhl“ sich ausdehnte, da schlug er dem Bruder, dem er wirklich nicht recht getraut zu haben scheint, eine gemeinschaftliche Reise vor: „Mache, daß wir auf ein paar Wochen uns von diesem Getriebe entfernen, denn beide Parteien möchten gerne unseren Namen in ihre Sache verwickeln. Ich würde daher jede Aeußerung und jede Konversation über diese Angelegenheit vermeiden.“ Das war im April 1845 und wirklich wurde im Mai die gemeinschaftliche Reise ausgeführt, von Basel durch die französische Schweiz nach Savoyen, von wo der geistliche Bruder in ein französisches Bad ging, Johann Philipp auf seine böhmischen Güter.

Sonst führte der kaltgestellte Staatsmann ein wohlausgefülltes Stillleben in Freiburg im Breisgau. Seine Ungnade trug er mit der Würde und dem Anstand, wie sie dem Diplomaten geziemen. Als er im Jahre 1837 einen Besuch in Wien machte, verkehrte er im Metternichschen Hause aufs Freundschaftlichste, als wäre nichts geschehen. Kränkung und Zurücksetzung ertrug er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung. Auch in vertrauten Briefen schlich sich kaum eine Spur von Klage ein. Mehr als das persönliche Geschick bedauerte er den Staat, der seine Dienste entbehren mußte, und wie es zurückgesetzten Staatsmännern leicht ergeht, wuchs in ihm mit den Jahren die Neigung zur Kritik. Je längere Zeit er dazu verurtheilt war, bloßer Zuschauer zu sein, um so stärkere Zweifel scheinen ihm an der Zulänglichkeit der Metternichschen Staatskunst gekommen zu sein. Wenigstens finden sich in seinen Briefen an den Erzherzog Johann wiederholte Aeußerungen, die die Nothwendigkeit, durch Reformen einer Revolution vorzubeugen, aussprachen. Als dann die Revolution im Frühjahr 1848 ausgebrochen war, hatte er es seinem liberalen Rufe zu verdanken, daß man sich seiner erinnerte und ihn aus seiner beschaulichen Einsamkeit in Freiburg herausriß. Ein populärer Name war er wohl nicht, aber man wußte doch, daß er mit Metternich in Zwiespalt

gerathen und von ihm bei Seite gestellt worden war. Zuerst wurde ihm der Gesandtschaftsposten am Bundestag angeboten. Er lehnte ab: er war 74 Jahre alt und fühlte seine körperlichen Kräfte gänzlich verbraucht. Als aber im Mai der Ruf an ihn erging, das auswärtige Ministerium in Wien zu übernehmen, glaubte er sich dieser Aufgabe nicht entziehen zu dürfen. Auch sein Biograph hält mit der Ansicht nicht zurück, daß es sowohl für Wessenberg selbst als für den Kaiserstaat besser gewesen wäre, wenn er diesen Posten gleichfalls abgelehnt hätte, dem er in keiner Weise gewachsen war. Schon die Reise nach Wien war eine Kette von schlimmen Erfahrungen. In Augsburg angekommen, erfuhr er, daß am 15. Mai eine neue Revolution in Wien ausgebrochen war, die wieder Alles in Frage stellte. Die Nachricht folgte auf dem Fuße, daß die Kaiserliche Familie Wien verlassen habe. Bei Geisensfeld wurde sein Wagen umgeworfen und er trug eine Quetschung und einen Fieberanfall davon, was ihn nöthigte, einige Tage in Regensburg liegen zu bleiben. Dazu kam häusliches Leid, das ihn tief erschütterte. Kurz zuvor war sein einziger Sohn gestorben; er hatte wenig Freude an ihm erlebt, und nun erfuhr er, daß derselbe eine Schuldenmasse hinterlassen hatte, die die Mittel des Vaters überstieg. „Gott gebe mir Stärke und Muth“, schrieb er dem Bruder, „alle meine Drangsale zu erdulden. Ich habe keinen Beistand sehr nöthig, um nicht allen Muth zu verlieren.“ In Wien am 25. Mai angekommen, ist er der Zeuge neuer Studententravalle, und mitten aus der hauptstädtischen Anarchie flüchtet er nach Innsbruck an den Kaiserlichen Hof, jetzt schon in seinen Kräften völlig erschöpft. „Was werde ich armer alter Mann herumgejagt!“ schreibt er am 2. Juni dem Bruder. „Kaum in Wien angekommen, werde ich da vertrieben und muß in Eile hierher. Keine Kleinigkeit, ich bin ganz erschöpft. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß, wenn ich den Zustand der Dinge der Art hätte ahnen können, ich es nie gewagt hätte, dem an mich ergangenen Ruf zu folgen. Ich sehe nun deutlich, daß die Last für mich, auch in Beziehung auf die physischen Kräfte zu groß ist und ich ihr nicht Genüge leisten könnte. Ich habe dieses auch gleich vorgestellt und mich nur bereit und fähig erklärt, provisorisch Aushilfe zu leisten, bis ein stärker Ausgerüsteter eintreten kann . . . Bete für mich, daß ich zu Dir womöglich in kurzer Zeit über den Arlberg kommen könne! Dieses wäre ipt mein sehnlichster Wunsch!“

Dieses Ziel sollte er noch nicht so bald erreichen. Er übernahm nun wirklich das Ministerium, entschlossen, „auf dem konstitutionellen Wege unverrückt vorzugehen.“ „Man hat in dieser Hinsicht noch mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Es giebt noch gar Viele, die sich nicht von der Vergangenheit trennen können und noch hemmend entgegnetreten. Ich werde mich aber nicht irre machen lassen und die Bedingung, korrekt bleiben zu dürfen auf der einmal betretenen Bahn, an meine Theilnahme an den Geschäften knüpfen.“ Er ließ sich in Verhandlungen mit der aufständischen Lombardei ein, der er Anfangs eine weitgehende Autonomie zu bewilligen bereit war, widersezte sich der Ernennung des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser, die er dann doch geschehen lassen mußte, begleitete den Erzherzog selbst nach Frankfurt und nahm gleich darauf sogar den Vorsitz in dem umgebildeten Wiener Ministerium an, obwohl er sich immer wieder als „buchstäblich erschöpft“, als „zu jedem Geschäft total unfähig“ bekennt. Währenddessen zerklüften sich die Verhandlungen wegen der Lombardei, stieg die Auflehnung der Ungarn bis zum vollen Aufruhr, nahmen in der Reichshauptstadt selbst die revolutionären Auftritte kein Ende, und am 6. Oktober sprengte ein neuer Aufstand das hilflose Ministerium auseinander. Es fehlte nicht viel, so hätten ihm die tobenden Volksmassen dasselbe Schicksal wie dem Kriegsminister Latour bereitet. Mit Noth entkam er nach Olmütz, wohin sich der Hof geflüchtet hatte. Hier repräsentirte er inmitten der Auflösung allein noch einen Rest von Regierungsgewalt und behauptete sich, gänzlich isolirt, nicht ohne Muth und Standhaftigkeit auf seinem Posten, und wie er bis dahin ehrlich sich um die Durchführung eines konstitutionellen Regiments bemüht hatte, so wollte er jetzt, daß die Bezwingung des Aufstandes und die Unterwerfung Wiens im Geiste der Mäßigung und der Versöhnung erfolge. Doch bald mußte er erkennen, daß zwischen Windischgrätz und Schwarzenberg seines Bleibens nicht sein könne. Noch während er formell sein Portefeuille behielt, sah er sich gänzlich bei Seite geschoben. Gegen seinen Willen wurden Robert Blum und Messenhauser erschossen. Auch die auswärtigen Angelegenheiten nahm ihm Schwarzenberg aus der Hand. Am 18. November endlich erhielt er seine Entlassung. Er selbst kündigte den Gesandtschaften im Ausland seinen Rücktritt in einem Rundschreiben an, worin er wiederholte, daß sein Programm „wie bekannt, auf dem Gedanken ruhte, die Monarchie auf konstitutioneller Grundlage zu

befestigen“. Im Gedränge zwischen dem entfesselten Aufruhr und der Reaktion, die ungeduldig ihrer Stunde harrte, waren seine wohlmeinenden Absichten gescheitert. Daß er längst ein abgethaner Mann war, wurde vollends grell durch die Thatsache beleuchtet, daß er nach Wien zurückgekehrt, dort durch die Nachricht der Abdankung des Kaisers Ferdinand und der Thronbesteigung des jungen Franz Joseph vollständig überrascht wurde. Man hatte diese wichtige Entschließung vor dem abtretenden Ministerpräsidenten geheim gehalten.

Oft hatte er selbst, „ganz erschöpft und entkräftet, physisch unmöglich geworden“, seine Entlassung verlangt; dennoch hat man den Eindruck, daß er das Martyrium überlang getragen hat. Im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit hielt er dafür, daß gerade in diesen Wirrnissen die Weisheit und Erfahrung des Alters nicht verdrängt werden dürfen. Er hat auch noch in seiner Zurückgezogenheit in Freiburg, wo ihm das letzte Jahrzehnt seines Lebens verfloß, gemeint, mit Rathschlägen und Denkschriften den Regierenden in Wien unter die Arme greifen zu müssen. Niemals hat er eine Antwort auf seine Zuschriften erhalten. Bis zuletzt trug er Zurücksetzung und Kränkung mit unglaublicher Entsaugung. Er hat dem österreichischen Staat mit außerordentlicher Hingebung und Uneigennützigkeit gedient, aber nicht ohne ein lebhaftes Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit. An Fleiß und Geschäftigkeit that es ihm Niemand gleich. In den Ueberlieferungen der alten Diplomatie festgewurzelt, ein Werkzeug der Metternichschen Staatskunst, ist er doch durch seine maßvolle und biegsame Sinnesart, mehr als durch feste politische Ueberzeugungen, allmählich in einen Widerstreit zu dem alten System gerathen, und hat sich den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen versucht, für die es ihm dann doch an der Einsicht, wie an der Willenskraft gebrach. Weder aus seinen staatsmännischen Erfolgen, noch aus dem, was von seinen Briefen und schriftlichen Aufzeichnungen bekannt ist, leuchtet eine hervorragende Intelligenz hervor. Mäßigung, nur Mäßigung — ist das bis zum Ueberdruß wiederholte Mahnwort, das er für alle Schwierigkeiten bereit hat. Noch im Jahre 1856 kann er gar nicht begreifen, daß Oesterreich mit Sardinien nicht ins Reine kommt. „Ihrer Natur gemäß sollten diese beiden Mächte in bestem Einvernehmen leben, wie dies auch Anfangs nach dem Wiener Kongreß der Fall war.“ So unverstänglich ist ihm, was jetzt im italienischen Volke vor sich geht.

Wenn man bedenkt, daß er durch ein halbes Jahrhundert zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht wurde, zum Theil an erster Stelle, so bekommt man keine sehr hohe Meinung von dem diplomatischen Personal, das Oesterreich in diesem Zeitraum zur Verfügung stand. Er selbst schrieb mitten in den Bedrängnissen seiner Ministerlaufbahn, 30. Juni 1848, an seinen Bruder: „Der Mangel an fähigen Männern zu den Geschäften wird täglich fühlbarer. Unter dem vorigen Pappsystem konnten sich keine Staatsmänner bilden“.

Der Fall des Sozialistengesetzes.

Von

Moritz Robbe.

Das Urtheil des Herrn Professor Schmoller, Fürst Bismarck trage allein die Verantwortung für das Erlöschen des Sozialistengesetzes im Jahre 1890, hat eine sehr merkwürdige Zeitungspolemik hervorgerufen, und zwar nicht in Blättern, denen die Lust an pikanten Enthüllungen und paradoxen Behauptungen zur Lebensgewohnheit geworden ist, sondern in jenen anderen, denen die Vertheidigung des größten deutschen Staatsmannes zum Glück noch immer höher steht als die Rehabilitirung eines französischen Kapitäns, und deren Pietät es daher nicht dulden will, daß man das Andenken Bismarcks mit einer Verantwortlichkeit belastet, die nach ihrer Ansicht nicht er, sondern ein Anderer zu tragen hat. „Wir halten es“, so sagt die in dieser Kampagne im Vordertreffen stehende „Tägliche Rundschau“, „für eine Pflicht gegen das Andenken des Fürsten Bismarck, daß wir nicht den mindesten Zweifel darüber aufkommen lassen, daß er, der Schöpfer des Sozialistengesetzes, für dessen ruhmloses Ende keine Verantwortung trägt“. —

Nun ist es ja ein schönes Ding um die Pietät, und man muß sich um so mehr freuen, wenn sie sich einmal irgendwo so frisch und kräftig zeigt, wie hier, da sie bekanntlich nicht zu den preußisch-deutschen Kardinal-Tugenden gehört.

Daß sie dazu nicht zu zählen ist, daran erinnern uns beispielsweise gerade jetzt beim Passiren der Leipzigerstraße recht lebhaft die Ruinen des alten Reichstagsgebäudes, die bald genug ganz von der Bildfläche verschwunden sein werden. An dieser Stätte hat Bismarck während eines Viertel-Jahrhunderts seine großen

weltbewegenden Thaten vollbracht, hier ist sozusagen das deutsche Reich geboren und hier haben sich die größten Momente der deutschen Reichs- und Verfassungsgeschichte abgespielt! Statt aber diese Stätte als ein unzerstörbares deutsches Nationalheiligthum anzusehen und sie in ihrer gloriosen Einfachheit, ja fast rührenden Schlichtheit in unberührtem Zustande auf spätere Geschlechter kommen zu lassen, um den Stuhl Bismarcks noch den Enkeln des dritten Jahrtausends an seiner ursprünglichen Stelle zeigen zu können, mißhandelte man das alte Haus sofort nach dem Auszuge des Reichstags in der fragwürdigsten Weise als Tröbelhude und reißt es nun wohlgemuth ein, da sich, wie es scheint, an entscheidender Stelle keine einzige Stimme für seine Erhaltung erhoben hat. —

Habeant sibi! trösten wir uns mit dem schönen Worte, das Milton dem Dichterkönig Shakespeare zurief:

„O Du des Ruhmes großer Sohn und Erbe,
Was brauchst Du Stein, daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geiß, der Dich bewundernd nennt,
Schufft Du Dir selbst ein dauernd Monument.“

Also nochmals! Es ist eine schöne Sache um die Pietät, aber man kann sie auch an falscher Stelle bezeugen — man kann päpstlicher sein wollen, als der Papst. —

Und wozu die Erregung? Im Grunde genommen sind es ja doch alte, halbvergessene Geschichten, um die es sich handelt und die man vielleicht ganz hätte ruhen lassen sollen! Da sie nun aber einmal wieder angeregt worden sind, so sollte man sie wenigstens ohne jede Leidenschaft erörtern und nicht so erregt besprechen, als handle es sich dabei um eine Ehrenkränkung des Fürsten Bismarck, die man entrüstet zurückweisen müsse.

Eine solche steht thatsächlich dabei gar nicht in Frage — es handelt sich vielmehr lediglich um einen innerpolitischen Akt, über dessen Richtigkeit und Entwicklungsgang man um so unbefangener sprechen kann, je weniger er für unsere gegenwärtige Lage zu bedeuten hat — es sei denn, daß man etwa Stimmung für ein neues Sozialistengesetz schaffen möchte, was ich bis auf Weiteres nicht annehmen will.

Wäre die Erörterung leidenschaftsloser geblieben, so wäre es vielleicht rätlich gewesen, in den Preussischen Jahrbüchern ganz darüber zu schweigen; so aber steht zu befürchten, daß sich im Publikum gar merkwürdige Legenden bilden könnten, die später

nicht wieder auszurotten sein würden und die daher alle etwa noch erfolgenden Aufklärungen a priori irrig beeinflussen würden. Eine solche Legende zum Exempel wäre es schon, wenn man annehmen wollte, daß die Auffassung des Wortführers in der täglichen Rundschau, nach welcher nur Herr von Hellborn und Graf Caprivi für das Erlöschen des Sozialistengesetzes verantwortlich sein sollen, von den Reichstagsabgeordneten jener Tage allgemein getheilt werde. — Das ist durchaus nicht der Fall, vielmehr ist mir in den letzten Wochen ebenso wie Andern wiederholt die Frage im Kopf herumgegangen: „Cui bono?“ — Wem solls nützen, wenn die Dinge, wie in einem Verirrten Spiegel, so merkwürdig auf den Kopf gestellt werden, daß die eigentlichen, für die Entscheidung maßgebenden Machtfaktoren, nämlich Fürst Bismarck und die konservative Partei, ganz in den Hintergrund treten, dagegen an ihrer Stelle Herr von Hellborn und Graf Caprivi als ausschließlich Verantwortliche erscheinen?

Daß Herr von Hellborn als damaliger Parteiführer ein gerütteltes Maß der Mitverantwortlichkeit für die Haltung der Konservativen trägt, wird er selbst nicht bestreiten wollen — aber er allein? Oder vielmehr er und Caprivi? Der arme Graf Caprivi! Man scheint ihm allen Ernstes einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht wenigstens den Versuch gemacht hat, von dem neuen, weit schwierigeren Reichstage das zu erlangen, was ein Bismarck von dem alten, gefügigen Kartell-Reichstage nicht zu erlangen vermochte? Ist das wirklich ernst gemeint? Aber vielleicht wird Graf Caprivi nur genannt, weil er als Träger des neuen Kurzes gewohnheitsmäßig für alle Mißerfolge jener Tage verantwortlich gemacht zu werden pflegt, und gemeint ist wohl in erster Linie Herr von Hellborn. Der böse Herr von Hellborn! Daß er uns um das klerikale Schulgesetz gebracht hat, weiß Jedermann, daß er uns aber auch das Sozialgesetz vereitelt hat, das soll nun wenigstens einmal klar werden! Warum paßt er auch so schlecht auf, wenn man ihn nach Friedrichsruh schickt und sich durch ihn Rath vom Fürsten Bismarck erbittet? Hat er etwa sein Skizzenbuch mitgenommen, und Waldbäume eingezeichnet, während ihm der Fürst Antwort auf seine Fragen gab? Aber vielleicht wollte er sich verhöhlen, denn wer weiß, wie weit er schon bei der Abstimmung über das Sozialistengesetz, am 25. Januar, (mit der Entlassung des Fürsten rechnete, die bekanntlich den Eingeweichten kein Geheimniß mehr war! Sollte er vielleicht gar — —

Ich unterbreche mich einen Augenblick, weil hier ein Schaltfaß am Plage ist. Es ist wörtlich in der Täglichen Rundschau zu lesen, daß bei der Abstimmung über das Sozialistengesetz das Herannahen des neuen Kurzes für die Eingeweihten kein Geheimniß mehr gewesen sei; ja in einem zweiten Artikel vom 8. Oktober wird sogar behauptet, daß Ende Januar bereits die ganze politische Welt unter der Einwirkung des großen, bevorstehenden Ereignisses gestanden habe!

Welch grotesker Irrthum! Welch vorzüglicher Nährboden für wirkliche und wahrhaftige Legenden = Bazillen! Ich rufe Alle, die damals mit mir aktive Reichstags-Parlamentarier waren, auf, mich zu widerlegen! Ich vertrat meine Fraktion in der Sozialisten-Kommission und kannte die Stimmung des Reichstags wie der Kommission ziemlich genau — keinem mir bekannten Mitgliede aber kam es im Januar 1890 bereits in den Sinn, daß sich der Kaiser jemals — geschweige denn so bald — von seinem großen Rathgeber trennen werde! Und daß es den Deutsch-Konservativen um kein Haar besser ging als mir und meinen Freunden, das geht aus den Ausführungen des Parlamentariers der „Täglichen Rundschau“ selbst hervor. Belehrt er uns doch in seinem ersten Artikel selbst darüber, daß die Annahme, Fürst Bismarck werde den neuen Reichstag vor Ablauf des alten Gesetzes nochmals mit dem Sozialistengesetz beschäftigen, in den Erwägungen der Konservativen, die zur Ablehnung der neuen Vorlage führten, eine große Rolle gespielt habe! Also können doch wohl die Konservativen, wenn diese Ueberzeugung bei ihren Beschlüssen eine so große Rolle spielte, noch nicht unter der Einwirkung des großen bevorstehenden Ereignisses, nämlich des Sturzes des Fürsten Bismarck, gestanden haben! —

In Wahrheit stand noch Niemand darunter, weder wir Parlamentarier *minoris ordinis*, noch die tonangebenden Parteiführer.

Wahrlich, hätten die Konservativen eine Ahnung vom bevorstehenden Sturze des Fürsten gehabt, so hätten sie, Herrn von Helldorf zum Trost, das Gesetz so unter Dach und Fach bringen müssen, wie es eben zu haben war; andernfalls dürfte man ihnen auf den Kopf zusagen, daß sie eine Politik des Pessimismus getrieben hätten! Denn daß irgend ein Nachfolger Bismarcks, mochte er nun ein Bötticher oder Helldorf, ein Waldersee oder Caprivi sein, von dem kommenden Reichstage mehr erreichen

werde als Bismarck vom Kartellreichstage — das konnte doch wohl Niemand glauben! —

Nein, die Konservativen haben es eben nicht gewußt und auch nicht geglaubt, daß die Entlassung des Fürsten mit in die Berechnung zu ziehen sei — dieser Umstand allein kann ihnen den offenen Vorwurf pessimistischer Politik ersparen, wenn auch ihre negative Haltung bei der Schlußabstimmung dadurch nicht viel erklärlicher wird.

Um über diese Haltung zu einem einigermaßen richtigen Urtheil zu kommen, wird es nöthig sein, die Situation kurz zu überblicken.

Das Sozialistengesetz mußte am 1. Oktober 1890 erlöschen, wenn es nicht verlängert oder in irgend einer Form erneuert wurde. Da nach allem Vorhergegangenen eine einfache Verlängerung ausgeschlossen war, so legte der Kanzler am 25. Oktober 1889 dem Reichstage einen Abänderungs-Entwurf vor, der mancherlei Härten beseitigte, den Charakter des „Ausnahmegesetzes“ mehr zurücktreten ließ, den alten § 28 aber, (den berückichtigten Ausweisungsparagraphen) nicht aufhob, sondern in gewissem Sinne noch verschärfte. Um diesen Paragraphen entbrannte nun der Kampf. In der Begründung des Gesetzentwurfs war ausdrücklich gesagt worden, daß auf die Befugniß, einzelnen Personen den Aufenthalt in sozialistisch gefährdeten Bezirken oder Ortschaften zeitweise zu versagen, nicht verzichtet werden könne, und in der Kommission war der § 28 (im neuen Entwurf § 24) mehrfach von Vertretern des Bundesraths als unentbehrlich bezeichnet worden. Aus der Konstellation der Parteiverhältnisse aber ging klar und deutlich hervor, daß er weder in der Kommission noch im Plenum werde angenommen werden. Es entstand also die Frage: was nun? Sollte man das Gesetz ohne den § 24 in der Kommissionsfassung annehmen oder sollte man es ablehnen? Daß die Entscheidung bei den Konservativen lag, darüber besteht kein Streit, und da sie geschlossen dagegen stimmten, so fiel das Gesetz! Nach dem Gewährsmann der Täglichen Rundschau war das nun zwar eine sehr verhängnißvolle Politik, denn man gab damit einen sichern Erfolg aus der Hand; aber daran war eben nach ihm nicht die Partei, sondern nur Herr von Hellborn schuld, der zunächst auf radikale Wahlen und Reichstagsauflösung, nach dem Erlöschen des Sozialistengesetzes aber auf Volksunruhen und Straßenkämpfe spekulierte, mithin eine Politik des Pessimismus empfahl. — Ganz

wohl! Aber wenn nun die Partei als solche diese Politik nicht mitmachen wollte, wie kam es dann, daß sie gleichwohl gegen das Gesetz im Ganzen stimmte? Darauf antwortet der Gewährsmann: „Weil sie sich dabei auf die Autorität des Fürsten Bismarck stützte.“ — Und wie das? Ganz einfach! Die Partei hatte nämlich Herrn von Hellborn zum Fürsten geschickt, um ihn darüber zu interpelliren, ob der Bundesrath das Gesetz schließlich auch ohne den § 24 verabschieden werde oder nicht. Im Bejahungsfalle würde man dann auch Seitens der konservativen Partei keine Schwierigkeiten gemacht haben; im Verneinungsfalle dagegen wollte man mit dem Bundesrath und in erster Linie mit dem Fürsten durch Dick und Dünn gehen — komme auch was da wolle!

Nun sei, so berichtet der Gewährsmann weiter — Herr von Hellborn nach seiner Rückkehr von Friedrichsrub mit der Erklärung vor die Fraktion getreten, der Fürst wünsche die Ablehnung, wenn der Ausweisungs-Paragraph falle, und diese Erklärung habe der Partei genügt — alles Weitere erkläre sich dadurch von selbst!

Gegen diese Darstellung der „Täglichen Rundschau“ anzukommen, ist nun sicherlich sehr schwer, denn die Wucht der Zeugnisse für ihre Richtigkeit wirkt imponirend. Ein Parlamentarier erzählt sie; ein hervorragender parlamentarischer Führer erklärt, sie entspreche völlig den Thatsachen; Herr von Kardorff bestätigt sie im Allgemeinen und wirft Herrn von Hellborn ein bedauerliches Mißverständnis der Bismarckschen Aeußerungen vor; endlich sind auch die „Hamburger Nachrichten“ geneigt, dem Letzteren die eigentliche Verantwortlichkeit aufzubürden und berufen sich dabei ebenso wie Herr von Kardorff auf spätere Aeußerungen des Fürsten selbst.

Dennoch muß der Parlamentarier der L. R. gestatten, daß man sich seiner Auffassung nicht ohne Weiteres gefangen giebt, denn wer gleich ihm von der Prämisse ausgeht, die ganze politische Welt habe bereits damals unter dem Einfluß des herannahenden Sturzes des Fürsten gestanden und wer dann doch wieder behauptet, die Erwartung, Bismarck werde den neuen Reichstag noch einmal mit dem Sozialistengesetz beschäftigen, sei von sehr wesentlichem Einfluß auf die Abstimmung der konservativen Partei gewesen, ja, wer den Grafen Caprivi in der bereits oben geschilderten Weise zur Rechenschaft zieht, der muß schon erlauben, daß man die alleinige Schuld des Herrn von Hellborn nicht ohne Weiteres als erwiesen erachtet und daß man hinter seine Behauptung, die Fraktion habe nur des-

halb gegen das Gesetz gestimmt, weil ihr gesagt worden sei, Fürst Bismarck wünsche es, auch dann ein Fragezeichen setzen dürfte, wenn Herr von Hellendorf nicht kurz und bündig ausgesprochen hätte, er sei nicht mit der Erklärung vor die Fraktion getreten, Fürst Bismarck wünsche die Ablehnung, wenn der § 24 falle.

Was Herr von Hellendorf nach seiner Rückkehr der Fraktion vorgetragen hat, entzieht sich natürlich meiner Kenntniß, da ich als Mitglied der Reichspartei nicht zugegen war; ich muß mich daher bis auf Weiteres an seine Erklärung halten, da sie bisher meines Wissens die einzige direkte Aeußerung eines Betheiligten ist. Es wäre ja auch mehr als merkwürdig und widerspräche durchaus der staatsmännischen Eigenart des Fürsten, wenn er sich in diesem Sinne geäußert hätte, selbst wenn er der Ansicht war, daß der eigentliche, scharf beißende Zahn des Gesetzes im § 24 liege. — In dem Augenblicke nämlich, wo er sich in diesem Sinne geäußert haben würde, hätte er ja unzweifelhaft die alleinige Verantwortlichkeit für den Fall der Vorlage auf sich geladen — wozu sollte er das thun, auch wenn er die Ablehnung wünschte? Warum sollte er den Bundesrath brüsqüiren, in dem vielleicht eine große Anzahl auf den § 24 nur sehr bedingten Werth legte, das Zustandekommen des Gesetzes selbst aber aufs Lebhafteste wünschte? Und warum der konservativen Partei die Verantwortlichkeit abnehmen? Lehnte diese aus eigener Ueberzeugung das Gesetz ohne § 24 ab — wir wissen ja, daß sie dazu schon vor der Hellendorffschen Reise nicht abgeneigt war — so konnte das die Position des Fürsten allem Kommenden gegenüber doch nur stärken; wozu sollte er sich also dieses Vortheils berauben?

Aber hätte es denn überhaupt im Interesse des Fürsten gelegen, die Ablehnung des Gesetzes zu wünschen? Behielt er nicht, wenn die Rechte zunächst energisch für den § 24 kämpfte, nach dessen Fall aber das Gesetz in der Kommissionsfassung annahm, durch diese Taktik wieder einmal zwei Eisen im Feuer? Er hatte dann ein dauerndes Gesetz vor sich liegen, das der Bundesrath annehmen oder ablehnen konnte und mit dem man den nächsten Wahlen ruhig entgegensehen konnte. Fielen sie — wie freilich unbedingt nicht zu erwarten war — unerhoffter Weise für ein schärferes Gesetz günstig aus, so konnte der Bundesrath das beschlossene noch immer ablehnen, war aber das Gegentheil der Fall, so konnte er es annehmen und getrost das Weitern abwarten, denn das Reich hatte dann ein

dauerndes Gesetz und hatte nicht mehr nöthig, sich die Verlängerung des alten von zwei zu zwei Jahren immer aufs Neue vom Reichstag zu erbitten.

Um ein sicheres Urtheil darüber zu gewinnen, was dabei auf dem Spiele stand und ob für den Fürsten wie für die konservative Partei etwa innere Gründe vorlagen, auf das ganze Gesetz zu verzichten, wenn der § 24 fiel, wird es gut sein, die Vorlage in der Kommissionsfassung etwas näher zu betrachten.

Ich selbst kann mein Urtheil darüber um so ruhiger und unbefangener abgeben, je mehr ich seit meinem Austritt aus dem Reichstage im Jahre 1890 dem Glauben an die dauernde Heilkräftigkeit polizeilicher Ausnahmegesetze gegenüber der Sozialdemokratie ent wachsen bin, und je kritischer, ja ablehnender ich zur Zeit dem Erlaß eines neuen Umsturzgesetzes gegenüberstehen würde.

Allerdings nicht aus prinzipiellen, sondern aus durchaus praktischen Gründen. Die sozialdemokratische Partei bleibt auch nach meiner Ueberzeugung begrifflich eine staatsgefährliche, revolutionäre Erscheinung, die mit allen Mitteln der Reform, der Wissenschaft und der sittlichen Mächte unseres Kulturlebens zu überwinden, ja, wenn sie die gesetzliche Staatsordnung durchbrechen sollte, selbstverständlich auch mit den Machtmitteln des Staates zu bekämpfen ist. — In der Praxis aber ist bisher die deutsche Sozialdemokratie weit weniger revolutionär und bedrohlich aufgetreten, als beispielsweise der längst überwundene englische Chartismus. Ja, der Stuttgarter Parteitag hat abermals bewiesen, daß die Sozialdemokratie nur dann etwas bedeutet und leistet, wenn sie praktische Kritik an thatsächlichen Mißständen übt, nicht aber, wenn ihre Anhänger zu revolutionären Propheten und ihre „Weiber zu Hyänen“ werden. Auch an der Sozialdemokratie wird sich die Wahrheit des Goethischen Wortes erproben: „Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpöckelt auf viele Jahre!“ — Hüten wir uns daher nur, diese Begeisterung immer aufs Neue wieder durch äußere Stimulation anzuregen, — nach nichts verlangen diese Herren mehr, als nach Stichwörtern, mit denen die Massen festzuhalten und zu ködern sind! Wir sollten nachgerade Alle durch die nach Aufhebung des Sozialistengesetzes gemachten Erfahrungen darüber belehrt sein, daß nichts den staatsfeindlichen Charakter der Massen mehr steigern, ja provoziren und züchten würde, als wenn man den naturgemäßen Rückbildungsprozeß zum Gesetzmäßigen und Rationalen durch polizeiliche Maßregeln erschweren und durch Rück-

wärts-Revidirung der Gesetzgebung in den breiten Schichten des Volkes die Auffassung nähren würde, es solle nicht die revolutionäre Sozialdemokratie, sondern die Arbeiterbewegung als solche bekämpft werden.

Nun war die Situation von 1890 selbstverständlich eine durchaus andere als die heutige. Jetzt müßten wir uns ein Spezialgesetz gegen die sozialdemokratische Bewegung erst schaffen, damals aber besaßen wir eins und es handelte sich nur darum, ob man es umbilden oder ablaufen lassen solle.

Ich und meine engeren Freunde erblickten unsere Aufgabe darin, das bestehende Gesetz nach Möglichkeit seines Ausnahmeharakters zu entkleiden, richterliche Kompetenzen an Stelle rein administrativer zu setzen und vor Allem den Ausweisungsparagraphen zu eliminiren, der nach unserer Ansicht mehr als alles Andere die weite Ausdehnung der Sozialdemokratie verschuldet hatte. Die Frage, ob man ganz ohne Sozialistengesetz werde auskommen können, wurde damals von uns wie von der Mehrheit des Reichstages im vereinigenden Sinne beantwortet. Man hatte ja den fast verblüffenden Erfolg des Sozialistengesetzes von 1878 nicht vergessen, den nur die zu leugnen pflegen, die ihn nicht erlebt haben. Die furchtbare Erregung der Bevölkerung in jenem unseligen Attentatsjahre war fast wie mit einem Schlage tiefer Ruhe gewichen — es war ein Erfolg außerordentlichster Art. Bald aber merkte man trotz der darauf folgenden großen Sozialpolitik, daß die sozialdemokratische Bewegung im letzten Grunde doch zu sehr eine natürliche Folgeerscheinung schwerer gesamtwirtschaftlicher und sittlicher Entwicklungsschäden sei, als daß sie auf dem Wege gesetzlicher Restriktion dauernd aus der Welt zu schaffen sei. Ja, man begriff mehr und mehr, daß gerade der Charakter des Gesetzes als eines Ausnahmegesetzes es war, der die Arbeitermassen im Trutz gegen die bestehende Staatsordnung zusammenschloß, zu einer homogenen Masse machte und sozusagen zu staatsfeindlicher Gesinnung erzog.

Den Ausnahmeharakter des Gesetzes also mehr und mehr in die Form eines dauernden Spezialgesetzes zum Schutz gegen sozialdemokratische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen umzuwandeln und vermehrte Rechtsgarantien für die Handhabung des Gesetzes zu schaffen, das war der schon in den Motiven angedeutete Zweck des neuen Entwurfes, den die Kommission noch erkennbarer zu machen strebte.

Der wesentlichste Unterschied zwischen der Vorlage und dem früheren Gesetze bestand immerhin darin, daß dem neuen Gesetze keine Zeitfranke gezogen war, daß es vielmehr gleich allen übrigen Gesetzen ein dauerndes werden sollte. — Gleichsam als Äquivalent für diese der staatlichen Ordnung gemachte Konzession aber sollte zunächst die fortan zur Entscheidung der Beschwerdefälle gebildete Kommission ausschließlich aus richterlichen, den höchsten Gerichtshöfen entnommenen Mitgliedern und einem vom Kaiser zu wählenden Vorsitzenden bestehen. — Ferner sollten periodische Druckschriften sozialdemokratischer Tendenz nicht schon nach einmaligem, sondern erst nach zweimaligem Verbot einer Nummer erfolgen dürfen — was die Kommission dahin erweiterte, daß die Strafwirkung erst eintreten dürfe, wenn beide Verbote innerhalb eines Jahres erlassen würden. — Ferner sollten die Beschwerden gegen das Verbot von Vereinen, Druckschriften und Geldsammlungen nicht mehr von der Aufsichtsbehörde, sondern von der richterlichen Kommission entschieden werden. Ebenso sollte die Ermächtigung durch den Bundesrath wegfallen, in gewissen Bezirken und Ortschaften nur mit vorheriger Genehmigung der Polizeibehörde Versammlungen stattfinden zu lassen, die öffentliche Verbreitung von Druckschriften zu verbieten und den Verkehr mit Waffen an bestimmte Voraussetzungen zu knüpfen. Endlich sollten auch die gegen Agitatoren zulässigen Freiheits- und Gewerbe-Beschränkungen wegfallen, wogegen es andererseits fortan nicht mehr von der Genehmigung des Bundesrathes abhängig sein, sondern lediglich im Ermessen der Landespolizeibehörde stehen sollte, Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu besorgen sei, aus bestimmten Bezirken oder Ortschaften auf die Dauer eines Jahres auszuweisen und den Wiedereinzug der Ausgewiesenen von der ausdrücklichen Genehmigung der Polizeibehörde abhängig zu machen.

Für diesen Paragraphen waren weder die Nationalliberalen noch das Centrum zu haben, und auch die Reichspartei war in ihrer Mehrheit dagegen, während die Konservativen die einzige Partei bildeten, die geschlossen für den neuen § 24 stimmte. —

Daß dieser Paragraph keine bloß platonische Bedeutung haben werde — etwa wie der Kanzelparagraph —, das ergab sich aus der praktischen Handhabung der entsprechenden Bestimmungen im alten Gesetze. Hatte doch Hamburg noch am 27. September 1889 einen sehr ausgiebigen Gebrauch davon gemacht, indem der Senat

mit Genehmigung des Bundesraths verordnet hatte, daß Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder Sicherheit zu befürchten sei, aus dem ganzen Staatsgebiete mit Ausnahme des unglücklichen Amts Nisebüttel, das wahrscheinlich noch nicht genug Sozialdemokraten hatte, bis zum 30. September 1890 ausgewiesen werden dürften!

In der Kommission berieth man lange hin und her; der von mir selbst zur Erwägung gestellte Vorschlag, das Gesetz zwar zu einem dauernden zu machen, den § 24 aber in Form einer besonderen Novelle nach dem Vorbilde des alten Sozialistengesetz, nur auf 2 Jahre zu bewilligen, um dadurch gleichsam seine Ausführung unter die Kontrolle des Reichstags zu stellen, wurde zwar von dem Führer des Zentrums mit dem charakteristischen Ausruf: „*Ei des Columbus!*“ beehrt, ging aber, da ich von keiner Seite zur Stellung eines förmlichen Antrags ermuthigt wurde, ohne weitere Folgen im Strome der Diskussion unter, obgleich er meiner Ansicht nach recht wohl die Basis für ein Compromiß hätte bilden können.

Mit einem Worte: der Paragraph fiel und mit ihm offenbar die schärfste Bestimmung im Gesetz; sieht man indessen von ihm ab, so geht aus vorstehender Schilderung wohl zur Genüge hervor, daß der Fürst, wie der Bundesrath sehr gute Gründe hatten, das Zustandekommen des Gesetzes — wenn auch nur in der Fassung der Kommission — zu wünschen, weil im Grunde genommen der ganze wesentliche Inhalt des früheren Gesetzes, insbesondere die Kennzeichnung der sozialistischen Umsturzbestrebungen als strafbare Handlungen und die zu ihrer Abwehr erforderliche Präventiv-Kontrolle bestehen blieb.

Das ist also ein Grund mehr für meine Ueberzeugung, daß der Fürst dem Herrn von Helldorf in Friedrichsruh und später gar nicht gesagt haben kann, er wüßte die Ablehnung der Vorlage, wenn § 24 nicht zu retten sei, und daß Herr von Helldorf ganz Recht haben muß, wenn er ausdrücklich betont, er sei mit einer derartigen Erklärung nicht vor seine Fraktion getreten!

Ist das aber, wie wir nun wissen, nicht der Fall gewesen — was dann?

Das vom Fürsten Bismarck Herrn von Helldorf im Laufe zweier doch wohl langer Gespräche Gesagte und Ange deutete wird vielleicht dem Wortlaut nach niemals ganz festzustellen sein, entzieht sich wohl auch der Publizität. Warten wir daher ruhig ab,

ob wir aus den noch ausstehenden weiteren Aufklärungen des Herrn von Hellborn wenigstens eine Skizze der Unterredung erhalten werden.

Aus dem Wenigen, was wir bisher darüber erfahren haben, wissen wir nur, daß Herr von Hellborn dem Fürsten keineswegs, wie man zu sagen pflegt, mit einem ganz unbeschriebenen Blatte gegenübertrat, sondern mit der Mittheilung, die deutsch-konservative Fraktion beabsichtige, gegen das ganze Gesetz zu stimmen, falls die Kommissionsfassung Annahme finden werde.

Ferner wissen wir, daß Herr von Hellborn dem Fürsten mitgetheilt hat, die Fraktion werde von dieser Stellung nur zurücktreten, wenn die Regierung vor der Abstimmung eine Erklärung abgebe, welche es der Fraktion ermögliche, ohne Inkonsequenz mit ihrer bisherigen Haltung für die Kommissionsfassung zu stimmen. Den Wortlaut der bezüglichen, von der Fraktion bei der zweiten Lesung an die Regierung zu richtenden Aufforderung theilte Herr von Hellborn dem Fürsten mit.

Endlich wissen wir, daß Herr von Hellborn nach seiner Rückkehr von Friedrichsruh Herrn von Kardorff mitgetheilt hat, es sei ungewöhnlich schwer gewesen, mit dem Fürsten zu verhandeln, er glaube aber, den Fürsten richtig dahin verstanden zu haben, daß er die Taktik der Konservativen billige; auch habe der Fürst dem Wünsche Ausdruck gegeben, daß ein Zwiespalt zwischen der deutsch-konservativen und der Reichspartei vermieden werde. Das ist Alles, was wir wissen — alles Uebrige ist Konjektur, namentlich auch die Behauptung, Herr von Hellborn habe den Fürsten in bedauerlicher Weise mißverstanden. — Daß die Annahme eines solchen Mißverständnisses an sich die höchste Unwahrscheinlichkeit gegen sich hat, wird Niemand bestreiten wollen.

Man vergegenwärtige sich nur die Situation! Es handelt sich um eine wichtige, das Staatsinteresse eminent berührende Frage. Die konservative Partei weiß, daß sie die Entscheidung in der Hand hat, und um dabei mit dem leitenden Staatsmanne konform zu gehen, schiebt sie ihren Führer zu ihm mit der Frage: Ist den verbündeten Regierungen an der Annahme oder Ablehnung des durch den Fall des § 24 abgeschwächten Gesetzes gelegen?

Und nun soll dieser Führer den Fürsten in so verhängnißvoller Weise mißverstanden haben, daß er sein Ja für ein Nein, seine Zugeländpftheit für Zustimmung zur Fraktionspolitik gehalten habe? Und das nicht nur in einem, sondern in zwei Gesprächen. Unglaublich! Fürwahr, man wäre versucht zu sagen: unmöglich,

wenn sich nicht Fürst Bismarck später nachdrücklich gegen die Unterstellung verwahrt hätte, daß das Scheitern des Gesetzes seinen Wünschen entsprochen hätte.

Hier waltet in der That ein Räthsel vor, wie es in ähnlicher psychologischer Schärfe selten zu Tage tritt — ein Räthsel, das vielleicht niemals ganz gelöst werden wird! Daß dem Fürsten an dem Fall des Gesetzes nichts liegen konnte, haben wir weiter oben ausgeführt, daß ihm auch thatsächlich nichts daran lag, hat er später selbst bestätigt. — Warum also doch diese Zugedknöpftheit, warum dieses Umgehen, dieses Nichtausprechen des so einfachen und klärenden Wortes? „Ihr könnt zwar nicht verlangen — so etwa hätte dieses Wort lauten müssen —, daß ich mir von meinem eigenen, wohl erwogenen Entwurfe ohne zwingende Noth etwas abhandeln lasse, und könnt daher auch von mir nur den Rath empfangen, für den § 24 nach Kräften einzustehen und zu kämpfen! Ist dieser Paragraph freilich nicht zu erlangen, nun, so rettet von der Vorlage, was zu retten ist, und überlaßt mir und dem Bundesrathe die weitere Entscheidung!“ Warum dieses Wort nicht gesprochen ist? Keiner von uns weiß es! Wer möchte sich auch vermessen, alle Eventualitäten, alle politischen und dynastischen Erwägungen, Bedenken und Konstellationen gegen einander abzuwägen, die den Fürsten veranlaßt haben, die Entscheidung diesmal dem Parlamente selbst und insbesondere der konservativen Partei zu überlassen?

Nur Eins steht fest, daß nämlich der Fürst Herrn von Hellendorff eine klare und sichere Direktive nicht erteilt hat, denn eine solche würde ein so verständiger, fast nüchternen Politiker, wie Herr von Hellendorff es war, nicht mißverstanden haben. —

Sprach sich aber der Fürst nicht in direkt abmahndem, ja warnendem Sinne aus, und wurde die von der Fraktion bei der zweiten Lesung erbetene Erklärung Seitens der Regierung nicht gegeben, so lag es in der That nahe zu vermuthen, daß die konservative Partei bei ihrer Absicht, die Vorlage ohne § 24 abzulehnen, verharren werde; und da ein derartiges Verhalten gleichbedeutend mit dem gänzlichen Fall der Vorlage war, so kann ich trotz alle- und alledem zu keinem andern Schlusse kommen, als zu dem, daß der Fall der Vorlage immerhin eine Eventualität bildete, für welche der Fürst die Mitverantwortlichkeit nicht a limine von sich weisen zu müssen glaubte. —

Das schwächt freilich die Verantwortlichkeit der konservativen

Fraktion für den schließlichen Fall des Gesetzentwurfs nicht ab. Wenn es nämlich einerseits feststeht, daß Herr von Hellborn nicht mit der Erklärung vor die Fraktion getreten ist, der Fürst wünsche die Ablehnung, und wenn andererseits der Fürst den nicht mißzuverstehenden Wunsch, die Vorlage schlimmstenfalls auch ohne § 24 angenommen zu sehen, nicht ausgesprochen hat, so blieb die Fraktion eben auf sich selbst gestellt und mußte nach eigener, bester Ueberzeugung ihre Entschlüsse fassen, wie sie das ja auch jedenfalls gethan hat, und wie es jede andere Fraktion gleich ihr thun mußte. Dabei galt dann die Stimme des Herrn von Hellborn natürlich nicht mehr als die jedes anderen Mitglieds der Fraktion, da der ihm erteilte Auftrag gänzlich resultatlos geblieben war. —

Daß wir anderen Parlamentarier — oder doch Viele unter uns — die ablehnende Abstimmung der Konservativen als einen schweren politischen Fehler empfanden, ja, daß wir uns nicht ganz der Befürchtung erwehren konnten, es sei dabei ein gutes Stück pessimistischer Politik mit im Spiele, das will ich garnicht leugnen. Täusche ich mich darin, so soll mirs recht sein; jedenfalls aber halte ich es für ganz einseitig und falsch, diesen Pessimismus nur bei Herrn von Hellborn zu suchen. So groß war der Einfluß dieses Herrn auf die Fraktion jedenfalls nicht, daß er sie hätte bewegen können, *contre coeur* einer Politik zuzustimmen, die man damals allgemein für pessimistisch hielt — so wenig auch die Folgezeit dieser Auffassung Recht gegeben hat. —

Notizen und Besprechungen.

Geographie.

Rannenberg, Karl, Kleinasien's Naturschätze, seine wichtigsten Thiere, Kulturpflanzen und Mineralschätze vom wirthschaftlichen und kulturgeschichtlichen Standpunkte. Berlin. Gebr. Bornträger. 1897. XII. 278 S.

Gerade zur rechten Zeit, da sich das allgemeine deutsche Interesse wachsend Kleinasien zuwendet, ist das kleine Buch erschienen. Bis vor Kurzem war das wichtige alte Kulturland wesentlich den deutschen Alterthumsforschern und Geographen überlassen. Erst aus dem letzten Jahrzehnt geben die Hamburger Orientlinie und die Kleinasien von Nordwesten nach Südosten, von Stutari bis vorläufig nach Konia durchquerende anatolische Bahn greifbar davon Zeugniß, daß auch deutsches Kapital und deutscher Handel mit Erfolg eindringen. Die alten Pläne deutscher Kolonisation in Kleinasien tauchen wieder auf und beschäftigen die Zeitungen.

Aus ehrlicher Bewunderung des auf dem Lande ruhenden unerschöpflichen Natursegens, der sich jedem Reisenden auch noch heute offenbart, trotz Verödung, Entwaldung, Raubbau und Mißwirthschaft, aus frischer Anschauung heraus ist das Buch entstanden, und diese Frische bildet einen besondern Vorzug. Der Verfasser (Offizier) hat selbst einen Theil des nördlichen Kleinasien, das untere Galysthal (Ryzył Irmal) und die nordöstlichen Küstengebirge, die er für kartographische Zwecke bereihte, kennen gelernt, sonst außerordentlich fleißig aus früheren Werken über Kleinasien, aus der Reiseliteratur — namentlich Hehn's feinsinniges Buch „Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergange von Asien nach Europa“ und Raumann's „Reise vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat“ sind ausgiebig benutzt —, aus den noch unveröffentlichten Reisenotizen von Kameraden, Premierlieutenant Schäffer u. A., den Stoff zusammengetragen. Die einzelnen Theile, Thierleben, Kulturpflanzen, Mineralschätze Kleinasien's, haben verschiedene Fachgelehrte durchgesehen und vervollständigt, ebenso hat ein Sprachforscher die türkischen und griechischen Worte für die Thiere, Erzeugnisse, Gesteine des Landes, die der Verfasser an der Spitze jedes

Abschnittes anführt und zum Schlusse noch einmal in einem Register vereinigt hat, nachgeprüft. So ist ein nützlich und zuverlässiges Sammelbuch entstanden, wie wir bisher noch keines besaßen, für weitere Preise bestimmt, mäßig im Umfange, schlicht und verständlich in der Form, wenn auch durch das an sich lobenswerthe Bestreben des Verfassers, immer die Gewährsmänner anzuführen und Aussage an Aussage zu reihen, etwas bunt und ungleich. Verschiedene Anekdoten und Erlebnisse sind eingestreut, eine Anzahl Autotypien nach meist recht gelungenen Photographien des Verfassers und anderer Reisender dienen zur Illustration.

Im Einzelnen lassen sich bei einem solchen Sammelwerke natürlich viele Nachträge liefern, auch wird, wer selbst Kleinasien genauer kennt, bisweilen wohl im Urtheil von dem Verfasser abweichen, aber die Gesamtleistung bleibt darum erfreulich und dankenswerth. Etwas stiefmütterlich behandelt ist das wichtige Berührungsgebiet zwischen Orient und Occident, die kleinasiatische Westküste, z. B. haben weder die Wälder des Ida in der Troas, die neuerdings von der türkischen Regierung besonders aufgenommen worden sind, noch die alten, vor mehreren Jahren wiederentdeckten Goldbergwerke südlich der Dardanellen, noch die heißen Quellen der erythraischen Halbinsel gegenüber Chios, noch die Panther des Mykalegebirges, noch die starke Zentralisirung des Süßholzhandels durch die Engländer im Mäanderthale Erwähnung gefunden. Außerdem hätte es wohl gelohnt, vielleicht einleitungsweise das vornehmste der kleinasiatischen Produkte, die Bevölkerung, ihre Vertheilung und Beschäftigung kurz im Zusammenhang zu besprechen, auch wenn das von R. gewählte Thema das nicht unmittelbar forderte, und R. an anderer Stelle (Grenzboten 1896) schon die einschlagenden Fragen gestreift hatte. Für die wirtschaftlichen und handelspolitischen Folgerungen, die R. offenbar aus seinem Buche gezogen wissen will, ist die Kenntniß der Bevölkerung unerlässlich. Gelegentlich geht er deßhalb auch darauf ein. So hebt R. sehr richtig wiederholt den nationalitätslosen, nur durch Religion und Staat bestimmten Charakter des modernen Türkenthums hervor, von dem der des heute in der Masse aufgelösten alten Herren- und Kernstammes der Osmanly wesentlich verschieden ist, aber er hält die Begriffe des Alt- und Neutürkenthums in diesem allgemeinen Sinne nicht immer klar genug auseinander, z. B. bei Beurtheilung des Ackerbaues in Kleinasien. R. leugnet, daß die Masse der Landbevölkerung aus Ackerbauern bestände, mit der Begründung, daß die einwandernden Türken ein Hirten-, kein Ackerbauvolk gewesen seien, und der starke Steuerdruck ein Aufblühen der Landwirthschaft verhindere. Die abweichenden Urtheile sollen allein auf die Umgebung der anatolischen Bahn, wo ein vorzügliches neues Ackerbauerelement in den zahlreich dort angesiedelten Einwanderern aus nicht oder nicht mehr türkischen Gebieten (Muhadjjrs, „Flüchtlinge“) gewonnen sei, passen. Nun steht gewiß der Ackerbau in Kleinasien auf keiner sehr hohen Entwicklungsstufe, aber deßhalb werden doch nicht

nur an der anatolischen Bahn, sondern mindestens in ganz West- und Nordwest-Kleinasien, soweit sie von Türken besiedelt sind, die meisten Landbewohner Ackerbauer sein; jedenfalls scheidet sich dort von der Bauernbevölkerung deutlich die Hirtenbevölkerung der Yürüken („Nomaden“). Die absichtliche Verwüstung des Waldes, die man in allen Gebieten Kleasiens beobachten kann, gilt keineswegs immer dem Bedürfnis neuer Weide, sondern sehr oft auch dem neuen Ackerlandes. Das Wesen des Türkenthums hat sich eben im Laufe der Zeit durch die Sefthastigkeit und, worauf R. selbst gerade hier wieder hinweist, durch die Mischung mit anderen Bevölkerungselementen gewandelt.

Uebrigens ist dieser kleinasiatische Bauer, den R. sonst sehr hoch stellt, auch nicht faul und arbeitsunlustig, wie R. meint. Ich kann nach meinen eigenen Beobachtungen nur von der Goltz' u. A. Urtheil bestätigen, daß er im allgemeinen durchaus fleißig ist, ebenso wie der türkische Handwerker und Arbeiter. Der Südländer und namentlich der Orientale nimmt sich von vornherein mehr Zeit. Wenn dann in von Europäern kaum besuchten Gebieten die Männer sich neugierig um den Fremden sammeln, so darf man ihnen das nicht als Faulheit anrechnen. Endlich wird auch keineswegs alle Arbeit den Frauen überlassen. Natürlich hat die Frau schon durch die Religion eine etwas andere Stellung als bei uns. Sonst sieht man aber häufig ebenso wie bei uns Mann und Frau einträchtig zusammen bei der Feldbestellung. Eine andere Frage ist, ob die kleinasiatische Bauernschaft sich wird fortbilden und einer höheren Kultur anpassen lassen; sie hängt mit der Frage nach der Reformfähigkeit der gesammten Türkei zusammen. Und dabei urtheilt R. gewiß richtig, wenn er die Frage verneint. Die Zähigkeit und Volkskraft der Bevölkerung, namentlich der kleinasiatischen Bevölkerung wird das türkische Reich sicher noch lange über Wasser halten können, aber zu einer dauernden Erneuerung des wirtschaftlichen und politischen Lebens, zur Annäherung an die Kulturhöhe des Westens wird es wohl nie kommen. Der Türke bedarf zum Leben und Wohlbefinden auf die Dauer nicht nur seiner Religion, sondern auch seines Staates. Deshalb wandern die Türken zahlreich aus den vom türkischen Reiche im Laufe der Zeit abgesprengten Gebieten aus, auch wenn man ihnen dort nicht nur Religionsfreiheit, sondern auch volles Staatsbürgerrecht gewährleistet und Lebensbedingungen und Behandlung besser sind als im alten Vaterlande, aus Griechenland, Rußland, jetzt wieder aus Kreta. Staat und Religion sind aber in ihren Formen erstarrt und nicht mehr bildsam.

Die Türken von heute haben selbst das Gefühl des Niedergangs. In den Gegenden Kleasiens, wo sie in Konkurrenz mit anderen Bevölkerungselementen stehen, an den Küsten, namentlich an der Westküste, in Armenien, gehen sie numerisch zurück. Auf ihnen allein ruht der Kriegsdienst, der die Männer in ihren kräftigsten Jahren von der Heimath fernhält; in der Regel sieht man in den Dörfern nur ganz junge und ältere Männer.

Verzweifelte Gewaltmaßregeln wie die armenische Vesper in Armenien selbst vor mehreren Jahren, die mit durch Uebervölkerungsfurcht veranlaßt worden ist, helfen dagegen nichts. So ist es, wie R. mit Recht hervorhebt, jetzt an der Zeit, wirthschaftlich von Kleinasien Besitz zu ergreifen. Deshalb möchte man seinem Buche auch die rechte Beachtung und Verbreitung in der deutschen Handelswelt wünschen. Es hinweise auf Verkehrszentren, Waarenpreise, Zuchtplätze der Nutzthiere, Anbaugelände verschiedener Nutz- und Handelspflanzen können hier unmittelbar Anregungen geben. Eine deutsche Kolonisation im großen Stile wird auf dem kleinasiatischen Festlande aus den verschiedensten Gründen nicht durchführbar sein, aber die Ausnutzung des bei weitem nicht genügend angebauten Landes durch Plantagenwirthschaft und größere Güter, durch Handelsaustausch verspricht reiche Ausbeute. Es gilt hier mehr noch als bisher neben Engländern, Russen, Franzosen, Oesterreichern festen Fuß zu fassen. Die politische Lage ist dafür die günstigste, wir wollen hoffen, daß sie in der richtigen Weise verwertet wird.

Marburg i. H.

Walther Judeich.

Kunst.

Die Zeitschrift Pan.

Zweiter Jahrgang, 4. Theil. Dritter Jahrgang, 1.—4. Theil. Vierter Jahrgang, 1. Theil. Herausgegeben von der Genossenschaft Pan. Berlin, bei F. Fontane und Co. 1897/98.

(Kunst und Kritik. Kunst für die oberen Klassen oder für das ganze Volk? Kunstpädagogik. Die Hamburger Organisation. Malerei, Kunstgewerbe und Plastik im Pan. Robin und Reunier, Ausländische und heimische Kunst.)

Auf neue kunstgeschichtliche Bücher hinzuweisen, fehlt es uns in diesen Blättern nicht an Gelegenheit. Um aber von der Kunst der Gegenwart, ihren Mäthen und Hoffnungen zu reden, um kunstpolitische Fragen zu erörtern, giebt der Fortgang der Zeitschrift Pan besonders willkommenen Anlaß. Wenn unsere früheren Berichte*) sich angelegen sein ließen, Band für Band durchzumustern, um die Physiognomie des neuen Ankömmlings und ihren Anfangs gern wechselnden Ausdruck festzustellen, so darf man jetzt, da der Pan in ein ruhigeres Fahrwasser gelangt ist, den mehr prinzipiellen Fragen sich zuwenden, die für die Ausgestaltung eines solchen als Musterzeitschrift geplanten Unternehmens in Betracht kommen.

*) „Preussische Jahrbücher“ 1895, Bd. 82 S. 174 ff.; 1897, B. 88 S. 150 ff.

Von Anfang an stand fest, daß der Pan nicht nur eine bessere Zeitschrift werden sollte, als das, was vor und neben ihm vorhanden war, sondern etwas ganz anderes; mit andern Mitteln arbeitend und nach anderen Zielen gerichtet. Er sollte nicht das „Publikum“ als eine gegebene Größe hinnehmen und als geschäftliches Unternehmen mit dessen mannigfaltigen Geschmacksrichtungen und Bedürfnissen spekuliren, sondern ein Huslein maßgebender Leute und Meinungen sammeln, die in unserem Kunstwesen ohne Rücksicht auf Noterien und Parolen nach dem rechten sahen. Daß man eine solche Aufgabe, die Kunstinteressen zu organisiren, nicht den ausübenden Künstlern allein anheimgeben kann, ist klar. Der Schaffende hat die Fehler seiner Vorzüge, daß er nur das ihm Mögliche und Nothwendige begreift; seiner Exklusivität muß der ruhigere Blick des Kunstfreundes, des Kritikers und Gelehrten ergänzend zur Seite treten. In England ist die glückliche Entwicklung der Kunstdinge wesentlich dem Zusammentreffen zu danken, daß ein Schriftsteller, der das lebhafteste Gefühl für Natur und Kunst besaß, daß John Ruskin sein ganzes Leben der Erziehung des Publikums zur Kunst weihte, und dabei eine Reihe künstlerischer Kräfte fand, die durch ihre Werke jene Propaganda des Wortes erst fruchtbar machten. Ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen, in dem natürlich der Strom nicht in dem von Haus aus ihm angewiesenen Bett festgehalten werden konnte. Aber ich glaube, daß die Wohlthat jener Bewegung selbst von den Gegnern anerkannt wird. Leicht ist ein solches Zusammenarbeiten nicht. Von den persönlichen Reibungen abgesehen, die schließlich durch die beherrschende Empfindung, einer gemeinsamen Sache zu dienen, überwunden werden können, giebt es nun aber doch Schwierigkeiten, die aus den Verhältnissen entstehen, und die größte Schwierigkeit scheint mir zur Zeit in der Frage zu liegen, an welches Publikum man appelliren soll.

Arbeitet die Kunst nur für die obersten Schichten der Gesellschaft oder darf man hoffen, ihr eine breitere Wirkungssphäre zu gewinnen? Wenden wir ins Ausland, so erhalten wir in Frankreich keine Antwort. Die französische Kunst kann, wie sie ist, als Dienerin des Luxus so lange bestehen, als sie die Kundschaft nicht nur des eigenen Landes, sondern aller reichen Leute der Welt besitzt. In England aber hatte die Bewegung, von der zuvor die Rede war, von Anfang an eine ausgesprochen demokratische Richtung.

Carlyle, Ruskin und Morris standen Pathen und waren von dem Glauben getragen, daß es sich um eine Angelegenheit des ganzen Volkes handle, nicht etwa eben bloß einer oberen Schicht. Sie wünschten, dem Industrialismus und Kapitalismus, der auf die unteren Klassen ebenso drückte wie er die englische Landschaft wüthete und verunstaltete, ein Evangelium unveräußerlicher idealer Mächte entgegenzustellen. Freilich ist diese Bewegung nicht in ihren anfänglichen Gleisen geblieben. Künstler fühlten sich

dahin gezogen, wo Bedürfnisse nicht erst geschaffen werden sollen, sondern wo sie ihnen lebendig entgegenkommen; auch wenn sie anfänglich ihr Steuer nach der Volkskunst richten, können sie schließlich beim Raffinement und dem Luxusbedürfniß der thatsächlich vorhandenen Kunstliebhaber landen. Morris, sozialistischer Agitator, Dichter und Künstler in einer Person, ist selbst in diese Inkonsequenz gerathen. Aber gesunde Gedanken müssen, auch wenn sie Ablenkung und Hemmung erfahren, sich durchwachsen. Es ist sehr erfreulich, daß neuerdings in England Architekten die Führung übernommen haben, die es als eine Ehrensache betrachten (Boysay und Newton z. B.), ihre Kunst an billigen Häusern zu üben; sie stellen die übrigen Künste in den Dienst der dekorativen Aufgaben und finden eine Freude daran, Möbel, Tapeten, Kaminverkleidungen, Frieze, Decken selbst zu entwerfen. Sehr merkwürdig ist, bei dem heutigen Stand der Dinge zu verfolgen, wie diese Einfachheit, die durch den Kostenpunkt und die Rücksicht auf die Brauchbarkeit vorgeschrieben ist, sich mit jener raffinierten Einfachheit berührt, die eine übersättigte Luxuskunst sich von Zeit zu Zeit gleichsam als Diät verschreibt.

Solche Erfahrungen hatte man also vor Augen, als man bei uns daranging, ein ernsthaftes Organ für Kunstinteressen ins Leben zu rufen. Auf die Bodsprünge, die der Pan in seinen Anfängen machte und auf die Böcke, die er geschossen hat, will ich hier nicht zurückkommen. Sie sind in den früheren Berichten besprochen worden. Seitdem ist eine entschiedene Klärung zwar nicht, aber ein Gleichgewichtszustand zwischen zwei Richtungen und Neigungen eingetreten, die somit jetzt deutlicher erkennbar werden. Um überhaupt zur Welt zu kommen, bedurfte der Pan eines Grundstocks reicher Liebhaber und Subskribenten. Diese — sagen wir Aktionäre des Pan haben folgenden Geschmack. Sie haben keine nationalen Vorurtheile und lieben das italienische Quattrocento so gut wie Japan; sie bewundern die Glasscheiben und — gefäße von Tiffany in New-York und die französischen von Gallé, die Töpferereien von Clement Raffier, Tapeten von Walter Crane, die Zeichnungen von Beardsley und die Radierungen von Klinger. Die Dinge müssen schön sein, sie müssen theuer sein und sie müssen „unzeitgemäß“ sein, um ihnen zu gefallen. Noch Eines aber vielleicht: sie müssen zwecklos sein. Wie gewöhnlich ist die Literatur hierin der bildenden Kunst voraus, dem neuesten Windhauch der Geschmackswandlung zu folgen. Die neueste Kunst wird in Wollentuchdudshiem gegründet, jedes Utilitätsbestreben wird von ihr abgelehnt; es kommt nur noch auf die schöne Geste und den Rhythmus an. Es ist klar, daß der Pan den Erwartungen von dieser Seite nicht widersprechen konnte. Er mußte von allen vier Weltenden schöne Dinge zusammensuchen, auf sie hinweisen, und für den, der zu ungeduldig ist zu warten, bis solche Dinge auf unserem eigenen Boden wachsen, ist wirklich keine andere Möglichkeit, seine Lust zu befriedigen. Hatte man früher die alten Meister kopirt

und weist man jetzt auf zeitgenössische ausländische Muster hin, so ist die Wirkung in beiden Fällen ziemlich ähnlich; man drängt zur Nachahmung, statt die lebendigen individuellen Kräfte zu pflegen und zu entwickeln. Daß man seinen Kindern so gern die Nachbarfinder als Musterknaben empfiehlt, kommt daher, daß es bequemer ist, ein fertiges Modell zu nehmen, als die Eigenschaften seines eigenen Thons zu beobachten und aus ihm die Gesetze des Gestaltens zu entwickeln.

Zimmerhin bleibt es ein wirklicher Gewinn, daß sich bei uns ein Stamm gebildet hat, der wirkliches Kunstbedürfnis besitzt und dies, wenn auch nach seinem Gutdünken, befriedigt. Ein weiteres ist aber, diese Nachfrage mit dem nationalen Vermögen in Verbindung zu bringen. Es ist ein weiteres und ein höheres. Die Kunst auf eine breitere Grundlage zu stellen, sie aus einem Privileg der oberen Klassen zu einem Gemeinbesitz zu machen, wäre eine große Angelegenheit. Man spricht sehr viel davon, und neuerdings auch im Zusammenhang mit der sozialen Frage. Unter den idealen Mächten, die gegen Materialismus, Neid und Unzufriedenheit mobil gemacht werden sollen, stellt sich neben Religion auch Literatur und Kunst, um über trennende Gräben hinweg wieder Gemeingefühl zu wecken und zu stärken. Was die Kunst an Selbständigkeit opferte, indem sie sich dem Leben und seinen Aufgaben unterordnete, würde ihr reichlich durch die Kraft ersetzt werden, die ihre immer tiefer dringenden Wurzeln dann aufzusammeln vermöchten. Sie würde wurzelfester werden, widerstandsfähiger gegen Unächtes und Fremdes, reicher und voller. Einstweilen aber haben wir Ansätze zu einer nationalen bildenden Kunst, mehr aber noch nicht. Die Erfüllung wird sicher davon abhängen, ob es gelingt, Interesse und Bedürfnis, die jetzt auf eine Klasse beschränkt sind, auch in den übrigen zu erzeugen. Und dazu ist viele und geduldige Arbeit nöthig und einseitige Erziehungskunst. Ein Aufsatz des Pan (von H. Otto Ernst) erörtert diese Angelegenheit in etwas derber, aber nicht unzutreffender Weise. Es heißt da z. B.: „Wenn man gewisse dieser Versuche des Popularisirens betrachtet, kann man sich allerdings nicht wundern, daß sie scheitern, und daß der Anfangs hochmuthige Pionier sämtliche Volksaufklärungsrequisiten mit einer aristokratischen Bewünschung an die Wand schleudert. Wer einer soeben aus Komptor und Werkstatt, Fabrik und Wechselstube, Küche und Waschkraum zusammengetrommelten Versammlung ohne Weiteres mit Bildern von Eduard Munch, Dramen von Maeterlinck und Kompositionen von Richard Strauß vor die Brust springt, darf sich für den Mißerfolg bei sich selbst bedanken. Das Publikum geht dann nach Hause und sagt: „da lob' ich mir den Trompeter von Säckingen!“ Ich meine gelesen zu haben, daß im vorigen Herbst ein „Kongreß für Volksunterhaltung“ in Berlin getagt hat. Aber nicht nur um Unterhaltung handelt es sich, sondern um Erziehung und planmäßige Arbeit; auch ist es vielleicht minder wichtig, Kunstwerke, die nur auf einen engen Kreis von Genießenden berechnet sind, „popularisiren“

zu wollen, als überhaupt unter der Asche von Stumpfheit und Konvention einen Funken lebendigen Natur- und Kunstgefühls zu entdecken und mit geeigneten Mitteln zu beleben.

Was nach dieser Richtung geschehen kann, zeigt das Beispiel Hamburgs und die Thätigkeit Alfred Lichtwarks. Seine Mitarbeiterschaft am Pan hält jener vorhin gekennzeichneten Neigung und ihrer Parole *l'art pour l'art* ein höchst nothwendiges und heilsames Gegengewicht. Ich will hier nicht untersuchen, ob in Hamburg die Voraussetzungen günstiger sind als sonst in Deutschland, wo die Kunst, um einen Ausdruck von Wilhelm Bode zu gebrauchen, „in bureaukratische Institutionen und Instanzen eingezäunt ist.“ Jedenfalls ist dort ein erfreuliches Zusammenarbeiten zu gewahren. Statt des üblichen „Kunstvereins“ oder neben ihm sind die Kunstinteressen vielgliedrig organisiert und zugleich in Fühlung mit der Centralstelle der Kunsthalle gehalten. Der Dilettantismus, dieses so nothwendige Bindeglied zwischen Kunst und Publikum und der nächste Resonanzboden für die Kunst, ist wohl diszipliniert und, um ihn vor sportmäßiger Ausartung zu bewahren, in den Dienst des Heimathskultes und der Heimathskunde gestellt; auch die Amateurphotographie wird als ein Erziehungsmittel des Auges unter eifriger Kontrolle gehalten. Um die Fäden möglichst weit zu spinnen und nach allen Breiten hin der Kunst Zugang zu schaffen, ist die Lehrervereinigung ins Interesse gezogen worden, und Lichtwark hat mit Schülerklassen, zunächst Mädchen, Uebungen vor den Bildern seines Museums veranstaltet, um die so sehr verabäumdete Kunst zu lehren, daß die Jugend ihre Sinne (und nicht nur den Verstand) zu gebrauchen sich übe. Die Unterhaltungen mit den Kindern sind aufgezeichnet und in einem anziehenden Büchlein herausgegeben worden (Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken, Dresden, Rühlmann 1898). Ferner ist in der Kunsthalle eine Gemäldeabtheilung gebildet worden, für die tüchtigen Künstler aus ganz Deutschland Hamburger Ansichten, nur solche, zu malen eingeladen worden sind. Denn alle diese Unternehmungen ruhen auf der Einsicht, daß die Kunst nicht ein zufälliges und gnadenmäßiges Himmelsgeschenk sei, sondern ein Bodengewächs, das dann freilich der Pflege bedarf. Heimathgefühl ist die ethische Voraussetzung eines lebendigen Natur- und Kunstgefühls. In einer Reihe von Aufsätzen des Pan hat Lichtwark deutsche Städte und Landschaften geschildert, das Historische, das Gegenwärtige, die ganze Lokalphychologie, Betrachtungen, wie man sie nicht im Wäbeler findet, und die immer darauf hinauslaufen, das geschichtlich Gewordene als ein Individuelles zu begreifen, dem die Kunst kein äußerlicher Behang ist, sondern ein wesentlicher Charakterzug und die unterscheidende Physiognomie. Diese wohlbegründete Predigt von der Pflege einheimischer Kunstkeime, die gegen zudringliche ausländische Moden und Konkurrenzen geschützt werden müssen, steht nun freilich im Pan einstweilen dicht neben der Schaustellung des Fremden. Dies ist ein Zustand zweier Seelen, auf

den ich Eingang bereits hingewiesen habe und den ich nachher noch einmal zu berühren Anlaß finden werde.

Der Pan hat alle Künste in sein Programm aufgenommen. Aber nicht alle haben es zur Zeit in gleicher Weise nöthig, daß man sich ihrer annimmt. Die Malerei ist fraglos bei uns die blühendste und (wenn man die Monumentalmalerei ausschließt) auch befriedigendste Kunst. Von Böcklin hat der Pan zum siebzigsten Geburtstag des Meisters eine Anzahl Zeichnungsblätter mitgetheilt, vermuthlich weil seine Gemälde durch die Bruckmannschen Veröffentlichungen als bekannt vorausgesetzt werden. Großen Werth kann ich in diesen Zeichnungen nicht finden. (Nur der Baumschlag und der eine Frauenakt machen eine Ausnahme). Während sonst Zeichnungen großer Meister die Einzeltheile ihrer Schöpfungen in vollkommenerem und feinerem Zustand zeigen als im Endzustand und in der Disziplin des vollendeten Werkes, tritt in diesen Böcklinischen Blättern der unvollkommene Zustand eines vollkommeneren Ganzen zu Tage. Diese Blätter sind nur Hülfsmittel, Notate und Gedanken, aber keine Naturstudien. Je genauer man sie ansieht, z. B. die vanitas, um so mehr verlieren sie. Es hat wissenschaftliches, aber gar kein künstlerisches Interesse, einen Künstler, der ausschließlich polyphon empfindet, mit einem einzelnen Instrument, dem Zeichenstift, vor das Publikum zu stellen. Mit Genugthuung sehe ich, daß mein Urtheil in dieser Frage nicht allein steht. In dem neuesten Heft des Pan (IV, 1) das mir zugeht, als dieser Bericht bereits auf dem Papier stand, hat Herr Dr. Schmid in einem Aufsatz über Böcklins Skizzen sich folgendermaßen geäußert: „Bei Böcklin ist die Skizze nie der frischere Ausdruck dessen, was der Künstler uns zu sagen hat; erst das Bild enthält den vollen Gehalt der Stimmung. Nie ist das treibende Motiv eine gut gerathene Skizze nach einem Stück Natur. Schon der ersten Aufzeichnung ist eine poetisch abrundende Vorstellung vorangegangen.“*) Und so ist es denn besser, den Pan mit Beiträgen von Malern, die Zeichnung, Radirung, Lithographie als selbständiges Ausdrucksmittel pflegen und beherrschen, auszustatten. Klinger, Liebermann, Graf Kalckreuth, L. v. Hofmann haben in der werthvollsten Weise mitgewirkt. Weniger glücklich scheinen mir eine Anzahl Reproduktionen nach Hamburger Malern und nach L. Dill; je mehr die Originale auf Farbe gestellt sind, um so mehr verlieren farblose Nachbildungen Charakter und Interesse. Ganz besonders bin ich Heinrich Weizsäcker in Frankfurt dankbar, daß er von den Cron-

*) Das nämliche neue Heft bringt einen Beitrag von größter Wichtigkeit in Sachen Böcklins, Theile eines Tagebuches, das ein junger (inzwischen verstorbener) Berliner Maler, Namens Schmid, über seinen Verkehr mit Böcklin in Rom geführt hat. Einstweilen hat H. v. Eschudi den ersten Theil, der von Januar bis Juli 1866 reicht, veröffentlicht. Daß diese Aufzeichnungen fast nur Maltechnisches enthalten, wird Niemanden überraschen, der sich ernstlicher mit Böcklins Kunst beschäftigt hat. Jedenfalls verdienen sie das größte Interesse, und es wird noch oft davon gesprochen werden.

berger Malern, einer Künstlerkolonie bei Frankfurt, der weiteren deutschen Welt Einiges gerühmt hat. Jahrzehnte, ehe man von Worpsswede oder Dachau hörte, saßen dort tüchtige Künstler, verliebt in einen kleinen herrlichen Fleck Erde und unbekümmert, daß außer ein paar Frankfurter Sammlern Niemand von ihnen Notiz nahm. Anton Burger, Kumpf, Maurer, Burniz, denen sich als ein Original der Zeichner Peter Becker anschließt. Alte Herren (soweit sie überhaupt noch am Leben sind), aber nicht veraltet, und dies will viel sagen in unseren Kunstlagern, wo so manche bei lebendem Leib absterben und verkümmern. Weil dieses Absterben häufig vorkommt, entstehen jene Kämpfe, Spaltungen und Sezessionen, die schwer zu befrieden sind, weil die sachlichen Fragen zugleich Personenfragen sind. Der Pan als ein kunstpolitisches Organ kann nicht anders als Partei ergreifen; wenn er gewisse Kunstkreise heranzieht, muß er andere ausschließen. Polemik braucht er nicht zu suchen, aber auch nicht zu scheuen. Wenn über Berliner oder über Karlsruher Kunstakademieverhältnisse geurtheilt wird, so bürgen die Namen der Referenten dafür, daß die sachlichen Interessen der Kunst die obersten und ausschlaggebenden sind.

Der Dekoration und dem Kunsthandwerk ist ein verhältnißmäßig breiter Raum gewährt worden, und insofern mit Recht, als man sich auf diesem Gebiet mit besonders lebhaften Hoffnungen trägt. Eine Anzahl Künstler sind von der „hohen“ Kunst auf dieses ausichtsreiche Gebiet herübergeschwenkt und haben etwas Leben und Lärm in den Reihen der älteren Kunstgewerbler verbreitet. Die Gründe dieses Uebertritts brauchen hier nicht untersucht zu werden (übrigens scheinen mir die von Geheimrath Vode III, 41 angegebenen sehr beachtenswerth). Ob diese Bewegung tiefer greifen wird und Formen gewinnt oder nur mit gewissen Moden im Zusammenhang steht, bleibt abzuwarten.

Ich meinestheils erwarte das Heil erst dann, wenn die Architektur sich rührt und auf eigene Füße kommt; natürlich meine ich nicht öffentliche Bauten, sondern das Wohnhaus. Erst wenn wir die historischen Stile los werden, fällt auch das alte „stilvolle“ Kunstgewerbe. In der Architektur aber geht es langsam, am langsamsten unter allen Künsten. Erst wenn da „der Frühling in den Birken weht“, glaube ich, daß wir vom Fleck kommen. Ich lasse gern über diesen Punkt Lichtward das Wort (realistische Architektur, Pan III, 229 ff.): „Malerei, Plastik, Literatur haben eine Epoche des Realismus hinter sich, und nach langen Kämpfen ist man darüber einig, daß es ein nothwendiger Durchgangsprozess war. Die deutsche Architektur steckt noch bis über die Ohren in der Romantik und im Akademismus. Kleine Wohnhäuser müssen Thürme, Giebel, Erker, Mansarden und eine Ueberfülle an plastischem Schmuck haben. Niemand steigt auf den Thurm; denn es ist dort gar nichts zu sehen, und bewohnbar ist er auch nicht. Niemand sitzt im Erker; denn man kann sich nicht darin umbrehen. Niemand sieht die Ornamente an; denn der Frost würde ihn schütteln.“

Ebenso pflegt nach akademischer Tradition bei Monumentalbauten die Fassade als Hauptsache aufgefaßt zu werden. Das Leben mag sehen, wie es dahinter fertig wird.“

Der plastischen Kunst ist im letzten Jahr des Pan besondere Aufmerksamkeit zu Theil geworden, und das war sehr nöthig. Außerlich hat es ja den Anschein, als ob ein der Plastik besonders günstiger Wind wehe, da überall Denkmäler gesetzt werden, und die Bildhauer sich anhaltend eingeladen finden, Modelle einzuschicken. Was wir aber da als eine neue Bevölkerung unserer Straßen und Plätze entstehen sehen, ist eine so hohle Rhetorik, ein bloß dekorativer Schwulst, daß wir vor lauter Posaunen und Militärmusik keine Spur wirklicher Empfindung entdecken können. Und da Seele der Reimpunkt aller Kunst ist, so scheint uns diese Plastik in der größten Gefahr, völlig veräußerlicht zu werden und dem Theater anheimzufallen. In dieser Lage heißt es wirklich: helf, was helfen mag, und so hat der Pan versucht, unserer Plastik einen ausländischen Spiegel vorzuhalten. Er bringt auch etwas deutsche Kunst: Gehger und Volkmann; ich denke aber, so sehr man ihr fleißiges Studium anerkennen mag, Leute von großer Selbständigkeit sind es nicht. So müssen denn doch die Ausländer dran, uns klar zu machen, was Plastik sein könne, und in diesem Sinne hat die Dresdener Kunstausstellung von 1897 eine große Sammlung von Werken des belgischen Bildhauers Meunier vereinigt, recht mit der Absicht, dem flauen Antikisiren und dem Hähnel-Schillingschen Akademismus ins Gesicht zu leuchten. Diese Sammlung ist dann auch in anderen deutschen Städten ausgestellt worden. Im Pan hat Georg Treu, der Dresdener Archäologe, eine begeisterte Würdigung Meuniers gebracht (auch separat erschienen mit 34 Bildertafeln. Dresden, Richter 1898). Gleichzeitig wurde der Pariser Bildhauer Aug. Rodin*) eingeführt und Jean Dampy. Diese Drei, Dampy, Rodin und Meunier, sind wirklich ausgezeichnete Künstler; sie sind, sehr im Unterschied von unserer Plastik, innerlich ergriffen von ihren Gegenständen; der Ausdruck einer gewissen Empfindung beherrscht so sehr alles Andere, daß, wenn dies herausgebracht ist, das Uebrige unwesentlich erscheint und daher auch verabsäumt wird. Es giebt Werke von Rodin und Dampy, wo in unmittelbarer Nähe der Accente der Marmorblock roh gelassen ist und in seine Unartikuliertheit zurückfällt, als solle ja recht deutlich gezeigt werden, wie gering diese Künstler von technischer Virtuosität (die ihnen keineswegs mangelt) denken, wie sie allein die Be-

*) Ueber Rodin sind auch in der Pariser gazette des beaux arts (Mai 1896) und im Londoner Studio (Mai 1898) vortreffliche Artikel und Abbildungen erschienen. Der Artikel des Pan ist von einem Pariser Kritiker und wohl übersetzt. Daß ein solcher, an Cabalisten nicht armer Styl ein Schmutz der Zeitschrift sei, kann ich nicht finden. Man liest darin (III, 194): diesen improvisischen Charakter haben auch die Blätter u. s. w. So schlimme Blüten hätte doch die Korrektur tilgen sollen!

fehlung schätzen. Dampft ist in der Kleinplastik, im Kunstgewerbe, wo die genaueste, ja raffinierte Technik von ihm angewendet wird, wie in der Marmorplastik thätig; seine Büste einer alten Großmutter mit dem kleinen Enkelkind, die das Luxemburg-Museum besitzt, gehört zu den größten Meisterwerken moderner französischer Plastik. Rodin ist wohl im Porträt am stärksten. In der Monumentalplastik, in der er das Claude Lorrain-Denkmal in Nancy und ein Denkmal in Calais geschaffen hat, die ich beide nur aus Abbildungen kenne, scheint ihm das Gefühl für architektonische Linie völlig zu mangeln. Meunier schließlich hat eine Welt von Gestalten und Szenen aus den belgischen Kohlen- und Eisenindustriebezirken geschaffen, im Stoffkreis mit Zolas *Germinal* und Millet's Bauern sich berührend; sein Lebenswerk will er mit einem Riesendenkmal, einem „Monument der Arbeit“ krönen, das die verschiedenen Zweige menschlicher Kraftbethätigung zur Darstellung bringen soll. Hier hätten wir also einen Künstler vor uns, der im Unterschied von den beiden Vorgenannten leidenschaftlichen inneren Antheil an seinen Gegenständen und mächtigen Ausdruck des Lebens mit dem höchsten Drang und der Begabung zu monumentaler Gestaltung verbindet. Hieraus erklärt sich das Interesse, das Meunier allenthalber bei uns erregt hat. Eine prächtige Kohlenzeichnung von Liebermann (Pan III, 244) zeigt den im höchsten Grad sympathischen Kopf des Künstlers. Darf ich zu dem von so vielen Seiten über Meunier Geschriebenen ein Wort hinzufügen, so möchte ich zunächst die beliebte Vergleichung mit Millet einschränken. Ich halte Millet doch für weit ursprünglicher. Millet ist griechisch in dem Sinn, wie Goethe von Raphael spricht: er gräzifizirt nirgends, fühlt aber durchaus wie ein Grieche. Millet antikifizirt nicht. Von Meunier kann man das nicht im nämlichen Grad behaupten. Seine Einzelgestalten wissen häufig, daß sie angesehen werden; sie haben etwas Bewußtes, ja eine Neigung zur Pose und Rhetorik, während Millet's Gestalten eine Welt ganz für sich bleiben. Wahrhaft groß aber finde ich Meunier im Relief. Die Darstellung eines Bauern, der zwei Zugthiere zurückreißt oder der Arbeitergruppe vor dem Schmelzofen ist wirklich überwältigend und von einer Kraft des dramatischen Ausdrucks, die mir die eigenste Domäne des Künstlers zu sein scheint. Daß er in der Reliefkunst stärker ist als in der Freiplastik, sowohl soweit diese Einzelfiguren als soweit sie Freigruppen darstellt, scheint damit zusammenzuhängen, daß Meunier viele Jahre vorwiegend gemalt hat. Seine Gruppe einer an der Leiche eines Bergmannes trauernden Mutter (*le grisou*, lebensgroße Bronze im Brüsseler Museum) fordert durchaus irgend einen Hintergrund; so wie sie dasteht, ist der Gesamtumriß doch sehr unbefriedigend. Ich hebe, trotzdem ich Meunier bewundere, diese Punkte hervor; denn wenn man unsere Kunst auf überlegene auswärtige Muster hinzuweisen Ursache findet, soll man sein Urtheil besonders unbefangen zu halten sich bemühen. Darin, daß man sich gegen Schwächen ausländischer Künstler blind machen würde

und in den Fehler der Ueberschätzung fiel, läge etwas unnützer Weise Verbitterndes und Demüthigendes für die Künstler des eigenen Landes.

Von diesem Gesichtspunkt aus ergibt sich noch einmal Anlaß, das richtige Maß im Hereinziehen der ausländischen Produktion im Sinne einer vernünftigen Kunstpolitik zu predigen. Wo in unserer Kunstthätigkeit ein vacuum klappt, müssen wir das Ausland haben. Zum Beispiel war es durchaus am Platze, die französische Medaillenkunst eines Koty, Chaplain, Charpentier in den Schaukästen unserer Museen und Ausstellungen einzuführen und so zur Thätigkeit auf einem bei uns bis dahin völlig brach liegenden Gebiet anzuregen. Wo wir auf falschem Weg sind, kann ein besseres Beispiel zur Besinnung mahnen. Im Ganzen aber sind wir Deutsche, weil unsere Kultur nach manchen Seiten noch gar keine rechten Umrisse und Formen hat, zu entgegenkommend für das Fremde. Um wieder vom Pan zu sprechen, so sehe ich nicht recht, was ihm mit Kunstblättern wie denen von Nicholson und Maurice Denis (im dritten Theil des dritten Bandes) oder von Maxim. Luce (IV, 1) gebient ist. Das wird hoffentlich nie deutsche Kunstart werden. Und so war es mir eine Genugthuung, nachdem ich den Artikel von H. v. Seidlitz über Vegas gelesen hatte, einen französischen Maler, den „das Geistesleben nur sehr wenig interessirt“, den gleichen verehrten Verfasser über Albrecht Dürers Holzschnittfolgen im Pan das Wort nehmen zu sehen, einen Künstler also, der sich einigermaßen für das Geistesleben interessirte und zwar so sehr, daß man jedem Fremden, was deutscher Geist sei, an Dürers Werken klar machen kann. Gewiß, es giebt der Anweisungen viele, unserer Kunst auf den guten Weg zu helfen. Stellt man ihr das Neue und Fremde vor Augen, so mag sie es nützen; die Hauptsache wird aber bleiben, die ächte gute Ueberlieferung unserer Kunst zu pflegen und an sie anzuknüpfen; nicht mit zu viel Pfropfkünsten, sondern durch Bestellung des heimischen Bodens und Beachten seiner Natur wird Gedeihen und gesundes Fortschreiten zu erzielen sein.

*

*

*

Da ich nur über den Hauptinhalt des Pan, soweit er der bildenden Kunst dient, zu berichten habe, so könnte ich hier die diesjährigen Bemerkungen schließen. Wegen das System, bildende Kunst und Literatur in einem Organ zusammenzugeben, habe ich gleich beim ersten Erscheinen des Pan meine Bedenken ausgesprochen, da ein wahrer Parallelschritt zwischen Literatur und Kunst nicht vorhanden sei, die erste vermöge ihrer beweglicheren Technik stets vorauszuweichen, und ihr Einfluß auf die bildende Kunst mehr beunruhigend und zerstreuernd als fördernd wirke. Von einem der Leiter des Pan ist mir damals erwidert worden, das möge zugegeben werden, thatsächlich sei aber die übliche „Kunstschreiberei“ in Deutschland zu geringwerthig, um den Text des Pan damit zu bestreiten, und aus

diesem Grund könne die „Poesie“ nicht entbehrt werden. Wogegen nun auch nichts zu sagen war. Man kann sonach diese Beiträge in Poesie und Prosa als eine Art Zwischenaktmusik betrachten, auf die zu hören oder nicht zu hören Jedem freisteht. Wenn die genauere Würdigung des literarischen Theils außerhalb meiner gegenwärtigen Kompetenz liegt, so tritt eine Art Kompetenzkonflikt in dem Augenblick ein, wo neben schönen oder interessanten Stücken des literarischen Theils Andere erscheinen, deren Aufnahme geradezu kompromittirend ist und von einer strengeren Zensur hätten betroffen werden sollen. Dies ist zweifellos mit den Poesien des H. Arno Holz im Böklinheft der Fall. Aus Schonung für das Papier der Preussischen Jahrbücher verzichte ich darauf, eine Probe mitzutheilen. Das aber muß gesagt werden, daß solche Ergüsse ein Unternehmen, welches sehr ernsthafte Absichten verfolgt und ernst genommen zu werden wünscht, diskreditiren, und daß der Pan auch in seinem poetischen Theil sich hüten sollte, dem Kladderadatsch Material für die Sauregurkenzeit zu liefern. Man soll das Wirken des Pan nicht erschweren, weil seine Aufgabe schon ohnedies schwierig ist.

Der Pan wendet sich an einen engeren Kreis und muß durch Autorität ersetzen, was ihm an Wirkung in die Breite gebricht. Seine Existenz muß allein schon uns schützen, daß wir in ähnlichen Veröffentlichungen nicht mehr unter ein gewisses Niveau sinken; auch glaube ich bemerkt zu haben, daß seine typographische Ausstattung durch ihr Beispiel dem ganzen verwandten Buchgewerbszweig schon etwas auf die Beine geholfen hat*). Die Hauptsache bleibt aber, daß der Pan in Kunstfachen maßgebend werde und eine öffentliche Meinung bilden helfe, die wir einstweilen nicht haben. So wenig ein Volk, das auf Mündigkeit und Reife Anspruch erhebt, in den allgemeinen Angelegenheiten der öffentlichen Meinung und ihrer Vertretung entbehren kann, so wenig wird eine vernünftige Kunstpolitik ohne den Rückhalt begründeter Ueberzeugungen und sachverständiger Einsichten möglich sein.

Carl Neumann.

*) Darf ich hier bemerken, daß ich die Art, wie III, 41 und 109 Illustrationen in den Text gesetzt worden sind, für tabelnwerth halte. Das Bild nimmt hier von jeder der beiden Spalten die innere Hälfte für sich in Anspruch, wodurch rechts und links Zeilenfragmente von solcher Kürze übrig bleiben, daß sie zu lesen dem Auge sehr lästig fällt. Es wäre wohl besser, die Illustration in eine der beiden Spalten zu setzen.

Theater.

Deutsches Theater: Das Vermächtniß, Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler. — Cyrano von Bergerac, romantische Komödie in fünf Aufzügen von Edmond Rostand, deutsch von Ludwig Fulda. — Königliches Schauspielhaus: Herostrot, Tragödie in fünf Aufzügen von Ludwig Fulda.

Bessing-Theater. Der Eroberer, Tragödie in fünf Aufzügen von Max Halbe.

Arthur Schnitzler, ein Wiener Kind, hat bisher zum Gegenstande seiner poetischen Produktion ausschließlich die Verhältniß-Liebe gemacht, so in „Anatol“, im „Märchen“, in „Liebelei“ und „Freiwild“. Ganz von selbst ergibt sich aus solchem Stoff der Konflikt zwischen den sozialen Verhältnissen, die als die Erfüllung der Liebe die Ehe fordern, und zwar die standesgemäße Ehe — und der individuellen Neigung des Herzens, eines Herzens in der Brust eines gewöhnlich „guter“, d. h. wohlhabender Familie entflammenden jungen Mannes, der noch nicht gefestigt genug ist, um die Ehe als eine Lebensordnung auf sich nehmen zu wollen, und der zu warmblütig ist, um die süßen Flammen der Liebe entbehren zu können. Dieser Konflikt in der jungen Mannesbrust nimmt gewöhnlich ein solches Ende, daß der andere Theil, das Mädchen, zum Opfer seiner Liebe wird.

Solchen Stoff nun, solchen Konflikt zwischen sozialer Liebes- und Familienordnung und antisozialer Herzensneigung hat Schnitzler in seinem neuesten Drama, im „Vermächtniß“ zu komplizieren und zu vertiefen gesucht. Hier steht im Mittelpunkte der dramatischen Geschehnisse ein Kind, und dieses Kind ist die ideelle Hauptperson des Stückes. Wenn ein junger Mann aus wohlhabendem Hause seine reichliche Zeit nicht nur in Spiel und Sport verbringt, sondern aus Verlangen nach etwas wärmerem, sagen wir sogar: beseligenderem Zeitvertreib sein Herz einem armen, aber schönen Mädchen schenkt, so wird der Herr Papa vermuthlich — wie Dinge und Verhältnisse doch einmal liegen — nichts sehen und nichts sehen wollen. Von irgend einem „herzlichen“, „verwandtschaftlichen“ Gefühl für die Geliebte des Sohnes kann doch selbstverständlich nicht die Rede sein. Dazu liegt psychologisch gar kein Grund vor. Wenn aber jener illegalen Liebe ein Kind entspringt und wenn dieses Kind unter dem Zwange ganz besonderer Umstände ins Haus tritt, — so steht doch immer leibhaftig das Enkelkind vor seinen Großeltern. Es ist das Kind desselben Blutes. Und wenn es wirklich die „natürliche Stimme des Blutes“ giebt — muß sie nicht in den Herzen der, wenn auch nicht juristisch beglaubigten Großeltern lautbar werden? Und wenn sie lautbar wird — das Kind hat nicht nur einen Vater, es ist doch auch von einer Mutter empfangen und geboren; die Mutter gehört zum Kinde, kann nur gewaltsam von ihm gestochen werden. Wäre unter solchen Verhältnissen es nicht denkbar, daß über das Kind als Brücke hinweg zu dem Mädchen, das zugleich Mutter

ist, zwar nicht die soliden Bande schwiegerelterlicher Hochschätzung sich ziehen, aber doch wenigstens ein paar Fäden verwandtschaftlicher Duldung sich spinnen?

Solch ein „Zwang ganz besonderer Umstände“ leitet in der That die Handlung zu Schnitzlers Schauspiel ein.

Hugo Lofatti nämlich, der Sohn des Herrn Adolf Lofatti, Professors der Nationalökonomie und liberalen Reichstagsabgeordneten, ist bei einem Spazierritt im Prater gestürzt und wird sterbend ins elterliche Haus gebracht. Angesichts des Todes gesteht der weichherzige und liebenswürdige junge Lebemann, daß er ein Mädchen — Toni Weber — liebt und noch mehr fast als dieses Mädchen, ihr Kind — sein Kind. Er will sie sehen, um von ihnen, vom Glück seines Lebens, Abschied zu nehmen. Sie werden gerufen und kommen. Angesichts des Todes verlangt er von den Eltern: sorgt für sie, behaltet sie im Haus, mein Kind und sie, die mir war wie mein Weib, ja mehr als das.

Er stirbt. Und nun? — Der letzte Wunsch eines Todten und das einem solchen gegebene Versprechen haben bekanntlich für unser Empfinden etwas ganz besonders Verbindliches, fast möchte man sagen: Heiliges. Auch in diesem Falle. Durch den letzten Willen des theuren Todten äußerlich eigentlich vor eine fertige Situation gestellt, entwickeln sich innerlich jene Empfindungen zu Kind und Mutter, die ich im vorigen Abschnitt kurz dargelegt habe. Der ganze zweite Akt zeigt, wie man das Kindchen mit aufrichtig gemeinter Liebe umgiebt und auch der zum Kinde doch untrennbar gehörigen Mutter Güte und Nachsicht nicht versagt. Am Schlusse des Aktes aber stirbt das von vornherein schwächliche und kränkliche Kind.

Was muß daraus folgen? Da man sich Toni nur als Mutter des Lofattischen Enkelkinds verknüpft fühlte, reißen jetzt nothwendiger Weise die verwandtschaftlichen Spinnfäden. Das rein menschliche Mitleid mit einem armen Geschöpf ist nicht stark genug, eine im Grunde doch Fremde dauernd im Hause halten zu wollen. Spielt doch meistens die legitime Schwiegertochter, der Mann und Kind gestorben sind und die arm „aus Liebe“ geheirathet war, im schwiegerelterlichen Hause nur eine zu traurige Rolle. Und nun Toni, deren Mutterschaft doch eigentlich — um es ganz milde zu sagen — eine Freiheit war! Toni muß gehen.

Damit setzt der dritte Akt ein. Toni begriff es aber nicht, daß sie gehen muß. Toni ist nämlich naiv, ganz Gefühl, ganz Blut, ganz Hingebung, ganz „liebes Mädel, das „lieb“ im spezifisch Wienerischen Sinne genommen. Wenn ihr Geliebter und Kind auch entrißen sind — sie muß, gerade darum umsomehr, doch wenigstens die Luft atmen, die „er“ geathmet hat, die Menschen sehen, die „seine“ Angehörigen sind. Zu seinen Angehörigen gehört sie doch eigentlich auch. Da ist ihr natürlicher Platz. Das ist die naive Meinung Toni Webers, die stark in der Liebe, aber

schwach in der Weltkenntniß ist. Hatte doch auch der sterbende Geliebte seinen Eltern schon gesagt: sie sei gut und verständig, aber in Vielem doch „wie ein Kind“. Dieses Kind aus dem Hause gestoßen, von Allem getrennt, was an ihn erinnert, unfähig, Erinnerungen von sich zu werfen und in Arbeit und Einsamkeit ein neues Leben zu beginnen — tödtet sich, warmblütig und Augenblicken anheimgegeben, wie es ist.

Toni Weber muß durchaus als „liebes“ Wiener Mädel, liebesart aber willensschwach, genommen werden. Sonst ist ihr Thun nicht verständlich. Sonst ginge sie garnicht zu dauerndem Aufenthalt in das Losattische Haus, und wenn sie schon — vielleicht um des Kindes Willen — dahin gegangen ist, verlasse sie es sofort im rechten Moment, von dem an sie da doch eigentlich nichts mehr zu suchen hat. Die Darstellung durch Frau Else Lehmann war leider von Grund aus verfehlt. Frau Lehmann ist eine ausgezeichnete Künstlerin, der schlichte Geradsheit und natürliche Kraft gut liegen, aber nicht die Art Tonis mit ihrer Kindlichkeit und Willensschwäche. Aber nicht nur Frau Lehmann, die Regie überhaupt hatte sich im rechten Ton der Aufführung vergriffen. Um es kurz zu sagen: man spielte berlinerisch, statt wienerisch; man arbeitete spitz und scharf Gegensätze heraus, statt zu verwischen. Es ist mir überhaupt die Frage, ob die Geschehnisse und Charaktere des Stückes anderswo als in Wien möglich sind, ob in Berlin z. B. eine Losatti-Familie wahrscheinlich wäre, die, wenn auch nur dem Kinde gegenüber, die sozialen Schranken vor dem rein Menschlichen, das im Blute liegt, fallen ließe. Auch Herr Sauer nahm die Rolle des Dr. Schmidt zu scharf. Dieser Dr. Schmidt, der Arzt und Freund des Hauses Losatti, hat viele Fußtritte empfangen und ausgehalten, bis er sich aus kleinsten und ärmsten Verhältnissen zu einer sozialen Position emporgearbeitet hat. Auf dieser erkletterten „Höhe“ wird er als echter Emporkömmling ein fanatischer Verfechter der hier offiziell geltenden Moral und Ordnung, die ihm so neu und blickblank, wie den Alteingefessenen alt und verrostet erscheint. Schmidt ist der heftigste Gegner Tonis. Er ist zweifellos unsympathisch, aber aus Herkunft und Schicksal begreiflich und nothwendig bestimmt, darum rein menschlich fast bedauernswerth. Herr Sauer gab ihn als einen nur unangenehmen, rothhaarigen Bösewicht. Eine vollkommene, vielleicht mehr als vollkommene Leistung bot Emanuel Reicher als Professor und liberaler Abgeordneter Losatti: ein echter österreichischer Liberaler, eine Molluske, dem sich alle Situationen des Lebens sofort in Pose, tönende Worte und Prinzipien umsetzen. Aber diese Prinzipien sind nicht vom Charakter, sondern von der Beredsamkeit eingegeben.

Ich bemerkte oben, zu Eingang dieser Ausführungen, daß Schnitzler in seinem neuesten Drama den ihm geklüftigen Stoff der „Verhältnis“-Liebe kompliziert und vertieft habe. „Das Vermächtniß“ ist ein Drama der „Liebele“, vertieft durch Mutterschaft. Dieses Drama, zweifellos ein

Fortschritt in der Entwicklung seines Dichters, fand am Abend seiner ersten Aufführung sehr starken und sogar widerspruchsfloßen Beifall. Dennoch scheinen ihm nicht die Wiederholungen beschieden zu sein, wie der um drei Jahre vorausgegangenen „Siebele“. Was besonders bemerkenswerth ist: daß naturalistische Drama tritt zurück vor der Herrschaft einer romantischen Komödie. „Cyrano von Bergerac“, fällt zur Zeit — neben Sudermanns „Johannes“ — den Spielplan des „Deutschen Theaters“ aus. So schnell und so scharf ist der literarische Geschmack umgeschlagen.

* * *

Kostands „Comédie héroïque“ ist in Paris geradezu als ein literarisches Ereigniß jubelnd begrüßt worden. Die „Revue de Paris“ z. B. schreibt in ihrem letzten Januarheft: „De longtemps on n'avait eu un succès pareil. Hugo lui-même l'a ignoré.“ In Berlin macht das Stück — in der Fuldaschen Uebersetzung — noch immer volle Häuser. In Wien aber ist es auf der Bühne des Burgtheaters merkwürdiger Weise völlig abgefallen. Ich möchte aus dem erwähnten Heft der „Revue de Paris“ noch folgende Zeilen hersetzen: „On a écrit que cette pièce ouvrait triomphalement le XX. siècle . . . Elle ne lui dira pas grand'chose du XIX. Elle lui dira qu'il y a eu, entre autres, un homme de beaucoup de talent. C'est tout. Elle ne lui apprendra rien de notre rêve, de nos désirs, de nos illusions, de notre âme.“ Die Richtigkeit dieser Zeilen aber möchte ich bestreiten. Ich glaube sehr wohl, daß das zwanzigste Jahrhundert gerade aus dieser Tragikomödie etwas von unseren Träumen und Wünschen, von unseren Illusionen und von unserer Seele wird erfahren können. Die Seele dieses Stückes, die Seele Cyranos scheint mir in gewisser Weise die Seele unserer Zeit, die moderne Seele zu bedeuten, und zwar die moderne Seele, wo sie nicht nur am liebenswürdigsten und geistreichsten, sondern auch am wehmüthigsten, vornehmsten und besten ist. Ich vermag auch nicht der Ansicht sehr hervorragender deutscher Beurtheiler beizustimmen, daß uns Edmond Kostand mehr ein glänzendes Virtuosenstück, als ein seelenvolles Kunstwerk geboten habe. Ich sehe übrigens auch in den zweifellos vorhandenen Regellosigkeiten und Unmotivirtheiten dieser Komödie nicht Nachlässigkeit und Unvermögen der leichten französischen Theatralik, sondern Absicht und tiefere Bedeutung. Kurz: das Stück scheint mir in so einzigartiger und neuer Weise der modernen Seele formvollendeten Ausdruck zu geben, daß ich es nicht innerhalb dieser Theaterreferate, sondern in einem besonderen Essai des nächsten Heftes der „Jahrbücher“ besprechen möchte. Kostands heroische Komödie wird sicherlich so lange dauern, daß ihre Würdigung auch vier Wochen später nicht zu spät kommt.

* * *

Wenn ich Ludw. Fuldä mit einem einzigen Ausdruck kennzeichnen wollte, so würde ich sagen, er ist der Tänzer auf dem Parnaß. Mit leichten

Füßen eilt er von Muse zu Muse, bald der ernstern, bald der leichten, aber auch der tief tragischen den Arm bietend; und jede schwingt der mit angeborenem Tanzgefühl begabte Mann gar anmuthig im Kreise herum. Harmlos und nett, die Kräfte klug abwägend, begann der Jüngling, dem die ersten poetischen Adern plakten, mit nicht unfein gearbeiteten, graziösen Einaktern.

Doch die Zahl der Akte wuchs mit der männlicher werdenden Kraft. Mit der feinen Bitterung des reifen Kulturmenschen wußte Fulda auch stets Stoffe zu behandeln, die gerade an der Tagesordnung waren. Der stets zeitgemäße Dichter errang in der Zeit der Kaiserlichen Februarerlasse und der „Freien Bühne“ mit sozialen und naturalistischen Dramen wohlthätige Erfolge. Als dann aber der edle Wille des Kaisers an der rauhen Wirklichkeit scheiterte, während umgekehrt, aber etwa gleichzeitig die Wirklichkeitsversuche der naturalistischen Theorien an dem der Kunst doch innewohnenden Idealismus zerschellten, als also Ideal und Leben, Natur und Kunst doch nicht zu einer Einheit weder in Politik noch Dichtung sich verbinden wollten, da fand Fulda als erster in Deutschland den tröstenden Ausweg in die heitere Welt des Märchens, das auch ernste Dinge in bunte Gewänder zu kleiden nicht nur gestattet, sondern sogar verlangt. Doch nun haben sich — im letzten Jahre zumeist — Anzeichen dafür geltend gemacht, daß die Kunst von der grauen Wirklichkeit und von der märchenhaften Farbenpracht in jene weiteren und blühenderen Gefilde wieder zurückeilt, wo Wirklichkeit und Farbenpracht verbunden sind: in das Gebiet der Geschichte. Das historische Drama wird wieder modern. So wagte es denn auch der Dichter des „verlorenen Paradieses“ und des „Talisman“, der tragischen Muse im griechischen Gewande zu nahen und sie, sicherlich klopfenden Herzens und der Ehrfurcht nicht entbehrend, um einen Tanz zu bitten, der dann auch mit langsam abgemessenen Schritten, der Hoheit der Tänzerin entsprechend, ausgeführt wurde. Wer aber ein Tänzer von Natur und Geburt ist, tanzt immer schön, mit wem es auch sei. So ist denn auch Fuldas eben erstandene Tragödie, seine erste Tragödie, zweifellos ein schönes Werk. In der Dichtung wird das historische Drama Mode werden. Im sonstigen öffentlichen Leben ist seit Jahresfrist bis in die letzten Tage hinein der Anarchismus an der Tagesordnung. So verräth es denn feinste Bitterungskunst nicht nur des Poeten, sondern auch des Menschen und Zeitungslasers, daß Ludwig Fulda zum Helden seiner Tragödie sich aus der Geschichte den von Rebellen der Vorzeit fast bis zur Unsichtbarkeit umwallten Ahnherrn aller Anarchisten erwählt hat, Herostrot! Daß aber auch diesen heikelen Helden der kultivirte und kluge Poet mit Anmuth und Würde zu behandeln gewußt hat, dafür ist die Thatsache vollendeter Beweis, daß der interessante Anarchist nicht etwa einer „Freien Bühne“ als eines „Ayls für Obdachlose“ bedarf, sondern im königlichen Schauspielhause sein Hotel bezogen hat.

Ich halte Fuldas Tragödie „Herostrot“ für ein Werk reiften Kunstverständes und feinen Formenfinns. Es handelt sich darin um Folgendes:

„Groß ist die Diana der Epheser“, nicht am wenigsten groß, weil ihr ein Meister Paionios einen Tempel gebaut hat, ein Wunderwerk an Größe, Kühnheit und Kraft. Das war in der Zeit, als die Epheser heldenhaft die Feinde ringsum abwehrten und es als Wonne durchkosteten, mit der Wunde auf der Brust fürs Vaterland zu sterben. Politische Macht aber hatte auch damals meist, wie noch in unseren Tagen, wirtschaftlichen Aufschwung im Gefolge. Die Söhne und Enkel der ephesischen Helden wurden reichbegüterte Kaufleute. Der Sinn aber für die Größe der Väter war den dankbaren Nachfahren nicht entschwunden. Ragte doch jede Sekunde der erhabene Tempelbau, ein herrliches Denkmal der früheren Zeit, über die wohnlichen Kaufmannshäuser empor. Dieser Tempel aber hatte im Laufe der Zeit noch dadurch erheblich an Werth zugenommen, daß Fremde zu Tausenden herbeiströmten, das Wunderwerk zu schauen. Und dieses Schauen galt in jener schönheitsdurchtränkten Zeit für ein hohes Lebensglück. Wer ihn geschaut hatte, über dessen Augen konnte der Tod seine Schleier breiten, denn diese Augen hatten das höchste Erden schöne in sich gezogen. Die Fremden ließen in Ephesus stets viel Geld zurück, und so merkten die guten Epheser auch ganz handgreiflich, was sie an ihrem Tempel hatten. Vielleicht sogar empfanden diese Epheser das Werk ihrer Ahnen mehr als ein Schatzhaus, denn als ein Gotteshaus, was aber menschlich wohl zu begreifen und zu entschuldigen wäre. Die Epheser konnten sich doch unmöglich täglich aufs Neue an der Erhabenheit des Tempels betauschen. Gewohnheit stumpft ab. Der täglich steigende Kaufsch mußte schließlich zum Wahnsinn führen. Dazu aber waren die Epheser viel zu sehr Philosophen, d. h. Lebenskünstler, Männer, die sich nicht etwa mit der unpraktischen Ergründung des Welträthsels plagten; das hatten schon die Vorfahren gethan und doch nichts erreicht. Die modernen Epheser liebten schön klingende, abgerundete Lehrsätze und Formeln, die auch ein Rathsherr z. B. mit Geschick und Nachdruck in einer politischen Rede einflechten und so den unzweifelhaften Eindruck eines nicht nur auf das Wohl der Stadt bedachten Bürgers, sondern auch „gebildeten“ Mannes erzeugen konnte. Metrodoros ist solch ein Rathsherr und Philosoph zugleich. Nahe am Tempel wohnt Hegefius, des Paionios Enkelkind. Zur Belohnung dafür, daß er Enkelkind ist, haben ihn die pietätvollen Mitbürger zum Hüter des Tempels bestellt. Das ist eine Ehre und eine Sinecure zugleich. Paionios aber ist kein Faulpelz, der nur vom Ruhme des Ahns gerade satt zu werden trachtet. Durch Arbeit will er nach Kräften in seinen Spuren bleiben. Auch er ist ein Stückchen Künstler. Er stellt Abbilder des Tempels und des darin bewahrten Götterbildes her und findet damit bei den fremden Besuchern reißenden Absatz und reichen Verdienst. Paionios und sein Enkel Hegefius, der Tempel und seine um guten Preis verkauften, niedlichen Nachbildungen

— siehe da: ein Bild der ephesischen Entwicklung. — Wie der erhabene Tempelbau über die doch auch stattlichen Wohnhäuser ephesischer Kauf- und Rathsherrn gewaltig emporstrebt, so ragt über die modernen Epheser hinweg Timarete, eine uralt alte Frau noch aus des Paionios Zeit, eine Heldengefalt. In einer kleinen Hütte, auch vor dem Tempel, gegenüber des Hegefiass Hause gelegen, harrt die Hohe dem Tode entgegen. Ihr Mann, ein Held, starb vor dem Feinde, die Todeswunde auf der Brust. Aus Gram darüber hat Timarete sich die Augen blind geweint. Doch was bedarf sie der leiblichen Augen? Sie hat das Glück, die Macht, den Ruhm von Ephesus' glanzvoller Zeit nicht nur gesehen, sondern erlebt. Ihre Seele ist voll davon. Und mit nach innen gewandten Augen des Geistes sieht die Blinde zu ihrem Glücke nichts von der Kleinheit und Krämerhaftigkeit der gegenwärtigen Zeit. Sie lebt in der Erinnerung, ist blind für die Gegenwart und hofft auf die Zukunft. An diese Zukunft aber greift sie mit tastenden und vor Alter und Liebe zitternden Händen, wenn sie ihren Sohn umfaßt, den Herostrat. Die Erzählungen der Mutter vom ephesischen Helbenzeitalter im Ohr, das erhabene Tempelbild vor Augen — so wächst der Timarete Sohn zum Jüngling heran, ständig gestachelt vom Wort der Mutter: „Erwerb dir Ruhm, mein Sohn.“ Das gegenwärtige Ephesus aber hat blühenden Handel und meidet den Krieg. Darum ist's wohl unmöglich, auf dem Schlachtfelde den Ruhm zu erwerben. Als Kaufmann wurde damals noch Niemand berühmt. Es bleibt die Kunst. Und wirklich scheint Herostrat zum Künstler bestimmt zu sein. Er ist der geschickteste und bestbezahlte Arbeiter in der Werkstatt des Hegefiass. Er fühlt es auch in seiner Seele dunkel gähren, in künstlerischem Drange. Nur die Gelegenheit fehlt, die gute Gelegenheit, meint er — dann müßte ihm auf den ersten Hieb ein Meisterwerk gelingen. Wirklich? Muß der echte Künstler auf eine Gelegenheit warten, sich zu offenbaren?

Doch Herostrat hat Glück. Die Gelegenheit findet sich, die glanzvollste, die gefunden werden kann. Das im Tempel bewahrte Götterbild ist geborsten. Hegefiass schlägt vor, es zu flicken. Herostrat aber will nicht das Werk einer alten Zeit künstlich durch Flickarbeit konserviren. Eine neue Zeit muß mit neuem Geiste neue Werke schaffen können. Er fühlt in sich die Kraft solchen Geistes. Er erbietet sich, ein Bild zu schaffen von strahlenderem Glanze und kraftvollerer Uebermacht, als es das alte war. Er erhält von seinem Gönner, dem Rathsherrn Metrodoros im Namen des Stadtrathes den Auftrag dazu.

Ein Sturm des Entzündens durchrast seine Seele. Gedanken wälzen sich durch sein Hirn. Er weiß genau, wie er das Bild machen wird, aus Gold und Elfenbein und Marmor, hoch, herrlich, übermenschlich, göttlich. Denn die Götter haben mit den Menschen nichts gemein. Auch der Künstler, der einer Gottheit Bild schaffen will, muß sich, so lange er schafft, von allem Menschlichen trennen — meint Herostrat. Er liebt Alytia, des

Hegeias Enkelin. Aber jetzt darf er, der zur Unsterblichkeit bestimmte, dieser Liebe nicht leben. Liebe ist menschlich, die Kunst aber göttlich. Die Kunst erfordert Einsamkeit. In der Einsamkeit werden ihm auch die Details zu seinem Werke kommen, die ihm noch fehlen, die rechte Anschaulichkeit. Aber die Idee — die hat er schon, die berauschte, betäubende, beglückende Idee.

So etwa sind Menschen und Verhältnisse in Ephesus. Ich mußte etwas breiter dabei verweilen, weil aus diesen Verhältnissen, wie bald zu erweisen ist, das tragische Geschehniß herauswächst. Jetzt kann ich mich kurz fassen.

Metrodoros, der Rathsherr und Philosoph, vertraut — wohl gerade vermöge seiner philosophischen Erkenntniß — nicht gar so sehr auf die Macht der Idee. Er hofft wohl, daß sein Mitbürger Herostrat das Werk schüfe. Aber sicher ist es doch nicht. Bei den kaufmännischen Beziehungen der Handelsstadt Ephesus ist ihm die Bedeutung des Imports und Exports klar geworden. Was im Vaterlande nicht wächst, bezieht man von draußen her. So importirt er aus Athen den jungen, aber schon hochberühmten Meister Praxiteles. Der kommt, und gleich beim festlich bereiteten Einzuge ersteht in seinem Hirne nicht die Idee, sondern tritt vor seine Augen die Erscheinung des Bildes der Göttin, die er schaffen will. Diese Erscheinung ist Klytia; in Klytia sieht er Diana. Im Menschen schaut er, der apollinische Künstler, das Göttliche. In Allem, was lebt und webt, ist etwas Göttliches. Man muß nur die erleuchteten Künstleraugen haben, es zu erkennen. Gott, Kunst und Natur ist Eines nur. Praxiteles glaubt nicht, daß die Gottheiten in grausamer Unnahbarkeit über den Menschen einsam thronen. Das scheint den Ephesern allerdings ein Unglaube. Herostrat vollends triumphirt; denn er ist fest überzeugt, daß Praxiteles nimmer ein der Göttin würdiges Bild zu schaffen vermag.

Wie der Künstlerstreit endigen wird, bleibt noch vorbehalten. Einen Sieg aber über Herostrat trägt Praxiteles sofort davon. Er macht Klytia seinem Nebenbuhler abspenstig. In Klytia sieht Praxiteles das Urbild seines Werkes. Er versenkt sich in dieses Urbild. Mit entzückten Sinnen studirt er die Schönheit und den Ausdruck ihrer Formen. Sich in ein Weib versenken, ein Weib studiren aber — das heißt ein Weib lieb gewinnen. Denn es heißt ein Weib verstehen, begreifen, umfassen mit Sinnen und Gedanken. Was wir verstehen und begreifen, lieben wir oder — verabscheuen, hassen es. Praxiteles liebt Klytia und sie ihn. Denn kein Weib wird verstanden und begriffen und geliebt, es läßt sich denn verstehen und begreifen und lieben. Kunst und Liebe sind für die sinnliche Anschauungskraft des Praxiteles Eins, wie Kunst und Leben, Leib und Seele. Weil sie ihm Eins sind, darum führt er sein Werk rasch und glatt zur Vollendung, unter Festen und Liebe; die Feste bereiten ihm die Epheser; die Liebe gewährt ihm Klytia. Das vollendete Kunstwerk aber plagt nicht mehr sein Herz;

eben weil es vollendet und gelungen ist, darum ist er fertig damit. Die Schaffenslust an diesem Werke hat er völlig genossen. Er verlangt nach neuem Schaffen zu neuer Lust. Was kann ihm nun Klytia sein, die er vollkommen begriffen und vollkommen gestaltet hat? Sie hat keine Reize mehr, die ihn zu neuem Schaffen spornen könnten. Schaffen aber muß er; das ist sein Leben. So schreitet er um seines Schaffens und seines Lebens willen über Klytia hinweg, über sein gebrauchtes Modell wie über sein vollendetes Werk. Das ist Künstlerliebe, unselig beseligend das Weib, das ihr verfällt.

Praxiteles kehrt nach Athen zurück. Das bedeutet ihm ein neues Glück. Denn in der Heimath sind die Wurzeln seiner Kraft. Er findet lieblichste Worte und Bilder, die Schönheit Athens zu preisen. Dort ist alles Gedeihen, Glück, Harmonie, Einheit. Von Athen fern, ist er ein Glied, das vom Körper getrennt ist. Er braucht Athen, um neue Schaffenskraft zu sammeln. Er bedarf der Athenischen Geselligkeit. Die Fremde und die Einsamkeit würden sein Leben und seine Kunst tödten, die Einsamkeit, in die Herostrot sich sperren zu müssen glaubte, um schaffen zu können.

Herostrot hat sein Werk inzwischen nicht vollendet; er vermag seiner Idee nicht Gestalt zu verleihen. Praxiteles hat ihm die Geliebte genommen; er nimmt ihm auch den Ruhm. Praxiteles hat ihn als Menschen und als Künstler im Konkurrenzkampfe getödtet. Praxiteles hat ihn getödtet im Konkurrenzkampfe? Ach nein, Praxiteles hat es abgelehnt, zu konkurriren. Praxiteles wollte ein Werk seiner Art schaffen und hätte sich gefreut, wenn dem Mitstreiter ein Gleiches gelungen wäre. Praxiteles hat Herostrot nicht Ruhm und Liebe genommen. An Praxiteles ist Herostrot sich nur der Nichtigkeit, der Leblosigkeit seiner Idee inne geworden, der Idee, die aus den Worten der Mutter und dem Anblick des Tempels schon dem Knaben in die Seele gepflanzt ist. In heißer Liebe hat er um die Göttin gerungen und diese heiße Liebe hat seine Seele in Flammen gesetzt. Die Göttin hat ihm nicht geholfen, sich nicht als lebendig erwiesen. Was steht dann ihr Tempel da, was wird das Bild darin verehrt, wenn die Göttin nicht lebend wirkt? Nun schlagen — ich möchte sagen — die Flammen der Seele durch das Gehäuse des Leibes und verzehren seine irdische Existenz. In Flammen steht Herostrot da, in Flammen, in denen das Bild der Gottheit, das so lange in seiner Seele gelebt hat, verzehrt wird. Wenn er nun die Fackel ergreift und den Tempel in Brand setzt, so ist das für Herostrot eine symbolische Handlung: äußerlich und materiell thut er das, was im selben Augenblick in seiner Seele sich ideell vollzieht.

Mit dem Brande des Tempels und der Gefangennahme Herostrots durch die wüthenden Ephezer schließt der vierte Akt. Es folgt ein fünfter, in dem Herostrot unter Anderem auch zum Tode verurtheilt wird und eine kleine Rede hält, in der er erklärt, gern sterben zu wollen, nicht bereuen

zu können u. s. w. Dieser fünfte Akt ist völlig überflüssig, im vierten Akt muß Herostrot in den Flammen untergehen. Damit wäre das Ganze logisch, psychologisch und dramatisch zu einem nothwendigen Schluß geführt.

Worin liegt eigentlich die tragische Schuld Herostrots? Ihren Ausdruck findet sie im Tempelbrand. Die eigentliche, die Grundursache könnte man in Herostrots Disharmonie suchen, in dem Unvermögen, Wollen und Können in Einklang zu bringen. Woher aber dieser Zwiespalt? Ist er als eine rein individuelle Fehlerhaftigkeit, als eine „Schuld“ im Sinne der bürgerlich-individualistischen Sitten- und Kunstlehre anzusehen? Das glaube ich nicht. Herostrot ist — um es sehr platt im Stile irgend eines sozialistischen Agitators auszudrücken — „das Produkt der Verhältnisse.“ Herostrot fällt als Opfer einer verfallenden Kulturepoche. Im ersten Abschnitt habe ich den zwiespältigen Charakter — nicht Herostrots — sondern der ephesischen Gesellschaft dargelegt: das Hineintragen des Starken und Bedeutenden aus großer Vergangenheit in kleine Gegenwart. Die alten Epheser führten Krieg, die neuen machen Geschäfte. Den alten war der Tempel ein Gotteshaus, den neuen ist er ein Schatzhaus. Materiell hat sich Ephesus entwickelt; der Geist aber ist entflohen. Wo er durch Erinnerung und Erziehung erhalten und gepflegt werden soll, wie im Fall Herostrot, findet er keinen Nährboden, flackert er hin und her, will Gestalt und Materie gewinnen und findet keinen Körper. Leib und Seele sind in der ephesischen Stadtgemeinschaft so geschieden, wie Herostrot sich von seinen Mitbürgern unterscheidet: diese wollen Geld, jener Ruhm. Der Geist aber, der keinen Körper findet, und in ihm Maaß und Begrenzung für wogenden Drang, wird zur zerstörenden Flamme und vergreift sich anarchisch an Allem, was besteht, sei es morsch oder sei es für heilig gehalten. Der Gegensatz zu Herostrot ist Praxiteles, zu Ephesus Athen. Athen hat die Einheit, Geschlossenheit, Kraft und Harmonie, die Ephesus entbehrt. Hier in Athen ist — wie in jedem seiner Bürger, wie in Praxiteles — Leib und Seele Eins, und darum auch Kunst und Leben, Wollen und Können. Der eigentliche und tiefste Konflikt des Dramas vollzieht sich zwischen Athen und Ephesus als zwei grundverschiedenen Kultur- und Staatszuständen. In Praxiteles und Herostrot findet der Konflikt nur seinen menschlichen und auf die Spitze getriebenen Ausdruck. Die Tragik des Dramas basirt auf einer bestimmten und zwar sehr modernen Welt- resp. Geschichtsauffassung, die sich von der individualistisch-bürgerlichen scharf unterscheidet. Die Wurzeln dieser Tragik liegen nicht in individueller Verschuldung, sondern reichen zu einer Schicksalsmacht, die nach bestimmtem, ehernem Gesetz Völker fördert und zu Grunde gehen läßt, und mit ihnen die Individuen.

Ich hoffe den Geist der Fuldaschen Tragödie in allem Haupt-sächlichen richtig aufgefaßt und wiedergegeben zu haben. Ich glaube auch: Niemand

wird verkennen, daß es eines geistreichen Dichters Geist ist, der dramatischen Gestaltung wohl würdig. Es hätte ein Meisterwerk werden können. Das scheitert aber an den Grenzen Fuldascher Begabung. Ich glaube, der Dichterkopf Fulda leidet — wohlgemerkt: ich rede vom Kopf des Dichters, nicht des Menschen — an einer Mißbildung. Er ist schwachäugig, aber spitzen Ohrs und beredter Zunge. Fulda hat nicht die Fülle „innerer Gesichte“. Er vermag zu formen, aber nicht zu gestalten. Ich vermute: Fulda, wenn er schafft, sieht seine Gestalten nicht, sondern hört sie. Er hat die Worte früher, denn die Figur. Aus dieser Beredsamkeit erkläre ich es mir auch, daß er, der kluge und so kunstverständige, seinem „Herostrot“ einen überflüssigen Akt angehängt hat. Es ist ihm ergangen, wie oft selbst glänzenden Rednern: sie können den Schluß nicht finden, von dem sie meinen, daß es so ein rechter, auch wirklich abschließender Schluß sei. So reden sie Ueberflüssiges, während der Hörer bereits vorher den wirklich wirksamen Schluß vernommen hat. Das hat wohl der Dramatiker mit dem Politiker gemein, daß für beide die Fülle der Worte einen Mangel bedeutet. Sie sollen beide Thaten sehen lassen.

Ueber die Darstellung der Tragödie im Königlichen Schauspielhause ist zu bemerken: Herr Matkowski war als Herostrot an Fülle des Leibes wie des Tones zu gesund. Herostrot stelle ich mir als eine schlanke, gerechte Gestalt vor, mit geistvollen, scharf geschnittenen und großen, aber der Symmetrie entbehrenden Gesichtszügen. Die vom Ruhme der Vorfahren zehrenden Ephezer werden fett, der sich nach Ruhm verzehrende Herostrot aber ist mager. Von seiner Fülle hätte Herr Matkowski dem Hekesias des Herrn Heine etwas abgeben können, der ausgezeichnet spielte, aber als Enkel des Paionios und Tempelhüter etwas Korpulenz sehr wohl vertragen könnte. Herr Ludwig als Metrodoros war gut. Nahezu vollkommen den Intentionen des Dichters entsprechend schien mir das Spiel des Fr. Poppe als Klytia und des Herrn Christians als Praxiteles. Herr Kraußner stellte seine bedeutende Begabung opfermüthig der unbedeutenden Rolle des Oberpriesters Eupheithes zur Verfügung und bewies schon durch diesen Opfermuth seine Qualifikation zum Priester. Frau Ellmenreich als Timarete war seltsamer Weise völlig verfehlt. Timarete ist eine trotz Alters hochauferichtete Heldengreifin und verlangt zur Darstellung ein Stück Heroine, aber keine krumme Theatermutter.

Das Publikum bereitete dem geistreichen Stück mit den klingenden Versen eine von Wärme und Freude getragene und widerspruchsfloßem Beifall begleitete Aufnahme.

*

*

*

Max Halbes fünftägige Tragödie „Der Eroberer“ ist bei der gestrigen Erstaufführung im Lessing-Theater leider von einem anderen Schicksal ereilt worden. Die Tragödie hatte einen Lacherfolg. Das Betrübbende daran aber ist, daß dieser „Erfolg“ zu Recht besteht.

Um der Liebe willen und um der Gerechtigkeit will ich nur in ein paar Zeilen davon Kunde geben. Um der Gerechtigkeit willen: denn das Stück ist mehr nicht werth. Es ist eine geradezu knabenhafte Arbeit, die mir nur das eine Problem stellt: wie ist es möglich, daß ein Dichter sich in seiner Kraft und seinem Werk so sehr täuschen kann? Daß Halbe das Beste und Künstlerische mit reinstem Willen erstrebt hat, bezweifle ich gar nicht. Daß er sich getäuscht hat, ist klar. Daß solche Täuschung an sich geschehen kann, ist gar nicht wunderbar. Jeder Schriftsteller, der den Ruhm und Beifall noch nicht ein für alle Mal gepachtet hat, schreibt Zeilen, wobei er sich fragt: ist das nun sehr geistreich oder sehr blödsinnig? Aber die Täuschung muß doch auch eine Grenze haben. Wer seit etwa zehn Jahren Werke an die Oeffentlichkeit bringt, muß doch ein bißchen Kunstverstand sich wenigstens aneignen haben, aus eigenen Erfahrungen, wenn diese Art des Verstandes schon nicht angeboren ist. Man wolle uns doch nur nicht einreden, daß gerade die feinsten und innigsten Poeten am wenigsten Kunstverstand haben und haben dürfen. Ohne Verstand ist nirgends, auch in der Kunst nicht, etwas zu machen. Wer — wie Halbe — ein Renaissance-drama schreibt, weiß doch von vornherein — selbst wenn er's nicht fühlen sollte — daß seine Personen eine andere Sprache reden müssen, als er sie vielleicht an einem schönen Sommer-Nachmittag beim Kaffee in der Gartenlaube und im Familienkreise spricht. Halbe läßt seine Renaissance-Menschen aber genau wie die Leute aus der „Jugend“ reden und fühlen. Denn schlimmer wie mit der Sprache noch ist's mit den Charakteren bestellt. Und die Handlung? Ein Mann, im Hauptberuf Feldherr, Staatsmann, Staatengründer, liebt nebenbei außer seiner alternden, aber darum um so leidenschaftlicheren Frau ein junges nicht nur, sondern auch verlobtes Mädchen. Das hat nun etliche böse Folgen. Doch reden wir nicht weiter von diesem „Eroberer“, der eine so furchtbare Niederlage erlitten hat, reden wir nicht mehr davon — um der Liebe willen.

Denn Max Halbe ist der Dichter der „Jugend“. Als solcher hat er Allen fast, die einmal Jünglinge waren, die zartesten und keuschesten Erinnerungen aus der Seele geschrieben. Wir lieben ihn darum. Und um dieser Liebe willen wollen wir die Hoffnung auf ihn, der nach der „Jugend“ schon so manche böse Sache verbrochen hat, auch nach dem von den Nachsalben eines pietätlosen Publikums so arg zerfchundenen „Eroberer“ noch nicht aufgeben.

Die Darstellung im Lessing-Theater war — ganz Weniges ausgenommen — so schlecht, daß darüber zu schweigen die höflichste Manier ist, sich aus der Affäre zu ziehen. Diese Höflichkeit ist hier darum gestattet, weil auch eine ganze Compagnie genialer Schauspieler nichts hätte retten können.

Berlin=Steglitz, den 30. Oktober 1898.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Der Kaiser in der Türkei. — Der Dreyfuß-Prozeß. —
Faschoda. — Die preußischen Landtags-Wahlen.

Als die deutsche Kolonialbewegung begann und das deutsche Reich durch die kühne Initiative des Dr. Karl Peters die ersten, so Vielen ganz komisch klingenden Hoheitsansprüche in Afrika erwarb, da waren es nicht bloß die Philister, denen alles Neue ein Schrecken ist, nicht bloß die hanseatischen Kaufleute, die da meinten, auch unter englischer Flagge lasse sich Geld verdienen, sondern auch sehr ernste und tiefer blickende politische Köpfe, die mit einigem Zweifel auf den Weg schauten, den das neue deutsche Reich nunmehr einzuschlagen begann. Kein Zweifel, daß für eine große Nation die Kolonisation eine natürliche und nothwendige Kraftäußerung ist. Aber war Afrika das richtige Ziel? Afrika schien zwar das einzige Gebiet der Erde, wo noch große Länder zu vertheilen waren. Aber was hatten diese Landschaften für einen Werth? Haben sie wirklich eine Zukunft? Noch heute kann man diese Frage stellen und schon vor vielen Jahrzehnten sind hervorragende Männer aufgetreten und haben auf ein ganz anderes Gebiet als das zukünftige deutsche Kolonisationsfeld hingewiesen. Das türkische Reich ist im Absterben. Das hat man zwar schon sehr lange gesagt und das Sterben geht viel langsamer als irgend Jemand erwartet hat. Manchmal scheint es sogar, als ob es zu neuem Leben erwache. In Wahrheit aber stirbt es. Und je mehr Europäisches es aufnimmt, je weiter es sich damit von seiner eigenen Natur entfernt, desto sicherer ist es, daß es stirbt, wenn es auch momentan neue Lebensregungen aus der Ueberführung europäischer Kräfte gewinnt. Von Anfang an, als der Kolonialgedanke erstarkte, mußte sich daher auch die Frage erheben: ist Afrika oder der türkische Orient das natürliche Objekt? Wenn Deutschland sich mit der Türkei beschäftigt, so scheint der natürliche Vermittler Oesterreich-Ungarn. Ich schrieb deshalb, als diese Bewegungen begannen, an einen hervorragenden österreichischen Gelehrten und forderte ihn auf, in diesen „Jahrbüchern“ die Frage zu erörtern, ob es denkbar sei, daß einmal im Zusammenwirken mit Oesterreich-Ungarn der Strom deutscher Auswanderung nach der Balkan-Halbinsel gelenkt werde. Die Antwort lautete durchaus verneinend. Das Deutschtum in Oesterreich sei viel zu schwach, das Beamtenthum viel zu unfähig, als daß jemals ein so großes Werk mit seiner Hilfe emporgebracht werden könne. Nun sind alle österreichischen Politiker nicht nur in diesem Augenblick, sondern schon seit Langem immer etwas gar zu pessimistisch angelegt gewesen, und die Verwaltung Bosniens scheint doch auch dem österreichischen Beamtenthum kein schlechtes Zeugniß auszustellen. Aber das Deutschtum in Oesterreich hat so sehr für sich selbst zu kämpfen, daß von ihm keine Kraftleistung nach

außen zu erwarten ist. Die Vorstellung, daß das deutsche Reich eng verbunden mit Oesterreich die Traditionen des Prinzen Eugen wieder aufnehmen und auf diese Weise den Balkan germanisiren können, war in der That eine Utopie. Trotzdem hat sich in diesen letzten fünfzehn Jahren eine Bewegung vollzogen, die mit dem alten Gedanken einer Germanisirung des Orients eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Ueber Oesterreich-Ungarn hinweg haben sich deutsch-türkische Beziehungen angesponnen und ausgebildet, die als eine Art von Kolonialbewegung bezeichnet werden können. Gerade, daß Deutschland nicht an die Türkei grenzt und auch sonst bisher im Orient keinerlei direkte politische Interessen gehabt hat, ist die Grundlage dieses Verhältnisses geworden. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat Oesterreich die schützende Hand über die Türkei gehalten. Die Franzosen und Engländer haben zwar im Krimkrieg das Schwert für sie gezogen und mit vielem christlichen Blut den morschen Bau wieder zusammengefügt. Aber zu anderen Zeiten haben sie doch wieder die Türkei stark bedroht und ihr abwechselnd Aegypten zu entreißen gesucht, während es umgekehrt Perioden gegeben hat, wo Rußland, der eigentliche Erbfeind der Türkei, ihren Protektor spielte. Nun ist Oesterreich mittlerweile sehr schwach geworden und Deutschland emporgekommen. Mit nicht geringer Genugthuung haben die türkischen Staatsmänner gefunden, daß das neue Reich geeignet sei, noch besser als früher Oesterreich, das sich ja auch mittlerweile an einer türkischen Provinz bereichert hat, den großmächlichen Schutz zu übernehmen. Immer intimer ist allmählich die Freundschaft geworden und die politische Freundschaft hat zwar nicht hervorgebracht, aber wesentlich gefördert eine wirthschaftlich-intellektuelle Schutzverwandtschaft. Deutsche Beamte und Offiziere, Industrielle, Kaufleute und Ingenieure, Kapitalien und Waaren sind in die Türkei eingeströmt. Die alten Merkantil-Beziehungen der Franzosen zum Orient sind zurückgegangen, weil die Franzosen, wie in der „Revue de Paris“ einmal ausgeführt wurde, wohl noch immer Kapital und Intelligenz und Waaren, aber keine Menschen über See zu versenden haben. Geht das noch einige Jahrzehnte so fort, so kann man in der That annehmen, daß der türkische Orient ein spezifischer Wirkungsplatz für das Deutschthum wird, und das ist eine Art von Kolonisation, eine Kolonisation für die höheren Stände. In ganz Ostindien wohnen keine 100000 Engländer, und doch ist Ostindien das werthvollste aller englischen Kolonialgebiete. Freilich, in Indien herrschen die Engländer und nach einer Herrschaft in der heutigen Türkei wird Deutschland schwerlich jemals streben. Der Unterschied ist groß, aber er ist nicht absolut. Auch in Indien giebt es ja noch große, fast unabhängige Staaten, die doch zum englischen Kolonisationsgebiet gerechnet werden, denn sie stehen völlig unter dem Einfluß des englischen Geistes und englischen Wirthschaftslebens. Das ist, was auch wir gebrauchen. Ein halbbarbarisches Land, in dem die deutsche Rationalität unter den anderen Kulturnationen so sehr vorherrscht, daß die einwan-

bernden Deutschen ihr Deutschtum nicht nur nicht aufzugeben brauchen, wie sie es jetzt in Amerika und auch noch in Ostasien thun, sondern eher die Vertreter anderer Nationalitäten zwingen, sich ihm anzuschließen und unterzuordnen. Das kann in der Türkei erreicht werden und dabei kann die Souveränität des Sultans ganz unberührt bleiben, ja in sich gestärkt und gesichert werden.

Unter diesem Gesichtspunkt, glaube ich, muß die derzeitige Palästinafahrt unseres Kaisers betrachtet werden. Das romantische Element, welches in ihr gesucht wird und darin stecken mag, die einfache Lust an der Reise in die wunderbare Gegend und an die heiligen Stätten sind zu persönlicher Natur, als daß Erörterungen darüber fruchtbar sein könnten. Wesentlich ist, daß, was auch für Motive dabei mitgesprochen haben mögen, der Erfolg nothwendig eine moralische Verstärkung des deutschen Einflusses im Reiche der Osmanen sein muß. Aber freilich, wenn wir von dieser Reise einen großen Erfolg erhoffen, so haben wir diesen Erfolg nicht umsonst. Mit sehr gemischten Gefühlen begleitet das deutsche Volk die Kaiserreise. Eine Reise ins heilige Land, ein moderner Kreuzzug, heißt es — ein Kreuzzug, der mit einem Besuch beim Kalifen beginnt? Der gewöhnliche Türke mit seinen barbarischen Tugenden, der Tapferkeit, Einfachheit, Ehrlichkeit genießt bei allen Orientreisenden eine gewisse Sympathie, die den christlichen Orientalen versagt wird. Das türkische Reich und die muhamedanische Religion bleibt darum doch für den Christen wie für den Mann von Bildung ein Greuel und die Politik verdammt uns, den Greuel zu beschützen. Hat nicht der Sultan, mit dem sich unser Kaiser jetzt freundschaftlich begrüßt hat, 100 000 Armenier abschlachten und mit Knüppeln todt schlagen lassen? Hat nicht jeder Zeitungsleser den unerträglichen Widerspruch zwischen Barbarei und Zivilisation in der innersten Seele empfunden, als er las, daß unsere Kaiserin von dem Obereunuchen im Harem herumgeführt worden sei? Welch eine Zumuthung für die moralisch und religiös zart empfindende hohe Frau! Indem Deutschland sich mit den Türken verbrüderet, macht es sich die aufstrebenden christlichen Nationalitäten zu Feinden. Diese Feindschaft hat wenig auf sich, da sich diese Nationalitäten bisher als recht geringwerthig gezeigt haben, und die Zukunft kann andere Konstellationen bringen. Aber in der Politik sind die Gefühle nicht so ganz machtlos, wie die Staatsmänner meinen und das deutsche Gefühl revoltirt gegen die Umarmung mit dem Muselmanne.

Aber die Politik verlangt es augenblicklich. Wir können auch dieser Politik in ihren Grundzügen nur bestimmen. Untersuchen wir also weiter, wie sie auf unsere Weltstellung im Allgemeinen zurückwirkt.

Die Russen sehen Klein-Asien als ihre zukünftige Provinz an und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sie über kurz oder lang haben werden. Wenn sich dort mittlerweile starke deutsche Interessen gebildet haben, so ist das ein recht entzündlicher Konfliktstoff und die Russen sehen schon jetzt mit höchster Eifersucht auf die deutschen Fortschritte in der Erschließung

dieses Landes. Man lese darüber die Aeußerungen nach, die Fürst Uchtomski gegen Herrn Rohrbach gethan hat.

Nicht weniger ärgerlich ist dieses Auftreten der Deutschen den Franzosen. Eine mittelbare oder sogar unmittelbare Herrschaft über den Orient war einst das Ziel ihrer Sehnsucht. Napoleon I. hat nicht bloß Aegypten erobern wollen, sondern auch die ionischen Inseln und Dalmatien schon in Besitz genommen gehabt. Auch er glaubte schon, daß die Liquidation des türkischen Reiches nahe sei. Syrien stand unter Napoleou III. stark unter französischem Einfluß. Frankreich beansprucht im ganzen Orient das Protektorat über die katholischen Christen aller Nationalitäten. Nun haben die Engländer Aegypten und Cypern in Besitz genommen und dadurch auch den französischen Einfluß in Syrien zurückgedrängt. Jetzt kommt Deutschland, pflanzt sich neben die Engländer auf, überzieht die ganze Türkei mit seinen Sendlingen und nimmt den Schutz über die Katholiken deutscher Zunge selbst in die Hand. Wenn nicht gerade Frankreich auf anderen Gebieten der Kolonial-Politik so überaus große Erwerbungen gemacht hätte, würde es über diese Fortdrängung aus dem Orient gewiß noch viel mehr Lärm machen.

Getheilten Herzens sehen auf unsere Erfolge die Engländer. Merkantil ist ihnen die wachsende deutsche Konkurrenz auf diesem wichtigen Wirtschaftsgebiet natürlich unangenehm, aber politisch haben sie Vortheil davon. Daß sie nicht das Monopol des Welthandels behaupten können, haben sie allmählich eingesehen. Da ist es ihnen lieber, die Türkei mit Deutschland als mit Rußland theilen zu müssen. Entsteht im Orient eine Rivalität zwischen Deutschland und Rußland, so fühlt sich England für seinen Theil gedeckt. Je unangenehmer den Russen die Etablierung der Deutschen in Kleinasien ist, desto mehr leuchtet den Engländern ein, daß sie die deutsche Konkurrenz an dieser Stelle mit freundlicher Miene ertragen müssen.

Aus welchem Grunde hat nun der Kaiser die Reise nach Aegypten aufgegeben? Sie war geplant, ausgearbeitet und vorbereitet. Keine Frage, daß das Land der Pyramiden und der Krokodile für eine reise- und schauenslustige Natur wie unseren Kaiser rein menschlich eine große Anziehungskraft haben muß. Der Grund, der offiziell für die Aenderung des Reise-Programms angegeben wurde, daß der Kaiser den Reichstag selber zu eröffnen wünsche, scheint nicht ganz auszureichen, da nicht angegeben ist, weshalb dieser Wunsch erst jetzt auftauchte. Aber ich denke, in der Sache selbst liegen Schwierigkeiten, die es wohl glaublich erscheinen lassen, daß man sie nicht hat überwinden und deshalb endlich den ganzen Abstecker hat aufgeben müssen. Mit dem höchsten Pomp, als Machthaber eines großen Reiches, ist der Kaiser in Konstantinopel eingezogen und so erscheint er auch in Jerusalem. Setzte er in dieser Art die Reise nach Kairo fort, so war nicht zu umgehen, daß er den augenblicklichen politischen Zustand des Landes, d. h. die englische Oberhoheit, implicite anerkannte. Die Engländer haben ja angeblich Aegypten immer nur noch provisorisch besetzt und Rußland

wie Frankreich legen den höchsten Werth darauf, daß aus dieser provisorischen Besetzung kein dauernder Besitztitel werde. Den Engländern wäre also nichts angenehmer als ein offizieller Besuch des deutschen Kaisers, dem sie Formen gegeben haben würden, die ihre Herrschaft im Lande als die wahre und anerkannte hätten erscheinen lassen. Wir haben einen zweiten Fleck auf der Welt, wo Monarchen-Besuche eine ähnliche Wirkung ausüben können. Das ist Rom. Der Papst legt den höchsten Werth darauf, daß kein katholischer Fürst den König von Italien in Rom besucht, weil das seine Anerkennung des Besitzstandes einschließen würde, und setzte es vor einigen Jahren mit Aufgebot der stärksten Mittel durch, daß ein bereits angekündigter Besuch des Königs von Portugal wieder abgesagt wurde. Der Triumph der Kurie war um so größer, als der König von Portugal der nächste Verwandte des Königs Humbert ist und dieser empfand die Kränkung aufs Tiefste. Nun scheint es aber garnicht, als ob die Engländer über das Unterbleiben des Besuchs unseres Kaisers am Nil sehr unglücklich seien. Vermuthlich deshalb nicht, weil ihnen ein amtlicher Besuch garnicht angeboten worden ist. Der Kaiser wird Aegypten nur als Tourist haben besuchen wollen und damit war allerdings den Engländern nicht gebient. Ja ein Besuch in dieser Form, im Unterschied von der bisherigen Reise, hätte sogar indirekt die Weigerung der amtlichen Anerkennung der englischen Herrschaft eingeschlossen und war für die Engländer schlimmer als gar kein Besuch. Hieran wird die Reise gescheitert sein, nicht wegen der wachsenden Spannung der europäischen Lage: als Kaiser wollte Seine Majestät nicht kommen; als Tourist war sein Besuch nicht genehm.

* * *

Die gerichtliche Verhandlung über die Revision des Dreyfußprozesses hat endlich stattgefunden und den letztmöglichen Zweifel beseitigt, daß Dreyfuß nicht nur illegal verurtheilt, sondern auch unschuldig ist.

Zimmer wieder fragt man sich, wie es möglich ist, daß ein großer Theil der französischen Nation mit solchem Fanatismus nicht nur an dem Verdammungsurtheil hat festhalten, sondern auch die einfache Revision, die Klarstellung, ob ein Unrecht geschehen sei oder nicht, hat verhindern wollen. Und nachdem nun herausgekommen, welch' eine verbrecherische Niederträchtigkeit in leitenden Kreisen der französischen Regierung gegen den unglücklichen Generalstabshauptmann gespielt hat, so ist man versucht, weiter zu fragen, ob hier etwa ein Zeichen des definitiven moralischen Niederganges und Zusammenbruchs der französischen Nation vorliege. Noch mehr könnte man bestärkt werden in dieser Meinung, wenn man diesen Dreyfußprozeß zusammenhält mit den ähnlichen Erschütterungen, die der französische Volkskörper in den letzten Lustren durchgemacht hat: den Panama-Skandal, die Ermordung Carnots und die anderen anarchistischen Verbrechen, den Grevy-Wilson-Skandal, den Boulanger-Schwindel. Aber man kann diese Reihe verlängern, weiter und immer weiter hinauf, und eben dadurch wird ihr Gewicht verringert. Fast so lange die französische Nation

eine Geschichte hat, ist bei ihr eine hohe und zuletzt raffinierte Kultur mit einer gewissen Fäulniß zusammengegangen. War nicht das napoleonische Regiment korrumpirt? War nicht das Bürgerkönigthum Louis Philipp's berüchtigt durch Korruption? Ist die große Revolution nicht über und über bedeckt mit Korruption? War das Zeitalter des ancien régime besser? Man braucht sich gar nicht an Ludwig XV. und die Damen Pompadour und du Barry zu erinnern, selbst die großen Geister des Volkes, die Persönlichkeiten, durch deren Kraft der französische Genius auf Generationen die Hegemonie über alle anderen Völker erlangt hat, Voltaire und Rousseau, hatten ein innerstes Mark von moralischer Verborbenheit, das sie uns Deutschen schwer erträglich macht und das wir froh sind, bei den geistigen Heroen unseres Volkes nicht zu finden. Man muß es also hinnehmen, daß die Franzosen von je eine große und geniale Nation mit einem gewissen moralischen Defekt gewesen sind und trotzdem ihre hervorragende Stellung in der Weltgeschichte behauptet haben. Die staatsrechtliche Form der Republik hat mit diesen Erscheinungen nichts zu thun, ist nicht Schuld daran und auch aus dem Dreyfußfall ist also ein Schluß auf den Niedergang der französischen Nationalität nicht zu ziehen, und man wird ihn um so weniger ziehen, je genauer man den Ursprung und den Verlauf dieser Angelegenheit betrachtet.

Jrgend ein wirklicher Spion, wahrscheinlich Esterhazy, hat den Verdacht einer verrätherischen Handlung auf den Hauptmann Dreyfuß zu lenken gewußt, der bei seinen Kameraden wegen seines jüdisch-vorbringlichen Wesens wenig beliebt war. Der Zufall wollte, daß ein leidenschaftlicher Antisemit, Oberst Sandherr, Chef des Nachrichten-Bureaus war. Jedes solches amtliche Spionagebureau, wie jede geheime Polizei, ist stets in Gefahr, in eine Art Verfolgungsmanie zu gerathen; die Herren treiben selber Spionage, bewegen sich tagtäglich auf Schleichwegen, erfüllen ihre Phantasie mit immer neuen Mitteln der Entdeckung oder der Verhinderung, leben in einer Atmosphäre des Verdachts und der Zuträgerei. Subjektiv völlig gutgläubig, kann sich doch auf einige zufällige Indizien hin, ein Argwohn bei ihnen ohne festen Beweis zu persönlicher Ueberzeugung verdichten. Wo sie etwas gefürden zu haben glauben, sind sie eben so leichtgläubig und unkritisch, wie sie sonst mißtrauisch und argwöhnisch sind. Kein verständiger Mensch kann bezweifeln, daß das Kriegsgericht den Hauptmann Dreyfuß in völliger Ueberzeugung von seiner Schuld verurtheilt hat. Wie sollten denn französische Offiziere dazu kommen, einen ihrer Kameraden mit dem schändlichsten Verbrechen zu belasten, und dadurch einen Makel auf das Offizierkorps selber zu bringen, wenn sie nicht von der Wahrheit der Anklage überzeugt gewesen wären? Sie waren so sehr überzeugt, daß sie sogar den groben Formfehler, dem Angeklagten die belastenden Dokumente gar nicht mitzutheilen, auf sich nahmen. In der Geringsachtung der Form, wenn man nur der Sache sicher ist, denkt das französische Volk überhaupt

etwas anders als das deutsche, und das ist an sich noch keineswegs ein Fehler, so schwer es sich im vorliegenden Falle auch gerächt hat.

Die Dokumente, auf Grund deren Dreyfus verurtheilt worden ist, waren zweifellos Fälschungen, aber, hat Esterhazy sehr charakteristisch gesagt, der formelle Schuldbeweis ist bei Spionageprozessen überhaupt schwer zu führen; wenn man sich erst von der Schuld sachlich überzeugt hat, muß man den formellen Beweis durch irgend eine Fiktion, alias Fälschung zu beschaffen suchen. So haben sicherlich auch andere Herren, auch im französischen Generalstabe, gedacht.

So wurde Dreyfus verurtheilt, und nachdem er erst verurtheilt war, hielt der Korpsgeist des Generalstabes darauf, daß das gesprochene Urtheil nicht mehr angetastet würde. Und als trotzdem die Zweifel nicht verstummen wollten, glaubte der Oberst Henry am besten zu thun, wenn er durch eine neue Fälschung der fatalen Sache ein für allemal ein Ende machte. Des schändlichen Verbrechens, welches er damit beging, wird er sich kaum so sehr bewußt gewesen sein; er war eine subalterne Natur, aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen, von Dienstfeier erfüllt bis zum Fanatismus und von Dreyfus' Schuld überzeugt. Seine Aussage in seinem letzten Verhör, er habe geglaubt, zum allgemeinen Besten zu handeln, wird durchaus richtig sein: das ist ja eben das Wesen und das Entsefliche des Fanatismus, daß er das Böseste thut, indem er sich selbst weismacht, er thue etwas Gutes.

Der Dreyfushandel ist jetzt auf dem Punkt angelangt, wo er zu einem — Konflikt zwischen der Zivil- und Militärgewalt zu führen droht. Die Armee hält aus Korpsgeist an dem einmal gesprochenen Urtheil des Kriegesgerichtes fest. In den sonstigen führenden Kreisen der Nation hat sich aber die Idee des Rechtes und der Gerechtigkeit, zur hohen Ehre des französischen Volkes, so stark erwiesen, daß die Revision, obgleich ein Ministerium darüber gestürzt ist, keinem Zweifel mehr unterliegt. Weshalb läßt die Armee sich das gefallen? Sie hat ja das Schwert, man sieht, es zuckt vor Ungebuld in ihrer Hand, warum jagt sie nicht die Juden, Advokaten und Volksredner zum Tempel hinaus und ergreift selber das Regiment? Die Regierung, ist ein alter Satz, den die Geschichte nur von Neuem lehrt, muß zuletzt immer dem zufallen, der die bewaffnete Macht hat.

Nichts ist eigenthümlicher, als daß diese gewaltige, tüchtige und selbstbewußte Armee seit 25 Jahren dem losen, stets wechselnden Regiment von Volksrednern strikten Gehorsam leistet. Es wäre völlig unverständlich, wenn die innere Politik nur in sich selber ruhte.

Aber die innere Politik ist untrennbar von der auswärtigen. Jede Abwandlung hier bringt auch eine Veränderung dort hervor. In dem Augenblick, wo die französische Armee, getragen von der allgemeinen patriotischen Aufwallung die Zügel der Regierung ergriffe, müßte sie den Revanche-Krieg gegen Deutschland führen. Kein Volk läßt sich ein Säbel-

regiment gefallen, wenn dieses nicht auch den Säbel führt. Ein militärischer Diktator, ein neuer Kaiser, der sich an die Spitze Frankreichs stellt, würde an der allgemeinen Verachtung zu Grunde gehen, die Armee würde ihn selber wieder abwerfen, wenn er es nicht wagte, sich mit Deutschland zu messen und die verlorenen Provinzen zurückzuerobern. Sobald aber dieser Gedanke auftaucht, schauern die Franzosen zurück. Sie wissen, daß sie zu schwach sind. Sie wissen, daß sie das russische Bündniß für einen solchen Revanche-Krieg nicht haben werden, und es ist klar, daß so, wie die Dinge heute liegen und noch lange liegen werden, nur ein Narr den Plan fassen kann, die Kriegsfurie an den Vogesen zu entfesseln. Es mag wohl manchen französischen General geben, der es auf sich nehmen würde, dieser Narr zu sein, aber dazu ist in der übrigen französischen Armee und in der französischen Volke doch wieder zu viel Besonnenheit, um sich einem Narren anzuvertrauen. Im General Boulanger hat sich ja der ganze Vorgang bereits einmal abgepielt. Ich glaube schwerlich, wenn man es auch nicht als völlig ausgeschlossen betrachten darf, daß Europa die grauenhafte Katastrophe, die ein französischer Staatsstreich in diesem Sinne im Gefolge habe müßte, thatsächlich zu besorgen hat.

Eben indem Frankreich in dieser Krisis liegt, taucht, wie es scheint, eine andere Möglichkeit der Wechselwirkung zwischen innerer und äußerer Politik auf. Frankreich ist, wie schon öfter, wieder einmal in eine Reibung mit England gerathen.

In angestrengtem Wettlauf haben die Engländer von Norden, von Aegypten her, die Franzosen von Westen, vom atlantischen Ozean her, den oberen Nil zu erreichen gesucht und sind bei dem Vertchen Fachoda zusammengetroffen. Die Franzosen sind eher dagewesen, aber die Engländer behaupten, daß Aegypten ein altes Recht auf die Landschaft besitze das nunmehr ihnen als den Verwaltern Aegyptens zustehe. Die Frage ist sehr bedeutsam; denn die Sicherheit der englischen Herrschaft in Aegypten wird sehr wesentlich davon abhängen, ob auch der obere Nil in ihrer Hand ist, oder unter dem Einfluß oder gar der Herrschaft der Franzosen steht. Die Franzosen sind, da es auf die Ausdehnung ihres Besitzes an dieser Stelle nicht so sehr ankommt, zu einem Kompromiß bereit, die Engländer aber wollen hier vor Allem keine französische Einflußsphäre zulassen und bestehen darauf, daß ihr Rechtsanspruch unanfechtbar sei und die Franzosen deshalb keinerlei Kompensation zu fordern befugt seien. Wo sonst im letzten Jahrzehnt die Franzosen und Engländer in der Kolonialpolitik zusammengestoßen sind, z. B. in Siam, sind die Insulaner stets zurückgewichen. Wie, wenn nun die französische Generalität etwa meinte, daß sie dem französischen Nationalstolz zwar nicht mit einem Siege über Deutschland, aber über England aufzuwarten im Stande sei und daraus einen Rechtstitel für die Herstellung des militärischen Regiments in Frankreich schöpfen könne? Es ist kaum ein halbes Jahr her, seit England drauf und dran schien, mit Rußland in einen Krieg zu gerathen.

Sollte die Pariser Friedensbotschaft eine genügende Bürgschaft dafür sein, daß Rußland die Gelegenheit unbenutzt läßt, wenn England mit Frankreich im Kriege ist? Unabsehbar würden die Folgen eines französisch-englischen Krieges für alle Weltverhältnisse werden, es ist sicher, daß man diesseits und jenseits des Kanals sich ganz ernstlich auf den Ausbruch gefaßt macht. Lähmt der Dreyfushandel auch die französische Exekutive, so enthält er doch auch wieder einen Stachel, zu irgend einer auswärtigen Aktion zu schreiten, sei es, um die aufgesammelte leidenschaftliche Spannung zu entladen, sei es, um der einen Partei, der Armee, als Mittel für ihren Parteizweck zu dienen. Niemand vermag heute zu sagen, wohin das führen wird.

* * *

Der preussische Wahlkampf ist in diesem Augenblick noch nicht definitiv entschieden, aber das Wesentliche seines Ergebnisses ist doch schon mit Sicherheit zu übersehen. Was hauptsächlich zu fürchten war, daß nämlich die beiden konservativen Parteien zusammen allein die absolute Majorität in dem neuen Abgeordnetenhaus erlangten, ist nicht eingetreten. Im Gegenteil, es hat eine, wenn auch ganz geringe Verschiebung nach links stattgefunden. Daß dabei die freisinnige Volkspartei der Gewinner gewesen ist, kommt nicht in Betracht. Herr Richter kommandirte vorher 14 Stimmen und wird jetzt ungefähr 24 kommandiren. Das ist völlig gleichgültig. Entscheidend ist allein, daß die Konservativen immer irgend welchen Zuzuges bedürfen, um die Majorität zu erlangen. Freilich, eine wirkliche Sicherheit gegen widerrwärtige reaktionäre Experimente ist auch damit noch nicht gegeben. Die Deutsch-Konservativen allein, auch ohne die Freikonservativen, werden nach wie vor die Möglichkeit haben, mit dem Zentrum zusammen clerikale Gesetze zu machen, und unter den National-Liberalen wiederum fehlt es nicht an Leuten, die ganz bereit wären, ihnen bei neuen Polizei-Anbelgesetzen Hilfe zu leisten. Nur der Fraktionsverband hat ja schon bei der letzten Umsturzkampagne verhindert, daß nicht einige abtrünnige National-Liberale den Konservativen zum Siege verhalfen. Hoffen wir, daß gerade die Erfahrung dieser Wahl nicht nur die linke Seite des Hauses, sondern auch die linke Seele in der Brust der nationalliberalen Partei gestärkt hat. Niemand kann verkennen, daß es gerade der Rest von Liberalismus in dieser Partei gewesen ist, der ihr bei den Wahlen Nutzen gebracht hat, und ein Gut, das sich als so nützlich erwiesen hat, ist man geneigt, sorgfältig weiter zu pflegen.

Unter einer unerhörten Theilnahmslosigkeit haben diese Wahlen sich vollzogen. Der einzige Zwischenfall, der einiges Leben in die Debatte gebracht hat, ist ein Wahlaufruf, der im Geiste der Politik gehalten war, wie sie immer in diesen „Jahrbüchern“ vertreten worden ist. Der Wahlaufruf war ganz bescheiden an die Wähler des Wahlkreises Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg gerichtet und von Einwohnern dieses Bezirkes unterzeichnet, aber er hat einen sehr starken Widerhall in ganz Preußen

gefunden. Selbst die auswärtigen, englischen, französischen, österreichischen Blätter haben darüber berichtet.

Er hätte unmöglich ein solches Aufsehen erregen können, wenn er nicht eine weitverbreitete Stimmung sozusagen zur Auslösung gebracht hätte. Solange die „Preussischen Jahrbücher“ sie allein, in der Tagespresse nur sekundirt durch die „Tägliche Rundschau“, vertraten, suchte die konservative und freikonservative Presse diese Haltung als meine rein persönliche Wunderlichkeit hinzustellen. Auch jetzt noch tröstet sich die „Konservative Korrespondenz“ damit, „Kollegialgefühl und gesellschaftliche Höflichkeit“ hätten mir zu den paar Mitunterschriften verholfen, und die „Post“ erzählt ihren Lesern, der Wahlausruf sei das Produkt der Eitelkeit und des Unfehlbarkeitsbünkels zweier Professoren. Herr Schmoller muß sich gefallen lassen, neben mir als der zweite Sünder zu fungiren. Da der geistige Leiter der „Post“, Herr von Zedlig, sich vor zwei Jahren berufen fühlte, im Abgeordnetenhaus den Professoren gute Rathschläge zu ertheilen, was sie in ihren Vorlesungen zu lehren hätten und was nicht, so mag er ja wohl auch berufen sein, uns vor Eitelkeit, Unfehlbarkeitsbünkel und anderen Lastern zu warnen. Daß er selber mit der ganzen konservativen Presse von der Unfehlbarkeit ziemlich entfernt ist, zeigt sich ja schon darin, daß die Herren gleichzeitig den Wahlausruf für etwas ganz Nichtiges ausgaben und doch, sich selber thatsächlich widersprechend, mit dem schwersten Geschütz gegen ihn zu Felde gezogen sind. Man durfte schon hieraus schließen, und die Erscheinungen des Wahlkampfes haben es bestätigt, daß die in dem Wahlausrufe vertretenen Anschauungen von recht vielen Bürgern im deutschen Reiche, und zwar von Bürgern, deren Stimmen man nicht nur zählt, sondern auch wägt, getheilt werden und ich traue deshalb dem Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburger Wahlausruf genug Bedeutung zu, um ihn hier noch einmal abzudrucken und noch einige Erörterungen daran zu knüpfen. Er lautet:

An die Wähler des Wahlkreises

Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg.

Die diesmaligen Landtagswahlen setzen viele patriotisch und königstreu gefinnte Männer in schwere Verlegenheit. Von den Parteien, die die Staatsregierung zu unterstützen pflegen, haben die konservative und freikonservative Partei jüngst in wichtigen Fragen eine Haltung eingenommen, die den besten Traditionen des preussischen Staates direkt entgegengesetzt ist. Zumal gewisse Führer dieser Parteien haben ihre Thätigkeit in den Dienst besonderer Wirthschafts- und Klasseninteressen gestellt, haben die Staatsregierung von dem Gesamtinteresse ab auf ihren Klassenstandpunkt zu drängen gesucht, haben die sozialpolitischen Ziele, welche diese Parteien selbst früher verfolgten, umgedeutet und theilweise fast in ihr Gegentheil verkehrt, haben endlich die auf das allgemeine Beste gerichtete Meinungsbildung und Ueberzeugungsfreiheit des Beamtenthums und überhaupt der gesammten gebildeten und wissenschaftlichen Kreise einzuschüchtern versucht.

Unter diesen Umständen wäre es höchst gefährlich, es würde unser Staatswesen schädigen und die königliche Staatsregierung in ihren Bestrebungen oft nicht unterstützen, sondern stören und hemmen, wenn etwa das zu wählende Abgeordnetenhaus eine konservative Majorität zeigte. Die entgegengesetzte Gefahr, daß die Parteien der grundsätzlichen Opposition die Majorität erlangen, ist thatsächlich heute für das Abgeordnetenhaus nicht vorhanden.

In Erwägung dieser augenblicklichen Lage richten die Unterzeichneten, die bei der letzten Reichstagswahl sämtlich für den konservativen Kandidaten gestimmt haben, an alle Wähler unseres Wahlkreises, welche das Gesamtinteresse des Vaterlandes höher stellen als die Partei- und Klasseninteressen, die Bitte, bei der bevorstehenden Wahl zum Abgeordnetenhaus die konservative Partei nicht zu unterstützen.

Wir haben die Ueberzeugung, daß in der gegenwärtigen Lage ein derartiges Verhalten dem Wohle des Staates und der Monarchie am besten entspricht.

A. E. Berner, Prof. Geh. Just.-Rath. L. Bernhardt, Fabrikbesitzer.

H. Delbrück, Prof. Duddenhausen, Wirkl. Geh.-Rath.

E. Ed. Prof. Geh. Just.-Rath. P. von Elpox, Gen.-Major z. D.

Fr. Gebauer, Fabrikbesitzer. Gierde, Prof., Geh. Justiz-Rath.

Gleim, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath. Ad. Harnack, Prof.

P. von Hoensbroech, Herausgeber d. „Tägl. Rundschau“ und d. „Deutschen Wochenblattes“. Kahl, Prof., Geh. Justiz-Rath.

E. Lehmeß, Senats-Präs. am Kammergericht. G. Reimarus, Reg.-Rmstr. Richter, Generallieut. z. D. Dr. E. Rose, Geh. Mediz.-Rath.

Zul. Rütgers, Fabrikbesitzer. C. Schnitzler, Fabrikbesitzer. Schmoller, Prof.

Dr. Walbeyer, Prof., Geh. Med.-Rath. A. Wiebe, Wirkl. Geh.-Rath.

Nur durch Zufall verspätet, sind noch die Unterschriften der Herren Professor D. Pfleiderer, Geh. Reg.-Rath Professor Mr. von Wilamowitz-Möllendorff und Dr. Herm. Rahl-Rückhard, Oberstadtsarzt 1. Klasse a. D. hinzuzufügen.

Die konservative Presse hat gegen den Aufruf zunächst eingewendet, daß er in den liberalen Zeitungen mit Unrecht als ein Aufruf „konservativer Wähler“ bezeichnet worden sei. Der Einwand ist berechtigt, insoweit er sich auf den konservativen Partei-Verband bezieht; die Unterzeichner selber sind zum Theil nationalliberal oder rechnen sich zu keiner Partei und haben deßhalb auch nicht von sich im Ganzen gesagt, daß sie konservativ seien. Sie haben nur gesagt, daß sie bei der letzten Reichstagswahl einen konservativen Kandidaten gewählt haben; ich selber z. B. habe, damals noch als Einwohner von Berlin (jetzt Charlottenburg) einen extrem-antisemitisch-reaktionären Postbeamten in der Hauptwahl und erst in der Stichwahl (gegen den Sozialdemokraten) einen Freisinnigen gewählt — deßhalb, weil mir im Reichstag die vaterländischen Wehrfragen die wichtigsten sind, vor denen jede andere Erwägung weichen muß. Aber die Zeitungen, die den

Ausruf einen konservativen genannt haben, waren dazu in einem viel tieferen Sinne berechtigt. Konservativ im eigentlichen prinzipiellen Sinn, und liberal ebenso im prinzipiellen Sinn genommen, sind keine absoluten Gegensätze und sind glücklicher Weise keine Gegensätze. Zu der Zeit, als ich Mitglied der freikonservativen Fraktion war, war das auch hier eine anerkannte Wahrheit. Wir haben glücklicher Weise noch recht viele liberale Institutionen im preussischen Staat und deutschen Reich, die wir zu konserviren wünschen. Welche von den üblichen Partei-Bezeichnungen paßt nun auf den Ausruf am besten? Ist er etwa liberal?

Das Hauptgewicht legt der Ausruf darauf, daß die beiden konservativen Fraktionen die Regierung nicht stützen, sondern von ihrem eigenen, natürlichen Wege abzudrängen suchen. Kann man einer Kundgebung, die durchweg von diesem Grundgedanken beherrscht wird, in Preußen das Prädikat „konservativ“ absprechen? Dieser Ausruf ist im wahrsten und besten Sinne konservativ, die beiden konservativen Fraktionen aber sind reaktionär gemorden. Die „Konservative Korrespondenz“ verlangt von mir persönlich, ich solle nicht mehr unter der falschen Flagge eines Konservativen segeln. Ich darf daran erinnern, daß ich schon vor mehreren Jahren an dieser Stelle erklärt habe, ich rechnete mich nicht mehr zu meiner ehemaligen Fraktion, nicht weil ich mich, sondern weil diese, unter dem Einfluß des Herrn von Stumm, sich geändert hat und ihre früher bekannten Grundsätze jetzt verleugnet. Wo ist denn auch zwischen der konservativen und freikonservativen Fraktion der Unterschied? Trotz dieser Trennung mache ich aber nach wie vor auf den Namen eines Konservativen Anspruch und mache ebenso wie der Wahlausruf den sogenannten Konservativen den Vorwurf, daß ihre Haltung den besten Traditionen des preussischen Staates entgegenge setzt ist.

Die „Post“ beruft sich dagegen auf die Bielefelder Rede des Kaisers. Nicht ganz mit Unrecht. Aber besteht die wahre monarchische Gesinnung darin, blind jeder subjektiven Wendung des Monarchen zu folgen? Darf man sich nicht auch auf die Kundgebungen des Kaisers aus dem Jahre 1890 berufen?

Wir leben heute in einer Epoche der Reaktion, einer bisher noch leidlich milden Reaktion, mehr einer bloßen Stagnation, aber nur deshalb, weil die parlamentarischen Institutionen das Schlimmste abgewehrt haben, und man muß alle Anstrengung machen, daß das Schlimmere nicht noch kommt. Preußen hat leider Gottes auch in dieser Beziehung Traditionen; mit gutem Grund spricht der Wahlausruf nicht von den preussischen Traditionen schlechtweg, sondern von den besten preussischen Traditionen, die heute verleugnet werden. Preußen hat die Tradition des freien Geistes von Friedrich dem Großen; es hat aber auch die Tradition Friedrich Wilhelms II. und IV. und der Minister Bülner und Raumer. Preußen hat die Traditionen der großen Gesetzgebung durch Stein, Scharnhorst, Harden-

•

berg. Es hat aber auch die Tradition der darauf folgenden Reaktion, die die Agraredikte von 1807 und 1811 so zu unterbinden verstand, daß sie selbst im Jahre 1848 noch lange nicht ausgeführt waren. Preußen hat die Tradition der Pflege der Wissenschaft durch die Gründung der Universität Berlin unter allem Drucke der Fremdherrschaft. Preußen hat aber auch die Tradition, daß die Lehrer an dieser Universität, Schleiermacher an der Spitze der Demagogie verdächtigt wurden, und mit ihnen Gneisenau, Grolman, Bogen, Clausenitz, Eichhorn, zu geschweigen von den unglücklichen Leuten, Fritz Reuter, Max Dunder, die in der grausamsten Weise gepeinigt und bestraft wurden. Verkünden nicht heute wieder konservative Blätter schamlos, daß es der Liberalismus und die Wissenschaft sei, die den Anarchismus mit seinen Greueln verschulde, gerade wie damals das Gift der Verleumdung über die Ketter aus der Franzosennoth ausgespritzt wurde, und man in dem Geiste der Reformgesetzgebung den Jakobinismus erkennen wollte, der zur Ermordung Robespieres getrieben habe?

In bluttriefenden Artikeln fordert die „Kreuz-Zeitung“, man solle nicht so fein unterscheiden. „Wer unterscheidet, der wird nicht herrschen, sondern untergehen.“ Wenn man nur rechtzeitig Bakunin und Prapotkin küßlirt hätte, so wären Europa die anarchistischen Mordthaten erspart geblieben. Dieser bössartige Fanatismus, der nicht unterscheiden will, ist es, gegen den wir uns wehren und den wahren guten Geist des preußischen Staates verteidigen müssen. Oder ist es etwa die „Kreuz-Zeitung“, in deren Fahrwasser jetzt die „Boji“ und die „Berliner Neuesten Nachrichten“ segeln, die die besten Traditionen des preußischen Staates vertritt? Wer unsere Minister näher ansieht, erkennt bald, daß es die Regierung am wenigsten ist, von der der böse Geist in der Gegenwart kommt; sie handelt wesentlich unter dem Druck der reaktionären Strömung in den führenden Gesellschaftsschichten und den konservativen Parteien. Mit Recht war deshalb bei den diesmaligen Wahlen der Kampf gegen die konservative Partei zu führen von dem Standpunkte eines echten und besseren Konservatismus aus. Wenn die Unterzeichner des Wahlaufrufs deshalb als Helfershelfer der Sozialdemokratie hingestellt werden, so brauchen sie, ich darf sagen, brauchen wir uns dessen durchaus nicht zu schämen; wer das Gute im Vaterlande verteidigen will, hat es nicht bloß zu erkennen und auszusprechen, sondern muß auch der Verleumdung Trost zu bieten und Stand zu halten wissen.

30. 10. 98.

D.



Das Wachsthum der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

Das politische Ideal, das bei der Unabhängigkeitserklärung und der Grundlage ihrer Verfassung den Vätern der Union vorschwebte, hat seine Wurzeln in zwei völlig von einander verschiedenen, ja entgegengesetzten Gedankenreihen. Der Konstitutionalismus der Generalstaaten und Großbritanniens, der altgermanischer Selbstverwaltung entsprungen ist, lieferte die Form zu jenem Ideal; die Lehre Rousseaus von der Herrlichkeit des durch Menschen-sagungen und Tyrannei unbehelligten Naturzustandes gab den Gehalt und die treibende Kraft. In ein neues, von altweltlicher Kultur kaum berührtes Land versetzt, wollte man ein ganz neues, ursprüngliches Staats-Gebilde errichten, ein unter bisherigem Drucke unerreichbares Hochbild der Gesellschaft ausgestalten oder, was schließlich auf dasselbe hinauslief, den uranfänglichen Idealzustand, den nicht nur Rousseau und viele seiner Zeitgenossen, sondern den auch das Dogma der christlichen Kirche annahm, wiederherstellen. Man wollte eine Utopie. Daß diese als eine solche auch thatsächlich empfunden wurde, das beweisen die enthusiastischen Beifallsrufe, mit denen poetisch veranlagte Europäer das Entstehen der Transatlantischen Gesellschaft begrüßten. Nicht nur lieb der leicht entzündbare, phantastisch schwankende Lafayette dem jungen Gemeinwesen seinen Degen, sondern auch Goethe pries Amerika, weil es keine Schlösser habe und kein unnütz Erinnern an verrostete Traditionen, keinen vergeblichen Streit um ver-

Knöcherte Gesetze. Wie ja gerade Goethe des Besteren die brennendste Sehnsucht gefühlt hat, die Ueberlieferung, die zur Plage gewordenen Konventionen, das Epigonthum loszuwerden und ganz original zu sein, unter Südeinsulanern voraussetzungslos das Leben „rein menschlich“ durchzukosten. Daß ferner die Utopie auch praktisch dem amerikanischen Staatsgedanken nicht fremd ist, das beweisen die zahlreichen utopistischen Versuche, die seit der Zeit Rapps auf dem Boden der Vereinigten Staaten unternommen worden sind. Ja, auch Penns und Zinzendorfs Ansiedelungen kann man als utopistisch beeinflusste Bestrebungen auffassen. Nun ist aber von vornherein der gährende Most politischer Ideale von Washington und seinen Freunden und Nachfolgern in die sicheren, unzerbrechlichen Gefäße langerprobter Staatsformen eingeschlossen und dadurch die europäische Tradition nur weiter fortgeführt worden. Gleichermaßen konnte man weder im Erziehungswesen, noch im gemeinen bürgerlichen Rechte, noch endlich in kirchlichen Dingen ganz abgesondert und unabhängig eine neue Entwicklung beginnen, sondern mußte nothgedrungen zu den Errungenschaften und Vorbildern der alten Welt zurückgreifen.

Der Ideen-Dualismus, der durch den Widerstreit von Wollen und Können, von Revolution und Tradition entstand, hat sich in Amerika bis zum heutigen Tag erhalten. Noch jetzt glaubt ein Theil des Ostens und fast der ganze Westen, daß den Interessen des Landes umso besser gedient werde, je freier sich dasselbe von allen europäischen Einwirkungen halte: selbst akademische Lehrer erachten es für möglich, eine ideale, von alter Ueberlieferung unabhängige, rein vernunftgemäße Universität zu schaffen, und die Goldwährung wird verdammt, weil sie die freie Union europäischem Vorbilde, der tyrannischen Schablone einer altersschwachen Welt unterwerfen wolle. Ebenso glaubte bis vor Kurzem die überwiegende Mehrheit auf unserem Kontinent, daß in Wahrheit die Union, wie für den Einzelnen, so für das ganze Volk, ein neues Lebensideal biete; daß, in Mißbilligung unseres verderblichen und aufreibenden Militarismus, sie bloß die Künste des Friedens pflege; daß sie in der Freiheit des geselligen Verkehrs zwischen den verschiedenen Ständen und Geschlechtern originale, bisher unbekannte Formen eronnen habe. Tiefersichtende jedoch erinnerten sich des Spruches: *Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt*; und wiesen auf den Zusammenhang kolonialer Bildung mit der Kultur des Mutterlandes, wiesen auf die zunehmende

Europäisirung Amerikas hin. Der Krieg mit Spanien hat nun auch den Anderen die Augen geöffnet und ihnen gezeigt, daß die lange Friedenszeit, deren seit 1865 die Union sich erfreut, zwar einen ewigen Frieden vorzubereiten schien, in Wirklichkeit aber an dem aggressiven Charakter der Vereinigten Staaten und ihrer Expansionslust nur wenig geändert hat. Denn wie jedes lebefähige Familien-, Gemeinde- und Staatswesen, so ist auch die Union auf Ausbreitung und Vergrößerung gestellt, und ihre ganze Geschichte ist denn auch nichts als ein ununterbrochenes Wachsthum an territorialem Besitz.

Die Blüthezeit der römischen Republik war zur Zeit des Kampfes um Italien. Als die römischen Generale ihre Legionen nach Spanien und Makedonien führten, da wandelte sich allmählich die Republik zu einer Oligarchie; als auch Nordafrika und Vorderasien und Mitteleuropa in den Bannkreis des Imperiums gezogen wurden, da erhob sich, von tumultuarischen Demagogen getragen, der Thron der Cäsaren. Das äußere Moment der territorialen Expansion war stets das nämliche, allein die eigene Landesregierung der Eroberer ward durch die Rückwirkung ihrer Eroberungen in ihrem innersten Wesen beständig umgestaltet. Je mehr Territorium und je mehr fremde Nationen zu beherrschen waren, umso mehr verengte und zentralisirte sich der Kreis der Verwaltung. Ähnlich haben wir in der Entwicklung der nordamerikanischen Republik bis in ihre letzte Phase zwar stets dieselbe äußere Erscheinung territorialer Vergrößerung, allein der letzte Zuwachs bedingt einen plötzlichen Wechsel in dem inneren Wesen der Vereinigten Staaten, in ihrer Verwaltung, ihrer äußeren Politik und ihrem Lebensideale. Die Utopie selbständiger Neubildung ist nun völlig zerstört und der Prozeß des Europäisirens ist vollendet. So ist die Niederlage Spaniens ein Sieg des alten Europa.

Der Gewinn überseeischer Kolonien und die daraus entspringende Nothwendigkeit eines größeren stehenden Heeres und neuer auswärtiger Beziehungen, kam den Amerikanern selbst ganz unerwartet. Sie hatten vorher in dem ruhigen Glauben dahingelebt, die Union hätte gar keine äußere Politik und bedürfe keiner solchen. In Folge dessen findet man in amerikanischen Geschichtswerken fast keine Erwähnung von Thaten, die von Yankee's außerhalb ihres Vaterlandes verrichtet wurden, mit Ausnahme des mexikanischen Krieges und etwa noch des unbedeutenden Zuges

gegen den Dey von Algier. In Europa vollends wird diesen Dingen noch weniger Aufmerksamkeit geschenkt, und von einer zusammenfassenden Darstellung der amerikanischen Expansionsversuche ist erst recht keine Rede. Wenn daher zum ersten Male hier der Versuch unternommen wird, über die Vergrößerungspolitik der Vereinigten Staaten eine geschichtliche Uebersicht zu geben, so möge man die Unvollkommenheit dieser Uebersicht mit dem bedauerlichen Mangel an Quellen entschuldigen.

Nach neunjährigem, wechselvollem Kampfe war endlich 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gesichert. Allein vier weitere Jahre verflossen, bis die Verfassung errichtet werden konnte, und wieder zwei Jahre, bis Washington sein neues Amt antrat und den Präsidentenstuhl bestieg. Man hätte erwarten sollen, daß die langen Wirren und Wehen, die der endgültigen Gründung und Befestigung der Union vorausgingen, dem jungen Staate keine Ruhe noch Kraft übrig lassen konnten, um auswärtige Beziehungen von Belang anzuknüpfen. Allein wir finden, daß Washingtons klarer, weitschauender Geist schon während des Krieges auf eine Ausdehnung des amerikanischen Einflusses bedacht war, die sofort den Yankees einen gleichberechtigten Platz unter den Kulturnationen zu sichern geeignet wäre. Handelsverträge wurden zunächst mit dem treuen, aufopfernden Freunde der Union, mit Frankreich, dann mit Holland, Schweden und Preußen geschlossen (1778 bis 1785). Den Verträgen lag das Prinzip zu Grunde, daß in den Fehden der europäischen Seemächte die Union sich neutral verhalte, daß sie ihre Kräfte nicht durch Unterhaltung einer Kriegsflotte vergeude, sondern all ihr Streben auf die Ausfuhr von Rohprodukten richte, worin eine Freihandelszusicherung der anderen Kontrahenten ihr entgegenkam. Nur wenig später nach diesen glücklichen Erfolgen an den Höfen Europas entfaltet sich der Unternehmungsgeist der Yankees auf einem weit größeren Gebiete, auf dem Stillen Meere. Dort war seit der russischen Besetzung von Kamtschatka ein Pelzhandel mit China aufgeblüht. Der Handel, der einstweilen bloß von Engländern und Russen betrieben wurde und der ungeheuren Nutzen abwarf, bis 1000 und 1400 %, nahm einen neuen Aufschwung, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die pelzreichen Gestade des Pugetfundes und des jetzigen Britisch-Columbia erforscht und in der Folge häufig angelauten wurden. Die Pelzkäufer verweilten meist zwei bis drei Jahre, bis sie volle Ladung hatten, brachten den Winter, sich zu erholen und zu verproviantiren.

auf den Sandwichsinseln oder gar in Chile zu und begaben sich dann mit ihrer kostbaren Fracht nach Kanton. An diesem einträglichen Betriebe nimmt nun schon 1784 eine amerikanische Bark Theil, die „Empress“; sie fährt von New-York um das Kap Horn und gelangt nach China. Drei Jahre darauf kommen von Boston die „Columbia“ und der „Washington“ über die kapverdischen Inseln und das Kap Horn nach West-Kanada, und die „Columbia“ ist das erste Schiff, welches das Sternenbanner um die Erde trägt. Später nahm Johann Jakob Astor mit großer Energie diesen pazifischen Handel auf.

Zwei Gebiete auswärtiger Bethätigung waren somit gleich von Anfang für die Vereinigten Staaten festgelegt, die auch in aller Zukunft die wichtigsten bilden sollten: Europa und der Stille Ozean. Drei andere Gebiete wurden rasch nach einander Anfang des 19. Jahrhunderts von den Yankee's betreten: das Mitteländische Meer, Mexiko und Ost-Kanada. Der Raubstaat Tripolis, der sich an amerikanischen Kauffarthenschiffen vergrißen und die Besatzung in die Sklaverei verkauft hatte, ward 1801 gedemüthigt. Aaron Burr, ein irischer Politiker und Abenteurer katilinarischen Schlages, wollte im spanischen Amerika eine Napoleonsrolle spielen und am unteren Mississippi und in Mexiko ein großes Reich sich erobern. Die Regierung schritt zwar noch rechtzeitig ein und verhaftete 1805 Burr und einige seiner Anhänger, die sämmtlich Irländer waren, aber konnte es nicht durchsetzen, daß irgend ein Gerichtshof den gefährlichen Intriguanten für schuldig erklärte. Ein anderer Expansionsversuch über die jetzigen Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus, fiel in die Zeit des englisch-amerikanischen Krieges 1812—1814, als mehrfach Einfälle nach Kanada platzgriffen, die jedoch sämmtlich zurückgeschlagen wurden.

Von Erfolg waren dagegen die Vergrößerungspläne im Westen und im Süden begleitet. Um 60 Millionen Franken erwarb die Union von Napoleon das weite Gebiet Louisiana, das sich von der Mississippi-Mündung bis zum Columbiaflusse erstreckte. Es erhoben sich damals viele Stimmen gegen die Erwerbung, weil sie der Verfassung widerliefe; allein welchen Werth der kaum zwanzigjährige Staat auf Expansion legte, geht am besten aus einer erbitterten Note des franzosenfreundlichen Jefferson hervor. Er schrieb nach Paris: „Auf dem Erdball giebt es einen einzigen Punkt, dessen Besitzer unser natürlicher Feind ist, nämlich New-Orleans. Die Vereinigten Staaten und Frankreich können keine

guten Freunde bleiben, wenn sie an einem so heißen Punkt aufeinander treffen. Der Tag, an dem Frankreich sich New-Orleans' bemächtigt, besiegelt dies Bündniß zweier Nationen, die, wenn vereint, den ausschließlichen Besitz des Ozeans behaupten können. Von dem Tage an müssen wir uns mit der britischen Flotte und der britischen Nation vermählen". Also schon damals der Gedanke der vielberegten englisch-amerikanischen Allianz! Jefferson erlangte indeß, wonach er strebte und die Verbindung mit England ward in weite Ferne gerückt. Er erlangte obendrein nicht bloß das strategisch so wichtige New-Orleans, sondern den unermesslichen Länderstrich im Nordwesten, der die Ueberland-Verbindung der Union mit dem Großen Ozean herstellte. Dabei war die eigentliche Besiedelung der Union noch kaum über $\frac{1}{10}$ der ganzen Breite des Kontinents vorgeschritten. Wahrlich eine geniale, weitausblickende Staatskunst!

Eine Unternehmung, die keine weiteren Folgen nach sich zog, war die 1816 gegen den Dey von Algier ins Werk gesetzte, jedoch wurde dazu die größte Flotte verwandt, die je einen amerikanischen Hafen verlassen. Die Flotte, die von Admiral Decatur befehligt wurde, erreichte ohne sonderliche Mühe die Erfüllung aller Forderungen von Algier und erwirkte auch von Tunis und Tripolis die Auslieferung vieler europäischer Gefangener.

Das Verhältniß der Vereinigten Staaten zum lateinischen Amerika ward in neue Bahnen geleitet, als die spanischen Kolonien gegen das Mutterland revoltirten. Die Washingtoner Regierung hatte eine Neutralitätserklärung erlassen, allein die Gefühle der überwiegenden Mehrheit der Nordamerikaner waren für die um ihre Unabhängigkeit streitenden Kolonisten, und so manches Piratenschiff ward in den Vereinigten Staaten gegen die Spanier ausgerüstet. Seeräuber und Flibustier, die zuerst von den unabhängigen Kolonien Buenos-Ayres und Venezuela Vollmacht zu haben vorgaben, dann die Regierung in Washington anriefen, setzten sich an der Nordgrenze von Florida fest. Ohne die Zustimmung der Regierung zu haben, rückte zuletzt sogar ein Bundesoffizier, General Jackson, 1818 in Florida ein. Jackson wurde getadelt, aber Florida behalten. Zugleich nahmen nordamerikanische Freischärler eifrigen Antheil an der Losreißung der Republik Mexiko, die 1822 vollendet wurde. Im gleichen Jahre gründeten die Amerikaner eine überseeische Kolonie in Westafrika, die Negerrepublik Liberia. Schon 1796 hatte der Quäker Hopkins aus Baltimore eine Nieder-

lassung an der Pfefferküste geschaffen. Die wurde von der American Colonisation Society dazu ausersehen, freigelassene oder freige-kaufte Schwarze dort anzusiedeln. Die Negerkolonie, die unter den Schutz der Union gestellt wurde, blühte zwar ziemlich auf, aber es ergab sich sehr bald, daß die nach Freiheit dürstenden Farbigen gegen die unwissenden, nicht englisch redenden Eingeborenen ihrer-seits den Herrn spielten. Als die sklavereifreundliche Strömung später in den Vereinigten Staaten erstarbte, warfen die Liberianer das Protektorat ab und erklärten sich für ganz frei und unab-hängig, allein mit ihrer Blüthe ging es, als sie nunmehr allein und sich selbst überlassen waren, rasch bergab. Vor einigen Jahren (1895) wurde zwar unter dem farbigen Bischof Turner von Neuem ein Versuch gemacht, eine Massenauswanderung von Negern, die in Amerika doch nicht voll sich ausleben könnten, doch nicht ganz als gleichberechtigt gälten, nach Liberia zu lenken; jedoch die mit beträchtlichem Aufwand ausgeführte Kolonisation hat sich als ein schwerer Fehlschlag erwiesen. Für die Verminderung der Farbigen in Amerika hat jedenfalls Liberia so gut wie keinen Einfluß gehabt. Die Zahl der Unionsneger allein vermehrte sich von 0,8 Millionen im Jahre 1790 auf 1,8 Millionen im Jahre 1820 und wird gegenwärtig über 8 Millionen betragen.

Unterdeß war die Union mit der Anerkennung der süd-amerikanischen Republiken allen anderen Mächten vorausgegangen. Sie wurde darin von England unterstützt, das durch die Bildung einer kontinentalen Vereinigung, durch die heilige Allianz, sich isolirt fühlte. Die Besorgniß lag vor, daß die Allianz ihre gegen-revolutionären Bestrebungen auf das lateinische Amerika ausdehne. Da erließ Präsident Monroe seine weltberühmte Botschaft am 2. Dezember 1823. Er stellte als Prinzip auf, „daß die ameri-kanischen Kontinente in Anbetracht der freien und unabhängigen Lage, die sie angenommen, hinfort nicht als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgend welche europäischen Mächte zu betrachten sind.“ Aehnliche Ansichten hatten schon Bowell, Washington, Jefferson, Madison, Adams und Gallatin ausgesprochen. Die Botschaft erklärte weiter, daß, während man mit den Südamerikanern wegen deren republikanischer Neigungen durchaus sympathisire, die Union niemals an den Kriegen der europäischen Mächte und den Angelegenheiten, die sich auf dieselben beziehen, Theil genommen habe, noch Theil nehmen wolle. Es ist bekannt, daß diese prinzipielle Festlegung, die

als Monroe-Lehre ungeheuren Einfluß gewonnen, niemals von Europa acceptirt wurde. Sie war hervorgerufen durch den Streit um die Nordwestgrenze am Stillen Ozean. Die Engländer hatten 1792 durch die erste nördliche Durchquerung des Erdtheils unter Mackenzie die Ufer des Stillen Meeres erreicht und hatten seitdem in Britisch-Columbia zahlreiche Pelzfactorien gebaut. Sie beanspruchten die ganze Küste bis mindestens zur Columbia-Mündung, von der sie Astors Agenten vertrieben. Das Problem verwickelte sich durch die Ausdehnung der Spanier von Süden und das Vorrücken der Russen von Norden. Die Spanier hatten, von Mexiko ansetzend, Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehrere Punkte von der San Juan de Fuca-Straße bis Nutka besetzt, waren jedoch vor den Briten zuletzt zurückgewichen, denen sie während der Napoleonischen Wirren ihre nördlichen Außenposten übergaben. Die Russen aber, die in wenig mehr als einem halben Jahrhundert Sibirien bis zum Ochotskischen Meere erobert hatten (1584—1643), brauchten anderthalb Jahrhunderte, ehe sie östlich weiter vordrangen. Um 1800 setzten sie in Alaska Fuß, eine eigene Gesellschaft zur Ausbeutung des amerikanischen Pelzreichthums that sich auf, und schon in den zwanziger Jahren waren die Russen bis nach Nordkalifornien, das damals in mexikanischem Besitze, vorgerückt, nur wenige Tagereisen von San Franzisko, wo der Name des Russenflusses noch jetzt von ihrer früheren Anwesenheit Zeugniß ablegt. Die Ansprüche der Yankee's am Stillen Meer stießen mithin auf mexikanische, britische und russische Ansprüche. Zu der Beobachtung wirklicher kolonialer Fortschritte der Russen und Engländer in Nordwestamerika gesellte sich sodann, wie bemerkt, die Besorgniß vor möglichen Uebergreifen der heiligen Allianz in Süd- und Mittelamerika. Aus dieser doppelten Wurzel entstand die Monroe-Lehre. Im Anschluß an sie ward ein panamerikanischer Kongreß nach Panama berufen. Treibende Kraft war der Geist der Monroe-Lehre; die äußere Anregung ging jedoch von den südamerikanischen Staaten aus; die Bethheiligung der Union war anfänglich durchaus nicht sicher. Der Süden war dagegen. Allein Henry Clay, der bereits länger die Utopie hegte, „einen Freiheitsbund“ zu gründen, der von der Hudsonsbay bis zum Kap Horn reiche“, setzte die Bethheiligung durch. Der Kongreß verlief nicht gerade friedlich. Der Vorschlag, die Negerepublik Hayti als gleichberechtigtes Mitglied in die amerikanische Völkerfamilie aufzunehmen, rief bei den Sklavenhaltern der Südstaaten heftigen Widerstand hervor.

Weitere Uneinigkeit verursachte ein Versuch, die kubanische Frage aufzurollen. Im Allgemeinen hatten die lateinischen Staaten nichts dagegen, daß die Union als die stärkste Schwester der ganzen Reihe die Verhandlungen leite. Es ergab sich jedoch sehr bald, daß die Geschäftsinteressen der Union über ihre Freundschaft und Solidarität mit den jüngeren Schwestern durchaus das Uebergewicht hatten. Als die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht die Länder westlich des Mississippi den Bürgern aller amerikanischen Republiken zur Besiedlung gleichmäßig offen sein sollten, da erklärten die Yankee mit unzweideutiger Entschiedenheit, daß sie diese ausschließlich für sich behalten würden. Es wurden lediglich Verträge abgeschlossen, deren Grundlage Freiheit und Gegenseitigkeit des Verkehrs war. Ähnliche Handelsverträge ging man jedoch mit Schweden, Dänemark, den Hansestädten, Preußen, Sardinien, Oldenburg, der Türkei, Rußland und Brasilien ein. Das Bestreben hierbei war im Grunde nur das, von den Fesseln der damaligen europäischen Handelspolitik sich loszumachen, also Amerika auch in einen scharfen zollpolitischen Gegensatz zu der alten Welt zu bringen.

Seit der Erwerbung Floridas richteten sich bis zur jüngsten Gegenwart weitaus die meisten Vorstöße der Vereinigten Staaten gegen das lateinische Amerika, dem doch ihrer ausdrücklichen Erklärung gemäß Monroe und seine Freunde so große Sympathie entgegengebracht. Es war eben ein Kampf ums Dasein und zugleich ein Kampf der germanischen Rasse gegen die romanische. Das Bezeichnende bei diesem Kampfe ist, daß alle Parteien des Landes für Expansion waren, sowohl die Sklavenhalter des Südens, wie die Wighs des Nordens. Jahrzehnte später haben zwar einmal die Demokraten unter Cleveland jeder Territorialvergrößerung widerstrebt, aber nur, um in der jüngsten Zeit wiederum mit den Republikanern in Expansionslust zu wetteifern. Andererseits waren während der Epoche, welche den erbitterten Streit um die Sklaverei sah, insofern die Südleute die Eifrigeren, als sie von jedem Zuwachs spanischer Länder einen Zuwachs ihrer Parteimacht erwarteten, weil ja in allen lateinischen Republiken die Sklaverei noch bestand keineswegs aber sind, wie dies fast immer geschieht, alle und jede Grenzüberschreitungen von Unionsbürgern den Südstaaten allein zur Last zu legen. Das geht schon aus dem ersten Fall hervor, in dem das welthistorische kubanische Problem behandelt wurde. Denn es war gerade Adams, der Feind der Sklaverei, der 1823

nach Madrid schrieb: „Es ist kaum möglich, der Ueberzeugung zu widerstehen, daß die Annexion Kubas durch unseren Bundesstaat für den Fortbestand und die Erhaltung der Union nothwendig sein wird.“ Derselbe Adams bot 1827 Mexiko eine Million Dollars für die schon von Burr und in der Folge (1812/19) von einigen anderen Amerikanern angestrebte Abtretung von Texas. Adams' demokratischer Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle, van Buren, nahm die Sache auf und bot 5 Millionen. Durch Houston ward dann 1836 eine unabhängige Republik Texas gegründet, die von Frankreich und England anerkannt, aber 1845 in die Union einverleibt wurde. Ganz wie die „nieuwe Republik“, die von abenteuernden Treckern im Zululande den Schwarzen abgerungen war, ins Transvaal.

Die vierziger Jahre bilden auf ein halbes Jahrhundert hinaus den wichtigsten Markstein für den Landzuwachs der Vereinigten Staaten. Am bedeutsamsten war das Vordringen am Stillen Meere. Amerikanische Missionare begannen eine halb politische Thätigkeit auf den Südseeinseln zu entfalten, auf Hawaii, auf den Marschall- und Gesellschaftsinseln, auf den Ladronen; sie faßten in Kanton festen Fuß und durchstreiften Borneo und Australasien. Gelegentlich liefen ihrem Wirken Versuche voraus oder parallel, die von amerikanischen Kaufleuten und Kapitänen ausgingen. So hatte schon 1808 ein Yankee-Skipper feierlich von einer Gruppe der Marquesas Besitz ergriffen, was später von Washington aus rückgängig gemacht wurde, und 1837 war King, ein zu Kanton lebender Kaufmann, nach den Likiu und nach Jeddo (Tokio) unter Segel gegangen, um Japan dem Handel seines Vaterlandes zu erschließen. Kings verwegener Plan scheiterte jedoch an der japanischen Hartnäckigkeit; er ward allenthalben mit Kanonenschüssen empfangen. Die Bundesregierung begann indessen bereits selber ihre Augen auf den Großen Ozean zu werfen. Namentlich die Sandwichinseln, wo Dank den zahlreichen Missionaren die eingeborenen Kanaka abnahmen, „civilized out of existence“, wie der prägnante, grimmen Humors volle Ausdruck eines unbefangenen Historikers lautet, und der amerikanische Einfluß beständig im Wachsen war, betrachteten die Yankees allmählich als zu sich gehörig. Schon 1842 erklärte man den Engländern, daß britische Absichten auf die Sandwichinseln einer Unfreundlichkeit gegen die Vereinigten Staaten gleichkämen. Einige Jahre später dachte man sogar an eine Kolonie im fernen Borneo und leitete

Schritte ein, um eine Kohlenstation bei Brunei auf Nord-Borneo zu erwerben. Zu den wachsenden Interessen in der Südsee kam noch eine gesteigerte Ueberlandwanderung nach Oregon und Kalifornien, die es wünschenswerth machte, einen breiteren und festeren Halt am Ostufer des Stillen Meeres zu gewinnen, als dies bisher der Fall gewesen. Mit den Russen hatte man sich bereits auseinandergesetzt; sie räumten freiwillig den $54^{\circ} 40'$ als Grenze ein, auch hatten sie unterdeß, ohne übrigens von der mexikanischen Regierung genöthigt zu sein, ihre nordkalifornischen Besitzungen als zu wenig ergiebig verlassen. Großbritannien aber mochte jene Grenze nicht anerkennen und schien es auf einen Krieg ankommen lassen zu wollen. Nun war damals bereits ein Krieg mit Mexiko in nächster Nähe. Den Yankee's war es doch nicht ganz geheuer in der Aussicht, zwei Kriege auf einmal ausfechten zu müssen, sie gaben nach und überlieferten an England alles Gebiet zwischen 49° und $54^{\circ} 40'$, ein Gebiet, das zu jener Zeit verhältnißmäßig nicht allzu viel Werth hatte, und warfen sich mit aller Macht gegen Mexiko. Einen Tag nach dem friedlichen Abkommen mit England brach der Krieg mit Mexiko aus, am 24. April 1846.

Genau zur selben Zeit taucht die kubanische Frage wieder auf. Beim Panama-Kongreß hatte ein Vertreter der Sklaverei, der Virginier Powell erklärt: das Gesetz der Selbsterhaltung, das Unions-Interesse und Erwägungen der Menschlichkeit erforderten es, daß die Lage Kubas nicht geändert würde. Und jetzt kam im Senate zu Washington ein Antrag ein, mit Spanien wegen Abtretung der Insel in Unterhandlung zu treten. Anfang 1846 bildete sich eine Gesellschaft, der auch reiche Kubaner beitraten, mit dem Zwecke, den Ankauf Kubas um 200 Millionen Dollars zu betreiben. Eine starke Partei bestand auf der Insel, die einerseits dem drückenden Steuersystem Spaniens entrinne, andererseits an der Sklaverei festhalten wollte. Also gerade, was die Südstaaten brauchten. Kaum regte sich ein Zweifel, ob das Kaufanerbieten auch angenommen werden würde, allein die stolzen Hidalgo's lehnten rundweg ab. Man mußte sich wieder dem langsamem und wenig versprechenden Wege der Unterhandlungen zuwenden, doch hieß es auch in verantwortlichen Kreisen ganz offen, daß im Bedarfsfalle man einfach Kuba mit Gewalt nehmen würde. Geheime Gesellschaften in Süd- und Nord-Amerika rüsteten Expeditionen für einen gewaltsamen Handstreich aus, und die Unionsregierung setzte dem kein Hinderniß entgegen.

Der Krieg mit Mexiko nahm unterdessen seinen, für die Union durchaus erfolgreichen Verlauf. Aufrichtige Unionsbürger wie Mahan (*Harpers Monthly* 1898 June) gestehen offen ein, daß nicht nur die Annexion von Florida, sondern auch die der mexikanischen Territorien rechtlich sehr schwach begründet gewesen sei. In keinem Falle aber hätte die machtvoll vorwärts drängende Entfaltung der Einwanderer aus den Vereinigten Staaten sich aufhalten lassen. Die Kriegsführung bestätigte zunächst die alle Beobachtung Tocquevilles, daß von Republikan geleitete Feldzüge durch Eiferucht zwischen der Regierung und den Generalen gestört werden. Die beiden kommandirenden Generale der Invasionsarmee waren Whigs (Republikaner), während die Veranstalter des ganzen Streits und die Regierung in Washington die Sklaverei beförderten. Der Grund für diesen auffallenden Gegensatz war einfach der, daß im ganzen südstaatlichen Lager im Augenblick eben kein tüchtiger Offizier zu haben war. So suchte man wenigstens durch hundert Intriguen von Washington aus Scott und Taylor lahm zu legen, allein mit geringem Erfolge. Trotz aller Hindernisse und Rabalen in ihrem Rücken und trotz der gewaltigen Ueberzahl ihrer Feinde in der Front hat sich die Bundesarmee ganz ausgezeichnet geschlagen und hat Sieg auf Sieg errungen. Mit Ausnahme des äußersten Südens fiel ganz Mexiko nebst seiner Hauptstadt in die Hände der Yankees. Zugleich ward Kalifornien gewonnen. Auch diese Annexion ist in recht bedenklicher Weise eingeleitet worden. Fremont, der noch vor dem Ausbruch des Krieges eine Erhebung bei Petaluma veranstaltete, ist von seinen eigenen Landsleuten oft und scharf genug verurtheilt worden: auch hat unser eigener Landsmann, Sutter, nicht immer die glänzendste Rolle bei diesen Wirren gespielt. Genug, was kommen mußte, kam. Ueber Land rückte der tapfere Kearney in die Grafschaft Los Angeles ein, zur See erschienen die Admiräle Sloat und Stockton und hielten in Monterey, S. Francisco und S. Diego das Sternenbanner. Das eigentliche Mexiko wurde schließlich wieder herausgegeben, aber Texas, Neu-Mexiko, Arizona und Kalifornien verbleiben hinfort bei den Vereinigten Staaten.

Der glänzende Erfolg dieses Krieges, der abgesehen von Kearsneys und Fremonts bei S. Bernardino fast keinen Schlag zeitigte, stachelte die Yankees zu erhöhtem Selbstbewußtsein und neuer Expansion an. Die Anschläge auf Kuba reiften. Im Jahr 1849 sammelten sich 15 000 Mann unter Oberst White auf

Rhode Island. Die Absicht, Kuba zu überfallen, war klar am Tage, doch die Bundesregierung kümmerte sich nicht um die Verletzung der Neutralität. Spanien dagegen verstärkte sein Heer auf der Insel auf 25000 Mann. Dies war um so nothwendiger, als auch viele Kubaner neuerdings Miene machten, sich den Yankees in die Arme zu werfen. Eine Junta promovedera (befördernd) de los intereses politicos de Cuba that sich auf und ihr Führer, General Narciso Lopez, begab sich nach Rhode Island. Von hier lief dann eine Flibustier-Expedition aus, die in Cardenas landete. Die Spanier leisteten jedoch energischen Widerstand, während die gehoffte Unterstützung von Seiten der kubanischen Bevölkerung ausblieb. So kehrten die Flibustier *res infecta* nach Rhode Island zurück. Lopez hielt indessen unentwegt an seinen Plänen fest. Er brachte zum zweiten Mal eine Schaar zusammen, Abenteurer aus aller Herren Länder, (seltsamer Weise auch Juden darunter), aber nur 433 Mann stark. Der Zug, der von New-Orleans ausging, endete noch übler als der vorige Lopez wurde gefangen und hingerichtet. Die Mächte wurden nun auf diese Untriebe aufmerksam. England und Frankreich luden 1852 die Vereinigten Staaten zu einem Dreibund ein, der den Spaniern den Besitz Kubas garantiren sollte. Die Einladung wurde abgelehnt. „Wir achten die Rechte Spaniens“ hieß es bei den damaligen Senatsverhandlungen, allein wir wissen, daß die Frucht, wenn reif, uns von selbst in den Schooß fallen wird. Einmischung von außen mag das Ereigniß beschleunigen, aber die vereinigte Macht Europas wird unfähig sein, es zu verhindern! Niemand kann daran zweifeln, daß die Amerikanisirung Kubas im Laufe der Zeit unvermeidlich ist. — — Wenn die Stunde schlägt, da wir in loyaler Weise und mit gebührender Rücksicht auf die Nationalehre Kuba unter die Vereinigten Staaten aufnehmen können, so wird es geschehen, und Europa wohl daran thun, sich still zu verhalten.“

Das Selbstbewußtsein der Yankees hat wohl in dieser Erklärung seinen Höhepunkt erreicht. Ueberhaupt ist das Jahr 1852 durch eine Reihe von Kundgebungen ausgezeichnet, die den weltgeschichtlichen Charakter der Vereinigten Staaten, ihren utopistischen Ursprung und ihre zukünftige Mission Allen klar vor Augen zu führen bestimmt waren. Schon bei dem Aufstand der Griechen gegen das Türkenjoch hatten in löblichster Weise die Yankees Gelegenheit genommen, den Hellenen, die in der That Arges erduldeten, offiziell ihre Sympathie auszusprechen. Jetzt,

1852, nahmen sie Kossuth mit Begeisterung auf, und Seward, der phantasiereichste und glänzendste Staatsmann, den sie je gehabt, beantragte einen Protest gegen das Vorgehen Rußlands in Ungarn „als einen frevelhaften und tyrannischen Bruch des Völkerrechtes“, mit der weiteren Erklärung, daß die Vereinigten Staaten in Zukunft nicht mehr gleichgültig sein werden gegen derartige Handlungen vollkommener Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Usurpation, wann und wo sie auch immer begangen werden mögen. Die Idee gewann damals festen Boden in weiten Kreisen, daß die Vereinigten Staaten dazu berufen seien, nicht nur der Freihasen der Bedrückten aller Länder zu sein, sondern auch mit Gewalt den Tyrannenstaaten der alten Welt die Freiheit aufzunöthigen. Ganz wie einst die erste französische Republik. Und zum Ausdruck dieser Anschauungen ward im selben Jahre 1852 eine weltumspannende Gesellschaft von Deutsch-Amerikanern gegründet, meist politischen Flüchtlingen, die es sich zur Aufgabe stellte, zunächst Australien zu nehmen, dann Ostasien zu kolonisiren und zuletzt in Europa dem republikanischen Gedanken zum Siege zu verhelfen. Die so reformirte Welt aber sei mit deutschem Geiste zu durchdringen*). Seward aber prophezeite in einer begeisterten Rede, daß binnen Kurzem das Stille Meer zum „Welttheater“, zum Hauptschauplatz der Geschichte werden, die Union aber zur maßgebenden Nation der Erde anwachsen würde**).

Während der Vorstöße gegen die Romanen im Südosten war man im Südwesten nicht müßig gewesen. Zwei französische Edelleute, der Marquis Pindray und Graf Raoul Vanisset-Boulbon hatten von S. Franzisko auszüge nach den nordmexikanischen Provinzen Sonora und Hermosillo gemacht, um dort auf der Spitze ihres Schwertes ein französisches Reich zu gründen. Sie gingen beide unter, aber ihr kühnes Wagnis reizte die kalifornischen Yankee zu ähnlichem Vorgehen. Walker, ein verbummeltes Genie, der nach verunglückter medizinischer und juristischer Laufbahn als Volkstribun in St. Franzisko eine gewisse Volksthumlichkeit sich errungen, führte 1852 eine Filibustierschaar nach Niederkalifornien. Er ward zurückgeschlagen, aber nur, um sich in S. Franzisko zu verstärken und mit einem größeren Gewaltthun das Spiel zu wiederholen. Das zweite Mal lächelte ihm das Glück, er bemächtigte sich der

*) *Bl. Americana Germanica*, eine Vierteljahrschrift, deren Aufsätze sämmtlich von Universitätsprofessoren geschrieben sind, Philadelphia 1847, Juli.

***) *The North-American Review*, 1848, Juli.

wichtigsten Plätze und proklamirte eine Republik von Niederkalifornien, die er später durch die umfassendere von Sonora ersetzte. Er versäumte nicht, großartige Aufrufe an die Bevölkerung zu erlassen: ihre Religion, ihr Eigenthum und alle ihre verbrieften Rechte und Sonderprivilegien sollten sorgfältig gewahrt werden. Den trägen Mexikanern war es ziemlich gleichgültig, welcher Regierung sie huldigten, sie hielten sich ruhig. Erst als die Flibustier, von Nahrungsmangel getrieben, die Viehherden der Rancheros und ihre Vorräthe sich zulegten, da griffen die Mexikaner zu den Waffen und vertrieben die verwegenen Eindringlinge. Walker marschirte durch die wüsten, wasserlosen Planos nach Yuma in Arizona, dem heißesten und gottverlassensten Ort ganz Nordamerikas (am Zusammenfluß der Sila und des Colorado) und ward von der dort befindlichen Bundeskavallerie entwaffnet. Er wurde vor Gericht gestellt, aber die Sklavenhalter, die eine Ausdehnung nach Süden zu wünschten, schützten ihn, und so ward er wohl zu einer Geldstrafe verurtheilt, hat dieselbe aber nie bezahlt. Noch nicht entmuthigt durch den zweifachen Fehlschlag, rüstete Walker 1855 eine dritte Expedition aus, diesmal nach Nicaragua. Die dortige demokratische Partei rief ihn zu Hilfe wider die Gegenpartei und das Ergebniß war, was uns Allen aus dem bellum gallicum so wohl bekannt ist: beide Parteien wurden von dem hilfsbereiten Fremdling unterdrückt, auf daß Jener allein herrsche. Walker genoß dabei fortwährend der ununterbrochenen moralischen Unterstützung der damals in Washington überwiegenden Freunde der Sklaverei, die sich zugleich wiederum gegen Kuba regten. Denn die spanische Kolonialregierung hatte, offenbar um die Reihen der Unzufriedenen zu verringern, den Farbigen beträchtliche Freiheiten und Rechte gewährt, die dem ganzen Süden der Vereinigten Staaten lebhaftes Mißvergnügen verursachten. Der Staatskongreß von Louisiana brachte sogar einen Beschluß durch, der die Annexion Kubas der Bundesregierung empfahl. Da wurde noch ein Yankee-Dampfer, der „Black Warrior“, in Havana angehalten und beschlagnahmt, weil er der Zollhinterziehung sich schuldig gemacht hatte. Die Erregung stieg aufs Höchste. Man sprach allenthalben von Krieg. Man wiegelte die spanienfeindliche Partei auf der Perle der Antillen auf. Neue Freibeuterzüge erfolgten, die von reichen Kubanern ausgiebig unterstützt wurden. Während nämlich früher Unzufriedenheit über den unhumanen Despotismus der Kolonialverwaltung die rechtlosen Kubaner zum Abfall von Spanien gereizt hatte, war es

jetzt gerade die Emanzipation der Sklaven, die den Zorn der großen kubanischen Pflanzer erregte. Die Emanzipation geschah allerdings größtentheils nur deshalb, um Englands Gunst für sich zu gewinnen. Mitten in diese weitgehende Gährung auf den Antillen und in der südlichen Union fiel nun Walkers Abenteuer in Nicaragua. Den Südstaaten wäre nichts erwünschter gewesen, als nahe dem Isthmus von Panama, der seit der Völkerwanderung der Goldgräber nach Kalifornien erheblich die Aufmerksamkeit von New-Yorker Kapitalisten auf sich gezogen, als im Herzen von Mittel-Amerika eine Hochburg der Sklaverei inne zu haben. Sogar der in Managua, der Hauptstadt von Nicaragua, residirende Bundesgesandte lich bereitwillig das Ansehen seines Amtes dazu her, um Walkers Pläne zu fördern und ihn zum Diktator Nicaraguas zu erheben. Die Nachricht von dem Glücke des Ex-Journalisten Walker verbreitete sich rasch vom Goldenen Thore bis an die Chesapeake-Bay und von allenthalben, von Kalifornien, von Kansas, von Louisiana strömten Goldgräber, rauhe Grenzer (border ruffians), entlassene Soldaten, bankerotte Ausländer, kubanische Flibustier, unter denen Schlesinger hervorragte, kurz Abenteurer jeder Art nach Nicaragua, um dem Diktator ihre Dienste als Obersten und Generale anzubieten. Alles ging herrlich von Statten, über 7000 Mann langten, meist über New-Orleans kommend, allmählich an und die Yankee-Tochtergründung in Mittelamerika schien gesichert. Inzwischen verhandelte die Bundesregierung über den Ankauf von Kuba in Madrid. „Wir wollen Kuba und werden es haben; wir sind entschlossen, dafür jedes Opfer zu bringen, militärisch, falls nöthig, oder pekuniär. Wir werden 700 Millionen, ja eine Milliarde geben, wenn es sein muß, aber wir werden zum Ziele gelangen.“ Die Yankee-Botschafter von London, Paris und Madrid vereinigten sich in Ostende und sandten eine Denkschrift über den Erwerb Kubas nach Washington. Die Insel gefährde die Ruhe und Existenz der Union. Sie müsse angegliedert werden. Ihr Werth sei auf 120 Millionen Dollars zu schätzen. Die Denkschrift erregte jedoch in der Heimath der Gesandten selbst großes Mißfallen. Der Norden erblickte in dem beabsichtigten Schritte bloß eine Verstärkung der demokratischen Partei und klagte bitter über deren „Begelegererpolitik“. Des Weiteren forderte der Norden dazu auf, gegen den Friedensstörer Walker einzuschreiten. Dieser hatte nämlich, von seinem märchenhaften Glücke bethört, das ihn aus dem Pfuhl auf den Herrschersitz gehoben, alle Vorsicht vergessen und hatte übermüthig die

Nemesis herausgefordert. Er zerstörte nämlich die Anlagen der nicaraguanischen Isthmus-Bahn, die dem reichen Vanderbilt und anderen New-Yorker Millionären gehörte. Regierungen durfte der Freibeuter ungestraft stürzen, aber Kapitalisten anzutasten, das war sein Verderben. Das Vanderbilt-Syndikat besaß auch die Dampferlinie von New-Orleans nach Nicaragua. Nachdem die Ueberlandbahn nach Managua in ihrem Betrieb gestört, hatte die Linie keinen Daseinszweck mehr, die Auswanderung wandte sich der Konkurrenzlinie über Panama zu und Vanderbilt und seine Freunde erlitten schwere Verluste. Voll Ingrimms wandten sie sich daher gegen den Urheber ihrer Verluste, Walker, und denunzierten ihn in Washington. Zugleich waren Walker ob seines selbstherrlichen Verfahrens in unmittelbarer Nähe Feinde erwachsen. Guatemala und Salvador rückten gegen den Usurpator zu Felde und auch Großbritannien wurde aufmerksam. Nach langwierigen Kämpfen ward endlich Walker verjagt, aber von einem britischen Kriegsschiffe gegen seine Verfolger geschützt und dem nordamerikanischen Kommodore Paulding übergeben. Dieser ehrliche Seebär betrachtete Walker und seine Genossen als Piraten und Mörder und lieferte sie als Gefangene der Bundesregierung aus. Walker, der übrigens aus Massachusetts stammte, dem Sitz der Intelligenz („the hub“) und aus guter Familie war, wurde indessen nicht einmal vor Gericht gestellt, sondern ward wie später Dr. Jameson als Held und Märtyrer gefeiert. Als eingefleischter Flibustier konnte er das einmal liebgewonnene Handwerk nicht lassen und wagte 1860 einen neuen Freibeuterzug. Diesmal nach Honduras. Allein das Ende kam schnell. Er ward besiegt, flüchtete auf ein britisches Schiff, ward von dessen Kapitän verrätherisch ausgeliefert und in Truxillo standesrechtlich erschossen.

Wir müssen nun unsere Blicke nach Ostasien wenden. Im Dienste der holländischen Kompagnie waren schon im achtzehnten Jahrhundert Yankee-Schiffe von Java nach Nagasaki gekommen. Amerikanische Walfischfänger hatten umsonst mit Teisso einen Verkehr anzubahnen gesucht und amerikanische Schiffbrüchige waren stets mit Härte vom Bakufu*) behandelt und eingekerkert worden. Auch der oben berührte Plan Kings, das Mikadorreich aufzuschließen, war völlig gescheitert. Nun war, wie mehrfach erläutert, das Selbstbewußtsein der Union seit der Mitte des Jahrhunderts

*) Schogunatsregierung.

gewaltig gestiegen. Die Yankee wünschten, im Innern befestigt, durch glückliche Kriege ihr Territorium ausdehnend, nach außen hin angesehen, ihre Kräfte einmal an einen größeren Wurf zu wagen; sie wünschten der ganzen Welt zu zeigen, was der junge Aar vermöchte. Da kam ihnen die japanische Frage sehr gelegen. Russen, Engländer, Franzosen hatten vergebens Anschläge erdonnen, um das Inselreich dem Weltverkehr und dem Welthandel zu eröffnen. Was den Europäern mißlungen, würden die Amerikaner vollbringen. Kommodore Perry ward demgemäß mit einer prächtigen Flotte ausgesandt, der mächtigsten, die je bis dahin in ostasiatischen Gewässern erschienen, mit dem Auftrag, freundschaftliche Beziehungen mit Japan anzubahnen. Perry kam um das Kap der guten Hoffnung zunächst nach Formosa und erhielt einen tiefen Eindruck von dessen strategischer und kommerzieller Wichtigkeit, kraft deren es für eine Kohlenstation, sowie für tropischen Plantagenbau und ausgedehnten Handel nach den Philippinen, Siam, China und Japan vorzüglich geeignet sei; er empfahl, aus Formosa eine von Washington aus regierte Kolonie zu schaffen. Ähnliche Entwürfe hat Perry in Absicht der Liu- und der Bonin-Inseln gehegt. Die nebenbei aufsteigenden Kolonisationspläne wurden zwar nie verwirklicht, allein der Hauptzweck von Perrys Sendung ward erreicht und Japan 1854 zu einem Handelsvertrag veranlaßt, der nicht nur die Vereinigten Staaten durchaus befriedigte, sondern auch den europäischen Mächten in ihren Verhandlungen mit dem Bakufu den Weg ebnete. Dank dem energischen, ja rücksichtslosen Vorgehen des Kommodore, hat die Union in japanischen Verhältnissen oft die erste und stets eine hervorragende Stellung behauptet. Missionäre, Minen- und Eisenbahn-Ingenieure, Juristen, Lehrer, Ärzte und Kaufleute strömten aus den Vereinigten Staaten nach Japan, und mehr als einmal wurden in den wichtigsten Staatsangelegenheiten amerikanische Berather von den Ministern des Mikado zugezogen. Zugleich wuchs der amerikanische Einfluß in China und auf den Philippinen*). Der amerikanische Gesandte in Peking, Reed, trug dazu bei, den ersten Hafen Formosas, Taiwan, zu eröffnen; ein Yankee, Herr Martin, gründete die „Universität“ in Peking; in den Seezollendienst wurden viele amerikanische Beamte aufgenommen, und Yankee waren es, darunter Ward der bedeutendste, die in den Reihen der Kaiserlichen und gegen die Taipings fochten. Es

*) Vgl. meine Geschichte Formosas 118.

wird sogar behauptet, daß diese Freischärler aus der neuen Welt kein geringeres Verdienst um die Erhaltung des Reiches der Mitte sich erworben hätten als General Gordon. Auf den Philippinen waren es vorläufig nur Handelsinteressen, die sich bemerkbar machten, doch so groß war Anfang der sechsziger Jahre dort der Zauber des amerikanischen Namens, daß der Deutsche Jagor schon damals mit Sicherheit die Amerikanisierung der Philippinen prophezeien zu können glaubte*). Für die Gesamtpolitik der Yankees in Ostasien galt übrigens von Anfang an der Grundsatz, der namentlich von den Bundesgesandten in Tokio, Townsend Harris und Bingham, ausdrücklich festgelegt wurde, daß es Aufgabe der Vereinigten Staaten sei, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Reiche des fernen Ostens auf jede Weise zu fördern und zu behaupten. In dem Maße aber wie völkerrechtliche Prinzipien, die vorzugsweise durch die Union vertreten waren, in Ostasien allmählich sich durchrängen und zur Herrschaft gelangten, in demselben Maße würden, so war die Hoffnung, die hochzivilisierten ostasiatischen Staaten zu Amerika hinübergravitieren, in dem sie dankbar ihren besten Freund und Beschützer zu verehren hätten, und würden so ganz von selber zuletzt ein Uebergewicht in ostasiatischen Dingen den Amerikanern vindizieren. Eine derartige Politik brachte die Vereinigten Staaten in Gegensatz zu der Eroberungsjucht der europäischen Mächte, von der die Ostasiaten jährlich so abschreckende Proben erhielten. Die Yankee-Gesandten verhehlten sich diesen Gegensatz nicht, weit entfernt! sie wünschten ihn vielmehr und versäumten nicht, von Zeit zu Zeit eigens darauf hinzuweisen, um die Humanität und Liberalität ihrer Regierung, die allen Nationen Leben und Freiheit gönne, in das beste Licht zu stellen.

Die Schwierigkeiten der inneren Lage der Union wuchsen indessen ins Gigantische. Seit dem Kansas-Ausgleich war der Bruch des Südens und des Nordens vollkommen. So ruhte für einige Zeit die äußere Politik, es sei denn, um auswärtige Hilfe für den Bürgerkrieg gegen einander anzurufen. Der Süden hielt es beispielsweise einen Augenblick lang für möglich, sich mit Rußland, Kuba oder Brasilien zu verbünden**). Eine recht artige Zusammenstellung! Von Kuba war es sonst stille geworden. Anhänger der Sklaverei hatten zwar 1858 dort einen Aufstand angezettelt, in Folge dessen die Insel in Belagerungszustand erklärt wurde, allein die Ver-

*) Jagor, Reisen auf den Philippinen 299.

***) Gopp, Bundesstaat und Bundeskrieg 633.

einigten Staaten bezeugten keine Lust mehr zur Einmischung. Der allmächtige Zucker fing bereits an, seinen Einfluß auf die Geschichte der Völker auszuüben. In Louisiana blühte die Zuckerindustrie auf, und man fürchtete, durch Einverleibung Kubas, die zollfreie Zuckereinführung nach sich zöge, diese Industrie zu vernichten*).

Der Bürgerkrieg brach vollends die Lust und Kraft der Vereinigten Staaten zu auswärtigen Abenteuern. Sobald aber der Krieg beendet war, wurde sofort der Expansionsgedanke wieder aufgenommen. Seward war Staatssekretär geworden und versuchte nunmehr, seine hochfliegenden Entwürfe in Wirklichkeit umzusetzen. Zunächst zwar kam ihm die fatale Erhebung der Fenier dazwischen. Die geheime irische Gesellschaft der Fenier, die sich von Finn (Fingal, dem Vater Ossians) oder Fennius, dem mythischen Gemahl der Scota und Vater Gaels, ableiteten, hatte ihren Hauptsitz in den Vereinigten Staaten, wo sie rasch eine ziemliche Verbreitung gewann. Als die Verschwörung weit genug gediehen, beschloß man, die verhassten Engländer zunächst an ihrer Peripherie anzugreifen und sich Kanadas zu bemächtigen. Eine Reihe von Fenierzügen drang in Folge dessen 1866 gegen und über die kanadische Grenze vor, allein das Glück heftete sich nicht an die Fersen der Verschwörer. Sie wurden theils von den kanadischen Truppen, theils von der Bundesmiliz entwaffnet, wie denn überhaupt die Bundesregierung bei dem ganzen Vorfall sich durchaus korrekt und loyal benommen hat. Das Fenierthum war hiermit jedoch nicht ganz ausgestorben. Eine zweite Expedition gegen Kanada fand 1870 statt, und noch 1895 forderte der Ire Donovan in großer, öffentlicher Versammlung zu Chicago zum Kriege gegen England auf. Seward aber wandte sich versprechungsvolleren u. ab mehr versprechenden Gegenden zu und setzte im Jahre 1867 den Ankauf Alaskas durch. Rußland erhielt 7.2 Millionen Dollars für 550 000 englische Geviertmeilen. Jetzt betragen die Einkünfte aus Alaska in einem einzigen Jahre mehr als 10 Millionen, damals aber wurde Seward von seinen eigenen Landsleuten heftig angegriffen und weidlich verspottet, weil er eine unbrauchbare Eis- und Steinwüste um solchen Preis erhandelt. Der Gesichtspunkt, von dem Seward ausging, war ein rein nationaler. Er wollte, wie oben ausgeführt, ein republikanisches Panamerika und begrüßte mit Freuden die Gelegenheit, die Zahl der fremden Kolonien

*) Babel, Ruba 62.

in Amerika zu vermindern. Die ausdrückliche Voraussetzung bei dem Kaufabschluß war übrigens die, daß die Union freie Hand in ihrem Erdtheil haben solle, um Rußland freie Hand in Ostasien zu lassen, und war insofern eine Bestätigung und Bekräftigung der Lehre Monroes. Vermuthlich hoffte Seward auch auf besondere Handelsvorthelle in Sibirien, das vor Kurzem durch den von Ignatieff zu Peking abgeschlossenen Vertrag (1860) um einen Theil der Mandschurei vergrößert worden war. In der That erwachsen den amerikanischen Händlern aus den freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland nicht unbedeutende Vorthelle. Die vom Frankfurter Sloß gegründete Alasca Commercial Company, die ihren Sitz in S. Francisco hat, dehnte ihre Faktoreien über die Kommandorski-Inseln bis nach Petropawlowsk in Kamtschatka aus und pachtete für Jahre verschiedene Handelsmonopole von der Regierung in Petersburg. Die Company ist auch jetzt noch die mächtigste Gesellschaft im nördlichsten Pazifik, aber die Faktoreien auf russischem Gebiet sind eingezogen und die Hoffnungen auf Sibirien sind keineswegs in Erfüllung gegangen.

Im Jahre 1867 versuchten die Yankee's, auch Korea zu eröffnen. Die Brigantine „General Sherman“ fuhr den Tatong in Nordkorea hinauf und ankerte vor Ping Yang, der durch die Octoberschlacht von 1894 berühmten Stadt. Als die Mannschaft aber landete, ward sie mit Steinwürfen begrüßt und des Nachts ihr Fahrzeug in Brand gesetzt. Lange blieb der schände Ueberfall ungerächt. Im selben Jahre scheiterte der „Rover“ an der Südspitze Formosas, von dessen wilden Bewohnern, den Botan, die Schiffbrüchigen niedergemacht wurden. Die amerikanische Regierung hätte hier so gut mit Waffengewalt einschreiten können, wie es später in ganz ähnlichem Falle die japanische gethan hat, zog es jedoch vor, friedlich mit den Botan zu verhandeln, was denn durch den Bundeskonsul in Amoy, General Legendre, in befriedigender Weise ausgeführt wurde. Wenige Jahre darauf reisten wiederum Pläne auf Borneo. Dann ward eine Erwerbung der Fidji-Inseln in Betracht gezogen. Einige kleine Inselchen unbedeutender Südseegruppen, wie Fanning Island, Craig Island, wurden von einzelnen Händlern in Besitz genommen. 1873 ward Pago Pago auf Samoa von der Regierung okkupirt. Dann ist die Frage von Hawaii, die durch die chinesische und japanische Einwanderung und das starke Aufblühen der Zuckerindustrie sich neuerdings verwickelte, in den Vordergrund gerückt. Gerade über den Verlauf der

hawaiischen Angelegenheit ist indessen in den letzten Jahren soviel geschrieben worden, auch in Deutschland, daß ich es mir wohl versagen darf, auf alle Einzelheiten derselben hier zurückzukommen. Ebenso wurde die kubanische Frage wieder aufgerührt. Ein großer Aufstand wüthete von 1868—1878. Freibeuterzüge und Waffensendungen gingen wie ehemals von den Vereinigten Staaten ab, ohne daß die Bundesregierung sich sonderlich bemüht hätte, sie zu verhindern. Die Spanier wurden jedoch nicht mehr ganz so gut von den Insurgenten aufgenommen wie früher; man war nachgerade auf den Gedanken verfallen, der Insel eine volle Unabhängigkeit zu erkämpfen, Unabhängigkeit von Spanien und von Amerika. Präsident Grant, der einer Vergrößerungspolitik eifrigst das Wort redete, hätte gern den Anfall Kubas gesehen. Da er diese Antilleninsel nicht haben konnte, warf er seine Augen auf eine andere, Hayti. Aus eigener Machtvollkommenheit, ohne ein einziges Mitglied seines Kabinetts zu befragen, sandte er einen ihm ergebenen General nach Hayti, um die dortige Lage zu studiren und — es war im Voraus klar, in welchem Sinne — darüber zu berichten. Dem Kabinet legte er sodann den Bericht vor, mit der Bemerkung, daß, da einmal die Annexion Haytis bevorstehe, es gut sei, sich über die Verhältnisse der Insel etwas zu orientiren. Das war die erste Kundgebung des schweigsamen Präsidenten über seinen Plan. Die Minister fielen in eine tiefe und lange Meditation. Zuletzt sagte der Staatssekretär: Ja, ist es denn auch ganz sicher, daß wir überhaupt Hayti zu haben wünschen. Grant erwiderte kein Wort, sondern begnügte sich damit, heftig zu rauchen. Als das Stillschweigen wieder eine Weile gedauert, ging der Präsident ohne Weiteres zu einer anderen Angelegenheit über, und Haytis ward nie wieder gedacht. Auf seiner Reise um die Welt, 1879, hatte dann Grant von Neuem Gelegenheit, auf die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten in seinem Sinne einzuwirken. Er ward in Tokio und Peking aufs Ehrenvollste empfangen und als Schiedsrichter und Gesetzgeber der Völker betrachtet. Seinem persönlichen Einflusse ist die Versöhnung Japans und Chinas in der Liukiu-Frage zu danken, die erst damals endgültig zu Gunsten des Mikadoreiches entschieden ward. Auch verfehlte Grant nicht, seine ostasiatischen Freunde auf die Gefahr hinzuweisen, die ihrer Selbständigkeit von Seiten Europas drohe. Der Gefahr entgegenzuwirken und Ostasien von Singapor bis nach Korea zu neutralisiren, das bezeichnete er des Oesteren als die nächste und wichtigste Aufgabe der Vereinigten Staaten.

Russell Young, der Grant auf seiner Weltreise begleitete, hat, als er später Gesandter in Peking wurde, diese Anschauungen in sein diplomatisches Amt übertragen, und die zahlreichen Anhänger Grants in den Vereinigten Staaten haben es stets lebhaft bedauert, daß ihm nicht durch eine dritte Präsidentschaft Gelegenheit gegeben wurde, seine Ideen praktisch durchzuführen und den überwältigenden Einfluß, den er auf die Seelen Itos und Li hung tshang's gewonnen, politisch zu verwerthen.

Unter dem Vorsitz Blaines, jenes schillernden, ehrfurchtigen Staatssekretärs mit der verhängnißvollen Redegewandtheit, fand 1880 der zweite panamerikanische Kongreß statt. Der ursprüngliche Gedanke war, einen Zollverein gegen Europa zu schaffen und womöglich auch politisch die beiden Amerikas enger zu einigen, allein, wie beim ersten Kongreß, so verlief auch jetzt fast Alles im Sande. Es wurden lediglich einige minder wichtige Handelsverträge abgeschlossen, die durchaus nicht hindern konnten, daß in Südamerika britischer und deutscher Handel beständig erstarkte, während die Yankees zurückwichen. Auch die Verdienste, welche die Washingtoner Regierung durch Aussenden wissenschaftlicher Expeditionen nach Brasilien und den Laplata-Ländern erworben hatte, wurden allmählich durch die Forschungen der Deutschen und Engländer überstrahlt.

Im Jahre 1882 ward Korea endlich dem Welthandel erschlossen. Die Vereinigten Staaten, die zu diesem Ergebnis viel beigetragen, erlangten sofort bedeutenden Einfluß auf die Geschicke der Halbinsel. Die Zahl der amerikanischen Missionäre überragte bald die der französischen und englischen zusammengenommen, die Aerzte und Aerztinnen der amerikanischen Mission gewannen Einlaß im Königspalast und die Publikationen, die der amerikanische Missionär Hulbert herausgibt, die politische Zeitung „Independent“ und die gelehrte Monatschrift „Korean Repository“, sind bis jetzt die einzigen Organe westlicher Bildung im Lande des Morgenstrahles geblieben. Der König bediente sich ferner lange Jahre hindurch amerikanischer Hilfe beim Staatsrath und zum Kommando seiner Palastwache. Sein bester Berather war Clarence Greathouse, ein sehr gewandter, feiner Patentanwalt und Journalist aus Kentucky, auch zog der König öfters den phantastischen General Legendre bei. Der Yankee-Einfluß ist auch heute noch keineswegs erloschen, er hält dem russischen und dem japanischen durchaus die Waage.

Im Uebrigen waren die achtziger Jahre eine Zeit großer Ruhe für die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten. Bloss die seit 1885 akut gewordene Samoafrage drohte einmal (1889)

schier zu einem Kriege zwischen der Union und Deutschland zu führen. Um so lebhafter gestalteten sich die Dinge seit der Mitte der neunziger Jahre. In Schimonoseki waren beiden friedenschließenden Parteien amerikanische Berather beigeordnet, Foster den Chinesen, Denison den Japanern. Im Herbst 1895 entstanden Mißhelligkeiten mit Frankreich, das in Madagaskar den amerikanischen Konsul Waller ins Gefängniß geworfen und die amerikanischen Handelsinteressen — sie betrug ein Fünftel des ganzen madagassischen Handels — zu wenig berücksichtigt hatte. Im Dezember schleuderte Cleveland seine Venezuela-Botschaft gegen England. Derselbe Cleveland weigerte sich aber, ein Protektorat über die Sandwich-Inseln zu begründen. Dagegen wurde die Unionskontrolle des Nicaragua-Kanals eifrig erörtert. Kurz darnach beantragte ein großer Theil der Nation Intervention in Armenien. Dann brach ein vorübergehender Zwist mit Siam aus. Hierauf erklärte der Kongreß offiziell seine Sympathie den kämpfenden Hellenen. Zuletzt kam der Krieg mit Spanien. Man sieht, die Union hatte alle Hände voll mit internationalen Fragen und konnte sich jeden Tag eine herausgreifen, die ihr gerade am bequemsten und vortheilhaftesten dächte. Sie hat sich die kubanische ausgewählt. Es war vielleicht die dornigste und unbequemste von allen. Allein dem Geschehe war nicht auszuweichen, das immer deutlicher, immer unaufhaltbarer zu einer weiteren Abrechnung zwischen dem germanischen Nordamerika und den Romanen des Südens hindrängte. Einer weiteren, nicht der letzten und nicht der größten! Ein viel heftigeres Betringen wird einst anheben, wenn das mit italienischem und deutschem Blut befruchtete Südamerika mit dem Norden zusammenstößt. Einstweilen haben sich die Vereinigten Staaten der vorläufigen Abrechnung, der mit Spanisch-Westindien, mit großer Energie unterzogen. Mit welchem Geschehe und welchem Erfolge, darüber will ich nicht urtheilen. Auch nicht darüber, inwiefern das formelle Recht auf ihrer Seite war. Ich will blos anführen, was ein Yankee selbst äußerte, ein Mann von staatsmännischer Tiefe und unbeirrtem Wahrheitsfinn: „Wir haben das Rechte gethan, wenn auch auf unrechtem Wege“ (We have done the right thing, though in a wrong way).

Ueber das griechische Mönchtum.

Von

Dr. Karl Holl.

Man kann nicht sagen, daß das griechische Mönchtum von den Kirchenhistorikern — um von den Profanhistorikern zu schweigen — sonderlich freundlich behandelt werde. Man pflegt, nachdem seine Geschichte bis auf Basileios (Bischof von Käsarea in Kappadokien, † 379) erzählt ist, nur noch anlässlich der theologischen Streitigkeiten seine Thätigkeit hervorzuheben und im Uebrigen die weltverlorenen Sonderlinge ihrer „Ruhe“ zu überlassen. Rober Fanatismus oder thatenloses Träumen erscheinen als die charakteristischen Züge dieses Kreises. — Unwillkürlich mißt man dabei das griechische Mönchtum am abendländischen, an dessen großartigen Leistungen für Welt und Kirche. Wir brauchen ja nicht erst in die Vergangenheit zurück zu greifen und uns der Kulturarbeit der mittelalterlichen Orden zu erinnern, um zu sehen, welche Rolle das Mönchtum in der Welt spielen kann, wir haben heute noch in der katholischen Kirche ein Bild davon vor Augen. Wenn man erwägt, was das Mönchtum dort bedeutet, wie es den schroffen Gegensatz zwischen Priester und Laie mildert, selbständigem religiösen Streben eine Zuflucht gewährt, ohne daß es dem Ganzen gefährlich wird, wie es über die offiziellen Organe der Kirche eine stillschweigende Kontrolle ausübt und die oberste Regierung in direkter Fühlung mit den großen Massen erhält, wenn man sieht, mit welchem Eifer es sich den großen Aufgaben der Kirche auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission widmet, wie es im Volke den Sinn für die allgemeinen Interessen und das stolze Bewußtsein, einem großen Ganzen anzugehören, zu wecken versteht, —

mit sich selbst zu beschäftigen, die Tugenden, die er bei Anderen sieht, sich anzueignen und in anhaltendem Gebet die Gemeinschaft mit Gott zu suchen. Versucherische Gedanken machen ihm dabei zu schaffen; er kämpft sie nieder, aber je weiter er innerlich fortschreitet, desto deutlicher wird ihm, daß das, was ihn versucht und seinen Frieden stört, nicht bloß die Gedanken des eigenen Herzens sind: hinter diesen steht die Welt des Bösen, der Satan mit dem Heer seiner Dämonen, die das Gute nicht aufkommen lassen wollen. Mit diesen Mächten muß er fertig werden, wenn er definitiv die innere Ruhe gewinnen will, und dies kann er nur in völliger Einsamkeit. So wird er unter stets sich steigenden Kämpfen immer weiter in die Wüste hinausgetrieben; aber in diesen Kämpfen wachsen auch seine Kräfte. Je mehr der überirdische Gegner ihn unmittelbar angreift, desto mehr wird auch sein Blick geschärft für die Dinge der unsichtbaren Welt, desto mehr verspürt er auch in sich das Vermögen, Uebernatürliches zu vollbringen. Der Herr, für den er streitet, begnadigt ihn mit Offenbarungen und erfüllt ihn mit dem Geiste; er erhält Macht, Kranke zu heilen und Dämonen auszutreiben, und so von Gott unterstützt gelangt er an sein Ziel. Es kommt einmal ein Zeitpunkt, wo er innerlich fertig und sicher ist, wo er die Ruhe des Herzens gewonnen hat und die Schrecknisse der Dämonen keine Macht mehr über ihn haben. — Ein ganz der inneren Heiligung gewidmetes Leben, in dem durch Entsagung und Selbstzucht die Seele frei wird, so daß sie ständig das Angesicht Gottes zu schauen vermag, das ist das Ideal der *vita Antonii*.

Rein auf den persönlichen Drang des Antonios nach Frieden und Gottgemeinschaft führt die *vita* die Entstehung dieses Ideals zurück; Zug um Zug ergiebt sich in ihrer Schilderung mit innerer Nothwendigkeit aus dem ersten Entschluß des Antonios. Die geschichtliche Betrachtung kann Linien ziehen, die auf dieses Ideal hinführen. Sie kann in der Theologie, vor Allem bei Klemens von Alexandrien, in seiner Schilderung des vollkommenen Gnostikers, die ideelle Wurzel zeigen; sie kann darauf hinweisen, daß es von den ältesten Zeiten her in der christlichen Gemeinde einen besonderen hochangesehenen Stand der Asketen gab, daß überhaupt die Uebungen der Entsagung hochgeschätzt wurden und die Erwartung sich daran knüpfte, daß dem Asketen besondere geistige Gaben zu Theil würden, man kann endlich, um den Bruch des Antonios mit der Welt und mit der Gemeinde zu erklären, daran erinnern, welchen Anstoß die

Kompromisse, zu denen sich die Kirche entschließen mußte, strenger gerichteten Christen bereiteten. Dennoch wird die *vita Antonii* darin Recht haben, daß sie eine individuelle Erfahrung voranstellt und den Antonios schildert, als ob hier erst das Ideal erzeugt worden wäre. Das Ideal des Mönchtthums ist nicht bloß eine Häufung wie von selbst sich vereinigender Motive, seine Stimmung ist nicht bloß der Reflex der Verhältnisse der damaligen Welt. Eine neu erwachende Empfindung, ein übermächtiges Gefühl für die Größe der religiösen Güter und Pflichten, eine vertiefte sittliche Erkenntniß, der alle asketische Leistung nur Mittel zur inneren Befreiung ist, ein neues Kraftgefühl, das sich in dem Wiederaufleben des Enthusiasmus kundgiebt, — das sind die festen Grundzüge, in denen sich der originale Charakter der Bewegung offenbart.

Das Ideal der *vita Antonii* ist als das Ideal des wahren Mönchs in der griechischen Kirche unverändert durch alle Jahrhunderte hindurch festgehalten worden. Es ist das Ideal des Einsiedlers, des Anachoreten. Zwar ist sehr bald, als das Mönchtthum sich ausbreitete, der Trieb und das Bedürfniß nach Vereinigung der Gleichgesinnten entstanden und Basileios hat den Versuch gemacht, die Anschauung zur Herrschaft zu bringen, daß die in Klöstern zusammenlebenden Mönche ein höheres Ideal verwirklichten als die Anachoreten; er machte namentlich geltend, daß sie auch das Gebot der Nächstenliebe erfüllten. Aber wenn schon naturgemäß das in Kōnobien vereinigte Mönchtthum der Zahl nach überwog, die Tendenz des Basileios hat doch nicht durchdringen können. Die Kōnobiten selbst fügten sich darein, anzuerkennen, daß der Anachoret erst der vollkommene Mönch sei: nur er brach ja ganz mit der Welt, nur er stand völlig auf sich selbst. Was wollte es dagegen heißen, wenn der Kōnobit sich rühmte, daß er auch die Nächstenliebe nicht versäume? War es doch Nächstenliebe nur in beschränktem Umfang, — denn der Nächste ist in erster Linie der Klostergenosse — und gar zu handgreiflich war es, daß das Gemeinschaftsleben eine Erleichterung bedeutete und zerstreugend wirkte, während das Ziel Sammlung der Gedanken und einziges Genüge an Gott war.

Seitab von Welt und Kirche führt der Weg, den das griechische Mönchtthum geht. Auch in sich selbst hat es kein Bedürfniß nach festerem Zusammenschluß gehabt. Etwas einem Orden Vergleichbares giebt es im Orient nicht. Das einzelne Kloster bildet eine Welt für sich. Höchstens, daß in Gegenden, in denen das Mönch-

thum dominirte, ein loser Verband hergestellt wurde. So vorübergehend in Palästina im fünften und sechsten Jahrhundert und dauernd auf dem Athos, dem heiligen Berg*). Auch hier nicht so, daß die Selbständigkeit der einzelnen Kōnobien aufgehoben worden wäre. — Wenn man sich diesen Charakter des griechischen Mönchtums vergegenwärtigt, so erscheint es als eine paradoxe Thatsache, daß diese Richtung überhaupt Bedeutung, ja sogar die höchste Bedeutung für die Kirche erlangen konnte. Wirklich hat auch nicht etwa das Mönchtum die Kirche, sondern die Kirche hat das Mönchtum gesucht. Ja gerade von der Seite her, wo man zunächst Widerstand oder Eifersucht erwarten sollte, von Seiten der offiziellen Kirche, wird das Mönchtum von Anfang an begünstigt und mit Ehren bedacht. Schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts sehen wir, daß man Mönchen mit Vorliebe kirchliche Würden, namentlich die Bischofswürde verlieh. Das Mönchtum verhielt sich lange spröde: von dem Einsiedler Ammonios wird uns erzählt, daß er sich das Ohr abschnitt, um nicht Bischof werden zu müssen, Athanasios schreibt einen langen Brief an Drafontios, um ihn davon zu überzeugen, daß er nichts verliere, wenn er Bischof werde, und noch Johannes Xiphilinos, der 1064 vom Mönch zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben wurde, giebt seinem Freund Psellos auf dessen Glückwunsch zur Antwort: nicht ein Hinaufsteigen, sondern ein Herabsteigen sei es, wozu er sich jetzt entschließe. Wie begehrt Mönche für kirchliche Stellungen waren und wie wenig die genuinen Vertreter des Standes auf diese Würden Werth legten, erkennt man am besten daraus, daß in den Mönchsregeln seit Basileios vor ehrgeizigem Trachten nach kirchlichen Würden gewarnt wird.

Um dieses Werben der Kirche zu verstehen, muß man sich vor Allem daran erinnern, daß es auf dem Konzil von Nikäa abgelehnt worden war, den Eölibat dem Klerus aufzuerlegen. Die griechische Kirche hat sich auch später nicht dazu entschließen können, so weit zu gehen, wie die abendländische. Seit Justinian, dessen Gesetz mit einer nicht unwesentlichen Milderung durch das Trullanum (692) bestätigt wurde, ist vom Bischof, aber auch nur von ihm gefordert, daß er ehelos sein müsse. Vom kirchenpolitischen Standpunkt aus betrachtet war das ein schwerer Fehler. Bei der allgemeinen Hochschätzung der Virginität, in einer Zeit, in der so viele ihrem

*) Näheres darüber bei Ph. Meyer, die Haupturkunden zur Geschichte der Athoskōnōber. Leipzig 1894.

Glauben dieses Opfer brachten, war die Möglichkeit, moralische Auktorität zu entfalten, durch den Besitz dieses Vorzugs wesentlich mitbedingt. Wenn er seine Gewänder abgelegt hatte, schien der Priester um nichts höher zu stehen als die Laien, ja hinter vielen stand er zurück. Dieser Mangel war ein Hauptgrund, warum in der griechischen Kirche das persönliche Ansehen des Mönchs das des Priesters so weit überflügelte. Selbst dem Bischof, der früher verheirathet gewesen war, haftet im Vergleich mit dem Mönchs- bischof noch ein gewisser Makel an.

Es ist daher begreiflich, daß die Kirche nach Kräften darnach trachtete, es in der Praxis wenigstens zu erreichen, daß möglichst viele ihrer Organe dem jungfräulichen Stande angehörten. Gerade die höheren Würden sind womöglich Mönchen übertragen worden. Man darf es dem Mönchtum nachrühmen, daß es sich des Respekts, den ihm die Kirche erwies, würdig gezeigt hat. Nicht bloß, daß eine Reihe der selbstlosesten und hingebendsten Bischöfe aus diesem Stand hervorgegangen sind, es fällt, wenn man das Abendland vergleicht, den ganzen Stand betreffend auf, wie einfach hier der hohe Klerus lebt. Und in einer Beziehung namentlich war dieses Element der griechischen Kirche zum Segen. Die griechische Kirche war ständig davon bedroht, bloßes Werkzeug der Kaiserlichen Politik zu werden. Gewöhnliche Patriarchen und Bischöfe zu gewinnen, war nicht allzu schwer; im Nothfall war die *συνodus ἐκκλησιαστικὴ* zu Allem zu haben. Die Mönche hatten den Muth, zu widerstehen und, wenn es sein mußte, auch das Leben dran zu geben. Mag das Fanatismus sein, mochte es theilweise auf Beschränktheit zurückgehen, jedenfalls traten sie ein für eine Ueberzeugung und sie sind darin achtenswerth; achtenswerther mindestens als die, die sich feige oder aus eigennützigen Gründen beugten.

Aber weit mehr als auf diesen amtlichen Stellungen beruht der Einfluß des Mönchtums auf Beziehungen, die es sich in völlig freier Weise erwarb. Die geistlichen Gaben, die man dem Mönch zuschrieb, das Vertrauen, das man in seine Fürbitte setzte, bilden das Motiv für ein enges Verhältniß, das zwischen dem Mönchtum und dem gewöhnlichen Volk entstand. Schon die *vita Antonii* erzählt uns von ganzen Schaaren, die zu Antonios pilgern, um sich sein Gebet und seinen geistlichen Rath zu erbitten. Als der in geistlichen Kämpfen Geübte gilt er für befähigt, die Geister zu scheiden, in die Tiefen des Herzens zu blicken und den inneren Zustand richtig zu beurtheilen; von ihm, als Einem, der mit Gott

vertraut ist, erwartet man, daß er auch für Andere wirksam einzutreten vermöge. Die Schilderung, die in der *vita Antonii* entworfen wird, ist keineswegs legendarisch; sie ist durch die zuverlässigsten historischen Berichte aus allen Zeiten bestätigt. Nachdem einmal der Glaube an die besonderen Gaben und Kräfte des Mönchs, an seine bevorrechtete Stellung bei Gott, sich festgesetzt hatte, da wendet sich das Volk an ihn als an seinen besten Berather und Mittler: bei großen und kleinen Unglücksfällen, bei Regenmangel und Heuschreckenplagen, in geistlichen und leiblichen Nöthen nimmt man zum Mönch seine Zuflucht. Weit mehr als bei uns die Bettelmönche sind auf griechischem Boden die Mönche die Vertrauensmänner des Volks gewesen. Wie groß ihr Einfluß war, läßt sich am besten daran ermessen, daß die Kaiserliche Politik diesen Faktor ernstlich in Rechnung nehmen mußte. Als Kaiser Anastasios 512 das Chalcedonense bejeitigen wollte, hielt er es doch für gut, dem heiligen Sabas vorher bei Gelegenheit 2000 Goldgulden anzubieten; der gute Sabas hat in seiner Einjalt nicht gemerkt, was der Kaiser bezweckte, er hat es trotzdem riskirt, den Hyparchen, der in Jerusalem den Willen des Kaisers zu verkündigen unternahm, mit Schimpf und Schande aus der Stadt zu jagen. Dem palästinenfischen Mönchtum zu lieb hat Justinian den Origenes verdammt; er wußte, daß die Ruhe in Palästina davon abhing, und welche Mühe hat sich im Bilderstreit Konstantinos Kopronymos (741—775) gegeben, um Stephanos den Jüngeren von dem abgelegenen Olympos für seine Wünsche zu gewinnen.

Aus dem Verhältniß, in das das Mönchtum zu der Bevölkerung der Umgegend trat, hat sich überall auch eine Mission entwickelt. Das Christenthum hat im Orient wie im Abendland zunächst vornehmlich in den Städten Fuß gefaßt und die offizielle griechische Kirche bewies nach dem Sieg des Christenthums keinen großen Eifer, es weiter auszubreiten; die Landbischöfe, deren Sitze Ausgangspunkte für eine vollkommenere Christianisirung des platten Landes hätten werden können, sind frühzeitig degradirt worden: der erste Schritt hierzu ist schon 314 auf der Synode von Antyra gemacht worden. Aber die mönchischen Niederlassungen in den Einöden, die Klosterkirchen, bildeten Sammelpunkte für die rings zerstreuten Christen und daran schloß sich auch eine gewisse Mission unter den heidnischen Stämmen. Mönche waren es, die das Christenthum bis tief nach Asien hineintrugen. Und das Mönch-

thum hat den Besitz, so viel es vermochte, auch behauptet. Als der Sturm der arabischen Invasion über die griechische Kirche hereinbrauste, da sind die Bischöfe bald dem Unheil gewichen. Schon das Trullanische Konzil trifft Bestimmungen, in denen der Keim des Episkopats in *partibus infidelium* liegt. Aber das Mönchtum hat auf seinem Posten ausgeharrt und seine Klöster sind die festen Burgen des Christenthums in den vom Islam überflutheten Gegenden bis zum heutigen Tag geblieben.

So ist das Mönchtum fast ohne sein Zuthun thatsächlich an die erste Stelle in der griechischen Kirche gerückt: es ist die höchste moralische Auktorität; die wichtigsten Funktionen der Kirche, die der Seelsorge namentlich, sind ihm zugefallen und sein Einfluß ist um so größer, weil er nicht auf Machtmitteln, sondern auf persönlichen Eigenschaften beruht.

Man müßte sich wundern, wenn das geistige Leben der Kirche nicht Spuren dieses Einflusses trüge, wenn es dem Mönchtum nicht gelungen wäre, auch dem Christenthum der „Weltleute“ seinen Stempel aufzudrücken.

Schon durch sein Dasein bewirkte es das Mönchtum, daß die Aufmerksamkeit der morgenländischen Kirche energisch auf die praktische Seite des Christenthums gelenkt wurde. Die Kirche hatte diesen Hinweis nöthig. Der Eifer, mit dem sie sich der Lösung der dogmatischen Probleme widmete, mußte bei ihren Gliedern den Eindruck erwecken, als ob korrekter Glaube die Hauptsache im Christenthum sei. Man sagt nun zwar dem griechischen Mönchtum selbst nach, daß es an den dogmatischen Streitigkeiten besonderen Gefallen gefunden hätte. Aber das ist Legende. Vielmehr ist für das Mönchtum die Haltung, die Basileios einnahm, maßgebend geworden. Basileios hat immer wieder dazu ermahnt, „über die Trinität keine unnützen Fragen aufzuwerfen und dem, der etwa interpelliren wolle, einfach zu sagen: wir glauben das, worauf wir getauft sind“. Die Stimmung des Mönchtums war immer die, daß die Geheimnisse des Glaubens so unergründlich seien, daß nur der Fürwitz sich getrauen könne, in sie einzudringen. Man kann sie höchstens ahnen, schauen, aber nicht im strengen Sinn in Begriffe fassen und demonstrieren. Nur ungern hat sich das Mönchtum auf die Fragen eingelassen, die Leute, denen konsequentes Denken Bedürfnis war, der Kirche immer von Neuem stellten. Der Fanatismus, den es dann entfaltete, entstammt zum guten Theil dem Aerger darüber, daß durch unnöthige theoretische

Beunruhigung der Eifer in praktischer Frömmigkeit gelähmt werde. Mit tieferem sachlichen Interesse hat es sich nur da betheiliget, wo eine Kontroverse das religiöse Leben direkt berührte: der Haß gegen Origenes entzündete sich an seiner Leugnung der Ewigkeit der Höllestrafen; damit schien der Nerv des sittlichen Strebens durchschnitten. Was einmal erreicht und im Dogma festgeschlagen war, hielt auch das Mönchtum für eine Errungenschaft, aber einen Trieb, den Glauben begrifflich weiterzubilden, hatte es nicht. Ihm lag die Uebung der Frömmigkeit am Herzen. So gewiß das Mönchtum orthodox sein wollte, — Orthodogie allein genügt nicht, das Halten der Gebote Gottes ist erst das Entscheidende, hat es unaufhörlich gepredigt. Symeon der neue Theologe schleudert den Patriarchen den Vorwurf ins Gesicht, daß sie die Kirche ruinirten, weil sie sich begnügten, von den Bischöfen ein orthodoxes Glaubensbekenntniß zu fordern; orthodox im wahren Sinn sei erst der, der ein mit dem rechten Glauben übereinstimmendes Leben führe.

Aber das Mönchtum hat nicht bloß die praktische Aufgabe überhaupt der Kirche energisch zum Bewußtsein gebracht; es hat auch die sittliche Anschauung geläutert und vertieft. Die abendländische Kirche war damals schon lange auf bedenklichem Wege. Hauptsächlich die Einführung der Begriffe *meritum* und *satisfactio* ist dort vom schlimmsten Einfluß auf die Entwicklung der sittlichen Vorstellungen gewesen. Denn damit ist sanktionirt, daß es Handlungen giebt, die *ipso facto* sittlichen Werth haben, ihr Werth kann ausgedrückt, kann als Aequivalent verwendet, kann als Billigkeitsanspruch vor Gott geltend gemacht werden. Der Ablauf ist nur die konsequente Ausbildung dieser Idee. Der griechischen Kirche ist diese ganze niedrig rechnerische Art der sittlichen Anschauung fremd geblieben. Es giebt dort keinen Ausdruck für Verdienst und Genugthuung. Als Gabriel Philadelphus († 1616 in Venedig) das abendländisch-scholastische Lehrstück von den sieben Sakramenten ins Griechische übertrug, da übersetzt er *satisfactio* mit *ικανοποίησις* und erklärt, *ικανοποίησις* sei die Erfüllung des *κάνων* d. h. der vom Priester auferlegten Bußübung. Daß man bei *satisfactio* auch an Genugthuung vor Gott denken könne, kam ihm nicht in den Sinn, obwohl er Jahre lang in Venedig gelebt hatte und mit der abendländischen Scholastik wohl vertraut war. Wohl kennt und schätzt auch die griechische Kirche gewisse hervorragende sittliche Leistungen — Ehelosigkeit, Fasten, Almosengeben —, sie übertrifft

sogar in dem Maß der Askese, das sie von ihren Gläubigen fordert, die abendländische Kirche weit, aber sie hat nie vergessen, daß Askese Uebung, Uebung im sittlichen Handeln sein soll, daß eine Entfagung nur dann Sinn und Werth hat, wenn eine schlimme Neigung dadurch unterdrückt oder, wie sie sich ausdrückt, wenn ein πάθος dadurch geheilt wird. Wohl erwartet auch die griechische Kirche, daß eine außergewöhnliche sittliche Leistung bei Gott ihren besonderen Lohn findet, aber sie denkt nicht an einen Anspruch oder an äußerlich abzumessende Vergeltung; sie hofft, daß der, der sich hervorthut, dadurch zum Freund Gottes wird, der in seiner Nähe stehen darf und dessen Bitten Gott gern Gehör schenkt. Die Kirche bemühte sich aber auch zu verhindern, daß über asketischen Leistungen das Schwerere am Gefez: Verföhnlichkeit, Barmherzigkeit, Nächstenliebe vernachlässigt werde. Es ist ein schöner Zug an der russischen Kirche, wie stark dort die Verpflichtung, den Bedürftigen zu unterstützen, von den Gläubigen empfunden wird. Wenn aber die sittliche Anschauung in der griechischen Kirche so reiner und kindlicher blieb, als in der abendländischen, so hat sie dies vor allem ihrem Mönchtum zu danken. Eben weil der Mönch nicht mehr sein wollte, als wahrer Jünger Christi, weil die höchste asketische Leistung, die Weihe des ganzen Lebens, vom Mönchtum selbst nur als ein Mittel zur Erreichung der inneren Vollkommenheit betrachtet wurde, deswegen blieb das Bewußtsein lebendig, daß das sittliche Ziel die Vollendung der Persönlichkeit ist und daß diese Aufgabe einfache Pflicht ist.

Von der Erkenntniß aus, daß die sittliche Aufgabe in der Vollendung der eigenen Persönlichkeit besteht, ist das Mönchtum zu einer intensiven Selbstbeobachtung geführt worden. Die Mönche wissen es, daß die Sünde aus den argen Gedanken des Herzens entspringt, und überall erscheint daher die Beschäftigung mit den λογισμοί, deren es Herr zu werden gilt, als dasjenige, womit die Selbstzucht beginnt. Das positive Ziel des Mönchs ist, alle seine Gedanken in Gott zu sammeln, sich selbst dahin zu schulen, daß der Gedanke an Gott ihn überall begleitet und selbst bei der kleinsten Verrichtung ihm gegenwärtig ist. Man ist erstaunt, was für moderne Dinge man unter den Kunstgriffen, die sie hierbei anwendeten, findet: schon Athanasios läßt den Antonios seinen Mönchen den Rath ertheilen, die Gedanken, die sie des Tages über bewegt hätten, sich aufzuschreiben, als ob sie sie einem Anderen bekennen wollten, und manche Hilfsmittel zur Schulung der

Phantasie erinnern etwas an die jesuitischen Exerzitien. Aber nicht in diesen kleinen Zügen liegt das Interessante dieser Selbstdisziplinierung — ein geistiger Fortschritt von allgemeiner Bedeutung ist im Zusammenhang damit gemacht worden. Denn mit der Aufgabe der Heiligung des eigenen Herzens ist dem Mönchtum der Blick für eine ganze Welt, für die Welt des inneren Lebens, aufgegangen und so phantastisch das Bild ausstaffirt ist, das sie von dieser Welt gewinnen, man darf sich dadurch nicht beirren lassen, anzuerkennen, daß hier eine höhere Stufe des ganzen geistigen Lebens erreicht ist. Erfahrungen, wie sie in Röm. 7 geschildert sind, sind hier zum ersten Mal wieder in originaler Weise gemacht worden. Nun erschien auch wichtig, was der Einzelne, wenigstens das hervorragende Individuum, erlebte und welche Lehren es aus seinen Erlebnissen zog. Eine ganze Literatur befaßt sich damit, in Erzählungen und in Merksprüchen die Erfahrungen und die Erkenntnisse großer Asketen zum Gemeingut zu machen. Was das griechische Mönchtum hier erfährt hat, läßt sich vergleichen mit der Leistung, die Augustin im Abendlande vollbracht hat. Auf beiden Seiten ist die Erkenntniß erreicht, daß das Ich der Mittelpunkt einer eigenen Welt ist und daß in dieser Welt die höchsten Probleme, die es für den Menschen giebt, liegen. Ein literarisches Produkt vom Schlag der Konfessionen hat ja die griechische Kirche nicht aufzuweisen; im Vergleich mit Augustin erscheint Alles, was die Griechen haben, dürftig und abstrakt. Aber das liegt doch nicht bloß daran, daß hier der Genius fehlte, der es verstand, in dem Ich den Menschen zu zeigen. Das Interesse ist ein anderes. Nicht umsonst hat das griechische Mönchtum das Paulinische Wort immer wiederholt: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, was vorne ist. Der Grieche geht darauf aus, aus dem Erlebniß die Regel, die sich für künftige ergibt, herauszuschälen; die Sentenz ist ihm das Werthvollste; Augustins Kunst besteht darin, das konkrete Erlebniß selbst in farbiger Anschaulichkeit festzuhalten. — Auch ohne daß man Augustin für das verantwortlich macht, was seine Nachahmer erst entwickelt haben, jenes Kokettiren mit dem eigenen Ich, kann man nicht leugnen, daß die griechische Art die gesündere ist. Diesem richtigen Instinkt verdankt das griechische Mönchtum das, was wir an seinen edelsten Vertretern bewundern, die Geschlossenheit und die unerschütterliche Ruhe des Charakters, die stetige Freudigkeit der Stimmung. Wer würde es diesen Männern ansehen, daß sie die

einfache Sicherheit ihres Urtheils und ihrer Haltung in hartem Kampf mit sich selbst errungen haben, wer würde es merken, daß so viel Selbstreflexion dahinter liegt, die doch so leicht den Willen entnervt und die Reinheit des Strebens trübt?

Was das Mönchtum entdeckt und geübt hat, ist für die ganze Kirche von Bedeutung geworden. Man spürt die Wirkung bald in der Predigt. Nicht daß der Grundcharakter der griechischen Predigt, die dithyrambische Schilderung sich geändert hätte. Aber von dieser Zeit an vermögen es doch manche Prediger, Basileios und Chrysostomos in erster Linie, tiefer zu dringen und den Menschen persönlich zu fassen. So viel in den griechischen Predigten und gerade das Kunstvollste ist für uns nicht mehr genießbar, es schmeckt zu stark nach antiker Rhetorik; — was uns heute noch ergreift, die Stellen, an denen es den Predigern gelingt, das allgemein Menschliche zu berühren, das sind zugleich gerade die Stellen, an denen sie unter den Impulsen des Mönchtums stehen.

Selbst in dem harten Boden der byzantinischen Dogmatik regt sich ein neuer Keim, der vom Mönchtum herübergeflogen ist. Wenn man das dogmatische Hauptwerk des Johannes von Damaskus mit ähnlichen früheren Werken, etwa mit der großen katechetischen Rede des Gregor von Nyssa vergleicht, so fällt sofort der Unterschied auf, wie umfangreich die Anthropologie ist und wie eingehend jetzt psychologische Fragen erörtert werden. Johannes behandelt nicht bloß wie die Alten Sünde und Willensfreiheit, sondern er redet auch von Lust- und Unlustgefühl, von Furcht, von Zorn, vom Einbildungsvermögen, von der Apperception, von Denkvermögen und Gedächtniß, von Begehren und Wollung. Gewiß sind seine Aufstellungen keineswegs original; die alten Philosophen haben die Begriffe und die präzisen Definitionen geliefert. Aber woher kommt es, daß die Kirchenväter es für nöthig halten, diese Fragen in der Dogmatik zu behandeln? Es giebt keine andere Antwort darauf, als die, daß das Mönchtum auf die Bedeutung der psychologischen Probleme hingewiesen hatte. Damit ringt sich, wenn auch in bescheidenster Form, ein Gedanke wieder durch, den die älteren Systeme hatten verkümmern lassen. Das Christenthum, sofern es Weltanschauung ist, durchbrach die alte Metaphysik mit der Erkenntniß, daß der Mensch nicht ein *ens* neben andern *entia*, daß sein Ich ein Wesen eigener Art, höheren Werths als die übrige Welt ist. Die Ersten, die das Christenthum wissenschaftlich darstellten, haben diese Erkenntniß verdunkelt.

Sie glaubten das Christenthum vertheidigen und seine Wahrheit sicher stellen zu können, wenn sie seine Gedanken anknüpften an philosophische Prinzipien: sie nahmen den Grundriß der alten Philosophie auf und so erschien in ihren Systemen der Mensch nur als Theil des Universums, die Erlösung nur als spezielle Seite der Kosmologie resp. der Weltentwicklung. Zur kraftvollen Geltendmachung der wiedergewonnenen Erkenntniß kam es auf griechischem Boden nicht. Aber der Gedanke ist doch lebendig geblieben. Die Mystik, die im Orient erwuchs und die sich neben der abendländischen nicht zu verstecken braucht, hat ihn gepflegt. Der größte der griechischen Mystiker, Symeon, der neue Theologe († ca. 1041), hat ein System entworfen, dessen streng festgehaltene Richtpunkte Gott und die Seele sind. Was nicht in diesen Rahmen hereinpaßt, was nicht erfahrbar ist und nicht mit dem unmittelbaren religiösen Leben in Beziehung steht, ist hier stillschweigend bei Seite geschoben. Als Kritik am Dogma war das nicht gemeint, wenn es auch Selbsttäuschung war, daß das Dogma daneben völlig unangetastet bestehen bleibe. Die Last der Vergangenheit drückte zu schwer und die Erinnerung an die heißen Mühen, die es gekostet hatte, das Dogma zu formuliren, war zu mächtig, als daß ein Grieche des Mittelalters auch nur von ferne hätte daran denken können, ein Steinchen bewußt zu verrücken. Aber wenn auch auf dem Gebiet der sogenannten objektiven Dogmen von einem gewissen Zeitpunkt an jede Weiterbildung aufhörte, die Thatfachen des innern Lebens boten noch Stoff für die Spekulation und an diesem Punkt hat die Produktion nie ganz aufgehört.

Um zu ermesfen, was das für die Kirche bedeutet hat, muß man sich vergegenwärtigen, in welcher Stimmung der Grieche des Mittelalters dem Dogma gegenübersteht. So stolz man auf das Erbe der Väter ist, mit so großem Respekt man an dieser Leistung hinaussieht, es wird doch Niemand seines Glaubens recht froh. Denn man weiß, welche Abgründe neben dem schmalen Weg der Orthodogie links und rechts gähnen, und so oft ein dogmatisches Problem auftaucht, macht man die Erfahrung, daß sich Für und Wider mit gleich guten Gründen vertheidigen läßt.*) Das Mönchtum hat der Kirche den Dienst geleistet, daß es ein Gebiet erschloß, auf dem das Denken sich frei bewegen konnte.

*) Ich denke dabei vor Allem an die Kontroversen unter Alexios Komnenos und Manuel Komnenos.

Es wäre mit dem Bisherigen noch nicht entschieden, ob in das praktische sittliche Leben des Volkes selbst etwas vom mönchischen Geist, vom mönchischen Ernst der Selbstzucht eingedrungen sei. Aber gerade dafür haben wir ein sicheres Zeugniß in der Verbreitung eines darauf berechneten, spezifisch mönchischen Instituts, des Instituts der Beichte. Sofern man unter Beichte ein pflichtmäßiges und regelmässiges Bekenntniß der Gedanken des Herzens versteht, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß Basileios von Käsarea der Schöpfer des Instituts ist. Die Anordnung entsprach seinem Ideal des Gemeinschaftslebens in den Kōnobia, seiner Ueberzeugung, daß der Einzelne nur als Glied eines größeren Ganzen die Vollkommenheit zu erreichen vermöge, und sein Sinn dabei war, die geistlichen Kräfte der Gesamtheit für die persönlichen Nöthe des Einzelnen nutzbar zu machen. Deshalb schrieb er vor, daß jedes Glied der Mönchsgemeinde seine Herzensgedanken und seine Verfehlungen je nachdem im weiteren oder im engeren Kreise bekennen solle, damit das Gute erkannt und befestigt, das Schlimme sofort unterdrückt werde. Er dachte nicht daran, damit Jemand eine Tortur aufzuerlegen; er sah nur auf die geistliche Förderung, die hieraus erwachsen konnte, und er setzte aufrichtige brüderliche Gesinnung bei allen Betheiligten voraus. Die offizielle Kirche hat ihre Zucht auf die Ahndung der Todsünden (hauptsächlich Häresie, Todtschlag, Unzucht) beschränkt, sie ließ ihre Gläubigen in Unsicherheit darüber, wie für die Sünden, die noch keine Todsünden waren, Vergebung zu erlangen sei, resp. sie erwartete, daß das große Fasten vor Ostern genüge, die Sünden des verflossenen Jahres wegzuwischen. Wenn aus ihrer Mitte heraus der Rath erteilt wurde, auch leichtere Sünden dem Priester zu bekennen, so stand der Befolgung dieser Mahnung nicht nur entgegen, daß vereinzelt sich ein prinzipielles Bedenken gegen ein Bekenntniß vor Menschen, wo es nicht unbedingt nothwendig ist, regte. Chrysostomos ist feinfühlig genug, um das Gefährliche eines Bekenntnisses zu empfinden; er weiß, daß das Schamgefühl dadurch ertödtet wird, und auch sonst ist man in der griechischen Kirche dessen eingedenk, daß eine Sünde durch das Aussprechen erst recht befestigt werden kann. Aber mehr noch stand etwas Anderes dem im Wege, daß die ihrer Sünde wegen bekümmerten Gläubigen sich gerade an die Priester gewendet hätten. Der Erste, der zum Bekenntniß auch leichterer Sünden ermahnte, Origenes, hat auch die Warnung hinzugefügt, sich nicht jedem Beliebigen anzuvertrauen: nur ein

erfahrener Arzt kann den Schaden heilen; man prüfe wohl, wer des Vertrauens würdig sei! Diese Warnung hat sich der griechischen Kirche tief eingeprägt und als unter dem Einfluß des Beispiels, das die Mönche gaben, auch in der Kirche die Gewohnheit einer Beichte aufkam, da wandte man sich mehr und mehr nicht an die Priester, sondern an die, die thatsächlich das Vertrauen besaßen, d. h. an die Mönche. Von der Zeit des Bilderstreits bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts hat das Mönchtum hier ausschließlich Buße und Beichte verwaltet. Erst am Ende dieses Zeitraums gelingt es der Kirche, die Sache an sich zu reißen und nicht ohne daß sie der festgewurzelten Auktorität der Mönche Konzessionen machen mußte. Jahrhunderte hindurch galt noch der Mönchspriester als der allein zum Beichtvater Befähigte, und das besondere Zutrauen zum Mönch hat sich heute noch in Rußland, wie auf griechischem Boden erhalten. So wie die Beichte in der griechischen Kirche die längste Zeit hindurch bestand, hat sie gewiß Segen gestiftet. Sie hat vor Allem heilsam dem Wahn entgegengearbeitet, den die kirchliche Bußdisziplin erzeugen mußte, als ob nur die sogenannten Todsünden ernst zu nehmende Sünden seien, und sie hat dahin gewirkt, den Sinn für Sammlung, für Einteilung bei sich selbst, auch bei gewöhnlichen Christen zu wecken. — Soweit überhaupt das Christentum in der griechischen Kirche Herzenssache ist, trägt das sittliche Handeln den Charakter der *μετάνοια*, d. h. sein Motiv ist das des Mönchtums. Aber das Mönchtum hat auch dafür gesorgt, daß das Wort den rechten Sinn behielt, den des ernsthaften Willens der Sinnesänderung.

Indessen höher als sein Verdienst um die Weckung sittlichen Ernstes ist anzuschlagen, was das Mönchtum für die Erhaltung und Belebung des Gottesgefühls in der griechischen Kirche gethan hat. Es ist für jede Kirche Lebensfrage, ob das Bewußtsein, daß sie mit Gott in lebendiger Beziehung stehe, in ihr wach bleibt oder nicht. Wer von außen an die griechische Kirche herantritt, bekommt leicht den Eindruck, daß sie in Formen erstarrt sei. Im Mittelpunkt des religiösen Lebens steht ein Kultus mit reicher, schwer verständlicher Symbolik, auch das Bekenntniß hat seine wesentliche Bedeutung als Stück des Kultus, als feierliche Aussprache unerforschlicher Geheimnisse, eine übermäßige Zahl von Festen füllt das Kirchenjahr, so daß kaum mehr ein Unterschied zwischen heiliger und festloser Zeit zu bestehen scheint, und auf die sinnlichste Empfindung, auf das Auge, ist es berechnet, wenn die heiligen Bilder als unver-

äußerlicher Bestandtheil des Kultus gelten. Wo so viel Zeremonielles gehäuft ist, ist da nicht darauf zu schließen, daß das Verständniß für den Sinn der Formen entschwunden ist? Wo das Sinnlichste mit dem Schimmer des Göttlichen umkleidet ist, weiß man da noch, daß Gott Geist ist? — Wenn man unter diesem Eindruck die späteren griechischen Schriftsteller liest, so ist man überrascht, daß diese Kirche so gar kein Bewußtsein davon hat, daß sie der Erstarrung anheimfalle: vielmehr geht durch die ganze Kirche bis zum Schluß ein merkwürdiges Selbstgefühl, man rühmt sich, daß apostolischer Geist immer noch in der Kirche vorhanden ist. Ist das bloß dasjenige Selbstbewußtsein, das bei innerem Stillstand eintritt? Man muß die griechische Kirche davon freisprechen. Denn mindestens an einer Stelle spürte sie, daß unmittelbares religiöses Leben stets neu in ihr sich erzeugte. Sie sah in den Mönchen immer noch Träger des Geistes und in allen Jahrhunderten wissen die Zeitgenossen uns von Männern zu erzählen, die die Prophetengabe und Wunderkräfte besaßen. Mit Stolz nannte die Kirche, wenn sie die Heiligen aufzählte, nach den Aposteln und Märtyrern die vollkommenen Asketen und sie erblickte in den Zeichen, die diese verrichteten, das unmittelbare Zeugniß, daß Gottes Geist in ihr gegenwärtig sei. Uns muthet das kindlich an, aber man sieht die Wirkungen dieses kindlichen Glaubens, wenn man in der griechischen Kirche eine wunderbare Stärke des Gottvertrauens und eine geradezu heldenhafte Geduld findet.

In dem Anspruch des Mönchtums, den Geist zu besitzen, steckt ein gegenüber dem Bestehenden revolutionäres Element. Theilweise hat auch das griechische Mönchtum, mit häretischen Richtungen sich verschmelzend, die Formen der Kirche gesprengt und selbst das orthodoxe Mönchtum hat mit der Kühnheit seiner enthusiastischen Ansprüche manchmal Anstoß erregt. Im sogenannten Heischastensstreit (1341—1351) ist die Kirche vor die prinzipielle Frage gestellt worden, ob sie diesen Enthusiasmus dulden wolle oder nicht. Es handelte sich um den Anspruch vornehmlich der Athosmönche, daß sie in den Augenblicken der Ekstase das Licht, d. h. die göttliche Herrlichkeit schauten. Die Kirche hat sich für die Mönche erklärt, sie wollte auf den Enthusiasmus nicht verzichten. Mit einem gewissen Instinkt hat sie sich damit ein Element bewahrt, dessen sie zum Gegengewicht bedurfte. Andererseits hat aber auch das orthodoxe Mönchtum es vortrefflich verstanden, sich den kirchlichen Formen anzuschmiegen und sie mit seinen Ideen zu beleben. Es läßt sich

beim heutigen Stand der Forschung nicht sagen, wie weit das Mönchtum diese Formen selbst produziert, wie weit es sie nur fortgebildet und mit seinem Geist erfüllt hat, aber so viel ist sicher, daß der Grundgedanke aller dieser Formen dem mönchischen Ideal entspricht und daß das Mönchtum vor Allem es ist, das den Sinn dieser Formen aufrecht erhält. Wenn der Gottesdienst das erhabene Geheimniß, wie Gott unter den Menschen erschienen ist, dem Auge vorführen soll*), wenn streng darauf gehalten wird, daß nur, wer würdig ist, diese Geheimnisse schauen darf, so sind die Motive die nämlichen wie die, auf denen das mönchische Ideal ruht. Die einfachen Gedanken, daß es die höchste Seligkeit für den Menschen ist, das Göttliche zu schauen, und daß nur der der Schauung theilhaftig werden kann, der vom Schmutz der Sünde, von der Unruhe der Leidenschaften frei ist, sind hier wie dort wirksam. Was der Mönch in den gehobenen Augenblicken erlebt, den Anblick des Göttlichen, das erlebt er nur in anderer Form und erlebt auch der gewöhnliche Christ im regelmäßigen Gottesdienst und wie der Mönch durch strenge Askese sich auf die Offenbarung vorbereitet, so stellt die Kirche den großen Festen die vier Fastenzeiten voran, in denen der Gläubige von der Sünde, die ihm anklebt und ihn träge macht, frei werden soll. Damit gewinnt der Gottesdienst, der zunächst außer aller Beziehung zum Alltagsleben zu stehen scheint, doch einen Zusammenhang mit dem wirklichen Leben. Unser höchstes Ideal ist, daß das ganze Leben ein Gottesdienst sein soll, hier kann man wenigstens sagen, daß das ganze Leben als Vereitung zum Gottesdienste gefaßt wird. Von da aus versteht man die gehobene Stimmung, die die Feste in der griechischen Kirche hervorrufen. Wenn die vorangehende Zeit der Askese es kräftig eingepreßt hat, daß man sich dem Heiligen nicht anders als würdig naht, so wirkt der Kontrast um so mächtiger, daß die erhabene Majestät in so sinnenfälliger Form, in so unmittelbarer Nähe sich zu schauen giebt.

Man ist nicht geneigt, der großen Masse der Gläubigen solche Empfindungen zuzutrauen. Man hält vielfach für das einzig Lebendige in der griechischen Kirche den bunten Aberglauben, der mit und ohne Sanktion durch die Kirche im gewöhnlichen Leben sich breit macht. Unzweifelhaft leidet sie darunter, daß eine Reihe barbarischer Völkerchaften in sie eingeströmt ist, die sie nicht im

*) Ich möchte damit nicht die Ansicht vertreten haben, daß die griechische Liturgie eine dramatische Darstellung der Menschwerdung sei.

Stande war, kulturell zu heben, und deren Aberglauben sich mit den superstitiösen Meinungen, die in ihr selbst herrschten, nur zu leicht verband. Aber der Schluß wäre dennoch falsch, daß auf diesem Boden feinere Gefühle überhaupt nicht gedeihen könnten und die ganze Religiosität ein unheimliches Gepräge tragen müßte. Es ist daran zu erinnern, daß bei den alten Christen der Dämonenglaube keineswegs die Kraft der Frömmigkeit gebrochen, ja eher ein gewisses Hochgefühl erzeugt hat: denn man wußte, daß der Satan unter die Füße getreten ist. Ähnlich hat auch hier das Mönchtum, das in vielfacher Hinsicht den Aberglauben befördert hat, ihm doch seine schlimmste Wirkung benommen. Antonios hat die Parole ausgegeben, daß man die Dämonen nicht zu fürchten brauche, weil der Christ die Macht habe, sie jeder Zeit zu besiegen, und daß heute noch, trotz all des Wusts von Aberglauben, eine einheitliche, zuversichtliche Stimmung der Frömmigkeit in der griechischen Kirche möglich ist, dafür verweise ich nur auf den überwältigenden Eindruck, den das einfache, seines Weges so sichere Christenthum des gewöhnlichen Volkes auf Tolstoi gemacht hat.

Eine merkwürdige Mischung kindlicher Einfalt und heiligen Ernstes ist die Signatur des griechischen Christenthums in seinen lebenswürdigsten Vertretern, ein naiver Sinn und eine abgeschlossene Stimmung, die uns immer zugleich an die Jugendzeit des Christenthums und an das Sterbegefühl der alten Völker erinnern. Wer mag in die Zukunft sehen, ob die griechische Kirche eine höhere Stufe erreichen kann? Vom Mönchtum jedenfalls, wie Manche glauben, darf man eine Reformation nicht erwarten. Es ist mit dem Wesen der gegenwärtigen Kirche verwachsen und hat in ihr seinen Beruf erfüllt. Man darf sagen, es hat ihn erfüllt: es hat die heiligsten Güter in ihr gepflegt und ihm verdankt die griechische Kirche, was heute noch an Leben in ihr ist.

Das Hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848.

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Dr. Otto Kunzemüller.

Eine Geschichte des deutschen Zeitungswesens ist noch nicht geschrieben worden, es liegen dazu vielmehr nur einzelne mehr oder weniger brauchbare Beiträge vor. Was das Hannoversche Zeitungswesen anlangt, so fehlt es dafür an jeder Vorarbeit.

Um die Zeitungsverhältnisse Hannovers vor dem Jahre 1848 zu schildern, sagt Oppermann in seiner Schrift „Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860“: „Eigentlich gab es eine Hannoversche Presse nicht“. Das ist richtig, wenn man dabei lediglich an die politische Tagespresse denkt, die nicht bloß über die politischen Vorgänge berichtet, sondern dazu von einem gewissen Parteistandpunkte aus auch Stellung nimmt und darauf einzuwirken sucht. Erweitert man den Begriff „Presse“ aber so, daß er alle in periodischer Aufeinanderfolge erscheinenden mehr oder weniger politischen Blätter umfaßt, dann hat es eine solche Presse in einzelnen Theilen des Landes Hannover schon früh gegeben.

Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens will man in den kaufmännischen Berichten erblicken, die sich die großen deutschen Handelshäuser, z. B. die Fugger in Augsburg, senden ließen und die schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fast täglich unter dem Titel „Ordinari-Zeitungen“ veröffentlicht wurden. Allein diese kaufmännischen Berichte können, weil sie nicht durchaus in deutscher Sprache erschienen und auch nur für ein ganz bestimmtes

Publikum berechnet waren, nicht für Zeitungen in unserem Sinne gelten.

Zutreffender dürfte daher der Hinweis sein, den wir in einer 1695 von Stieler veröffentlichten Schrift „Zeitungslust und Nutz“ finden. Hier heißt es: „Vor allem andern aber kommet der Zeitungen Ursprung aus den Posthäusern her, und eben darum sind auch zugleich die Kaiserlichen Postmeister mit so viel stattlichen Freiheiten und Gerechtigkeiten begabet, daß von ihnen der Lauf der Welt entlehnet und gleich als aus einem Zeughause durchgehender Erfahrung genommen werden kann, was hier und da ergeheth“.

Jedenfalls hängt die Entstehung und Verbreitung der Zeitungen in Deutschland sehr innig mit dem Postwesen zusammen, und die schon im siebzehnten Jahrhundert aufgestellte Behauptung, daß „die Zeitungen jeder Zeit bei den Posten gewesen und von diesen ausgeschrieben worden“, dürfte den thatsächlichen Verhältnissen im Allgemeinen wohl entsprechen, wenn sie auch nicht in allen Fällen durchaus begründet ist. Die erste gedruckte Zeitung, die wir in Deutschland nachweisen können, war nämlich ein Buchhändlerunternehmen. Aber die regelmäßige Verbreitung der geschriebenen Zeitungen, die den gedruckten nicht nur vorausgehen, sondern sie auch noch lange Zeit begleiten, kann man sich nicht gut ohne einen regelmäßigen Postverkehr denken.

Die älteste bekannte deutsche Zeitung ist ein handschriftliches Nürnberger Wochenblatt, von dem sich Exemplare aus den Jahren 1587 bis 1591 in der Leipziger Universitätsbibliothek finden. Die älteste gedruckte deutsche Zeitung erschien, soviel bis jetzt bekannt ist, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Straßburg i/E. Die Heidelberger Universitätsbibliothek bewahrt davon den fast vollständig erhaltenen Jahrgang von 1609, aus dessen Vorworte wir aber erfahren, daß die Zeitung schon „etlich Jahr“ herausgegeben worden ist.

Der Herausgeber Johann Carolus erklärt nämlich darin, daß er „in Ausfertigung der ordinarii avisa, wie nun etlich Jahr beschehen, zu kontinuiren vermittelst göttlicher Gnaden bedacht“ ist. Der Titel dieser bis jetzt bekannten ältesten gedruckten deutschen Zeitung lautet: „Relation: Aller Fürnemen und gedenckwürdigen Historien, so sich hin vnd wieder in Hoch- vnd Nieder-Teutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott- vnd Engelland, Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldau, Türkey zc.

Inn diesem 1609. Jahr verlauffen vnd zutragen möchte. Alles auff das treulichst wie ich solche bekommen vnd zu wegen bringen mag, in Truck verfertigen will“.

Zu den älteren deutschen Zeitungen gehört nun neben den in Straßburg, Frankfurt a. M., Berlin, Magdeburg, Nürnberg und Augsburg gedruckten auch eine Hildesheimische Zeitung, die bereits im Jahre 1619 erschienen sein soll. Im Hildesheimer Stadtarchive ist davon der Jahrgang 1620 erhalten, der folgenden Haupttitel führt: „Relation oder | kurzer Bericht, was sich im ganzen | Römischen Reich, vnd in umbliegenden Län- | dern begeben vnd zugetragen hat. | Welche von Nürnberg den 30 Decembriß 1619 angelangt, | vnd sonst wöchentlich anhero avisirt wird. | Gedruckt zu Hildesheimb, | Im Jahr 1620. | 4.“

In diesem Hildesheimer Blatte haben wir die älteste bekannte Hannoversche Zeitung vor uns.

Das Blatt scheint eine ihm von Nürnberg zugesandte gedruckte oder geschriebene Zeitung ganz oder theilweise nachgedruckt zu haben. Es erschien durchschnittlich wöchentlich einmal, ist aber auf außerordentlich schlechtem Papier gedruckt und trägt auch sonst Spuren einer raschen, flüchtigen und unkritischen Zusammenstellung an sich. Besonders in den Namen erscheint viel Mißverständens und Verderbtes. Ferner ist die Zusammenstellung der einzelnen Nachrichten ziemlich elementar, indem die Berichte noch nicht stetig der Zeit nach geordnet sind. Der erhaltene Jahrgang 1620 ist aber durch die darin gebotenen zahlreichen Berichte aus Böhmen geschichtlich sehr interessant. Diese Berichte sind von Anhängern der pfälzischen Partei ausgegangen und kommen zum Theil von gut unterrichteten Personen. Neben den Berichten aus Böhmen erscheinen auch zahlreiche Mittheilungen aus Wien, Schlesien, Polen und Frankfurt a. M. Die Berichte aus Köln, Rom und Venedig stellen sich als regelmäßige Wochenberichte dar.

Wie lange das Hildesheimer Blatt bestanden hat, ist nicht bekannt.

Von neuen hannoverschen Zeitungen hören wir erst mehr als ein Jahrhundert später wieder. Sie gehören zu den sogenannten „Moralischen Wochenschriften“, die im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts als Organe der damals auftretenden Bestrebungen nach sittlichen und gesellschaftlichen Reformen zahlreich erschienen. Eine solche moralische Wochenschrift erschien nachweislich im Hannoverschen zuerst 1736 in Göttingen unter dem Titel

„Der Sammler.“ Ihr folgten 1742 in Celle „Die hallischen Tablerinnen“, 1747 in Hannover „Gemählde von den Sitten unserer Zeit“, 1749 ebenfalls in Hannover unter Mitwirkung von Justus Möser „Die deutschen Zuschauerinnen“, endlich 1776 in Göttingen „Heilsame Vorträge“.

Die „Moralischen Wochenschriften“ unterzogen das ganze bürgerliche Leben einer moralischen Kritik. Bald mit Ernst, bald mit Spott brandmarkten sie die thörichte Verschwendungssucht und Eitelkeit, wodurch sich so viele Familien ruinirten, die Vernachlässigung der ersten und heiligsten Mutterpflichten, wie sie leider auch unter den Frauen des Bürgerstandes immer mehr eingerissen war, die körperliche Verzärtelung und geistige Verwahrlosung der Kinder, die Koketterie der jungen Mädchen und das läppische Dandythum der jungen Männer, die steife Affektirtheit des geselligen Verkehrs, die Hohlheit der hergebrachten Unterhaltung und die Entstellung der Muttersprache durch Einmischung von Fremdwörtern und Provinzialismen.

Die moralischen Wochenschriften gehören ja nun freilich nicht in das Gebiet der politischen Presse im eigentlichen Sinne, aber durch ihre Tendenz hatten sie doch für ihre Zeit auch eine nicht zu unterschätzende politische Bedeutung, indem sie zur Wiederbelebung deutschen Bürger sinnes und deutscher Bürgertugend beitrugen und einflußreiche Mittelpunkte eines vielseitigen, regen und lebendigen Austausches von Gedanken, Empfindungen, Beobachtungen und Erfahrungen unter allen denen wurden, die Empfänglichkeit für eine zugleich freiere und ernstere Auffassung des Lebens hatten.

Ein Zeitungsunternehmen anderer Art rief in Hannover 1750 der Hofgerichtsaffessor und Landsyndikus Albert Christoph von Wülten ins Leben. Er gründete nämlich, zunächst auf eigene Kosten ein „Intelligenz-Comtoir“, als dessen Organ er vom 29. Juni 1750 an ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt, „Hannoversche Anzeigen“, herausgab, worin behördliche Verordnungen, gerichtliche Bekanntmachungen, Anzeigen von Privatpersonen u. s. w. veröffentlicht wurden. Schon 1732 war in Hannover ein Intelligenzblatt erschienen, hatte aber nicht bestehen können. Der Titel des von Wülten begründeten Intelligenzblattes lautete: „Hannoversche Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich.“ Mit diesem Blatte verband er eine als „Gemeinnützige Blätter“ bezeichnete Beilage, die bis 1755 den Titel

„Hannoversche gelehrte Anzeige“ führte, in der Folge aber diesen Titel wiederholt wechselte. Von 1756 bis 1758 war sie „Nützliche Sammlung“ betitelt, von 1759 bis 1762 „Hannoversche Beiträge zum Nutzen und Vergügen“, von 1763 bis 1790 „Hannoversches Magazin“, worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, so die Verbesserung des Nahrungsstandes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehme Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahrt sind“; 1791 bis 5. Januar 1813 „Neues Hannoversches Magazin“. Während der französischen Besetzung Hannovers erschienen die „Gemeinnützigen Blätter“ vom 12. Januar bis zum 10. August 1813 als Beilage zum „Departementalblatt“ und dann bis zum 2. November 1813 als Beilage zu den öffentlichen Anzeigen, endlich 1814 bis 1850 wieder als „Hannoversches Magazin“.

Von Wülken hatte mit seinem Unternehmen schließlich jährlich 1000 Dukaten verdient. Nach seinem am 29. Januar 1789 erfolgtem Tode wurde es „dem Zwecke und der immerwährenden Dauer des Intelligenzcomtoirs, der Anzeigen und der mit selbigen verbundenen Ausgabe der gemeinnützigen Blätter höchsten Orts am gemächsten erachtet, das ganze Institut in Landesherrliche Administration zu nehmen.“ So entstand das „Königliche churfürstliche Intelligenzcomtoir“ in Hannover. Dieses gab nunmehr die „Hannoverschen Anzeigen“ als amtliches Publikationsorgan „Unter Sr. Königl. Majestät von Großbritannien und unter unsers allergnädigsten Königs und Herrn allerhöchster Genehmigung“ heraus und forderte zugleich zur Veröffentlichung von „Familienanzeigen“ auf. Als Beilage zu den „Anzeigen“ wurde vom 1. Januar 1791 an das „Neue Hannoversche Magazin“ gegeben, von dem in der Ankündigung gesagt wurde: „Kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Vorschläge und Nachrichten von Erfahrungen, welche die Verbesserung des Nahrungsstandes, die Staats-, Stadt- und Landwirthschaft, die Naturlehre und Naturgeschichte, nebst den damit verbundenen mathematischen Wissenschaften, Manufakturen und Handlung, die Geschichte, die populäre Philosophie und die schönen Wissenschaften betreffen, haben bisher den Inhalt dieser Blätter ausgemacht, dabei soll es bleiben.“

Das „Hannoversche Magazin“ ging mit Ende des Jahres 1850 ein, die „Hannoverschen Anzeigen“ wurden 1857 mit der

„Hannoverſchen Zeitung“ vereinigt, die dabei den Titel „Neue hannoverſche Zeitung“ erhielt.

Abgesehen von den beiden „Moralischen Wiſſenſchaften“ ſind die „Hannoverſchen Anzeigen“ mit ihrer Beilage die erſte und älteſte Zeitung der Stadt Hannover geweſen. Sie waren keine politiſche Zeitung im Sinne unſerer Tage, aber das „Hannoverſche Magazin“ brachte doch auch politiſche Nachrichten, und in ſeinen übrigen Mittheilungen bildet es noch heute eine reiche Fundgrube für manches Wiſſenswerthe und Intereſſante; es war auch in den Bürgerkreiſen weit verbreitet. Der Begründer des ganzen Unternehmens, der Hofgerichtsaffeffor und Landſyndikus Albert Chriſtoph von Wülken war ein ſehr thätiger, gewandter und vielſeitig gebildeter Mann, der ſich eines großen Anſehens und Einflusses erfreute. Er machte, um dieſes nebenbei zu erwähnen, 1752 den erſten Verſuch, die verſchiedenen Stände aus den oberen Schichten der Bevölkerung Hannovers gefellig zu vereinigen, indem er den erſten Klub auf der „Neuen Schenke“ nach engliſchem Muſter gründete.

Den gleichen Zweck wie die Beilage zu den „Hannoverſchen Anzeigen“ verfolgten die unter Leitung von Juſtus Möſer in den Jahren 1766 bis 1782 herausgegebenen „Monatlichen Osnabrückiſchen Intelligenzblätter.“ Möſer legte darin zuerſt jene an kernhafter Gediegenheit des Inhalts ſowie an edler Volksthümlichkeit der Form nach unübertroffenen Aufſätze über Gegenſtände des bürgerlichen, wirthſchaftlichen und ſozialen Lebens nieder, die er ſpäter in ſeinen „Patriotiſchen Phantaſien“ 1774 – 1780 geſammelt herausgab und in denen er aufs wärmſte für Gemeindefreiheit und Selbſtverwaltung, Schwurgerichte und Milizheer eintrat.

Im Hannoverſchen ſind dann auch im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die erſten deutſchen politiſchen Zeitſchriften herausgegeben worden. Es waren dieſe die von dem Univerſitätsprofeſſor Ludwig Schläger in Göttingen herausgegebenen Monatsſchriften, der „Briefwechſel“ und die „Staatsanzeigen“. Der „Briefwechſel“ erſchien in den Jahren 1778 bis 1782 und umfaßt zehn Theile; die neun Bände „Staatsanzeigen“ erſchienen von 1783 bis 1792.

Dieſe Monatsſchriften machten ſich die Förderung der „Publizität“, die Beleuchtung, Erörterung und Beurtheilung der öffentlichen Zuſtände Deutschlands zur excluſivlichen Aufgabe. Mit berber Kampfesfreude und kraftvollem Geſchick ſtritt darin Ludwig Schläger,

der rühmlichſt bekannte Geſchichtslehrer an der Göttinger Univerſität, für politiſche Aufklärung und eine freimüthige Preſſe nach Art der des mit Hannover dynaſtiſch verbundenen Englands. Er gab damit den erſten Anstoß zum eigentlichen Aufschwunge der politiſchen Preſſe Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts, und wird deſhalb mit Recht der Vater der deutſchen Publiſtik genannt.

Hannover galt damals für das Dorado der politiſchen Preſſe in Deutschland. „Dort hatten,“ wie Schölzer in ſeinen „Staatsanzeigen“ 1783 rühmt, „die Georgs und ihre gleich unſterblichen Staatsbeamten der noch hier und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Gleichheit einen Altar errichtet.“ Die Göttinger Univerſitätsprofessoren waren nämlich von jeder Cenſur befreit. Man ſetzte dabei jedoch voraus, daß ſie ſowohl gegen die eigene Regierung und die vaterländiſchen Einrichtungen gewiſſe Rückſichten beobachteten, als auch Alles vermeiden würden, was unangenehme Beſchwerden von befreundeten oder mächtigen auswärtigen Regierungen herbeiführen könnte, und, wenn ſie es an dieſen Rückſichten fehlen ließen, ſo blieben die ernſteſten Zurechtweiſungen nicht aus. Schölzer ſelbſt war, wie ſein Biograph ganz unumwunden erzählt, ſo vorſichtig, die Höfe von Wien, Berlin, Braunſchweig zu ſchonen, auch bedenkliche Aufſätze der Behörde vorher zu zeigen. Nur ein Mal griff er eine hannoverſche Poſteinrichtung an, erhielt aber dafür einen Verweis mit der Warnung, ſich dergleichen Anmaßung nicht wieder zu Schulden kommen zu laſſen. Und der ſonſt ſo ſtreng auf das Recht der freien Kritik haltende Publiſt gab in dieſem Falle jehr klein bei und verſtand ſich zu folgender Rechtfertigung: „Der lächerlichen Idee, als wäre mein Journal dazu berufen, Landeskollegien in ihrer Verwaltung zu beurtheilen oder aufzuklären, dieſer Einbildung war ich, Gottlob! nie fähig.“ Dafür durfte Schölzer ungeſcheut gegen Papſt und Jeſuiten, bayeriſche Juſtizmorde und heſſiſchen Menſchenhandel zu Felde ziehen, ſogar kleine fürſtliche Tyrannen in eigener Perſon ſchonungslos angreifen, wie er es z. B. mit dem Biſchof von Speyer that. Vergebens führte dieſer beim Könige Georg III. Beſchwerde. Der König fand die Sache „zu einer Abndung nicht qualifizirt“. Später ſcheint es aber doch in Folge der Vorſtellungen und Beſchwerden mehrerer Reichsſtände dahin gekommen zu ſein, daß Schölzer jedes Heft ſeiner „Staatsanzeigen“ vor der Herausgabe ſeiner Regierung vorlegen mußte.

Die Schölzerſchen „Staatsanzeigen“ haben wohl dem Land-
Preußiſche Jahrbücher. Bd. XCIV. Heft 3.

syndikus Jacobi in Celle und dem Protosyndikus Kraut in Lüneburg die Anregung zur Herausgabe einer politischen Vierteljahrschrift gegeben. Diese Schrift erschien in Hannover unter dem Titel „Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande“ und sollte, wie es in der Ankündigung vom 6. April 1786 hieß, „die Zeitgenossen mit allen einheimischen merkwürdigen Vorgängen bekannt machen, Landeskunde verbreiten, Aufklärung, Industrie und Landeskultur befördern, Vaterlandsliebe erwecken und stärken und dem künftigen Geschichtschreiber vorarbeiten“. Diese Vierteljahrschrift erschien in neun Jahrgängen von 1787 bis 1795.

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution im Jahre 1789 wandte sich, wie es in einem zeitgenössischen Berichte heißt, die allgemeine Aufmerksamkeit wie anderwärts so auch in Hannover den politischen Vorgängen mehr als bisher zu. Man verlangte nach Mittheilungen über die Ereignisse in Frankreich und befriedigte dieses Verlangen durch den „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“, der damals in Hannover „die einzige, aber in mehreren hundert Exemplaren gehaltene Zeitung“ war und „eine große Rolle“ spielte. „Außer dieser Zeitung“, heißt es in dem zeitgenössischen Berichte weiter, „wurden politische Neuigkeiten, wahre und falsche, durch einen kleinen, sehr beweglichen Friseur und Lotteriekollekteur, namens Jäger, verbreitet, der viele sehr hohe und einflußreiche Angestellte bediente und, was er bei diesen erlauscht hatte, seinen übrigen Kunden zutrug“.

Vielleicht ist es dieser Friseur Jäger gewesen, durch den man zur Herausgabe einer wirklichen politischen Zeitung in Hannover angeregt wurde. Eine solche erschien nämlich vom 1. Januar 1793 an viermal wöchentlich unter dem Titel „Hannoversche politische Nachrichten“. Sie hat offenbar in Verbindung mit dem königlichen Intelligenzcomtoir gestanden; denn am Schlusse des zweiten Jahrganges 1794 findet sich die Bemerkung: „diese politischen Nachrichten werden im künftigen Jahre vom nächstkünftigen Sonnabend, als den 3. Januar, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends ausgefertigt, und denen Interessenten in hiesiger Stadt im Intelligenz-Comtoir ausgegeben, den Auswärtigen aber von hiesigem jedes Mal an demselben Tage oder am folgenden unfehlbar abgesandt werden.“ Das Blatt brachte Berichte über politische Vorgänge aus allen Ländern und später auch Mittheilungen über den Hamburger und Bremer Wechsel-

und Geld-Kurs. Auf der Königlichen Bibliothek in Hannover befinden sich die Jahrgänge 1793 bis 1801. Mit dem Jahrgange 1801 scheint das Blatt eingegangen zu sein.

Vermuthlich bezieht sich auf dieses Blatt die Bemerkung, die von Spilcker in seiner 1919 erschienenen Schrift „historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Königlichen Residenzstadt Hannover“ S. 352 macht, daß „ein früher — nämlich vor der Wiederherstellung Hannovers in den Befreiungskriegen — gemachter Versuch, ein politisches Zeitblatt in Hannover erscheinen zu lassen“, aufgegeben werden mußte. Spilcker knüpft diese Bemerkung an die Mittheilung, daß seit der Wiederherstellung von Hannover dort wöchentlich zweimal ein Zeitblatt erscheint unter dem Titel „Hannoversche Nachrichten von den neuesten vaterländischen und sonstigen politischen Ereignissen.“

Dieses Blatt erschien zuerst im Jahre 1815 unter dem Titel „Hannoversche Nachrichten von den neuesten Kriegsbegebenheiten in Brabant und Frankreich“, der im November 1815 in „Hannoversche Nachrichten von den neuesten politischen Ereignissen“ umgewandelt und erst später in die von Spilcker angegebene Form „Hannoversche Nachrichten von den neuesten vaterländischen und sonstigen Ereignissen“ gebracht wurde. Das Blatt erschien wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend und brachte neben kurzen Mittheilungen aus Hannover, die meist Personalien betrafen oder Regierungskundgebungen enthielten, Nachrichten über politische Vorgänge in England und den andern europäischen Ländern, ähnlich wie die 1801 eingegangenen „Hannoverschen politischen Nachrichten“. Am 10. Dezember 1831 verkündete es an seiner Spitze: „die Hannoverschen Nachrichten werden mit Ende dieses Monats aufhören zu erscheinen.“ An ihre Stelle trat nämlich mit dem 2. Januar 1832 die von der Regierung begründete „Hannoversche Zeitung“, die erste politische Tageszeitung Hannovers.

Im Anfange des Jahres 1831 waren in Hannover jene Bewegungen ausgebrochen, die sich gegen den damaligen Machthaber, den Grafen Münster, richteten und auf Verfassungsänderungen abzielten. Da galt es denn, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Zu diesem Zwecke wurde die „Hannoversche Zeitung“ von der Regierung gegründet und deren Herausgabe und Leitung dem Archivrath und Oberbibliothekar Dr. Georg Heinrich Perz, dem

bekanntem Herausgeber der *Monumenta Germaniae historica*, übertragen. Die Ankündigung über das Erscheinen des Blattes erließ Dr. Perz selbst unterm 6. Dezember 1831. Darin heißt es: „Die Theilnahme an den Angelegenheiten des Landes ist bei uns seit mehreren Jahren so sehr gestiegen, und in einem Zeitpunkte, wo die Rechte Aller durch eine Verfassungsurkunde neu verglichen werden sollen, so allgemein und so wohl begründet, daß ein Blatt, worin jene Theilnahme befriedigt und namentlich der Gang der ständischen Verhandlungen von Tage zu Tage dargestellt werden soll, ein wahres Bedürfniß geworden ist.“ Wenn Perz dann weiter erklärte: „dieses Blatt tritt also insofern ganz frei auf, als es nur von der politischen Ueberzeugung des Herausgebers abhängt“, so trifft dies zu für die Zeit, wo er selbst die Leitung und die Censur des Blattes in der Hand hatte, aber nicht mehr, nachdem er davon zurückgetreten und ein eigener Censor für das Blatt eingesetzt worden war; denn von da an wurde das Blatt reines Regierungsorgan.

Ueber diese Verhältnisse giebt am besten Auskunft ein Bericht des hannoverschen Ministeriums an den König Ernst August vom 30. September 1837. Darin heißt es: „Die „Hannoversche Zeitung“ ist zwar kein offizielles Blatt, dennoch aber tritt bei ihr das besondere Verhältniß ein, daß sie nicht, wie solches andere Zeitungen und Zeitschriften gewöhnlich sind, ein Privatunternehmen, sondern, um einem allgemein empfundenen Bedürfniß abzuhelfen, von der Regierung selbst gegründet ist und daß daher auch die Redaktoren von der Regierung ernannt sind. Im Gefolge dieser, ohnehin widerruflichen, Ernennung stehen die Redaktoren der „H. Z.“ in einem größeren Abhängigkeitsverhältniß zur Regierung als die Redaktoren anderer Zeitungen und Zeitschriften, und hat man aus diesem Grunde geglaubt, denselben und insonderheit dem Hauptredakteur Archivrath Dr. Perz zugleich die Censur übertragen zu dürfen, als der Letztere nur unter der Bedingung, daß ihm die Censur ebenfalls anvertraut werde, die Hauptredaktion übernehmen wollte.“

So lange die „Hannoversche Zeitung“, die täglich außer Sonntag erschien, keiner anderen Censur als der des Dr. Perz unterworfen war, konnte sie, ehe der sehr selbstherrschersche König Ernst August die Regierung übernahm, sich über äußere und innere Verhältnisse mit ziemlicher Freiheit auslassen und, wie es in einem amtlichen Berichte an den König heißt, „ohne Besorgniß, bei der

Regierung Anstoß zu erregen, ihre Ansichten über fast alle Gegenstände der Tagespolitik aussprechen.“ „Sie brauchte dabei auch nicht“, wie der Bericht weiter sagt, „zu befürchten, daß die in ihr vorgetragenen Ansichten als die der Regierung betrachtet würden.“ Daneben sicherte ihr die schnelle und vollständige Lieferung der für Hannover bis zum Regierungsantritt des Königs Ernst August noch besonders interessanten Nachrichten aus England, die Mittheilung der ständischen Verhandlungen und die Unterhaltung zahlreicher und zuverlässiger Berichterstatter in vielen großen Städten einen ansehnlichen Absatz.

Thatsächlich hat denn auch die „Hannoversche Zeitung“, solange sie von Perz selbständig geleitet wurde, in dem Rufe, eine der gebiegensten deutschen Zeitungen zu sein, nicht mit Unrecht gestanden.

Das änderte sich jedoch mit einem Schlage, als im Oktober 1837 auf Befehl des Königs Ernst August ein besonderer Zensur für die Zeitung eingesetzt und dieser Zensur wie die Zeitung selbst dem königlichen Kabinet unmittelbar unterstellt wurden. Perz trat unter diesen Umständen von der Leitung der Zeitung zurück, und das Publikum sah in dem Blatte fortan nur das, was es in der That geworden war und blieb, „das Organ des königlichen Kabinetts, ein gewissermaßen halboffizielles Blatt, eine Art Staatszeitung“. Sehr zutreffend schildert diesen Wandel, der sich mit dem am 5. Juli 1837 erfolgten Regierungsantritt des Königs Ernst August und der Berufung des Geheimen Rathes v. Scheele zum Staats- und Kabinetminister vollzog, Oppermann in seiner Schrift „Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860“, indem er schreibt: „Die Hannoversche Zeitung, damals die hannoversche Presse vorstellend, stand unter der Oberleitung des Biographen Steins, des Oberbibliothekars Perz, eines geborenen Hannoveraners, dem die Regierung soviel Vertrauen schenkte, daß sie ihn von der Zensur dispensirte. Unterredakteur war Dr. Lex, ein ängstlicher, fleißiger Mann von vielem Wissen, der in Göttingen eine verunglückte Professorenkarriere gemacht hatte; ein Postrath Friesland half. Bis 1837 hatte die Zeitung eine deutsche Färbung und eine gewisse Selbständigkeit bewahrt; im Auslande hatte sie manche gute Korrespondenten und Mitarbeiter. Perz selbst, der Freund Dahlmanns, der das Staatsgrundgesetz mit hatte schaffen helfen, war innerlich gegen dessen Vernichtung. Seit dem Eintritte des Kabinetministers v. Scheele waren ihm aber die Hände gebunden.“

Berg trat in Folge dessen von der Leitung des Blattes zurück. Die Redaktion wurde nunmehr dem Dr. Lex übertragen, der sich aber in jeder Beziehung den Anordnungen des dem königlichen Kabinet unterstellten und von diesem völlig abhängigen Zensors unterwerfen mußte und es auch bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters ohne Widerrede that.

Trotzdem blieb die „Hannoversche Zeitung“ bis zum Jahre 1848 die einzige politische Tageszeitung in Hannover. Mit leitenden Artikeln u. dergl. strengte sie sich allerdings nicht an, sondern sie druckte nur Thatfächliches nach, soweit es in ihr Gebiet paßte, und war im Lande nur wegen ihrer amtlichen Mittheilungen verbreitet. Sehr bezeichnend ist die Haltung des Blattes gegenüber der Erklärung, die die „Göttinger Sieben“ gegen den Staatsstreich des Königs Ernst August vom 1. November 1837 erließen. Das Blatt hat diese Erklärung nie gebracht, wohl aber in Fälschungen und Entstellungen des Sachverhalts das Mögliche geleistet. Das Nähere darüber erzählt Oppermann.

Redaktion und Zensur der Zeitung standen, wie uns ein amtlicher Bericht verräth, seit Aufhebung des königlichen Kabinetministeriums durch König Ernst August ausschließlich unter dem Kabinet, „da man nicht wußte, von welcher Behörde sie eigentlich ressortirt.“ Die Zensur wurde im Allgemeinen, wie uns ebenfalls ein amtlicher Bericht verräth, mit besonderer Rücksicht auf die persönlichen Wünsche des Königs gehandhabt, und es wurde kein Artikel aufgenommen, der dagegen verstieß oder auswärtigen, besonders befreundeten Regierungen — namentlich der österreichischen oder preußischen — gegenüber Anstoß geben konnte. Ueber den deutschen Bundestag und dessen Personale wurden keine Nachrichten aufgenommen, die nicht entweder als offizielle Artikel in der „Frankfurter Oberpostamtzeitung“ gestanden oder die vorherige Genehmigung des königlichen Kabinet erhalten hatten. Die Berichte aus Wien und Berlin mußten dem Zensor oder dem königlichen Kabinet vorgelegt werden. Alles Raisonnement über die englische konservative Partei war verboten, und nicht offizielle Nachrichten über die königliche Familie von einiger Erheblichkeit waren zur Genehmigung vorzulegen. Verhandlungen fremder Ständeverfammlungen wurden nur gebracht, wenn das Ergebniß oder die dabei von der betreffenden Regierung abgegebenen Erklärungen im Sinne des königlichen Kabinet ausgefallen waren. Leitartikel mußten einige Tage vorher dem Zensor mitgetheilt und

von diesem unter Umständen dem Kabinet zur Genehmigung vorgelegt werden.

Die „Hannoversche Zeitung“ war also seit dem Regierungsantritte des Königs Ernst August thatsächlich und erwiesener Maßen das Organ des königlichen Kabinetts.

Neben den bisher genannten Blättern wurden in der Zeit vor 1848 in der Stadt Hannover selbst noch einige andere Zeitungen herausgegeben, die man in die politische Presse einreihen kann.

Zunächst sind da die „Hannoverschen Landesblätter“ zu erwähnen, eine Wochenschrift, die zum ersten Male am 3. April 1832 erschien und 1849 einging. Ihr Herausgeber war Dr. Hermann Grote. Oppermann stellt uns diesen Herrn vor als einen „Mann von großem Verstande zwar und bedeutenden Detailkenntnissen in der Geschichte und Münzkunde, aber durchweg gefinnungslos“. Sein Blatt wollte „Beiträge zur Kenntniß der Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung des Königreichs Hannover“ liefern, es beschäftigte sich aber, wie Oppermann sagt, „in der Zeit von 1833–37 hauptsächlich damit, die ständischen Verhandlungen lächerlich zu machen, die Kosten, die die Stände verursachten, in jeder Woche auszurechnen, den Deputirten vorzuhalten, wie sie von ihren drei Thalern Diäten in der Residenz auf das Angenehmste in lauter Lust und Herrlichkeit lebten, was wohl der Grund sei, weshalb die Landtage seit Erlassung des Staatsgrundgesetzes eben so viel Monate als früher Wochen dauerten.“ Anerkennend hebt Oppermann an dem Blatte hervor, daß darin die „Mißbräuche der Verwaltung, z. B. das Konneziionswesen mit seiner Beförderung der Mittelmäßigkeit, das Kumulieren der Stellen u. s. w.“ wohl „eine gerechte Rüge“ erfahren, und daß es für „Gewerbefreiheit, Eisenbahnen und Judenemanzipation“ in die Schranken trat, „zu einer Zeit, wo selbst viele sogenannte Liberale und die Doktrinärs in Hannover davon noch nichts wissen wollten“. Nach dem Regierungsantritte des Königs Ernst August wurden die „Hannoverschen Landesblätter“ jedoch das Organ der Partei des Freiherrn v. Schele.

Ein anderes Blatt, „Die Posaune. Ueberlieferungen aus dem Vaterlande und dem Auslande. Ein Tageblatt für Leser aller Stände“ wurde am 2. Oktober 1831 von dem allen Hannoveranern wohlbekannten Literaten Georg Harrys herausgegeben. Es erschien zuerst zweimal wöchentlich, am Sonn-

tag und Donnerstag, von 1834 an drei Mal wöchentlich, am Sonntag Mittwoch und Freitag. Mit dem neunten Jahrgange 1840 erhielt es den Titel „Die Posaune. Norddeutsche Blätter für Literatur, Kunst und Leben“. Gleichzeitig gingen Herausgabe und Redaktion an den Sohn von Georg Harrys, Hermann Harrys, über. Der zwölfte Jahrgang des Blattes 1843 erschien unter dem Titel „Die Posaune. Hannoversche Morgenzeitung“. Von 1845 an führte das Blatt die Bezeichnung „Hannoversche Morgenzeitung“. Es erschien in wöchentlich vier halben Bogen mit einer „Allgemeines literarisches Anzeigenblatt“ betitelten Wochenbeilage. Den literarisch-historischen Theil des Blattes bearbeitete einige Zeit der bekannte Literaturhistoriker Karl Göbcke. Vom 1. Januar 1846 an erschien das Blatt drei Mal wöchentlich, bis es sich nach Aufhebung der Censur Ende März 1848 zu einer politischen Tageszeitung umgestaltete, wobei es zugleich sein bisheriges Quartformat in Folioformat umwandelte, um so auch in seiner äußeren Erscheinungsform anzudeuten, daß es den von ihm längst ersehnten veränderten, freier gestalteten Zeitverhältnissen Rechnung tragen wolle.

Als politische Blätter der Stadt Hannover aus der Zeit vor 1848 wären endlich noch eine von Dr. W. Schröder seit dem Jahre 1840 herausgegebene Zeitung „Hannoversches Volksblatt“ und ein zweites vom Freiherrn Eugen von Hammerstein im Verlage der Hahnschen Buchhandlung seit 1845 herausgegebenes Blatt „Hannoverscher Volksfreund“ zu erwähnen. Das Schrödersche Blatt bestand bis 1857, war aber mehr ein Unterhaltungs- und Witzblatt, das nebenbei kurze politische Nachrichten brachte, das Hammersteinsche Blatt ging 1848 ein.

In der „Provinz Hannover“, wie wir heute sagen müssen, die damals aber das „Königreich Hannover“ bildete, bestanden noch einige andere politische Zeitungen vor dem Jahre 1848 neben einer ganzen Anzahl von bloßen Anzeigenblättern, die, wie Freiherr von Reben in seiner 1839 veröffentlichten Schrift „Das Königreich Hannover u. s. w.“ sagt, „gewöhnlich einen Theil ihres Raumes durch gemeinnützige und schönwissenschaftliche Abhandlungen füllen.“ Damals erschienen in Hildesheim im Verlage von Gerstenberg die „Hildesheimische allgemeine Zeitung und Anzeigen“ und bei Brandis die „Hildesheimische Zeitung“. Beide stellten in ihrem Haupttheile die wichtigsten politischen Ereignisse aus den größeren Zeitungen zusammen. In

Emden gab Theodor Hahn die „Ostfriesische Zeitung“ heraus, von der Reden in seiner erwähnten Schrift sagt, daß sie „mit Umsicht redigirt“ wurde, „ihre Leser durch Mittheilungen größtentheils aus andern Blättern in fortlaufender Kenntniß der politischen Ereignisse“ erhielt und auch „die Interessen Ostfrieslands auf angemessene Weise“ berücksichtigte.

Außer der Hildesheimischen und Ostfriesischen Zeitung, die sich beide aber „niemals über ein Lokalblatt erhoben,“ hatte, wie Oppermann berichtet, bis 1848 „das ganze Hannoversche Land keine politische Zeitung.“ Es schöpfte „alle politische Anregung, im Norden von der Bremer- und Weserzeitung, zum Theil auch von dem Hamburger unparteiischen Korrespondenten und der Börsehalle, im Süden von Frankfurter und Kasseler Zeitungen.“ 1847, namentlich aber im Frühjahr 1848 war auch die „Rölnische Zeitung“ sehr verbreitet. In den Klubs, Konditoreien u. s. w. fand man außerdem die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die „Deutsche Zeitung“ von Gervinus, auch wohl seit 1847 die „Preussische Staatszeitung“. Für die Stadt Hannover selbst war, wie Oppermann bestätigt, bis zum Jahre 1848 das bedeutendste Blatt die belletristische „Hannoversche Morgenzeitung“, die sich unter der nicht ungeschickten Leitung des Hermann Harrys, soweit es die Zensur erlaubte, auch mit Politik befaßte.

„Das war — schreibt Oppermann nach diesem Ueberblicke — die hannoversche Presse im Anfange des Jahres 1848, die Presse für 1700000 Einwohner. — Man darf sich nicht wundern, denn es galt noch das Zensuredikt von 1705.“

Damit kommen wir zu der Einrichtung, deren Bestehen bis zum Jahre 1848 nicht bloß in Hannover, sondern in Deutschland überhaupt die freie Entwicklung der politischen Tagespresse verhinderte.

Wie alle Druckerzeugnisse, so waren in Deutschland auch die Zeitungen der Zensur unterworfen. Im Jahre 1570 hatte der Reichstag von Speier nicht nur alle Schmähschriften, Schmähkarten und Schmähdichthe verboten, sondern auch ganz allgemein angeordnet, daß innerhalb des Reichsgebietes überhaupt nichts gedruckt werden sollte, wovon die zuständige Behörde nicht vorher Kenntniß genommen und was sie nicht gestattet hatte. Der Reichstag hatte ferner bestimmt, daß die Verfasser oder Dichter Namen und Zunamen angeben und daß auf jeder Schrift auch die Stadt und die Jahreszahl ihres Erscheinens genannt werden sollten. Druckereien

waren dem Reichstagsbeschlusse gemäß überhaupt auf Universitäts- und Reichsstädte, sowie auf fürstliche und kurfürstliche Residenzen beschränkt.

Die Reichstagsbeschlüsse bildeten nun die Grundlage für die Preßgesetzgebung der einzelnen deutschen Länder. Für die Gestaltung dieser Gesetzgebung war bis zum Jahre 1848 das vom Kurfürsten Georg Ludwig unterm 6. Mai 1705 erlassene Zensur- edikt maßgebend. Es lautete:

„Von Gottes Gnaden | Wir Georg Ludwig | Herzog zu Braun-
schweig und Lüneburg | des heil. Röm. Reichs Churfürst | und
fügen hiermit zu wissen. Demnach angemercket worden | daß ein-
und andererseits ungereimte — theils sonst bedenkliche Scripta in
Unsere Landen zum Druck gekommen | oder auch wol von jemanden
Unsere Landeseingewesenen anderwärts zum Druck gebracht worden
solches aber nicht zu gestatten; Als verordnen Wir hiemit daß
bei Fünffzig Thaler Straffe niemand von Unsere Unterthanen oder
Landeseingewesenen | er sey wer er wolle | ichtwas | es sey so wenig
und geringe als es wolle | in- oder aufferhalb Unserer Lande
drucken lassen | auch kein Buchdrucker in Unsere Landen von
Frembden so wenig als von Einheimischen daß geringste zu drucken
übernehmen solle | es sey denn zuvor zur Censur gehörigen Orts
eingeschicket und daselbst approbiret worden | und zwar soll solche
Einschickung | wenn dasjenige was zu drucken verlangt wird
Publica und Staats- auch Policeysachen betrifft | an Unsere Ge-
heimbte Rathsstube | wenn es Juridica betrifft | an Unsere Justiz-
Cantzley | wenn es aber Theologica, Philologica oder Philo-
sophica betrifft | wie auch die Reich-Prebigten | Carmina und der-
dergleichen | an Unser Consistorium geschehen. Wornach sich
männiglich zu achten und für Schaden zu hüten. Zu desto besserer
Kundmachung soll dieses aller gewöhnlicher Orts in Unsere
Fürstenthümern und Landen öffentlich angeschlagen werden. Sig-
natum Hannover 6. May 1705. Georg Ludwig Churfürst.“

Dieses Zensuredikt bezog sich zunächst nur auf die Landschaften
Kalenberg, Grubenhagen, Diepholz und den größten Theil der
Grafschaft Hoya. Durch seine Erneuerung am 31. Mai 1731
wurde es zugleich ausgedehnt auf die seitdem mit Kalenberg ver-
einigten Fürstenthümer Lüneburg, Lauenburg, den Rest der Graf-
schaft Hoya und die Herzogthümer Bremen und Verden. Am
18. Dezember 1813 trat es auch für die inzwischen mit Hannover
vereinigten Gebiete Hadeln, Bentheim, Osnabrück und Hildesheim

in Kraft. Mit dem 14. Oktober 1819 erhielt es auch in den 1815 vom nunmehrigen Königreiche Hannover erworbenen Gebieten: Bingen, Goslar, sowie den Münsterschen, Hessischen und Sächsischen Zessionen, Gültigkeit, aber nicht in Ostfriesland. Dabei wurde zugleich angeordnet, „daß keine Schrift weder gedruckt, noch verbreitet werden soll, die nicht mit dem Namen des Verlegers, und insofern sie zu der Klasse der Zeitungen oder Zeitschriften gehört, außerdem mit dem Namen des Redakteurs versehen ist; bei angemessener Geld- oder Gefängnißstrafe.“ Es geschah dies in Folge des Bundestagsbeschlusses vom 20. September 1819.

Die deutsche Bundesakte von 1815 hatte bekanntlich die Einführung der Pressfreiheit zugesichert, indem sie in Artikel 18 bestimmte: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Pressfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen Nachdrucker beschäftigen.“ Auf die Erfüllung dieses Versprechens wartete das deutsche Volk aber vergeblich. Statt der Pressfreiheit wurde vielmehr in Folge der Karlsbader Konferenzen vom August 1819 durch den erwähnten Bundestagsbeschluss vom 20. September 1819 „für Schriften, die in Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, und solche, die nicht über zwanzig Druckbogen stark sind“, die Zensur wieder eingeführt, indem angeordnet wurde, daß derartige Schriften in jedem Bundesstaate nur mit Vorwissen und Genehmigung der Landesbehörden gedruckt werden dürften.

Diese Bestimmung sollte zunächst auf fünf Jahre Gültigkeit haben. Sie wurde indeß durch Bundestagsbeschluss vom 9. September 1824 auf unbestimmte Zeit erneuert.

Die Vollziehung der bestehenden Zensurgeetze wurde durch allgemeine und besondere Anweisungen für die Zensoren namentlich in Hinblick auf Zeitungen und Zeitschriften geregelt. So bestimmte eine im Jahre 1837 auf Veranlassung des Königs Ernst August erlassene „Instruktion für die im Königreiche Hannover bestellten Zensoren“: „Zeitungen, Zeit- und Flugschriften politischen Inhalts sind von den Zensoren mit der größten Genauigkeit zu prüfen. — Alles, was wider Religion, Zucht, Sitte und äußeren Anstand gerichtet ist, darf nicht geduldet werden. — Alles, wodurch die Würde des deutschen Bundes, die Würde und Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten, die Achtung und Anhänglichkeit an die regierenden Häuser und die Erhaltung des Friedens sowie der

inneren Ruhe in Deutschland gefährdet oder verletzt wird, ist nicht zum Drucken zuzulassen. — Allen Artikeln oder Aufsätzen, die einen andern Vereinigungspunkt der deutschen Nation bezwecken, als den in der Gründung des deutschen Bundes gegebenen oder die auf eine demokratische Umgestaltung der Bundesverhältnisse hinwirken, ist das Imprimatur zu verweigern.“

In welcher eigenartigen Weise die Zensur von den damit beauftragten Beamten häufig geübt wurde und welche Schwierigkeiten sie der Presse bereitete, ist bekannt. Oft aber war das Verfahren der Herren Zensoren geradezu lächerlich, und die Geschichte weiß von manchen heiteren Zensurstücklein zu erzählen. Hier nur eins zur Probe aus Hannover.

Am 7. Juli 1841, dem Tage der Beisetzung der Königin Friederike, der Gemahlin des Königs Ernst August, die bekanntlich in zweiter Ehe mit dem Prinzen von Solms-Braunsfeld vermählt gewesen war, wollte die „Posaune“ einen Artikel veröffentlichen, worin auf eine Stelle in einem Briefe von Friedrich von Genz an Adam Müller hingewiesen war. Genz erzählt hier von seinem Zusammentreffen mit der Prinzessin von Solms in Tepliz und preist dabei die „wahrhaft erhabene Liebenswürdigkeit dieses mit nichts zu vergleichenden Engels“. Dieser Stelle versagte der damalige für die „Posaune“ eingesetzte Zensor, der Bibliothekssekretär Siemsen, das Imprimatur, weil es ihm, wie er in seinem Berichte erklärt, „unpäßlich“ erschienen war, „am Tage der Beisetzung Allerhöchstherrlicher Majestät der Königin an Allerhöchstdieselbe durch sentimentale und — wenn ich meinen Empfindungen trauen darf — dem Ernste der Trauerfeier des Tages nicht nur völlig unangemessene, sondern sie störende Mittheilungen über Allerhöchstderelben heiteres Jugendleben zu erinnern, statt der Gemahlin eines Großbritannischen Prinzen und der Königin von Hannover zu gedenken — und zwar mit der Ehrerbietung eines Unterthans zu gedenken — namentlich wenn überdem solche Mittheilungen aus den Schriften eines Mannes entlehnt sind, dessen Charakter, besonders in Rücksicht der Sittlichkeit, in den Augen des Publikums, gewiß mit Recht, bedeutend gesunken ist.“

Sehr interessant ist auch ein Schreiben des Königs Ernst August vom 3. Oktober 1837. Darin erklärt der König, es sei nöthig, daß die „Hannoversche Zeitung“ ein offizielles Blatt werde mit einem von der Regierung angestellten und ihr verantwortlichen Redakteur, und dann fährt er fort: „Ist jedoch die Zeitung als

kein offizielles Blatt anzusehen, so halte ich es für sehr nothwendig und wichtig, dasselbe unter einer strengen Zensur zu setzen, und wird der Kammerrath Oldenkop damit beauftragt, so wünsche ich dessen besondere Aufmerksamkeit auf allen Aufsätzen zu richten, welche auf irgend einer Art Bezug auf der Politik fremder Staaten haben. — Besonders da es zu meiner Kenntniß gekommen ist, daß namentlich die Preussische Regierung schon gerechte Gründe gehabt habe, sich über die „S. Z.“ zu beschweren.“

Wie stark der Druck war, den die hannoversche Regierung unter dem Könige Ernst August auf die Presse ausübte, zeigt auch eine Ministerialverfügung aus dem Jahre 1845, wodurch der „Morgenzeitung“ aufs Strengste aller und jeder Tadel der königlichen Theaterverwaltung unterfagt wurde.

Kein Wunder daher, daß sich in Hannover das Verlangen nach Abschaffung der Zensur und Einführung der Pressefreiheit immer mehr steigerte.

1844 drangen die Stände bereits darauf, die Zensursachen stempelfrei zu lassen, da die ohnehin erhebliche Beschwerde des Zensurinstitus nicht wohl noch durch Steuern gesteigert werden dürfe. Als ihnen dann im Jahre 1846 der Entwurf eines Polizeistrafgesetzes vorgelegt worden war, stellten die Stände zu dem von Uebertretung der Zensurvorschriften handelnden § 66 dieses Entwurfs folgenden Antrag:

„Der § 66 hat Ständen dringende Veranlassung geben müssen, die so viel besprochene und so höchst unbefriedigende Lage der deutschen und insbesondere der vaterländischen Presse in ernstliche Erwägung zu ziehen. Je wohlbegründeter, nach den vor mehr als dreißig Jahren bundesverfassungsmäßig gegebenen Zusicherungen, das Verlangen nach einer auf Pressefreiheit gebauten Pressegesetzgebung erscheinen muß, und je allgemeiner auch die inmittelst gemachten Erfahrungen über die Unhaltbarkeit und die Zweckwidrigkeit des bisherigen Präventivsystems der Zensur entschieden haben dürften, desto zuversichtlicher glauben Stände sich der Hoffnung überlassen zu dürfen, daß die Zeit endlich gekommen sei, wo der allgemeine Wunsch in Deutschland nach einer zeitgemäßen Pressegesetzgebung in Erfüllung gehen werde. Gleichwohl bescheiden sich Stände, daß für jetzt über die einstweilen noch bestehende provisorische Bundespressegesetzgebung nicht hinwegzusehen sei, wonach in der Hauptsache für alle Schriften, die in Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, desgleichen für Schriften unter zwanzig

Bogen, vorgängige Genehmigung der Landesbehörde, alſo Cenſur, vorgeſchrieben iſt. Wenn dagegen die hieſige Landesregierung ſeiner Zeit noch über dieſe bundesgeſetzlichen Schranken hinausgegangen iſt und, ſtatt dieſe ſchlechthin zum Grunde zu legen, lediglich das, durch augenblickliche eigenthümliche Verhältniſſe hervorgerufene veraltete und dunkle Cenſuredikt vom 6. Mai 1705 unterm 14. Oktober 1819 und 9. September 1824 von Neuem in Kraft geſetzt hat, ſo hat dazu irgend ein genügender formeller oder materieller Grund gewiß nicht vorgelegen, und erſcheint es um ſo mehr endlich an der Zeit, daß dieſe auffallenden und höchſt drückenden Beſchränkungen auf das ohnehin ſchon ſtrenge Maß der Bundesbeſtimmungen zurückgeführt werden. Nach dieſer Lage der Geſetzgebung haben Stände billig Bedenken tragen müſſen, durch Annahme des § 66 die angezogenen veralteten Beſtimmungen ihrerſeits zu billigen; ſie erſuchen vielmehr die Königl. Regierung angelegentlichſt und vertrauensvoll, ſobald als thunlich auf eine zeitgemäße Preßgeſetzgebung Bedacht zu nehmen, auch bei dem hohen deutſchen Bunde geeignete Schritte thun zu wollen, um die Erfüllung der im Artikel 18 der Bundesakte enthaltenen Zuſicherung herbeizuführen, jedenfalls aber ſofort die Cenſur auf die, nach den bundesgeſetzlichen Beſtimmungen irgend zuläſſigen Grenzen zu beſchränken.“

Allein auf die Regierung des Königs Ernſt Auguſt und auf dieſen König ſelbſt machten derartige ſtändiſche Wünſche keinen Eindruck. Hatte der König doch auf das ihm unterm 14. Dezember 1846 vorgetragene, wohlberechtigte und wohlbe gründete Verlangen der Stände nach Deffentlichkeit ihrer Verhandlungen nur die Erklärung: „Wir haben unabänderlich beſchloſſen, eine Deffentlichkeit der Sitzungen der Kammer unſerer getreuen Landſtände niemals zu geſtatten.“

Sehr zutreffend bemerkt Oppermann zu dieſer Königl. Erklärung: „Zwei Könige betonten im Jahre 1847 das Niemals mit einer Entſchiedenheit, die an die Schwäche menſchlicher Voraufſicht mahnt, Friedrich Wilhelm IV. am 11. April, Ernſt Auguſt am 21. April — es war noch kein Jahr verfloſſen, als ſie ihr Niemals widerrufen mußten.“

Es war denn auch nicht die Hannoverſche Regierung, die beim deutſchen Bundestage die endliche Ausführung der im Artikel 18 der Bundesakte gegebenen Zuſicherung beantragte. Die Regierung des Königs Ernſt Auguſt erklärte vielmehr, als von

Württemberg ein dahingehender Antrag in der Bundesversammlung vom 2. September 1847 gestellt worden war, daß sie von Preßfreiheit nichts wissen wolle.

Aber der Württembergische Antrag bewirkte, daß nunmehr die Frage der Preßfreiheit in der deutschen Presse erörtert wurde, namentlich auch in der „Hannoverschen Morgenzeitung“, die dabei die Zensurklippen sehr geschickt zu vermeiden wußte. So schrieb sie in ihrer Ausgabe vom 21. Januar 1848 unter der Rubrik „Zeitung“: „Die Deutsche Zeitung giebt die Verhandlungen der badischen Volkstammer vom 13. Januar über den erneuerten Antrag auf Preßfreiheit. Die Vertheidiger der Zensur werden sagen: wo Verhandlungen wie diese gedruckt werden können, muß die Zensur nicht schlimm sein. Wir wollen mit diesem Einwand zuvorkommen; für die thatsächliche Seite der Frage hat er einen Schein von Wahrheit für sich, für die rechtliche wäre er, wenn noch so wahr, ohne alle Bedeutung. Energischer ist noch in keiner früheren Verhandlung für das im Namen des dreieinigen Gottes uns zugesicherte Recht der Preßfreiheit gesprochen worden. Hecker sagte, er werde einer Bitte um Aufhebung der Zensur nicht beitreten, er wolle nicht bitten, wo er nicht zu danken habe, und zu danken habe er nicht, wo er ein Recht zu fordern habe. Das Volk, fuhr er fort, hat auch nicht zu danken, es hat sich selbst geholfen. Die Eisenbahnen und die amerikanische Union bringen ihm die Preßfreiheit, man mag wollen oder nicht, die Einführung hat keine Schwierigkeiten. Ich will Ihnen sogleich einen Entwurf vorlegen. Er lautet: Art. 1. Alle Verordnungen über die Presse sind aufgehoben. Art. 2. Verbrechen oder Vergehen, die durch die Presse begangen werden, werden nach den bestehenden Gesetzen bestraft. Art. 3. Dieses Gesetz tritt sogleich in Wirksamkeit. Mehr bedarf es nicht, sonst müßten Sie ja auch über jedes andere Werkzeug, Stöcke, Messer, Säbel und dergleichen, womit man Verbrechen begehen kann, besondere Gesetze erlassen. Rapp sagte: Man spricht von Gefahr der Preßfreiheit für die positive Religion, als ob Gott im Himmel eines Zensors bedürfe, der ihn auf dem Thron halte, — von Gefahr für den Staat, als ob dieser ohne den Zensur zusammenstürzen müsse. Das ist Blasphemie und Spott!“

Am 19. Januar hatte die „Morgenzeitung“ bereits die von den Radikalen in Rom aufgestellten fünfunddreißig „Forderungen des römischen Volkes“ mitgetheilt, deren erste „Freiheit der Presse“

war; und am 30. Januar gab sie aus der Thronrede, womit die württembergische Ständeversammlung am 22. Januar eröffnet worden war, die Stelle wieder, worin sich der König von Württemberg gegen die Fortdauer der Zensur ausgesprochen und mitgetheilt hatte, daß er beim Bundestage entschieden darauf angetragen habe, „daß ein für alle Bundesstaaten gültiges Preßgesetz die Freiheit der Presse ausspreche, unter der Bedingung eines Strafgesetzes gegen den Mißbrauch und gegen die Uebertreter dieses Gesetzes.“ Am 18. Februar konnte das Blatt dann nach der „Allg. Preussischen Staatszeitung“ berichten, daß die Preßfrage den Bund lebhaft beschäftige“, und aus der „Deutschen Zeitung“ hinzufügen, daß jetzt auch Hannover und Kurhessen erklärt hätten, dem Mehrheitsbeschlusse beitreten zu wollen, „der dahin gehen wird, die Zensur Seitens des Bundes aufzuheben.“

Als dann in Neapel und Sizilien die Revolution ausgebrochen war, empfahl die „Morgenzeitung“ am 20. Februar ihren Lesern, „da sie sich um die Hauptfachen in der neapolitanischen und sizilischen Volkserhebung nicht bekümmern dürfe, die Berichte eines Augenzeugen in Palermo, die die „Augsburger Zeitung“ veröffentlicht.“ Und am 20. Februar schrieb sie: „In Italien geht die Sache der Völkereiheit mit Riesenschritten vorwärts. Neapel, Sardinien und, wie es heute heißt, auch Toskana haben Konstitutionen nach französischem Muster erhalten, und Siziliens blutiger Aufstand, dem das Leben von 1500 neapolitanischen Soldaten und 500 palermitanischen Bürgern zum Opfer fiel, hat sein Ziel erreicht: die Verfassung von 1812. Hier kommen wir von der Tagespolitik wieder an die geschichtliche Vergangenheit, hier dürfen wir mitreden.“

Wenige Tage später, am 24. Februar, brach in Paris die Revolution aus, die an Stelle des „Bürgerkönigthums“ Louis Philipps die Republik setzte. Die Nachricht davon traf am 27. Februar Abends in Hannover ein. Welchen Eindruck sie auf die Bevölkerung der Residenzstadt machte, schildert die „Morgenzeitung“, die dabei zugleich ein sehr interessantes Licht auf die damaligen Preßverhältnisse in Hannover wirft. Sie theilt unterm 29. Februar einige Ernennungen von Abgeordneten zur zweiten Kammer mit und fährt dann fort:

„Wiewohl diese Ernennungen in diesem Augenblick keinen so gewaltigen Eindruck bewirken wie die Verkündigung der Republik in Paris, so müssen wir sie doch zur Vervollständigung unserer Wahlnachrichten mittheilen. Müssen wir doch darauf

gefaßt sein, daß auch alles Andere, was wir unsern Lesern zu bieten haben, in diesem Augenblick ihnen gleichgültig ist gegen die alles absorbirenden Nachrichten aus Paris, die überall auf unsern Straßen in erzählenden und horchenden Gruppen gegeben und hingenommen werden, deren auf Post- und Bahnhöfen Hunderte warten, die unsere Kaffeehäuser mit Gästen überfüllen und Vorlesertalente entwickeln, gegen die Herr v. Holtei ein Stümper ist. Denn weil die Ungebuld der Herren den Umlauf der rheinischen Zeitungen von Hand zu Hand nicht erlaubt, so steigen stimmkräftige Männer auf die Tische und lesen vor. Die Kölner Zeitung ist das Lösungswort und die Heldin des Tages. Unsere Lieblinge unter den Tagesblättern — die Hamburger und Bremer — sind vergessen. Sie kommen mit Extrablättern, einem über das andere zu Hülfe, denen sie die Ruhe der Nächte opfern, aber weil diese Extrablätter unerwartet eintreffen, werden sie größtentheils dem Postbureau nicht einmal abgefordert. Nur nach der „Kölnischen Zeitung“ wird verlangt, die ihren Absatz durch Nachbestellungen in den letzten zwei drei Tagen wenigstens verzehnfacht hat. Das ist das Loos der Zeitungen! welchen es gerade beschieden ist, daß in ihrer Nähe Throne gestürzt und Völker zu Souveränen erhoben werden — die tragen den Sieg davon. Geist und Talent sind etwas in ruhigen Tagen, nichts, wenn sie in bewegten nicht auf der rechten Straße wohnen. Die erste Nachricht von der Proclamation der Republik hatten wir vorgestern — 27. Februar — Abends, sofort ging auf Befehl des Königs eine Staffette damit weiter nach Berlin. Seitdem liefert die „Kölner Zeitung“ nun täglich zweimal Nachrichten, mit jeder neuen die Erwartung straffer spannend. In der Zwischenzeit machen sich die Herzen in Ausbrüchen ihrer Wünsche und Verwünschungen Luft, in Urtheilen und Meinungen, die den Tiefsinn und die Hochherzigkeit unserer Politiker in ihrer ganzen Größe entfalten.“

Inzwischen hatte der Bundesausschuß in Preßangelegenheiten über den württembergischen Antrag berathen. Das Ergebnis seiner Berathungen war, es solle jedem deutschen Bundesstaate freigestellt werden, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, jedoch nur unter Garantien, die die anderen deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicherstellen. Am 3. März 1848 stimmte die Bundesversammlung dem zu, der hannoversche Gesandte war dabei, jedoch — „ohne

Instruktion“. Die „Hannoversche Morgenzeitung“ aber schrieb am 10. März: „Der Bund hat durch die offizielle Bekanntmachung seines Beschlusses vom 3. März die Völker moralisch verpflichtet, alle ihnen gesetzlich zustehenden Mittel zu benutzen, um die Regierungen zur Verleihung der bundesrechtlich gestatteten Pressfreiheit zu veranlassen, und er hat diese Verleihung an Garantien geknüpft, die so einfach sind, daß jede deutsche Regierung sie geleistet haben wird, sobald sie die Bestimmungen des Strafrechts im Allgemeinen durch eine einzige Zeile speziell auf die Presse, d. h. auf die Vielfältigung des Gedankens auf mechanischem Wege, anwendet. Und die einzelnen Regierungen Deutschlands können nicht unerfüllt lassen wollen, was sie als Gesamtheit in Aussicht gestellt haben. Das Vertrauen, das sie für sich ansprechen und eben jetzt durch das Organ des Bundestages so warm und dringend forderten, dürfen auch die Völker erwarten; denn nur im wechselseitigen Vertrauen liegt die Eintracht, deren unser Vaterland bedarf, wenn es in dieser Zeit fest bestehen soll, wo die Geschichte in Tagen und Stunden nachzuholen scheint, was in langen Jahren ungetrübten Weltfriedens nicht gedeihen wollte. Jedes wehende Blatt des Tages bringt einen Wechsel der Szene; möge der Schauplatz unseres deutschen Vaterlandes inmitten der stürmischen Welt die Stätte einer friedlichen Freiheitsentwicklung bleiben, wie sie dem Volke geziemt, das in allem Wissen und Denken so weit vor den übrigen voraus ist, wie diese ihm in der Entwicklung gesetzlicher Freiheit längst voraus gewesen sind.“

Aber das waren nicht die Gedanken und Anschauungen des Königs Ernst August. Er lebte noch ganz in absolutistischen Anschauungen und hatte kein Verständniß für den Wandel der Zeit. Als ihm die städtischen Behörden Hannovers am 6. März in einer Petition die auf Pressfreiheit, Vertretung des deutschen Volkes beim Bunde und Einberufung der Stände gerichteten Wünsche der Bevölkerung unterbreiteten, lehnte er die Aufhebung der Zensur ab, weil erst der Vorgang der verbündeten Fürsten erwartet werden müsse, und eine Vertretung des deutschen Volkes im Bunde bezeichnete er als nicht vereinbar mit monarchischer Regierung.

Doch bald sollte er erfahren, daß die Macht eines die Erfüllung der geistigen und freiheitlichen Forderungen der Zeit entschieden anstrebenden Volkswillens stärker ist, als die Macht eines eigenwilligen selbstherrschlichen Königs.

Am 13. März hatte ſich das Volk in Wien erhoben und den Mann geſtürzt, deſſen Regierungssystem dem deutſchen Volke ſolange alle in der Wiener Bundesakte zugeſicherten Freiheiten, inſbeſondere auch die Preſſefreiheit vorenthalten hatte. Die Nachricht davon beugte auch des Königs Ernst August ſtarren Sinn.

Am 17. März, Mittags 12 Uhr, verſammelte ſich die Bürgerſchaft Hannovers auf dem Rathhauſe, um dem Magiſtrate eine Tags vorher beſchloſſene Adreſſe zu überreichen, worin die politiſchen Wünſche des Volkes ausgeſprochen waren.

Mit dem Ausdrucke ſchmerzlichen Bedauerns über die Erfolgloſigkeit der am 6. März von den ſtädtiſchen Behörden dem Könige überreichten Petition war in der Adreſſe die Erklärung verbunden, „länger zu ſchweigen wäre eine Schmach, die Hannovers Bürger nicht ertragen könnten“, und dann hieß es weiter: „Wir halten es vielmehr für eine heilige Pflicht, wir glauben es dem Könige, dem Vaterlande, der Ehre unſerer Stadt ſchuldig zu ſein, offen und mit dem Freimuth deutiſcher Männer Alles, was in ſo ernſter, verhängnißvoller Zeit auch unſere Herzen bewegt, auszuſprechen und unſere geſetzlichen Vertreter zu kräftiger Beſürwortung unſerer Wünſche aufzufordern.“

Der erſte dieſer Wünſche war „ſofortige Entfeſſelung der Preſſe“, den die Adreſſe folgendermaßen begründete: „In der reinen lautern Wahrheit iſt die alleinige Quelle des Glücks und des Fortſchritts zu finden, aus dem Kampfe der Meinungen entwickelt ſich die Wahrheit, und nur zu lange ſchon hat die Cenſur jene Quelle getrübt. Sie iſt eine Schmach für ein gebildetes Volk, ſie iſt tauſendſtimmig verurtheilt. Kein Volk der Erde hat Theil an ihrer Geburt.“ Außerdem ſtellte die Adreſſe noch elf andere Forderungen auf und ſchloß mit den Worten: „Uns treibt nur unſer Pflichtgefühl, mit Freimuth zu reden, um ſo mehr, als wir nicht glauben können, daß Se. Maj. durch ſeine Räte und ſeine Umgebung von der öffentlichen Meinung, den Wünſchen und Bedürfnissen ſeiner Unterthanen vollſtändig unterrichtet iſt. Nicht erſt in dieſem Augenblicke iſt der Ruf nach Reformen bei uns laut geworden. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit beſitzen wir längſt, aber die Cenſur und Polizei haben deren Ausdruck gewaltsam darniedergehalten.“

Der Magiſtrat fügte der Adreſſe ein Begleitſchreiben zu, worin er den König dringend bat und beſchwor, „dieſen Ausdruck unſerer

innigſten Ueberzeugung nicht unbeachtet zu laſſen und den treu und aufrichtig gemeinten Worten der Bürger Glauben zu ſchenken.“ Und nun zog die Bürgerschaft Hannovers mit dem Magiſtrate an der Spitze zum königlichen Schloſſe, um Adreſſe und Begleitſchreiben dem Monarchen ſofort zu überreichen. Während man der Antwort des Königs harrete, verbreitete ſich die Nachricht von den Vorgängen in Wien. Der König aber wußte bereits, was in Wien geſchehen war, und das war es wohl, was ihn bestimmte, ſein „Niemaals“ vom 21. April 1847 zu widerrufen und der Bürgerschaft Hannovers durch den Kabinetſrath v. Münchhauſen verkünden zu laſſen, daß er beſchloſſen habe, die Cenſur ſofort aufzuheben, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Ständeverſammlung zu geſtatten, das Recht der freien Vereinigung und der freien Verſammlung anzuerkennen und die erbetene Amneſtie und Rehabilitation der wegen politiſcher Vergehen Verurtheilten zuzuſichern. In einem Erlaſſe „An den allgemeinen Magiſtrat und die Bürgervorſteher Meiner Reſidenzſtadt Hannover“ beſtätigte der König am folgenden Tage, dem 18. März, dieſe Zuſagen.

„Hannovers Reformtag“ konnte daher mit Recht die „Morgenzeitung“ den 17. März 1848 nennen, indem ſie am 22. März jubelnd verkündete: „Unſere drückendſte Feſſel iſt gefallen — das entwürdigende Joch der Cenſur iſt gefallen.“ Nun erſt war auch in Hannover der Entwicklung einer politiſchen Zeitungspreſſe, wie wir ſie heute haben, der Boden geſchaffen.

Das zeigte ſich unmittelbar in der „Hannoverſchen Morgenzeitung“, die ſofort aus einem literariſchen ein politiſches Blatt wurde. Am 20. März brachte ſie bereits einen Artikel „Das Miniſterium“, worin ſie verlangte, daß Stüve zur Bildung eines neuen Miniſteriums berufen werde, denn die Bürgſchaften für die Durchführung der in der Adreſſe vom 17. März aufgeſtellten Forderungen könnten nur durch die Berufung ſolcher Männer gegeben werden, die das vollſte Vertrauen des Volkes haben. Als dann nicht Stüve, ſondern der Schatzrath v. Bennigſen zur Bildung des neuen Miniſteriums berufen wurde, übte das Blatt freimüthige Kritik an der Zuſammensetzung dieſes Miniſteriums. Das erregte natürlich großes Aufſehen, und da ſchrieb ſie am 25. März, indem ſie zugleich ankündigte, daß ſie fortan täglich und in Folio, ſtatt wie biſher nur in Quartformat erſcheinen werde:

„Unſre Freunde und Feinde haben ſich über den Ton ver-

wundert, den wir seit einigen Tagen anstimmen. Es ist der Ton der Freiheit. Senes Bewußtsein, ein Recht, das uns lange vorenthalten war, nun zu besitzen, hat uns mit Stolz erfüllt, und wir fühlen zum ersten Male, daß der Besitz eines Rechtes eine Macht ist. Besonnenheit kann nur das Ohr in unseren Worten vermissen, das nie den Laut der Freiheit vernommen hat. Wir sind uns bewußt, bisher nicht ein einziges Wort gesagt zu haben, das wir zurücknehmen möchten. Was euch mit Besorgniß erfüllt, schließt unsre Hoffnungen ein, und diese Hoffnungen gehören der Ordnung, der Ruhe, der Freiheit, deren das Vaterland bedarf, und deren wir bedürfen, weil wir ein Vaterland haben und lieben.

Die Freiheit hat uns eine Macht gegeben, vor deren unbekanntem Wesen euch bangte, ehe sie uns zu Theil wurde. Aber was wir besitzen, ist auch Euch nicht versagt. Es kommt nur auf den Gebrauch an. Die bleiernen Soldaten, die uns zu Gebote stehen, um euch zu erschrecken, die Lettern, mit denen wir unsern Strauß um die Erringung verfassungsmäßiger Freiheit und redlicher Verwaltung ausfechten werden gegen Tumult, Gewalt und Unsicherheit, von welcher Seite sie kommen, gehorchen auch euren Winken. Der Geist, dessen Feuer uns belebt, wird ja auch euch nicht fehlen. Bertheidigt, was ihr von uns gefährdet meint, laßt eure Ansichten gegen uns aufmarschiren, wie wir die unsrigen, greift uns an, wo wir euch bedrohen und wo ihr uns glaubt überwinden zu können, aber vergeßt nicht, daß wir für Güter streiten, deren auch ihr bedürft, für Freiheit und Recht, für eine gesetzliche Regelung unsrer ungeordneten Zustände, für ein Staats- und Gemeinwesen, das keiner spitzfindigen Klügelei zur Stütze bedarf, für eine Ordnung, in der das Mein und Dein der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten zu Jedermanns Verständniß offen liegt wie das Einmaleins, für ein Staatsleben, das den Einzelnen und die Gesammtheit mit Kraft, Muth und mit Liebe zum Vaterlande erfüllt. Das freie Wort, dessen Gebrauch uns die Macht verleiht, haben wir nicht für uns, für unsre Bücher und Blätter, wir haben es für euch und uns zugleich erworben. Wenn wir heute ein Ministerium mit dem gedruckten Bekenntniß begrüßen, daß wir kein Vertrauen zu seiner Dauer haben, weil wir keine Bürgschaften für seine Haltbarkeit entdecken, so thun wir es nicht, um die Freiheit zu mißbrauchen, sondern lediglich, um auszudrücken, was ihr gesagt habt, was die Stadt sagt, was das Land bestätigt; weil ihr, weil

die Stadt, weil das Land nicht in Spannung und Unruhe hingehalten, sondern durch Maßregeln und Zusammenstellungen von Männern, die Wiederkehr der Ruhe verbürgt und diese Stockung aller Geschäfte, dies unsichere Mißtrauen im großen und kleinen Verkehr, diese aufreibende Furcht vor der nächsten Stunde dauernd beseitigt zu sehen wünscht. Ist euch mit der Ruhe gedient, die ihr finden würdet, wenn wir schwiegen und diese Beilegung ohne Entscheidung, dies Umschlagen des Blattes ohne Latus, diese Aufhebung des Contos ohne Abschluß nach einigen scheinbar ruhigen Tagen dieselben aufregenden Zustände zur nothwendigen Folge hat? Wir wollen ganze Maßregeln, wir wollen natürliche Zusammenstellungen, keine nothdürftig vereinbarte Ministerlisten, und wir wollen sie für euch, für die Männer der Diplomatie, soweit wir dieser bedürfen, für die Männer des Krieges, für die Bürger und Bauern, für die Männer des Handels und der Courszettel, für die Geistlichen, die Männer der Wissenschaft und Lehre, für die Wächter des Rechts, wir wollen sie für euch und eure Kinder, und weil wir diese Ziele mit den Mitteln unsrer Macht, mit dem freien Wort erstreben. könntet ihr irre werden, ob unser Ton der rechte sei? Macht uns nicht irre, ob wir die Freiheit tragen können, die in Deutschland aufgeht wie junge Saat, und die nicht in Halme schießen und dann weggemäht werden, sondern Frucht setzen und Samen geben soll von Vater auf Sohn und Kindeskinde.

Die Wirkungen der Preßfreiheit treten auch darin in die Erscheinung, daß nicht bloß in der Stadt Hannover, sondern zugleich in einer ganzen Reihe von anderen Städten des Landes politische Blätter herausgegeben wurden. Die meisten davon entbehrten indes jeder Selbständigkeit und größerer Bedeutung. Von hervorragenderer Bedeutung waren in Hannover die „Vaterlandsblätter“ des Dr. Schläger, ein liberales Blatt, das seit dem 1. April 1848 erschien, und die „Hannoversche Volkszeitung“, ein demokratisches Blatt, das Dr. Mensching unter dem Einflusse von Georg Egestorff herausgab. Daneben ist dann zu erwähnen das Organ der feudalen Junterpartei, die „Niedersächsische Zeitung“, die sich die Aufgabe stellte, „die monarchisch-konservativen Grundsätze gegenüber den zur Herrschaft gelangten destruktiven Bestrebungen geltend zu machen und damit zugleich die wahren Landesinteressen zu vertheidigen, unter diesen obenan aber die speziell ländlichen, den vielseitigen städtischen gegenüber.“ Reaktionen

Bestrebungen verfolgte auch der „Neue Volksfreund“, der sich als „Zeitschrift für gemäßigten Fortschritt“ ausgab und unter dem „obersten Grundsatz“: weder servil gegen die Regierung zu sein, noch mit einer anmaßenden Volkspartei zu buhlen, das konservative Prinzip durch Begründung in der freien Presse vertheidigen wollte. Vom 23. Mai bis 30. Dezember erschien endlich einmal wöchentlich „Der Wehrmann für Stadt und Land“, der sich als „Eine Bürger- und Bauernzeitung“ bezeichnete.

Eine große politische Tageszeitung erhielt Hannover aber erst mit Ende des Jahres 1848, wo die „Bremer Zeitung“ unter dem Titel „Zeitung für Norddeutschland“, der jetzige „Hannoversche Courier“, dorthin verlegt wurde.

Napoleon I. und seine Familie.

Von

Emil Daniels.

Frédéric Masson. Napoléon et sa famille. 2 vols. — 1805. Paris 1897 et 98.
Quatrième Edition. Paul Ollendorf.

Nach dem Kriege von 1870 hat man den Franzosen vielfach prophezeit, sie würden verkommen wie die Spanier. Das ist nun in keiner Weise eingetreten, auch in geistiger Beziehung nicht. Beispielsweise auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung schweben wir heute in Gefahr, von den Franzosen überflügelt zu werden; in der Forschung sind wir noch immer die erste unter den Nationen, aber in der Erzählung beginnen wir zu ermatten. Zu den französischen Historikern, auf welche wir mit nationalem Reide sehen müssen, gehört der Verfasser des oben zitierten Werkes. Seine Arbeit ist nicht frei von Mängeln, weder hinsichtlich des Inhalts noch in Bezug auf die Form. Ohne Masson die Befähigung zur historischen Kritik absprechen zu wollen, habe ich von ihm doch mehr den Eindruck eines gelehrten Sammlers als eines kritischen Kopfes. Sein Stil ist das gerade Gegentheil von dem, was man konzis, prägnant, knapp, gedrängt nennt, er ist breit, umständlich, redselig, diffus, überladen mit mehr oder weniger entbehrlichem Detail. Nachdem Masson schon sovieler Schriften über das napoleonische Zeitalter verfaßt hat, bringt er in den vorliegenden zwei Bänden die Biographien der Napoleoniden erst bis 1804, und es werden sicher noch weitere zwei Bände nöthig sein, um dieses Thema zu erledigen. Das Talent zu zusammenfassender Charakteristik und zu allgemeinen Erörterungen ist bei dem Autor außerordentlich wenig entwickelt; sehr selten macht er den Versuch, solche Höhepunkte der

Historiographie zu ersteigen. Immerhin bleibt das Buch eine von ernstem wissenschaftlichem Geiste getragene Leistung, und es lieft sich auch sehr angenehm, denn es ist klar disponirt und lebendig geschrieben, ein gewisses Maß von plastischer Kraft besitzen auch die künstlerisch weniger gut beanlagten französischen Schriftsteller, und vor Allem liegt in der Klasse jener glückliche Takt in der Vermeidung des Langweiligen, welcher sogar den gelehrten Kleinigkeitskrämer befähigt, das schlechthin Ungenießbare dem Leser zu ersparen.

Nur die Eigenschaft als Adliger hat dem jungen Napoleon Bonaparte die Qualifikation verliehen, in die Militärschule von Brienne aufgenommen zu werden. In der Auffassung der Nachwelt aber lebt er nicht als Sprößling eines Edelmanns fort sondern als Richterjohn; in diesem Sinne hat man ihn „den korsischen Parvenu“ und „den gekrönten Plebejer“ genannt. Aus welcher sozialen Schicht stammte er nun eigentlich? Der Adel der Bonapartes, in dem Sinne, welchen man in Frankreich und Deutschland mit dem Worte verbindet, ist sehr zweifelhaft, indessen waren sie auch nicht eine bloße Juristenfamilie, was wir unter diesem Begriffe verstehen. Sie nahmen seit Generationen berufsmäßig an den öffentlichen Angelegenheiten Ajaccios Theil, und hatten hierbei eine allerdings nicht große Zahl von Klienten hinter sich, die sich ihrer Führung nicht nur in der Politik unterordnete sondern auch in den bewaffneten Händeln der noch halbbarbarischen Insel. Die Bonapartes waren also keine gewöhnlichen Bürger sondern Patrizier, wenn auch nur solche von mäßigem Ansehen, sie gehörten zwar nicht zum eigentlichen Adel wohl aber zur Aristokratie, dieses Wort in weiterem Sinne und in seiner politischen Bedeutung verstanden, und nur auf diese, nicht auf den Adelsbrief kommt es an, wenn man das Milieu feststellen will, in dem Napoleon das Licht der Welt erblickt hat.

Von dem Vater des Weltbezwinners, Carlo Bonaparte, vermochte man sich vor dem Erscheinen der Massonschen Arbeit keine rechte Vorstellung zu machen, man hatte jedoch den Eindruck, daß er ein unbedeutender, gutmüthiger Mann war. Jetzt wissen wir das besser, zumal die Schilderung Carlos die einzige zusammenfassende Charakteristik ist, zu der sich Masson überhaupt aufschwingt. Sie ist ganz vorzüglich ausgefallen und zeigt, was unser Historiker leisten könnte, wenn er in dem bezeichneten Punkte nur mehr Courage hätte. Bonaparte Senior erscheint bei Masson als ein

unruhiger Geist, der sich, von Habsucht und Ehrgeiz zerfressen, in fieberhafter Geschäftigkeit aufreibt. Die Habsucht erklärt sich aus der Armuth. Unermüdblicher Projektenmacher, Streben, Stellenjäger wälzt er in seinem stets brütendem Gehirn immer neue Begierden, die theils auf reelle theils auf phantastische Objekte gerichtet sind. Schlau, gewandt, zäh, zudringlich, ist er nicht allzu skrupulös in der Wahl der Mittel. Nachdem er in Pisa seinen Doktor gemacht hat — eine staunenswerthe Errungenschaft in den Augen der halb-wilden Korsikaner — und die Annexion des Landes durch Frankreich erfolgt ist, läßt er sich in die an den Hof zu entsendende ständische Deputation wählen. Frankreich bietet für seinen Ehrgeiz ein größeres Feld als Korsika, deshalb ist er von der patriotischen Partei Paolis, der er sich ursprünglich angeschlossen hatte, rasch wieder abgefallen: „Verheirathet, mit einem Haufen Kinder, wegen seiner Armuth außer Stande, sich in Korsika eine Position zu verschaffen, welche ihn den großen Häuptlingen der Clans ebenbürtig macht, schließt er sich den Inhabern der Regierungsgewalt an, um von ihnen soviel zu ziehen, wie er kann. Am Hof . . sucht er nach und setzt er durch die Errichtung und die Leitung vom Maulbeerbaum-Pflanzschulen, er erbietet sich, die Sümpfe der Salinen auszutrocknen und läßt sich die Konzession hierfür erteilen. Er erdenkt und proponirt zwanzig andere Geschäfte, die alle von ihm gemacht werden sollen, zu seinem Nutzen aber für Rechnung des Staates. In einem Stil, der überreich an Italianismen ist, ihn aber immerhin als einen Mann zeigt, welcher, etwas sehr Seltenes in seiner Heimath, so französisch schreibt und spricht, daß man ihn versteht — und das ist die Hauptursache seiner Erfolge bei den des Italienischen unkundigen Gouverneuren und Beamten — schreibt er Brief auf Brief, Bittschrift auf Bittschrift, unterwürfig, wenn er bittet, beinahe anmaßend, wenn ihm durch das Wohlwollen der Minister oder die Schwäche der Bureaux auch nur scheinbar ein Rechtsanspruch zugestanden worden ist. Die Konzession, deren Inhaber er ist, wendet er dann hin und her und preßt sie aus, eludirt mit außerordentlicher Geschicklichkeit die daran geknüpften, ihn belastenden Bedingungen, und ist ein Meister in der Ausnutzung der Verpflichtungen, die der Staat seinerseits übernommen zu haben scheint. Alles greift er an mit einer immer siegreichen Dreistigkeit, mit einer schlechterdings nicht zu erschütternden Sicherheit; wen er einmal gepackt hat, den läßt er nicht wieder los; wer einmal mit ihm gesprochen hat, dessen rühmt er sich gleich

als seines Gönners; er stirbt lieber Hungers, als daß er den Platz im Vorzimmer räumt, in das er eingedrungen ist. Wenn er dazu gelangt ist, sein Anliegen vorzutragen, ist er unerföpflich in der Betheuerung seiner Ehrlichkeit, und dann wird er der Schrecken der Minister, der Rätthe, der Beamten, ja der Thürsteher, denn mag die Glocke die Eröffnung oder den Schluß der Amtsräume anzeigen, immer ist er da, ein Lächeln auf den Lippen, eine Bittschrift in der Hand, mit seiner unversieglichen Beredsamkeit, als ewiger Bittsteller, und endlich sind sie des Krieges müde und geben die verlangte Unterschrift.

Seine eigenen Angelegenheiten sind ihm noch nicht genug, er bekümmert sich auch um die der Anderen; für diesen eine Pension, für jenen ein Aemtschen, Gnadenerweise, Strafnachlasse, Unterstützungen! . . . Seit der Eroberung sind kaum einige Monate verstrichen, da hat er, der nie in Frankreich gelebt hat oder überhaupt auch nur jemals dagewesen wäre, für den Alles an Frankreich: Organisation, Hierarchie, Verfassung neu ist, schon vollkommen die Vortheile begriffen, die er aus der Annexion ziehen kann. Er hat sich klar gemacht, daß man, um in Frankreich an irgend etwas Antheil zu haben, adlig sein muß.“ Carlo sammelt also mehr oder weniger glaubwürdige Dokumente, die den adligen Ursprung der Bonapartes erhärten sollen. Er ist der Erste auf der Insel, „der seine Aufmerksamkeit den zu Gunsten armer Adliger in Frankreich geschaffenen Einrichtungen zuwendet, der Erste, der begreift, welche guten Stellen man erlangen kann, wenn man sich als Edelmann in die Hierarchie der Robe, des Degens oder der Kirche hineinzuglissiren versteht. . . Und nicht allein, daß Karl Alles begreift, was einem Manne wie ihm eigentlich verschlossen sein müßte, er weiß auch durch seine Handlungen praktischen Nutzen daraus zu ziehen. . . Er erkennt auf den ersten Blick die Schritte heraus, welche zweckmäßig sind, er weiß die Trommel zu schlagen, sich zu insinuiren und einzubringen, und jedes Mal macht er glücklich irgend einen kleinen Profit, gewinnt eine Konzession oder eine Gratifikation oder eine Pension, ein Amt, ein Beförderungsverprechen für seine Söhne, seinen Schwager oder seine Vettern. . .

Aber wenn es ihm gelingt, zu erraffen, was er erstrebt, ist er darum glücklich? Alle diese Anstrengungen, alle diese Leidenschaft, verschwendet an die Erringung von Aussichten, die ihn immer wieder von Neuem betrügen, von kleinen Gunstbezeugungen, die eine Art von Almosen sind — ist das Alles der Mühe werth,

wenn man nie aus der Misère herauskommt und seine Existenz durch allerhand Mittelchen fristen muß? Fühlt Carlo nicht in sich selber einen Trieb nach größeren Verhältnissen? Warum soll er nicht wie Andere und besser als Andere diplomatische Unterhandlungen führen, Provinzen regieren, auf liliengeblütem Sessel präsidiren. . . . Was fehlt ihm dazu? Ist er nicht ein schöner Mann, von Adel, intelligent, gebildet? Und dabei nie eine andere Genugthuung für sein beleidigtes Selbstgefühl, seinen verletzten Stolz als dieses beschränkte Dasein, dieses abgelegene Haus, diese kleine Stadt, dieser vulgäre Lebenszweck! Also weg vom Hause und von Neuem auf die Suche in der Verfolgung einer neuen Illusion! Wo soll man seiner habhaft werden? Bald weilt er in Genua, bald in Pisa, bald in Florenz, in San-Miniato, in Rom, in Bastia, in Corte, in Marseille, in Versailles, immer aufgeregert durch seine Projekte, immer angestachelt durch Geldmangel, immer gepeitscht durch seine Chimären. Auf Reisen lebt er, auf der Reise stirbt er.“

Dieser ungewöhnliche, unglückliche Mann starb schon mit neununddreißig Jahren am Magenkrebs, in Montpellier, bei dessen berühmter medizinischer Fakultät er Heilung gesucht hatte. Er hatte sich immer nur vorübergehend in Ajaccio aufgehalten, aber doch oft genug, daß sich seine Familie mit jedem Jahre vergrößern konnte. Mit achtzehn Jahren hatte er die vierzehnjährige Lätitia geheirathet, schon im folgenden Jahre wird der älteste Sohn, Josef, geboren, im nächsten Jahre, dem Jahre des Herrn 1769, kommt Napoleon zur Welt, und so geht das weiter, in einundzwanzigjähriger Ehe zwölf Kinder, ohne die sich mehrmals wiederholenden Mißwochen zu rechnen. Die Korsen sind ein Stamm der italienischen Nationalität, ihre Sprache ist ein italienisches Patois, und die Italiener betrachten Napoleon kurzer Hand als einen der Ihrigen. Auch in den übrigen Ländern gilt der Imperator vielfach als ein Italiener. Daran ist natürlich auf jeden Fall etwas Wahres, aber ist es wirklich ganz richtig? Wie Sokrates gesagt hat, das Griechenthum sei in eine Epoche eingetreten, in der es kein *ἔθνος* mehr sei, sondern eine *καταία*, kann man im achtzehnten Jahrhundert als einen Italiener im vollen Sinne des Wortes doch nur denjenigen gelten lassen, welcher einigen Antheil an der italienischen Kultur besitzt. Nun herrschte jedoch in dem damaligen Korsika eine Unwissenheit, von der es schwer ist, einen Begriff zu geben: Die sehr oberflächlichen Studien, welche Carlo Bonaparte auf der

Universität Pisa gemacht hatte, stellten ihn auf ein geistiges Niveau weit oberhalb aller seiner Landsleute; was sich sonst noch an gebildeten Geistlichen und Laien auf der Insel befand, das waren bis 1768 eine Handvoll Genuesen, nachher ein paar Franzosen. Der Lieutenant Napoleon Bonaparte war stolz darauf, als Militärschüler von Brienne der erste Korke zu sein, der Mathematik, selbstverständlich niedere Mathematik, gelernt hatte. Wie wenig die Korken jener Epoche von der italienischen Bildung besaßen, zeigt am deutlichsten Napoleons Mutter. Die Ramolinos nehmen eine ähnliche gesellschaftliche Stellung ein wie die Bonapartes, aber diese Patrizierin einer italienischen Hafenstadt hatte niemals eine Zeile von Tasso gelesen, dessen Stangen die gewöhnlichen Fischer und Fischerinnen von Chioggia singen. Ueberhaupt wurden ihr Lesen und Schreiben recht sauer, denn es hatte sich in Ajaccio wenig Gelegenheit gefunden, diese Geheimkünste zu erlernen. Dante, Petrarca, Ariost, Raphael kannte sie nicht einmal den Namen nach. Ebenso unbekannt blieben ihr Zeit Lebens die guten Manieren der gebildeten Gesellschaft, die man auf der apenninischen Halbinsel bekanntlich ganz besonders hoch zu schätzen weiß; verfeinerte Lebensgewohnheiten erregten im Gegentheil ihre Abneigung. Kurz — Lätitia Bonaparte hatte vom Italienerthum nichts als das Blut der italienischen Rasse, das sich in ihrer äußeren Erscheinung offenbarte. Vom Scheitel bis zur Sohle glich sie einer altrömischen Matrone: über der hohen, mäßig vollen, kerzengrade gehaltenen Gestalt erhob sich ein hochgetragenes Haupt mit einem bildschönen, regelmäßigen aber etwas strengen Gesicht. Bei aller Unbildung viel natürlichen Verstand, reine Sitten, viel häuslichen Sinn, eine an Heiß streifende Sparsamkeit, eine der Kinderchaar gegenüber stets schlagfertige Hand. Unablässig mühte sie sich und sorgte und sparte, um trotz der schlechten Verhältnisse, in denen Carlo sie zurückgelassen hatte, die Kinder groß zu bringen. Ehrgeiz und Herrschsucht lagen ihr ganz fern, sie lebte nur für die Penaten ihres Hauses; während der ganzen Laufbahn ihres zweiten Sohnes hat sie sich niemals in Politik gemischt. Ihr derber natürlicher Verstand kam beim Anblick des Meteors Napoleon auf denselben Gedanken, der dem französischen Dachdecker durch den Kopf schoß, als er vom Dache fiel: „*Ça va bien, pourvu que ça dure.*“ Demgemäß richtete sie als Kaiserin-Mutter, als Madame-mère, ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, die großen Summen, welche ihr, der immer Fordernden, der Kaiser bereitwillig aus seiner Privat-

schatulle schenkte, möglichst vortheilhaft und möglichst geheim anzulegen. In aller Herren Länder plazirt sie unter der Hand Kapitalien. Das ist während des Kaiserreichs fast ihr einziger Lebenszweck, von idealen Interessen irgendwelcher Art findet sich keine Spur, während doch bei den Einheits- und Freiheitskämpfen des neunzehnten Jahrhunderts zahlreiche edle Italienerinnen eine enthusiastische Antheilnahme zeigten. Wenn die Lombardinnen alle so schwunglos gewesen wären wie Lätitia Bonaparte, hätte Feldmarschall Haynau nicht auf den Gedanken kommen können, patriotische Frauen zur Abschreckung öffentlich auspeitschen zu lassen. Das von ihrem Sohne geschaffene Weltreich betrachtete diese Heldenuutter nicht mit vor Stolz wogendem Busen sondern mit einer Kälte und einer Gleichgiltigkeit, welche einen vollendeten Mangel an Begeisterungsfähigkeit, um nicht zu sagen einen gewissen moralischen Stumpfsinn verriethen.

Eine solche Unfähigkeit zur Erhebung des Gemüths kann man bei Lätitia nicht auf angeborene Gebrechen des Kopfes oder des Herzens zurückführen; wir haben ja gesehen, daß sie eine Frau von Verstand und Charakter war. Was ihr fehlte, das war die Erziehung, die verfeinerte intellektuelle und sittliche Kultur. Und nicht um eine individuelle oder familiäre Unvollkommenheit handelt es sich dabei sondern um eine nationale. Korſika bildete damals eine Nation für sich und hatte mit dem italienischen Volksthum so wenig zu schaffen wie die macedonische Nation vor Philipp und Alexander mit dem griechischen. Zwischen Napoleon und Alexander, mit dem der Kaiser der Franzosen sich so gern verglich, besteht in der That eine innere Verwandtschaft, insofern Beide auf den Konfinen der Zivilisation und der Barbarei erzeugt sind. Beide verdanken ihrer barbarischen Herkunft die Urkraft, mit der sie die gebildete Welt ihres Zeitalters aus den Angeln heben, die Leichtigkeit, mit der sie, ihre weltbürgerliche Mission vollziehend, von den Begriffen und Vorurtheilen einer nationalen Kultur abzugehen vermögen. Aber neben so gewaltigen Vorzügen ist den genannten halbbarbarischen Heroen auch ein Nest ungezähmter Wildheit gemein; sogar der milde Kanke vergleicht Napoleon mit einem Tiger: „Frankreich will eine Religion!“ sagte der erste Konsul um die Zeit des Abschlusses des Konkordats zu dem Geschichtsprofessor Bolney. „Nein!“ antwortete ihm Bolney trocken und ehrlich, „Frankreich will die Bourbonen!“ Da giebt ihm der Korſe einen solchen Tritt in den Leib, daß er bewußtlos zusammenbricht und

Tage lang das Bett hüten muß*). So erstach Alexander Kleitus. Derselben blinden Wuth wie Philotas und Parmenion sind auf unbestimmte Verdachtsgründe hin Enghien und Palm zum Opfer gefallen. Der Selbstmord Pichegrus während seiner Haft im Temple ist bis auf den heutigen Tag so wenig aufgeklärt worden wie der Tod des gelehrten Frondeurs Kallisthenes, der angeblich Pagen Alexanders zur Ermordung des Königs angestiftet hat, im Gefängniß zu Baktra: „Quel dommage qu'un si grand homme soit si mal élevé“, sagte der feine und frivole Erzfranzose Talleyrand von dem hanebüchenern korinthischen Eroberer. In Aegypten hat er einmal ein paar französische Damen zu Tisch, während an seiner Seite eine junge Frauensperson sitzt, deren Gatten er nach Frankreich zurückgeschickt hat. Plötzlich wirft er eine Karaffe Wasser auf sie, scheinbar aus Versehen, und unter dem Vorwande, ihre verdorbene Toilette in Ordnung zu bringen, schleppt er sie mit sich in sein Zimmer, bleibt dort lange mit ihr, zu lange, während die Tischgenossen, um die Tafel bei dem unterbrochenen Mahle sitzend, warten und sich ansehen.**). So erzählte man im Alterthum von Alexander, daß er in Persepolis, weinglühend bei Tafel sitzend, vom Mahle aufgesprungen sei, um mit der Hetäre Thais den Palast der Großkönige anzuzünden. Die Geschichte mag nicht buchstäblich wahr sein, in einem höheren Sinne ist sie sicher authentisch; sie veranschaulicht uns wie jene Anekdote vom Nil die Rückfälle der Schüler des Aristoteles und Rousseaus in korinthische respektive albanesische Wildheit.

Dasselbe Uebermaß nicht zu bändigender Rohheit wie bei Napoleon bemerkt man auch bei dessen ältestem Bruder Joseph. Ein Zanf zwischen dem zuletzt Genannten und Bonaparte als Erstem Consul endigt damit, daß Joseph seinem Bruder ein Tintenfaß an den Kopf wirft. Napoleon, dieses Mal ruhig, weil er mit einem Nachtslofen, von ihm Abhängigen zu thun hat, erwidert den Schimpf nicht, sondern geht ruhig aus dem Zimmer, Joseph aber rast, allein gelassen, wie ein wildes Thier; er wirft Tische und Stühle um und zerschlägt sie zugleich mit dem gesammten andern Meublement. Auch Bismarck pflegte, wenn er sich nach einem Streit mit König Wilhelm allein befand, das Gewaltsame in seiner Natur an einer Waschküffel oder an sonst einem Geräth auszulassen, aber so wie

*) Taine „Les origines de la France contemporaine. Le régime moderne“. I S. 54.

***) Taine „Le régime moderne“. I S. 53.

die beiden Korsikaner vermochte der Deutsche doch nicht zu rasen; es ist ein Unterschied wie zwischen einem ausschlagenden Roß und gereizten Raubthieren.

Während der Revolution schien es, als ob Joseph alle seine Brüder überflügeln und das Glück der Familie begründen würde, indem er es in Marseille, als Beamter des Konvents, wagte, Marie Julie Clary zu heirathen, eine Dame der reichen Bourgeoisie, deren Familie mit abligen Geschlechtern verschwägert war. Joseph wurde so der nahe Verwandte von Leuten, die soeben hingerichtet oder gar emigriert waren. In Anbetracht der List, Gewandtheit, Doppelzüngigkeit und Feinheit, welche zu einer solchen Schaukelpolitik gehörten, mag es hier doch geboten sein, Merkmale der italienischen Rasse zu konstatiren, welcher die Gebrüder Bonaparte entstammten. Fräulein Clary war für südländische Verhältnisse schon ziemlich ältlich und grundhäßlich; sie nahm Joseph einerseits aus Furcht vor dem Blutgerüst, das schon so viele ihrer Angehörigen und Freunde hatten besteigen müssen, andererseits weil Joseph — übrigens ein schöner Mann — innerlich nicht zu den Blutmenschen gehörte und persönlich an den Mordthaten keinen Antheil genommen hatte, sowenig wie Napoleon, der Protégé des jüngeren Robespierre war sich aber gleichfalls den Rückzug vom Sansküllottismus zu den Ordnungsparteien frei hielt. Im Uebrigen war sie klug und anständig, und vor Allem ihr Reichthum von wirklich solider Natur — Joseph wußte sich eben wie sein Vater zu glissiren und insinuiren. Lätitia Bonaparte, die auf Vermögen ebensoviel hielt wie auf Anständigkeit, war von der Verbindung ganz entzückt und hat sich immer — auch als Madame-mère — mit Marie Julie und den Clarys gut gestanden.

So hatte denn der 26jährige Joseph Dank seiner Geschicklichkeit und Schlaueit sein Glück gemacht, während der 25jährige Napoleon sich zwar vor Toulon ausgezeichnet hatte, aber doch nichts weiter war als General, deren es damals in der französischen Republik so viele gab, wie heute in Nord- und Südamerika. Die genannte Würde stand im Jahre 1794 umso niedriger im Kurse, als voraussichtlich bald eine massenhafte Verabschiedung von Generälen ins Werk gesetzt werden mußte, und diejenigen, welche eine derartige Maßregel betraf, dann wahrscheinlich ohne Pension einfach auf die Straße geworfen wurden. Auch der dritte Bruder, Lucian, schwamm, obgleich erst 19jährig, schon in den trüben Wellen der revolutionären Politik. Ungleich den beiden älteren

Brüdern, die in Bezug auf die innere Politik Frankreichs eine soviel wie möglich reservirte Haltung einnahmen, geberdete er sich als wilder Jakobiner, hatte er doch in dem Flecken Saint-Maximin eine Stelle als Intendanturbeamter mit 1200 Franken bekommen! Innerhalb der so reich begabten Familie war Napoleon in erster Linie Militär, Joseph hatte diplomatische Talente, Lucian war tüchtiger Redner, Agitator, Parlamentarier, Publizist. Innerlich kalt gegen alle politischen Ideale, wenn man nicht eine leidenschaftliche Liebe zu der eigenen persönlichen Unabhängigkeit dazu rechnen will, sonst nur angetrieben von dem Drange nach Ehre und Besitz posirte der 19jährige Junge mit ebensoviel Intelligenz wie Thatkraft den Robespierre von St. Maximin. Dieses Städtchen taufte er in Marathon, sich selbst in Brutus um. In dem Volksverein, wo er der einzige Redner war, regierte er unter dem Namen eines Vorsitzenden und mit dieser deliberativen Gewalt vereinigte er die exekutive als Vorsitzender des revolutionären Ausschusses. Und er machte Gebrauch von seiner Macht: mehr als zwanzig der anständigsten und geachteten Bürger von Saint-Maximin wurden auf seinen Befehl ins Gefängniß abgeführt: „Leute mit denen ich mich sonst nicht würde haben sehen lassen, ohne zu erröthen“, so schrieb er später, „Galeerensträflinge und Diebe waren damals meine Kameraden“. So war der Patriziersohn in jeder Beziehung zu einem echten and gerechten Terroristen geworden; nur in einer nicht: wie Napoleon und Joseph hielt er sich fern von dem feigen Meucheln und Mordeln; kein Tropfen Blut besudelte seine Hände. Trotz seines jugendlichen Alters verheirathete er sich mit der Schwester des Gastwirths, bei dem er wohnte, Katharina Boyer, einer zwei Jahr älteren Person. Sie war so ungebildet, daß sie kaum ihren Namen schreiben konnte, auch nicht hübsch, abgesehen von den sanften, guten Augen. Gleichwohl bewahrte ihr Lucian, dem sie zwei Töchter gebar, so lange sie lebte, seine Achtung und Liebe, und die ungewöhnliche Klugheit Katharinas sowie ihre Verträglichkeit und Respektabilität bewirkten, daß sie auch zu der Anfangs natürlich sehr unzufriedenen Familie ihres Gatten in ein gutes Verhältniß kam.

Es ist bekannt, daß die Reaktion des neunten Thermidor Napoleon beinahe den Kopf gekostet hätte, da er es trotz aller diplomatischen Künste nicht ganz hatte vermeiden können, sich mit seinem Protektor Robespierre zusammen zu kompromittiren. Was Brutus anbetraf, so mußte er aus Marathon fliehen. Er hoffte,

in der Verwaltung des Fuhrparks der Armee von Italien einen sicheren Unterschlupf gefunden zu haben, aber die Notabeln von Saint-Maximin, welche nach dem Sturze der Jakobiner wieder Einfluß ausübten, machten ihn ausfindig und bewirkten seine Verhaftung. Inzwischen war Napoleon nach Paris gegangen, um mit den neuen Machthabern anzuknüpfen, und es gelang ihm von hier aus, die Freilassung Lucians zu bewirken. Das verdankte er seiner Meisterschaft im Antichambriren, die als ein werthvolles Erbtheil auf ihn von seinem Vater übergegangen war. Ohne sie würde er auch das Kommando am 13. Vendémiaire nicht erhalten haben, wenn er es auch in erster Linie seinen Fähigkeiten verdankte. Dann bekam er den Oberbefehl über die Armee von Italien, und zu gleicher Zeit verheirathete er sich. Der damals so mächtige Barras erzählt in seinen Memoiren, er habe sein Wohlwollen für Napoleon einigermaßen davon abhängig gemacht, daß der junge General seine Maitresse Josephine, deren er überdrüssig gewesen sei, heirathe. So habe er die lästige Person, deren Zärtlichkeiten garnicht abzuschütteln gewesen wären, loswerden wollen. Das italienische Kommando sei dem jungen General dann gleichsam als Mitgift zu Theil geworden. Barras, als *fanfaron de vice*, merkt garnicht, wie viel Beschämendes das von ihm berichtete Hiftörchen für ihn selber hat; er glaubt nur Napoleon und Josephine damit herunterzusetzen. Pikant genug wäre es, wenn die Weltgeschichte zur Erhebung Napoleons den bezeichneten Weg eingeschlagen hätte, aber es ist schwerlich wahr. Das Direktorium schuldete dem Vändiger der royalistischen Erhebung, dem Oberbefehlshaber der „Armee des Inneren“ ein Kommando an der Grenze. Daß der kleine Korsie die Welt erobern würde, ahnte ja Niemand; man traute ihm, zumal in Anbetracht der Abnahme des revolutionären Elans, wohl weiter keine bedeutenden Erfolge zu als die Heimbringung eines großen Vermögens. Und was die Beziehungen von Barras zu Josephine betrifft, so ist nicht anzunehmen, daß der indolente Barras sich allzu eifrig um die Versorgung einer Person bekümmert haben wird, die einfach zur Demimonde gehörte und ohne große Gemüthsbewegung ein Verhältniß nach dem anderen unterhielt. Mag ihm Barras gelegentlich zugemuthet und versprochen haben, was er wolle — wenn Napoleon entschlossen gewesen wäre, Josephine nicht zu heirathen, so würde er doch die Armee von Italien erhalten haben und zwar mit Zustimmung von Barras.

Mit Josephine wurde ein ganz heterogenes Element in die Familie Bonaparte eingeführt. Sie besaß hervorragende gesellschaftliche Talente und die Manieren der adligen Französin des ancien régime. Beides ging den weiblichen und männlichen Bonapartes vollständig ab; sie waren insofern wirklich „korsische Parvenüs“, und auf Napoleon haben die genannten Vorzüge, die ihm selber fremd waren, immer einen bedeutenden Eindruck gemacht. Er rühmte sie an den Emigranten, denen er als Kaiser seine Hofämter übertrug; ein adliger Kammerherr, der ihm in ergebener und doch würdevoller Haltung auf einem silbernen Tablet einen Brief überreichte, imponirte ihm. Aus diesen Kreisen stammte die verwittwete Generalin Beauharnais, die Napoleon sicher aus Neigung geheirathet und auf seine Weise geliebt hat. Berechnung mag auch mit im Spiele gewesen sein. Napoleon wollte, wenn er sich an die Grenze begab, in Paris innerhalb der herrschenden Kreise eine zu diesen gehörende Vertreterin seiner selbst haben; seine halb ausländischen Brüder schienen ihm zu solcher Stellung innerhalb der französischen Gesellschaft nicht geeignet zu sein. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß die Ehe mit Josephine Napoleon größtentheils Herzenssache gewesen ist. Diese Liebe ist von der, welcher sie galt, niemals erwidert worden; Josephine hat Napoleon nur genommen, um an den Schätzen zu partizipiren, die die Feldherren der Republik so leicht zu sammeln vermochten. Obwohl sie sich an Jakobineritten hatte gewöhnen müssen, wurzelte sie doch zu fest in der alten französischen Gesellschaft mit ihren feinen Sitten, als daß ihr der rüde Korse, der seine klirrenden Reiterstiefel in den Salon mitbrachte, nicht hätte unangenehm sein sollen. Die verzehrenden Augen ihres zweiten Gatten waren ihr ebenso unheimlich wie sein Genie, denn sie war eine Frau von durchaus alltäglicher Weltanschauung, und die originale Denk- und Ausdrucksweise Napoleons machte ihr eher den Eindruck der Narrheit als der Größe. Unbedeutende Frauen sind oft tüchtige Menschen- oder wenigstens Männerkennnerinnen, indem sie ihren Mangel an Urtheilskraft durch das sichere Gefühl zu ersetzen wissen, welches ihrem Geschlechte angeboren zu sein pflegt. Josephine aber hatte kein Gefühl, weder für ihre Kinder noch für ihren Gatten, und so empfand sie auch nicht die geringste Ahnung von seinem Genie, wußte ihn noch weniger zu würdigen als damals alle Welt. Ohne Gemüth, ohne Bildung, von wenig Geist lebte sie nur für die Zerstreuungen, die eine oberflächliche Geselligkeit bietet und vor

Allem für die Befriedigung ihrer Leidenschaft, in Juwelen und Spitzen zu wühlen und überhaupt das Geld mit vollen Händen auszugeben. Napoleon war nicht unnobel in Geldsachen und der Geschmack, den Josephine bei allem Luxus an den Tag legte, berührte sein halbbarbarisches und doch für diese Reize der Civilisation sehr empfängliches Gemüth äußerst angenehm, gleichwohl vermochte der Gebieter der Welt nur schwer den finanziellen Ansprüchen seiner Gemahlin zu genügen; in den Magazinen, bei den Juwelieren und Damenschneidern von Paris machte die Kaiserin heimlich Schulden über Schulden. Mit viel weniger Passion als diesen Fadaisen huldigte Josephine den Freuden der Liebe, denn sie war eine kalte, apathische Natur, aber auch auf dem Gebiet verirrte sie sich weit, sehr weit von den Pfaden des Erlaubten. Die altfranzösischen Herzoginnen und Gräfinnen waren gewiß nicht alle Tugendspiegel gewesen, aber ihre süßen Sünden waren doch wenigstens Angelegenheiten des Herzens gewesen, für Geld und Brüsseler Spitzen hatten sie sich nicht preisgegeben. Josephine dagegen erscheint während der Revolutionszeit einfach als ein Mitglied jener eleganten Demimonde, die in dem Lande des *cherchez la femme* während seiner ganzen Geschichte, von den frühesten monarchischen Epochen an bis herunter zu Gambetta und zu unseren Tagen, immer so einflußreich gewesen ist. Freilich hatte sie nach der Hinrichtung ihres ersten Mannes die Noth in die Arme Talliens und Barras' getrieben; sie mußte essen und sich anziehen, aber sie brauchte viel, um sich anzuziehen und im Uebrigen wußte sie sich in alle diese bedenklichen Verhältnisse mit jener glücklichen Leichtigkeit zu finden, die der geborenen Venuspriesterin eigenthümlich ist. Sie that das Alles ohne die geringste Gemüthsbewegung, als müßte es so sein, mit derselben leichten, nonchalanten Anmuth, die Napoleon bezaubert und gefesselt hat. Schon Josephinens erste Ehe war eine recht stürmische gewesen, und nachdem sie nun wieder geheirathet hatte, und als der junge Feldherr bei Millesimo, Dego, Montenotte, Lodi, Lonato von Sieg zu Sieg vorwärts stürmte, da krönte sie von Paris aus in ihrer liebenswürdig-nachlässigen Weise die lorbeerumwundene Stirn des Helden mit den schönsten Hörnern. Wenigstens beobachtete sie im Jahre 1796 noch den äußeren Anstand, zwei Jahre später, als Napoleon in Aegypten kämpfte, trug sie, in französischen Bädern sich pflegend, den Ehebruch geradezu herausfordernd zur Schau. Und es war nicht etwa eine starke Leidenschaft, unter deren Herrschaft sie sich so vergaß,

sondern kleinliche Weiberchlaueit. Napoleon hatte vor der Abfahrt nach dem Nil sein ganzes Vermögen an Joseph übertragen, und die Bonapartes haßten die vermögenslose Halbweltlerin, die sich in ihre Familie eingedrängt hatte, mit korbischer Unverföhnlichkeit und Wildheit. Wie nun, wenn Napoleon eine Kugel traf, oder wenn dieser unbändige Mensch, der wohl ein ausgezeichnete General war aber doch sicher kein so gewiegter Staatsmann wie Barras oder Sieyès, sich durch seine Excentricitäten politisch zu Grunde richtete und auf der nassen oder der trockenen Guillotine umkam? Oder wenn er auch nur in Obskurität zurückfiel, wer sollte sie dann ernähren und ihre Toiletten bezahlen? Wenn man einen so tollkühnen und unbesonnenen Soldaten zum Manne hatte, da war es doch richtig, daß man noch andere Intimitäten pflegte, um gegen die Wechselfälle der Zukunft gesichert zu sein. Wer sich für den Charakter Josephines interessirt und sie ist, wie gesagt, ein nationaler Typus, der im Verlauf der französischen Geschichte tausendfach wiederkehrt, der lese neben Masson die Memoiren der Frau von Rémusat. Frau von Rémusat war Hofdame der Kaiserin und ihre Vertraute; die Memoiren sind nicht ohne Berechnung geschrieben und in mancher Beziehung verdächtig; immerhin aber ist die Verfasserin wohlunterrichtet und eine gebildete Französin, d. h. keine Freundin gewöhnlichen Klatsches, von starkem litterarischen Talent und befähigt, sich höhere Gesichtspunkte zu stecken. Die genannten Denkwürdigkeiten vergegenwärtigen uns nun das Wesen Josephines mit der größten plastischen Kraft und der höchsten Anschaulichkeit, und die Gattin Napoleons erscheint hier ähnlich wie bei Masson, sodaß über ihre Natur kein Zweifel mehr obwalten kann. Sie, die noch als Kaiserin der Franzosen ihre heimlichen Galanterien fortgesetzt hat, blieb auch auf dem Throne, was sie immer gewesen war, eine Dirne von feinen anmuthigen Manieren aber sonst eine Dirne niedrigsten Genres. Welch ein Unterschied gegen jene andere gekrönte Prostituirte, die byzantinische Kaiserin Theodora! In Theodora loderte doch ein echtes Feuer; als der Aufstand der Grünen losbrach, rettete sie dem Kaiser, der den Kopf verloren hatte, durch ihre Geistesgegenwart und ihren Muth Thron und Leben. Josephine dagegen ragte weder durch Geist noch durch Charakter über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit hervor; sie war ohne jeden Schwung, nichtig und innerlich eiskalt; ohne Stolz und Würde; eine Löwin des Salons, weiter nichts; nicht einmal Gemüth besaß sie; ihre erwachsenen Kinder lagen der alternden

Kofette keineswegs am Herzen. Ihre Nachfolgerin und Nichte Eugenie, die ja Manches mit ihr gemein hat, ist ihr doch weit überlegen: Der alternde und kränkelnde Napoleon III. fand an seiner Gemahlin eine Stütze, Napoleon I. konnte Josephine nur gebrauchen als graziöse Repräsentantin seines kaiserlichen Hauswesens und zu seiner Zerstreuung, wenn er, von der Arbeit ermüdet, einen Augenblick in ihre Gemächer trat, um mit der eleganten Weltbame leicht zu plaudern. Als bei der Berathung des *code civil* im Staatsrath die Kapitel, welche das Eherecht betrafen, diskutirt wurden, da sagte Napoleon: „Wo ein Sopha ist, da ist auch ein Ehebruch; es ist schade, daß wir die Frauen nicht in Harems einsperren können wie die Türken.“ Dieselbe niedrige Schätzung des weiblichen Geschlechtes bewies Napoleon auch bei der Wahl seiner Frau: Er heirathete eine perlenüberfüete, weich, nachlässig, üppig, träge dahingestreckte Odaliske, die seine Sinne reizte, eine sicher auftretende *grande dame*, deren gesellschaftliche Routine dem rauhen forstlichen Barbaren imponirte.

Als in den Zeiten der Völkerwanderung die rohen aber sittenreinen Germaninnen zu Herrinnen der hochgebildeten aber verderbten römischen Welt wurden, da lösten sich alle Bande der objektiven Moral; die Frankenweiber der merovingischen Epoche gehören zu den zuchtlosesten Frauengestalten der Geschichte. Aehnliche Folgen machten sich geltend, als die Schwestern Napolcons die hinterwäldlerische Insel mit ihrer gebundenen Sittlichkeit verließen und in die der freien Liebe huldigende französische Gesellschaft der Revolutionszeit eintraten. Die *chronique scandaleuse* von 1795 erzählt mit Behagen, wie lustig die Schwestern des Brigadegenerals Bonaparte bei ihrem damaligen Aufenthalte in Marseille gelebt haben; Masson hat, ziemlich kritisch wie er ist, von dem bössartigen Gerede nichts aufgenommen; indessen erzählt er doch auch, daß die älteste Schwester Elisa ihre Verheirathung mit dem unwürdigen Felix Bacciochi trotz des Widerspruchs ihrer Familie deshalb durchgesetzt habe, weil Lätitia und ihre Töchter mit dem Amorojo Elisas dasselbe Haus bewohnten: „*Cela explique beaucoup de choses*“. Trotz dieser Abweichung von dem richtigen Wege — und sie hat noch öfter blumige Seitenpfade der geraden Straße vorgezogen — würde man Elisa unrecht thun, wenn man sie ihrer Schwägerin Josephine gleichstellte. Das fade Geschwätz vornehmer Durchschnittsgesellschaften genügte ihr nicht, sie strebte darnach die Männer von Geist in ihre Birkel zu ziehen; sie strebte nach dem

Ruhme, Beschützerin von Kunst und Wissenschaft zu sein, soweit solche Bestrebungen unter der Säbelherrschaft gedeihen konnten, und wurde die Gönnerin Chateaubriands, der ihr viel verdankte. In ihrer Gesellschaft vermochte man über dem Eindruck, den ihre Klugheit machte, zu vergessen, daß sie, als einzige von den Geisteswistern Bonaparte, nicht schön war. Zeichnete sich Elisa durch Geist aus, so glänzte die zweite Schwester, Pauline, durch Muth. Sie war vermählt mit dem General Leclerc, der nach dem Frieden von Amiens als Generalgouverneur nach St. Domingo gesendet wurde, um die genannte, in die Hände der aufständischen Farbigen gefallene Kolonie wiederzuerobern. Trotz der Gefahr, welche das mörderische Klima der Tropeninsel mit sich brachte, begleitete Pauline ihren Gemahl, indem sie erklärte, sie wolle auch ein bißchen Ruhm haben. Die Expedition nahm einen übeln Ausgang; das gelbe Fieber bezimrte die Reihen der Franzosen, und die schwarzen Rebellen drangen schließlich in den Hafenplatz ein, wo der Generalgouverneur residirte. Leclerc hatte angeordnet, daß die Frauen und Kinder auf die Schiffe in Sicherheit gebracht werden sollten; mit den Männern wollte er einen letzten Waffengang wagen, der allem Anschein nach nur mit der Vernichtung der kleinen Schaar enden konnte. Weinend strömen die Frauen und Kinder nach dem Hafen, nachdem sie von Männern und Vätern den entsetzlichen Abschied für immer genommen haben, hinter ihnen her streben die Gelehrten, die die Expedition begleiten, mit aufgespannten Sonnenschirmen eilig dem sicheren Port zu. Nur Pauline weigert sich, die schon halberstürmte Stadt zu verlassen, ohne des furchtbaren Schicksals zu gedenken, mit dem der Sieg der schwarzen Teufel sie bedroht. Schon hallen der Donner der Geschütze, das Geknatter des Gewehrfeuers von den Wänden des Gouvernementsgebäudes wider, da befiehlt Leclerc, Pauline mit Gewalt wegzubringen. Vier Grenadiere nehmen den Sessel, auf dem sie sitzt, und tragen die Statthalterin nach den Schiffen. Dann nimmt das Gefecht wider Erwarten eine für die Franzosen günstige Wendung, die Farbigen werden aus der Stadt vertrieben, und Pauline Leclerc kehrt, von den jubelnden Angehörigen der tapferen Kämpfer umgeben, im Triumph zurück. Diese Erzählung erweckt, so wie sie Masson wiedergiebt, den Verdacht, als ob sie tendenziöser bonapartistischer Geschichtsverschönerung ihre Entstehung verdankt, indessen kann sich das nur auf die Ausschmückung beziehen, den Kern wird man nicht wegstreiten können: Pauline war in der That

ein beherztes, entschlossenes Weib, nicht unwürdig ihres Bruders. Sie und Josephine, der sie in ihrer Leidenschaft für Lugal und Toiletten gleich, waren beide Insulanerinnen, aber die eine von dem edlen italienischen Blut, die andere von der minderwerthigen kreolischen Rasse.

Declerc sollte die Früchte jenes militärischen Erfolges nicht lange genießen; er erlag dem gelben Fieber, und Pauline verließ St. Domingo, ihren Sohn Dermide und den einbalsamirten Leichnam ihres Gemahls mit sich führend. In einer besonderen goldenen Urne war Declercs Herz beigelegt; eine Aufschrift besagte in schön stilisirten lapidaren Worten, daß in dem Gefäß das Herz des tapferen Generals und die Liebe seiner Gemahlin eingeschlossen seien. Aber kaum war Pauline in Paris eingetroffen, da verliebte sie sich in den Fürsten Borghese, einen schönen Mann ohne alle Bildung, der ihre Neigung erwiderte. Die ganze Familie Bonaparte einschließlich des Ersten Konsuls waren von der Partie entzückt, denn die Borghesi, eine alte päpstliche Nepotensfamilie, gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern Italiens; überall auf der apenninischen Halbinsel stieß man auf ihre Güter. Der Heilige Vater und der kluge Kardinalstaatssekretär Consalvi begünstigten die Verbindung, der Kardinal-Vegat bei der französischen Republik, Angiolini, hatte die Partie so zu sagen gemacht: „Die Bonapartes sind Italiener“, jagten die Eminenzen augenzwinkernd, „sie gehören zu den Unsrigen“. So schienen die Gestirne dem jungen Paar günstig zu sein, aber es gab doch ein Hinderniß zu überwinden, das sich dem sehnsüchtigen Verlangen der Liebenden entgegenstellte. Der eben fertig gewordene und publicirte code civil bestimmte, daß Wittwen sich vor Ablauf des Trauerjahres nicht wieder vermählen dürften, aber Pauline hatte sich trotz der goldenen Urne und ihrer Aufschrift längst getröstet; die Arme mußte wiederheirathen; sie konnte es eben nicht länger aushalten. Aber wie um den verwünschten code civil herumkommen; durfte die Schwester des Ersten Konsuls das böse Beispiel der Gesetzesübertretung geben? Die vor Leidenschaft glühende Korsin, ich hätte beinahe geschrieben Merovingerin, scheute davor nicht zurück, und die Heilige Kirche gab ihren Segen und ihre Assistenz. Borghese und Pauline schlossen eine sogenannte *mariage de conscience*, d. h. ein gefälliger Priester traute sie, ohne daß ein standesamtlicher Akt stattgefunden hätte. Das Institut der Zivilehe wurde einfach ignorirt. So waren denn die jungen Leute vereint. Der Erste Consul freilich, der auf sein Gesetzbuch

so stolz war wie auf Marengo und die Schlacht an den Pyramiden schäumte, aber ein guter Bruder, wie er war, ging er bald vom Zorn zum Groll über, um allmählich ganz zu vergessen. Inzwischen genöß die 23jährige Fürstin Borghese in vollen Zügen das Glück ihrer Flitterwochen; sie zog mit ihrem Mann nach Rom, wo sie den päpstlichen Hof durch ihre blendende Schönheit ebenso entzückte, wie durch Lebhaftigkeit, Frohsinn, Schalkhaftigkeit, durch eine im Erfinnen neuer Tollheiten schlechterdings unerschöpfliche Einbildungskraft, verbunden mit geistreich übermüthigem Witz und einem ausgesprochenen Talent für die Karikatur. Aber bei allen diesen glücklichen Gaben war sie in Bezug auf Manieren und Gefühlsbildung weder Italienerin noch Französin, überhaupt keine Tochter der gesitteten Welt sondern Halbbarbarin. „*Quel dommage qu' un si grand homme soit si mal élevé*“, paßt *mutatis mutandis* auch auf Napoleons Schwester. Im damaligen Rom verzieh man alle Ausschweifungen, wenn nur die *Déshors* gewahrt wurden, aber auch der äußere Anstand ging der neuen Fürstin Borghese ab. Sie machte sich in der ewigen Stadt bald unmöglich, auch die Passion für „den kleinen Camillo“ erlosch mit der ersten Sättigung, und Pauline reiste in die Bäder von Lucca, um hier den verschiedensten vielleicht besser im Dunkeln bleibenden Zerstreungen nachzugehen. Inzwischen starb ihr in Frascati zurückgelassener Sohn Dermide, das theure Vermächtniß des angeblich so treu geliebten *Declerc*, ein Zwischenfall, dessen ungeachtet Pauline, der Schwarz sehr gut stand, sich ruhig weiter amüßirte. Wenn man diese abstoßende Verbindung von Sinnlichkeit und Gefühllosigkeit betrachtet, möchte man sich beinahe versucht fühlen, einen Vergleich zwischen der Korsin und Brunnhilde und Fredegunde zu ziehen.

Ungebrochene wilde Leidenschaft gehört auch zu den Charakterzügen des dritten Bruders, Louis, des Vaters von Napoleon III., wie wenigstens die Mutter, Hortense, sagte. Louis wurde von dem Ersten Konsul aus politischen Gründen gezwungen, Hortense Beauharnais, die Tochter Josephinens, also die Stieftochter Napoleons, zu heirathen. Sie hat ihrem Gemahl später gegründete Ursache zur Eifersucht gegeben, aber im Jahre 1802, als er sie heirathete, betrug sie sich noch anständig, erst die Barbarei des Gatten hat die unglückliche Frau, in der ein guter Kern steckte, — sie hat nach dem Sturze der Dynastie in Augsburg und Arenenberg ihre Söhne vorzüglich erzogen — der Sünde in die Arme ge-

trieben. Wie ich bereits erwähnt habe, verfolgten die Bonapartes die Beauharnais aufs Ingrimmieste mit Haß und Neid. In ganz besonders hohem Maße erfüllte diese Empfindung Louis in Bezug auf die ihm aufgedrängte Frau. Er glaubte die scheußlichen Gerüchte über intime Beziehungen zwischen dem Ersten Consul und seiner Stieftochter, die man sich damals im Seinebabel mit Behagen erzählte, und die von der englischen Presse mit noch größerem Behagen und der ungeheuerlichsten Plumpheit breitgetreten wurden, Louis redete sich ein, ihnen Glauben zu schenken, und leitete daraus das Recht ab, Hortense aufs Brutalste zu tyrannisiren. Sofort nach der Hochzeit brach er jeglichen Umgang mit ihr ab, abgesehen davon, daß sie sich zur Fortpflanzung der Dynastie mußte benutzen lassen. Die harmlosesten geselligen Freuden schnitt er ihr ab, so daß die jung Vermählte, von der Natur zu Heiterkeit, Frohsinn und Lebensgenuß Angelegte, beinahe wie eine Wittwe leben mußte. Auf Schritt und Tritt zeigte er ihr Geringschätzung und Argwohn, und schrecklich waren seine Wuthanfälle, wenn sie etwa eine Nacht in den Tuilerien geschlafen hatte, und er ihr dann mit den maßlosesten Ausdrücken androhte, sie so zu quälen und zu martern, wie noch nie eine Frau gequält und gemartert worden sei, sie in den entlegensten Winkel von Frankreich in einem finsternen Kerkerloch lebendig zu begraben. Mit solcher Gemüthsroheit vereinigte Louis bedeutende Bildung, litterarisches Talent und zwar keine militärischen Neigungen aber doch kriegerischen Muth. Bei Marengo leistete er Napoleon Adjutantendienste, und dieser entsendete ihn mit einem Auftrag in einer Richtung, wo man die österreichischen Kugeln hageldicht niederfallen sah. Louis entledigte sich pflichtgetreu seiner Mission und kam dann in ruhiger Haltung zurück. „Ich dachte, Du wärest gefallen,“ sagte Napoleon zu seinem Bruder, weiter nichts, und es bleibt dem Leser überlassen, ob er mehr antiken Helden Sinn in diesem Benehmen sehen will oder mehr barbarische Rohheit des Herzens oder Beides in gleichem Maße.

Napoleon stand in seiner Familie nicht allein mit seinen Gaben, auch die anderen Geschwister waren schön oder klug oder energisch oder alles zusammen; das Schicksal hatte ein Füllhorn edelster Geschenke über das Haus Carlo Bonapartes ausgegossen. Wieviel Geistesgegenwart und Muth bewies nicht Lucian beim Staatsstreich am 18. Brumaire! Er war damals Präsident des Raths der Fünfhundert, nachdem er sein Sabotinerthum in dem

Raße, wie sein Bruder emportam, in die Kumpelkammer geworfen hatte. Andere Revolutionäre mochten sich dem Militärdespotismus zuwenden, weil ihnen alle politischen Ideale durch die Anarchie vererbt waren, aber dieser Korse stand dem geistigen Leben Frankreichs, obwohl er es intellektuell beherrschte, innerlich doch zu fremd gegenüber, als daß er das Opfer heiliger Ueberzeugungen hätte zu bringen brauchen. Napoleon, im parlamentarischen Leben unerfahren, spielte bekanntlich seine Rolle als Staatsstreichsgeneral sehr schlecht; seine in der Galerie von Saint-Cloud vor dem Rathe der Alten gehaltene Rede mißrieth vollständig, sie machte auf die sonst sehr bonapartistisch gesinnte erste Kammer einen so übeln Eindruck, daß die Freunde des Generals nicht wagten, die verabredeten Anträge einzubringen. Tiefes und unheimliches Schweigen herrschte im Rath der Alten, als Napoleon mit schleppenden Schritten die erlauchte Versammlung verließ und wie im Traume nach der Orangerie wandelte, in der die Fünfhundert tagten. Hier hatte eine wüthende Opposition die Oberhand, die Arbeit war unendlich viel schwieriger als im Rathe der Alten. Napoleon tritt ein, die Deputation der Alten, die ihn begleiten sollte, war nicht zu Stande gekommen; er hatte vier Grenadiere um sich, hinter ihm wird ein ganzes Peloton von Generalen und Offizieren sichtbar. Ein furchtbares Geheul, ein orkanartiges Gebrüll durchtobt, auf allen Bänken zugleich ausbrechend, die Orangerie. „Hors la loi! Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Diktator!“ Napoleon kann kein Wort hervorbringen. Man drängt auf ihn ein, man bedroht ihn mit Thätlichkeiten, man stößt ihn; die Grenadiere nehmen ihn in ihre Mitte und ziehen ihn heraus.

Lucian bleibt allein unter diesen losgelassenen Irren und setzt den Kampf fort. Man ruft ihm die Formel zu, mit der sich die Führer der verschiedenen revolutionären Fraktionen gegenseitig von den Sesseln der Regierung auf das Schaffot geschickt hatten, das furchtbare „Hors la loi!“ „Hors la loi! Hors la loi! Abstimmen Präsident! Le hors la loi!“ Lucian verläßt den Präsidentensessel, schreitet auf die Rednerbühne zu und sagt dem General Frégeville etwas ins Ohr. Frégeville verläßt inmitten des Lärms unbemerkt den Saal. Lucian temporisirt, er läßt einige Redner ihre wilden Anträge begründen, dann, als er annimmt, daß die Soldaten, welche Frégeville holt, da sind, besteigt er die Tribüne. Sein vibrirender Bass beherrscht die Versammlung, welche in den Paroxismus von Gewaltthaten und Beschimpfung verfallen ist.

„Es giebt hier keine Freiheit mehr,“ sagt Lucian. „Da ich kein Mittel mehr habe, mich Ihnen verständlich zu machen, so sollen Sie wenigstens sehen, wie Ihr Präsident als Zeichen der Trauer hier die Abzeichen der volksthümlichen Magistratur ablegt.“ Er entkleidet sich seiner Toga und seiner Schärpe, wirft sie auf die Tribüne, dann steigt er langsam die Treppe herunter, an deren Fuß seine Freunde sich aufgestellt haben; von ihnen umgeben schreitet er auf die Thür zu, und im Augenblick, wo er sie erreicht, erscheint dort die requirirte Garde. Dann geht er hinaus, eilt in den Hof, schwingt sich auf ein Pferd, läßt einen Trommelwirbel schlagen und haranguirt die Truppen, indem er mit leidenschaftlicher, durch seine Aufregung gesteigerter Beredsamkeit verlangt, drängt, befiehlt, daß man die „Repräsentanten des Dolches“ auseinanderjagen möge. Bonaparte ertheilt Ordre dazu, die Tambours schlagen, und, Murat und Leclerc an der Spitze, bringen die Grenadiere mit gefällten Bajonetten in die Drangerie ein. Die Volksvertreter springen aus den Fenstern, der Staatsstreich ist vollzogen, die Republik gestürzt, die Militärdiktatur begründet.

Aus solchem Holze war der dritte Bruder Napoleons geschnitzt. Man hat Thiers zum Vorwurf gemacht, sein Charakterbild Napoleons zeige zu wenig das Antlitz des Tigers, es sei ein Napoleon bonhomme. Man wußte bisher schon, daß Napoleon wirklich Bonhomme an den Tag zu legen verstand, er konnte entzückend liebenswürdig sein, wenn er etwa einen Grenadier ins Ohr läppchen kniff. Eine recht deutliche Kenntniß von der gemüthlichen Seite seines Wesens verdanken wir jedoch erst dem Buche Massons. Napoleon war ein guter Sohn, Bruder und Schwager. Als zwei- und zwanzigjähriger Lieutenant nimmt er auf der Rückreise von Korsika nach Frankreich den zwölfjährigen Louis mit, um ihn in einer Artillerieschule oder sonst irgendwo, wo es Freistellen gab, unterzubringen. Vorläufig behält er ihn bei sich in seiner Garnison Auxonne, wo er sich seine Gage am Runde abspart, um Louis mitzuernähren. Er giebt ihm Stunden, um seine Bildung kostenlos zu fördern. An Joseph schreibt er folgenden von brüderlich-väterlicher Zärtlichkeit eingegebenen Brief: „Louis hat fünf oder sechs Briefe geschrieben, ich weiß nicht, was er quatscht. Er lernt mächtig, auch französisch schreiben. Ich unterweise ihn in Mathematik und Geographie, er liest Geschichte. Er wird ein prächtiger Kerl werden. Alle Frauen hier sind in ihn verliebt. Er hat so etwas wie französische Redeweise angenommen, comme il faut,

leicht; er versteht es, hic in eine Gesellschaft einzutreten, zu grüßen und thut die üblichen Fragen mit dem Ernst und der Würde eines Dreißigjährigen. Ich sehe ganz deutlich, daß aus ihm der prächtigste Kerl von uns Bieren werden wird. Freilich hat auch Niemand von uns eine so gute Erziehung genossen. Seine Fortschritte im Schönschreiben werden Dir vielleicht nicht genügen, aber Du mußt bedenken, daß ihm bis jetzt sein Lehrer weiter nichts beigebracht hat, als seine Federn zu beschneiden. Seine Orthographie dürfte Dich eher zufriedenstellen. Er ist ein reizendes Kerlchen, das ebenso sehr aus Liebe zur Sache arbeitet wie aus Ehrgeiz, und dann ist er voll Gefühl. Er hat das Streben und den Verstand eines Vierzigjährigen; nur die Kenntnisse fehlen ihm noch.“

Deutlich spiegelt sich in diesem Briefe Napoleons lebendiger Familiensinn. Daneben erkennt man, welchen Werth er auf eine gute Erziehung legte, speziell auf elegante äußere Umgangsformen. Diese letzte Erscheinung hängt damit zusammen, daß die Bonapartes zwar von guter Herkunft aber immerhin eine Barbarensippe waren, in gewissem Sinne wirklich „korsische Parvenus“: Die feinen Manieren, welche die Kinder in den angesehenen Häusern der Kulturwelt spielend erlernten, mußten die sich in Frankreich assimilirenden Korsen als erwachsene Männer mühsam studiren, ein verspätetes Bestreben, das selten mit einem vollständigen Erfolge gekrönt wird. Weil Napoleon fühlte, daß er und die Seinigen aller Bemühungen ungeachtet keine Lebensart hatten, darum hat er sich auch durch Josephines Tournüre blenden und fangen lassen. Ein Jahr nach der Abfassung des oben zitierten Briefes erwies er sich auch Elisa gegenüber als ein treuer Bruder: Der Krieg mit der Koalition von 1792 beginnt, Napoleon, inzwischen zum Kapitän ernannt, sieht ein weites Feld für seine Talente eröffnet, aber zugleich geht das Fräuleinstift von Saint-Eyr, wo seine älteste Schwester erzogen wird, in den Stürmen der Revolution zu Grunde, Elisa muß nach Korsika zurückgebracht werden, und da man sie nicht allein durch das ausgewählte Land reisen lassen kann, entschließt sich der Bruder, seinen Drang nach Ruhm einstweilen zu bändigen und Elisa nach dem Wohnsitz der Mutter zu geleiten. Später, zum Ersten Konsul emporgestiegen, überschüttet Napoleon, aufs Bereitwilligste seine Zivilliste belastend, die ganze Familie mit Millionen. Die Brüder und Schwestern kaufen sich in Paris und Umgegend die schönsten Palais und Villen der guillotinirten Aristokraten und Generalpächter und die zuweilen noch glänzenderen

Besitzungen der Ballettösen und Prostituirten. Sie werfen das unmodern gewordene Meublement aus den Häusern heraus und richten sich auf dem Fuße von Prinzen und Prinzessinnen im Empirestil wieder ein; aus dem Vollen wirthschaftend, statten die Kunstgärtner die Parks mit allen nur erdenklichen Reizen aus, Agenten durchziehen Frankreich, Stalien, Spanien, Deutschland, um die Meisterwerke der italienischen und niederländischen Malerei zu jedem Preise aufzukaufen. Neben fürstlichen Vermögen wurden allen Mitgliedern der Familie die ehrenvollsten und einträglichsten Aemter und Funktionen zugewendet. Joseph hatte die Friedensverträge von Lunéville und Amiens nebst dem Konkordat zu unterzeichnen, er war eine Zeit lang Gesandter beim Papst, Lucian bekleidete das Ministerium des Innern, dann schloß er mit Spanien, das damals keineswegs die *quantité négligeable* von heute war, den gegen England gerichteten Vertrag von 1801 und in demselben Jahre den Frieden mit Portugal. Später wurde er Senator mit dem einträglichen Nebenamt eines Schatzmeisters des Senats; er erhielt die Senatorerie Trier, mit der ein herrliches Lustschloß des vertriebenen Erzbischofs verbunden war. Zur behaglichen Einrichtung dieser Dotation standen ihm die Schätze Perus zu Gebote, die ihm die spanische Gesandtschaft eingebracht hatte. Dieser Jakobiner von gestern hatte sich nämlich ganz ungescheut die wenig säuberliche Gewohnheit der „Feudalzeit“ angeeignet, in welcher die Diplomaten von den fremden Mächten, mit denen sie unterhandelten, Geschenke anzunehmen pflegten. Nach seinem eigenen Geständniß empfing er vom Madrider Hofe zwanzig Meisterwerke der Galerie in Buen Retiro und eingefasste Diamanten im Werthe von 200000 Thalern; nach dem Zeugniß eines seiner Söhne ferner das Porträt des Königs in Lebensgröße, umgeben von einem vergoldeten Rahmen, den ein Ueberzug von Seidenpapier bedeckte. Und in dem Seidenpapier waren für fünf Millionen Diamanten!

Wohl der anspruchsvollste unter Napoleons Verwandten war sein Schwager Murat, der Mann der jüngsten Schwester, der schönen, ehrgeizigen, klugen, feinen, intriguanten Karoline. Murat entstammte kleinbürgerlichen Verhältnissen; sein Vater war nicht ohne Vermögen und auch nicht ungebildet, aber doch nur ein einfacher Gastwirth in der Provinz gewesen; Masson macht sehr wahrscheinlich, daß Murat junior Murat senior nur deshalb hat zum Posthalter avanciren lassen, um seiner Familie einen vornehmeren Anstrich zu geben. General Murat wurde unter dem

Konsulat zum Oberbefehlshaber aller französischen Streitkräfte in Italien ernannt, und er erpreßte in der bezeichneten Stellung nicht nur vom Heiligen Vater und von den Königen von Neapel und Etrurien ungeheure Summen, sondern plünderte auch die befreundete cisalpinische Republik aufs Rücksichtsloseste aus; Millionen sendete er aus der apenninischen Halbinsel nach Frankreich. Welchen Anstoß hatten nicht während des Siebenjährigen Krieges die Pariser an dem luxuriösen pavillon de Hannover genommen, welchen sich Marschall Richelieu von dem Ertrage seiner Diebstähle im nordwestlichen Deutschland hatte erbauen lassen. Und jetzt trug Murat, der sich unter der Schreckensherrschaft immer als wüthender Jakobiner geberdet hatte in einem der prächtigsten Paläste der Seinstadt seine unrechtmäßige Beute noch viel herausfordernder zur Schau; mit derselben Frivolität wie jener entartete grand seigneur und dazu mit dem plumphen Uebermuth und der geschmacklosen Verschwendung des Emporkömmlings.

Allen seinen Anhängern gab Napoleon Gelegenheit, sich auf erlaubte und besonders auf unerlaubte Weise zu bereichern; diese Staatskunst ist eben uralte in Frankreich; die Sahne jedoch durften immer die Bonapartes abschöpfen. Sie belohnten ihren Wohlthäter mit dem größten Lndank. Nichts merkwürdiger als der Gleichmuth, mit welchem die Bonapartes ihre Erhöhung aufnehmen; sie verfallen nicht in Uebermuth, aber das beispiellose Glück der Familie setzt sie auch nicht besonders in Erstaunen; sie nehmen ein Schicksal, welches die Phantasie des größten Dichters so grandios nicht zu erfinden vermocht hätte, hin, als müßte es so sein. Die ganze Familie hat nicht eine Spur von Religion; weder der Mutter noch einem der acht Kinder geht jemals der Gedanke durch den Kopf, daß das Haus Bonaparte von einer höheren Macht geleitet worden und ihr zur Dankbarkeit verpflichtet sei. Auch vor Napoleon haben sie alle wenig Respekt; sie sehen „Napolione“ mit den Augen an, mit welchen der Kammerdiener den Helben betrachtet. Joseph wirft dem Ersten Consul das Tintenfaß ins Gesicht, Pauline tritt die gesetzlichen Bestimmungen über die Zivilehe mit Füßen, Murat hat, von Karoline inspirirt, die Frechheit, zu verlangen, der Erste Consul solle ihm eine ähnliche Stellung in der cisalpinischen Republik einräumen, wie sie Napoleon in Frankreich einnahm, mit freier Verfügung über Truppen und Festungen, der Sache nach eine Art von souveränem Königreich Stalien. Lucian heirathet nach dem Tode seiner ersten Frau heimlich eine Bankierswitwe,

Madame Foubertou, eine femme soutenu, obgleich der Gatte Josephines, nachdem er Staatsoberhaupt geworden war, eine heftige Aversion gegen Schwägerinnen mit bewegter Vergangenheit empfand. Das half ihm aber nichts; Lucian, der Madame Foubertou ebenso aufrichtig liebte wie vorher Katharina Boyer, trotzte Napoleons Zorn, lehnte die ihm angedonnene Trennung von seiner Frau ab und zog mit ihr nach Rom. Obwohl die Geschwister sich sonst keineswegs gut vertrugen und oft aufs Wüthendste und Böbelhafteste mit einander zankten — besonders die Damen keiften wie die Fischweiber — waren sie doch in dem einen Punkte einig, daß „Napolione“ sie nicht anständig genug mit Geld und Ehre ausstatte. Fortwährend bestürmten sie ihn, der ungeachtet der hohen Apanagen eine „Extragratifikation“ nach der anderen bewilligte, und mehr. Als das Kaiserreich errichtet wurde, singen die Bonapartes untereinander und gemeinsam gegen die Beauharnais so viele Rang- und Etikettenstreitigkeiten an, daß die junge demokratische Monarchie in dem bezeichneten Punkte dem Hofe von Madrid zu gleichen begann, wie er sich in den Tagen Don Quichotes gestaltet hatte. Ohne Rücksicht auf die ernststen Sorgen, welche ihn heimsuchten, bestürmten die Brüder und Schwestern in wilder Aufgeregtheit den Ersten Consul und suchten ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Trotz ihrer nicht wegzuleugnenden vielfachen Gaben wären sie ohne Napoleons Genie wahrscheinlich sämmtlich nicht allzuweit im Leben gekommen, indessen lehrten sie dieses Verhältniß in ihren Disputen mit dem mächtigen Bruder geradezu um und beschuldigten ihn auch bei der größten Liberalität, die er übte, daß er sie in den ihnen zustehenden Rechten verkürze. „Wenn man Euch hört“, sagte Napoleon mit genialer sprachlicher Wendung zu den Schwestern, die sich zu immer wüsteren Präntionen verstiegen, „wenn man Euch hört, sollte man glauben, ich hätte Euch um die Erbschaft unseres in Gott ruhenden Vaters, des Hochseligen Königs Majestät betrogen“. Nicht immer vermochte er sich von dem Schmerz, welchen ihm die Unbotmäßigkeit seiner Angehörigen bereitete, mit einem Wize zu befreien: „Um Mitternacht trat Napoleon in den Salon, wo Josephine unruhig auf ihn wartete. Er sah niedergeschlagen aus, warf sich in einen Sessel und sagte in einem sehr schmerzlichen Ton: „Ich habe soeben mit Lucian gebrochen und ihn weggejagt“. Madame Bonaparte machte ihm einige Vorhaltungen: „Du bist eine gute Frau“, erwiderte er ihr, „daß Du für ihn eintrittst“. Zugleich stand er auf, schloß sie in

seine Arme, legte sanft seinen Kopf an ihre Schulter und ließ im Weiterprechen seine Hand auf ihrem Kopf, dessen elegante Coiffüre seltsam gegen sein abgespanntes und trauriges Gesicht daneben abstach. Er erzählte, daß Lucian sich gegen alle seine Vorstellungen ablehnend verhalten habe, daß er ihm mit der gleichen Erfolglosigkeit gedroht und an seine brüderliche Gesinnung appellirt habe: „Es ist doch hart“, fügte er hinzu, „in der Wahrung so großer Interessen auf einen derartigen Widerstand zu stoßen. So muß ich mich denn von Allem und Jedem isoliren und darf nur noch auf mich selber zählen. Auch gut! ich bin mir selbst genug, und Du, Josephine, wirst mich immer trösten!“

In jeder Beziehung treu war diese Trösterin, wie wir gesehen haben, nicht, aber sie war wenigstens fügsam, ging auf Napoleons Intentionen ein und bereitete ihm keinen Aerger. Eugen Beauharnais war geradezu ein musterhafter Stiefsohn, und Hortense liebte der Erste Konsul wie seine leibliche Tochter. Jedenfalls betrug die Beauharnais ihm gegenüber besser als sein eigenes Fleisch und Blut. Wie schäumte er, wenn er in den englischen Zeitungen die wahrheitsgetreuen Berichte über Paulinens standalösen Lebenswandel in Stalien las! Und wenn er ihr dann lange und lebhafteste Ermahnungen zur Anständigkeit schrieb, die von den besten politischen Gründen getragen waren, so knitterte die unverbesserliche Sünderin träumerisch das Papier zusammen und trällerte zwischen ihren schönen weißen Zähnen hindurch ein Liedchen. Und sämtliche Verirrungen ihrer Kinder wurden von Vätitia bemäntelt und vertheidigt; stets ergriff sie gegen den Partei, der sie zur madame mère erhoben und mit Schätzen überschüttet hatte; sie meinte, er könne ihr und seinen Geschwistern immer noch reichlicher geben, unablässig intriguirte und raisonnirte sie; sie lebte und webte in den niedrigen Träumen einer unerfättlichen Habgier, ihrer Leidenschaft wäre nur Genüge geschehen, wenn Napolione Frankreich den Bonapartes wie eine unsichere Privatdomäne zu Raubbau und Ausschachtung ausgeliefert hätte.

Die ganze barbarische Leidenschaft der Familie dokumentirte sich in den Kämpfen und Ränken um die Succession. Wer sollte den Ersten Konsul ersetzen, wenn er im Kriege fiel, einem Attentat erlag oder auf dem natürlichen Wege mit Tod abging? Joseph, Louis, Lucian hielten sich alle drei, ihre hübschen Talente dreist dem Genius des Bruders gleichstellend, für geeignet, ein französisches Staatsoberhaupt abzugeben. Wenn Napoleon den österreichischen

Kugeln oder der Hüllenmaschine Saint-Réjants erlegen wäre, würde in den Herzen seiner Brüder wenig Raum für die Trauer gewesen sein, von einer so verzehrenden Begierde nach dem Besitz der Gewalt waren diese Korven erfüllt. Natürlich war Männern von ihrer Gefinnung oder Gefinnungslosigkeit die Republik ein Dorn im Auge; sie konnten den Tag nicht erwarten, an dem sich Napoleon die Krone aufs Haupt setzte. Besonders der unbändige Lucian brannte vor Ungeduld; er veröffentlichte als Minister des Innern eine anonyme Broschüre zu Gunsten der Errichtung einer Dynastie Bonaparte; Brutus war Cäsarianer geworden, weil er dereinst Oktavianus zu sein hoffte. Vorläufig jedoch mußte Brutus das Portefeuille des Innern niederlegen, denn der klügere Bruder erkannte, daß die zweite saftigere Birne noch nicht reif sei. Napoleons Zögern hinsichtlich der Beseitigung der Republik und besonders die Nicht-Designirung eines Nachfolgers trieb Joseph, Lucian und Louis in die Reihen der Opposition; Beide, besonders Lucian, agitirten auf alle mögliche Art, auch auf literarischem Wege, zu Gunsten ihrer Nachfolge, indem sie besonders die mit dem Regiment des Ersten Konsuls Unzufriedenen für sich zu interessiren suchten. In ihrer unbezähmbaren Hier kannten sie keine Skrupel; sie gewannen es nicht einmal über sich, die durch die Klugheit gebotenen Rücksichten zu nehmen. Mit Behagen erzählten sie, daß Josephine keine Kinder bekomme, liege nicht an ihr, sondern an Napoleon; sie stellten den Sieger von Marengo fast als einen zweiten Marfes dar, ohne zu bedenken, welchen Schaden das, wie die Menschen nun einmal sind, dem Prestige des Ersten Konsuls thun mußte. Joseph hatte nur Töchter, Lucian hatte Söhne, aber von Madame Soubertou, welche Napoleon nicht als legitime Gattin seines Bruders anerkennen wollte; dagegen hatte Louis damals von Hortense einen Sohn, Napoleon Charles, den der Erste Consul zu adoptiren und mit dem Successionsrecht auszustatten gedachte. Joseph und Lucian bersten vor Wuth und Neid; Joseph schreit: „Napolione soll verflucht sein; er soll krepiren zum Wohle Frankreichs und der Familie!“ Dann greift er zu einer Pistole und schießt auf ein im Zimmer hängendes Oelbild Napoleons in Lebensgröße. Am allermaßlofesten jedoch zeigte sich bei dieser Gelegenheit Louis, der Vater des Kindchens, dem die Weltherrschaft zugehört war. Louis liebte seinen Sohn, gewiß, aber die Weltherrschaft gönnte er ihm nicht; die kam ihm nach seinen Begriffen selber zu. Er

eilte in die Tuilerien, wo ein schrecklicher Auftritt erfolgte: „Warum soll ich,“ sagte Louis, nachdem es ihm gelungen war, sich einigermaßen zu beruhigen, zu Napoleon, „warum soll ich meinen Antheil an Deiner Nachfolge meinem Sohn abtreten? Wodurch habe ich verdient, daß man mich enterbt? Welche Stellung für mich, wenn dieses Kind Dein Kind geworden ist und eine Würde bekleidet, höher als die meinige, wenn es unabhängig von mir ist und den Vortritt vor mir hat, wenn es mich mit Mißtrauen, vielleicht gar mit Geringschätzung ansieht! Nein, ich werde das niemals zugeben, und ehe ich auf die königliche Würde verzichte, die im Begriff ist, als unser Erbe auf uns überzugehen, ehe ich mich damit einverstanden erkläre, das Haupt vor meinem Sohne zu beugen, verlasse ich lieber Frankreich, nehme Napoleon Karl mit mir und warte ab, ob Du es wagen wirst, in aller Deffentlichkeit Kindesraub zu begehen.“

Die Krone des Heiligen Ludwig ging also nach der Geschichtsphilosophie dieses korrumpirten Abenteurers als „unser“ Erbe auf die Bonapartes über; als ein Glied der Familie Bonaparte war „Napolione“ mit emporgekommen; im Familienrath kam ihm demgemäß nur eine Stimme zu, wie Guiseppe oder Ludovico; er war an ungeschriebene Hausgesetze gebunden, von demselben Inhalt wie die geschriebenen der legitimen Dynastien. Erkannte der Erste Konsul die bezeichnete Behauptung nicht an, so bestahl er seine Brüder eben um die Hinterlassenschaft ihres in Gott ruhenden Vaters, des Hochseligen Königs Majestät. In der That! wenn man nach der Bescheidenheit urtheilen darf, war der Quälgeist Hortensens kein Lump! In der vorliegenden Streitfache setzte er seinen Willen durch, wie bei anderen Gelegenheiten Pauline, Lucian, Murat, Karoline den ihrigen; Napoleon wagte wirklich nicht, den Knaben, dem er die Herrschaft zugedacht hatte, gegen den Willen des leiblichen Vaters zu adoptiren; er ließ vielmehr den Plan fallen und die Successionsfrage in der Schwebe. Die ganze Familie athmete auf, die übrigen Geschwister natürlich noch viel hörbarer als Louis. Der Vorfall steigerte die angeborene Menschenverachtung Napoleons bis ins Ungemessene. Einmal als die ganze Familie versammelt war, und er den kleinen Napoleon Karl, den er sehr lieb hatte, auf dem Schooße hielt, sagte er, indem er den Kleinen liebte: „Wenn Du groß bist, mein Junge, und Dein Leben ist Dir lieb, dann nimm von Deinen Onkels und Tanten ja nichts zu essen und zu trinken an“.

Napoleon befohl als Kaiser, daß nicht porträtähnliche sondern nur idealisirte Bildnisse von ihm unter dem Volke verbreitet werden sollten, denn seine Physiognomie zeigte bei aller Regelmäßigkeit und Schönheit in der unteren Gesichtspartie einen unverkennbaren Zug der Gemeinheit. Ein gerütteltes Maß voll Gemeinheit war dem Verleumder der Königin Luise in der That eigen, aber seine Seele war auch vieler edler Regungen fähig, während in dem Gesamtcharakter der Familie das Niederträchtige entschieden überwiegt. Unbändige Selbstsucht, maßloser Jähzorn, ingrimmiger Neid, brutale Herzlosigkeit, strupellose Geldgier, grobe Sinnlichkeit, widerwärtige Heuchelei, absoluter Mangel an Pietät und Frömmigkeit in irgend welchen Formen, das sind die hervorstechendsten moralischen Merkmale der Bonapartes; allerdings abgesehen von den Tugenden des Muthes und der Thatkraft. Aber wie hoch man die zuletzt genannten sittlichen Eigenschaften neben dem Vorzug der geistigen Befähigung auch anschlagen mag — die Bonapartes bleiben doch, gerade heraus gesagt, eine abscheuliche Bande, eine korsische Räuberbande, welche die sittliche Unkultur ihres zurückgebliebenen Eilandes mit den Lasten der galloromanischen Hyperzivilisation in sich vereinigt und ihre titanischen Leidenschaften mit ungebrochener barbarischer Urkraft zu befriedigen strebt. Nur schwer vermag Napoleon solcher Brüder und Schwestern Meister zu bleiben, nicht immer setzt er bei ihnen seinen Willen durch, zumal er keineswegs ein Haustyrann war, sondern den Seinigen, die er auf seine Art lieb hatte, und die ihn wohl auch auf ihre Art wiederliebten, viel Bewegungsfreiheit ließ. Ueberhaupt kann ich nicht leugnen, daß die Gesamtheit der Napoleonischen Studien, sowohl der älteren als auch der jüngst in Frankreich betriebenen, auf mich den Eindruck macht, als ob Napoleon nicht nur der größte der Revolutionsmenschen gewesen sei sondern auch einer der besten.

Ich habe noch nicht von dem jüngsten der Geschwister, von Jérôme, gesprochen. Für ihn erwies sich der plötzlich erworbene Reichthum der Familie als verderblich; er wurde zum zügellosen Genußmenschen und tollen Verschwender, wie so viele Söhne von Emporkömmlingen — denn wie einen Sohn Napoleons kann man ihn seinem Alter nach betrachten. Das Charakterbild dieses jungen Mannes zeigt den unverfälschten Typus der jeunesse dorée gewöhnlichen Schlages, wenigstens in den vorliegenden Bänden des Massonschen Wertes; in den Schlußbänden wird uns wohl auch die andere Seite von Jérômes Wesen geschildert werden, denn der

jüngste Bruder Napoleons hatte bei aller sonstigen Nichtigkeit einen martialischen Zug an sich, der ihn über die Alltäglichkeit hinaus hob und seiner Herkunft würdig machte. Napoleon ließ sich das Uebermaß von tollen Streichen und Jugendsünden Jérômes nachsichtig gefallen, er behandelte eben Jeden seiner Angehörigen mit großem Liberalismus nach seiner Individualität und glaubte, der Junge würde sich schon die Hörner ablaufen. Er bezahlte seine ungeheuren Schulden und schickte ihn — der Friede von Amiens hatte gerade das Meer von den feindlichen britischen Flotten befreit — als Marineaspiranten auf einem Kriegsschiffe auf Seereisen. Der Erste Konsul wollte aus seinem jüngsten Bruder einen Admiral machen; in einem Briefe forderte er ihn auf, der französischen Marine Lorbeern zu erringen, wie er selber sie für die Armee ersochten hätte; es komme nicht darauf an, lange zu leben, sondern einen ruhmreichen Namen zu hinterlassen. Aber Jérôme hatte keine Anlage zum Seebären; den Befehl des Bruders, auf die Masten zu klettern wie alle Uebrigen, schlug er in den Wind; überhaupt kümmerte er sich den Teufel um den Dienst, jedoch wenn man in Mittelamerika oder der nordamerikanischen Union, wo das Kriegsschiff eine Tournee machte, einen Hafen anlies, dann befand er sich in seinem Element, dann ging er los. Wie der flotte Brasilianer Offenbachs ließ er die Goldstücke nur so durch die Luft wirbeln, bei allen französischen Residenten zog er Unsummen auf die Schatulle des Ersten Konsuls; zitternd und bebend honorirten jene Herren seine Wechsel, denn wer wußte, ob Napoleon für den Thronstuhlgut eintreten würde? Auf der geschilderten fideleu Odysee gelangte ihr Held auch nach Baltimore und machte hier die Bekanntschaft von Miß Elisabeth Patterson, „der Schönen von Baltimore“. Miß Patterson, eine Katholikin irischen Ursprungs, war zwanzigjährig wie Jérôme und die Tochter eines reichen Kaufmanns. „Sie war so schön, wie es wenige Frauen je gewesen sind: Züge von vollendeter Reinheit, Anmuth und Regelmäßigkeit, braune, klare, schimmernde Augen, Hals und Schultern wundervoll, Wuchs und Glieder ausgesucht elegant, nichts Angelsächsisches an ihr, alles irische Rasse, wie sie sich zuweilen in fremdartiger und stolzer, siegreicher und überwältigender Schönheit offenbart. Es ist ein Porträt Miß Pattersons von Gilbert Stuart erhalten, . . . und es ist unmöglich, dort einen Schönheitsfehler, eine körperliche Unvollkommenheit zu entdecken; es ist die Schönheit selber! Und keine schwerfällige, starre, strenge, statuenhafte Schönheit, sondern eine farbige, schwellende,

lachende . . , gewöhnt an tausend Triumphe, an die allgemeine Huldigung, gewöhnt, wo sie hinkommt, überall Leidenschaften zu entzünden . . .“

„Das Weib muß ich haben!“ dachte unser „Immer lustig“ beim ersten Anblick der Schönen von Baltimore. Miß Patterson nahm die Bewerbung des hübschen Jungen auch sehr freundlich auf, aber sie unterschied sich von den anderen Damen, deren Bekanntschaft der Jean Bart in spe auf seiner Ausbildungsreise gemacht hatte, dadurch, daß sie geheirathet sein wollte. Elisabeth Patterson ist die Ahnmutter jener reichen Amerikanerinnen, die in unserem Jahrhundert so viele europäische Aristokraten mit ihrer Hand beglückt und ihre Wappenschilder vergoldet haben, bis herunter zur Prinzessin von Chimay. Jérôme war, wie gesagt, ein junger Mensch, dessen Aeußeres einem Mädchen wohl gefallen konnte, indessen ist es mindestens fraglich, ob Miß Patterson ihn wirklich geliebt hat, sie erkannte aber richtig, daß ihre allerreichsten Freundinnen vor Neid stücken würden, wenn es ihr gelang, die Schwägerin des berühmten Ersten Konsuls der französischen Republik zu werden, von dem man sagte, er würde sich zum König machen. Das war vielleicht fancy, aber wenn auch kein König so war Napoleon Bonaparte doch mindestens ein Washington. So erklärte denn Elisabeth, sie wolle lieber für eine Stunde Frau Jérôme Bonaparte sein als ihr ganzes Leben die Frau eines Anderen. Wesentlich kühler als seine ehrgeizige Tochter beurtheilte den Bund der jungen Herzen Papa Patterson. Er gab zwar die Verlobung zu, aber als der französische Geschäftsträger in Washington, Citoyen Pichon, ihm einen Auszug aus dem Code civil übersendete, aus welchem hervorging, daß der minorene Jérôme ohne die Einwilligung seiner Mutter keine rechtsgiltige Ehe schließen konnte, besann er sich. Jérôme hatte seinem zukünftigen Schwiegervater mit der seiner Familie eigenthümlichen moralischen Skrupellosigkeit vorgelogen, er wäre schon einundzwanzig. Nachdem der Betrug aufgedeckt war, vermüßte Patterson für die Sicherheit seiner Tochter die genügenden Garantien, die Heirath erschien ihm als eine zu unsichere Spekulation. Er hatte sich durch die Aussicht auf eine heispiellos vornehme Familienverbindung blenden lassen, und, ein selbstbewußter Yankee wie er war, die Sache so angesehen, daß seine reiche und schöne Tochter für einen Franzosen auf alle Fälle eine begehrenswerthe Parthie war, selbst wenn dieser Franzose den Ersten Consul zum Bruder hatte. Aber Donnerwetter! der Franzose mußte seine Tochter zur Frau nehmen, nicht zur Maitresse! Um die Gefahr

eines solchen Skandals zu vermeiden, erklärte der Vater der Braut die Verlobung für aufgehoben.

Überall, wo Jérôme auf seiner Fahrt diplomatische Vertreter der französischen Republik angetroffen hatte, war er ihnen mit Arroganz und ohne die ihrer Würde gebührende Achtung begegnet, wie ein echter dummer Junge aus ungebildetem, reich gewordenem Hause. Auch mit Bichon stand Jérôme schon längere Zeit in einem Briefwechsel, der, besonders von seiner Seite, in einem sehr gereizten Tone geführt wurde. Aber — für „Immer lustig“ ist dieser Vergleich nicht zu trivial — trotz ihrer Gereiztheit klangen Jérômes sämtliche Billette so aus wie die Korrespondenzen Wippchens aus Bernau, nämlich mit dem Ersuchen um einen Vorschuß von einigen Tausend Dollars. Auch die flegelhaften Schreiben, welche der jüngste Bruder des Ersten Konsuls nach der Einmischung Bichons in die Pattersonsche Angelegenheit an den Repräsentanten seines Landes richtete, gipfelten in der Bitte um weitere 10000 Dollars.

Inzwischen ließ sich Miß Patterson nicht beirren, sie bestand auf ihrem kleinen Bonaparte, und bei der Selbständigkeit, welche in Nordamerika den Kindern eingeräumt wird, setzte sie ihren Willen auch durch. Jérôme unterschrieb einen Heirathskontrakt, den ein tüchtiger Rechtsanwalt mit allen Klauseln versehen hatte, um die Heirath unanfechtbar zu machen, und in dem alle Möglichkeiten der Anfechtung vorgesehen waren: Der Bräutigam verpflichtete sich, „seiner Ehe in allen Stücken die Form und Gültigkeit einer rechten Ehe zu verleihen, gemäß den ordentlichen legalen Bestimmungen des Staates Maryland und der französischen Republik.“ Ferner wurde stipulirt, daß, „wenn trotz alledem eine Trennung des Bandes der Ehe erfolge (was Gott verhüte), Elisabeth Patterson der volle und ganze Genuß ihres unbeweglichen, beweglichen und gemischten Vermögens verbleiben solle.“ Nachdem Jérôme Bonaparte seinen Namen unter das zitierte Dokument gesetzt hatte, gab Papa Patterson dem jungen Paare seinen Segen, das Grafschaftsgericht von Baltimore ertheilte die nachgesuchte Lizenz, und der katholische Bischof von Baltimore, Reverend Carroll, vollzog die Trauung.

Die Wiederherstellung des Verlöbnißes war vor Bichon geheim gehalten worden; erst nach der Hochzeit schrieb ihm Jérômes Sekretär: „daß die eheliche Verbindung des Citoyen Bonaparte mit Fräulein Patterson gestern Abend stattgefunden hat. Citoyen Bonaparte beauftragt mich, Ihnen mitzutheilen, daß er mit Ungeduld die Uebersendung von 4000 Dollars erwartet“

Steamers und Telegraphen verbanden damals noch nicht die Union mit Europa, und der Imperator an der Seine ahnte nichts von dem Roman, welcher sich in der neuen Welt abspielte. Er war damals gerade im Begriff, sich das Diadem aufzusetzen. Mit der Krönung schließt das Werk Massons, so weit es bis jetzt erschienen ist. Den melancholischen Ausgang des Schäferspiels von Maryland werden erst die Schlussbände schildern. Aber wie das neue Mitglied der europäischen Fürstenfamilie über Resallianzen dachte, erkennt man schon aus den vorliegenden Kapiteln an seinem Verhalten gegenüber Lucian. Er erklärte ihm, wenn er dabei beharre, seine Gemahlin nicht zu verstoßen, würde er ihn von dem Range eines französischen Prinzen ausschließen; an die Anerkennung des Erbfolgerechtes seines Sohnes wäre nicht zu denken. Darauf antwortete Lucian: „Meine Frau, mein Sohn, meine Töchter und ich sind Eins“. Das war sehr ehrenwerth gesprochen, aber man würde Lucian verkennen, wenn man seine Haltung allein auf Pflichtgefühl und Liebe zu den Seinigen zurückführte. Den Grundzug seines Wesens bildete nicht Gemüth, sondern müster Trog; wie er vom Jakobinerthum ausgegangen war, so blieb er Zeitlebens Jakobiner in dem Sinne, daß er zu wild und zu bössartig war, um irgend Jemand freiwillig zu gehorchen; „Brutus“ entbehnte allen Gemeinfinns; sein Individualismus entsprang der Selbstsucht; bei totaler politischer Prinzipienlosigkeit war er Anarchist aus Temperament.

Den wirkungsvollen Abschluß des vorläufig letzten Bandes von Masson bildet die Krönung. Der Verfasser erzählt uns, wie die neugeborenen Prinzessinnen sich weigern, ihrer wüthend gehafteten kaiserlichen Schwägerin die Schleppe zu tragen, wie sie vom Kaiser dazu gezwungen werden und dann, zu Rorfinnenrache unter einander verschworen, den Krönungsmantel Josephinens in dem Augenblick fallen lassen, wo sie den Thron besteigt, so daß sie von dem Schwergewicht des Prachtgewandes beinahe hinterrücks umgerissen wird. „Und Er, dessen Seele von Stolz schwillt, als er, schon bekleidet mit den Krönungsgewändern, die Krone auf dem Haupte und das Szepter in der Hand, auf den Papst zuschreitet, der ihn erwartet, Er sagt in diesem Augenblicke nur ganz einfach: „Joseph, wenn das unser Vater sähe!“

Gerhart Hauptmann.

Von

Max Lorenz,
Berlin-Steglitz.

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben.
Das wehende Grün in den Thälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Das goldene Brod auf den Aedern,
Dir woll' es den Hunger nicht stillen,
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Die Blumen und Blüthen der Erde,
Gesogen voll Duft und voll Süße,
Soll Purpur und himmlischer Bläue,
Dir säumten sie nicht deinen Weg.

Wir bringen ein erstes Grüßen
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Dufsten des Frühlings;
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röthe des Tags.

Es leuchtet von unsern Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimath;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Der Dichter dieser holdseligen Verse aus „Hanneles Himmelfahrt“, die wahrhaftig würdig sind, von Engeln gesprochen zu

werden, ist bekanntlich der größte Naturalist. Hauptmann hat mit der „Versunkenen Glocke“ ein Werk geschaffen, das mit seinen bis jetzt vorliegenden 44 Auflagen sicherlich in tausenden von Fällen eine wundervolle Festgabe an zarte Mädchen und holde Frauen gewesen ist. Mit seinem Weber-Drama aber rief er die Staatsgewalt auf, daß sie „heiligste Güter der Nation“ gegen das „revolutionäre“ Bühnenwerk in Schutz nehme. Lyriker und Naturalist — das sind die Pole, die Gerhart Hauptmanns Wesen begrenzen und bestimmen.

Diese Mischung von Lyriismus und Naturalismus ist garnichts so Einzigartiges, nur Hauptmann Eigenthümliches. Vor der Zeit seines Ruhmes tauschte Hauptmann mit Arno Holz und Johannes Schlaf künstlerische Absichten und Pläne in freundschaftlichen Gesprächen aus. Diese beiden schreiben auch naturalistische Dramen, von denen sie sogar behaupten, daß sie noch naturalistischer seien, als die des glücklicheren Genossen von ehemals. Holz aber sowohl wie Schlaf erreichen die besten Wirkungen, die ihrer Kunst beschieden sind, als Lyriker. Der Gegensatz zwischen Lyriismus und Naturalismus ist in Wahrheit auch nur äußerlich; es ist der Gegensatz von Polen, die doch aufeinander angewiesen sind und innerlich zusammengehören.

In der Rede über Fontane, die im vorigen Heft abgedruckt ist, bemerkte ich flüchtig, daß der naturalistische Künstler sich getrieben fühle, in den Menschen und in der Natur aufzugehen, die Dinge unpersönlich und darum wie sie „wirklich“ sind, zu schildern. Dem naturalistischen Künstler ist eine individuelle Schwächlichkeit stets zu eigen. Er fühlt sich mit den Dingen Eins, in den Dingen drin und oft, da die umgebenden Dinge, Menschen und Verhältnisse, den Vorzug der Massigkeit haben, ihnen unterthan. Er leidet unter den Eindrücken. Leiden zeugt Sehnsucht nach einem freieren Zustand. Er strebt, zwischen und unter den Verhältnissen weg und darüber zu gelangen in eine weichere, wonnigere Welt. Das lyrische Phantasiestück und Märchen ist das künstlerische Befreiungsmittel des naturalistischen Individuums. Arno Holz veröffentlichte unlängst eine lyrische Gedichtreihe „Phantasia“; Gerhart Hauptmann aber suchte Befreiung der Seele in dem Märchendrama von der versunkenen Glocke. —

Ich bemerkte, daß der Naturalist sich oft der Massigkeit der umgebenden Welt unterthan fühlt und unter den empfangenen Eindrücken leidet. Die Mittelfiguren — Helden kann man nicht sagen —

in Hauptmanns Werken sind denn auch stets Seelen voll Leid und Schwäche. Johannes Bockerat geht zwischen zwei Welten zu Grunde, weil er sich für keine entscheiden kann. Genau so ergeht es Heinrich dem Glockengießer. Auch Florian Geyer ist, trotz persönlicher Mannhaftigkeit, kein Held, zum Siegen bestimmt und Führer einer neuen Zeit erwählt. Auch er „kann nit recht spielen und so schlug man ihm die Laute am Kopfe entzwei.“ Hannele Mattern, das arme Kind, darf überhaupt nicht im Leben und fürs Leben zu kämpfen wagen; ihr ist nur selig zu sterben beschieden. Fuhrmann Henschel ist ebenfalls ein guter, aber schwacher Mann, den seine Schwäche zu Grunde richtet. In den Webern endlich thürmt sich ein ganzes Riesengebirge menschlicher Schwäche und Qual vor den schauernden Blicken. Einmal nur hat Hauptmann einen Mann in die Mitte seines Werkes gestellt, der auf seinem Stück besteht, der fest ist und geradeaus schreitet auch über geliebte Menschen hinweg: Alfred Loth in dem Drama „Vor Sonnenaufgang“. Aber dieser Loth ist nicht aus eines vollblütigen Herzens gesunder Kraft heraus ein aufrechter Mann, sondern stolziert am Krückstock einer Theorie einher. —

Man hat dem Dichter aus seinen schwächlichen Charakteren gelegentlich Vorwürfe gemacht. Ueber Johannes Bockerat z. B. steht in einer Hauptmann behandelnden Arbeit zu lesen: „Nirgend gewinnt man die Ueberzeugung, daß Johannes unter günstigen Umständen das Beste leisten würde. Denn er ist nicht anders, wo kein Grund zur Zurückhaltung vorläge, in den Szenen mit Anna, die nach seiner Meinung alles weckt, was in ihm schlummert, löst, was gefangen liegt, stützt, was schwankend ist.“ Solchem Tadel kann ich nicht beistimmen. Denn darin liegt gerade das Wesentliche und auch Tragische in Johannes' Charakter, eine problematische Natur zu sein, die in keiner Lage Genüge findet, aber auch keiner Lage gewachsen ist. Johannes ist auch gar nicht ein Schwächling aus nur individueller Naturanlage, sondern er ist zerspalten, weil er einer Uebergangszeit angehört: er wurzelt in alten Verhältnissen, seine Gedanken aber gehören einer neuen Zeit an. Daß er sich über sich selbst täuscht, daß er meint, ein Anderer, Größerer zu sein, wenn er freier wäre, ist bei solchen Menschen in solchen Zeiten ganz gewöhnlich. Solche Charaktere zu zeichnen, kann dem Dichter gar nicht verwehrt werden. Ja, es wird, gerade in unserer Zeit, wahrscheinlich jeder Dichter einmal sich vor solch ein psychologisches Problem gestellt sehen. Ueberhaupt stehe ich auf dem Standpunkt,

daß jeder Stoff und jeder Seelenzustand vom Künstler, der ihm gewachsen ist, behandelt werden darf und daß jeder mit ausreichendem Vermögen behandelte Stoff vollkommene künstlerische Wirkung erzielen kann. Dennoch aber machen nach meinem Gefühl die ersten Werke Hauptmanns einen unerfreulichen Eindruck; und zwar liegt das Unerfreuliche darin, daß sie beunruhigen, eine nervöse Stimmung, eine peinliche Unzufriedenheit im Betrachter hinterlassen. Woran liegt das? Und wie kommt es, daß später genau ebenso naturalistische Werke mit gleicherweise „unerfreulichen“ Stoffen solche Stimmung nicht erzeugen?

Dem naturalistischen Dichter haftet, wie ich Anfangs ausführte, eine gewisse individuelle Schwächlichkeit und Verletzlichkeit an. Die Eindrücke von außen thun ihm weh, mehr weh sogar, als nöthig wäre. Es geht ihm, wie einem bereits etwas strapazirten Kranken, der auch empfindlicher zu sein pflegt, als der Eingriff es nothwendig machte. Die verletzliche Seele des Dichters, die allzu heftig reagirt hat, giebt die Eindrücke ebenso heftig wieder von sich. Und so macht das Kunstwerk den Eindruck des Brutalen, Uebertriebenen. So ist's mit dem Drama „Vor Sonnenaufgang“, auch mit dem darauf folgenden „Friedensfest“. Erst später erkennt man, daß, was aus der Rohheit zu stammen scheint, seinen Grund in der Zartheit hat. Anders verhält es sich mit den „Einsamen Menschen“. Die, besonders in ihrer Mittelfigur Johannes, machen zu sehr den Eindruck des Persönlichen. Man fühlt immer im Hintergrunde den armen Dichter leiden, sich seziren, sich quälen. Das aber widerspricht gerade dem Wesen der naturalistischen Dichtung. Die muß durchaus unpersönlich sein.

Diese Unpersönlichkeit hat Hauptmann in vollkommener Weise in den Webern, seinem ersten vollgiltigen Werk, erreicht. Es ist gar kein Zweifel, daß der Stoff an sich bereits wirkungsvoll ist, wenn die Wirkung vielleicht auch nur auf das gute Herz bei den Einen, die Nerven bei den Anderen geht. Zu ästhetischer Wirkung, zur Wirkung eines Kunstwerkes gelangt das Drama durch die zu vollendeter Anschaulichkeit gebrachte Darstellung des Elends, darunter alle diese Webergestalten zu leiden haben. Welche Ruhe der Betrachtung, welche Selbstüberwindung und Selbstvergeffenheit gehört dazu, solche Tiefen menschlichen Elends bis in's Kleinste getreu darzustellen. Und diese Ruhe und Selbstüberwindung geht vom Dichter auf den Leser oder Betrachter über. Allerdings sind wir immer an der Grenze, wo die ästhetische Schaulust aufhören und die

menschliche Empörung beginnen muß, so wie auch bei den Webern von der tiefsten Leidensfähigkeit bis zum wahnsinnigsten Aufstand nur ein Schritt ist. Wenn nun wirklich, im vierten Akt, der Aufbruch tobt, wenn Dreißigers Haus gestürmt und zerstört wird, dann ist's auch mit aller Lust ästhetischer Betrachtung vorbei. Nirgends in der Kunst scheint mir eine revolutionäre Wirkung auf die Seele klüger und tiefer vorbereitet zu sein, als hier durch die vorausgegangene ästhetische Fesselung. Das zum Außersten treibende Moment der Tragödie ist übrigens nicht direkt das Weberelend. Dieses Elend und der aus ihm aufdampfende Zorn vielmehr führen erst zu einem lyrischen Erguß, zum Weberlied, das plötzlich, wie von Allen empfunden und gedichtet, entsteht, Niemand weiß, woher. Diese revolutionäre Lyrik erst peitscht die Leute auf zu einer im Grunde doch unsinnigen That. Es ist nicht etwa eine That der Verzweiflung und des aus der Verzweiflung geborenen Muthes, nach dem Muster vielleicht: „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden“ u. s. w. Auch nicht einmal die Verzweiflung giebt den ausgehungerten Webern Kraft. Was sie zur unerhörten That treibt, ist Stimmung, die sich wohl lange vorbereitet hat, aber plötzlich, auf den Rhythmen des Weberliedes, emporfliegt und im Fluge Alle mit sich reißt. Es ist — möchte ich sagen — eine lyrische That, die nachher sicherlich schrecklich gebüßt werden wird, mit so vielen Jahren Zuchthaus, so entsetzlichem, zurückbleibendem Elend von Weib und Kind. Es ist fein und tief, daß der Dichter das „Weberlied“ zur treibenden Kraft der Tragödie gemacht hat. Wie ein unheilvoller schwarzer Vogel flattert es empor, aus dem Elend der Masse geboren, der ersehnten Freiheit entgegen, um noch schrecklichere Unfreiheit im Gefolge zu haben. In diesem Liede finden alle diese Weber den Ausdruck ihrer Seelen und ihrer Leiden. In den Klängen dieses einen Liedes dringt das ganze große Weberelend an das Ohr des Fabrikanten, der auch gegen dieses Lied zunächst seine Wuth und seinen Kampf richtet.

Die Verbindung von Leid und Lied macht auch das Wesen der Traumdichtung „Hanneles Himmelfahrt“ aus. Ihre ergreifende und tragische Wirkung beruht auf der Verbindung von tiefstem irdischen Elend mit holdester, himmlischer Traumseligkeit. An diesem Kontrast hat man Anstoß genommen. Ein sehr schätzbare Kritiker schreibt: „Er wollte eben durch Kontraste wirken, und es ist fein gutes künstlerisches Recht. Aber auch Kontraste sind in jedem guten Gemälde abgetönt, auch Kontraste dürfen nicht grell, nicht

schreiend sein.“ Ich lasse es dahingestellt, ob wirklich die Abstönung aller Kontraste für jedes „gute Gemälde“ Erforderniß ist. Im Leben aber und in der Menschenseele existiren sie unabgetönt, unvermittelt, nur durch das Gesetz des Gegensatzes verbunden, wie in Hegels Philosophie. Nicht immer, zu allen Zeiten und in allen Menschen, sind solche Kontraste das Gewöhnliche. Aber unter Umständen kann der gefangene Held die herrlichsten Freiheitsträume träumen; es vermag der von der Geliebten Entfernte die Liebe am glühendsten zu empfinden. Und wer dem Glück zeit lebens am allerfernsten gestanden ist, der hat wohl gar die holdeste Vorstellung von seiner Süße, wie Hannele. Ich sehe in Hanneles Himmelfahrt logisch und psychologisch eine Wahrheit, einen tiefen Sinn. In dieser Traumbichtung, die im Armenhause spielt, entfaltet sich aber auch des Dichters Anfangs gekennzeichnete Doppelnatur — als Lyriker und Naturalist — am klarsten. Hier hat Hauptmann Alles gegeben, was er kann und was er ist. Seine ganze Seele liegt in dieser ihn kennzeichnendsten Dichtung. Hannele ist in gewisser Weise eine Parallelerscheinung zu ihrem Schöpfer. Sie feiert im Traum ihre Erlösung von den Nothheiten des Lebens; der naturalistische Dichter bedient sich des Märchens oder der Traumbichtung als künstlerischen Befreiungsmittels aus dem Druck der Wirklichkeiten.

Nachdem Hauptmann in der Hannele-Dichtung so ganz dem eigenen Wesen Ausdruck gegeben und Genüge gethan hatte, ging er, wie mich dünkt, in „Florian Geyer“ über sich und die Grenzen seines Könnens hinaus, um dabei schnell zu Fall zu kommen. Im „Florian Geyer“ findet sich Vieles, was zur Webertragödie in Parallele steht. Ich möchte sagen: der Dichter versuchte aus den Elendsstiefen des heimischen Gebirges den Aufstieg zur Alpenhöhe weltgeschichtlicher Geschehnisse. Es ist mir überhaupt nicht wahrscheinlich, daß Hauptmann ein historisches Drama großen Stils schaffen und einer weltgeschichtlichen Umgestaltung Ausdruck geben könnte. Solch eine „Weltenwende“ stellt sich doch immer als ein Kampf der Ideen dar; alte „heilige“ Güter werden zertrümmert, neue heilig gesprochen. Die Stärke des naturalistischen Dichters liegt in der Kraft, mit der er Sinnesindrücke aufnehmen und verarbeiten kann. Solche Sinnesindrücke aber können aus der Vergangenheit doch nur schwer oder gar nicht zu unmittelbarer Empfängniß gelangen. Es ist natürlich gar nicht zu leugnen, daß auch „Florian Geyer“ vieles Interessante und

manches Große enthält. Im Grunde aber bedeutet er einen Irrthum, von dem man — ein bekanntes Wort variirend — entschuldigend sagen möchte: Dem Ruhme des Weber-Dichters war es erlaubt, sich über seine Kräfte zu täuschen.

Aus der Trauer über den Fall des so groß geplanten Werkes und wohl noch aus mancher anderen trübseligen Stimmung heraus erwuchs das Märchendrama „Die versunkenen Glocke“. Ich vermag in mir nicht jene Fülle von Bewunderung aufzutreiben, die dieser Dichtung von tausend Seiten entgegengetragen wird. Das Werk ist zart und innig, auch sinnig, aber ohne Kraft und Tiefe. Es ist das Klagegedicht eines Mannes, der sich selber als zu schwach für einen bestimmten Fall befunden hat. Es ist etwas Weichliches und Weibisches in dieser Dichtung. Sehr treffend und eindringend schreibt Dr. Walter Claassen in einem „Die versunkene Glocke“ mit Scharfsinn und Ausführlichkeit analysirenden Aufsatz der *Pernerstorferschen „Deutschen Worte“* (Februar 1897): „Echt weiblich ist dies Wort des Mannes:

„Noch weißt du . . . ahnst du nicht, was du mir bist!“ Demgegenüber erscheint die Geliebte fast männlich. Vergebens versucht der Dichter seinem Helden männliche Kraft zu verleihen; er verleih ihm wohl Kraft, aber nur die der Hingabe. Er bleibt immer passiv, und schließlich findet er sich als

„Der Sonne ausgesetztes Kind,
Das heim verlangt; — und hilflos ganz und gar,
Ein Häuflein Jammer, greint er nach der Mutter,
Die ihren goldnen Arm sehnsüchtig streckt
Und nie ihn doch erlangt.“

Hier geht das Feminine ins Geschlechtlose, ins Kindliche über.“ Die Hingabe gehört, wie ich wiederholt bemerkt habe, zum Wesen des naturalistischen Künstlers. Es wohnt dem Naturalismus stets etwas Weibliches inne. Es ist das eine Kunst der Konzeption. Darauf kommt es an, mit weichen Sinnen die Welt aufzunehmen und ihr Bild unverändert und unpersönlich wiederzugeben. Das dichtende Individuum muß hinter dem Werk verschwinden.

Hauptmanns neuestes Werk, das Schauspiel „Fuhrmann Henschel“*) ist das reifste und vollendetste Erzeugniß naturalistischer Kunst. Die Ereignisse, um die es sich handelt, sind die

*) Hauptmanns Werke sind sämmtlich im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen. Ebenda ist auch eine von Paul Schlenker geschriebene Biographie des Dichters verlegt.

denkbar einfachsten und gewöhnlichsten. Das Drama spielt in den sechziger Jahren in einem schlesischen Badeort. Fuhrmann Henschels Frau liegt nach den Wochen krank und wird wohl sterben. Sie nimmt ihrem Manne das Versprechen ab, die im Hause dienende schmutze und fleißige Magd Hanne nicht zu heirathen. Nach dem Tode der Frau geht Henschel doch, mit Ueberwindung einiger Gewissensbedenken, die Ehe ein. Was soll er auch machen? Er nicht nur, mehr noch seine Wirthschaft und sein Fuhrgeschäft brauchen eine Person von der Zuverlässigkeit, die nur die Ehefrau, aber keine dienende Magd besitzen kann. In der Ehe entpuppt sich Hanne als ein zwar immer noch hübsches und fleißiges, aber außerdem auch geiziges, gewinnstüchtiges, herzloses und dabei noch sinnliches Weib, das sich nicht entblödet, mit Anderen Liebeshändel anzufangen. Die Schlechtigkeit des Weibes durchschauen die Anderen am Orte klarer und früher, als der eigene Mann, wie das gewöhnlich so zu geschehen pflegt. Dadurch, daß er mit solchem Weibe still zusammenlebt, fällt ein Schatten auf ihn selber und man meidet sein Haus und ihn, der früher der geachtete Mann war. Einmal, im Wirthshaus, wird ihm das von allen Seiten klar gemacht, auch die Untreue seines Weibes. Dieses selbst vermag nicht einmal mehr geschickt zu leugnen. Nun lebt Henschel in seinem Hause und mit seinem Weibe als ein gebrochener Mann. Er denkt wohl oft an das glückliche Leben mit der ersten Frau zurück. Er erinnert sich des gegebenen, aber nicht gehaltenen Versprechens. Gewissensbisse quälen ihn. Er leidet an Schlaflosigkeit und Hallucinationen. Ueberall wähnt er die Gestalt seiner ersten Frau zu sehen, Abends, wenn er ins Bette steigt, Morgens, wenn er in den Stall geht. Schließlich erhängt er sich.

Welche erschütternde oder gar tragische Wirkung haftet schon dem Stoff an? Keine! Man könnte meinen, der Bruch des der Sterbenden gegebenen „heiligen“ Versprechens heiße Sühne. Am Wortbruch gehe der Fuhrmann durch eigene „Schuld“ zu Grunde. Man könnte es sich schaurig ausmalen, wie durch Schuld der Lebende an die Todte gekettet, von ihr verfolgt ist. Der Fall wäre möglich, liegt hier aber, in diesen einfachen, ländlichen Verhältnissen, sicherlich nicht vor. Die sterbende Frau Henschel nimmt ihrem Manne garnicht das Versprechen ab von jener unerfülllichen, wilden Liebe getrieben, die da meint und hofft, auch übers Grab hinaus noch des Geliebten Liebe genießen und sich darum erhalten zu müssen. In Frau Henschels Verlangen

liegt vielmehr ein Stück Gemeinheit und Niedrigkeit, die Anderen nicht gönnt, was sie selber nicht mehr besitzen kann. Der Tod, der sie dem Leben entreißt, macht sie neidisch. Trotzdem kann sie im Leben eine kreuzbrave Frau gewesen sein. Wenn sie nun aber stirbt, so hat ihr Tod garnichts Tragisches an sich, bedeutet nichts mehr, als die meisten anderen Millionen Todesfälle: etwas ganz Alltägliches. Das Versprechen, das sie dem Manne abnimmt, nehmen alle Frauen solcher Art ihren Männern ab, und die Männer geben es auch, um dann aber doch in aller Seelenruhe es zu brechen. So sind eben die Menschen und so hat sie sicherlich auch Hauptmann gemeint. Ein tragischer Fall ist hier also von vornherein garnicht gegeben. — Nun leidet doch aber Henschel später am Gewissen und kann die Erinnerung an seine erste Frau nicht los werden. Diese Erinnerung aber stammt auch nur wieder aus dem Leid und der Sehnsucht, ähnlich wie Hanneles Träume sich von dunkelstem Unglücksgrund abheben. Hätte Henschel Glück mit seiner zweiten Frau, wäre er sicher sehr bald mit der ersten nur noch durch den Kranz verbunden, den er pflichtschuldigst am Todten-sonntag aufs Grab legen würde. Was Henschel im tiefsten Grunde unglücklich macht und in den Tod treibt, ist seine Schwäche. Er ist ein Hüne an Körper, ein Kind an Gemüth. Er ist durch und durch Gemüthsmensch. Das verschafft ihm wohl einen Theil unserer Sympathien, aber nicht alle. Männer dieses Standes, die ein böses Weib haben, greifen gewöhnlich zu einem recht drastischen Mittel: sie prügeln das Weib durch. Und die Bekannten sagen dann: hast recht gethan, sie verdient's. Als Schwächling ist Henschel sicherlich keine tragische Persönlichkeit. Er ist doch nicht einmal, wie Johannes Bockerat, ein Schwächling als Mensch einer Uebergangszeit, von dem besondere Entschlüsse oder Entfagungen gefördert werden. Henschel ist nur einfach ein schwacher Mann ohne jeden objektiven Entschuldigungsgrund. Das dürfte klar sein, daß weder Geschehnisse noch Personen in diesem Drama von vornherein ergreifende Wirkungen und Erschütterungen auszuüben angelegt sind. Der Stoff und die Personen enthalten vielleicht sogar Bestandtheile, die leichter zu komischer wie zu tragischer Auffassung reizen könnten. Der Eindruck des Dramas ist dennoch stark und tief. Das kann ich mir nur aus der Ruhe, Sicherheit, Treue und Anschaulichkeit erklären, mit der der Dichter seine Personen hingestellt hat. Es ergreift uns eine Lust des reinen Schauens. Um so genau, so treu, so rein ins Leben schauen und dieses Leben dar-

stellen zu können, muß man eine ungeheure Selbstvergeffenheit, eine gewaltige Ruhe der Seele besitzen. Indem der Dichter durch die Treue seiner Darstellung uns zu anhaltendem und staunendem Schauen zwingt, überträgt er auch auf uns ein Stück jener Ruhe, vermöge deren er hat schauen und Eindrücke unverfälscht aufnehmen können. In dieser Ruhe nun liegt das Glücksgefühl, das ein naturalistisches Kunstwerk in uns erzeugen muß, wenn es Anspruch auf Vollendung erheben darf. Das naturalistische Kunstwerk erhebt und berauscht nicht, aber es glättet und besänftigt. Wir sehen die Erscheinungen in größerer Wahrheit und Reinheit, mit entschleierte[n] Augen und beruhigter Seele. Es ist das ein passives Glücksgefühl.

Wenn ich nun zum Schluß in einem Ausdruck zusammenfassen möchte, was Hauptmann erworben und erreicht hat in den zehn Jahren seines Schaffens, seit der Zeit, da er aus allzu großer Verletzlichkeit und fieberhafter Erregtheit der Seele heraus sich in den Brutalitäten seines Erstlingswerkes erhitzte bis jetzt, zu dem mit allseitigem Beifall begrüßten „Fuhrmann Henschel“, so finde ich dafür kein anderes Wort, als das Schopenhauers: „die Meeresstille des Gemüths“.

Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam.

Von

Heinrich Weizsäcker.

Eine Rembrandt-Ausstellung, wie die, welche jüngst in Amsterdam zu Ehren der jungen Königin Wilhelmine veranstaltet worden ist, wäre vor nicht langer Zeit, vielleicht vor zwanzig Jahren noch, ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Zwar hätte an sich die Durchführbarkeit eines solchen Unternehmens und seine eminente Bedeutung für die kunstwissenschaftliche Forschung, wie für die allgemeine künstlerische Bildung auch damals keinem ernsthaften Zweifel begegnen können; seit der Dresdener Holbein-Ausstellung von 1872 fehlte es dafür nicht an vielversprechenden Erfahrungen. Aber gerade Rembrandt auszustellen hätte man damals so wie heute nicht vermocht; die ausgedehnte Kenntniß seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, die wir heute haben, hätte gefehlt und damit die erste Voraussetzung des Gelingens. Daß unser Wissen auf diesem Gebiete Fortschritte gemacht hat, ist das unbestreitbare Verdienst der kunstgeschichtlichen Forschung unserer Tage. Dem unermüdblichen Eifer eines Bode, Bredius und Anderer, unter denen besonders Hoffede de Groot als jüngerer Mitarbeiter mit Ehren genannt wird, ist es gelungen, aus zahlreichen, geradezu über die ganze zivilisirte Welt verbreiteten Fundstätten die Kenntniß des Materials zu gewinnen, aus welchem Rembrandts Lebenswerk sich aufbaut, und Forschungen in holländischen Archiven, die nebenher gingen, haben uns mit einer nicht unerheblichen Ausbeute an Quellennachrichten zur Lebensgeschichte von Hollands größtem Künstler beschenkt, so daß man wohl mit einem gewissen Rechte

sagen kann, Rembrandts Werkstatt sei nunmehr bis in alle Ecken und Winkel hinein durchforscht und durchleuchtet worden.

Es war gewissermaßen ein Rückblick auf die Summe der so geleisteten Arbeit und zwar ein Rückblick von imponirender Weite, was die Amsterdamer Ausstellung dem Besucher bot. Selten hat eine hervorragende künstlerische Persönlichkeit in der Gesamtheit ihrer Kräfte und Ziele so vor Jedermanns Augen gestanden wie Rembrandt in dieser Vereinigung von weit über hundert seiner Werke, unter denen sich neben den ausgesuchten und bekannten Meisterwerken eine gute Anzahl anderer Schöpfungen befand, die noch nie das Licht der Oeffentlichkeit gesehen hatten. Ihre Auswahl im Einzelnen zu kritisiren kann nicht der Zweck dieses kurzen Berichtes sein, so viel auch, namentlich in der heiklen Frage, ob nun auch wirklich Alles von Rembrandt sei, von Vielen kritisirt worden ist. Zur Genugthuung der Aussteller sei aber doch gesagt, daß am meisten Kritik von denen geübt wurde, die am wenigsten dazu berufen schienen. Begreiflicher Weise: in Fragen dieser Art ist es immer leichter, zu verneinen, als zu bejahen, leichter, ein Werk als unecht zu verwerfen, als zu wissen, was doch echt ist oder echt sein kann. Und von Rembrandt gilt das in ganz besonderem Maße. Er ist ein Empiriker, wie es kaum einen zweiten gegeben hat; so ist bei ihm auch fast jedes neue Bild ein neues Problem, das er sich stellt und es gehört eine sehr ausgedehnte Kenntniß seiner Arbeitsweise dazu, um auch nur annähernd die Möglichkeiten der Erscheinungsform zu übersehen, unter denen ein Werk seiner Hand sich darstellen kann. Dies nebenbei.

Für die Gewinnung jenes Gesamtbildes von Rembrandts Lebensarbeit, wie wir es heute besitzen und wie es in Amsterdam in noch nie gesehener Einheitlichkeit zu Tage trat, ist im Verlauf der letzten Jahrzehnte die Erforschung seiner ersten jugendlichen Entwicklungszeit von hervorragender Bedeutung gewesen. Es hat keineswegs an der einseitigen Leidenschaft gewisser Kunsthistoriker gelegen, wenn man neuerdings überhaupt dazu gelangt ist, beim Eindringen in das Verständniß eines bestimmten künstlerischen Ingeniums auf die ersten Anfänge seiner Entwicklung größeres Gewicht zu legen, als früher meist geschah. Man hat vielmehr erkannt, daß der erste Anlauf in der Bahn hier in der Regel eine wichtige Vorbedeutung hat, und daß, was die Natur an Gaben verliehen hat, das Beste und das Ausschlaggebende, im ersten, schüchternen Werk der Jugend nicht selten mit derselben ursprüng-

lichen Stärke zu Tage tritt, wie im gereiften Erzeugniß der Mannesjahre. Auch bei Rembrandt trifft diese Erfahrung zu, und auch die zahlreichen, zum Theil erst durch die neueste Forschung wiederentdeckten Jugendwerke des Künstlers, die in Amsterdam zu sehen waren, ließen darüber keinen Zweifel aufkommen. Zwar weichen diese Jugendarbeiten manchmal in ihrem äußeren Habitus nicht unmerklich von zahlreichen imposanteren Schöpfungen der späteren Jahre Rembrandts ab; ihr kleines Format, ihre miniaturähnliche Detailarbeit im Geiste eines Elsheimer und seiner Nachfolger, diese Besonderheiten, die noch auf die ersten künstlerischen Eindrücke zurückgehen, welche die Phantasie des Knaben in seiner Leydener Heimath empfang, verlieren sich späterhin. Aber schon in diesen ersten Werken bekundet sich zugleich die durchdringende psychologische Beobachtungsgabe und damit im Zusammenhang der auf den Ausdruck des dramatischen Affektes vorzugsweise gerichtete Darstellungstrieb, der diesen Künstler durch sein ganzes Leben begleitet hat. Dieser Zug ist in der altniederländischen Malerei an sich nicht neu; vereinzelt tritt er auch schon in der Zeit vor Rembrandt zu Tage, dann aber meist in der Spezialisirung auf das Komische, wie in den unnachahmlichen Possenstücken eines Bauern-Brueghel, oder in satirisch-grotesker Wendung, wie in den höllischen Phantasien eines Hieronymus Bosch. Bei Rembrandt sind es von frühester Zeit an alle Kategorien der ästhetischen Gefühlsbestimmung, vom Lächerlichen bis zum Erhabenen, die sein lebhafter Geist umspannt; sogar an Gegenständen von ausgesprochen tragischer Färbung hat er sich schon mit einigen seiner Erstlingschöpfungen versucht und nicht um Haarsbreite hat er dabei sein Ziel gefehlt. Das erschütternde Pathos, das noch einige der Historienbilder seiner letzten Lebensjahre durchbebt — der von Schwermuth ergriffene Saul, vor welchem David die Harfe spielt, war dafür unter den späteren Bildern in Amsterdam ein bezeichnendes Beispiel — es schlägt schon in den Werken jener ersten Jugend durch, alle Fesseln der Konvention zerreißend und alten hergebrachten Stoff mit einem völlig neuen und höchst persönlichen Gefühlsinhalte füllend.

Auch den Mitlebenden zwang sich der außergewöhnliche Eindruck dieser Leistungen auf. So rühmt Constantin Huygens, der Sekretär des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien und einer der ersten Gönner des jugendlichen Anfängers, in seinem Tagebuche das Bild eines von ihm gemalten reinigen Judas, der den Hohenpriestern die Silberlinge zurückbringt, gerade um

jener besonderen Eigenschaften willen. Es ist noch nicht allzulange her, daß dieses Bild sich in Pariser Privatbesitz wiedergefunden hat und es rechtfertigte in der Ausstellung von heute die Wirkung, die es damals gethan haben mag. Diese eine Figur des Judas, zu Boden gesunken unter der Last der Schuld, mit blutig zerrauten Haaren und mit dem Schrei der Verzweiflung auf den Lippen — Huygens lobt ihn mit sichtlichem Wohlgefallen — ist in der That der Träger einer immensen Leidenschaft und ein Rembrandt, wie er von ihm selbst kaum noch übertroffen werden konnte. Fast noch merkwürdiger erschien daneben das Bild der Emmausjünger aus dem Besitze der bekannten Künstlerin Madame André-Jacquemart in Paris, um 1633 gemalt. Denselben Gegenstand hat Rembrandt fünfzehn Jahre später noch einmal behandelt, es ist der Christus, der den Jüngern das Brot bricht, in der Louvregallerie. Dies zweite Bild ist schlicht und wenig bewegt, es giebt im Grunde, was der Gegenstand verlangt. In jenem früheren Bilde ist davon nicht die Rede. So stark ist in dieser ersten Zeit das Ungekläm einer ganz von dramatischem Leben erfüllten Einbildungskraft in dem jungen Künstler, daß jede andere Rücksicht schwindet; hier ist kein religiöser Inhalt, es ist das Schreckhafte eines visionären Vorganges und dieses allein, das seinen Ausdruck sucht: die überirdische Erscheinung des Auferstandenen als farbloser Schattenriß an der Wand schwebend und die Jünger von Furcht und Zittern ergriffen, sehr naturwahr, sich erhebend und vor ihm niederfallend. „In diesen Bildern habe ich darauf gehalten, die größte und natürlichste Beweglichkeit auszudrücken“ jagt Rembrandt wenig später in einem Briefe an Huygens von zwei anderen womöglich mit noch größerer Unternehmungslust für den Prinzen von Oranien ausgeführten Bildern, einer Grablegung und einer Auferstehung Christi (jetzt in München). Man sieht, worauf er damals in bewußter Absicht ausging. In der Dekonomie der Mittel hat er später Maßhalten gelernt, aber die erste elementare Gewalt des Ausdrucks ist ihm geblieben bis zuletzt.

Nicht anders verhält es sich mit den Prinzipien der koloristischen Behandlung, der für Rembrandt sprichwörtlich gewordenen Helldunkelmalerei: auch hier das Werk der Reise im Wesentlichen, was der Traum der ersten Jugend gewesen ist. Auch seine Vorliebe für bestimmte Farbenzusammenstellungen gehört dahin. Im Allgemeinen hat Rembrandt in der Wahl zwischen der hellen und der dunklen Farbenskala, deren Gegensätze ja auch in den Malertriegen von

heut zu Tage die Gemüther wieder erregt haben, zeitlebens der dunklen in die Tiefe bringenden den Vorzug gegeben. Die Willkür, mit der er dabei im Einzelnen verfuhr, hat manchen seiner akademisch korrekter gebildeten Zeit- und Kunstgenossen Kopfschütteln erregt. Sie bedachten nicht, daß es in jeder Art der künstlerischen Bethätigung eine dichterische Freiheit giebt, die immer Recht hat, sobald sie nur das durchsetzt, was sie verspricht. Rembrandt hat im Gebrauche dieser Freiheit selbst das unmöglich Scheinende geleistet und er hat wirklich Recht behalten; wer wird ihn heute anders wünschen, als er ist? Dabei vermeidet er oft so absichtlich das Lichte, Farbige des farbigen Eindrucks, daß er in großen Bildflächen, namentlich in Porträts, neben dem an sich unabänderlichen Fleishton andere Unterschiede der Lokalfarben kaum noch auskommen läßt; es bleiben nur indifferente, gebrochene Töne, die er ineinanderwebt. Dann überrascht er wieder auf entgegengesetzte Weise: als gälte es, die Nacht in Feuerschein zu tauchen, wirft er milde, flammende Effekte hinein, ein leuchtendes Kadmiumgelb und ein Roth, das alle Nuancen durchläuft, vom hellen reinen Zinnober bis zur tiefsten Brillanz, die er dem Krapplack oder anderen verwandten Farbstoffen abgewinnt. Neben der träumerischen Monotonie seines Hellbunkels ist nichts für Rembrandts malerischen Stil so bezeichnend, als eben dieses Roth und Gelb. Auch wo er eine um Vieles reicher besetzte Palette braucht, und, wie etwa in der „Nachtwache“, zu sehr komplizirten Farbenakkorden übergeht, klingen diese beiden Töne in der Regel vernehmlich durch, sie bilden eine Art von Leitmotiv seiner Farbenwahl. In der Ausstellung war es wohl nur Zufall, aber ein lehrreicher Zufall, daß just vier Bilder aus ganz verschiedenen Altersstadien des Künstlers vorhanden waren, die, wenn auch mit Variationen, doch alle auf dieses Thema zurückführten: eine gelbe seidene Toilette neben einem hochrothen Luchteppich gab den Grundton in dem großen Doppelbildniß aus Buckingham-Palace, dem sogenannten Pancras und seiner Frau, das der früheren Zeit, noch um 1635 angehört; auf Gelb und Roth gestimmt erschien die alte Frau mit der Bibel auf dem Schooße, aus Pariser Privatbesitz, um 1649; der flotte polnische Schimmelreiter aus den fünfziger Jahren mit dem schmutziggelben Schafpelz und dem rothen Weinkleid zeigte beide Töne durch das Weiß des Pferdes gehoben; in vollster Sättigung enthielt sie endlich das große düstere Bild der letzten Zeit, um 1668, Esther und Ahasver, aus dem Besitz des Königs von Rumänien, dies übrigens

auch eines jener unglücklichen Bilder, die von angeblich Kundigen für unächt erklärt wurden, obwohl in jedem Zuge von Spachtel und Pinsel trotz einiger „ristauri“ die Hand des Meisters zu erkennen war.

Ueber die Mannigfaltigkeit der stofflichen Gestaltungsabgabe eines Rembrandt wäre es unnütz, Worte zu verlieren. Ist es auch im Wesentlichen nur Ovid und die Bibel, aus der bei ihm, wie bei den meisten „Historien“-Malern seiner Zeit, die Wahl der Gegenstände reffortirt, so ist es doch eine fast unübersehbare Vielheit von Eingebungen, über die er gebietet. Im Gegensatz zu seinen, in den humanistischen Fächern meist besser beschlagenen vlämischen und italienischen Kollegen sind es die Züge einer ganz naiven, fast möchte man sagen, volksthümlichen Dichtung, die Rembrandt an seinem Theile in jene äußerlich gegebenen Sujets hineinlegt. In der Art und Weise, wie er die Evangelien szenen behandelt, wovon die Ausstellung neben den erwähnten auch eine Anzahl der reizvollsten, idyllischen Schöpfungen, vor Allem die „Heimsuchung Mariä“ aus Grosvenor House aufwies, spricht sich zugleich eine unverdorben natürliche Form des frommen Bewußtseins aus, wie man sie außerdem eben auch nur in der einfachen Anschauungsform des Volkes, heute übrigens vielleicht weniger, als damals, suchen darf. Und volksthümlich märchenhafte Züge sind es ganz entschieden, mit denen weiter die Geschichten des alten Testaments und der antiken Mythwelt seiner Einbildungskraft erschienen sind. In seiner Absicht hat das wohl nicht eigentlich gelegen, man glaubt sogar hin und wieder zu erkennen, wie er sich durch antiquarische und geschichtliche Studien nach dieser Richtung zu bilden versucht hat. Aber in seinen oft so seltsam aufgepußten Patriarchen und Ervätern, wie in den Göttern Roms und Griechenlands und vollends in der Schaar jener geheimnißvollen Einzelfiguren, der „Judenbräute“, der „geharnischten Krieger“ u. a. m., von denen wiederum die Ausstellung charakteristische Proben zeigte, ist nichtsdestoweniger ein gutes Theil von der Romantik, ja selbst vom Spud der heimathlichen Sage und Dichtung, der Volkslieder und der Volksbücher lebendig geworden.

Es ist nicht unwichtig, sich in Rembrandts Werk diese Typen der dichterischen Erfindung zu vergegenwärtigen, sie kennzeichnen die geistige Atmosphäre, in der der Künstler zu Hause war, nicht anders als an ihrem Theile die Porträts, die von ihm herrühren, Vieles von den sozialen Verhältnissen andeuten, unter denen er

gelebt und gewirkt hat. Das Bildnißfach nimmt in Rembrandts Thätigkeit einen außerordentlich breiten Raum ein; dem entsprach es auch, wenn jüngst in Amsterdam über die Hälfte aller ausgestellten Bilder aus Porträts und Porträtstudien bestand. Mir kam dabei eine Unterredung ins Gedächtniß, die mir einmal mit Jakob Burckhardt vergönnt war. Das Gespräch führte auf die Niederländer und Burckhardt wies darauf hin, wie wichtig es zum Verständniß der Kunst dieses Volkes sei, auch die Volkstypen zu kennen, deren feine psychologische Schilderung geradezu eine der Grundlagen dieser so stark von nationalen Elementen bedingten Kunst gebildet habe. In der That, wer etwas vom künstlerischen Charakter der Niederländer kennen lernen will, der muß bei Land und Leuten anfangen, und was lehrt nicht da der einzige Rembrandt, wenn man ihn einmal in den Darstellungen seiner Volks- und Zeitgenossen reden lassen will, die in Bildnissen von seiner Hand erhalten sind! Der geistvolle Maler Eugène Fromentien hat zwar einmal gesagt, daß ein Bild immer ein Gegenstand der Diskretion sei, dem man nicht mehr abfragen dürfe, als was es selbst aussage, und mehr als von jeder anderen Art der bildlichen Darstellung läßt sich das vielleicht vom Porträt behaupten, das ja nie das Ganze von einer Persönlichkeit zu vergegenwärtigen vermag, sondern fast immer auf einen bestimmten zufälligen Augenblick ihrer Erscheinung angewiesen ist. Und dennoch, wem könnte es auf der anderen Seite entgehen, daß, je höher sich in einem Bildniß die künstlerische Leistung als solche erhebt, um so mehr auch in ihm ein Stück Seelengeschichte zu Tage tritt, ein Einheitliches und ein Bleibendes, das zu erkennen der Beschauer sich gereizt fühlt, und das zuerst erkannt und zum Ausdruck gebracht zu haben, in jedem einzelnen Falle das Verdienst des Künstlers ist. In dessen Thun liegt eben dann eine besondere divinatorische Gabe, die in einer Art von künstlerischer Forschung, ähnlich der geschichtlich-wissenschaftlichen, dazu gelangt, den Schleier von so manchem Geheimniß zu heben, das tief verborgen im Grunde der Erscheinungen liegt.

Mit der vollkommenen Wirkung eines solchen Erkenntnisglänzes die Bourgeoisie von Alt-Holland von den Wänden der Rembrandt-Ausstellung herab: „Mijnheer“ im Selbstbewußtsein einer gesicherten wirtschaftlichen Position und eines geschätzten Familiennamens, prangend in Sammt und Seide und in tadelloser Spitzenwäsche, und neben ihm „Mevrouw“, die Gefährtin nicht nur des wirklichen

Lebens, sondern auch die nie fehlende Begleiterin der gemalten Existenz im Bilde. Der Stellung der Frau kommt eine nicht zu übersehende Bedeutung in diesem Kreise von Darstellungen zu. Sie haben im Munde der Zeitgenossen, inmitten einer sittlich verwahrlosten Gesellschaft, wie sie namentlich die südlich angrenzenden Länder aufwies, manches Lob geerntet, diese wackeren holländischen Frauen des siebzehnten Jahrhunderts, deren Typen sich ja bis heute ziemlich unverändert konservirt haben in den blühenden Farben des Seeklimas, mit offenen und klugen Sinnen und nicht ohne einen gewissen Anflug autoritativer Würde, dem unter den Malern jener Zeit Franz Hals, der alte Humorist, in einigen seiner Ehebildnisse einen besonders unzweideutigen Ausdruck zu geben gewußt hat. Und was für Originale dieser Gattung hat uns nicht Rembrandts Pinsel „verewigt“! Ich denke an die schlichten und liebenswürdigen Bilder von Mutter und Schwester, die er oft gemalt hat, an die stolzen patrizischen Erscheinungen wie in der Sammlung van der Poll im Rijksmuseum, jene Elisabeth Jacobsz, Van, die Wittve des Admirals Jochem Hendriksz Swartenhont und Jan ähnliche Gestalten in der Ausstellung wie die Matrone mit den wetterfesten Zügen aus Kapitän Holfords Besiß oder jene etwas jüngere, vornehm sich aufrichtende Dame, die Lord Iveagh gesandt hatte, diese letzte zugleich ein Musterbeispiel des reinen klaren Goldtons von Rembrandts erster Reisezeit: von solchen und ähnlichen Schöpfungen hat sich später Reynolds zu einigen seiner glücklichsten Inspirationen begeistern lassen. Rembrandt hat in diesem Spezialfach einen feinen Sinn für weiblichen Charakter und auch für weibliche Schönheit gezeigt. Um so mehr bleibt es auf den ersten Anschein zu verwundern, daß seine Frauenbilder zu ihrer Zeit keineswegs ungetheilten Beifall gefunden haben, worüber wir ziemlich gut unterrichtet sind. Es ist nichts Anderes als der Nachklang einer namentlich in seinen späteren Jahren weit verbreiteten Stimmung, wenn sein Landsmann Houbraken, der bekannte Künstlerbiograph, noch fünfzig Jahre nach ihm von seinen gemalten Frauen äußert „sie seien zu traurig, um davon zu singen und zu sagen“ und nur ein Echo von Stimmen der Mitlebenden war es, wenn Andries Pels, eine der, übrigens bescheideneren, Zierden des holländischen Barnasses damaliger Zeit, sich zu der Behauptung verstieg. Rembrandt habe sein Frauenideal unter Bauernmägden und Waschfrauen ausgesucht.

Man hat diese und verwandte Gegenströmungen der Kritik und der

öffentlichen Meinung jener Tage in ihrer Bedeutung überschätzt, wenn man sie unter die bedauerlichen Schicksalsführungen eingerechnet hat, von denen der Künstler bekanntlich gegen Ende seines Lebens nicht verschont geblieben ist. Rembrandt hat nie zu jenen Opfern des künstlerischen Berufs gehört, die ihren Ruhm nicht durch den Beifall, sondern trotz des Mißfallens der Menge erlangt haben; das Imponirende einer solchen Persönlichkeit konnte ja Keinem unter den Mitlebenden so verborgen bleiben. Aber ein anderer Umstand verdient hier Berücksichtigung. Es fehlt nicht an Kennzeichen dafür, daß Rembrandt im Bereiche dessen, was gemeinhin für schön gilt und namentlich in der Darstellung von Frauen-schönheit einer sehr ernst zu nehmenden Konkurrenz ausgesetzt gewesen ist. Der galante Stil des Ritters van Dyck, der ja mehrmals, wenn auch vorübergehend, in Holland beschäftigt gewesen ist, hat ihm nicht nur von seinen Verehrern unter dem Publikum der höheren Stände, sondern auch von seiner Gefolgschaft aus unmittelbaren Schülern und Anhängern einen Teil unläugbar entfremdet. Nicht wenig mag dazu die unnachahmliche Grazie beigetragen haben, mit der ein van Dyck gerade jenen höchsten Trumpf der Porträtdarstellung, das Frauenbildniß, an seinem Theile auszuspielen gewußt hat. Rembrandt, der Mann aus dem Volke, im Verkehr kurz angebunden, wie er war, und ein Feind, oder jedenfalls kein Anhänger des gesellschaftlichen „Flirt“, hat über jene galante Pose nicht verfügt, seine Modelle posiren überhaupt nie, wie er denn auch nie in seinen Bildern wesentlich die Unwahrheit gesagt hat. Das erklärt thatsächlich Manches an dem geschilderten Hergang. Erscheint dann aber auf der einen Seite als seine Hauptschuld die, daß er Charakter besaß — was allerdings unter Menschen selten oder nie verziehen wird — so muß auf der anderen Seite heute mit Entschiedenheit auch das hervorgehoben werden, daß er in Wirklichkeit über einen ganz eminenten Schönheitsfönn verfügte, auch über den Sinn für weibliche Schönheit, der ja in der That gar nicht Jedem gegeben ist. Wäre daran noch ein Zweifel gewesen, er wäre in Amsterdam zerstreut worden im Angesicht des einen Saales, wo die Perlen von Rembrandts Frauenbildnissen beisammen hingen: die „Dame mit dem Fächer“ aus Buckingham-Palace, 1641 gemalt, die Frau des Falkenjüngers von 1643 aus Grosvenor-House und das Mädchenbildniß mit dem irischen Ton der Wangen und dem fröhlich-kindlichen Lachen im Gesicht, das aus Utrechter Privatbesitz kam. Nur ein Bild konnte

man in diesem Kreise noch vermiffen, das nicht ganz zehn Jahre vor jenen entstandene Profilbild der Saskia van Uylenburg, der jungen Gattin oder Braut des Künstlers, mit dem Federbaret auf den blonden Locken und dem Rosmarinsträußchen in der Hand, das die Raffeler Galerie besitzt. Dieses letzte Bildniß ist ja durch Ungers Radirung bekannt als eine der zartesten und intimsten Schöpfungen des Künstlers. Mit jenen theilt es eine Transparenz des Fleischtons, deren Leuchtkraft Tageshelle um sich verbreitet und selbst dem Glanze der Perlen und Edelsteine gewachsen ist, mit denen Hals und Arme geschmückt sind. Es ist nichts Sinnlich-Aufdringliches in diesen Bildern, wie bei Rubens hin und wieder, und das ist vielleicht nach der Seite der Charakterdarstellung ihr höchstes Lob, dieser Zug von echter, vornehmer Weiblichkeit, den sie mit der Anmuth vereinen. Man behauptet auch nicht zu viel, wenn man diese Arbeiten unter ihresgleichen zu den besten rechnet, die uns von alter Kunst erhalten sind: neben den Genueserinnen des van Dyck, neben Rubens' zweiter Gattin, Lizians Flora und der „Donna velata“ des Raphael sind sie die schönsten Frauenbildnisse, die je aus eines Meisters Hand hervorgegangen sind. Solche Phänomene tragen immer ein Geheimniß des schöpferischen Ursprungs in sich, das über begriffliche Deutung oder Ableitung erhaben ist. Steht aber so viel fest, daß in jeder mit künstlerischer Produktivität begabten Natur Gemüths Erfahrung und schaffende Kraft des Willens Hand in Hand gehen, so fällt von da aus auch ein Licht auf jene Werke. Sie gehören einem und demselben Lebensabschnitte des Künstlers an, dem kurzen, glücklichsten, der ihm in jungen Jahren durch seine Vermählung mit Saskia beschieden war: in der Harmonie ihrer äußeren Vollendung ist ein innerlich erlebtes gehobenes Dasein offenbar geworden.

Auch die Regenten- und Schützenbilder, jene besondere Gattung von Kollektiv-Denkmalern, welche sich das self-government der niederländischen Gemeinden im 16. und 17. Jahrhundert schuf, gehört in den Kreis der Bildnisse hinein. Die am meisten populär gewordenen Schöpfungen Rembrandts sind auf diesem Gebiete entstanden und so war es dankbar zu begrüßen, daß zwei derselben, die „Nachtwache“ von 1642 und die „Staalmeesters“, die Vorsteher der Tuchmacher-Zunft von 1661, von der Stadt Amsterdam der Ausstellung zur Verfügung gestellt waren. Die Nachtwache zog wohl am meisten an, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch wegen einer neuen Idee, sie aufzustellen, die man erprobt

hatte. Bekanntlich hat das Bild im neuen niederländischen Rijks-Museum in einem Ehrensaal mit Oberlicht so ziemlich den ungünstigsten Platz erhalten, der sich dafür finden ließ; in der Ausstellung hatte man es mit Seitenlicht versucht, wofür das Bild ja sicher auch gemalt ist; das war besser, aber noch nicht gut, denn die Lichtquelle reichte nicht aus und Rembrandts Bilder können gar nicht Licht genug bekommen. Doch daran mochten die räumlichen Verhältnisse des neuen städtischen Museums, in welchem die Ausstellung stattfand, Schuld sein. Weniger erklärlich war, zumal da sonst im Ganzen die heikle Aufgabe des „Hängens“ geschickt und sachkundig gelöst war, weshalb man wieder wie im Rijks-Museum die Nachtwache zu ebener Erde aufgestellt hatte, während doch ein Blick auf die konstruktive Anlage des Bildes lehrt, daß es für eine ganz andere Augenhöhe berechnet ist. Ich möchte wetten, daß es in jenem alten Amsterdamer Schützenhose, wo es ursprünglich mit zwei anderen zusammen die Wand eines Saales einnahm, beträchtlich höher hing, und daß bei so erhöhtem Horizonte die Figuren erst in richtiger Proportion erschienen, was heute von ihnen gewiß nicht gesagt werden kann. Soviel mir bekannt, lassen sich die Abmessungen jenes Hauses, des ehemaligen „Kloveniersdoelen“ am Singel, der inzwischen abgetragen worden ist, noch mit einiger Zuverlässigkeit feststellen, sollte es nicht auch gelingen, von da aus für das, was heute zur Aufstellung des Bildes noth thut, zu einer besseren Orientirung zu gelangen?

Die Nachtwache stellt bekanntlich in Wirklichkeit eine Tagwache vor; es ist der Auszug eines Fähnleins der Amsterdamer Bürgerwehr zum Exerzierplatz oder zum Scheibenschießen, wobei trotz des augenfälligen kriegerischen Apparates das nachfolgende Frühstück wahrscheinlich die Hauptsache war. Enthusiastische Besucher haben nun auch in der neuen Aufstellung das Licht des Tages deutlich zu erkennen geglaubt, von welchem das Bild von Rechts wegen erhellt sein sollte. Für mich ist, ohne daß ich es bedauern möchte, die Nachtwache dem Tonwerth nach ein nächtliches Bild geblieben, ich glaube auch nicht, daß sie anfänglich um sehr Vieles heller gewesen ist, was man auch sonst aus etwa möglichen Veränderungen des Farbkörpers schließen mag. Es scheint mir aber auch, wenn man damit die anderen „schatters-stukken“ jener Zeit vergleicht, kaum fraglich, was es zu bedeuten hatte, wenn Rembrandt jenes Bild in sein bekanntes Hellbunzel hineinstellte. Was die Tradition der seinem ersten Auftreten unmittelbar vorangehenden Zeit für

diese Gedächtnißbilder der Gilden vorschrieb, kann man im Rijks-Museum an den Werken eines Aert Pieterßen, Cornelis van der Boort u. A. oder vielleicht noch besser in Haarlem vor den berühmten Schützenbildern des Frans Hals zur Genüge kennen lernen. Es war, unter dem Gesichtspunkt der künstlerischen Anordnung und Abrundung betrachtet, im Prinzip nicht viel mehr, als was schon hundert Jahre früher Scorel und Antonis Moor, die Väter der altholländischen Malerkunst, in ihren geistlichen Bruderschaftsbildern geleistet hatten, eine Art von Aneinanderreihung verschiedener Einzelbildnisse, Mann an Mann, aber kein Bild im eigentlichen Sinne. Gewiß, es ist die helle Freude, die Schützenbrüder eines Franz Hals in Haarlem zu mustern, die martialischen Gestalten in Feiertagskleidung und Festlaune bei Wein und Waffenspiel versammelt, aber das ist der Reiz des Einzelnen in der Nähe, tritt man zurück, so behalten unbestimmte und diffuse Eindrücke vor den meisten dieser Bilder die Oberhand, ein eigentlicher Ruhepunkt ist dem Auge nirgends vergönnt. Rembrandt besaß die ganze Darstellungskunst der alten Zeit an Lebenswahrheit und an Ueberzeugungsfähigkeit im Einzelnen, wie sie auch jene Werke zeigen. Dennoch muß er gefühlt haben, daß ihn dieser Weg allein nicht weiterführte, und es war eine That von hervorragender Bedeutung, seine That, wenn er im Angesicht derselben monumentalen Aufgabe ein Bild nach seinem Sinne schuf, in einheitlich geschlossener Lichtwirkung, ein völlig Neues, denn das war es für die damalige Zeit. Rembrandt hat auch mit diesem Bilde sein Publikum nicht ausnahmslos befriedigt; alles Neue überrascht erst, ehe es gefällt und außerdem waren einige der Besteller, die, welche die Masse des Hintergrundes bilden, unzufrieden, weil sie nicht ebenso gut zu sehen waren, wie die vorderen und doch ebenso viel bezahlt hatten. Aber gegenüber epochemachenden Leistungen solcher Art hat die Nachwelt immer den Vorzug der größeren Objektivität des Urtheils vor den Mitlebenden voraus. In diesem Falle ist sie darin mit sich einig, daß in der Nachtwache die Summe von Rembrandts künstlerischer Eigenart enthalten sei. Dies Bild ist das eigentliche Denkmal seiner Kunst und alle seine Gaben sind darin enthalten, von der Stärke des sinnlich-natürlichen Gestaltungstriebes an bis zur Reife der planmäßigen Gedankenarbeit, von der Würde der unbedingten Selbstdisziplin bis nahe an die Grenze der übermüthigsten Künstlerlaune, denn auch die steckt ihm im Blute, und wer sich mit Friedrich Theodor Vischer der Einsicht nicht verschließen

will, daß immer da, wo „ein Schönes zur Existenz kommt“, auch die Gegensätze des Erhabenen und des Komischen hervortreten, der wird bei Rembrandt nicht nur einmal finden, daß ihm der Schalk im Nacken sitzt.

Trotz ihrer dunklen Gesamthaltung zeigt die Nachtwache, wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt, eine nicht geringe Mannigfaltigkeit farbiger Lokaltöne, die in den Kostümen besonders ausgiebig zur Verwendung gelangt sind. Das Bild ist in dieser Hinsicht ein bezeichnendes Beispiel jener von Bode treffend mit dem Namen des „farbigen Helldunkels“ charakterisirten Farbengebung, die bei Rembrandt etwa von der Mitte seiner dreißiger Jahre an die gehaltenere Klangfarbe der vorhergehenden Periode ablöst. In späteren Jahren hat der Künstler seltener zu dieser reichbesetzten Palette gegriffen, und namentlich gegen Ende der Vierzig überwiegt bei ihm von Neuem eine auffallende Monotonie der Farbe. Die Ursache dieser letzten Wendung ist allerdings wohl mit Recht, weniger in bestimmten künstlerischen Beweggründen, als vielmehr in einer tiefen psychischen Verstimmung gesucht worden, der sich Rembrandt in jenen Jahren in steigendem Maße ausgesetzt sah. Es ist, als ob mit dem Tode Saskias, die 1642 starb, ein freundlicher Genius von ihm geschieden wäre, der sein Leben bis dahin begleitet hatte. Wir sind über die Einzelheiten seiner Lebensführung nicht genau genug unterrichtet, um den Zusammenhang der Ereignisse, vor Allem die Ursachen eines rapiden wirthschaftlichen Niederganges ganz übersehen zu können, der ihn seit jener Zeit immer tiefer in alle erdenklichen Kalamitäten hinabzog. Das Jahr 1656, in welchem seine Insolvenz-Erklärung erfolgte und die beiden darauf folgenden, in welchen der Verkauf seiner ganzen Habe im Interesse der Gläubiger stattfand, bezeichnen nur die Peripetie eines tragischen Verlaufes, der sich über einen weit längeren Zeitraum erstreckt. Seine Arbeit wurde ihm mit Gold aufgewogen, auch hatte ihm seine Frau ein ansehnliches Heirathsgut zugebracht, aber er verstand es offenbar besser, Reichthümer zu erwerben, als sie zu besitzen. Die Höhe seiner schließlichen Verluste ist annähernd bekannt; es handelt sich dabei um Summen, von denen aus man heutigen Tages auf unglückliche Vermögensspeculationen rathen würde. Man hat auch, um einen Grund zu finden, an Verschwendungen anderer Art gedacht. Man weiß, Rembrandt hat gerne auf großem Fuß gelebt, auch seine Sammlerleidenschaft hat ihn viel gekostet. Aber mag er auch in Saus

und Braus — „met pronoken ende praelen“ wie es in einer Klage seiner Verwandten schon 1638 wörtlich heißt — Manches vergeudet haben, so erklärt das einen finanziellen Ruin, wie er ihn erlebte, doch nur zum Theil, vollends, wenn man hinzunimmt, daß er für seinen persönlichen Unterhalt sich ebenso wohl an den Gewohnheiten der bescheidenen bürgerlichen Existenz genügen lassen konnte, aus der er herstammte. Der kleine, aber wie es scheint authentische Zug ist nicht so übel, den Houbraken berichtet, daß er bei der Arbeit mit dem Frühstück des gemeinen Mannes, dem Bötelhäring und dem Glase Bier vorlieb nahm, er zeigt zum Mindesten, daß dieser Künstler kein willenloses Opfer des bloßen Lebensgenusses werden konnte. Wir müssen uns da mit einem Non liquet bescheiden. Seine zweite Heirath — wenn man das so nennen will — mit Hendrickje Stoffels, dem Modell, das in Bildern der letzten Periode jeweilig wiederkehrt, hat vielleicht etwas zur Ordnung, aber kaum wesentlich zur Verbesserung seiner Finanzen beigetragen; was ihr an idealem Lebensinhalt außerdem zuzuschreiben sein mag, muß auf sich beruhen. In der Beziehung haben die Künstler von jeher ihren eigenen Geschmack gehabt. In dieser letzten Lebenszeit des Künstlers fließen die Quellennachrichten etwas reichlicher, als in der vorhergehenden, nur sind die notariellen Akte und schlimmere gerichtliche Molestes, aus denen sich dieses Material im Wesentlichen zusammensetzt, mehr interessanter als erfreulicher Natur.*) Auch Hendrickje, Rembrandts „gouvernante“, wie sie einmal genannt wird, erscheint darin in keinem günstigen Lichte. Ihre Eingebungen sind kaum zu verkennen, wenn man im Einzelnen verfolgt, wie der von seinen Gläubigern hart bedrängte Mann mit einer wahrhaft odysseischen Klugheit immer wieder seinen Peinigern zu entgehen weiß, und zwar auf Wegen, die unter heutigen Verhältnissen unfehlbar zum Konflikt mit dem Strafgesetzbuch führen müßten. Daß er in Armuth gestorben sei, wie es bei einigen älteren Biographen heißt, ist im Uebrigen nicht richtig. Die Auseinanderetzung der Erben nach seinem Tode läßt immerhin auf das Vorhandensein eines, wenn auch bescheidenen Besitzstandes schließen, der nach der Katastrophe entweder „gerettet“ oder neu erworben worden war. Bedauerlicher als die materielle Lage des

*) Wir entnehmen die Einzelheiten unserer Darstellung im Wesentlichen den werthvollen, im 3., 5. und 8. Bande der Zeitschrift „Dud-Holland“ veröffentlichten Quellen, die, soweit wir zu übersehen vermögen, in der seitherigen Literatur noch nicht die volle Berücksichtigung erfahren haben, die sie verdienen.

Künstlers ist in diesen Nachrichten jedenfalls der Anblick einer von Unfrieden und Mißtrauen erfüllten Häuslichkeit, der sich dabei enthüllt, entweicht vollends in jenen letzten Augenblicken durch den Hader der Hinterbliebenen, deren Zank um die Erbschaft beginnt, so lange noch der Todte in der Kammer liegt: die letzte peinliche Szene, mit der das Drama dieses Lebens schließt. Wesentlich ist aber dies, daß hier Rembrandt in seinen späteren Lebensjahren inmitten einer Umgebung erscheint, deren Gebahren als das einer vollendeten Bohème bezeichnet werden muß. Hat er selbst, was Niemand weiß, daran Gefallen gefunden, so liegt auch der ursächliche Zusammenhang nicht weit zwischen dieser Liebhaberei und anderen mehr oder weniger undurchsichtigen Vorgängen, die wir im Vorhergehenden nur andeuten konnten.

Es ist hier nicht der Ort, auf das ethische Problem näher einzugehen, das in dieser außerordentlichen Persönlichkeit gestellt ist. Noch weniger liegt uns ob, Ankläger oder Richter zu sein in Dingen, für die vermuthlich jene Zeit einen völlig anderen sittlichen Maßstab zu brauchen gewohnt war, als wir. Hier interessieren diese Vorgänge nur, insoweit sie auch in Rembrandts künstlerische Arbeit eingegriffen haben; von einschneidender Bedeutung ist in dieser Hinsicht vor allen Dingen der Verkauf seiner Habe gewesen, der den Künstler einer ganz von den Gedanken seiner Schöpfungen erfüllten häuslichen Welt und, was das Schlimmste war, seines gesammten Studienmaterials beraubte. Da aber muß nun gegenüber allen anderen, weniger offenkundigen Akten seines Lebens gesagt werden: an der Art, wie er den Verlust ertrug, zeigt sich eine hohe moralische Stärke und zugleich eine enorme Gesundheit der natürlichen künstlerischen Anlage in ihm. So weit das Maß seiner Thätigkeit noch gesteigert werden konnte, hat er es gesteigert, kaum daß der erste niederschmetternde Eindruck des zur Wirklichkeit gewordenen Ruins über ihn ergangen war. Diese letzten zehn bis fünfzehn Jahre weisen im Verhältniß genommen die größte Zahl an Werken seiner Hände auf. Solche Menschen scheinen zwei und drei Mal zu leben in derselben Zeit, in der das Andern höchstens ein Mal gelingt. Dem entspricht auch die Methode der Arbeit, die er nun annimmt. Er geht nun nicht mehr ins Einzelne und Kleine ein, wie in früheren Jahren, sondern er arbeitet mit Vorliebe in großem Maßstab, lebensgroß und darüber hinaus. Und nicht nur darin bekundet sich die erneute Expansionskraft seines Geistes, auch der Vortrag nimmt zu an

Breite, Kühnheit, Unmittelbarkeit; alle Hemmung des Materials scheint überwunden, alle Technik aufgehoben vor dem Machtwort einer geradezu dämonischen Willensenergie. Zu den bewundernswertheften Sachen dieser Art gehört das Fragment der wohl des Gegenstandes wegen im Rijksmuseum selten beachteten „anatomischen Vorlesung des Dr. Deyman“ von 1656, die auch in der Ausstellung zu sehen war, dann ebenda das schon erwähnte Regentenstück der „Staalmeesters“, eines der mit Recht am meisten beliebten Bilder, endlich, um nur das Wenigste zu nennen, ein Spezimen ganz eigner Art von dieser letzten Stufe des gereiften Könnens, die Wüste des blinden Homer aus dem Besitz von Dr. Bredius, fertig als Bild, aber nur mit ein paar breit nebeneinandergelegten Tönen, wie aus dem Nichts hervorgezaubert. Das waren die Bilder, von denen er selbst nicht gerne wollte, daß man sie in der Nähe betrachtete; er pflegte unter solchen Umständen allzugründliche Beschauer wohl auch am Nothe zurückzuhalten: „um Vergebung, der Geruch der Farben könnte Euch schaden“! Den tiefsten Eindruck mußten unter den Werken der Altersperiode in der Ausstellung die beiden von Lord Iveagh und vom Herzog von Buccleuch gefandten Selbstbildnisse aus der Zeit um 1659 hervorrufen, von denen ich trotz einiger, wohl nur willkürlicher Verschiedenheiten in den Gesichtszügen, abweichend von den Angaben des Kataloges annehmen möchte, daß sie einander mit nur geringen Zeitabständen gefolgt sind; rein technisch genommen könnten sie Schöpfungen einer und derselben Stunde sein. Sie gehören zu den am wenigsten bekannten, weil wenig zugänglichen Werken des Künstlers, aber diese beiden allein wären den Besuch von Amsterdam in diesen Tagen werth gewesen.

Wollte man in aller Kürze eine Darstellung von Rembrandts künstlerischer Entwicklung geben, man könnte sie an der Hand der Bildnisse geben, die er auf allen Altersstufen, zu seinem privaten Studium jedenfalls mehr als aus Selbstgefälligkeit, von seiner eigenen Person gemalt hat. Seine Gesichtszüge scheinen immer einen derben, um nicht zu sagen plebejischen Anflug gehabt zu haben, und wie er sich bei jenen Studien auch nebenbei drapiren mochte, als Ritter, Pascha oder Edelmann, so blieb doch dieses unverdiente Geschenk der Natur unentrinnt bestehen. Unter dem Ausdruck des Leidens haben seine Züge eher gewonnen, als verloren, ja in den beiden Bildern hier verbinden sich Seelenschmerz und Seelengröße zu einem geradezu erschütternden Eindruck. Allerdings, die

jugendliche Reckheit und Heiterkeit, die Rembrandts Antlitz früher beleben konnte, ist ausgelöscht; von dem übermüthigen Lachen, das er auf dem Dresdner Bilde zeigt, wo er als flotter Junker mit Saskia auf dem Schooße an der Tafel sitzt und das schäumende Glas in die Höhe hält, ist nichts geblieben, als ein sarkastisches Zucken das zuweilen, wie auf dem Bilde der Sammlung Lacaze im Louvre, den zahnlosen Mund umspielt. Aber noch immer spricht ein eiserner Wille aus den von Gram durchfurchten Linien des ergrauten Hauptes, das stolz und aufrecht, wie einst, auf dem kurzen sehnigen Halse und den mächtigen Schultern ruht, und noch sprüht das Feuer der Jugend aus dem ungebrochenen Glanz der Augen, die sich ruhig und durchdringend, forschend wie immer, auf den Beschauer richten. Es liegt das Gefühl einer unbedingten Superiorität in der Erscheinung dieses Mannes, man möchte sagen, ein Bewußtsein jener heroischen Kraft, die ihm aus nie versiegender Quelle zufließen schien.

Wie wenig ist doch dieser Persönlichkeit der sentimentale Kultus gerecht geworden, mit dem Vosmaers Rembrandt-Biographie den Anfang gemacht hat und der seitdem in der Literatur schon zu verschiedenen Malen ein nur zu bereitwilliges Echo gefunden hat. Wer dieser Erscheinung mit der größten Voraussetzungslosigkeit begegnete und sie mit der größten Natürlichkeit schilderte, der zeigte sie uns erst in ihrem wahren Licht. Diesen Dienst hat uns die Rembrandt-Literatur, soweit sie es wenigstens mit biographischer Darstellung im eigentlichen Sinne zu thun gehabt hat, bisher nicht geleistet, unbeschadet aller Verdienste der Forschungsarbeit, die im Einzelnen gethan ist. Der nächsten Rembrandt-Biographie ist da noch eine große Aufgabe vorbehalten. Vielleicht beschenkt uns das kommende Jahrhundert mit dieser Gabe, die uns das scheidende bis heute schuldig geblieben ist.

Dann wird uns vielleicht auch Rembrandt im Lichte seiner Zeitgeschichte etwas näher gebracht werden, als bisher geschehen ist. Es ist nun doch einmal so, daß im 17. Jahrhundert die Siebenprovinzen der nördlichen Niederlande nicht nur die führende Macht des Protestantismus, sondern auch die tonangebende Großmacht in der Kunst des gesammten germanischen Nordens gewesen sind, ein doppelter Prinzipat, der immerhin zu denken giebt, auch im Hinblick darauf, daß es auf künstlerischem Gebiet die nördlichen Niederlande im Wettkampf mit den südlichen sind, die sich zu dieser Machtposition emporgearbeitet haben. Es wird vernünftiger Weise

Niemand daran denken, die künstlerischen Werthe im Einzelnen gegeneinander abzumägen, die in diesem Wettbewerb von Nord und Süd sich gegenüberstanden. Aber übersieht man die Gestaltung der Dinge im Großen und Ganzen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß an Vielseitigkeit der Produktion, wie an nachhaltigem und vorbildlichem Einfluß auf eine spätere Zeit, ja bis an die Schwelle unseres neunzehnten Jahrhunderts hin, die nördlichen Provinzen den südlichen erheblich überlegen gewesen sind, dieselben Landestheile, die auch in den kirchlichen und politischen Kämpfen der vorangegangenen Zeit sich als die stärkeren erwiesen haben. In dieser künstlerischen Bewegung der niederländischen Freistaaten ist Rembrandt der geistige Führer und ihr Verlauf ist, wenn man so will, der geschichtliche Erfolg, der seiner Kunst zu Hollands Ruhm zu Theil geworden ist. Nicht wo Loyala, nicht wo Habsburg triumphirte: im freien, protestantischen Niederland ist der Genius groß geworden, der in der Kunst des deutschen Nordens seitdem den Vorrang behauptet, und Rembrandt ist sein Name.

Phädra und Messalina.

Von
Walther Ribbed.

Die Fabel der Phädra, ein Spezialfall der Novelle von dem ehebrecherischen Weibe, das in unerlaubter Liebe zu einem schönen Jüngling entbrennt und, von diesem zurückgewiesen, ihn durch heimtückische Verleumdung zu Grunde richtet, ist dem deutschen Publikum in der Gestalt vertraut, wie sie ihr Racine gegeben und in Schillers Uebertragung auf unsern Bühnen Eingang gefunden hat. Racine wiederum ist abhängig von antiken Vorbildern und zwar zunächst von dem Römer Seneca. Die Phädra des Seneca ist für uns interessant nicht als Kunstwerk an sich, denn das antithesenreiche Pathos des stoischen Deklamators ist für uns so ziemlich ungenießbar, als eben, weil sie die Vermittlung darstellt zwischen Racine und den Griechen, das heißt in diesem Falle Euripides. Und sie ist um so interessanter, als sie nicht die uns noch vorliegende, sondern eine uns verloren gegangene Fassung des Euripideischen Dramas benutzt hat. Vor seinem „kranztragenden Hippolytus“ nämlich hatte Euripides einen „verhüllten Hippolytus“ auf die Bühne gebracht, der den gleichen Stoff behandelte. Der Hauptunterschied zwischen beiden Fassungen war folgender. In dem späteren Drama ist es die alte Pflegerin, die der hinsiehenden Herrin das schreckliche Geheimniß entreißt und halb wider deren Willen den spröden Jüngling zu gewinnen sucht. In dem früheren Stück dagegen hatte Phädra dem Geliebten selber ihre Neigung bekannt. Das war aber zu viel für das moralische und ästhetische Feingefühl der Athener. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, den wir noch in dem Spotte des Aristophanes nachzittern hören. Euripides erlitt eine vollkommene Niederlage und beeilte sich, seinem

durchgefallenen Drama die Form zu geben, die wir jetzt kennen oder richtiger gesagt, ein ganz neues Drama zu schreiben. Mit diesem errang er dann einen durchschlagenden Erfolg.

Die Euripideische Phädra ist, beiläufig bemerkt, einer der interessantesten Frauencharaktere, die das Alterthum geschaffen hat, eine Gestalt, die in ihrer Komplizirtheit und seelischen Vertiefung fast modern anmuthet. Ihre Liebe, die freilich in der Atmosphäre des Hofes und der Muße des fürstlichen Daseins einen günstigen Nährboden findet, ist doch keine willkürliche Lüsterheit, sondern ein von höheren Gewalten verhängtes Schicksal, das lastend auf ihr ruht. Wenn nicht ihre Leidenschaft selbst, so doch jede Nachgiebigkeit gegen sie erscheint ihr als Verbrechen und sie will lieber sterben als sich zu etwas hinreißen lassen, was ihre weibliche Ehre beflecken würde. Nicht blos der Skandal ist ihr ein Greuel, auch die heimliche Sünde, die den Gatten im Dunkel der Nacht betrügt, widerstrebt ihr. Während sie dahinschmilzt unter der Gluth ihrer Gefühle, behält sie geistige Freiheit genug, die beschönigenden Reden ihrer alten Dienerin als Sophismen zu erkennen. Aber müde und zermürbt, wie sie ist, läßt sie diese halb widerwillig für sich handeln. Als nun die schroffe Zurückweisung erfolgt, beschließt sie, ins tiefste Herz getroffen, zu sterben, aber ihren Ankläger mit sich ins Verderben zu ziehen, damit ihr Ruf unbesleckt bleibe. Sie wird schuldig mehr durch die Gewalt der Umstände als durch eigenen Willen. Ihr Wille ist schwach, aber ihr Denken besitzt eine wunderbare Klarheit. In schlaflosen Nächten ergeht sie sich in Reflexionen über das Verhältniß zwischen Wollen und Einsicht und über die Motive, welche das menschliche Handeln bestimmen. Sie ist durch und durch Weib und auch kleine weibliche Schwächen sind ihr nicht fremd. Ganz beiläufig gedenkt sie ihrer körperlichen Vorzüge, ihres blonden lockigen Haares, ihrer wohlgeformten Arme, doch immerhin so, daß man merkt, wie sehr sie sich ihrer Schönheit bewußt ist. Oder legen wir Neuere in diesen Charakter vielleicht zu viel hinein? Sind jene Andeutungen vielleicht nur ein Kunstgriff des Dichters, der bezweckt, nicht sowohl das Innere als vielmehr das Äußere seiner Heldin zu zeichnen, sind jene geistreichen Reflexionen nicht vielmehr solche des Dichters selber und der Phädra nur vielleicht etwas weniger unpassend in den Mund gelegt als der alten Pflegerin seine philosophischen Ideen?

Doch sei dem wie ihm wolle, ein reizvoller, ein bei all ihrer

Schuld nicht unsympathischer Charakter bleibt diese Phädra in jedem Fall. Was hat nun der römische Rhetor aus ihr gemacht?

Bei dem Griechen erscheint der starre Tugendstolz des Hippolytus, der für menschliche Schwäche und menschliche Leidenschaft nicht das geringste Verständniß hat, als keine mindere Verirrung, als die Neigung der Phädra. Der Römer aber nimmt offen Partei für den Liebling der jungfräulichen Artemis — ein Chorgesang läßt diese freilich arg aus der Rolle fallen — gegen die ehebrecherische Stiefmutter, die ihm wie dem Hippolytus als ein nichtswürdiges Schensal erscheint. Beim Euripides verhehlt Phädra Anfangs sorgfältig die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit, ihrer Umgebung ist ihr Zustand ein Räthsel, und die Kammerfrau muß ihr mit vieler Kunst und Lücke ihr Geheimniß entlocken. Bei Seneca fällt Phädra beim ersten Auftreten mit der Thür ins Haus und ergeht sich in weitschweifigen Exclamationen über ihre und der Ihrigen seltsame Liebeschicksale. Die alte Pflegerin, beim Euripides durchaus das treibende Element, wirkt hier eher retardirend und kann sich gar nicht über das Verbrecherische dieser Leidenschaft beruhigen, das sie dort sophistisch hinweg zu räsonniren sucht. Als Phädra sich zur Entschuldigung auf die Macht des Amor und der Venus beruft, meint die Alte höchst rationalistisch, das seien nur Namen, Fiktionen, deren sich die Menschen bedienen um ihre schlechten Leidenschaften zu beschönigen. Nachdem dann die Dienerin der Herrin zum Gefallen dem Hippolytus erst im Allgemeinen zugeredet, dem liebelosen Leben zu entsagen, macht Phädra selbst einen gewaltigen Angriff auf ihn. In glühenden Worten gesteht sie ihm ihre Leidenschaft und zieht eine Fluth von Verwünschungen auf ihr Haupt herab. Erst willens, sie zu tödten läßt er schließlich das entblößte Schwert fliehend in ihren Händen zurück. Nicht wie beim Euripides von Scham überwältigt giebt sich Phädra sofort den Tod, sondern bleibt so lange am Leben, um noch selber dem rückkehrenden Gatten das Gift der Verleumdung ins Ohr zu träufeln.

Für welche dieser Abweichungen vom „kranztragenden Hippolytos“ der „verhüllte Hippolytos“ Vorbild gewesen ist, können wir im Einzelnen nicht mehr feststellen. Uns kommt es hier nur auf die Frage an, aus welchem Grunde Seneca die erste Version vor der zweiten bevorzugt hat. In erster Reihe mag wohl die Neigung des Rhetors, des Tugendpredigers mitspielen, der es liebt zu übertreiben, und die Gegensätze einander nicht scharf genug

gegenüber stellen kann. Es kommt aber noch ein anderes Moment hinzu.

Kein Geringerer als Wilamowitz*) hat darauf hingewiesen, wie es gerade dem Zeitgenossen einer Messalina außerordentlich nahe liegen mußte, eine derartige Veränderung an dem Charakter der Phädra vorzunehmen. Und nicht irgend ein unbetheiligter Zeitgenosse, nicht nur der spätere Vertraute Angrippinas ist er, sondern Einer, der an Messalina eine persönliche Unbill zu rächen hatte.

L. Annäus Seneca der Jüngere, der Philosoph, gehörte zu denjenigen, welche durch das schamlose Regiment der Messalina und ihrer Freigelassenen schwer getroffen waren. Er scheint zu Julia, der Tochter des Germanicus und Nichte des Claudius, in Beziehungen gestanden zu haben, welche ihm den Haß der Kaiserin zuzogen. Diese glaubte nämlich, in der schönen, sinnlichen Frau, welche in Folge ihrer nahen Verwandtschaft viel um dem Kaiser war, eine Nebenbuhlerin fürchten zu müssen und wußte ihren schwachen Gatten zur Hinrichtung der gefährlichen Nichte zu bestimmen. Den Vorwand scheint sträflicher Verkehr mit Mitgliedern der Aristokratie abgegeben zu haben — seit Augustus, der an seiner Tochter und Enkelin die schlimmsten Dinge hatte erleben müssen, wurden derartige Verhältnisse kaiserlicher Prinzessinnen als Majestätsverbrechen behandelt. — Zu den so Beschuldigten gehörte, mit welchem Recht ist nicht mehr festzustellen — er selber hat jede Schuld beharrlich geleugnet — auch Seneca, er konnte froh sein, daß er, angeblich auf besondere Verwendung des Kaisers beim Senat, mit der Verbannung nach Korsika davon kam.

Der Philosoph mochte sich und Andere noch so sehr zu überreden suchen, daß die Verbannung kein Uebel sei, der verwöhnte Römer empfand es schwer genug, aus dem Getriebe der Hauptstadt so plötzlich auf diese unwirthliche Insel geschleudert zu sein, und er verfolgte die Urheber dieses seines Geschickes mit grimmigem Hass. Er verschloß diesen Haß nicht schweigend in seiner Brust sondern entlud ihn in einem Werke, das vielleicht ebenso gut wie jene „Verführbissung“, in der er später das Andenken des todtten Claudius verhöhnnte, den Namen eines Pamphletes verdient, eben in seiner Phädra.

Nun begreifen wir erst vollständig, wie Seneca dazu kam,

*) Euripides Hippolytus S. 46.

mit dem Charakter der Phädra jene Veränderungen vorzunehmen. Es steht nicht so, wie Wilamowitz meint, daß dem Zeitgenossen der Messalina ein Weib, das ihrem Stiefsohn sich selber antrug, minder anstößig gewesen wäre als den Athenern, vielmehr trieb sein Haß gegen Messalina ihn dazu, auch das Bild der Phädra dunkler zu färben. Nun begreifen wir, woher es kommt, daß das ganze Stück durchsetzt ist mit giftigen Ausfällen wider die Regierenden, denen dienen zu müssen als das größte Unglück beklagt wird. In die Herzen der Herrschenden schleichen jene niederen Begierden, welche sich der Namen des Amor und der Venus als Deckmantels ihres eigenen schändlichen Thuns bedienen, am ehesten sich ein. Jene Begierden bemächtigen sich der Seele eines Menschen meist dann, wenn dieser ob zu großen Glückes und Reichthums übermüthig geworden ist. Woher käme es sonst, daß jenes verderbliche Fieber die Hütte des Armen verschont aber zu den Palästen der Reichen seinen Weg findet, daß nur in der Wohnung des Niederen noch wahre, maßhaltende Liebe anzutreffen ist, während die Leidenschaft der Herrschenden und Besitzenden keines Maßes achtet?

Aber bei diesen allgemeinen Hindeutungen läßt Seneca es nicht bewenden. Es giebt einen Chorgesang in der Phädra, der eine gar nicht abzuweisende Beziehung auf Messalina und ihr Treiben enthält. In diesem Chorgesange wird vorwurfsvoll gefragt, warum denn die Gottheit nur bei dem Kreislauf der Gestirne und dem Wechsel der Jahreszeiten die Satzungen ewiger Ordnung und Regelmäßigkeit sorgfältig beobachte, dagegen dem Menschen gegenüber die Gesetze der Gerechtigkeit außer Acht lasse. „Der du Alles weise lenkest,“ so ruft der Dichter aus, „der du

„Weltkörper ihre Bahnen
Wandeln läßt in fester Ordnung,
Warum einzig von den Menschen
Wendest du dein Auge, achtlos
Böhlzuthun den Outgesinnten
Und zu strafen, die gesündigt?“
„Ach umsonst,“ so klagt er, „sind
Scham und Sitte,
Die Gesichte lenkt der Menschen
Ohne Plan Fortuna, blindlings
Schüttet aus sie ihre Gaben.
Die Geweihten selber fesselt
Schönöde Bollust und allmächtig
Ist Betrug am Fürstenhose.“

„Würdelosem giebt das Volk die
Fasces, ehrt und haßt zugleich ihn.
Doch die Tugend trägt bekümmert
Schlechten Lohn davon, wer rein sich
hielt und keusch, ins Elend stürzt er;
Doch, um seiner Sünde willen
Mächtig, herrscht der Ehebrecher.“

Wer könnte es verkennen, gegen wen diese bitteren Worte, die über die Personen des Dramas, dem sie eingefügt sind, sichtlich hinauszielen, denn gerichtet sind? Mußte man bei den „Geweiheten“ — wie sie mit beißender Ironie genannt werden — welche schändliche Wollust gefesselt hält, denn nur an Phädra denken und nicht auch an Mitglieber der Kaiserfamilie, vor Allen an das lasterhafte Weib auf dem Throne, die Kaiserin Messalina? Und das Widerspiel zu ihnen, jener Kleine, den seine Tugend ins Elend gebracht, war das denn nur der keusche Hippolytus und nicht auch der Dichter selbst, der von dem rauhen Gestade Korfikas sehnsüchtig nach Italiens gesegneter Küste hinüberblickte?

Haben aber die Sünderin und der Unschuldige, deren der Dichter zunächst gedenkt, in dem vorliegenden Drama in gewissem Sinne ihr Gegenstück, wo ist dieses zu jenem Unwürdigen, dem das Volk die Ruthenbündel des Konsuls übergiebt, zu dem Ehebrecher, der eben um seiner Sünde willen mächtig ist? Und wer ist dieser selber?

Man wird sich aus Wilbrandts „Arria und Messalina“ der effektvollen Szene erinnern, wie Messalina, auf dem Gipfel der Blasirtheit und der Weltverachtung angelangt, ihren zum Tode erschrockenen Geliebten, Cajus Silius, zwingt, bei Lebzeiten ihres kaiserlichen Gatten sich ihr öffentlich anzuvermählen und den Thron mit ihr zu theilen. Nun: jener Cajus Silius, jener „Ehebrecher,“ der durch „seine Sünde mächtig“ wurde, war zu eben jener Zeit Consul, hatte die Fasces! Und Messalina bot ihm mit ihrer Hand die Krone, wie die Phädra des Seneca dem Hippolytus!

Vielleicht haben wir auch in dem an Phädra gerichteten Worte der alten Dienerin, daß der, welcher zu viel vermag, auch das zu vermögen glaube, was er nicht vermag, eine Anspielung auf jene tolle Eheschließung mit Silius zu sehen. Bekanntlich führte diese Bosse endlich den Sturz des übermüthigen Weibes herbei und bereitete so indirekt dem verbannten Seneca die Rückkehr. Der Eindruck dieses Sturzes scheint sich wiederzuspiegeln in einem

anderen Chorliebe, welches in horazischer Manier gegenüber dem schwankenden Loos der Großen das bescheidene Glück der Niederen preist:

„Wandelbar ist Menschenschicksal,
Minder gegen Niedre wüthet
Das Geschick, mit kleinerm Schlage
Trifft das Kleine Öttermuth.
Dunkles Sein in stiller Ruhe
Bleibt verschont; ein sorglos Alter
Hofft nur unter niedrigem Dach!

Kur um himmelnahe Gipfel
Stürmt der Ost und stürmt der Südwind,
Stürmt der Nord in zorn'gem Tosen
Und der regenschwangre West.

Selten nimmt zu niedrigem Thale
Seinen Weg der Blikstrahl, beben
Nacht den Kaukasus der Donner
Jovis, beben den erhabnen
Hain der großen Öttermutter.
Kur was seinem Sitz benachbart
Fürchtet und zerschmettert Zeus.“

Ist meine Auffassung, daß dieser Gesang sich auf Messalina beziehe, aber richtig, so wird damit nicht nur die Phädra des Seneca datirt, sondern zugleich eine Frage erledigt, welche bis dahin immer noch Zweifeln Raum zu geben schien.

Von dem Philosophen Seneca unterscheiden Manche einen Tragiker Seneca. Die Werke und Schicksale des Ersteren sind bekannt. Von dem Andern besitzen wir eine Reihe von Tragödien nach griechischem Muster, fast ausschließlich Stoffe aus der griechischen Sagengeschichte behandelnd, wohl nie zur Aufführung, sondern nur zum Lesen oder Rezitiren bestimmt. An sich enthalten sie nichts, was man dem Philosophen Seneca nicht zutrauen könnte. Die zahlreichen Sentenzen, welche uns in ihnen begegnen, gehören durchaus dem Gedankentreise des Stoikers an — der greise Ranke ist in einem nachgelassenen Aufsatze derartigen Anklängen sorgfältig nachgegangen — und auch stilistisch, in der Vorliebe für Antithesen und Anderem, erinnern sie an ihn. Höchstens darüber ist Streit gewesen, ob nicht die eine oder die andere dieser Tragödien — die Phädra war nicht darunter — dem Seneca abzusprechen sei, aus stilistischen, oder wie die Oktavia, auch aus chronologischen Gründen. Denn wenn in einer Tragödie nicht nur der Tod, sondern auch die Todesart des Nero mit allen Einzelheiten vorhergesagt wird, so

kann diese Tragödie allerdings nicht gut von dem auf Befehl dieses selben Nero ums Leben gekommenen Seneca sein, obwohl Ranke auch hier Senecas Autorschaft zu retten sucht. Im Allgemeinen aber stand die Sache so, daß man heut zu Tage den Grundstock der Tragödien zu dem u. A. Medea und Phädra gehören, als unbezweifeltes Eigenthum des Philosophen ansah.

Im dritten Bande der Geschichte der römischen Dichtung (1892) von Otto Ribbeck ist nun aber (S. 82) Folgendes zu lesen: „Die Frage nach dem eigentlichen Verfasser dieser Lesedramen ist mit Sicherheit nicht zu beantworten.“ Es werden verschiedene Gründe angeführt, welche die Entscheidung zweifelhaft erscheinen lassen sollen.

Die oben dargelegten Zusammenhänge scheinen mir solchen Zweifel auszuschließen.*)

Von dem Philosophen Seneca wissen wir, daß er von Messalina eine persönliche Unbill erfahren hatte.

Von dem Tragiker Seneca, dessen Tragödien dem Philosophen im Allgemeinen wohl zugetraut werden dürfen und diesem auch fast durchweg zuerkannt worden sind, besitzen wir ein Drama, das den lebhaftesten Haß gegen Messalina athmet.

Wäre es nun nicht der merkwürdigste Zufall, wenn wir es hier nicht mit einer, sondern mit zwei verschiedenen Personen zu thun hätten?

*) Schon vor 10 Jahren, 8 Jahre bevor der Hippolitius von Wilamowitz erschien, hatte ich auf jenen Chorgesang und seine Beziehung zu Messalina hingewiesen. (Rheinisches Museum 1888 S. 685 und Zeitschrift für Geschichte und Politik von Zwiabinedt-Südenhorst 1888 Heft VIII S. 608—615.) Diese Hinweisung ist, soviel ich sehe, bisher nicht beachtet worden.

Notizen und Besprechungen.

Die tschechische Litteratur.

Im Kampf der Völker entscheidet auf die Dauer die geistige Kraft, die die Ringenden einzusetzen haben. Geistige Kraft läßt sich nicht in absolutem Sinne messen, wägen oder zählen, aber so ganz versagt der äußerliche Maßstab auch bei ihr nicht. Eine gewisse Menge, eine quantitative Fruchtbarkeit der Produktion muß vorhanden sein, damit ein wahrhaftes nationales Leben existire. Um eine Litteratur zu schaffen, dazu gehören nicht bloß eine Anzahl, sondern sehr viele Bücher.

Unter diesem Gesichtspunkt mag es bei dem heutigen deutsch-tschechischen Rationalitäts-Kampf nicht uninteressant sein, einmal tschechische und deutsche Produktivität in der Litteratur statistisch zu vergleichen.

Vergangenheit und Gegenwart bauten und bauen an der inneren Werthigkeit der Deutschen und Tschechen. Ueber das bezügliche Werk der Vergangenheit ist das Urtheil nicht schwer zu fällen. Die nackte Geschichtsthatfache, daß die gesammte Kultur der Tschechen aus deutschem Nährboden gezogen und durch deutsche Zufuhradern den tschechischen Provinztheilen Oesterreichs mitgetheilt und eingeeimpft wurde, kann Niemand leugnen. Die ganze Rechts- und Ständeentwicklung, die Städtegründung, das Gewerwesen und alles Um und Auf von Sitte und Angewöhnung, Anschauung und Bildung, sie zeigen in jedem Würzelchen, auf jedem Blatte unverkennbares volldeutsches Gepräge.

Saben doch sogar, um nur in einem Punkte spezieller zu werden, auf dem jedem Volke nationalsten Gebiete der poetischen Verherrlichung der Volkskönige und Sagen die Deutschen Grillparzer, Ebert, Meißner, Beck, Frankel u. s. m. der erst viel später diese Eigenblutstoffe aufgreifenden tschechischen Hausdichtung die Wege bahnen und vorangehen müssen.

Sundächst eine gedrängteste Hauptübersicht über die Summargröße der bisherigen tschechischen Litteratur. Dieselbe zeigt uns in chronologischer Aufeinanderfolge als drucklich fixirte Resultate tschechischer Gedankenarbeit und Gedankenherübernahme Anderer:

16	Druckschriften aus der Zeit vor 1501 (zum größten Theile lateinische und mehrfach nur dem Berichte nach mehr erhaltene Zinkunabehn.)
1442	Druckschriften aus den Jahren 1501 bis 1799 (ebenfalls der Mehrzahl nach lateinisch,*)
1398	Drucke von 1800 bis 1857 (alle tschechisch), und
115	aus dem Jahre 1858 (alle tschechisch).
151	" " " 1859 "
135	" " " 1860 "
197	" " " 1861 "
182	" " " 1862 "
165	" " " 1863 "
155	" " " 1864 "
129	" " " 1865 "
48	" " " 1866 (II) "
117	" " " 1867 "
174	" " " 1868 "
141	" " " 1869 "
233	" " " 1870 "
319	" " " 1871 "
214	" " " 1872 "
195	" " " 1873 "
257	" " " 1874 "
267	" " " 1875 "
210	" " " 1876 "
235	" " " 1877 "
218	" " " 1878 "
190	" " " 1879 "
266	" " " 1880 "
272	" " " 1881 "
304	" " " 1882 "
232	" " " 1883 "
279	" " " 1884 "
305	" " " 1885 "
371	" " " 1886 "
308	" " " 1887 "
380	" " " 1888 "
381	" " " 1889 "
302	" " " 1890 "
331	" " " 1891 "
285	" " " 1892 "

*) In einem anderen slavischen Lande, in Polen z. B., betrug die Produktion der Druckoffizinen bis 1800 im 15. Jahrhunderte 200, im 16. Jahrhunderte 7250, im 17. Jahrhunderte 21 000, und im 18. Jahrhunderte 44 000 (allerdings zu zwei Dritttheilen lateinische und 700 russische) Druckwerke. (Bgl. Centralblatt f. Bibliothekswesen 1889, S. 49).

365 aus dem Jahre 1893 (alle tschechisch),
 294 " " " 1894 " "
 365 " " " 1895 " "
 356 " " " 1896 " "
 385 " " " 1897, also rund, mit ziemlich bedeutender Korrektur
 nach oben, ca. 15 000 Druckstücke in Summa.

Diese kalten, in so verhältnißmäßig geringer, absoluter Größe*) von Manchem vielleicht nicht erwarteten Zahlen tschechischer Bibliographie sollen nun durch die entsprechende Gegenüberstellung der bezüglichen Parallelziffern der Bücherproduktion Deutschlands, Deutschösterreichs und Deutschböhmens in das uns zur Aufgabe gesetzte Vergleichungslicht gestellt werden.

Betrachten wir, der Kürze halber aus jedem der neueren Jahrzehnte nur einige Vergleichsjahre heraushebend, zunächst das Verhältniß der tschechischen Druckerzeugung mit der gemeindeutschen, so finden wir:

1858 in Tschechien	115,	in Deutschland	8 672	Druckschriften**),
1859 " " "	151, " "	" "	8 666	" "
1868 " " "	174, " "	" "	10 563	" "
1869 " " "	141, " "	" "	11 305	" "
1871 " " "	319, " "	" "	10 669	" "
1872 " " "	214, " "	" "	11 127	" "
1885 " " "	305, " "	" "	16 305	" "
1886 " " "	371, " "	" "	16 253	" "
1894 " " "	294, " "	" "	22 570	" "
1895 " " "	356, " "	" "	23 607	" "

Die angeführten Zahlen sprechen bezüglich des Werthigkeitsverhältnisses des deutschen und tschechischen Volkes eine Sprache, die auch wohl dem taubsten Ohre nicht unverständlich sein kann, in ihrem Schlußresultate pro 1895 aber bedeutet, daß in den tschechischen Gebietstheilen unserer Erde auf 10 000 Tschechen erst 0.54 eines Buches kommen, während die Deutschen 3.93 Bücher auf 10 000 Volksgenossen erzeugen; oder: die Zahl der deutschen literarischen Erscheinungen des einzigen Jahres 1895 ist nahezu doppelt so groß als die Summe der der gesammten tschechischen Druckwerkstätten seit Erfindung der Buchdruckerkunst, also seit ca. 450 Jahren überhaupt!!

Beschränken wir aber z. B. einzelne der obigen Angaben aus der Bibliographie des tschechischen Globuses auf ein diesem an Einwohnerzahl ungefähr gleichkommendes rein deutsches Gebiet, etwa auf die Provinz

*) Von einem Vergleichen des geistigen Inhaltwerthes der deutschen und der tschechischen, zu einem guten Drittel aus dem Deutschen und zu einem Fünftel aus anderen Sprachen (namentlich aus dem Französischen und Russischen) überlegten Druckschriften ist in diesen Zeilen völlig abgesehen.

**) Beiderseits sind bei diesen Vergleichungsziffern, wegen der diesbezüglichen Schwierigkeit auf dem deutschen Gebiete, die periodischen Druckerzeugnisse nicht mit inbegriffen.

Sachsen in Preußen, so ergeben sich uns z. B. für die aufeinanderfolgenden Jahre 1888, 1889, 1891 und 1892 (mit die günstigsten Jahre der tschechischen Druckproduktion) nachstehende Zahlenverhältnisse:

1888:	Sachsen	521,	Tschechien	380	b. h.	+ 141	Bücher	= 26%	} mehr Druckstücke in Sachsen als in Tschechien
1889:	"	462,	"	381	" "	+ 81	"	= 18%	
1891:	"	467,	"	331	" "	+ 136	"	= 29%	
1892:	"	462*),	"	285	" "	+ 177	"	= 62%**)	

Was den deutsch-österreichischen Antheil**) an der gesamtdeutschen Bücherproduktion anbelangt, so betrug derselbe in dem zuletzt datenmäßig zur Verfügung stehenden Jahre 1896: 3200 Bücher und 1526 Zeitschriften †), zusammen 4726 deutsche Druckschriften, denen tschechischerseits 356 Bücher und 618 Zeitschriften ††), zusammen 974 tschechische Druckschriften gegenüberstehen, was deutschösterreichischerseits ein Mehr von 2844 Büchern und 908 Zeitschriften, zusammen 3752 deutschen Druckschriften ergibt. In dem dem obigen Vergleiche analogen Verhältnisse ausgedrückt sagt dies, daß in Oesterreich auf 10 000 Deutsch-österreicher 3.7 Bücher und 1.4 Zeitschriften, auf 10 000 Tschechen aber nur 0.54 eines Buches und 0.88 einer Zeitschrift entfallen. Auch diese Ziffern bedürfen wohl keines weiteren Kommentars.

Gehen wir nunmehr von der rein summarischen Zusammenfassung der literarischen Erzeugnisse aller Wissensgebiete ohne Unterschied zur Betrachtung der Antheile der einzelnen Fachgruppen der Druckschriftenproduktion am deutschen und tschechischen Marke über. Bei dieser Untersuchung mußte aber bezüglich der Behandlungsweise des tschechischen Materials, um hier auf den Angaben eines tschechischen Kronzeugen fußen zu können†††), insofern eine Aenderung eintreten, als auch aus sämtlichen periodischen Druckschriften, Programmen zc. die einschlägigen Fachartikel herausgenommen und zu den einzelnen Disziplinzweigen gleich vollwertigen Sonderdruckstücken zugeschlagen wurden. Diese die Zahl der Erzeugnisse des tschechischen Gebietes fast um das Vierfache hinauffchnellende Aenderung auch für den

*) Centralblatt f. Bibliothekswesen 1889, S. 217 für die Angabe für Sachsen.

**) Zur weiteren Vergleichung diene, daß z. B. Italien 1887: 11068 Druckstücke, 1893: 9489, 1894: 9416 und 1896: 9778 Druckschriften erzeugte, Rußland 1887: 7966 (darunter 5442 in russischer Sprache) und (1892: 9328 (darunter 7188 russische) Bücher und Broschüren produzierte; England 1893: 6382, 1895: 6515, Frankreich 1893: 11076, die Vereinigten Staaten (ohne Zus und Mexigo!) 1886: 3705, und selbst Argentinien 1886: 1149 Druckwerke hervorbrachte. (Centralblatt für Bibliothekswesen 1887, S. 282, 322 u. 323; 1888, S. 550; 1894, S. 193; 1895, S. 483; 1896, S. 189 und 1897, S. 237.)

***) Junker: Ueber den Stand der Bibliographie in Oesterreich zc.

†) Außer dem erschienen 1896 in Oesterreich noch 178 polnische, 90 italienische, 51 slovenische, 35 ruthenische, 20 kroatische Periodica.

††) Von diesen 618 tschechischen Periodicas erschienen nur 12 täglich u. z. als politische Tagesjournale zu Prag und Brünn.

†††) Springer: Bibliografía česká. Jahrgang 1893.

deutschen Theil durchzuführen, vermochten des bezüglichlichen ungeheueren Materiales halber diese Zeilen leider nicht. Nichtsdestoweniger zeigt sich aber gerade hier, trotz dieses von vornherein Licht und Schatten so völlig ungleich zu Ungunsten der deutschen Produktion vertheilenden Umstandes, schlagendst das wahre Gradverhältniß der gegenseitigen Werthigkeit der deutschen und tschechischen Literatur. Zu unserer gegenwärtigen Vergleichung möge das Jahr 1893 dienen. In diesem brachte der beiderseitige Büchermarkt von:

	deutschseits:	tschechiseits:
Encyclopädie, Bibliographie, Gesellschaftsschriften u. s. w.:	342	18 Druckabhandlg.
Theologie (deutschseits ohne Gebetbücher u. dgl.):	2313	95
Zus (deutschseits ohne Vereinsstatuten zc.):	2347	87
Medizin:	1850	65
Naturwissenschaft und Mathematik:	1420	73
Philosophie:	272	12
Pädagogik (ohne Anschauungsbilder u. Lehrmittel (deutschseits):	3854	46
Philologie:	1797	63 (dar. 13 altklass.)
Gesch. u. Geograph. (deutschseits ohne Karten, Führer u. s. w.):	1841	69 (m. Reisetühr. zc.)
Kriegswissenschaft:	605	2
Bau- u. Ingenieurwissensch., Technologie, Handel und Gewerbe:	1565	40
Haus-, Land- u. Forstwirthschaft:	815	42
Schöne Literatur, Literaturberichte, Kunst und Theater:	4202	312 (dar. 92 Uebers.)
Volks- u. Familienschriften u. Vermischt. (deutschseits ohne Adressbücher und Kalender):	1052	64 (m. Kalend. zc.)

Auch diese Zahlen sagen ihr Wahrwort mit eigenem, offen genug sprechendem Munde. Ihnen möge nunmehr nur noch eine Gegenüberstellung der obigen Antheilsübersicht Gesammttschechiens mit den korrespondirenden Leistungen der unmittelbarsten und darum am bittersten beehdeten Nachbarn der Tschechen, der Deutschböhmen, angeschlossen werden. Auch dieses Vis-à-vis bestätigt das schon durchweg bisher Ge-

*) Hierbei pflegt der tschechische Verleger ein und dasselbe Werk in dreifacher Weise gleichzeitig auf den Markt zu werfen, indem er es einmal selbständig, dann als Beilage zur einer periodischen Zeitschrift oder in dieser als Artikel, und endlich noch in einer sogenannten "Knihovna" (Sammlung) erscheinen läßt. Unsere Biffer trägt also hier in ihrer relativen Höhe oft gewaltig.

sehene, und zeigt, wo auch hier, auf dem engsten Kampfesgebiete beider Völker, das Mehr und das Minder der beiden Werthigkeiten zu Hause ist. Nehmen wir hier, in momentaner Ermangelung von Belegen für 1893, das Jahr 1894 als Vergleichsjahr für die deutschböhmiſchen Leitungen an, so erhalten wir als gegenseitiges Verhältniß:

	Deutschböhmen (1894):	Gesamt-Tschechien (1893):
Theologie:	17	95 (mit Gebetbüchern x.)
Zus:	177	87
Medizin:	229	65
Naturwissenschaft und Mathematik:	161	73
Philosophie:	32	12
Geschichte u. Geographie:	158	69
Klassische Philologie:	56	13
Anderer Philologie:	155	50
Technische Wissenschaft.:	41	40
Poesie, Kunstberichte x.:	298	312 (mit 92 Uebersetzungen).*)

Sobiel über die Vergleichung der deutschen und tschechischen Gedanken-
drucklegungen im Lichte der nackten statistischen Ziffern. Möge dies „Licht“
ein klein wenig mit beitragen zu wahrer Erleuchtung und Beurtheilung
in Sachen des heiligen Noth- und Abwehrkampfes, den heute Deutsch-
österreich gegen die slavo-kerikale Hochfluth so überheiß ringt und streitet! —

Dr. Sch.

Alterthum.

Egypt Exploration Found, Graeco-Roman Branch, the Oxyrynchos
Papyri part I, edited with translations and notes by Bernard P. Grenfell,
M. A. Fellow of the Queen's College, Oxford and Arthur S. Hunt,
M. A. Senior Demy of Magdalen College, Oxford; London 1898.

Im Mai vorigen Jahres verbreitete sich die Kunde, daß die Engländer
nach planmäßig geleiteten Ausgrabungen aus den Trümmern des alten
Oxyrynchos in Aegypten einen stattlichen Haufen alter Papyrusreste ans
Lagelicht gezogen hätten. Die Erwartung wurde noch gesteigert durch die
nach kurzer Frist ausgegebene gedrängte Uebersicht über das Gesamt-
ergebniß, soweit man eben das Gewonnene schon überschauen konnte (Egypt
Exploration Found, Archaeological Rapport 1896—1897). Dem Laien
mochte wohl in Anbetracht der hohen Bedeutung des Fundes seine Ver-
öffentlichung nicht rasch genug erscheinen. Man könnte eher das Gegentheil

*) Siehe Note auf vorliegender Seite.

behaupten. Anfang Juni vorigen Jahres kam die kostbare Sendung nach England, in Oxford brachte man sie unter. Nun wurde ein kleiner Theil einer näheren Prüfung unterzogen, vorsichtig nahm man die einzelnen Stücke heraus und entfaltete sie. Und erst, wenn nach vielen Mühen der Papyrus behutsam in zwei Glasplatten eingeschlossen war, konnte die oft recht langwierige Entzifferung beginnen. Und da ist es wirklich eine erstaunliche Leistung, daß die beiden mit der Bearbeitung der Sachen betrauten Engländer, Bernard P. Grenfell und Arthur S. Hunt, bis Ende Juni dieses Jahres nicht nur gegen zwölf- bis dreihundert Schriftstücke zubereitet und untersucht haben, sondern auch schon mit einem stattlichen Eröffnungsbande vor die Oeffentlichkeit getreten sind, welcher nunmehr zur Besprechung vorliegt.

Die Herausgeber haben hier aus der Zahl der geöffneten Rollen 158 Schriftstücke als Proben der ganzen Sammlung ausgemustert. Doch ehe ich daran gehe, einen Ueberblick über den Inhalt dieser Stücke zu geben, muß ich einige Bemerkungen über das Alter vorausschicken. Sehen wir zunächst die Urkunden an, welche eine Jahreszahl enthalten, so ergibt sich, daß nichts aus ptolemäischer Zeit erhalten ist. Vorläufig ist das älteste Schriftstück (87) aus dem Jahre 49 n. Chr., das jüngste (189) aus dem Jahre 612. Doch ist in dem dazwischen liegenden Zeitabschnitte eine große Lücke von nahezu 150 Jahren, begrenzt durch den Pap. 93 aus dem Jahre 362 und den Pap. 141 aus dem Jahre 503. Ein Aehnliches sehen wir auch andermwärts, z. B. bei den Berliner Papyri aus Arsinoe, und es kann die Ursache dieses Umstandes nur in der immer weiter um sich greifenden Zerrüttung des Landes liegen, der erst durch die straffe byzantinische Verwaltung einigermaßen Einhalt geboten wurde. Nach jenen festbestimmten Urkunden nun können wir auch die andern durch Vergleichung der Schriftzüge innerhalb ungefährer Grenzen festsetzen. Sodann ist damit auch eine Zeitbestimmung der aus Büchern stammenden Reste, die mit dem Uebrigen zusammen gefunden wurden, gegeben. Darnach geht die Mehrzahl dieser Sachen auf die ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück, nur wenig ist aus späterer Zeit.

Fast Alles ist in griechischer Sprache geschrieben, nur drei Stücke sind lateinisch. Das eine (30) ist ein kleines Bruchstück eines Geschichtsschreibers. Die einzelnen Worte sind meist durch Punkte geschieden, vielfach sind Accente, hier und da auch zwei auf einem Worte (praesefecti, despecti) beigegeben. Doch läßt sich wohl keine ganze Zeile wiederherstellen, und wenn man auch aus der Erwähnung von Philippus, Antiochus und römischen Reitern, sowie der Länder Thracien und Phrygien erfieht, daß es sich um den syrischen Krieg handele, so ist doch nicht der geringste Anhalt geboten, mit den Herausgebern an Pompejus Trogus zu denken. Livius, den man am ehesten erwarten würde, ist es nicht. Das zweite Stück (31) ist dem ersten an Ausdehnung ziemlich gleich; es stammt

aus einem Papyrusbuche, das die Engländer dem fünften Jahrhundert zutheilen und enthält die Reste von 21 Versen aus Vergils Aeneis (V 467—467, 495—507). Bieten sie nun auch so gut wie gar keinen Beitrag zur Textgeschichte, so sind sie doch darum von Werth, weil wir hiermit den ersten Vergilpapyrus besitzen. Wir können nun getrost noch manche ähnliche Stücke erwarten, und, wenn man nach den pompejanischen Mauerresten urtheilen darf, auch lyrische Sachen, besonders Properz. Der dritte Papyrus ist ein ziemlich gut erhaltener Empfehlungsbrief an einen *tribunus militum*, geschrieben in einer dem zweiten Jahrhundert angehörigen Kursive, die sehr an die pompejanischen Wachstafeln erinnert.

Bei der nun folgenden Uebersicht über die griechischen Sachen ist es selbstverständlich, daß die Buchreste den Urkunden vorangestellt werden. Den Reigen eröffnet, wie sich erwarten läßt, Homer. Zu den mehr als drei Duzend bis jetzt bekannten Papyri dieses Dichters kommt nun hinzu *Oxyrynchos* I 20 (Ilias II 730—828) und I 21 (Il. II 745—764). Die Erhaltung ist schlecht, die Schreibweise die des 1.—2. Jahrhunderts. Bei diesem Blatte ist außer vielleicht der Schreibung *ροισι* B. 757 gar nichts zu bemerken, bei jenem fallen neben der nachlässig angefertigten Abschrift an zwei Stellen metrische Fehler auf. Sonst liegt hier im Allgemeinen der herkömmliche Wortlaut vor, doch ist nach B. 789 ein schon bekannter Vers (III 185) entgegen der sonstigen Ueberlieferung eingeschoben. Wichtiger ist *Ox.* I 22, enthaltend aus dem König Oedipus des Sophokles die Verse 375—385 und 429—441. Grammatische Zeichen sind öfter beigelegt, einige Verschreibungen beweisen vielleicht, daß der Schreiber des Griechischen nicht sehr mächtig war. Sophokles war bis jetzt in der Zahl der Papyri noch nicht vertreten, hier haben wir die Ueberbleibsel eines Papyrusbuches aus dem fünften Jahrhundert. Da wir den obern Rand von Vorder- und Rückseite eines Blattes besitzen, so ergibt sich für die einzelne Seite eine Zahl von 54 Versen. Da ferner auf der ersten Seite rechts am Rande die Zahl *Pl* mit nachfolgender Lücke erscheint, so lag die ehemalige Seitenzahl zwischen 110 und 119. Nehmen wir nun an, daß in jenem Buche die Reihenfolge der Stücke dieselbe war, wie sie in unsern mittelalterlichen Handschriften ist, nämlich *Nax*, *Elektra*, *König Oedipus*, *Antigone*, *Trachinierinnen*, *Philoktet* und *Oedipus auf Kolonos*, so würden wir viel zu viel Raum bekommen, da dann das Vorhergehende kaum 58 Seiten füllt. Sehen wir aber eine alphabetische Reihenfolge, wie sie anderwärts öfter eingehalten ist, voraus, dann gehen die vorhergehenden Verse auf etwas über 119 Seiten, so daß also jene Seite, einige kleine Veränderungen, besonders in der Einteilung der Chorklieder, zugerechnet, die 119. wäre. Ist die Beobachtung richtig, so hatte man schon im fünften Jahrhundert die Auswahl unter den Sophokleischen Stücken getroffen, die in unsern Handschriften vorliegt, ein Vorgang, den man heutzutage gewöhnlich in das neunte Jahrhundert setzt. Und daß jenes Papyrusbuch enge mit der Ueberlieferung der Haupthand-

schrift, des Laurentianus, zusammenhängt, beweist schon der Umstand, daß Vers 375 beide Zeugen die nämliche Verschreibung (βλάφα für βλάφα, im Laur. ist sie verbessert) und auch im folgenden Verse den gleichen Fehler zeigen, endlich, daß unter den beiden Lesarten des Papyrus zu Vers 434 die ursprüngliche mit Suidas, die verbesserte mit dem Laur. übereinstimmt. Hoffentlich werden andere noch in den Fundkisten verborgene Theile jener Rolle diese Frage der Lösung näher bringen.

Es ist ein erfreulicher Umstand, daß unter den zu Tage geförderten Resten dichterischer Erzeugnisse das Unbekannte gegenüber dem Bekannten überwiegt. Und da ist der schönste Gewinn wie überhaupt die Perle der ganzen Sammlung ein bedeutendes Buchstück eines Sappholiedes. Es ist ein Blatt einer Rolle ungefähr aus derselben Zeit, wie der jüngst gefundene Papyruslied (2.—3. Jahrhundert). Dies geht aus den Schriftformen hervor. Leider fehlt der linke Rand der Seite, doch läßt er sich zum Theil ziemlich sicher ergänzen. Daß wir hier ein Lied der Sappho haben, muß sowohl aus den äolischen Formen als auch aus dem nach der Dichterin benannten Versmaße geschlossen werden. Vor Allem aber stimmt der Ton des Gedichts sehr zu dem, was wir bis jetzt von der Lesbierin wissen. Die nun folgende Uebersetzung der drei Strophen, der die von Blas und Diels vorgenommene Textgestaltung zu Grunde gelegt ist, soll nur Form und Inhalt der Vorlage annähernd wiedergeben. Wollte man mit der Dichterin selber wetteifern, so müßte man zum Mindesten eine göttliche Formengebung zum Muster wählen.

O ihr Nereustöchter, verleihet gütig,
 Daß mein Bruder sicher zur Heimath kehre,
 Alles auch, was immer sein Herz begehret,
 Lassen ihm werden.
 Laßt ihn lindern nun, was in frühern Tagen
 Er gefehlt, damit er den Freund erfreue,
 Doch dem Feind zum Leid — möge nie ein solcher
 Se mir erstehen!
 Daß er doch die Worte der Schwester höher
 Schätze und das traurige Uebel miede,
 Daß vordem mit bitterem Gram das Herz mir
 Niedergezwungen.

Die Worte sind an den Bruder der Dichterin, Charagos, gerichtet, der, wie wir aus vielen Quellen wissen, als Weinhändler nach Naukratis in Aegypten gereist war und dort mit einer um ihrer Schönheit willen weitberühmten Hetäre ein Verhältniß angeknüpft hatte. Die Versuche der Schwester, ihn wieder in ehrenhafte Bahnen zurückzubringen, waren vergeblich. Daß die Sappho ihre Mahnungen in dichterische Form gekleidet habe, ist uns ebenfalls bezeugt: aus diesem Kreise stammt das vorliegende Bruchstück.

Von einer anderen Dichterrolle ist uns nur ein kurzes, unteres Randstück enthalten, mit Resten von sieben Hexametern. Die vier letzten, mit denen, wie ein Strich am linken Rande andeutet, ein neues Gedicht anhub, sind bis auf ein Wort ziemlich unverstümmelt. Es ließ die aus dorischen und äolischen Formen zusammengesetzte Sprache sogleich auf den dorischen Lyriker Alkman schließen, der, wie seine Bruchstücke bezeugen, oft den Hexameter angewandt hat. Die wenigen Verse sind in ihrer schlichten Schönheit wohl des Versuchs einer Uebersetzung werth.

Unserer Neune wir kamen zum Tempel der großen Demeter,
Jungfrauen waren wir alle und alle in schönen Gewändern,
Alle in schönen Gewändern, doch auch mit herrlichen Ketten
Aus gespaltenem Elfenbein, wie die Weiße des Schneefelds
Anzuschauen.

Den Wechsel in der Messung von „alle“ (πάσαι) und schön (καλά), wodurch die Wiederholungen so reizvoll sind, kann nur die Ursprache zur Wirkung bringen. Wir haben es mit einem Chor von jungen Mädchen zu thun, deren Festzug zum Demeterheiligthum geschildert wird, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß sie selbst das Ereigniß erzählen. Daß Alkman viel für solche Kreise gedichtet hat, wissen wir zur Genüge aus dem großen Jungfernliede, das ein Papyrus im Louvre zu großem Theile erhalten hat. Die Anlehnung an Homer ist unzweifelhaft. Das „gespaltene“ Elfenbein kommt in der Odyssee XVIII 196, XIX 564 vor, mit einer goldelfenbeinernen Kette werden XV 460 von den Phöniziern die Frauen angelockt, eine gleiche Kette wird XVIII 295 der Penelope von Eurymachos zum Geschenk gemacht. Wenn doch das Geschick statt des an dichterischen Schwunge nicht sehr gesegneten, wenn auch noch so formgewandten Bakchylides uns Sappho oder Alkman wiedergeschenkt hätte! möchte man nach solchen Proben ausrufen. Doch gemacht, wir dürfen aus dem Umstande, daß wir nun schon von sechs lyrischen Rollen die Reste besitzen, getrost noch manche willkommene Gabe von der Zukunft erwarten.

Von der neueren attischen Komödie mit ihren Hauptvertretern Diphilos, Menander und Philemon hat uns der Vernichtungsturm, dem im Anfang der byzantinischen Zeit so viele Meisterwerke zum Opfer gefallen sind, nichts übrig gelassen, als eine zahlreiche Menge von zusammenhanglosen, meist sehr kleinen Bruchstücken. Aus diesen und aus den Nachbildungen der römischen Lustspieldichter mußte man versuchen, hie und da, wo es die Zahl und Größe der Anführungen und Nachahmungen gestattete, den Gang der Handlung nothdürftig wieder herzustellen. Die ägyptischen Papyri bereiten einen Umschwung vor. Die nun schon in nicht geringer Anzahl vorliegenden Reste zeigen uns, daß in der Kaiserzeit die neuere Komödie noch in weiterem Umfange gelesen wurde, während man von der alten attischen Komödie daraus, daß sich noch nichts von ihnen in Papyri gefunden hat, das Gegentheil annehmen muß. Daß die spätere Leserwelt

die leicht verständliche, mit Moralsprüchen und feinen Lebensbildern gezeigte neue Komödie den von dunkeln politischen Anspielungen vollgepfropften alten Bühnenwerken vorziehen mußte, ließ sich erwarten. Aus Oxyrynchos sind vorläufig zwei Bruchstücke bekannt gegeben. Das eine (Ox. I. 10) enthält 20 Verse in arger Verstümmelung; man lernt daraus nicht viel, die Rede führt, wie es scheint, ein Sklave. Besser erhalten ist das andere (11), gegen 50 Verse lassen sich zum Theil sicher wiederherstellen. Es liegt eine Wechselrede vor, die Reden der einzelnen Personen werden durch den Doppelpunkt bezeichnet und abgegrenzt. Ueber den Inhalt läßt sich soviel mit Sicherheit sagen, daß ein vornehmer Jüngling zu einer Verheirathung genöthigt werden soll, der er gänzlich abhold ist, da er im Herzen eine Andere liebt: ein in alten Lustspielen nicht seltener Vorwurf. Mitten in der Berathung, die der junge Mann mit einem Freunde über die Verwirklichung des Herzenswunsches hält, bricht das Stück ab. Die Herausgeber sind geneigt, es dem „Landmann“ des Menander zuzuschreiben, doch läßt sich darüber vorläufig noch keine Gewißheit erlangen.

Die spätere Dichtung hat zwei bis jetzt unbekannte Vertreter zu unserer Sammlung entsandt. Einmal (14) sind es die Reste von zehn Distichen. Da die ganze linke Hälfte der Seite weggebrochen ist, so ist die Wiederherstellung sehr erschwert, den Inhalt jedoch kann man ziemlich erkennen. Es ist allem Anschein nach von Einem die Rede, der die ruhige Landbeschäftigung (γεωργία) mit dem Leben im Bergwalde vertauscht hat, ein Tausch, der ähnlich sei dem des Glaukos, als er seine hundertrindrige Rüstung gegen eine neunrindrige dahingab. Unser Held nährt sich nun im Walde von den Früchten alter Eichen, und wenn man gleich darauf liest: „die älteste Speise“ (δαίτα παλαιότατην), so kann sich das nur auf den schon von Herodot gegebenen Bericht beziehen, daß die Arkader, das älteste griechische Volk, sich von Eicheln ernährt hätten. Das Wort *αἰλιδα* Vs. 12 deutet auf das schlechte Nachtlager hin. Unter der geringen Zahl der vollständig erhaltenen Worte sind nicht weniger denn fünf, die, seltenen Gepräges, sich nur bei Alexandrinern, einmal nur in einem alten Wörterbuche, dem Hesychios, wiederfinden, außerdem ist auch eine Wortform (*ἀχροόειν*) der späteren Zeit angehörig. Das Ganze zeigt somit den mit Gelehrsamkeit und entlegenen Worten prunkenden Stil der ptolemäischen Dichter, und, wenn auch vielleicht der von Blas ange deutete Kallimachos nicht der Urheber ist, so darf man wenigstens zeitlich nicht zu tief herabgehen. Das andere Stück (15) weist ganz merkwürdige Erscheinungen auf. Epigramme nennen seinen Inhalt die Engländer. Das stimmt nicht ganz. Was den Bau anlangt, so sind jedes Mal vier Verse zu einem Ganzen verbunden. Als Versmaß erscheint der Hexameter, doch ist regelmäßig der letzte Fuß umgekehrt; als ein Beispiel diene der folgende leicht veränderte Mustervers:
 hurtig mit Donnergepolter entrollte das tückische Gestein.

Solche Spielereien der späteren Zeit waren uns schon anderswoher,

besonders aus Lukian, bekannt. Den Inhalt bilden Moralsprüche. Einer beginnt mit den Worten: O ihr lieben Sterblichen, ein anderer: Immer zählt man sein Geld, damit nichts verloren gehe, Keiner aber zählt . . . (das Folgende fehlt). Es ist überhaupt keiner der Sprüche ganz erhalten, doch kann man aus der Vierzahl der Verse und dem Inhalte schließen, daß wir es mit einer Nachahmung alter Trinkliederweisen, der Skolien, zu thun haben. Dazu stimmt auch noch ein Anderes. Dreimal ist nämlich zwischen zwei Sprüchen „flöte mir“ (αὐλαί μοι) beige geschrieben, und das erinnert daran, daß bei den Alten die Trinklieder zur Flötenbegleitung vorgetragen wurden. So beginnt ein aus einer Trinkszene entnommenes Bruchstück des alten Komikers Ameiphiak (bei Athenaios XI 783 E) damit, daß der Eine zum Andern sagt: „Du, flöte mir ein Lied (αὐλαί μοι μέλος), du aber singe zur Flötenspielerin da, während ich trinke“. Darnach scheint das Wort: „flöte mir“ beim Skolion der Alten der gebräuchliche Zuruf an die Flötenbegleitung gewesen zu sein, und so hat es denn auch unser Dichter, der wohl nicht vor der Kaiserzeit anzusetzen ist, als Uebergang zu jedem neuen Spruche benutzt.

Wir kommen nun zu den Prosawerken. An erster Stelle sind hier zwei kleine Herodotusstücke zu vermerken; sie enthalten I 105—106 (Dx. I 18) und I 76 (19). Der Aenderungen ergeben sich so gut wie keine, einmal erscheint eine belanglose Wortumstellung. Wichtiger ist, was wir von Thukydides haben; auch hier sind es Trümmer von zwei Rollen. Von der einen (17) nur ein kleiner Theil übrig geblieben (II 7—8), weit mehr von der andern (IV 36—41). Dort ist außer einer Aenderung der Wortfolge nichts zu bemerken, hier haben wir gegenüber der hergebrachten Uebersetzung sieben neue gute Lesungen, die, wenn sie auch nur geringe Abweichungen bieten, nun sämtlich von dem jüngsten Herausgeber des Thukydides, dem Dänen Hude, aufgenommen sind. Die Handschrift, die ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung gehört, ist von einer zweiten Hand sorgfältig verbessert, und da ist die Betrachtung der beseitigten Lesungen, die oft nichts weiter als alte Schreibungen sind, sehr lehrreich. Dx. I 24 bietet ein kleines Stück aus Platons Staat (607 E), woraus wir kaum etwas lernen können, ergiebiger ist ein umfangreicheres, den Gesetzen (862 B—863 C) angehöriges Bruchstück (23). Auch hier ist der Personenwechsel durch Doppelpunkte angegeben; an zwei Stellen finden sich Abweichungen von der herkömmlichen Lesung. Ferner liefert Dx. I 28 aus Xenophons Hellenika III 1, 3—7. Ist auch vom Texte nichts zu bemerken, so verdienen doch die Scholienreste am Rande Beachtung. Drei Bruchstücke rühren aus attischen Rednern her. Das erste (27) liefert ganz wenig aus Isokrates (de antid. 83 und 87), das andere (25) einen kurzen Abschnitt (§ 308) aus der Kranzrede des Demosthenes, wichtiger ist das dritte (26). Es geht unter des letzteren Redners Namen eine Sammlung von später zusammengestellten Redeanfängen. Vier solcher Einleitungen (26—29) liegen

hier aus einer schönen Rolle des 2.—3. Jahrhunderts vor, wir erhalten einige neue Lesarten, durch eine von diesen wird eine von Wolf gemachte Vermuthung gerechtfertigt. Auch hat man in Oxyrhynchos im dritten Jahrhundert die klassischen Werke des Mathematikers Eukleides gelesen, ein kleiner Fetzen (29) beweist das.

Wir wenden uns nun zu Bruchresten eines bisher unbekanntem Inhalts. Aus einer vorzüglich geschriebenen Handschrift vom Beginne des dritten Jahrhunderts (9) sind die umfangreichen Trümmer von fünf Seiten erhalten. So weit wir sie lesen können, wird über die Zusammensetzung von Versreihen gesprochen, und zwar über die Wechselbeziehungen von Jamben, Kretikern und Päonen. Aus den vielen offenen zu Tage tretenden Ähnlichkeiten in der Behandlung des Stoffes zog man den Schluß, daß hier ein Abschnitt aus dem Hauptwerke des Aristoteles, den „Grundlinien der Rhythmik“ (ῥυθμικὰ στοιχεῖα) wiedergewonnen sei. Wir besitzen nämlich unter dem Namen des Aristoteles drei Bücher, „Grundzüge der Harmonik“ betitelt, über deren Echtheit und Zusammensetzung noch nicht alle Zweifel gelöst sind. Diese Abhandlungen und jener Papyrus haben jedoch hinsichtlich der Form einige Unterscheidungsmerkmale; dort herrscht die spätere Schreibweise, hier wird ein ziemlich reines Attisch geschrieben.*) Ferner muß wohl berücksichtigt werden, daß in dem uns überlieferten Handbuch, sowie in anderweit erhaltenen Bruchstücken der schwerere Zusammenstoß von Vokalen zwischen den Wortenden vermieden wird, während in jenen kurzen Resten an elf Stellen eine für das feingebildete griechische Ohr hartklingende Wortfolge erscheint. Indessen mag dies zum Theil auch an der Sprödigkeit des Stoffes selbst liegen. Was uns aber der wichtigste Gewinn ist, das sind fünf als Musterbeispiele dienende Dichterstellen, wohl aus Lyrikern entlehnt, doch nicht von demselben Verfasser, da ein Bruchstück eine Wortfolge in jonischer Endung zeigt (ἑὸν ἦν), während die andern dorische Formen (doch nur τ=η) aufweisen. Hier wäre vielleicht an Pindar zu denken, es könnten auch tragische Chorlieder die Quelle sein. In der vierten Stelle haben wir den Anfang eines Liedes auf Dionysos. Des Weitern werden uns die Reste von achtzehn Zeilen vorgelegt (13), sie sollen einen Brief an einen makedonischen König enthalten; das Schreiben ist an einen Herrscher, vielleicht Antigonos oder Demetrios Poliorketes gerichtet, und spricht von den feindlichen Unternehmungen der Thebaner gegen die Makedonier. Dabei fällt aber auf, daß in den Wortverbindungen jeder Rißton vermieden ist. Rechnet man hinzu, daß der ganze Stil, wie schon die Herausgeber zu ihrer Verwunderung gesehen haben, ein isokratischer ist, so bleibt nur eins übrig: es war eine Prunkrede, deren Inhalt vielleicht die Rechtfertigung der Beförderung Thebens gebildet hat. Und dabei hat Isokrates nicht nur stilistisch, sondern auch inhaltlich das Vorbild abgegeben,

*) ἔν statt οὖν. Uebrigens hat sich auch einmal anderswo noch dieser Gebrauch erhalten, vgl. ἑὸν ἦν, in der Sammlung Müllers F. H. G. II, 276.

nämlich durch seinen „Philippos“. Endlich hat uns der vorliegende Band auch die nicht unbedeutenden Reste (12) eines chronologischen Handbuches bescheert, das wohl zum Schulgebrauch bestimmt war. Er umfaßt die Jahre 355—316 v. Chr., die Zeitrechnung wird nach Olympiadenjahren gegeben unter Hinzufügung der vier dazugehörigen attischen Archonten. Vermerkt werden außer griechischen Ereignissen auch einzelne römische Kriegszüge, nur zweimal wird der engere Rahmen der geschichtlichen Begebenheiten durch die Angabe des Todes von Platon (348 v. Chr.) und Sokrates (338 v. Chr.) überschritten. Ueberhaupt ist der Inhalt ein sehr magerer und nicht einmal fehlerfreier, wie z. B. der samische Krieg viel zu tief hinabgerückt ist; doch müssen die Blätter bei einer Darstellung der Geschichte der alten Chronologie von großer Wichtigkeit werden.

Den Beschluß der Beschreibung der literarischen Funde mögen die theologischen Sachen, die die Engländer an die Spitze des Bandes gesetzt haben, ausmachen. Mit dem Anfang eines Papyrusbuches (2) aus dem dritten Jahrhundert, enthaltend den Beginn des Matthäusevangeliums (I 1—9, 12, 14—20), dürften wir nun die älteste Bibelhandschrift besitzen. Damit trifft zusammen, daß die Textgestaltung, die sonst nicht Vieles bietet, an einer Stelle nur mit dem Sinaiticus übereinstimmt. Ein anderes Stück (3) stammt aus dem 5.—6. Jahrhundert, und enthält aus dem Markusevangelium X 50—51 und XI 11—12, doch stimmen hier die Lesarten niemals zum Sinaiticus, immer hingegen zum Alexandrinus. Aber weit wichtiger noch als jene Bibelreste ist ein Blatt aus einem Buche, das Jesussprüche („λόγια Ἰησοῦ“ heißen sie heute) enthielt. Die einzelnen Sprüche (es sind deren acht erhalten) beginnen mit den Worten „es spricht Jesus“. Ob ihrer Wichtigkeit wurden die Sachen schon im vergangenen Sommer veröffentlicht und haben schon eine Anzahl von Fachgelehrten beschäftigt. Danach scheint soviel sicher zu sein, daß die Sprüche von den Evangelien in ihrer heutigen Gestalt unabhängig und vor 140 n. Chr. verfaßt sind. Daß man auch hier nach weiteren Funden verlangt, die neues Licht über den Zusammenhang der ältesten christlichen Literatur werfen sollen, ist erklärlich. Zum Schlusse mögen noch die Bruchstücke eine Homilie (4) und des Lebens des hl. Paul und der hl. Thekla (5) eine kurze Erwähnung finden.

Den größeren Theil des bis jetzt Veröffentlichten bilden die Urkunden, 125 an der Zahl, deren Beschreibung kürzer gefaßt werden soll. Der ganze Haufen zerfällt in zwei zeitlich geschiedene Gruppen; die erste giebt die Schriftstücke aus der Kaiserzeit oder, wie vorhin bemerkt wurde, aus den Jahren 49—302 (Nr. I 33—124), die der anderen gehören dem byzantinischen Zeitalter an (125—158). Den Eingang bildet das Bruchstück eines merkwürdigen Berichtes (33). Die Erzählung beginnt damit, daß ein Mann, der, wie man aus dem Folgenden entnimmt, Appian, Gymnasiarch und Gesandter von Alexandrien ist, zum Tode abgeführt wird.

Die Ursache muß wohl seine Unbotmäßigkeit gewesen sein, denn als er aus irgend einem Grunde wieder herbeigeführt wird, redet ihn der Kaiser mit den Worten an: „Weißt Du nun, mit wem Du redest?“ Darauf Jener: „Ich weiß es, Appian mit dem Tyrannen“. Nach einem kurzen Wortgefecht muß er natürlich wieder weggebracht werden, doch wird ihm auf seine Bitten noch gewährt, daß sein letzter Gang in allen Ehren geschehe. Er legt sich also die Abzeichen seiner Würde, Kopfschmuck (*σπορσειον*) und weiße Schuhe (*παλασιον*) an und ruft dann ins Volk: „Herbei, ihr Römer, seht zu, wie man einen Gymnasiarchen und Gesandten von Alexandrien zu Tode schleppt!“ Von dem Gemurmel seiner Römer unterrichtet, läßt der Kaiser den Appian wiederkommen, doch noch ehe er ein Wort gesprochen hat, wird er von dem mit seiner Freimüthigkeit sehr auffällig prahlenden Aegyptier mit dem Titel „Räuberhauptmann“ beehrt. Dies führt natürlich wieder zu einer Auseinandersetzung, worin sie sich über die beiderseitige Ehrenstellung zanken, da der Alexandriner auf seine vornehme Abkunft (*εὐγενεια*) sehr stolz ist. Hier bricht der Papyrus ab, ein merkwürdiges Bild aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts. Denn da Appian die Bemerkung fallen läßt, daß der Vater des Kaisers als Philosoph, geizloser und wohlthätiger Mensch das Gegentheil seines Sohnes sei und jenen noch obendrein Antoninus nennt, so kann man nur an Commodus denken, zu dessen Lieblingsbeschäftigungen das grundlose Hinmorden gehörte. Und Appian sagt selbst, daß er auf seinem Todeswege schon drei Vorgänger habe. Uebrigens erinnert die Wiedergabe der Reden sehr an die Verhöre in den älteren Heiligenleben. Das ganze Stück, das vor den übrigen Urkunden insofern sich abschließt, als es gar nichts mit Dytynchos zu thun hat, ist wohl der Rest eines Gesandtschaftsberichtes (*ὁπορνηματιζμός*). Was nun die Stadt selbst angeht, die uns den großen Papyrushaufen geliefert hat, so kann man aus den einzelnen Schriftstücken ein ziemlich anschauliches Bild gewinnen; einzelne Züge mögen hier angegeben werden. Die vielen erhaltenen Straßennamen (es sind über 40) lassen auf eine ziemliche Bevölkerung schließen; die Namengebung ist dieselbe, die wir heute haben: Warmbäderstraße, Gymnasiumstraße, Gärtnerstraße, Küchenstraße, oder nach Eigennamen, wie z. B. Seuthesstraße. Aehnlich auch in den Berliner griechischen Urkunden aus Arsinoe in Aegypten: Niederestraße, Schatzmeisterstraße, Wollenweberstraße, Pilikierstraße u. s. w.; zwei Mal wird von dreistöckigen Häusern berichtet. Außer Heiligthümern wird noch ein Theater, ein Gymnasium, ein öffentliches Warmbad und ein anderes, Hadrianische Thermen genannt, erwähnt. Neben einer Militärverwaltung finden wir ein zahlreiches Heer von Zivilbeamten. Und auf diese Verhältnisse wirft ein Rundschreiben eines höheren Finanzbeamten (58) ein treffendes Licht. Wir erfahren da, daß es sehr Viele gäbe, die nur deshalb zu den Aemtern und Aemtern sich drängten, um dort in Ruhe das Schatzgut zu verzehren (*κατασθίσιν*), weshalb denn der Vorgesetzte eine

Berminderung der Stellen empfiehlt. Für den Wechsel der Formen sind die Titel und Anreden sehr bezeichnend. Während in den ersten beiden Jahrhunderten das Du noch den ganzen Verkehr beherrscht, kommt im dritten Jahrhundert gegenüber dem Vorgesetzten das bescheidenere „Deine Sorgfalt“ (ἡ σὴ ἐπιμέλεια) auf, eine größere Umwälzung aber bringt erst die byzantinische Zeit. Das „Dein“ verwandelt sich in „Euer“, eine Anzahl von neuen Würdenbezeichnungen kommen auf, die je nach dem Range genau abgemessen sind, auch der Untergebene erhielt von dem Vorgesetzten den ihm zukommenden Titel. Wenn aber die Stadt Oxyrynchos in älteren Urkunden „die glänzende und glänzendste“ genannt wird, so ist dieser Gebrauch schon früher entstanden, wie die kleinasiatischen Inschriften beweisen. Die Art des Kanzleistils wird durch zwei Bittschriften (71) aus dem Jahre 303 sehr gut beleuchtet. Die beiden Bittsteller, die selbst des Schreibens nicht mächtig sind, lassen sich ihr Anliegen durch einen Schreiber abfassen, der dann der Angelegenheit erst einen allgemeinen Gedanken vorausschickt, so an der einen Stelle: „Allen hilfst Du, Herr, und Jedem giebst Du das Seine, am meisten aber den Frauen wegen ihrer natürlichen Schwachheit. Und so komme auch ich . . .“ u. s. w. Es würde zu weit führen, die einzelnen Erlasse, Kauf- und Pachtverträge, die Klageschriften, Haftbefehle, Testamente und anderen amtlichen Schriftstücke im Einzelnen zu verfolgen. Nur Weniges möge noch herausgegriffen werden. Bis jetzt kannten wir Freilassungs-Urkunden von Sklaven nur aus den Steinen, eine große Menge der Art haben die Franzosen in Delphi ausgegraben. Nun haben wir auch drei ähnliche Urkunden auf Papyri (48–50), wobei zu bemerken ist, daß bei der Freilassung Zeus, Erde und Sonne als Zeugen bezeichnet werden (ὡπὸ Δία, Γῆν, Ἥλιον). Die staatlichen Aerzte werden dazu verwandt, um den Eintritt des Todes und die Todesursache (51) oder die durch einen Hauseinsturz verursachten Verwundungen eines Mädchens (52) festzustellen, ein anderer Beamte berichtet (53) auf Verlangen der Behörde über die Ertragsunfähigkeit eines Fruchtbaumes (καρποία). Durch das lockere Leben des Bräutigams seiner Tochter sieht sich ein Vater genöthigt (129, aus dem sechsten Jahrhundert), die Verlobung aufzulösen, was amtlich geschehen mußte, da auch die Verlobung selbst eine Amtssache war. Daß er dabei den abgewiesenen Mann einen „sehr wohllehrbaren“ nennt (τῷ εὐδοκίμωντάτῳ), verlangt die Höflichkeit der Zeit.

Unsere ganz besondere Aufmerksamkeit nehmen die Privaturkunden in Anspruch. Eine über etwa zwei Monate sich erstreckende Metzgerrechnung (108) zählt in 41 Posten zehn verschiedene Fleischsorten auf, darunter siebenmal Zunge, sechsmaal Nieren, einmal auch ein Ohr. Anderswo (109 und 114) lesen wir die Aufzeichnung von mannigfachem Hausrath, vorzüglich von Kleiderstücken, deren Namen sehr beachtenswerth sind. Eine Einladung zu einem Priesterfchmause giebt 110: „Es bittet dich Chairemon, morgen, am

fünfzehnten, um 9 Uhr am Tische des Gottes Serapis im Serapeum zu speisen“, und zu einem Hochzeitsessen in ähnlicher Form 111: „Es bittet dich Herais, morgen, am 15. des Monats, von 9 Uhr ab zur Hochzeitsfeier ihrer Kinder in ihrem Hause zu speisen“. Im nächsten Stücke wird eine Frau zum Geburtsteste des Gottes (d. i. zur Kirmeß) aufs Land geladen. Sodann sind noch elf Privatbriefe zum Abdruck gekommen. In einem von ihnen (115) antwortet die Cirene dem Laonnophris und dem Philon, die ihr vom Tode des Eumoiros Anzeige gemacht hatten, und fügt der Klage Worte des Trostes hinzu. Belustigend wirkt ein Brief (119), den ein Junge seinem abwesenden Vater schreibt, man braucht also keine Logik darin zu suchen. Er muß ein recht verzogener Bengel gewesen sein, denn er droht seinem Vater, falls er ihn nicht nach Alexandrien mitnähme, werde er ihm weder schreiben noch mit ihm sprechen noch ihn grüßen, und wenn er wiederkehre, werde er ihm keine Hand geben. Und wenn er weiter ihm keine Veier mitbringen werde, wolle er weder essen noch trinken. Da können ja die lieben Eltern ihre liebe Noth mit dem Bürschäcken gehabt haben! Die Sachen aus der byzantinischen Zeit sind neben Anderem auch schon deswegen für uns von geringerer Anziehungskraft, weil bei ihnen die Ausdrücke des Privatlebens fehlen.

Fassen wir das Ganze zusammen. Eine Fülle von Erweiterungen auf den verschiedenartigsten Gebieten hat uns die Arbeit der Engländer gebracht. Das tägliche Leben in Aegypten und damit der ganzen Welt der Kaiserzeit tritt in neuen lichtvollen Bildern vor uns, und fehlt ihnen auch der Glanz griechischer Schönheit, so übt doch das Ursprüngliche und Lebenswahre einen unverkennbaren Reiz aus. Und auf der andern Seite, die Reste alter Schriften und Dichtungen, wie werthvoll sind sie uns! Die Geschichte so mancher Literaturgattung wird von den Oxyrynchospapyri neu befruchtet, und ist manchmal der Gewinn nur ein kleines zerrissenes Stückchen eines schon bekannten Schriftstellers, etwas können wir immer aus ihm lernen, und sei es am Ende auch nur eine Beobachtung über Buchstabenformen. Die Hauptsache aber bei jenen Funden ist, daß sie uns frei zu machen beginnen von dem Banne, den die Laune des Zufalls und der Byzantiner auf die handschriftliche Ueberlieferung gelegt haben, daß sie einen Ersatz anbahnen für das, was man früher schon für rettungslos verloren gehalten hat. Und dies Arbeitsfeld, das sich erst vor kaum zehn Jahren eine größere Beachtung erzwungen hat, muß dem Brennpunkt der philologischen Wissenschaft noch weit näher gerückt werden. Viel zu wenig Kräfte sind zur Stunde auf ihm beschäftigt. Die beiden rührigen Engländer können, selbst wenn sie ihrem Versprechen gemäß jedes Jahr einen gleichen Band erscheinen lassen, erst in 40 Jahren die ganze Fundmasse bewältigt haben, in Wien und Genf ist ein Stocken eingetreten, auch die Berliner arbeiten langsamer, und das versprochene Corpus der Louvrepapyri bleibt ganz aus. Möchte es gelingen, noch manchen Gelehrten zur Mitarbeiter-

schaft auf das neue Gebiet herüberzuziehen, noch manche Forschungsreise erfolgreich nach dem schätzbaren Boden Aegyptens zu entsenden! Was verschlägt es denn, wenn dafür eine Handschrift unverglichen oder ein Werk etwa über die moralische Bedeutung des Chores ungeschrieben bleibt, oder wenn ein paar Hundert inhaltlose Grabsteine weiter im Erdreich schlummern müssen?

Halle a. S., 1. Aug. 1898.

Wilhelm Trönert.

Literarisches.

Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt von Karl Theodor Gaederz. Wismar, Hinstorff 1898. VIII und 29 S. Doppeloftav.

An eine Entschädigung für unschuldig Verurtheilte hat man erst in unsern Tagen gedacht; ungenügend muß gleichwohl eine solche späte Buße bleiben, die doch lediglich der zerstörten oder verringerten Erwerbsfähigkeit Derer etwas aufhelfen will und kann, die das Opfer eines Rechtsirrhums geworden sind. Aber was hätte man dem armen harmlosen Burschenschaftler Fritz Reuter zuwenden wollen, als er nach siebenjähriger Festungshaft amnestirt, die Schwelle des väterlichen Hauses wieder betreten durfte?

Er sah, auch erst wieder nach trübsten Erfahrungen eigener Verschulbung, endlich ein, daß es kein anderes Rettungsmittel gab, als ein ganz neues Leben, als Dreißigjähriger, ganz von vorn anzufangen, und es gelang ihm an der Hand der Liebe im Ganzen, wenn auch die böse Erinnerung immer wieder einmal ihre furchtbaren Schatten in das Leben des auch körperlich Verhehrten werfen mußte.

Gab es aber irgend Etwas in der Welt, was doch lindernd und versöhnend auf das verdüsterte Gemüth wirken konnte, so war es der Erfolg des so herrlich veranlagten Dichters, die stürmische Liebe seiner mecklenburgischen Volksgenossen zunächst, bald des gesammten deutschen Volkes treue Verehrung als des größten erzählenden Dichters und Vertreters gesunden, echt deutschen und volksgemähesten Humors. Lange noch dauerte es, bis auch der kaum geahnte und ersehnte Ruhm dazu kam, daß ihm Dank und bewundernde Anerkennung durch den Mann ausgesprochen ward, den der Genius unseres deutschen Volkes ausersehen hatte, ins Werk zu setzen, was jene „Hochverräther“ in jugendlicher Begeisterung geträumt und gesungen hatten.

Die kleine Schrift des bekannten Reuter-Forschers R. Th. Gaederz, welche alle hier in Betracht kommenden Momente bündig zusammenstellt, hat, was ihr den Charakter vollster Authentizität gewährt, dem großen

Einfielder von Friedrichsruh selber noch vorgelesen und ist von ihm gelesen und gebilligt worden.

Nachdem Bismarck's treue Angehörigkeit zum niedersächsischen Stamme betont, seine Beherrschung der Sprache und die Vorliebe für sie, endlich die Verehrung der Schriften Neuters, die Johanna trefflich vorzulesen verstand, hervorgehoben worden, lesen wir S. 11 den interessanten Brief des Dichters an den Grafen Bismarck vom 4. September 1866, der die Zusendung der Werke begleitete. Man braucht nicht zu verschweigen, daß Neuter mit der bisherigen Politik Bismarck's durchaus nicht immer einverstanden gewesen war, aber jetzt hatte es ihm — ähnlich wie etwa Heinrich von Treitschke, die Nachsichung der Indemnität nach den böhmischen Siegen angethan (s. S. 13 den prächtigen Brief an Justizrath Albert Schulz vom 14. Dezember 1866.)

Die Antwort Bismarck's vom 17. September (S. 13) ist ein schönes Zeugniß nicht nur seines dankbaren Gemüthes, sondern auch sorglicher Herzengüte, die sich bemüht ist, eben diesem Märtyrer etwas ihm besonders Wohlwollendes sagen zu sollen. Hier das Schlußwort:

„Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war.“

Weniger bedeutend, doch interessant, ist Neuters poetischer Antheil an einem Geschenk, das der Gutsbesitzer H. Fund Bismarck zugehacht hatte, und das in einem gemästeten Puter bestand. Dagegen verdient ein herrliches prophetisches Trostwort des Dichters gerade heute wieder volle Beachtung. Es steht in einem Schreiben an den Freund Franz Voll in Neubrandenburg und ist nach der Kaiserproklamation geschrieben.

„So ein neuer Staat, wie das deutsche Reich, kann nicht stille stehen, er muß vorwärts, wenn auch mit großen Unterbrechungen von Seiten der Reaktion; materielle Eroberungen können wir nicht mehr machen, aber auf geistigem Gebiete steht noch eine sehr reiche Ernte einzuheimen. Wir werden das wohl Beide nicht mehr erleben, ich gewiß nicht.“

Der Verfasser hat Recht, es ist hocherfreulich, zu erfahren, daß Bismarck und Neuter, die sich persönlich nie begegneten, was die Weisheit Neuters nicht litt, sich gegenseitig verstanden haben.

Es.

Goethe als Landschaftsgärtner.

Wer sich der Schilderungen landschaftlicher Gärtnerei in den „Wahlverwandtschaften“ erinnert und der wunderbaren Kunst, mit der sie zu der

gleichsam naturgeschichtlichen Entwicklung leidenschaftlicher Seelenzustände in Parallele oder in Kontrast gestellt sind, oder sich den Eingang der „Novelle“ vergegenwärtigt, der muß sich sagen: das hat nur ein Mann so darzustellen vermocht, der sich selbst in dem Fache ausgekannt hat, ein praktischer Gartenkünstler höchster Begabung. Und Weimar besitzt mit gerechtem Stolge zu all den Dichtungen des Einzigen eine, die eben nur ihm gehört und die Art hat, daß sie von Jahr zu Jahr schöner und herrlicher wird, seinen Park.

Zu den Publikationen, die zur Ehrung des Großherzogs Karl Alexander zum 80. Geburtstage erschienen (24. 6. 1898), gehört auch die prachtvoll ausgestattete, auf eingehendster Forschung beruhende Arbeit des bescheiden fleißigen Archivdirektors Dr. H. Burkhardt*).

Was Burkhardts Arbeiten so werthvoll macht — im Gegensatz zu manchem Goetheforscher, ist, daß er nichts sagt, was er nicht urkundlich verfolgen kann. Hier war zudem die genaueste Lokalkunde von Nöthen, nicht bloß jene, die sich bei längerer Anwesenheit von selber ergibt, sondern die ein historisches Rückwärtssehen erst ermöglicht. Und so erhalten wir in der That ein klares Bild des Werdens dieser Anlagen aus dem Nichts, so zu sagen. Freilich nicht Goethe allein ist der Schöpfer, mit und über ihm war es Karl August, der auch die nicht unerheblichen finanziellen Mittel zu finden hatte. Dagegen glaube ich, wird der Antheil des jungen Franz von Dessau, dessen Verdienst der bekannte große Stein am köstlichen Wege über dem linken Ufer der Elm preist, gewöhnlich sehr überschätzt. Daß der berühmte Park von Wörlitz in großen Umrisßen gleichsam Modell gestanden habe, soll nicht bezweifelt werden, auch sind gewiß Baumchen und Strauchwerk von dort her zu Anpflanzungen beigeleitet worden, aber die eigentliche Arbeit, die eben nur auf diesem Terrain so zu leisten war, gehört dem innigen Zusammenwirken des jungen Goethe und seines fürstlichen Freundes.

Man könnte, wenn man wollte, jetzt an der Hand der Burkhardtschen Baugeschichte des Parks und seiner architektonischen und künstlerischen Zierden eine Reihe von Briefstellen an die geliebte Freundin Frau von Stein, die zweite „Lotte“, illustriren und die Goethe-Philologie wird das nicht versäumen.

Die herrlichen Rasenflächen auf der rechten Elmseite mit ihren prachtvollen Baumgruppen — man muß sie an hellen Herbsttagen genießen — von der alten Anlage des Sterns, dem Schlosse und der Bibliothek gegenüber bis über die Mühle von Oberweimar hinaus waren vor hundertund-

*) Die Entstehung des Weimarschen Parks 1778—1828 von H. Burkhardt mit vier Tafeln und zehn Illustrationen im Text. Sonderabdruck aus der Feinschrift zum 80. Geburtstage S. R. G. des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen. Weimar, Herm. Böhlhaus Nachfolger. 1898. 28 S. Folio. Ist in beschränkter Auflage durch den Verlag zu beziehen.

zwanzig Jahren ödes Ackerland, Artland, wie man hier sagt, in vielfachem Privatbesitze, und das Goethen von Karl August geschenkte Gärtchen und Gartenhäuschen am Abhang des sogenannten Rosenberges war der eigentliche Ausgangspunkt für des Dichters neue geniale Bethätigung. Das war „sein Gefild“*), jenseits an dem felsigen mit Höhlen im Kalkstein versehenen Ufer war das ihrige.

Im Sommer 1783 war der Dichter in Gotha gewesen, hatte sich wohl auch an den dortigen Parkschöpfungen erfreut, aber einen sehr charakteristischen Unterschied bemerkt er doch, der für Weimar den Ausschlag gab, und zwar in dem Sinne, der ja vorbildlich für das Fürstenthum Weimars geblieben ist bis heute, nämlich (er schreibt es der Freundin am 14. 6.) „daß unser Herzog neuerdings alle Thüren und Brücken seiner Gärten und Anlagen (für das Publikum) eröffnet hat“.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß über den Zustand vor Gründung des Parks der Verfasser auch in dem lehrreichen Aufsatze „die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar (1716 fgd.)“, in Steinhäusens Zeitschrift für Kulturgeschichte 1898 S. 109 fgd., sehr interessante Mittheilungen macht. Hatte doch „der Herr Legationsrath Gehde“ — so schrieb ein Hofbedienter — noch an einem heißen Augusttage des Jahres 1778 die „Sandwüste“ des Exerzierplatzes, des jetzigen Karl Alexanderplatzes zwischen der Ackerwand**) und Steinschen Wohnung und dem neuen Archibgebäude, der noch eine interessante Gruppe alter Eiben aufweist, nicht zu durchwateten gewagt, um zur Freundin zu gelangen.

Ueber das bekannte Denkmal, das dem genio hujus loci gewidmet ist, sei gestattet zu bemerken, daß es freilich von Karl August, Goethen zu ehren und zu erfreuen, aufgerichtet wurde, nach glücklich vollbrachter gemeinschaftlicher Schweizerreise, daß jedoch der Gedanke dazu längst von Goethen selber war gefaßt worden***), was doch Karl August gewußt haben muß. Um so zarter die huldigende Ausführung. Ja, der genius hujus loci, der nun auch sein Kapitol im Goethe- und Schiller-Archiv, dank der hochherzigen † Großherzogin Sophie, besitzt, heißt Goethe.

Weimar.

Rs.

*) „Gefild“ ist nicht spezifisch Goethische Bezeichnung, z. B. im Liebe an den Mond, sondern überhaupt thüringisch, so bei Eisenach und anderswo, s. v. a. Gegend am Ufer, Wiese und das Wasser begleitendes Buschwerk.

**) Das Wort Ackerwand selbst besagt Grenze des Ackers, die Stelle, wo der Pflüger die Ochsen — jetzt leider die Kuh — wendet. Man sagte auch die Anwand.

***) Wie G. sich diesen „Stein der Dankbarkeit“ gedacht hatte, besagt der Brief an Lavater Nr. 19 S. 56 fg. Auch Fortuna und Terminus figuriren da neben dem Genius.

Rechtswissenschaft.

Acta Borussica. Denkmäler der Preussischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preussens im 18. Jahrhundert. Zweiter Band. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey, 1898. 639 S. M. 15.

Der vorliegende zweite Band der Aktenpublikation über die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung des preussischen ancien régime ist ausweislich der Vorrede in der Hauptsache von Dr. Krauske bearbeitet und nach dessen Ausscheiden aus der Zahl der Mitarbeiter der „acta borussica“ von Dr. Viktor Voewe fertiggestellt worden. Die Bearbeiter (außer und über denen noch die bewährte Autorität G. Schmollers als Herausgeber und Leiter des Gesamtwerkes zeichnet) bringen auch in diesem Bande eine stattliche Reihe von Aktenstücken, welche, wie im ersten Bande der Publikation, ausschließlich chronologisch geordnet sind. Kurze Regesten und erläuternde Fußnoten sind den einzelnen Aktenstücken behufs besserer Orientirung in reichlichem Maße beigelegt; ein reichhaltiges, vortrefflich gearbeitetes Namens- und Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Werkes um ein Bedeutendes. — Der Band enthält insgesammt 311 Aktenstücke (Nr. 1 vom 3. Juli 1714, Nr. 311 vom 17. Dezember 1717). Es ist eine Fülle von interessantem und wertvollem Material zur Geschichte des preussischen Staats- und Verwaltungsrechtes, die uns da entgegentritt. Ein Material, welches bisher zum größten Theil unbekannt oder doch unverwertet in den Repositoren der Archive ruhte und mit dessen Veröffentlichung die Königl. Akademie der Wissenschaften und diejenigen, welche sie zur Ausführung dieser Arbeit herangezogen hat, sich ein ganz hervorragendes Verdienst erworben und den Dank aller beteiligten wissenschaftlichen Kreise gesichert haben. Es ist ein Quellenwerk allerersten Ranges, welches hier begonnen ist und in hoffentlich nicht allzulanger Zeit weitergeführt und fertiggestellt werden wird.

Die Verwaltungsthätigkeit, als deren urkundliche Niederschläge die vorliegend publicirten Archivalien erscheinen, fällt, wie bereits erwähnt, die Jahre 1714—1717, also die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. aus. Es ist eine Zeit, in welcher der „rocher de bronze“ des Königlich-Abolutismus bereits „fest stabilirt“ ist — vgl. den Wortlaut der bekannten, denkwürdigen Kabinettsordre in Nr. 175, S. 352 —; die gelegentlichen Proteste der Feudalmächte, durch deren Niederwerfung die landesherrliche Gewalt zu unumschränkter Souveränität emporgestiegen war, wollen jetzt nicht mehr viel bedeuten, es sind nur noch die letzten Rückzugskämpfe zwischen dem besiegten Ständethum und der siegreichen Staatsgewalt, welche in diese Jahre hineinragen. Hierzu mag man die Grabamina der cleve-märkischen, magdeburgischen und anderen Provinzialstände (S. 16, 199 ff.

303 ff., 364 ff., 412 ff., 593 ff. u. f. w.), sowie ferner die Akten über die Verstaatlichung der ständischen Finanzverwaltung bezw. die Auflösung der ständischen Kassenadministrationen (Landeskreditkasse, Landlasten in Magdeburg und Preußen (cf. das Sachregister unter „Magdeburg“ und „Preußen“) nachlesen. Von hervorragendem Interesse sind die zahlreichen Aktenstücke über die Kompetenzabgrenzung zwischen den drei hauptsächlichsten Behördenkategorien: den Regierungen, Amtskammern und Kommissariaten, insbesondere über den Wirkungskreis und die Befugnisse der Kommissariate (s. d. Sachregister s. h. v.), dieser modernsten unter den damaligen Verwaltungsbehörden, welche, wie bekannt, recht eigentlich das Instrument zur endgültigen Niederwerfung der ständischen Gewalten und zur stetigen Erweiterung der königlichen Machtsphäre gewesen sind und deshalb denn auch bei den Ständen und den in Besetzung und Thätigkeit vielfach noch unter ständischem Einfluß stehenden älteren Kollegialbehörden, den „Regierungen“, nichts weniger als beliebt waren (vgl. z. B. S. 199, 202, 220 Nr. 4, 269, 310 ff.). —

Viele der vorliegend publizirten Aktenstücke zeigen auch die starke „verjöhnliche Note“ des damaligen preussischen Regierungssystems, den das ganze Staatswesen bis in die kleinsten Verwaltungsdetails hinein durchdringenden und beherrschenden Willen Friedrich Wilhelms I. So z. B. die eigenhändigen Randverfügungen des Königs in Nr. 23, 28, 32 und vielen anderen Akten. Das choleriche, bei den geringsten Anlässen maßlos aufbrausende Temperament Friedrich Wilhelms lernen wir in Nr. 36 (S. 128 ff.) kennen. Mehrere Kammerbeamte sind von Königsberg nach Tilsit versetzt und bitten, sie an dem bisherigen Orte ihrer Thätigkeit zu lassen; der König sieht in dieser bescheidenlichen Remonstrations groben Ungehorsam, wittert gar Auflehnung und Meuterei unter der Beamtenschaft und verfügt mit einer Fluth wüthender Exclamationen (. . . „die leutte wollen mir forciren, sie sollen nach meiner pfeiffe dancen oder der Deuffel hohle mir, ich lasse sengen und brahten wie der Zahr und tractire sie wie Rebeller . . .“) gegen die „Berensheutter“, berentwegen er „zwey nacht nit recht geschlahffen“ einjährige Festungshaft (!) — Ein rühmlicheres Beispiel als hier bietet der „Zahr“ dem Könige in Nr. 166; auf das lateinisch abgefaßte Konzept eines Briefes an August II. von Polen schreibt Friedrich Wilhelm: „ich bin deutscher, ergo will ich in mein sprache schreiben wie der Zahr“. Diesem Befehle gemäß wurde ein deutsches Schreiben entworfen, dem lediglich eine lateinische Uebersetzung beigelegt wurde.

Berlin.

Gerhard Anschütz.

Dr. Julius Hatschek. Die Selbstverwaltung in politischer und juristischer Bedeutung („Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen“, herausgegeben von Jellinek und Georg Meyer, II, 1). Leipzig, Duncker und Humblot, 1898. 236 S. M. 5,60.

An dem Begriffe der Selbstverwaltung hat die deutsche Staatsrechtswissenschaft in neuerer und neuester Zeit mit besonderer Vorliebe ihre Kräfte erprobt. Nachdem zuerst Gneist an der Hand bahnbrechender Forschungen im englischen Recht die Gleichung aufgestellt hat: Selbstverwaltung = Staatsverwaltung nach den Gesetzen des Landes durch persönliche Ehrenämter (wobei „Ehrenamt“ im Gegensatz steht zum berufsmäßigen und bezahlten Staatsdienst des Beamten), belehrte uns Laband (Staatsr. d. deutsch. Reichs, 1. Aufl., I, 101 ff.; 3. Aufl. I, 93 ff.) über die vorzugsweise politische Bedeutung und Begründung des Gneistschen Selbstverwaltungsbegriffes, welcher schärferer juristischer Analyse nicht Stand halte und für die dogmatischen Bedürfnisse der Rechtswissenschaft zu ersetzen sei durch den juristischen Begriff der Selbstverwaltung: S.-B. = Verwaltung von Staatsangelegenheiten durch Verbände (Gemeinden, öffentliche Korporationen), die dem Staate zwar ein- und untergeordnet sind, ihm aber als selbständige Rechtspersönlichkeiten gegenüberstehen. Zur weiteren Klärung und Entwicklung dieses „juristischen Selbstverwaltungsbegriffes“ (neben dem sich der „politische“ Begriff Gneists bei Vielen fortdauernder Anerkennung erfreute) hat dann außer Rosin und Haenel ganz besonders Jellinek beigetragen (System der subj. öff. Rechte S. 276 ff.), welcher an dem Institut der Selbstverwaltung vornehmlich das Recht auf Selbstverwaltung accentuirt und die Begriffsbestimmung giebt: S.-B. ist diejenige Verwaltung der Gemeinden und anderer Verbände, welche staatliches Imperium als ein dem Verband zustehendes Recht nach den Gesetzen und unter Kontrolle des Staates ausübt. — In neuester Zeit ist dann eine förmliche Spezialliteratur über den Begriff und das Wesen der S.-B. entstanden; genannt seien hier Reufamy, Begriff der S.-B. (Arch. f. öff. R. IV, 377 ff., 525 ff.), Gluth, die Lehre von der S.-B., Blodig, die S.-B. als Rechtsbegriff, — Arbeiten, denen sich nun das vorliegende Buch hinzugesellt. Hatschek, den man nach Gedankenrichtung und Methodik wohl als einen Schüler Jellineks bezeichnen darf, knüpft an die von seinem Meister gefundenen Resultate an, wird jedoch in wesentlichen Punkten über dieselben hinaus und zu neuen, vielfach schätzenswerthen Gesichtspunkten geführt, so daß seiner Arbeit jedenfalls der selbständige wissenschaftliche Werth nicht abzustreiten ist mag man auch den Thesen des Verfassers nicht durchweg beistimmen. Verfasser definirt die Selbstverwaltung als „Heranziehung örtlich geschlossener Kollektivverbände für Staatszwecke durch das Mittel einer entsprechenden Rechts- und Pflichtvertheilung“ (S. 97, 156). Das ist die S.-B. als „politisches Prinzip“, ein „Seitenstück zum Staatsamt“ (S. 156 ff.). Die Aufgabe des Verj. besteht nun darin, die juristischen Elemente dieses politischen Prinzips

historisch (S. 3—86) und dogmatisch (S. 87 ff.) zu entwickeln. Im ersten Theile giebt Verf. zunächst eine Darstellung des englischen self-government des achtzehnten Jahrhunderts (dazu die „Beilage“, S. 171 ff.), sodann eine lehrreiche, die Angaben Jellinek's in dessen „System der subj. öff. Rechte“, S. 264 ff. im Einzelnen ausführende Dogmen- und Rechtsgeschichte des *pouvoir municipal* in Frankreich und Belgien, und schließlich (S. 89 ff.) eine Schilderung des Rechts auf Selbstverwaltung in der konstitutionellen Doktrin und der Gesetzgebung Deutschlands sowie seiner Fortbildung durch die neueste preußische Gesetzgebung. Die letztere kommt hierbei freilich etwas kurz weg; immerhin sind die Hauptpunkte, in denen Preußen seit 1872 über die Horizonte der „konstitutionellen Theorie“ hinaus und weiter gegangen ist, S. 79 ff. mit ausreichender Deutlichkeit bezeichnet und wird dabei namentlich treffend hervorgehoben, daß der jener Reformgesetzgebung zu Grunde liegende Selbstverwaltungsbegriff keineswegs „Freiheit vom Staate“ (nach Art der „Grundrechte“), als vielmehr Thätigkeit für den Staat bedeutet — daß, um mit Jellinek zu sprechen, die preußische *S.-V.* ein Ausfluß nicht des „negativen“, sondern des „aktiven“ Status ist. Im zweiten Theile des Buches werden nun die Ergebnisse der historischen Untersuchungen dogmatisch verwerthet. Der Verfasser zeigt hier, daß die „Verbände“, durch deren Heranziehung der Staat Selbstverwaltung erzielt, keineswegs nothwendig Korporationen, juristische Personen des öffentlichen Rechts zu sein brauchen, welche auf ihren autonomen Wirkungskreis ein subjektives Recht haben. Dieses letztere Moment eignet vielmehr nur den „aktiven öffentlich-rechtlichen Verbänden“ (S. 97 ff.), den „Selbstverwaltungskörpern“ im engeren Sinne, während es den „passiv“=öffentlich-rechtlichen Verbänden (S. 112 ff., 171 ff.) fehlt. Der aktive Verband hat als solcher, als Einheit, ein (zugleich als Pflicht gestaltetes) Recht auf Selbstverwaltung, während im passiven Verbands die einzelnen Mitglieder als selbstverwaltungsberichtig (oder auch nur =verpflichtet) erscheinen. Der Haupttypus des aktiven Verbandes ist die Gemeinde, passive Verbände sind z. B. die englische Grafschaft, der preußische Amtsbezirk, auch der Kreis in den „Agenden der allgemeinen Landesverwaltung“. So gelangt Verf. zu dem als Kernpunkt und Hauptverdienst des Buches zu bezeichnenden Ergebnis, daß der Begriff der Selbstverwaltung unabhängig ist von dem Begriff des Selbstverwaltungskörpers im Sinne der herrschenden Meinung (insbesondere ihres Hauptvertreters Jellinek), daß die Uebertragung staatlichen Imperiums an öffentliche Korporationen zu eigenem Recht eine Rechtsform der *S.-V.* ist, aber nicht die einzige. Weder die englische Grafschaft, noch der preußische Amtsbezirk sind korporative, „aktive“ Verbände, und doch sind die Aemter des Friedensrichters, des Amtsvorstehers von jeher gerade als Musterbeispiele für Selbstverwaltungsinstitute angesehen worden. So wird ein wichtiger Zweig der englischen und preußischen *S.-V.* auch juristisch als *S.-V.* erfaßt und konstruirt, während nach dem

zu engen, mit dem essentielle des „Selbstverwaltungskörpers“ operirenden Selbstverwaltungsbegriffe der herrschenden Meinung sowohl der Friedensrichter als der Amtsvorsteher aus dem dogmatischen Rahmen der S. V. sozusagen herausfallen. —

Bei der Heranziehung von Details des preussischen Rechts sind einige Unrichtigkeiten mit untergelaufen, welche Referent nicht unkorrigirt lassen möchte. Die (übrigens nicht völlig klare) Bemerkung S. 78 Note 3 geht dahin, daß in Preußen das Gemeinewahlrecht über den Kreis der sogenannten Ortsbürger hinaus auf alle Gemeindeeinwohner mit einer gewissen Minimalsteuerleistung „Anfangs der 70er Jahre“ ausgedehnt worden sei. Dies ist für die Stadtgemeinden im weitaus größten Theile des Staates schon 1853 und 1856 (östliche, westfälische, rheinische Städteordnung), für die östlichen Landgemeinden aber erst viel später (Landgemeinbeordnung vom 3. Juli 1891) geschehen. — S. 115, 116 wird die „allgemeine Landesverwaltung“ (im Kreise) als eine Art Mittelglied zwischen Kommunal- und Staatsverwaltung bezeichnet. Unter dem Ausdruck „allg. Landesverwaltung“ (vgl. insbes. das Landesverwaltungsgesetz vom 30. Juli 1883) ist aber in Preußen noch nie etwas Anderes verstanden worden als Staatsverwaltung, reine Staatsverwaltung. — Daß es im Sinne der Kreisordnung liege, den Landrath „soweit es angeht, unabhängig von ministeriellen Willensäußerungen zu stellen“ (S. 117), vermag ich aus der angezogenen Gesetzesstelle (§ 77 Kr.-O.) nicht herauszulesen; der Landrath ist vielmehr dem Minister ganz ebenso zu striktem dienstlichen Gehorsam verpflichtet wie seine direkten Vorgesetzten, der Regierungspräsident und der Oberpräsident, er ist, wie diese, „politischer“ Beamter, der jederzeit aus administrativen Zweckmäßigkeitsrücksichten versetzt oder zur Disposition gestellt werden kann. Die faktischen Verhältnisse, welche es hier und da bewirken mögen, daß ein Landrath „fester im Sattel sitzt“ als seine Vorgesetzten, einschließlich der Minister, können uns hier ganz gleichgültig sein. — S. 119, 154 wird behauptet, daß in den preussischen Städten mit einer Einwohnerzahl von mehr als 10000 die Ortspolizei dem „Magistrate“ übertragen sei. Das ist in zweifacher Beziehung unzutreffend, denn einmal ist die Größe der Stadt für die Organisation der Ortspolizei irrelevant: auch die Städte unter 10000 Einwohnern verwalten die Polizei prinzipiell (d. h. falls dieselbe nicht einer unmittelbaren Staatsbehörde übertragen ist, was aber gerade bei so kleinen Städten nur ganz ausnahmsweise vorkommt) „selbst“, und zweitens ist, mit alleiniger Ausnahme der hannoverschen Städte, nicht der kollegialische Magistrat, sondern ein Einzelbeamter, der Bürgermeister, kraft Staatsauftrags — § 62 der östl. Städteordnung v. 30. Mai 1853 — Verwalter der Ortspolizei.

Berlin. Gerhard Anschütz.

Ludwig Gumplowicz, Universitäts-Professor in Graz, Allgemeines Staatsrecht (zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage des „philosophischen Staatsrechts“). Innsbruck, 1897, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. XV, 522 S.

Seit wir das Dogma vom „Naturrecht“ als Produkt einer rechts-erzeugenden Potenz, welche außer und über den Staaten dieser Erde lebt, zum alten Eisen geworfen haben, kann der Bezeichnung „allgemeines Staatsrecht“ füglich nicht mehr die Bedeutung einer für die gesammte Staatenwelt geltenden Rechtsordnung, sondern nur noch der Sinn einer Zusammenfassung der den einzelnen Staaten gemeinsamen, überall oder häufig Verfassungssätze und -institute beigelegt werden. Das „allgemeine“ Staatsrecht ist, wenn man es als selbständige Disziplin auffassen und seine enzyklopädische Stellung bezeichnen will, ein Zweig der vergleichenden Rechtswissenschaft. Jedenfalls aber ein Zweig der Rechtswissenschaft. Die einzelnen, „besonderen“ Staatsrechtsordnungen muß verstehen, Jurist muß sein und sein wollen, wer ein „allgemeines Staatsrecht“ schreibt. Daran hatte bisher wohl noch Niemand gezweifelt. Der Verfasser des vorliegenden Buches ist anderer Ansicht. Mit Staunen lesen wir, S. 436, daß das allgemeine Staatsrecht „keine juristische Disziplin, keine Rechtslehre“ sei und mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit wird denn (S. 449) für die künftige Entwicklung des Faches die Parole ausgegeben: „Los von den Juristen!“ „Los“ insbesondere von den juristischen Fakultäten Deutschlands, „die in puncto Staat wahre Hochburgen der Finsterniß sind, da sie die Staatswissenschaft als einen Zweig der Jurisprudenz behandeln und jeden freien Gedanken unter einem Wust geistlosen juristischen Formeltrams begraben.“ Der gleiche Gedanke noch etwas „wiziger“ ausgedrückt S. 464, wo Verfasser meint, das Bestreben der Staatsrechtswissenschaft, den Staat juristisch zu behandeln und zu konstruieren, sei „ungefähr dasselbe, als wenn man eine Beethovensche Sonate mit Löffeln essen wollte.“ — Nun, es ist wohl nicht erforderlich, die rechtswissenschaftliche Denkweise in Allgemeinen und die deutsche Staatsrechtswissenschaft im Besonderen gegen diese Steinwürfe (vgl. auch noch Stellen wie S. VIII, IX, 31, 32 u. a.) zu verteidigen. Auch mag unermogen bleiben, inwieweit an den angegebenen und ähnlichen Stellen des Buches die dem Verfasser unlängst von berufener Seite (Zellinek, System der subj. öff. Rechte, S. 33) vorgehaltene „Unfähigkeit des Verständnisses juristischer Probleme“ dem hart Getadelten zum Bewußtsein kommt und sich grollend Luft macht. Gewiß ist, daß dem Verfasser die Absicht, durch Stellung und Beantwortung staatsrechtlicher Fragen die Rechtswissenschaft zu fördern, gänzlich fern liegt. Das Buch will gar nicht juristisch sein, sondern „soziologisch“; es soll, wenn ich den Verfasser recht verstehe, eine Art Naturlehre der Dinge „Staat“, „Gesellschaft“ und alles dessen, was damit zusammenhängt, gegeben werden. So erklärt es sich wenigstens, wie Verfasser dazu kommt, in einem „allg. Staatsrecht“ betitelten Werke Probleme zu behandeln wie: „Dualismus und

Monismus“ (§ 2), „Soziale Schichtung als Folge von Eroberungen“ (§ 28), „die Seßhaften und die Schweifenden“ (§ 32), „der linguistische Irrthum“ (§ 33), „Linguistik und Soziologie“ (§ 43), „die Hypothese des Polygenismus“ (§ 54), „Territoriale Integration“ (§ 74), „das Wesen der Gesellschaft“ (§ 87), „die Spencersche Evolutionsformel“ (§ 104), u. s. w. In diesen und andern Partien des Buches findet sich vieles Interessante und Lesenswerthe. Mit „Staatsrecht“ in dem bisher üblichen Sinne hat all das, wie gesagt, nichts zu thun; ob die Zukunftswissenschaft „Soziologie“ (vgl. S. 31, 460 ff. und sonst) dadurch gefördert und in Deutschland endlich „kathederfähig“ gemacht wird (S. VIII), darüber maße ich, der ich kein Soziologe, sondern nur ein Jurist bin, mir kein Urtheil an. So mögen denn auch Behauptungen wie die, daß Deutschland eine „Erbmonarchie“ sei (S. 252), daß Preußen (mit Rücksicht auf die Gefühle der zur Freude des Verf. noch nicht „borussifizirten“ Polen und Hannoveraner) nicht als Einheitsstaat gelten könne (S. 256) und andere „soziologisch“ richtig sein: staatsrechtlich genommen ist die letztere Aufstellung barer Unsinn; die erstere würde, um Geltung zu behaupten, mindestens einer eingehenden, die monarchische Natur des deutschen Kaiserthums mit juristischen Argumenten nachweisenden Begründung bedürfen. — Die bewußt nichtjuristische Methode des Verfassers scheint ihm weiterhin auch zu gestatten, in Bezug auf Einzelheiten des positiven Rechts ungenau zu sein. So wird S. 293 behauptet, daß das Einkammersystem in Europa heute „nur in Griechenland und in einer Anzahl deutscher Kleinstaaten bestehe“. Daß außer diesen deutschen Kleinstaaten auch das Deutsche Reich selbst jenes System befolgt, bleibt unerwähnt. Auch an einer andern Stelle — S. 323 — glaubt Verf. den belanglosen Kleinstaat Deutsches Reich außer Betracht lassen zu dürfen; er sagt dort, daß die staatsbürgerliche Wahlmündigkeit „je nach Zeiten und Ländern zwischen dem 21. und 24. Jahre schwankt“, scheint also nicht zu wissen, daß das aktive Wahlrecht zum deutschen Reichstage an die Erreichung des 25. Lebensjahres geknüpft ist. Unrichtig ferner die Angabe (S. 300 Anm. 1) über die Länge der Legislaturperioden im Reich und in Preußen: diese Länge beträgt nicht 3, wie Verfasser meint, sondern (nach den Gesetzen von 1888) fünf Jahre. Das preußische Haus der Abgeordneten nennt Verfasser — S. 318 — „zweite Kammer“; so heißt es aber seit 1855 nicht mehr! Falsch ist endlich die Bezeichnung des preußischen Dreiklassenwahlsystems als eines nicht allgemeinen Zensuswahlrechts (S. 327 Anm. 1); das aktive Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten ist sehr wohl „allgemein“ in der herkömmlichen Bedeutung dieses Wortes, denn es steht jedem Preußen ohne Rücksicht auf seine Steuerleistung zu, allerdings ist es nicht „gleich“, sondern im Stimmgewicht nach der Steuerleistung abgestuft.

Einen besonderen Reiz glaubt der Verfasser seinem Buch durch eine Reihe ebenso giftiger wie gänzlich unangebrachter Ausfälle gegen die deutsche und besonders die preußische Politik zu verleihen. Hier nur eine kleine Blütenlese: . . . „Und ebenso geht ja Preußen (!) daran, gewiß nicht im Namen

des Nationalitätsprinzips, preußische Kultur (Leist, Wehlan, Peters) nach Afrika zu tragen“ (S. 144). „Nur (!!) in den jüngst von Deutschland (in Afrika) okkupirten Provinzen herrschen grauenhafte Zustände, die von Zeit zu Zeit durch „Enthüllungen“ unparteiischer Afrikaforscher grell beleuchtet werden. . . Da wird nach Willkür geraubt und gemordet, wie das aus den Strafprozessen der preußischen Kulturträger Leist, Wehlan und wie sie Alle heißen, hervorgeht“ u. s. w. u. s. w. (S. 249, 250). Die Thätigkeit der preußischen Ansiedelungskommission, welche, wie allbekannt, darin besteht, polnische Latifundien ihren halbvertrachteten Besitzern für schweres Geld abzukaufen, zu parzelliren und an deutsche Kolonisten auszuthun, glaubt Verfasser als Anwendung brutaler Machtmittel bezeichnen zu dürfen (S. 146, 153), welche mit den Sprachverboten in Rußland auf einer Stufe stehen. Noch dreistere Beschimpfungen Deutschlands und Preußens treten uns auf S. 152, 235, 264, 330 entgegen. Da wird dem Leser eröffnet, daß „das Nationalitätsprinzip den Preußen gute Dienste geleistet habe, um alle Deutschen unter die Pödelhaube zu bringen,“ daß das Nationalitätsprinzip in Wahrheit mit dem von Preußen durchgeführten Einigungswerk nichts zu thun habe, welches letztere „einfach eine Großmachtspolitik eines Erobererstaates“ sei. S. 235: „Süddeutsche Publizisten (wer?) nennen Preußen einen Junkerstaat, daß es ein „Rechtsstaat“ sei, diese kühne Behauptung leistete sich in patriotischer Ekstase Geheimrath Gneist.“ S. 264 wird ohne irgendwelche nähere Angabe der preußischen Regierung „Beeinflussung der Justiz“ vorgeworfen. Allerliebste ist ferner der Seitenhieb (S. 330) auf „Staaten, in denen vormärzlicher Polizeigeist sein Wesen treibt oder verrückte Brausewetterische (!) Justiz waltet.“ Schließlich mag hier noch, als besonders läppisch, die Bemerkung S. 32 Note c. erwähnt werden: „ich möchte den (über die rechtliche Natur des Reichslandes streitenden) Herren einen Vorschlag zur Güte machen: Elsaß-Lothringen ist für Preußen — eine gute Prise.“

Diese Stichproben genügen. Wer das Buch nicht gelesen hat, wird nun wenigstens einen Hauch verspüren von dem Geiste, der es durchweht. So sieht also das „allgemeine Staatsrecht“ aus, wie es Verfasser verstanden wissen will. Diese, vorläufig von dem Verfasser ganz allein vertretene Disziplin jegelt, wie erwähnt, unter der Flagge: „Los von den Juristen!“ Wir wissen dafür aber ein noch besseres Kennwort und Kampfesgeschrei: Los von den Gesezen des literarischen Anstandes und des guten Geschmacks! Und, was den unverhohlenen Aerger dieses Slaven über Deutschlands Macht und Preußens Größe anlangt, so möchten wir Deutschen dem Verf. zuguterletzt noch ein altes Dichtersprüchlein mit auf dem Heimweg geben:

Mag doch der Moys aus seinem Stall
Laut bellend uns begleiten,
Denn seiner Stimme großer Schall
Bemeißt nur, daß wir reiten! —

Berlin.

Gerhard Anschütz.

Pädagogik.

A. Niedler, Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. 4 Aufl. Berlin, A. Seidel, 1898, IV u. 120 S. gr. 8°. M. 1.

Diese in kurzer Zeit in vier Auflagen erschienene Schrift des bekannten Professors an der Charlottenburger Hochschule ist ein lebhaftes Plaidoyer für die technische Hochschule als die moderne, den Anforderungen der Zeit und der Zukunft allein vollentsprechende Bildungsanstalt. Die Technik wird der Gelehrsamkeit, die Praxis der bloßen Theorie und Doktrin, das Können dem Wissen, der Ingenieur dem Juristen, die technische Hochschule der alten Universität gegenübergestellt und erhoben. Mit bitterem Unmuth wird über die bei uns herkömmliche Schätzung der Dinge Klage geführt: die bloße Gelehrsamkeit, das Wissen um des Wissens willen, gelte immer noch als vornehmer; gegen die natürliche Ordnung der Dinge: denn das Wissen sei zuletzt um des Wirkens willen. Auch sei die Thätigkeit des leitenden Technikers schwieriger und verantwortungsvoller als die des bloßen Gelehrten, dessen Konstruktionen auf dem Papier blieben. Troßdem sei in der öffentlichen Meinung, wie in der staatlichen Schätzung ein Ingenieur ein untergeordnetes Wesen; der Schöpfer großer technischer Werke bleibe ein unbekannter Mann, bei der Eröffnungsfeier z. B. des Nordostseekanals sei der Ingenieure nicht gedacht worden; für den Schöpfer der großen Brücke bei Müngst sei an der Festtafel kein Platz gewesen. Ueberall erscheine der Jurist als Hauptperson, der Ingenieur bloß als dienendes Werkzeug in seiner Hand. Ganz anders sei die Stellung der Techniker in den westlichen Ländern, Frankreich, England und Amerika, hier gebe es nicht jene „Herrschaft der unpraktisch Erzogenen“, wie sie durch unsere Mandarinenordnung aufrecht erhalten werde.

Das wäre die eine Hälfte der Schrift, eine erbitterte Anklage gegen die bestehende Ordnung. Ich denke, sie hat in manchen Punkten nicht Unrecht. Von dem „Assessorismus“, wie man die Herrschaft des Juristen bezeichnet hat, weiß man in allen Verwaltungszweigen ein Lied zu singen, auch im Schul- und Erziehungswesen: die Sache hängt wohl mit dem ostelbischen Charakter des preußischen Staates, dem Vorhandensein eines alten Herrenstandes, zusammen, der im Militär und juristischen Beamtenthum seine Organisation hat. Auch in des Kritik des Universitätswesens wird dies und jenes Berechtigte sein: der Vorwurf, daß der Spezialisismus und der Intellektualismus das Elementare und Praktische zu sehr zurückgedrängt habe, ist wohl nicht in allen Punkten unbegründet. Wobei denn nicht zu vergessen wäre, daß der Satz von dem Wissen um des Wissens willen auch seinen guten und vernünftigen Sinn hat. Die Griechen, von denen er stammt, waren zwar keine großen Techniker, indessen, wer weiß, ob es ohne die griechischen Theoretiker heut eine wissenschaftliche Technik gäbe?

Die andere Hälfte der Schrift sind die praktischen Forderungen: Ausbau des technischen Hochschulwesens nach innen und nach außen. Zwei neue Hochschulen werden gefordert für den Osten, zu Breslau und zu Danzig; sodann der innere Ausbau der Hochschulen, die Ausstattung mit den nothwendigen Kursen für die allgemeinwissenschaftliche Ausbildung des Technikers, besonders für die vollständige mathematisch-naturwissenschaftliche und für die erforderliche volkswissenschaftliche und rechtswissenschaftliche Bildung; ferner das Recht, nach Ablegung der Prüfung Diplom und geschützten Titel zu verleihen; endlich das Recht der Lehrervorbildung für die Vorschulen, mit entsprechender Reform dieser Schulen.

Hier stoßen nun die Forderungen und Wünsche der neuen Hochschule mit dem Besitzstand der Universtitäten zusammen. Auf zwei Wegen erscheint dem Verf. die Ausgleichung möglich. Entweder, die technischen Hochschulen werden mit den Universtitäten vereinigt, bei voller Wahrung ihrer Selbstständigkeit, so daß lediglich den alten Fakultäten vier neue äußerlich angegliedert würden (Bauingenieurwesen, Maschineningenieurwesen, Schiffbau und Seewesen, Chemie und Hüttenkunde), und nun an allen Rechten der alten Fakultäten Theil hätten. Oder, die technischen Hochschulen werden für sich ausgebaut, es werden ihnen ebenso reiche Mittel der Forschung und ihren Lehrern ebenso reiche Ruhe verschafft, und: alle „mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, welche zu den technischen Wissenschaften in engerer Beziehung stehen als zu den Universtitätsfächern, müßten ganz an die technischen Hochschulen verwiesen werden, so die Physik, Mathematik, Geometrie, Mechanik, theoretische wie angewendete Chemie“. Es brauche kaum darauf hingewiesen zu werden, wie wenig diese Fächer mit Theologie und Jurisprudenz, mit der Philosophie im engeren Sinne, ja mit der Medizin, und wie viel sie mit der wissenschaftlichen Technik zu thun hätten; übrigens ginge die Medizin am besten auch an die technische Hochschulen über.

Dieser letztere Weg, der liebenswürdige Vorschlag, die ältere Schwester zu Gunsten der herangewachsenen jüngeren zu spoliren, wird an den Universtitäten einmüthigem Widerstande begegnen. Er bedeutete die vollständige Trennung der Naturwissenschaften von den Geisteswissenschaften, also die Zerstörung der Universtität als solcher, die Herabdrückung der übrig gebliebenen Fakultäten zu Fachschulen für Theologen, Juristen und Philologen, denen dann auf der anderen Seite Fachschulen für Techniker und Mediziner gegenüberständen, es wäre das Napoleonische System, von dem sich das republikanische Frankreich eben zu befreien trachtet. Vor solchen Experimenten wolle uns Gott in Gnaden bewahren. Der Verf. erkennt doch ganz und gar den engen Zusammenhang, der auch heute noch zwischen den alten Fakultäten besteht, sowohl unter den Studirenden als unter den Lehrern. Und um die alte Stellung der Universtität in unserem öffentlichen Leben wäre es völlig geschehen; sie beruht auf der Einheit und

Geschlossenheit des corpus academicum. Ich habe darüber in der allgemeinen Einleitung zu dem von Lexis herausgegebenen Werk über die Deutschen Universitäten (1893) Einiges bemerkt.

Es bliebe der andere Weg: die Aufnahme der neuen Hochschule in die Genossenschaft der alten Fakultäten. An sich würde dem nicht viel entgegenstehen: die technischen Hochschulen als mindere oder minderwerthige anzusehen, liegt, so viel ich sehe, den alten Hochschulen fern; die Eingliederung der technischen Fakultäten in die alte universitas scientiarum würde eigentlich den natürlichen Zustand herstellen, und die so auch äußerlich dargestellte Einheit der akademisch gebildeten Welt möchte immerhin beitragen, hier und da noch vorhandene Vorurtheile zu beseitigen. In-
dessen, bei der tatsächlichen Lage der Dinge, der räumlichen Trennung der Hochschulen, würde die Eingliederung kaum etwas anderes als eine bloß formelle Verbindung sein, die den technischen Hochschulen Theil an den alten Universitätsprivilegien verschaffte. Und es wäre daher die Frage, ob dies nicht auf einfacherem Wege zu erreichen wäre. Was im besonderen den Dokortitel anlangt, ich für meine Person würde ihn den technischen Hochschulen nicht mißgönnen; unsere medizinischen oder chemischen Doktoren haben wohl vielfach durchaus keine wissenschaftlichen Qualitäten, die nicht auch auf der technischen Hochschule erworben werden könnten. Aber, warum will der Verf., der im Uebrigen den besonderen Charakter der neuen Hochschule gegenüber dem der alten so scharf betont, nicht lieber für die neuen Anstalten neue Titel? Warum nicht lieber etwa den Titel Oberingenieur (wie Oberlehrer) statt des nun doch einmal nach Schule und Mittelalter riechenden Dr.?

Was die Lehrervorbildung anlangt, so bin ich durchaus geneigt zu glauben, daß für einige Schulgattungen und Schulfächer in der That die Vorbildung auf der nach den Vorschlägen des Verf. ausgebauten technischen Hochschule ebenso gut und vielleicht besser erworben werden könnte, als auf der Universität. Wenn einmal unser Mittelschulwesen, besonders auch das praktisch-technische, weiter entwickelt sein wird, dann wird diese Frage gewiß in diesem Sinne entschieden werden. Der Zug der Zeit geht augenscheinlich nach dieser Richtung. Und ich bedaure nicht, daß es der Fall ist; der Durchschnittsmensch ist mehr ein wirkendes als ein spekulatives Wesen, und mancher verkümmert, weil ihm Schule und Universität gegen seine Natur die Richtung auf das Spekulative zu geben trachten.

Nachschrift. Inzwischen ist die neue Prüfungsordnung für Oberlehrer erschienen; sie läßt die Einrechnung von drei Semestern an der technischen Hochschule auf die erforderliche Studienzeit zu.

(Uebern. a. d. Deutschen Lit.-Zeit. Nr. 44).

Steglig b. Berlin.

Fr. Paulsen.

Theater.

Lessing-Theater: Der Star, ein Wiener Stück in drei Aufzügen von Hermann Bahr.

Deutsches-Theater: Fuhrmann Henschel, Schauspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. — Johannes, Tragödie von Hermann Sudermann, 100. Aufführung.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Name Hermann Bahr noch auf spätere Zeiten kommen wird, doch nicht als ein großer Dichter-Name. Die Bedeutung des literarischen Leiters der ausgezeichneten Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ liegt in seiner kritischen Thätigkeit. Auf diesem Gebiet ist er eine eigenartige und werthvolle Persönlichkeit. Die Eigenart und der Werth dieser kritisirenden Persönlichkeit liegt darin, keine festgeprägte Persönlichkeit zu besitzen. Das hängt so zusammen: Bahr spürt mit lüfternem Kunstfönn stets der neuesten Literaturmode nach, um diese dann um jeden Preis mitzumachen. Vom Naturalismus bis zum Symbolismus hat er alle Wandlungen der Literaturströmung getreulich mitgemacht, dazwischen für Goethes Stil und Abgellärtheit geschwärmt und seit einiger Zeit eine spezifisch Wienerische Kunst entdecken und propagiren helfen. Wer in späteren Zeiten das Werden der modernen Kunst wird studiren wollen, braucht nur Bahrs gesammelte Kritiken zur Hand zu nehmen: „Zur Kritik der Moderne“, „Die Ueberwindung des Naturalismus“, Studien zur „Kritik der Moderne“ u. s. w. Da ist Alles getreulich aufgezeichnet. Und aufgezeichnet nicht etwa im objektiven und ruhigen Gelehrtenton des Literaturhistorikers, sondern mit der Wärme und Antheilnahme des Künstlers, der das alles selber an eigener Seele erlebt hat. Jede Kunstrichtung nämlich, die Bahr in einem gegebenen Moment vertreten hat, hat er auch stets als die einzig wahre und für alle Zeit andauernde empfunden, bis er davon übersättigt war und nach neuen Genüssen hungerte. Es läßt sich, wenn man genauer zusieht, doch mit einem Wort sagen, was Bahr stets und in Wahrheit als Kritiker ist: nämlich Naturalist. Dester bereits in diesen Jahrbüchern und auch in dem in diesem Heft enthaltenen Hauptmann-Artikel habe ich dargelegt, daß das Wesen des Naturalismus in der Hingabe an die Erscheinungen, dem Aufgeben der Persönlichkeit, der Nachgiebigkeit gegen andrängende Eindrücke besteht. Der naturalistische Künstler empfängt solche Eindrücke von der Welt mit ihren tausend Mannigfaltigkeiten. Der naturalistische Kritiker empfängt solche Eindrücke nicht unmittelbar von der Welt, sondern von den Abbildern der Welt, von den Kunstwerken. Wechseln diese Kunstwerke an Inhalt, Form, Stil, so wird auch der Standpunkt des Kritikers sich verschieben. In interessantem Gegensatz zu Bahr steht Fontane, über dessen Bedeutung als Kritiker ich unlängst hier geschrieben habe. Fontane hat stets einen einzigen, fast unverrückbaren Standpunkt eingenommen und ließ von diesem Standpunkte aus in aller Gemüthlichkeit die Erscheinungen des Lebens an sich vorbeiziehen. Er ist, wie ich früher

eingehend begründet habe, auch als Kritiker Realist. Ihm bedeuten auch die Produkte der Kunst Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen, die er zu begreifen und zu erklären trachtet, weil sie doch einmal da sind und so ihr Recht auf das Leben erwiesen haben. Wahr kommt mit dem wirklichen Leben überhaupt nicht in Berührung, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß er nicht etwa für seine Cigarren, kostbare Weine und charmante Damen empfängliche Sinne haben könnte. Aber diese Dinge sind doch auch eigentlich mehr Kunstprodukte des Lebens. Die Kunst ist Wahrs Welt, in der er sich bewegt, darin er lebt, daraus er Eindrücke empfängt, auch als Dichter. Das hat für seine Dichtungen natürlich die Folge, daß wir von ihnen nicht den starken, tiefgehenden Eindruck unmittelbar geschauter Lebenserscheinungen erhalten. Wahrs Welt ist die Kunst, und Wahrs Kunst ist künstlich.

In seinem neuesten „Wiener Stück“ handelt es sich um Folgendes: Leopold Wisinger ist ein Sohn aus gutem, aber, nach dem Tode des Vaters, armem Hause. Im bürgerlichen Beruf ist er Postbeamter. Außerhalb seiner bürgerlichen Existenzsphäre aber vermißt er sich, auch ein Dramatiker zu sein. Der vermessene junge Mann erlebt mit seinem ersten Werk einen entsetzlichen Durchfall. Darüber ist Niemand so erregt, wie der in der schauerhaften Hauptrolle des Stückes gräßlich bloßgestellte „Star“ Lona Ladinser. Mitten in ihre siebeheiße Wut schneit der unglückliche Dichter hinein. Der vermessene junge Postbeamte versteigt sich nämlich trotz seines Durchfalls noch zu einem Besuch bei der gefeierten Darstellerin. Doch wie's oft anders kommt, als man denkt, so auch hier. Die beiden Leute verlieben sich, und ihre Liebe versteigt sich sogar bis zur Verlobung. Der Star nämlich hat Ekel vor der großen Welt des Theaters und Sehnsucht nach einem bescheidenen Gericht bürgerlicher Liebeskost. Der Postbeamte, umgekehrt, streckt begehrend die Arme nach dem Glanz der Welt, darin die Stars leuchten. Die beiden Leutchen spielen nun so recht nach Herzenslust die Verliebten, versuchen mit ihrem Liebesglück die Flucht vor der Welt, versüßen sich das Leben mit Krüssen, verbittern es sich mit Eifersucht, bis sich schließlich aber doch herausstellt, wie wenig die Welt eines Postbeamten mit der eines Stars gemein hat. Da ist die Geschichte aus und die Gäste gehen nach Haus', — im wahrsten Sinne des Wortes. Der letzte Akt nämlich zeigt eine Gesellschaft bei Lona, auf der sich Alles, was zum Theater gehört — Dichter, Claqueur, Mäcen, Journalist — eingefunden hat. Dieser Akt ist ausgezeichnet angelegt. Das bunte und lebhafteste Bühnenbild könnte die größte Wirkung ausüben, wenn nicht Wahr es sich hätte entgehen lassen, das Beste auszuschöpfen. Da ist z. B. ein alter Herr, Peter Gallus, der noch Bauernfeld gekannt hat, persönlich gekannt hat. Darum ist natürlich für ihn alle Kunst mit Bauernfeld zu Ende. Dieser Herr Gallus will in weit vorgeschrittener Angetrunkenheit Jedem, den er greifen kann, eins seiner Erlebnisse mit Bauernfeld erzählen. Er kommt aber nie über den allerersten Anfang

da Niemand hören will. Wenn nun Herr Bahr dem alten Herrn etwas weniger Wein und hierfür mehr Salz verabreicht hätte, so wäre die Gelegenheit zu einer Reihe von Bosheiten über die Größen moderner Kunst, was um so ergößlicher gewesen wäre, als diese Größen zum Theil die Logen des Theaters zierten. Gerade Bahr hätte es doch riesigen Spaß machen müssen, die Lauge seines Witzes ausgießen zu können; und die man im Herzen am liebsten hat, macht man doch gelegentlich einmal mit ganz besonderem Vergnügen recht herzlich schlecht. Ähnliche Möglichkeiten hat Bahr sich leider öfter entgehen lassen. Ich glaube überhaupt, daß das ganze Stück mehr auf Parikatur hin hätte gearbeitet werden sollen. Das Hauptthema — das entgegengesetzte Streben der Liebenden: er vom Kleinen ins Große, sie umgekehrt — giebt doch allein schon ausreichende Möglichkeiten.

Gespielt wurde im Lessing-Theater recht gut. Fr. Groß als Lona wie Herr Jarno als Leopold thaten ihre Schuldigkeit. Besonders hervorzuheben sind noch der Claquen-Chef Indra des Herrn Pagay und der Graf Blowitz des Herrn Klein. Den besten Trumpf aber spielte Marie Meyer als ehemalige — lang, lang ist's her — Tragödin und jetzige Theatermutter aus. Sie nahm die Rolle mit zweifellosem Recht ganz als Parikatur.

* * *

Ueber „Fuhrmann Henschel“ habe ich bereits in dem in diesem Hefte enthaltenen Hauptmann-Artikel geschrieben. Hier ist nur noch der Platz für ein Paar Zeilen über die Darstellung. Ich bemerkte über das Schauspiel, daß es das reifste und vollendetste Werk des Hauptmannschen Naturalismus sei. Dieses Werk hat auch die reifste und vollendetste Darstellung naturalistischer Schauspielkunst im Gefolge gehabt. Die Aufführung im Deutschen Theater ist schlechtweg vollkommen. Gerade ein naturalistisches Kunstwerk bedarf nothwendigster Weise so vollkommener Darstellung. Hier giebt es keine tiefen philosophischen Ideengänge, die das Hirn des Betrachters beschäftigen könnten. Keine klingenden Worte fallen schmeichelnd in die Ohren. Auch kein glänzendes Bühnenbild blendet das Auge. Hier ist Alles auf reine Anschaulichkeit ohne alle Nebenwirkung gestellt. Wenn der Schauspieler hier versagt, wenn er nicht genau den vom Dichter gewollten Eindruck hervorruft, ist es mit der Wirkung des Stückes vorbei. In der Darstellung des „Fuhrmann Henschel“ ist Alles bis ins Kleinste treffend herausgearbeitet. Selbst die stummen Personen in der Wirthshauszene erzielten durch Mienenspiel und Bewegung feinste Wirkung. Es geht nicht an, daß ich den ganzen Theaterzettel abschreibe, um hinter jeden Namen ein Lob zu setzen. Es muß genügen, die Namen der beiden Hauptdarsteller, Rudolf Rittner als Fuhrmann Henschel und Else Lehmann als seine zweite Frau zu nennen.

Die Darstellungskunst ist überhaupt im Deutschen Theater zu bedeutender Höhe gestiegen. Ein so gerade entgegengesetztes Stück wie Sudermanns

„Johannes“ erfährt ebenfalls in vieler Beziehung eine vollkommene Darstellung. Genial ist der Herodes des Herrn Reicher. Sehr rühmendwerth ist die Herodias des Fr. Dumont und auch die Salome des Fr. Reisenhofer. Diese Schauspielerin bringt gerade für diese Rolle ein gewisses Gebahren und einen eigenthümlichen Stimmklang mit, die hier hingehören, anderwärts aber oft als mißlich empfunden werden müssen. Leider nicht durchweg, wenn auch stellenweise, befriedigend war der Johannes, den ich — bei der 100. Aufführung — übrigens nicht von Herrn Rainz, sondern von Herrn von Winterfeld dargestellt gesehen habe.

* * *

Anläßlich dieser kürzlich gegebenen 100. Aufführung des „Johannes“ möchte ich hier, zumal der Raum es mir diesmal gestattet, noch ein paar kurze, mehr aphoristische Bemerkungen über diese Tragödie machen. Im letzten Maiheft der Jahrbücher faßte ich mein Urtheil in dem starken Lobe zusammen, es sei meine Meinung, „daß in der Weite der Gedanken und der Tiefe des Problems kein deutsches Drama der letzten Jahre sich mit dem „Johannes“ messen darf.“ Ich habe mich seither noch öfter gefragt, ob ich dieses weitgehende Urtheil auch wirklich dauernd, noch dazu in einem Blatte wie den Jahrbüchern, vertreten könnte. Die Frage quälte mich um so mehr, als ich — so viel ich weiß — mit solcher Werthschätzung ziemlich allein stehe. Selbst Kritiker, die für frühere Werke Sudermanns eitel Bewunderung hatten, haben mit diesem Drama nicht viel anzufangen gewußt. Für meine Person muß ich jedoch bei meiner damals formulirten Meinung bleiben und kann nur den Wunsch haben, diese Meinung noch mehr zu begründen und zu vertiefen. Manches ist mir damals noch entgangen, was mir inzwischen klarer geworden ist. Das A und das D des Dramas, auch die Hauptschwierigkeit für die Beurtheiler, bleibt doch immer der Charakter des Johannes. Zur Ergänzung und theilweisen Korrektur des früher Gesagten bemerke ich hier noch Folgendes:

Johannes' Wesen ist durch die Wüste bestimmt, in die er dem Leben entflohen ist. In der Wüste ist der Tag glühend heiß, die Nacht unverhältnißmäßig kalt. Tag und Nacht, Hitze und Kälte springen unvermittelt in einander über, der Tag und die Hitze schlagen jäh in Nacht und Kälte um. So verhalten sich in Johannes' Seele Haß und Liebe zu einander, ohne Uebergang. Er haßt das Volk, weil es abtrünnig, gewinnstüchtig, gemein, niedrig ist. Er liebt das Volk, weil er von ihm die Vorstellung des „ausgewählten“ hat. Er haßt aus Liebe. Liebe und Haß sind in seiner Seele Eins. Wegen der Einheit solcher Gegensätze könnte man sagen, Johannes ist ein dialektischer Charakter. — Die Wüste hat in diesem Falle wohl nicht sandigen, sondern harten, steinigen Boden. Hart und steinig ist Johannes. Ueber der Wüste aber erheben sich, wie Phantasien, die Erscheinungen des Himmels in überirdischer, visionärer, leuchtender Pracht: Sterne, Regenbogen. So sind die Vorstellungen des Johannes leuchtend, prächtig.

phantastisch, visionär, die Vorstellungen von der kommenden Herrlichkeit des auserwählten Volkes. —

Johannes beschäftigt sich in Gedanken immer nur mit der Noth des Volkes. Für das Volk fühlt er, man möchte sagen: für die Nation, für den Staat. Der Einzelne gilt ihm nichts. Vom jüdischen Staatsgedanken ist er befeelt. Insofern kann man von ihm sagen: er ist ein politischer Charakter, im Gegensatz zu Jesus, dem der Einzelne Alles bedeutet, der keinen Staat, kein Volk, sondern Menschenseelen erlösen will.

Individuelles Leben und Wollen hat Johannes in der Wüste auch kaum beobachten können. Hier ist Alles einförmig und eintönig. Als er die Wüste verläßt und in die Stadt geht, schallen ihm tausend Stimmen wehklagend entgegen und alle Klagen ein individuelles Leid. Das versteht Johannes Anfangs nicht. In dieser Welt findet er sich nicht zurecht. Hier irritirt ihn Alles, so daß er mehr und mehr an sich irre wird. So hat er denn im entscheidenden Moment nicht mehr die Kraft zur That. — —

Ueber das Verhältniß zwischen Johannes und Salome habe ich damals ausgeführt, daß sie, trotz scheinbar größten Gegensatzes, doch zu einander gehören, Erzeugnisse derselben untergehenden Welt sind. Auch Herodes und Herodias sind solche Erzeugnisse und stehen ebenfalls in Gegensatz zu einander. Herodes ist der entmannte Mann, der seine Kräfte in Empfindungen, Träumen, Genüssen, Nervenreizen erschöpft und nie einer That fähig ist. Er schwankt zwischen Nachlässigkeit und Grausamkeit. Er leidet wohl an dem, was Raupassant als das „zweite Gesicht“ so ergreifend geschildert hat. Wo so die Männer sind, entarten die Weiber zu Ungeheuern der Leidenschaft und der That. Sie sind nicht mehr dem Manne unterthan, sondern sie herrschen über ihn und läßen ihm Grauen ein. So erklärt auch Herodes von Herodias: „Mir graust vor dir!“ — — —

Es ließen sich noch eine ganze Reihe Feinheiten und Bedeusamkeiten aus der Dichtung herauserschöpfen. Auch diese Möglichkeit, immer neue Reize bei neuer Beschäftigung zu finden, spricht für die Tiefe des Werks. Was flach ist, widert an, wenn man aufs Neue darauf stößt.

Stegliß, 26. November 1898.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

23. November.

Unser politisches Leben steht noch immer unter dem Drucke der Ausgleichsverhandlungen. Schon geht das Provisoriums Jahr seinem Ende entgegen und noch ist die Hoffnung nicht berechtigt, daß die Ausgleichsvorlagen in der Frist, die das Gesetz gestattet, von beiden Staaten angenommen werden können. Mit dem 1. Januar 1869 werden sich die beiden Reichstheile, die einen gemeinsamen Monarchen, eine gemeinsame Vertretung nach außen und ein Heer besitzen, in welchem ihre Angehörigen in denselben Truppenkörpern dienen, einen Kriegsherrn, eine Fahne und eine Dienstsprache haben, sich möglicher Weise in allen Verwaltungs- und Wirthschaftsangelegenheiten vollkommen fremd gegenüberstehen und an keine Abmachung in ihren Beziehungen gebunden sein. Wenn auch der Zoll- und Handelsvertrag nicht zu Stande kommt, so wird der geschäftliche Verkehr zwischen Oesterreich und Ungarn auf größere Schwierigkeiten stoßen, als zwischen der Gesamtmonarchie und dem Auslande. Der Dualismus, der durch die Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867 zum Staatssystem für die Länder der Habsburgischen Hausmacht erklärt wurde, hat in den drei Vertragsperioden, die er überdauert hat, sich als eine nicht sehr glückliche Einrichtung erwiesen. Beide Regierungen behaupten, bereits die äußersten Zugeständnisse für die politische und wirthschaftliche Verbindung der durch sie vertretenen Länder gemacht zu haben und bemühen sich, ihre Parlamente zu bestimmen, die Opfer, die ihnen dadurch auferlegt werden, noch einmal in der Voraussicht auf sich zu nehmen, daß nach Ablauf des jetzt zu stipulirenden Vertrages ihnen ähnliche Zumuthungen nicht mehr gestellt werden sollen. Von einer Befriedigung, von einem Ausgleich der Interessen, von bereitwilligem Entgegenkommen ist nicht die Rede, nur von Lasten, Beschränkungen, wirthschaftlichen Nachtheilen, die um der Krone und der sogenannten Machtstellung des Reiches willen ertragen werden müssen.

Die österreichische Regierung hatte im Sommer dieses Jahres bereits daran gezweifelt, durch ihr Parlament die Berathung und Beschlußfassung der Ausgleichsgesetze zu Stande bringen zu können, einestheils weil eine

starke Opposition ihr dieselbe aus Gründen der inneren Politik verweigern wollte, und anderseits, weil selbst die regierungsfreundliche Majorität die Mängel und Nachteile dieser Gesetze nicht leugnen konnte und wesentliche Verbesserungen verlangte. Man war demnach auf den Ausweg verfallen, das Parlament sofort nach Hause zu schicken, wenn die Opposition die Verhandlungen durch Obstruktion aufzuhalten und ihren Abschluß zu verhindern suchen sollte, und dann jenen § 14, über die Reichsvertretung in Anwendung zu bringen, welcher der Regierung gestattet, im eigenen Wirkungskreise durch Verordnungen dringende Staatsgeschäfte zu erledigen, wenn die Vertretungskörper nicht versammelt sein sollten. Sobald sie wieder einberufen sein würden, müßten ihnen dann die von der Regierung erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zur Genehmigung vorgelegt werden. Das Ministerium Thun war jedenfalls entschlossen, auf diesem Wege den Ausgleich abzuschließen und hat sich darüber keine Sorgen gemacht, welche Rechtsfolgen es haben könnte, wenn diese nachträgliche Genehmigung von dem wieder zusammentretenden Reichstage nicht zu erlangen wäre. In welcher Weise das ungarische Ministerium über diese Eventualität hinwegzukommen gedachte, wie es den Vertragsabschluß mit der Regierung der anderen Reichshälfte ohne Zustimmung des Reichsrathes verfassungsmäßig rechtfertigen wollte, das ist nicht bekannt geworden, denn bis jetzt ist, wenigstens in der Ausgleichsangelegenheit, von dem vielberufenen § 14 kein Gebrauch gemacht worden, und die Minister beider Staaten haben sich geweigert, auf Interpellationen über die sogenannten Fiskler Abmachungen zu antworten.

Die Opposition im österreichischen Abgeordnetenhaus hat die Obstruktion zeitweilig eingestellt. Einzelne Führer derselben, nicht nur Mitglieder des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, wie Graf Stürgkh und der ehemalige Gesandte Baron Schwegel, sondern auch politische Köpfe, wie der als Obstruktionredner bekannt gewordene Dr. Lecher u. A., haben rechtzeitig erkannt, daß es ein taktischer Fehler der Opposition wäre, die Majorität von aller Verantwortung für den Abschluß eines schlechten Ausgleiches zu befreien und dafür die Schuld an der Beseitigung der wichtigsten Rechte der Volksvertretung auf sich zu nehmen. Die Mehrtheit der deutschen Parteien, einschließlich der Christlich-Sozialen, hat beschlossen, die Ausschlußberatungen über die Ausgleichsgesetze zuzulassen und dieselben sachlich zu bekämpfen und womöglich zu ändern. Die Sozialdemokraten würden sich an der Obstruktion überhaupt nicht mehr betheilig haben, weil ihnen an der Ausübung der parlamentarischen Rechte selbstverständlich mehr gelegen ist, als an der Beseitigung der Sprachenverordnungen für Böhmen, welche die Deutschen durch die dauernde Verhinderung der parlamentarischen Verhandlung des Ausgleichs ertrogen zu können geglaubt hatten. Die deutschen Radikal-Nationalen (ein Theil der Volkspartei und die Schönerianer) lehnten sich zwar sofort gegen die Eifertung der Obstruktion auf, sie brachten es

auch wegen einer Differenz bei den Ausschußberatungen zur Auflösung des parlamentarischen Verbandes der deutschen Oppositionsparteien, aber zur Obstruktion konnten sie allein nicht übergehen, weil ihnen die dazu erforderliche Stärke von 50 Mitgliedern fehlt.

Somit wird in Oesterreich seit einer Reihe von Wochen in einer stattlichen Anzahl von Sonderausschüssen und Subkomitès an den Ausgleichsvorlagen gearbeitet, d. h. die Arbeit der Kritik und Verbesserung von der Opposition besorgt, während die Majorität sich damit begnügt, alle Abänderungsanträge derselben niederzustimmen. Die Tschechen und Teubalen verhandeln indessen mit der Regierung über den Preis des Ausgleiches. Die staatsrechtlichen Forderungen, wie die Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes, Vermehrung der Länderautonomie u. dergl. sind fallen gelassen worden, weil sich die aus derselben zu erwartenden Vortheile nicht schnell genug realisiren lassen. Dagegen verlangen sie hohe Verwaltungs- und Richterstellen, tschechische Hochschulen, Utraquisierung von Gerichtshöfen und ähnliche Begünstigungen, aus denen sofort einzelne Persönlichkeiten Nutzen ziehen können, während man von ihrer weiteren Wirkung die Stärkung des tschechischen Elementes im österreichischen Beamtenthum mit Recht erwarten zu können glaubt. Die deutschen Ultramontanen haben ihren Baron Dipauli als Handelsminister in die Regierung eingeschmuggelt und sonnen sich seitdem in einer idealen Begeisterung und selbstlosen Opferwilligkeit für die Tschechen, denen sie das Geschäft nicht verderben wollen. Welchen Lohn sie von ihren hussitischen Freunden einzuheimen gedenken, ist vorläufig noch nicht abzusehen; die großen Politiker Karlon und Rathrein mit ihrem gleichnerischen Gefolge mit und ohne Soutane werden wohl ihren Plan gemacht haben, sie werden aber auch ganz gewiß damit durchfallen, wie sie bis jetzt noch immer bei allen Majoritäten, die sie bilden halfen, durchgefallen sind. Diesen im Jesuitismus verkommenen Verräthern an ihrer Nation blühen keine Rosen, sie werden von den Slaven nicht minder verachtet, wie von ihren Landsleuten.

Ein recht trauriges Bild bietet der Polenklub, sonst der profitreichste unter den parlamentarischen Spekulanten. Diesmal scheucht der tschechische Löwe den polnischen Adler von der Beute hinweg und läßt ihn keinen Knochen benagen, obwohl der ritterliche Herr v. Gniemoff die Seinigen dem grimmen Wolf preisgeben mußte. Die galizische Delegation erlebt wenig Freude in der Rechten, sie hat es doch zur Zeit der Vereinigten Linken besser gehabt. Da gab es noch fettere Bissen, als ein paar Hofrathsstellen in Wien. Kommt Zeit, kommt Rath! Wenn sich die slavische Solidarität nicht bald in gute Provisionen umsetzen läßt, kann die Geschäftsverbindung auch wieder gelöst werden. Die Situation im Abgeordnetenhanse ist den Polen auch dadurch recht unbefaglich gemacht, daß ihre politische Verwaltung im eigenen Lande von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Daszcyński in ihrer ganzen Frivolität gebrandmarkt und ein

Gemälde der galizischen Zustände aufgerollt wird, daß die Achtung vor der dort herrschenden Kaste auf ein sehr bescheidenes Maß herabdrückt. Die Völker ändern ihre Natur und ihren Charakter nicht; die Ursachen des Verfalls des alten Polenreiches, der nicht auf äußere Unglücksfälle zurückgeführt werden kann, sondern Schritt für Schritt durch die Schuld der Magnaten und der Schlachta erfolgt ist, wirken in der polnischen Gesellschaft in unverminderter Kraft fort. Politische Freiheit und Landesautonomie ändern daran nichts, Willkür und Druck thun dieselben Dienste, ob sie von einem Bezirkshauptmann oder von einem Starosten ausgehen, die Ausbeutung der arbeitenden Bevölkerung durch eine rücksichtslos auftretende geschlossene Minderheit, die alle politischen Rechte für sich allein in Anspruch nimmt, geschieht ebensogut mit Ausnützung der modernen Lohnverhältnisse als seiner Zeit auf Grund feudaler Einrichtungen. Wo der Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit durch die höhere Bildung nicht gestärkt und gehoben, sondern vermindert wird, wo der Besizende die Pflicht nicht anerkennt, die billigen Forderungen des Besitzlosen zu unterstützen, wo die tyrannische Gefinnung mit dem Reichthum wächst, dort giebt es keinen Fortschritt und keine gesunde nationale Entwicklung. Es würde eine der interessantesten Kraftproben für die Sozialdemokratie sein, das polnische Volk von der Unterdrückung derjenigen zu befreien, die durch eine schrankenlose und selbstsüchtige Anwendung ihrer Privilegien das Unglück der ganzen Nation verschuldet haben. In Oesterreich wenigstens kann diese Aufgabe, wenn sie überhaupt lösbar ist, nur von der Sozialdemokratie gelöst werden, die ja bereits die tüchtigsten Elemente der Intelligenz und des schaffenden Bürgerthums aufzunehmen beginnt; die Regierung hat sich längst vor dem Adel gebeugt, denn er ist ihr Bundesgenosse in der Bekämpfung des Deutschthums geworden.

Wie sich die Parteien dem Ausgleiche gegenüber bei den letzten, entscheidenden Verhandlungen im Hause verhalten werden, läßt sich heute noch nicht genau voraussehen; man weiß noch nicht, welche Käufe abgeschlossen sind und ob es der Regierung möglich sein wird, die Gefauten zur Zuhaltung ihrer Versprechungen zu veranlassen; die Tschechen wenigstens halten sich noch immer ein Hinterspörtchen offen, um der für sie so außerordentlich gefährlichen Situation zu entgehen. Ihnen wäre nichts willkommener, als wenn die Deutschen die Abstimmung über die Ausgleichs-gesetze durch Obstruktion verhindern würden. Sie würden sich Angesichts ihrer Wähler, die durch die Begünstigung der Ungarn im Handelsbündniß und im sogenannte Wahlverkehr jedenfalls ebenso geschädigt werden, wie die Deutschen, keinen Augenblick besinnen, mit Stolz zu verkünden, daß sie niemals zugestimmt hätten, wenn es zur Abstimmung gekommen wäre. Die Deutschen haben ihre Schuldigkeit voll und ganz gethan, sie haben den Kampf gegen die Ungerechtigkeiten des Ausgleichs, den die gegenwärtige Regierung als Vermächtniß Baden's übernommen hat, ausdauernd und

mit überzeugender Sachkenntniß für alle Interessenten geführt; will ihn die Majorität trotzdem zur That werden lassen, so soll sie ihn auch beschließen. Die Völker sollen wissen, wem sie die neue Belastung zu danken haben, die Verantwortung soll nicht auf die Schultern eines Ministeriums abgeladen werden, das jeden Augenblick in einer Versenkung der parlamentarischen Bühne verschwinden kann. Das Ministerium Thun ist seinem Sturze näher, wenn es mit einer gedemüthigten, mit sich unzufriedenen und deshalb grollenden Majorität weiter regieren soll, als wenn ihm eine obstruierende Opposition den § 14 in die Hand drückt und es zur Ausübung des verfassungsmäßigen Absolutismus berechtigt.

Uebrigens kommt Hilfe von einer Seite, von der man sie nicht erwartet hatte. Der stolze Baron Banffy, der den Grafen Thun durch das caudinische Joch seines „unabänderlichen“ Ausgleiches marschiren lassen wollte, ist selbst ein Gegenstand heftigster Befehdung im ungarischen Reichstage geworden und steht jeden Augenblick vor der Möglichkeit, fallen gelassen zu werden. Die Opposition, die sich aus der Unabhängigkeitspartei, den Erben der Rossuth'schen Ideen, der vom Grafen Apponyi geführten etwas gemäßigteren Nationalpartei und den Antisemiten zusammensetzt, will Banffy stürzen, indem sie ihm den Ausgleich verweigert. Hier setzt die Obstruktion mit voller Kraft ein, der Ausgleich ist Nebensache, der Sturz Banffy's Hauptsache. Mit satanischer Freude haben sich die magyarischen Schönerer der Henzi-Affaire bemächtigt, die aus der Absicht entstanden ist, das Denkmal des Vertheidigers der Festung Ofen gegen die ungarischen Rebellen von seinem Platze zu entfernen, damit es dem Standbilde der Kaiserin Elisabeth Plage mache, es jedoch im Garten, oder vielleicht richtiger im Hofe der ungarischen Kadettenschule wieder aufzustellen. Man hat den weisen Spruch „quieta non movero“ in den Regierungskreisen außer Acht gelassen, und der Opposition durch Verschiebung des Henzi-Denkmales ein Zugeständniß zu machen, sie dadurch kaptiviren zu können geglaubt, jedoch das gerade Entgegengesetzte erreicht. Die alten Rebellen und ihre Nachkommen toben und poltern jetzt gegen Henzi und meinen damit die gemeinsame Armee, die es recht gut fühlt, daß mit der Verrückung des Standbildes, das die bedingungslose Kaisertreue des österreicherischen Offiziers glorifizirt, auch ihr Standpunkt in Ungarn wesentlich zu ihrem Nachtheil verrückt wird. Der „österreichische Gedanke“, für den Graf Thun sich so begeistert hat, erfährt gegenwärtig von der ungarischen Opposition eine viel bedenklidere Absage, als es die der Herren Schönerer, Wolf und Türk an den österreichischen Staat im diesseitigen Abgeordnetenhaufe war. Die Allianz Schönerer-Kaiser Wilhelm ist noch nicht zum Abschluß gekommen, die preussischen Bataillone sind noch nicht in Eger einmarschirt, um die verpändeten Reichsangehörigen auszulösen, aber die „gemeinsamen“ Bataillone und Batterien stehen auf ungarischem Boden als kaiserliche Soldaten mit kaiserlichen und nicht mit königlichen Fahnen, als Gefolgsleute

der habsburgischen Hausmacht, in welcher der „österreichische Gedanke“ so lange seinen Sitz haben wird, als Machtausübungen und nicht Gedanken ihre staatenbildende und erhaltende Kraft ausüben. Die Armee darf nicht zum Rückzuge vor der ungarischen Opposition gezwungen werden, sonst fällt mit Herrn von Banffy auch die einzige reale Unterlage der Gesamtmonarchie.

Man beginnt in den militärischen Kreisen auch bereits inne zu werden, daß die fortdauernde Expansion der nationalen Kräfte in beiden Reichsteilen nicht ohne bedenklichen Einfluß auf die Disziplin und Schlagfertigkeit des Heeres geduldet werden kann. Man erkennt, daß jede Konzession an die Magyaren auch Konzessionen an die mächtigen slavischen Stämme zur Folge haben müßte. Und wer kann dafür einstehen, daß schließlich nicht auch Rumänen, Ruthenen, Slovenen und Tschitschen ihre nationalen Armeen aufstellen und von nationalen Offizieren befehligen lassen wollen? Dann würde der österreichische Soldat, dieser seit Jahrhunderten in allen Fährlichkeiten erprobte, bei allen Gegnern, siegreichen und unterlegenen, geachtete kaiserliche Kriegsmann, mit den Zukunftsbanknoten an Farbenreichtum wetteifern und alle Wappenthiere der österreichischen Königreiche und Länder auf seinem Tschako mitschleppen müssen. Es ist ein Zeichen von Besinnung, daß man den Tschechen nunmehr endgiltig verboten hat, bei den Kontroversen der Wehrmänner mit der Aufrufantwort „Zde!“ statt „Hier!“ ihren nationalen Ull zu treiben. Die österreichische Armee besteht nur so lange, als sie eine einheitliche und zwar die deutsche Kommando- und Dienstsprache besitzt; sobald an dieser gerüttelt wird, zerfällt die stolze Kriegsmacht in Landes-Kontingente, die eine noch weit traurigere Rolle spielen werden, als weiland die deutschen Kreis-Kontingente betrüblichen Ansehens. Die österreichische Militärverwaltung muß die natürliche Bundesgenossin der Deutschen in Oesterreich sein. Ohne deutsches Offizierskorps keine kaiserliche Armee! Ohne vorwiegend deutsches Beamten- thum kein deutsches Offizierskorps! Davon ist der Herr Konbedminister mindestens ebenso tief überzeugt, als der gemeinsame Kriegsminister und der Chef des Generalstabs.

Gelingt der ungarischen Regierung die Erledigung der Ausgleichs- gesetze nicht in den nächsten Wochen, dann muß sie selbst um ein weiteres Provisorium bitten, das sie dem Grafen Thun so schneidig verweigert hat, und dann wäre es ja doch nicht ausgeschlossen, daß die neuen Verhandlungen von neuen Ministern geführt würden, die sich auf keine getroffenen Abmachungen berufen könnten. Damit begönne die Ausgleichsmacherei von vorne, während die Krone in die Lage versetzt wäre, die bestehenden Bestimmungen immer wieder rechtskräftig werden zu lassen. Und das wäre das Schlimmste nicht. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche die öster- reichische Regierung mit Ungarn seit Jahrhunderten zu bewältigen hatte, wer der Unwillfährigkeit der ungarischen Reichstage in Zeiten der größten

Bedrängniß, so zu sagen Angesichts des im Lande stehenden Feindes, gedenkt — das „moriatur pro rege“ ist ja eine historische Anekdote ohne tiefere Bedeutung — der wird nicht den Eindruck gewinnen, als wenn die Verhältnisse ungünstiger geworden wären. Vor Allem wird hüben und drüben doch mit einer Regelmäßigkeit und in einer Ausgiebigkeit gezahlt, von der sich die Staatsmänner der Vorzeit in ihren rosigsten Träumen kein Abbild hätten machen können. Und daran wird voraussichtlich auch Herr Schönerer wenig ändern, der die Steuerverweigerung der Deutschen in Oesterreich angeordnet hat. Es wird daher auch an der Stetigkeit der Regierungen an beiden Ufern der Leitha nicht ermangeln und es wird so lange „provisorisch“ für die gemeinsamen Angelegenheiten gesorgt werden, bis der richtige Quotenschlüssel endlich doch wieder für zehn Jahre gefunden wird. Die österreichisch-ungarische Monarchie ist ein Staatenstaat auf Kündigung, aber die Kündigung hat keine Folgen. Die Parteien des alterthümlichen Hauses können nicht delogirt werden und finden auch keine Unterkunft bei den Nachbarn. Europa findet, daß die zankenden Hausgenossen vorläufig nicht besser untergebracht werden können, vielleicht auch, daß sie es nicht anders verdienen. Je bedrohlicher der Lärm im Innern wird, desto kräftigere Stützen wird man von außen anlegen, denn das Haus ist groß und man kann nicht absehen, wohin sich seine Theile im Zusammensturze wenden könnten, noch weniger aber, was mit den Trümmern anzufangen sei. —

Frankreichs Zurückweichen von Faschoda. Amerika und die Philippinen. Rußland und die Vereinigten Staaten in Ostasien. Die deutsche Türkenfreundschaft und die Loslösung von Kreta. — Innere Politik. Ausweisungen.

Als wir vor vier Wochen den Blick über die Weltangelegenheiten schweifen ließen, war die Differenz zwischen England und Frankreich über Faschoda so zugespitzt, daß ein Zusammenstoß zwischen den beiden Mächten möglich schien. Auf beiden Seiten wurde mit fieberhafter Hast gerüstet, und die Militärpartei Frankreichs schien nur auf eine Gelegenheit zu warten, wo sie das Schwert ziehen könne, um zunächst in Frankreich selbst die Herrschaft zu ergreifen und sich dann mit der so lange und sorgsam reorganisirten, hochgetriebenen französischen Kriegsmacht auf einen auswärtigen Feind zu stürzen. Aber sehr schnell hat die Kriegswolke sich wieder aufgelöst. In England ist man fest geblieben und in Frankreich hat sich Niemand gefunden, der den Muth gehabt hätte, das französische Staatsschiff in das Unwetter hinauszusteuern. Die Franzosen haben voll-

ständig nachgegeben. Diese Erscheinung ist um so bemerkenswerther, wenn man sie vergleicht mit dem Verlauf eines ähnlichen Konflikts, den vor fünf Jahren, 1893, den die beiden Mächte in Siam hatten. Da haben die Engländer ganz ebenso nachgegeben, wie jetzt die Franzosen. Woher der Umschwung? Wie sind die Engländer plötzlich so stark geworden, die Franzosen so schwach?

Zunächst dürfen wir die Wechselwirkung zwischen innerer und auswärtiger Politik heranziehen. Der Kampf um den Dreifußprozeß hat sich in Frankreich zu einem Gegensatz zwischen Militär- und Zivilgewalt zugespitzt, das Gespenst des militärischen Staatsstreichs war vor den Augen der Franzosen erschienen.

Ein auswärtiger Krieg hätte mit Naturnothwendigkeit dem jetzigen parlamentarischen Regime ein Ende bereitet und die militärische Diktatur gezeitigt. Das wäre wohl im Jahre 1893 auch schon so gewesen, aber die Franzosen waren sich dessen noch nicht so bewußt. Jetzt war ihre Aufmerksamkeit bereits auf diesen Punkt gerichtet, ihr Argwohn erweckt. Ganz natürlich also, daß die bürgerliche Regierung eine sehr geringe Neigung verspürte, es wirklich zu einem Krieg mit England kommen zu lassen, der zunächst sie selber von dem Regierungssessel heruntergeblasen haben würde.

Wie die eigentlichen Waffenchancen eines französisch-englischen Duells heute stehen, wird kaum jemand sich vermessen zu sagen. Die Seeleute sind einig darin, daß eine französische Landung in England unmöglich sei, denn dazu gehöre die Seeüberlegenheit, die Frankreich fehlt. Schlechthin maßgebend dürfte aber doch dies Urtheil nicht sein: es ist vielleicht von einem gewissen Ressortpatriotismus beeinflusst. Der Seemann giebt prinzipiell nicht zu, daß Seemacht durch Landmacht außer Spiel gesetzt werden könne. Napoleon aber hat im Jahre 1805 dies Unternehmen doch wirklich wagen wollen. Man hat es lange bezweifelt, ob es damit wirklich ernst gewesen sei oder ob es ihm nicht als bloße Maske gedient habe, seine Rüstung gegen Oesterreich dahinter zu verstecken. Neuere Forschungen, namentlich die von Dr. Koloff in unserem Augustheft, haben nicht den geringsten Zweifel gelassen, daß seine Absicht in vollem Ernst und ganz ausschließlich England galt.

Nur die mangelnde Entschlossenheit des Admirals Villeneuve hat verhindert, daß es im Kanal zu einer Aktion kam, und dann zwang der Angriff Oesterreichs und Rußlands den Kaiser mit seinem an der Nordsee versammelten Heer statt auf London auf Wien zu operiren. Was er aber einmal wirklich hat unternehmen wollen, wird man doch nicht für unmöglich erklären dürfen, und was die Veränderung der modernen Technik, Dampf, Panzer und Torpedos für einen Einfluß auf das Problem haben, hat noch Niemand systematisch untersucht. Es ist merkwürdig genug, daß weder in der deutschen noch in der französischen Militär- und Marineliteratur eine

Arbeit darüber existirt. Käme man aber auch zu dem Ergebnis, daß die Franzosen nicht in der Lage sind, wie vor 800 Jahren Wilhelm der Eroberer, über den Kanal zu gehen, so wäre damit die Frage nach den Chancen des Krieges keineswegs entschieden. Es giebt viele Stellen, an denen England sehr empfindlich ist, namentlich im Mittelmeer, der Straße nach Indien, und die Hauptfrage würde wohl so zu stellen sein, ob Englands Seegewalt stark genug ist, gleichzeitig die Küsten von England, die Fahrt von Gibraltar nach Suez und den englischen Handel über alle Weltmeere hin vor den Franzosen zu schützen.

England hat in den letzten Jahren seine Seerüstung wesentlich verstärkt, und auch das wird auf die Franzosen abschreckend gewirkt haben.

Auch das Objekt kommt in Betracht. Die Herrschaft über Siam konnten die Engländer den Franzosen zuletzt lassen; der Handel Bankogs war zu 95 Prozent englisch und man hat nicht gehört, daß die Franzosen die Engländer aus dem dortigen Handel, worauf es ihnen doch wesentlich ankommt, verdrängt hätten.

Die Herrschaft über Aegypten hat aber für die Engländer eine ganz andere Bedeutung; der ganze indische und ostasiatische Handel und die Herrschaft über Indien selbst hängt ab von der Herrschaft über den Suezkanal und England darf um so weniger daran rühren lassen, als sein eigener Rechtsstitel für die Vormundschaftsführung in Kairo völkerrechtlich noch nicht gesichert ist. Es war daher ebenso weise wie entschlossen von den englischen Staatsmännern, bei der ersten nur ganz entfernten Komplikation der Welt zu zeigen, daß England um diesen Besitz jeder Zeit bereit ist, einen Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen.

Mehr als Alles, mehr als die Rücksichten der inneren Politik, mehr als die rein militärische Erwägung, mehr als der für Frankreich zuletzt nur geringe, für England große Werth von Tschoda hat aber die Abwandlung der allgemeinen politischen Weltverhältnisse es bewirkt, daß Frankreich diesmal zurückgewichen ist und England das Feld überlassen hat. Im Jahre 1893 war die russisch-französische Freundschaft auf ihrem Höhepunkt und die Franzosen erwarteten Alles von ihr. England aber war isolirt und in gespannten Verhältnissen fast zu aller Welt, besonders auch zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Noch bis zum vorigen Jahre ist ja England in dieser Isolirung geblieben; man sprach von einem allgemeinen kontinentalen Bündniß gegen den hochmüthigen, weltumspannenden Inselstaat, die Engländer selber fühlten sich bedrückt und bedroht. Das hat sich jetzt sehr wesentlich verändert. Mit der größten Geschicklichkeit haben sie den spanisch-amerikanischen Krieg wahrgenommen, sich die Amerikaner zu Freunden zu machen und mit Deutschland haben sie ein verträgliches Abkommen getroffen, dessen Inhalt zwar noch nicht bekannt ist, das aber offenbar beiden Regierungen zu großer Befriedigung gereicht hat. Die englischen Minister können sich nicht genug thun, bei allen Gelegenheitsreden

gang der Philippinen aus den Händen der Spanier in die der Amerikaner abermals ein Schritt zur Anglisirung unseres Planeten und das ist bei dem ungeheuren Uebergewicht, das die englische Sprache bereits besitzt, für uns unerwünscht, aber was zuletzt das Ende davon sein wird, ist doch noch sehr fraglich. Die Amerikaner selber sind sehr getheilt in ihrer Ansicht, ob diese Art der Ausdehnung für ihren Staat angebracht ist. Augenblicklich hat die Anneziionspartei die Mehrheit. Aber wenn erst die Widerwärtigkeiten sich einstellen, wenn Steuern erhoben werden müssen, um Kriegskosten zu decken, dann ist sehr wohl möglich, daß einmal ein Rückschlag eintritt, daß eine Partei ans Ruder kommt, die Amerika wieder auf eine rein amerikanische Politik zurückzuführen bestrebt ist und den lästigen auswärtigen Besitz wieder abstößt. So lange die Philippinen spanisch blieben, war eine Entwicklung überhaupt nicht zu erwarten. Versumpfung, Mißregierung, Bürgerkriege hörten nicht auf und zu irgend einer Reaktion aus dem Volke heraus gegen diese spanische Tradition fehlten die moralischen Kräfte. Durch die Ausweisung der Spanier und die Errichtung eines modernen Regiments werden die Inseln zunächst wirthschaftlich mit einem neuen Leben erfüllt werden. Und was dann kommt, kann man noch nicht wissen. An dem neuen wirthschaftlichen Leben werden auch die Deutschen Theil nehmen und die Kombinationen der Zukunft mögen uns Chancen bringen, die man heute noch nicht absehen kann. Nichts kann verkehrter sein als durch allerhand mißgünstige Bemerkungen bei den Amerikanern immer wieder den Verdacht zu erregen, als gönnten wir ihnen ihr Fortschreiten nicht. Wollen sie es versuchen, sich mit den Philippinen zu beladen, so mögen sie es thun, und gelingt es ihnen, hier ein neues zivilisirtes Gemeinwesen zu schaffen, so heben sich für Deutschland Vortheile und Nachtheile zum Wenigsten auf. Wenn in amerikanischen Zeitungen zuweilen die Idee auftaucht, Deutschland wolle sich mit Gewalt den Amerikanern entgegenstellen und dann mit Leidenschaft die Frage eines deutsch-amerikanischen Krieges erörtert wird, so können wir das nur als eine Art von Verrücktheit ansehen, die ja auch in der deutschen Presse nicht den geringsten Widerhall gefunden hat, kaum der Erwähnung werth gehalten worden ist.

Die einzige Großmacht, die thatsächlich sehr empfindlich davon berührt worden ist, daß Nordamerika nunmehr als ostasiatische Macht auftreten wird, ist und bleibt Rußland. Mit pathetischen Worten hat die russische Presse die alte Welt angerufen, sich als Einheit zu fühlen und dem Eindringen der neuen Welt in ihre Sphäre gemeinschaftlich entgegen zu treten. Inwiefern ist denn die alte Welt gegenüber der neuen Welt eine Einheit? Die Kulturwelt ist eine Einheit gegenüber der Barbarei und der Halbbarbarei; zur Kulturwelt rechnen sich aber die Amerikaner gewiß noch mit mehr Recht als die Russen, und Europa bildet Amerika gegenüber in keinerlei Sinn eine Einheit. Jede einzelne europäische Nation hat zu den Amerikanern eine intimere Beziehung, als zu dieser oder jener anderen

europäischen, und wenn Rußland oder England einmal Niene machen sollten, nach der Alleinherrschaft über Ostasien zu greifen, so werden Deutschland oder Frankreich sehr gern die Bundesgenossenschaft Nordamerikas dagegen annehmen. Deutschland im Besondern als eine kolonial bisher zurückgebliebene, noch nicht so sehr entwickelte Macht, kann nur zufrieden sein, daß noch ein neuer Konkurrent auf den Plan getreten ist und dadurch die Möglichkeit der politischen Kombinationen, bei denen auch Deutschland sich geltend machen kann, vermehrt worden ist.

* * *

Man kann es den Russen nicht so sehr verdenken, daß sie unzufrieden mit der Entwicklung in Ostasien sind; die Dinge nehmen dort eine Pöhyiognomie an, die mit derjenigen der Balkanhalbinsel eine böse Aehnlichkeit hat. Vier Generationen haben gelebt, seit Kaiserin Katharina ihren Enkeln die Namen Alexander und Konstantin gab und bei Odeffa den Wegweiser aufstellen ließ mit der Aufschrift „nach Konstantinopel“. Ganze Ströme, ja Meere von Blut haben die Russen vergossen, um dieses Ziel zu erreichen und berühren doch nur gerade mit der Fingerspitze die Donaumündung. Sie haben Siege auf Siege erfochten, Niederlagen erlitten und wieder Siege erfochten, haben vor den Thoren der alten Kaiserstadt Byzanz gestanden und sind endlich doch wieder in ihre Grenzen zurückgeschleudert worden. Sie haben sich überzeugen müssen, daß nicht die Türken es sind, die ihnen die Wiederaufrichtung des Kreuzes auf der Hagia Sophia verwehren, sondern daß Europa es ist, das ihnen die Herrschaft über den Bosporus versagt. Sie fühlen sich nicht stark genug, den vereinten Widerstand Englands und Oesterreich-Ungarns, hinter denen das Deutsche Reich steht, zu brechen. So haben sie zwar nicht definitiv verzichtet, aber doch beschlossen, die positive Fortführung ihrer Balkanpolitik auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Sie haben sich vermuthlich mit Oesterreich ungefähr in der Weise, wie es der in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte apostryphe Vertrag besagte, über die Theilung des Einflusses in jenen Gegenden geeinigt und ihren Ehrgeiz auf ein anderes Objekt, auf das ferne Asien gewandt. Die sibirische Eisenbahn wurde in Angriff genommen und es wurde berechnet, daß, sobald sie fertiggestellt sei, Rußland die herrschende Macht am Gelben Meer werden müsse und mit der Zeit das unermeßliche China unter seine Botmäßigkeit bringen. Als der Weg zu dieser neuen Politik eingeschlagen wurde, war England die einzige Großmacht, die in ostasiatischen Verhältnissen eine Rolle spielte; Frankreichs Interessen lagen viel weiter südlich und Frankreich war mit Rußland verbündet. Unmöglich schien es, konnten die Engländer mit ihrer Flotte einem russischen Landheer, das die Eisenbahn nach Peking transportirte, Widerstand leisten. Ganz unvernunftlich aber sieht es heute in Ostasien anders aus. Erst haben die Japaner sich als eine nicht zu unterschätzende Kriegsmacht gezeigt, dann hat Deutschland in Schantung, im Norden Chinas, gerade da, wo auch

die Russen einmal sich zu etabliren gedachten, Fuß gefaßt und nun ist auch durch die Besitzergreifung der Philippinen Amerika, das in Korea schon lange eine Rolle spielt, zu einer ostasiatischen Macht geworden. Die Aussicht auf einen leichten Kampf mit den Engländern ist geschwunden. Gerade wie am Bosporus wird auch am Gelben Meer Rußland, wenn es zur Alleinherrschaft strebt, einer Koalition gegenüberstehen, der es nicht gewachsen ist.

Wer weiß, wie bald es sich in dieser Erkenntniß seiner alten Liebe zuwenden und im Bunde mit Frankreich die orientalische Frage wieder aufnehmen wird? Mittlerweile hat sich auch hier der Zustand nicht unwesentlich verändert. Deutschland, dem früher der ganze Orient nicht die Knochen eines pommerischen Musketiers werth war, das nur mittelbar, indem es die ungefährdete Existenz Oesterreich-Ungarns postulierte, in diese Gegensätze hineingezogen wurde, hat jetzt selber im türkischen Reich eine eigenthümliche Stellung gewonnen. Wirklich eine höchst eigenthümliche Stellung, zu der sich in der Weltgeschichte kaum etwas Vergleichbares finden möchte! Deutschland, unter den christlichen Staaten der einzige, in dem nicht eine Konfession die Herrschaft hat, sondern Katholizismus und Protestantismus paritätisch nebeneinander stehen, Deutschland hat sich als die Protektionsmacht des Islam hingestellt. Der Sultan, der schon von aller Welt verlassen schien, hat am deutschen Kaiser einen Freund und Beschützer gefunden, und man erwartet als Folge davon, daß der Orient wirtschaftlich und kulturell seinen Anschluß vornehmlich an Deutschland suchen werde.

Oder ist das Ganze nur ein Possenspiel? Ist der deutsche Schutz ein werthloses Wortgepränge, da eben in diesem Augenblick die anderen Großmächte den Sultan aus seiner Besizung Kreta vertreiben und die Regierung in die Hand eines Griechenprinzen legen? Nichts wahrlich kann stärker bezeugen, daß das Osmanenreich dem Untergange zutreibt, als diese Wendung im Schicksal der Insel Kreta. Um Kretas willen haben die Griechen den Waffengang mit den Türken gewagt und sind vollständig, ja schmachlich unterlegen. Und als Lohn der Niederlage erhalten sie jetzt doch was sie wollten — Niemand kann bezweifeln, daß über kurz oder lang die Autonomie der Insel unter dem Prinzen Georg in der Vereinigung mit dem hellenischen Königreich endigen wird. Weshalb hat da erst der blutige Krieg geführt werden müssen? Weshalb haben die Großmächte dem Sultan nicht schon vor drei Jahren klar gemacht, daß seine Herrschaft über die Insel nicht länger haltbar sei? Es hieß damals, das ginge nicht, denn wenn die Kreter auf diese Weise frei würden, würden sofort auch die Macedonier kommen, dann diese, dann jene Landschaft, das türkische Reich löse sich auf, die Großmächte würden sich einmischen, ihre Macht-sphären feststellen wollen und eine ungeheure, allgemeine europäische Krisis würde das Ende sein. Der Prozeß ist kein anderer geworden, er ist nur

verlangsam. Aber die Verlangsamung ist etwas sehr Wesentliches und verändert den Charakter des Ereignisses. Kreta wird frei, aber um den Preis, daß Griechenland erst hat seine Niederlage einstecken müssen. Das wird die Lust zur Nachahmung ganz gewaltig dämpfen. Die Grundfesten des türkischen Reiches sind doch noch unerschüttert, und die Reise des deutschen Kaisers hat mittlerweile der Herrschaft des Sultans neuen Glanz verliehen. Der Widerspruch bleibt, daß die deutsche Freundschaft dem Sultan die Herrschaft über Kreta nicht hat erhalten können noch wollen; darüber wird die deutsche Diplomatie der hohen Pforte von Anfang an keinen Zweifel gelassen haben. Aber die zu fürchtende prinzipielle Folge der Loslösung von Kreta, die völlige Zerstörung der großherrlichen Autorität, diese Folge ist doch durch die Kaiserreise einigermaßen abgewehrt und aufgehoben. Der Verlust von Kreta bleibt zunächst ein bloßer Zwischenfall; der Muhamedanismus verliert deshalb noch nicht den Glauben an sich selbst; das türkische Reich besteht weiter. So merkwürdig es klingt, so kann man doch sagen, daß grade die Kaiserreise die Lösung der kretischen Frage ermöglicht hat, sie bildet für den Sultan eine Art von Ersatz. Die englischen, französischen, russischen Diplomaten, die in diesem Augenblick dem Prinzen Georg das Szepter in die Hand geben, mögen dabei eine gewisse Schadenfreude empfinden, daß die prunkhafte Reise des deutschen Kaisers den Sultan vor dieser Kränkung nicht hat schützen können. In Wirklichkeit, sei es auch mehr oder weniger unbewußt, ergänzen sich die beiden Aktionen: die Kaiserreise hat es ermöglicht, ein weiteres Stückchen der orientalischen Frage ohne erneutes Blutvergießen zu lösen. Der Sultan hat gleichzeitig eine Provinz geopfert und doch seinen Thron besetztigt und weitere Erschütterungen sind hinausgeschoben. Mittlerweile kann das Deutschtum im türkischen Reich sich ausbreiten und seinen Einfluß geltend machen.

* * *

Die Deutschen raisonniren heute über Alles, und auch die Kaiserreise hat in der öffentlichen Meinung merkwürdig wenig Verständniß gefunden. Aber ich denke, über unsere auswärtige Politik hat man wahrlich keinen Grund zu klagen. Nichts ist verkehrter, als wenn man sie romantisch nennt. Die kühle Berechnung, mit der man, noch unter dem Grafen Caprivi die russische Freundschaft wieder erwärmte, indem man eine deutsche Prinzessin veranlaßte zur orthodoxen Kirche überzutreten, um die Gemahlin des Zaren zu werden; mit der man stumm blieb zu dem Jammer der Armenier; mit der jetzt dem Islam der christliche Schutz zugesagt wurde; mit der man Zug um Zug bald mit Rußland, bald mit England paktirt, Alles das hat mit Gefühlsichwärmerei sicherlich nichts zu thun. Es ist Großmachtspolitik im echten und rechten Sinne des Wortes, nicht schablonenhaft, sondern mit originalen Gedanken, vorsichtig doch kräftig geführt. Mit Zuversicht und Stolz darf das deutsche Volk ihr folgen.

In unangenehmstem Gegensatz dazu steht unsere innere Politik. Dr. Ernst Franke hat sie kürzlich in der „Soziale Praxis“ (v. 17. Nov.) so charakterisiert: „Die Politik der Nadelstiche und der Krähwintelei, die jetzt vielfach in Deutschland, namentlich in Preußen und in Sachsen im inneren Regiment geübt wird, verräth wahrlich nichts von dem „Seherblick“ den Carlyle den Deutschen zugeschrieben hat, „da sie nicht oft dadurch irre gehen, daß sie versäumen, weit genug vorwärts zu blicken“. Im Gegentheil, dies Regiment ist in Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit befangen. Mit einer Politik der Ausweisungen, Polizeiverbote, Majestätsbeleidigungsprozesse, Schmälerung der Selbstverwaltung, Schieß- und Hießerlasse erreicht man nur, daß sich die allgemeinen Sympathien den Betroffenen zuwenden. Da diese Taktik gerade jetzt einsetzt, wo in der sozialdemokratischen Bewegung eine mächtige Strömung ihr Bett immer breiter und tiefer gräbt und auf „eine Neuprüfung, eine Revision“ der Begriffe, auf eine Gegenwart- und Wirklichkeitspolitik hindrängt, so muß man annehmen, daß entweder an maßgebender Stelle hierfür jedes Verständniß fehlt oder daß „Angstmeier und Gewaltpolitiker“, um ein gelegentliches Wort der „Köln. Ztg.“ zu gebrauchen, im einseitigsten Unternehmerinteresse Einflüsse ausüben, die einer friedlichen und gedeihlichen Entwicklung geradezu entgegenwirken.“ Diesen Worten haben wir nichts hinzuzufügen, sie treffen den Nagel auf den Kopf. Die jüngsten Ausweisungen in Schleswig schreien zum Himmel. Wenn man in der Darstellung der deutschen Geschichte zum schleswig-holsteinischen Kriege kommt und die Unthaten der Dänen an dem verrathenen Brudervolk schildern möchte, dann stockt die Stimme und das Wort erstirbt auf der Zunge, denn die peinliche Wahrheit legt sich dazwischen: es war Alles Kinderspiel, was die Dänen damals gethan haben und was den sittlichen Zorn des damaligen deutschen Volkes erregte, gegen die Gewaltsamkeit, mit der wir heute selber jene Landschaft regieren. Und noch schlimmer als die Brutalität, die uns zum Abscheu der gebildeten Welt macht, ist die Verblendung, die da glaubt, mit solchen Mitteln im Kampf der Nationalitäten dauernde Erfolge erzielen zu können. Es ist mit der nationalen Gesinnung wie mit der Religion: hinter den wahrhaft Frommen erheben sich sofort die greulichen Pfaffen, Ketzerrichter und Inquisitionsrichter, um im Namen des Heiligen ihre Schändlichkeiten zu verüben. So hat auch die nationale Gesinnung bei uns hier und dort einen nationalen Fanatismus erzeugt, der wild und verstockt glaubt, die Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen treten zu dürfen und dem nationalen Gedanken, dem er zu dienen vermeint, unverwundlichen Schaden zufügt.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Bör, Max und Eunge, Friedrich.** — Die Schriften Johann Karl Bertram Stöves. 56 S. Im Historischen Verein zu Osnabrück. Osnabrück.
- Borr.** — Eine Tochter der Ostküste Schottlands. Oktav. 268 S. Mk. 2. Wolfenbüttel 1898, Julius Zwislar.
- Bericht** über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1898—98. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. 1 T. 900 S. Berlin, Karl Heymann.
- Berndt, Paul.** — Kritische Betrachtungen über Arbeitslosigkeit, Arbeitslosenversicherung und Entwurf einer freien fakultativen Reichsarbeitslosenversicherung. Strassburg i. E., Herausgeber Eugen Baumgarten.
- Binnenschiffahrtsweg** für die wirtschaftlichen Interessen des Ostens. Mittheilungen, Denkschriften über den Berlin-Stettiner Grossschiffahrtsweg in östlicher Linienführung mit Anschluss von Alt-Friedland zur Warthemündung bei Osttrin; mit 4 Karten. No. 5. — 180 S. Berlin, Köpenickerstr. 24a.
- Bischoff, Diederich.** Echthe und falsche Gerechtigkeit. Ein Wort wider den Sozialismus. 176 S. Leipzig. Max Hesse.
- Bormann, Edwin.** — Shakespeares Debut 1598. 93 S. 86 Pf. Leipzig. Bormann.
- Bruns, Max.** — Aus meinem Blute. Gedichte. Oktav. 140 S. Mk. 1,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
- Cartellieri, Alexander.** — Philipp II. August, König von Frankreich. 1. Buch zum Tode Ludwig des VII.
- Christlich-Germanisch.** Betrachtungen eines Idealisten aus Anlass des kaiserlichen Kreuzzuges. 2. Aufl. 48 S. Leipzig, Friedrich Fleischer.
- Goemanns, P. N.** — Aphorismen. Oktav. 141 S. Mk. 2. München, Carl Haushalter.
- Dove, Alfred.** — Ausgewählte Schriften vornehmlich historischen Inhalts. Gr. Oktav. 554 S. Leipzig 1898. Duncker & Humblot.
- Elsner, Otto.** — Bühne und Welt. Oktoberheft 1. 51 S. Berlin, Elsner.
- Erfurth, Paul.** — Wie rettet man das Kleingewerbe vom Untergange? 22 S. Berlin, Reform-Verlag.
- Ewers, M.** — Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Oktav. XI, 240 S. Mk. 5,00. Berlin 1898, Weidmann'sche Buchhandlung.
- Fischer, Arnold.** — Die Entstehung des sozialen Problems. 781 S. Mk. 12,50, Origin.-Leinw.-Bd. Mk. 14. Boetock i. M., Volkmann.
- Die Gesellschaft,** halbmonatliche Schrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik, herausgegeben von M. G. Conrad und L. Jacobowski. H. 19. 72 S. Minden i. W. und Leipzig, J. C. C. Bruns.
- Gieseler, Dr. C. M.** — Die Athmung im Dienste der vorstellenden Thätigkeit. Oktav. 82 S. Leipzig 1898, C. E. M. Pfeiffer.
- Hirth, Friedrich.** — Schantung und Kiau-tschou. Oktav. 82 S. München, Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung.
- Höcker, Paul Oskar.** — Die Frau Rath. Roman. 406 S. Leipzig, Paul List.
- Jahrbücher** für Nationalökonomie und Statistik, herausgegeben von Conrad. III. Folge. 16. Bd. 8. Heft. Bd. 15. Mk. Heft 8. Mk. 154 S. Jena, Gustav Fischer.
- Justi, Carl.** — Winkelmann und seine Zeitgenossen. Zweiter und Dritter Band à Mk. 12. Leipzig 1898, F. C. W. Vogel.
- Kalthoff, Dr. A.** — An der Wende des Jahrhunderts. Kanselreden über die sozialen Kämpfe unserer Zeit. Oktav. 296 S. Mk. 8. Berlin 1898, C. A. Schwetschke & Sohn.
- Morx, A.** — Au Muallim Nadschi's Stübche. Oktav. XV, 60 S. Mk. 2. Berlin 1898, Georg Belmer.
- Mühlberger, Arthur.** — P. J. Proudhons Leben und Werke. 240 S. br. Mk. 2,80, geb. Mk. 3,60. Stuttgart, Fr. Frommann.
- Neudeck, Georg, Schröder, Heinrich.** — Das kleine Buch von der Marine. Ein Handbuch alles Wissenswerthen über die deutsche Flotte, nebst vergleichender Darstellung der Seestreitkräfte des Auslandes. Mit einer Karte und 64 Abbildungen. 847 S. Kiel und Leipzig, Lipsius & Fischer.
- Normann.** — Leidensgefährten. Novelle. Oktav. 290 S. Mk. 2. Wolfenbüttel 1898, Julius Zwislar.
- Obst, Georg.** — Wechsel-ABC. Die wichtigsten Bestimmungen der Wechselordnung, des Wechselimpelgesetzes, des Diskontgeschäfts u. s. w. 86 S. Stuttgart, Strecker & Moser.
- Oppenheim, Dr. L.** — Das Gewissen. Oktav. 60 S. Basel, Benno Schwabe.
- Baul, Eily und Obris-Jentke, Hildegard.** — Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Mit 5 Bildern. 253 S. schön gebunden Mk. 8. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
- Schmolzer, Gustav.** — Umriss und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte, besonders des Preussischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert. Oktav. XIII, 698 S. Leipzig 1898, Duncker & Humblot.
- Scheffer, H. O. T.** — Hohe Politik. Kritische Randbemerkungen zum internationalen Leben der Gegenwart. Mk. 1. 81 S. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).
- Das Staatsrecht.** Herausgegeben von Gustav Roloff. Bd. 81 H. 3 u. 4. (Verhandlungen zwischen Grossbritannien und Frankreich über Madagaskar 1862—97 — Aktenstücke zu den griechisch-türkischen Friedensverhandlungen 1897) Pr. d. H. Mk. 1,40. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Studzinska, F.** — Die Siegesgöttin. Entwurf der Geschichte einer antiken Idealgestalt. Mk. 2. Leipzig 1898. B. G. Teubner.
- Vormundus.** — Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine litterarische Gewissensfrage. 82 S. Mai s. Kiroheim.
- Wagner, Dr. Friedrich.** — Freiheit und Gesetzmässigkeit in den menschlichen Willensakten. Oktav. 115 S. Mk. 2,80. Tübingen 1898, H. Laupp'sche Buchhandlung.

- Weberich, Richard.** — Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbrunn. Oktav. XII, 497 S. Mk. 6. Stuttgart 1898, Strecker & Moser.
- Wilmanns, Prof. Dr. Otto.** — Theodor Waitz' allgemeine pädagogische und kleine pädagogische Schriften. IV. durch Beigabe vermehrte Auflage. 558 S. Statt Mk. 10 nur Mk. 5, in Caliko Mk. 6. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
- Wolf, Dr. Julius.** — Zeitschrift für Sozialwissenschaft. 1898. 2. Heft, monatlich 1 Heft. Preis vierteljährlich 4 Mk. 167 S. Berlin, Georg Reimer.
- Zoppf, Dr. G.** — Die Finanzpolitik der Verkehrsanstalten. Oktav. 49 S. Mk. 1. Berlin 1898, Siemenroth & Troschel.
- „„“** — 80 Jahre aus dem Leben eines Journalisten. III B. 1878—81. 261 S. Wien, Alfred Hölder.
- Acheltz, Dr. Th.** — Sammlung Göecheu je 80 Pf. Ne. 90. Ethik. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchh.
- Bedner, S.** — Mikrokosmos. 2 Bände. Oktav. (399/398 S.) M. 10.—. Berlin, Hermann Walther.
- Brausch, August.** — Irrthümliche Ideale der Sozialdemokratie. 86 S. M. 0.80. Lübeck, Max Schmidt. (Eigenth. d. Verf.)
- Brandt, v. W.** — Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. Oktav. (191 S.) M. 2.—. Stuttgart, Strecker & Moser.
- Brücking, Dr. phil. W.** — Das Räthsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Oktav. (80 S.) M. 1.—. Wiesbaden, Lützenskirchen & Brücking.
- Bussé, Hans H.** — „Bismarcks Charakter.“ S. 87. M. 1.—. Leipzig, Paul List.
- Cantor, M.** — Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens. Oktav. (X, 186 S.) In Leinw. geb. M. 1.80. Leipzig, B. G. Teubner.
- Carstentz, A.** — Philipp II. August, König von Frankreich. Erstes Buch. Bis zum Tode Ludwigs VII. (1165—1180). Oktav. S. I—XV. S. 1—62. Beilagen S. 1—76. Leipzig, Friedrich Meyer's Buchhandlung. 1899.
- Clemen, Justus.** — „Strafrecht und Politik.“ S. 108. M. 1.60. Berlin, Otto Liebmann.
- Dahnhardt, O.** — Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen. Oktav. (156 S.) M. 1.60. Leipzig, B. G. Teubner.
- Dambrowski, von H.** — Herzog Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg. Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers. Oktav. (84 S.) M. 4.—. Berlin 1898, Gebrüder Paetel.
- Dawthendey, Elisabeth.** Im Lebensdrange. Roman. Oktav. (18 S.) M. 2.25. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
- Demetrich, von F.** — Metternich und seine auswärtige Politik. I. Bd. Oktav. (XVIII, 661 S.) M. 14.—. Stuttgart 1898, J. G. Cotta'sche Buchh.
- Döring, A.** — Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. Oktav. (XVI, 416 S.) M. 4.—. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag.
- Yeoane, K. F.** — Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte. Oktav. (X, 424 S.) M. 8.—. Stuttgart 1898, J. G. Cotta'sche Buchh.
- Friedrich, J.** — Ignaz v. Döllinger. I. Teil. 508 S. M. 10., 1. Halbfranzband. München, C. H. Beck.
- Probenius.** — Ursprung der Kultur. Bd. I Urspr. d. afrik. Kulturen. 308 S. M. 10.—. Berlin, Gebr. Borntraeger.
- O. Häbner's Geographisch-statistische Tabellen für 1898.** Herausg. von Prof. Dr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 78/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
 Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.
 Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 78/74.
 Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Fünfundneunzigster Band.

Januar bis März 1899.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1899.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
124130
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1899 L

Inhaltsverzeichnis

des

95. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Below, G. v., Besprechung G. Ricker, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft	542
Drocher, Dedipus oder das Räthsel des Lebens	305
Bruns, Joo, Besprechung C. Justi, Winkelmann und seine Zeitgenossen	814
—, Besprechung M. Christ, Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians	848
—, Besprechung H. Blümner, Saturna	844
Daniels, E., Besprechung G. Schmidt, Schönhausen und die Familie Bismard	824
—, Ein fahrender Ritter aus der Zeit der Freiheitskriege	531
—, Besprechung H. Abelen, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit	395
Delbrück, H., Der Ausgang des Herrn Harden	551
Dorner, Aug., Katholisirende Reigungen in der protestantischen Ethik	208
Dorner, J. von, Die Herrschaft des Panflavismus	186
Gjellerup, Karl, Die Upanishaden	27
Harnack, Otto, Ein Goetheproblem	276
Hartmann, Paul, Der praktische Erfolg der Lehrpläne vom Jahre 1892 an unseren Gymnasien	120
Hüpeden, Zur Medizinalreform V	284
Kastan, J., Ueber den Glauben	1
Kellen, L., Die Honorare französischer Schriftsteller	80
Landgeistlicher, niedersächsischer, Der Bauer und die Kunst	44
Landsberg, B., Die Geschichte des Bernsteins und seiner Gewinnung	261
Lenz, M., Bismard	191
Lorenz, R., Besprechung H. Sudermann, Die drei Reiterfedern	360
—, Besprechung Guy de Maupassant „Arleta“ (Au Soleil) Aus dem Französischen von R. Holm	164
—, „Bauern“ aus dem Französischen von Gräfin zu Reventlow	167
—, Theater-Korrespondenz	584
Meyer, Rich. W., Ist Goethes „Egmont“ ein historisches Drama?	65
Neumann, G., Besprechung J. E. Sponzel, Das moderne Plakat	319
Paulsen, Fr., Ueber Parteien und Parteipolitik	393
Kathgen, R., Besprechung G. v. Hesse-Wartegg, China und Japan	341
—, Besprechung D. Henneberg, Ein wenig aus meinem Leben	353
Rudolf, R., Ueber den Glauben	1
Sandvoß, (Xanthippus) Besprechung R. Morris, Goethestudien	347
—, Besprechung Max Bruns, „Neue Lyrik“	158
—, Besprechung B. H. Goffmann, „Aphorismen“	161
—, Besprechung H. Riegel „Unter dem Strich“	162
—, Ernst Moriz Arndt	515
Sch., Die tschechische Literatur	354
Schmidt, F. S., Besprechung Stern „Kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft“	153
Scholz, H., Besprechung P. B. Schmidt, „Die Geschichte Jesu“	157
Voigt, Paul, Besprechung A. Prins, Freiheit und soziale Pflichten, übers. v. Münsterberg	337
—, Besprechung G. Münsterberg, Die Armenpflege	340
Borejsch, C., Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung	412

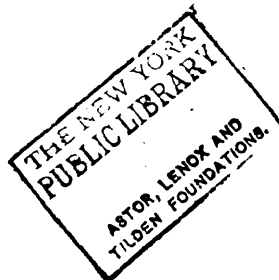
	Seite
Wirth, A., Die Lage in Südafrika	497
— Aus allen Erdtheilen	281
Wolffstieg, A. Besprechung M. v. Kaisenberg, Cécile de Courtot	247

Besprochene Werke.

Abeken, H., Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit	395
Blümner, H., Satura	344
Bruns, M., Neue Lyrik	158
Burchard, M., Die Bürgermeistervwahl	584
Christ, W., Geschichte der griechischen Literatur	343
Cossmann, F. R., Aphorismen	161
Deuken, B., 60 Upanishaden	29
Dreyer, M., Unter blouden Bestien	584
— Liebesträume	584
Evans, E. P., Beiträge zur amerikanischen Literatur- u. Kulturgeschichte	242
Fulda, L., Die Jeché	584
— Ein Ehrenhandel	584
Galbe, M., Die Heimatlosen	584
Garleben, D. G., Die Befreiten	584
Haulleville, A. de, Les Aptitudes colonisatrices des Belges	232
Henneberg, D., Ein wenig aus meinem Leben	353
Hesse-Wartegg, E. v., China und Japan	341
Hirschfeld, G., Pauline	584
Justi, C., Winkelmann und seine Zeitgenossen	314
Kaisenberg, M. v., Cécile de Courtot	247
Karlweis, L., Das liebe Ich	584
Keuchel, G., Goethes Religion und Goethes Faust	276
Kreger, M., Der Sohn der Frau	584
Maupassant, Guy de, Afrika, Bauern	164
Mehring, Fr., Herr Gardens Fabeln	551
Meisner, F. u. Geerds, H., Ernst Moriz Arndt	515
Morris, M., Goethe-Studien	347
Münsterberg, E., Die Armenpflege	340
Prellwig, Gertr., Debitus oder das Räthsel des Lebens	305
Prins, A., Freiheit und soziale Pflichten	387
Pidert, H., Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft	542
Riegel, S., Unter dem Striche	162
Saitschid, H., Goethes Charakter	276
Schmidt, G., Schönhausen und die Familie Bismarck	324
Schmidt, F. W., Die Geschichte Jesu	157
Schwarzkoppen, E. v., Karl v. François	531
Schweiger, G., Emin Pascha	288
— Eine Reise um die Welt	288
Sponzel J. L., Das moderne Blat	319
Stern, Kritische Grundlegung der Ethik als positive Wissenschaft	153
Sudermann, H., Die drei Reihersfedern	360
Bauters, A. J., L'Etat indépendant du Congo	284
Werther, W., Die mittleren Hochländer des nördl. Deutsch-Ostafrika	286
Wildenbruch, E. v., Gewitternacht	584

Politische Korrespondenz.

Nordschleswig, D. J. Raftan	170
Ausweisungspolitik. Reichstag. Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck. D.	179
Unser Programm, D.	376
Die Beleidigungsklage des Herrn Garden. Delbrück	391
Aus Oesterreich-Ungarn. *	556
Nordschleswig D. J. Raftan	564
Graf Caprivi †. Herr von Rastow zur Polenfrage. D.	573



Ueber den Glauben.

Eine Diskussion zwischen Konrad Rudolf u. D. Julius Raftan.

I. Das religiöse Gebot des Glaubens.

Die folgenden Gedanken werden vielfach oder durchweg in Theologentreisen wohlbekannt und erörtert sein; in den Kreisen der gebildeten Laien werden sie doch vielleicht hier und da eine Anregung geben können.

Ich halte die überlieferte Gottesidee, so wie sie wenigstens noch von einem erheblichen Theil der Theologen und vor Allem der religiös interessirten Laien festgehalten wird, für anthropomorph bis in ihre Grundlagen. Die weitgehendste — und ich füge von meinem Standpunkt aus hinzu: die verhängnißvollste — Konsequenz dieses anthropomorphen Charakters ist die Bedeutung, welche der Begriff „Glauben“ und die Forderung des Glaubens von jeher gehabt hat und auch heute, im Katholizismus durchweg, im Protestantismus noch zum großen Theil hat.

Wir werden im Konfirmanden-Unterricht belehrt, daß man unter Glauben nicht etwa ein bloßes Für-wahr-halten, sondern die persönliche Hingabe an eine innerlich angeeignete Wahrheit zu verstehen habe. Ich bestreite, daß dies wirklich der ausschließliche Inhalt des kirchlichen Glaubensbegriffes sei; ich behaupte, daß eine Fülle von Glaubenssätzen, welche man für unerläßliche Bestandtheile des Glaubens erklärt, gar nicht innerlich angeeignet werden können. Welcher Mensch kann sagen, er habe in seinem Herzen erfahren, daß in der Taufe übernatürliche Gnadenwirkungen mitgetheilt werden? Man kann überzeugt sein, dem sei so, und Christus habe gesagt, daß dem so sei, und kann diese Ueberzeugung für eine unumstößliche Gewißheit halten; aber Niemand kann sagen, daß, wer Christi Worte anders auslegt, um eine innere Erfahrung ärmer

sei. Man kann sagen, daß die Bibel die Existenz dreier göttlichen Personen bezeuge, und kann auch diese Auffassung für objektive Wahrheit halten; aber wer will behaupten, daß er von einander unterscheidbare, selbständige, individuell sich kennzeichnende Einwirkungen einer einzelnen dieser drei Persönlichkeiten auf sein Inneres erlebt habe? daß er sich mit einzelnen Anliegen gerade an eine dieser drei Persönlichkeiten zu wenden das Bedürfnis empfunden habe? und daß man ohne solche Erfahrungen und Bedürfnisse kein wahrer Christ sei? Pfarrer Blumhard in Bad Boll hat einmal beklagt, daß so wenig zum Heiligen Geist gebetet werde und die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung aufgeworfen. Ich habe nicht gehört, daß bei der Erörterung in interessirten Kreisen die Richtigkeit der Beobachtung bestritten worden wäre. Erklärt hat man sie verschieden; ich sehe in ihr einen Beweis, daß die Dreifaltigkeitslehre vielleicht einem Bedürfnis der theologischen Systematik, aber nicht einem praktischen Bedürfnis des echten religiösen Lebens entspricht.

Es würde leicht sein, die Fälle zu häufen, in welchen Sätze als Glaubensartikel hingestellt werden, die vielleicht als richtig erkannt werden können, aber eben Gegenstand der Erkenntniß, nicht dagegen eines von jeder Erkenntniß unabhängigen, innerlichen Anschauens sind. Ich will nur noch daran erinnern, daß nach der wohl nicht mehr herrschenden, aber doch Viele noch beherrschenden Lehre in der Bibel enthaltenen Aussprüchen der Propheten und Apostel dieselbe Unfehlbarkeit vindizirt wird, welche der Papst für sich in Anspruch nimmt, und daß von dieser Lehre alle Diejenigen nicht als „gläubige Christen“ anerkannt werden, welche auch die Apostel als fehlbare, selbst in cathedra fehlbare Menschen betrachten und sich die Unabhängigkeit des Urtheils ihnen gegenüber wahren. Und ich will schließlich noch darauf hinweisen, wie verschieden das Urtheil darüber sein kann, ob ein einzelner Glaubenssatz Gegenstand der Erkenntniß oder der Erfahrung ist.

Es kommt mir aber nicht darauf an, die Fülle der dogmatischen Sätze zu zerlegen in solche, welche Gegenstand der Erkenntniß und solche, welche Gegenstand reiner religiöser Gewißheit sind. Ich will vielmehr versuchen, verständlich zu machen, inwiefern mir die Forderung des Glaubens, als einer unerläßlichen Voraussetzung der Gemeinschaft mit der Gottheit, soweit unter Glauben nicht bloß innerliche Hingabe an eine göttliche Persönlichkeit, sondern auch die Anerkennung gewisser Thatjachen oder

Lehrsätze verstanden wird, als innerlich unberechtigt, anthropomorph, als Ausfluß eines ungeläuterten Gottesbegriffes erscheint.

Ein tief eingewurzelter Trieb des menschlichen Herzens, vielfach stärker als der elementarste, der Selbsterhaltungstrieb, ist das Bedürfniß, zu herrschen, zunächst die umgebende Materie, dann die Mitlebenden zu beherrschen, und als Herrscher anerkannt zu werden. Mit der fortschreitenden Entfaltung des geistigen Lebens entsteht und erstarkt das Bedürfniß, nicht nur das Handeln, sondern auch die Gedankenwelt der Mitlebenden zu beherrschen. Mit dem Zusammenschluß der Volkseinheiten wird die Anerkennung gewisser Wahrheiten — keineswegs nur, aber vornehmlich religiöser Wahrheiten — Volksangelegenheit. Mit der Entfaltung der Staatsgewalt, der Hierarchie, wird die religiöse Herrschaft Staats- bezw. Kirchenfache, Monopol der Zentralinstanz. Wie ein jedes Volk in seinem Gottesbegriff die Ziele seiner Sehnsucht ausdrückt, so verlegt jedes kräftige, willenhafte Volk auch in seine Gottheit oder seine Gottheiten das Verlangen, zu herrschen, anerkannt zu werden. Die Priesterschaft hat, je mehr sich in ihr das Streben nach persönlicher Machtstellung ausbildet, das natürliche Interesse, diesen Charakterzug im Bilde der Gottheit auszugestalten, denn je unbedingteren Gehorsam die Gottheit fordert, desto unbedingter herrscht die Priesterschaft. So enthält denn fast jede Ausprägung der Gottesidee das Verlangen der Gottheit nach Herrschaft und Anerkennung. Wer fremden Göttern dient, wird im Namen der Gottheit todtgeschlagen. Und da jede Hierarchie danach trachtet und dazu gelangt, nicht nur der Vertreter des Volksglaubens zu sein, sondern auch den Inhalt des Volksglaubens zu bestimmen, so ist auch der des Todes schuldig, der der Gottheit nicht in den Formen dient, welche die Hierarchie vorschreibt, oder einen eigenen Gottesbegriff oder eigene Glaubenssätze aufstellt. Die Verwirklichung des göttlichen Herrschaftswillens ist die Inquisition. Wir haben sie nicht mehr — ob die katholische Kirche sie nicht noch im Herzen trägt, wissen wir nicht — aber ich meine, es ist auch für uns gut uns klar zu machen, daß die Greuel der Inquisition in dem Gottesbegriff der Zeit ihren Ursprung haben, und zu fragen, inwieweit wir uns von den unlauteren Bestandtheilen dieses Gottesbegriffs frei gemacht haben.

Gläubige und Geistlichkeit halten sich im Protestantismus nicht mehr für befugt, die zu verbrennen, welche nicht als „gläubige Christen“ anerkannt werden. Die Vollstreckung des Urtheils

überläßt man dem Jenseits. Aber das Urtheil über den Ungläubigen wird vielfach gefällt; und wo man — angeblich oder wirklich — mit dem eigenen Urtheil zurückhält, da ist man doch der Ueberzeugung, daß die Gottheit um so sicherer urtheilen werde, und man glaubt wenigstens einzelne gewichtige Grundlagen der Be- oder Verurtheilung auch selbst zu besitzen. Der Drang, die „Ungläubigen“ zu verurtheilen, wird immer schwächer, je weiter wir von der orthodoxen zur liberalen Denkweise schreiten, aber ob die Linkstehenden ganz frei sind von diesem Drange, ist mir zweifelhaft.

Ich bestreite, daß sich aus dem Wesen der Gottheit eine verschiedene Beurtheilung der Ungläubigen — als solcher — und der Gläubigen ergibt. Damit will ich der Ueberzeugung von dem Dasein eines Gottes und auch der Gestaltung der Anschauungen vom Wesen und der Bethätigung der Gottheit durchaus nicht ihre Bedeutung absprechen — ich erkenne diesen Ueberzeugungen einen hohen praktischen Werth zu; aber die entscheidende Bedeutung vom Standpunkt der Gottheit aus bestreite ich ihnen.

Als eine Gottheit, welche für uns Autorität, Maßstab aller Werthe, Gegenstand innerer Aneignung und Zuneigung, Ziel unserer Sehnsucht ist, können wir nur einen Gott anerkennen, welcher Liebe und Heiligkeit ist, alles Liebenswerthe mit der gleichen verständnißvollen thatkräftigen Liebe umfaßt und fördert, alles nicht Liebenswerthe, das heißt alles irgend einem Theile der Welt Nachtheilige, ebenso thatkräftig bekämpft und aus dem Weltganzen ausschaidet. Das wird man ziemlich allgemein zugeben. Aber ich behaupte, daß damit die sittliche Seite des Gottesbegriffs erschöpft ist. Wir werden mit diesem Begriff außerdem die Vorstellung der Fähigkeit unbeschränkten, weltüberschauenden Erkennens verbinden, aber das ist eine intellektuelle Seite des Gottesbegriffs; wir werden die Gottheit mit dem Attribut der Allmacht bekleiden, und es wird für viele kummervolle Seelen ein unendlicher, unerseßlicher Trost in dem Glauben liegen, daß die Gottheit auch ihr Leid geschaffen hat und mit allmächtigen Händen wenden kann; aber mit dem sittlichen Wesen der Gottheit hat auch das nichts zu thun. Denn die Zuneigung zu einer Persönlichkeit, welche uns in äußeren Lebensbeziehungen zu fördern und zu schützen vermag, ist keine Aeußerung sittlichen Lebens, und für unser inneres Leben müßte es bei geläuterter Denkweise gleichgültig sein, ob die Gottheit unseren äußeren Lebensgang beeinflusst

oder zu beeinflussen vermag oder nicht; wofern wir in ihr den Inbegriff aller Kräfte der Liebe zu den wahrhaft Liebenswerthen, zusammengefaßt zu einer Persönlichkeit, sehen, müßte die Gottheit uns ebenso sehr das Ziel der innersten Sehnsucht, Maßstab und Regulator des inneren Lebens sein, gleichviel ob sie den Dingen der äußeren Welt gegenüber mehr oder weniger Macht besitzt. Die Wesensverwandtschaft, nicht die äußere Hülfbedürftigkeit und Hülfsbereitschaft ist die Basis des echten religiösen Lebens.

Ich gehe hierauf nicht näher ein, sondern wende mich zu der anderen negativen Bestimmung des Gottesbegriffs, welche den Hauptgegenstand des Interesses dieser Abhandlung bildet.

Die Gottheit kann nach der sittlichen Seite nichts weiter als heilige Liebe sein, sie kann daher insbesondere nicht das Bedürfniß haben zu herrschen und als Herrscher anerkannt zu werden. Das klingt nur paradox. Selbstverständlich können wir uns eine Gottheit, welcher wir die Attribute weltüberschauenden Erkennens und willenhafte Liebe zu der Welt und ihren Bewohnern leihen, gar nicht anders vorstellen, als in thatkräftigem Einwirken auf alle Gebiete der Weltentwicklung, und das planvolle Ganze dieser Einwirkungen können wir an sich wohl als Herrschen oder Regieren bezeichnen. Aber wir öffnen damit dem Mißverständnis die Thür; und dem Wesen der Gottheit entspricht besser die Bezeichnung „dienen“. Wir Menschen mit unserem kümmerlichen Bedürfniß nach Piedestalen, auf welchen wir uns größer erscheinen, als wir sind, pflegen das Wort „dienen“ über die Achsel anzusehen; wir überlassen das Dienen gern denen, welche wir für gut genug dazu halten. Aber es kommt uns doch auch zuweilen eine Ahnung der sittlichen Größe, welche in dem Worte „Ich dien“ liegt. Und die Gottheit ist zu groß, um nicht nur zu dienen.

Es giebt Menschen in gebietender Stellung, Erzieher, welche glauben, das Herrschen sei nicht ihr Recht, sondern ihre Pflicht, welche aus dieser Erkenntniß die Grenzen ihrer Herrschaft ableiten, welche meinen, nur soweit ihren Willen behaupten zu dürfen, wie es das Wohl des Beherrschten, des Zöglings ihnen als eine Pflicht auflegt. So herrscht die Gottheit. Sie kann sich, um Liebe zu erweisen, nicht der Nothwendigkeit entziehen, zu herrschen, denn die Welt würde ärmer sein ohne diese Herrschaft. Aber das Ziel ist nicht Aufrihtung einer Weltherrschaft.

In majestätischer Herrlichkeit, vor der die kleine Menschheit zitternd das Angesicht verhüllt, über anbetenden Millionen thronen,

von dem Donnergang der Sonnenwelten seine Ehre rühmen hören — sollte das der Gottheit Bedürfniß, Befriedigung sein? Die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist nicht anspruchlos genug dazu, und es ist nur ein Zeugniß von der Kleinheit unserer Anschauungen, wenn wir dergleichen Vorstellungen in die Gottesidee aufnehmen. Nein, wirken und dienen. Liebe spenden, Leben entfalten, jede kleinste Regung der Sehnsucht nach Wahrheit und innerer Läuterung segnend fördern, jedem berechtigten Streben jeder Persönlichkeit zur Entwicklung verhelfen, das ist für mich göttliche Größe. Und wenn es zur Erreichung dieses Zieles der Organisation der Menschheit in einem „Gottesreich“ bedarf, so kann dies Reich keine andre als eine so republikanische Verfassung haben, wie wir in unseren kühnsten Träumen nicht zu ahnen vermögen. Denn die Gottheit kann nicht sich selbst suchen, nicht die Herrschaft über die Welt zum Ziele haben in einem anderen als dem oben zugestandenem Sinne. Herrschsucht, Willen zur Macht würde aber Selbstsucht sein auch bei der Gottheit. Die Liebe aber — auch und vor Allem die ewige Liebe — sucht nicht das Ihre. Die Gottheit kann gar nicht sagen: „Ich will herrschen“, sondern nur: „Mein Geist soll herrschen“.

Nun liegt aber im Wesen der heiligen Liebe inbegriffen die Gegnerschaft gegen Alles, was ihrer nicht werth ist. Und daraus wird herkömmlich die Forderung des Glaubens abgeleitet, indem das Nichtglauben als Verjagung der Anerkennung, der schuldigen Ehrfurcht, des schuldigen Gehorsams gegenüber der Gottheit, als Auflehnung bezeichnet wird. Und zwar stellt man unter diese Beurtheilung nicht nur Diejenigen, welche die Existenz der Gottheit leugnen, sondern recht häufig auch Diejenigen, welche bestimmten Dogmen, der Jungfrauengeburt, der Trinität, der Gottessohnschaft u. s. w. die Anerkennung verjagen. Nun ist vom Standpunkt des Gottesbegriffes aus, zu welchem ich soeben gelangt bin, ohne Weiteres klar, daß die Leugnung, sei es der Gottheit sei es einzelner Dogmen, die Gottheit an sich überhaupt nicht berühren kann. Die Gottheit bedarf weder der Herrschaft noch der Anerkennung, und wenn man sich ganz in den entwickelten — wie ich meine, geläuterten — Gottesbegriff einlebt, kann man sich zuweilen kaum erwehren, den Gedanken als barock zu empfinden, daß eine Persönlichkeit von der sittlichen Großartigkeit einer Gottheit durch die Verjagung der Anerkennung Seitens eines Menschen berührt werden könnte. Darüber ist schon menschliche Größe hinaus, wenn sie echt ist. Das heißt — daß

ich recht verstanden werde — berührt wird die Gottheit in ihrem innersten Wesen durch die Versagung der Anerkennung insoweit, als die Versagenden durch ihre Haltung sich selbst schädigen. Daraus zieht die Gottheit aber nicht die Konsequenz: „Ich habe Euch nie erkannt; weichet von mir, Ihr Uebelthäter,“ sondern: Ihr habt mich nicht erkannt, Ihr bedürftet meiner Liebe mehr als Andere. Und zu Anderen wird sie sagen: Ihr habt mich wohl erkannt, aber Ihr wißt es nicht.

Aber, sagt man nur: Gottes Liebe ist keine weiche Liebe, Gottes Wesen ist nicht nur Liebe, sondern auch Gerechtigkeit; die Gerechtigkeit fordert Sühnung der Schuld durch Strafe. Und Leugnung der göttlichen Wahrheit ist Schuld. Ich bestreite, daß der Begriff der Gerechtigkeit in dem Wesen der Gottheit auch nur den geringsten Raum habe; ich behaupte, daß dieser Begriff rein aus menschlichen Verhältnissen abgeleitet und ausschließlich auf menschliche Verhältnisse beschränkt ist. Die eingehende Begründung würde auch hier zu weit führen; ich beschränke mich auf folgende Andeutungen.

Wir Menschen bedürfen der Sühne zur Aufrechterhaltung unserer Organisationen. Wir sind weder innerlich reich, noch einsichtig genug, um den Bestand der menschlichen Ordnungen gegen Friedensbrecher — im weitesten Sinne — nur oder auch nur überwiegend durch seelische, erzieherische Einwirkungen zu wahren. Die Selbsterhaltung gebietet uns, an die Schuld die Sühne durch Strafe als ein Korrelat zu knüpfen. Für die Gottheit existirt diese Nothwendigkeit nicht. Die Heiligkeit gebietet, daß jede unheilige Regung bekämpft, vernichtet werde. Dazu wird vielfach auch die Strafe als Erziehungsmittel dienen. Aber wie können wir aus Gottes Wesen die Nothwendigkeit ableiten, einer Persönlichkeit, welche unheilig gehandelt hat, um deswillen über den Erziehungszweck hinaus Uebel zuzufügen? Wie können wir über die Gottheit ein ehernes Weltgezeß stellen, welches die Gottheit zwingen würde, denen, die sie liebt, weh zu thun, ohne daß deren Bestes befördert würde? Denn das gehört ja zum Begriff der Sühne, daß Uebel zugefügt wird, nicht etwa, um die Erkenntniß einer begangenen Uebelthat, Reue, Besserung zu wecken — denn das wird ja durch den Begriff der Heiligkeit, nicht durch denjenigen der Gerechtigkeit gefordert — sondern daß Uebel, ganz ohne Rücksicht auf inzwischen bereits erreichte oder zu erreichende Besserung, und neben ihr, als eine logisch-mechanische Konsequenz, der Schuld zu-

gefügt wird. Das Uebel der Sühne ist nicht, wie die erziehende Strafe, Mittel, sondern Selbstzweck. Und ein solches Uebel mit dem Charakter des Selbstzwecks hat keinen Platz in der Weltordnung eines Gottes; welcher heilige Liebe ist und reines Glück — und nur dieses — zu verschonen trachtet.

Man verweist auch auf das in vielen (sind es viele?) Menschenherzen lebende starke Bedürfniß, für begangene Sünden gestraft zu werden. Aber dies Bedürfniß entspringt ja gerade aus der Anschauung, daß die Sühne eine Anforderung der göttlichen Gerechtigkeit sei, in Verbindung mit dem tiefen Bedürfniß nach Frieden mit dieser Gottheit.

Auf Grund des Vorhergegangenen beantworte ich die Frage, welchen Werth der Glauben in den Augen der Gottheit hat. Ich sage: selbständigen Werth garnicht. Ziel der Gottheit ist Durchdringung alles Persönlichen mit göttlichem Wesen; Ziel der Menschen ist Gottebenbildlichkeit. Weg zum Ziele ist die fortgehende Erfüllung des Seelenlebens mit heiliger Liebe. Mit welchen Denkformen ein Mensch diesen Weg geht, ist im letzten Grunde ganz gleichgültig. Gleichheit der Denkformen stellt keine Wesensgemeinschaft zwischen Gott und Mensch her, und Verschiedenheit der Denkformen schließt sie nicht aus. Ich verkenne nicht, daß die Gestaltung der religiösen Ueberzeugung fördernd oder hemmend auf die religiöse Charakterentwicklung und das religiöse Gemeinschaftsleben einwirken kann und theilweise einwirken muß; ich verkenne nicht, daß die Ueberzeugung von der Existenz einer göttlichen Persönlichkeit einen mächtigen Hebel für die Annäherung an die Ideale bildet, welche in jener Persönlichkeit zusammengefaßt werden. Denn die Liebe zu einer idealen Persönlichkeit hat in der Regel stärkere Kraft als die Liebe zum unpersönlichen Ideal. Aber vom Standpunkt der Gottheit sind das Quantitätsfragen. Der Mensch, dessen ganzes Glaubensbekenntniß zusammengefaßt ist in den Worten: „Ich liebe Gott, ich möchte ihm ähnlich werden,“ ist in den Augen der Gottheit ein ebenso innerliches und werthvolles Kind Gottes, wie derjenige, welcher jedes Dogma für einen unveräußerlichen Bestandtheil seines religiösen Lebens hält. Und ob jener die Gottessohnschaft, die Erlösungslehre, die Trinitätslehre und wie alle die wirklichen oder angeblichen Fundamentalwahrheiten des geschichtlichen Christenthums heißen, anerkennt oder leugnet oder ignorirt oder gar nicht kennt, das kann in den Augen der Gottheit nur gleichgültig, jedenfalls nur unerheblich sein. Und wenn Einer sagt, er habe in

der Weltgeschichte keine göttliche Offenbarung und keinen Nachweis der Existenz Gottes gefunden, er wisse nicht, ob Gott ist, der ist ein Kind Gottes, (wenn auch nicht im historischen Sinne ein Christ), wenn er die Sehnsucht in sich trägt und nach Kräften bethätigt; so zu leben, wie ein Gott der Liebe von ihm verlangen würde. Und unter derselben Voraussetzung nenne ich selbst den ein Kind Gottes, der da sagt, er könne nicht glauben, daß Gott ist. Denn das Streben, so zu handeln und zu leben, wie ein Gott der Liebe anbefehlen würde, bestimmt Werth und Wesen des Menschen und die Stellung der Gottheit zu ihm, nicht seine Gedanken über die Existenz oder Nichtexistenz der Gottheit. Und wenn ein Mensch, unter dem Einfluß irriger Vorstellungen von der Persönlichkeit Jesu Christi und seinem Wirken, sich mit Emphase als einen Feind des Christenthums bekennt und als seinen Glauben ausspricht: „Gott ist todt“, so bin ich weit entfernt, zu meinen, daß, Der im Himmel sitzt, seiner spottet — dazu ist die Gottheit nicht klein und arm genug — sondern ich bin der festen Ueberzeugung, daß solch ein Mensch, sofern er ein Herz voll Liebe hat, und seine Leugnung nur ein Produkt seines Kopfes ist, dem Herzen der Gottheit nicht ferner steht als irgend ein Gläubiger. Und wer da meint, daß solche Auffassung theologisch zur Selbstauflösung des Gottesgedankens führe, dem will ich nur mit der Andeutung entgegen: den Gott nenne ich nicht allmächtig, der Welten schaffen und zerstören, Naturgesetze geben oder verändern kann, auch den nicht, der die widerstrebenden Mächte am letzten Ende in ein Reich der Dual oder der Ohnmacht zu bannen vermag; sondern den nenne ich allmächtig, der jedes Widerstreben innerlich zu überwinden und in Streben zu verwandeln weiß, der die Herzen aller Menschen lenken kann wie Wasserbäche durch Liebe.

Damit habe ich gesagt, was ich über den Werth des Glaubens als einer Forderung der Gottheit denke.

Ich will nur noch einmal betonen, daß ich den praktischen Werth der Ueberzeugung von der Existenz der Gottheit und der grundlegenden Glaubenssätze nicht verkenne. Ich glaube vielmehr, daß Stellungnahme zur göttlichen Persönlichkeit und die Ausmerzung des Gedankens der Liebe zur Verwerthung für die Mannigfaltigkeit des Lebens mit Naturnothwendigkeit zur Dogmenbildung führen wird, daß die Auffassung gewisser Strahlenbrechungen des religiösen Lichtes sich am leichtesten in der Adoption gewisser Dogmen vollziehen wird; und ich bin deshalb weit entfernt, für nothwendig oder auch nur wünschenswerth zu halten, daß die positiven Reli-

gionen ihren geschichtlich gewordenen Bestand von Glaubenssätzen aufgeben zu Gunsten des allgemeinen Glaubens an den Gott, der die Liebe ist. Aber das befürworte ich um so wärmer, daß die Anhänger der positiven Bekenntnisse aufhören, die Aneignung der ihnen theuren Glaubenssätze als das einzige Mittel der Aneignung göttlichen Wesens, als allein seligmachend zu betrachten; daß sie aufhören, sich im Namen Gottes von den „Ungläubigen“ innerlich zu scheiden; daß sie im äußersten Falle sich auf das Urtheil beschränken: „sie wissen nicht was sie thun“, und daß sie auch dieses Urtheil fällen nie ohne sich zu vergegenwärtigen, nicht der Glaube mache gottwohlgefällig und selig, sondern nur die Liebe, vermittelt oder nicht vermittelt durch die Anschauungsformen des Glaubens.

Es bleibt mir nunmehr nur noch die Beantwortung der Frage übrig: Weshalb dies Alles in einer Zeitschrift, welche nicht spezifisch theologischen sondern allgemeinen Zwecken dient? Deshalb, weil wir hier von einer Kulturfrage allerersten Ranges reden. Wenn es wahr wäre, was man uns so oft sagt, daß unter Glauben thatsächlich überall nicht ein bloßes Fürwahrhalten, sondern nur ein innerliches Anschauen und Aneignen mit dem Herzen verstanden wird, hätte ich mir die Erörterung sparen können. Aber jedes Blatt der Weltgeschichte beweist das Gegentheil, beweist, daß man unter Glauben immer und immer wieder auch die Adoptirung von Dogmen verstanden hat, daß die Verwechslung der Begriffe „für wahr halten“ und „erfahren haben,“ unter der gemeinsamen Bezeichnung Glauben unausrottbar ist. Und jedes Blatt der Weltgeschichte beweist mir, daß das Glauben an den Glauben, an das Herrschaftsbedürfniß der Gottheit und an die Nothwendigkeit der Aneignung von Dogmen der Fluch des Menschengeschlechts ist. Unter diesem Zeichen sind Millionen gefoltert und getödtet worden; unter diesem Zeichen ist das Glück zahlloser Menschen zertreten, ist der Verband zahlloser Familien zerrissen worden; unter diesem Zeichen wird unser armes Volk in zwei feindliche Heerlager gespalten und Niemand kann sagen, ob es sich nicht in diesem Kampf um den Glauben und gegen den Glauben verbluten wird. Ein unendlicher Reichthum geistiger Kraft ist darin verschwendet, ein unendlicher Reichthum sittlicher Fähigkeiten darin erstickt worden; die wirthschaftlichen und sittlichen Schrecken der Religionskriege danken wir diesem Glaubensbegriff; und es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn ich annehme, daß die Auswirkung aller niedrigen Leidenschaften nicht so viel Elend über die Welt gebracht hat, wie

der Irrthum, daß die Gottheit Glauben von der Menschheit verlange. Meiner Ueberzeugung nach können die Männer, welche heut die Pflege des religiösen Lebens als Beruf erwählen, diesem Beruf nicht besser dienen, als dadurch, daß sie mit aller Wucht des Liebesgedankens anstürmen gegen den Irrthum, welcher allein vom Glauben die Seligkeit, vom Nichtglauben die Verdammniß erwartet.

Rouad Rudolf.

II. Die Pflicht des Glaubens.

Was der Verfasser des voranstehenden Aufsatzes den Theologen zur Pflicht macht, bringt er an seinem Theil zur Ausführung: er stürmt an gegen den Gedanken, daß Seligkeit und Verdammniß von Glauben oder Nichtglauben abhängig gemacht wird. Unter dem Glauben, den er verwirft, versteht er aber ein äußerliches Fürwahrhalten überlieferter Lehren; diesem Verständniß des Glaubens, einer darauf gegründeten Praxis, wie wir beides vielfach in der Gemeinde unter den Frommen finden, gilt sein Unwille. Und wer wird ihm darin nicht beistimmen, der als evangelischer Christ eine andere Vorstellung vom Glauben gewonnen hat? Glaube in dem von ihm näher umschriebenen Sinne ist eine statutarische Leistung. Von solchen halten wir aber in der evangelischen Kirche nichts. Er gehört zu den Werken, die die Reformation verworfen hat. Davon die Seligkeit abhängig machen, ist das gerade Gegentheil dessen, was wir meinen, wenn wir im Sinn Luthers bekennen, daß wir gerecht vor Gott und selig werden allein durch den Glauben.

Aus einer ungeläuterten Gottesidee leitet der Verfasser den von ihm bekämpften Irrthum ab. Es sind andere Gedanken von Gott, die ihm die Seele bewegen. Daß Gott die Liebe ist, ein heiliger Gott zudem, das schwebt ihm als die königliche Wahrheit vor, die in der Christenheit herrschen und die Gedanken über Glaube und Unglaube bestimmen sollte. Und er redet davon als Einer, dem diese Wahrheit zu einem Schatz des eigenen Lebens geworden ist, den er nicht entbehren möchte. Wiederum darin kann man ihm nur aufrichtig zustimmen. Es ist so. Das ist die Erkenntniß Gottes, die es festzuhalten und in allen Gedanken über Gott, sein Wesen und seinen Willen, sein Walten in der Welt und seine Führung der Menschen, wirklich durchzuführen gilt.

Ist nun jenes das negative und dieses das positive Interesse, das den Verfasser leitet, und muß er in diesen für ihn entscheidenden Punkten Recht behalten, so ist, wie es scheint, alles in Ordnung und nichts gegen seine Ausführungen einzuwenden. Allein, gerade das Gegentheil ist der Fall. Ich würde sagen: abgesehen von den beiden genannten Ausgangspunkten, in denen man ihm zustimmen muß, fordern seine Erörterungen durchweg den lebhaftesten Widerspruch heraus. Und zwar weil er die beiden Gedanken, die ihm am Herzen liegen, aus dem geistigen und geschichtlichen Zusammenhang, in dem sie gegeben sind, isolirt und darauf hin irrtige Folgerungen aus den richtigen Voraussetzungen zieht.

Man kann sich nicht, wie er thut, zu einem bestimmten Gedanken von Gott bekennen, ohne sich in den dadurch bedingten geistigen Zusammenhang zu stellen. Aber das kümmert ihn nicht. Man kann einen weit verbreiteten Irrthum, der sich unwillkürlich immer wieder einschleicht und, wie die Erfahrung lehrt, auch wahrhaft fromme Menschen gefangen hält oder doch ihre Urtheile färbt, man kann ihn nicht gerecht und mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen, wenn man ihn nicht allererst in seinen geschichtlichen Wurzeln zu verstehen sucht. In solchen Irrthümern steckt immer eine Wahrheit drin. Wer ihrer Herr werden will, muß diese Wahrheit anerkennen, um darauf hin ihnen selbst den Prozeß zu machen. Aber wieder das wird nicht versucht. Und so kommt der Verfasser zu seltsamen Folgerungen und fordert innerlich Unmögliches.

Nun kann man sagen, es sei eines Jeden Recht, sich aus seiner geistig-geschichtlichen Umgebung auszueignen, was ihm Wahrheit geworden ist, und zu bekämpfen, worin er einen verderblichen Irrthum erkannt hat. Was kümmern ihn die weiteren Zusammenhänge? Wahr bleibt doch wahr, und was falsch ist, falsch. Steht nur eine ehrliche Ueberzeugung dahinter, wie es hier der Fall ist — so wird das kräftige Wort seine Stätte finden und seine Wirkung thun, der Wahrheit zur Ehre, dem Irrthum zum Verderben.

In der That halten es viele unserer Zeitgenossen in den hier verhandelten Fragen ungefähr mit solchen Grundsätzen. Sie nehmen aus dem größeren geistigen, geschichtlichen Zusammenhang was ihnen gut dünkt heraus, und verurtheilen, was ihnen widerwärtig erscheint, indem sie alles Uebrige auf sich beruhen lassen. Und dem läßt sich nicht wehren, wo es sich um persönliche Stellungnahme und Ueberzeugung des Einzelnen handelt. Allein, der Verfasser will uns nicht bloß sagen: so denke ich! Er stellt eine Regel auf und

erhebt allgemeingültige Forderungen. Und deshalb unterliegt sein Wort auch einer Beurtheilung, die nach der Begründung und dem inneren Recht dieser aufgestellten Forderungen fragt.

Indem ich eine solche versuche, will ich kurz Zweierlei nach einander erörtern, woran sich, wie mir scheint, ein allgemeineres Interesse knüpft. Einmal die Thatsache, daß unsere Laien, auch geistig hochstehende Männer wie der Verfasser dieses Aufsatzes, in religiösen Fragen ihrem Gutdünken folgen, das Eine verwerfen und das Andere annehmen, ohne hier wie auf anderen Gebieten nach Zusammenhang und innerer Logik der Gedanken zu fragen. Das weist jedenfalls auf Mängel in unserem sachmäßigen theologischen und philosophischen Betrieb hin, die aller Beachtung werth sind. An zweiter Stelle aber möchte ich ein Wort über die Pflicht des Glaubens sagen, von der ich meine, daß man sie einschärfen und betonen müsse, wenn man die vom Verfasser bekämpfte irrende Forderung des „Glaubens“, ich will nicht sagen verdrängen, aber doch thunlichst ihr den Spielraum beschränken will.

Der Verfasser stimmt nicht denjenigen bei, die Alles, was Dogma heißt, verwerfen. Er erkennt an, daß das intellektuelle Bedürfnis der christlichen Gemeinde sich in der Ausbildung solcher Sätze Befriedigung verschafft, und daß sie auch für die praktische Pflege der Frömmigkeit nicht ohne Bedeutung sind. Aber andererseits knüpft sich an die Dogmen die so verderbliche Forderung des Glaubens. Man soll daher sehr bestimmt zwischen ihnen und der allgemeinen Wahrheit von Gott als der heiligen Liebe unterscheiden. Wird nur die praktisch festgehalten, dann kommt es auf alles Andere nicht groß an, Glaube und Nichtglaube diesen Dogmen gegenüber ist im letzten Grunde gleichgültig.

Allein, was er so als eine allgemeine Wahrheit charakterisirt und den positiven Dogmen der christlichen Kirche gegenüberstellt, nämlich der Satz von der Liebe Gottes, ist selbst nicht Anderes als ein Haupt- und Fundamentalsatz positiver christlicher Erkenntnis und Lehre. Außerhalb des Christenthums ist nichts davon bekannt. Man kann höchstens sagen, daß in allen Religionen etwas wie ein Versuch liegt, diese Erkenntnis zu erreichen, eine Sehnsucht, dies behaupten und als Wahrheit annehmen zu dürfen, daß aber der Versuch überall mißglückt und die Sehnsucht ungestillt bleibt. Oder vielleicht ist damit schon viel zu viel behauptet. Es kommt hier nicht darauf an. Was hier in Betracht kommt, ist viel gewisser als solche Urtheile über andere Religionen, dies nämlich,

daß wir es in dem Satz von der Liebe Gottes mit einem ausgesprochen christlichen positiven kirchlichen Lehrsatz oder Dogma zu thun haben.

Dasselbe ergibt sich, wenn wir auf den inneren Zusammenhang und die innere Möglichkeit des Gedankens achten. Wir können ihn freilich aneignen und aussprechen. Es fragt sich, ob wir wirklich überzeugt, ob wir seiner innerlich gewiß und froh sind. Nicht als wenn ich das dem Verfasser irgend absprechen wollte. Darüber wird gleich noch ein Wort zu sagen sein. Ich meine nur dies, daß wir eine wirkliche Erkenntniß daran nur haben, wenn der Satz eine unser persönliches Leben erfüllende, unser Denken bestimmende Wahrheit für uns ist. Das ist aber nicht mehr und nicht weniger als eine unendliche Aufgabe. Da drängt es sich oft auf die Lippen: Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben! Denn die Welt in ihrer gewöhnlichen aufdringlichen Wirklichkeit widerspricht oft genug. Es handelt sich darum, sie unter die im Innersten gewiß gewordene Wahrheit zu beugen. Es ist etwas, was man immer wieder erwerben muß, um es innerlich zu besitzen. Und dazu gehören dann Bedingungen außer uns, ohne die das nicht möglich wird. Wir müssen irgendwo in der wirklichen Welt etwas haben und finden, worin eine unwidersprechliche Offenbarung des Gottes liegt, der die heilige Liebe ist. Und wir haben diese Erkenntniß nur, wenn sie für unsere Empfindung aufhört, ein Gebilde unseres Geistes zu sein, uns vielmehr zu einer Macht des Geistes geworden ist, die uns beherrscht. Mit anderen Worten: die Erkenntniß Gottes als der heiligen Liebe ist nur im Zusammenhang mit dem christlichen Offenbarungsglauben und dem christlichen Bewußtsein, selbst den Geist zu haben, in die Geschichte eingetreten. Sie ist bleibend nur in diesem Zusammenhang möglich. Das heißt aber nichts Anderes, als daß mit diesem Gedanken von Gott auch immer wieder die Elemente der kirchlichen Trinitätslehre gegeben sind. Nicht als spekulative Konstruktion, um einem intellektuellen Bedürfniß weniger zu genügen, sondern als nothwendige Begründung dieses Glaubens (in Jesus Christus) einerseits, als Ausdruck der Innerlichkeit und Vollendung, die der Glaube, um sich zu behaupten, erreichen muß (Mittheilung des Geistes) andererseits — und das ist etwas, was Jedermann angeht.

Natürlich nicht, als wenn ich dem kirchlichen Dogma, wie es lautet, damit das Wort reden wollte. Das ist freilich ausgeschlossen. Der griechische Geist, der darin waltet, ist nicht unser Geist und

kann nie wieder unser Geist werden. Auch ist in der Reformation eine andere Form christlicher Frömmigkeit begründet als die altkatholische, die im Dogma zum Ausdruck kommt. Aber das näher auszuführen, gehört nicht hierher. Ich wollte nur zeigen, daß der Gottesbegriff, den der Verfasser festhalten will, recht eigentlich eingebettet ist in kirchlich-positive Sätze und Dogmen und ohne dieselben Halt und Zusammenhang verliert. Wie denn andererseits wieder aus diesem Gottesbegriff sich die wichtigsten Folgerungen für die Weltanschauung und Selbstbeurtheilung ergeben. Der Gottesgedanke ist eben der das Glaubenssystem beherrschende Gedanke. Und wenn die Folgerungen nicht gezogen werden, so ist der Gottesgedanke selbst werthlos und unkräftig. Aber das führt dann wieder auf eine andere Reihe von positiv christlichen, kirchlichen Lehrsätzen. Wo und wie immer man den Gedanken ansaßt, ergiebt es sich, daß er in diesen Zusammenhang gehört und für sich genommen Halt und Wahrheit verliert. Es geht daher nicht an, den Gedanken von der Liebe Gottes festzuhalten, während man die übrigen Lehrsätze der Kirche, die theils seine Voraussetzungen und theils seine Folgen sind, als gleichgültig bei Seite schiebt, da sie in der Hauptsache nur das intellektuelle (nicht das religiöse) Interesse berühren. Sondern es handelt sich da um ein Entweder-oder. Entweder wir lassen auch den andern kirchlichen Lehrsätzen ihren Werth, oder wir verwerfen den ganzen Zusammenhang, mit den übrigen Lehren auch den Gedanken von der heiligen Liebe Gottes, die geläuterte Gottesidee des Verfassers.

Und kein Zweifel, für welche Seite er sich, vor diese Alternative gestellt, entscheiden würde. Er selbst erwägt die Möglichkeit, daß Einer von diesem Gottesgedanken nichts wissen will, überhaupt jeden Gottesgedanken verwirft und etwa mit Niezsche verkündigt: Gott ist todt! Auch einen Solchen will er noch als ein Kind Gottes anerkannt wissen und den Unglauben desselben nicht verurtheilt sehen, wenn er nur die Sehnsucht in sich trägt und beihätigt, so zu leben, wie ein Gott der Liebe von ihm verlangen würde. Da wird also für möglich genommen, daß Einer auch den letzten Gedanken des christlichen Glaubens verneint und verleugnet, dabei aber doch praktisch ein guter Christ bleibt.

Allin, hiergegen gilt, was eben gegen die Isolirung des christlichen Gottesgedankens aus dem übrigen Zusammenhang christlicher Erkenntniß gesagt wurde. Denn es ist dieselbe Zerreißung dessen, was innerlich und nothwendig zusammengehört, nur dies Mal in

potenzirter Gestalt. Als wenn man die praktische Lebenshaltung, Selbstbeurtheilung und Bethätigung im Handeln, von den Gedanken des Glaubens so vollständig trennen könnte! Vielmehr fordert und bedingt beides sich gegenseitig. Mein Glaube an den geistigen Gott, der die heilige Liebe ist, hat keinen Werth, wenn er nicht mit einer entsprechenden Ordnung des inneren Lebens zusammenhängt, theils aus ihr hervorgeht, theils in sie umgekehrt wird. Er soll niemals bloßer „Glaube“ oder Fürwahrhalten sein. Er muß in seinen Wurzeln mit dem persönlichen Leben des Gläubigen verwachsen sein. Aber dann auch wieder umgekehrt. Nur die Ueberzeugung, daß wirklich ein Gott sei, der das ist, was wir Christen glauben, nämlich die heilige Liebe, kann dazu befähigen, eine entsprechende innere Haltung zu behaupten oder doch immer wiederzugewinnen. Denn nur dann hat es seine Richtigkeit damit, daß es so die oberste Macht über alles Wirkliche ist, welcher der Sieg verbleibt. Man kann da nicht trennen und auseinanderreißen. Was der Verfasser hier verlangt im übergroßen Eifer, wie mir scheint, den „Glauben“ zu diskreditiren, ist etwas innerlich Unmögliches. Die Gedanken sind schließlich im geistigen Leben das Entscheidende. Sie binden unter Anderen auch die praktische Lebenshaltung und die theoretische Beurtheilung der Wirklichkeit unauflöslich an einander.

Nun weiß ich wohl, was der Verfasser vermuthlich auf solche Bedenken erwidern wird. Er wird auf die Thatfachen verweisen, die ihm Recht zu geben scheinen. Er selbst ist sich offenbar bewußt, an der christlichen Gottesidee eine ihm unentbehrliche Wahrheit zu haben, während er den „positiven kirchlichen Lehrräßen“ gleichgiltig gegenübersteht. Und giebt es nicht unter unseren Zeitgenossen Manche, die dem christlichen Glauben entfremdet sind und doch sich innerlich halten, wie wenn sie Christen wären? Geht es denn an, für unmöglich zu erklären, was sich als tatsächliche Wirklichkeit aufweisen läßt?

Es ist nicht meine Meinung, den damit behaupteten Thatbestand abstreiten zu wollen. Ich selbst sehe und urtheile nicht anders, als daß es wirklich so ist. Es giebt heute nicht Wenige, die so stehen wie der Verfasser, auch solche, die ungläubige Gotteskinder sind, wie er sie konstruirt. Ich bestreite aber schlechtweg, daß darin etwas liegt, was die vorgetragenen Bedenken gegen seine Auslassungen entkräften könnte.

Das Gebiet des geistigen Lebens, mit dem wir es hier zu

thun haben, ist das der inneren Freiheit. Da sind aber immer Ausnahmen möglich. Es läßt sich kein einziger, innerlich nothwendiger Zusammenhang von Gedanken, Willensregungen und Gefühlsinhalten aufzeigen, der nicht in der Ueberzeugung und Lebensführung der einzelnen Individuen nun doch Modifikationen unterläge. Es ist ja gar nicht zu sagen, was sich alles in einem Gemüth verträgt, obwohl es, auf die Sache gesehen sich ausschließt! Wie es sicherlich, um das stärkste Beispiel zu nennen, theoretische Materialisten giebt, die es praktisch den besten Idealisten gleich thun. Was folgt daraus? Daß es hier überhaupt keinen Zusammenhang und keine Nothwendigkeit giebt? Nichts weniger als das! Was folgt, ist vielmehr, daß sich der innere Zusammenhang großer geistiger Erscheinungen, Religionen oder Weltanschauungen, nicht am einzelnen Fall, am einzelnen Individuum studiren läßt. Das ist die naturwissenschaftliche Methode, da kann die einzelne Thatsache, methodisch festgestellt und experimentell erprobt, zum vollgültigen Beweis eines allgemeinen Satzes werden. Das ist auf unserem Gebiet nicht möglich. Es weigert sich einer solchen Forschung. Die nothwendigen Zusammenhänge können hier nur im Großen, in der Geschichte, an den Gemeinschaften erfaßt und festgestellt werden. Darin, daß das nicht beachtet wird, steckt eine überaus fruchtbare Fehlerquelle. Dem daher stammenden Irrthum ist auch der Verfasser in seinen auf Selbstbesinnung und Beobachtung einzelner Fälle gegründeten Argumentationen verfallen. Und deshalb bleibt es trotz alledem dabei, daß man nicht auseinanderreißen darf, was er sorglos trennt. Die christliche Gottesidee und der christliche Glaube gehören so gewiß zusammen, nothwendig und innerlich, wie christlicher Gottesglaube und praktische Gotteskindschaft.

Gleich Anfangs bemerkte ich, es knüpfe sich ein allgemeines Interesse an die Sache. Der vorliegende Fall ist kein vereinzelter. Es ist eine wiederkehrende Erscheinung, daß in dem Urtheil über die in diesem Aufsatz verhandelten Fragen die subjektive Meinung einen so großen Einfluß ausübt. Ganz wird sich das nie überwinden lassen, weil es sich eben um Fragen handelt, die auf dem Gebiet der inneren Freiheit liegen. Aber in dem Maß, wie es heute der Fall ist, brauchte die Subjektivität hier nicht zu walten. Geschieht es doch, so weist das auf Mängel unserer philosophischen und theologischen Arbeit hin.

Darüber möchte ich ein Wort hinzufügen. Zweierlei scheint

mir in Betracht zu kommen, das Eine eine philosophische, vom Standpunkt der Religion aus zugleich apologetische, das Andere eine eigentlich theologische Aufgabe.

Bei jenem denke ich vorzüglich an das, was eben schon berührt wurde. Es muß deutlich gemacht werden und in die Kreise der allgemeinen Geistesbildung eindringen, daß auch in diesen letzten Gedanken über Gott und Welt, in denen unser Wissen sich abschließt, und an die wir unsere Lebensordnung anknüpfen, Zusammenhang und Nothwendigkeit waltet. Grundlegend hierfür ist die Einsicht, von welcher die Rede war, daß man zwischen dem, was da für den Einzelnen möglich ist, und dem, was im Großen und Ganzen gilt, zu unterscheiden hat. Nimmt man dann hinzu, daß aber der Einzelne in letzter Instanz doch von den allgemeinen geistigen und geschichtlichen Zusammenhängen, in denen er geworden ist, abhängt, so ergibt sich, daß er irrt, wenn er sich ihnen gegenüber ablehnend verhält. Um bei unserem Beispiel zu bleiben, so ist gewiß wahr, was zugegeben wurde, daß Einer sich das Wesentliche des Christenthums erhalten kann, obwohl seine Stellung dem Glauben, der „Lehre“ gegenüber eine überwiegend ablehnende ist. Aber ebenso gewiß ist, daß er, der diese Stellung einnimmt, nur möglich ist in der christlichen Gemeinschaft, die nicht solchen Eklekticismus treibt, sondern das Christenthum als Ganzes, als geistige Einheit von Erkenntniß und Lebensordnung, festhält und in ihrer Mitte pflegt. Sie, die Gemeinschaft, ist mit ihrem Bestand hieran gebunden. Verfällt in ihr diese Einheit und dieser Zusammenhang, so geht sie zu Grunde. Dann wird es aber auch keine Eklektiker mehr geben, die in ihrer Art Christen sind, ohne sich um den Zusammenhang zu kümmern. Im Grunde sind sie also selbst nur möglich, weil es das giebt, was sie verneinen.

Aber ich wollte jetzt nicht wieder vom Christenthum im Besonderen reden. Es ist das Allgemeineren, was ich betonen möchte, daß es sich mit jeder Weltanschauung so verhält. Sie hat auch ihre Logik. Wir bedürfen, daß sich die Aufmerksamkeit darauf richtet, daß die Fragen, die hier liegen, empfunden werden und die Antworten darauf gesucht. Sonst kommen wir nicht über den gegenwärtigen Zustand hinaus. Der Freiheit wird ja zwar hier immer ein größerer Spielraum als in der strengen Wissenschaft bleiben, weil es sich um Erkenntniß handelt, die auf persönlicher Ueberzeugung beruht. Aber es wäre dringend zu wünschen, daß wieder das Bewußtsein allgemeiner würde, es auch in dieser Sache

mit Wahrheit zu thun zu haben, der man Raum geben und deren Konsequenzen man ziehen muß, nicht mit Gedankengebäuden, die Jeder sich nach individuellem Geschmack komponirt.

Und nun das andere Moment — die theologische Aufgabe! Der hier besprochene Aufsatz ist, ohne daß es in seiner Absicht liegt, eine nur zu wohl begründete Anklage gegen die evangelische Kirche und ihre Lehrordnung, damit aber auch gegen die Theologie. Wir sind im Konfirmandenunterricht, heißt es, darüber belehrt worden, was evangelischer Glaube sei; dann aber hat man uns die christliche Wahrheit in einer Form dargeboten, in der sie nicht so angeeignet werden kann, wie es der evangelische Begriff vom Glauben vorschreibt. Ich glaube nicht, daß das die Erfahrung eines Einzelnen ist, sondern, was hier beklagt wird, dürfte die Regel sein. Es könnte sich aber nicht so verhalten, wenn die evangelische Theologie ihre Pflicht thäte, wenn sie es darauf anlegte, von lange her darauf angelegt hätte, die christliche Wahrheit so zu fassen und darzustellen, wie es dem großen Gedanken der Reformation vom Glauben als einer persönlichen Ueberzeugung entspricht. Diese Umgestaltung hatte ich im Sinn, als ich vor Jahren einmal die Nothwendigkeit eines „neuen Dogmas“ behauptete. Nicht, wie es vielfach verstanden wurde, eine neue Wahrheit, sondern die Umgestaltung der Lehre aus dem Glaubensbegriff der Reformation. Ein Bekenntniß, wie das hier ausgesprochene, zeigt, wie schmerzlich der hier vorliegende Mangel für die evangelische Kirche ist. Er wird ein wunder Punkt in ihrer Ordnung bleiben, bis — dem Mangel abgeholfen sein wird. Denn auch darin waltet innere Nothwendigkeit und Logik. Wir können auf die Dauer nicht vom Glauben im Sinn der Reformation reden und diesem Glauben dann doch die Wahrheit in einer Form bieten, die auf eine ganz andere, die katholische Art des Glaubens, berechnet ist.

Worum es sich handelt, ist, daß jede Wahrheit, jede Lehre in ihrem Zusammenhang mit dem persönlichen Leben verständlich gemacht, daß gezeigt wird, in welchem Zusammenhang sie mit einer inneren Haltung des Menschen, Gefühlshalten und Willensregungen steht. Auf diese innere Einheit des geistigen Lebens, in der sich höchste Erkenntniß und letzte Willensentscheidung gegenseitig fordern und bedingen, ist es mit dem evangelischen Begriff vom Glauben abgesehen. Das ist so zu sagen das allgemeine Schema,

das ihm zu Grunde liegt. Eine anders als dem entsprechend formulirte Lehre kann in ihm nicht angeeignet werden.

Daran schließt sich von selbst die weitere Forderung, die Erkenntniß, die im Glauben enthalten ist, ihrer eignen inneren Logik gemäß zu entwickeln und darzulegen. Eine solche Logik wohnt dem Glauben ein. Sie läßt sich in den verschiedenen Formen des Glaubens als überall wiederkehrend nachweisen, jedes Mal durch die den Glauben beherrschenden Ideen bedingt. So also, daß die einzelnen Sätze in den großen geschichtlichen Religionen je nach dem Inhalt dieser Ideen sehr verschieden lauten, ihr Zusammenhang unter einander aber trotzdem derselbe ist. Wird von dieser dem Glauben immanenten, durch praktische mit dem persönlichen Leben zusammenhängende Ideen bestimmten Logik abgesehen und statt dessen die Gegenstände des Glaubens in ihrem objektiven Zusammenhang zu konstruiren versucht, so wird unvermeidlich der Inhalt des Glaubens verändert und Unmögliches erstrebt. Es ist z. B. nicht möglich, den Zusammenhang von Gott und Welt objektiv zu demonstrieren. Wohl aber läßt sich mit aller Präzision nachweisen, wie, wenn die Gotteserkenntniß sich in einem bestimmten Sinn gestaltet, dann die Weltanschauung lauten muß. Darüber entscheidet das, was ich die innere Logik des Glaubens nannte.

Daß nun diese Aufgaben nicht allgemein in ihrer Bedeutung erkannt werden, und Hand an ihre Ausführung gelegt wird, darin erblicke ich den Mangel an unserem philosophischen und theologischen Betrieb, auf den der hier besprochene Aufsatz hinweist. Den Grund dieses Mangels finde ich wieder darin, daß wir uns noch immer nicht vom Bann der alten Metaphysik losgemacht haben. Der Leser möge nicht erschrecken! Es liegt mir fern, die Frage nach der Metaphysik hier aufzuwerfen. Ich weiß zudem wohl, daß vielfach etwas darunter verstanden wird, was auch mir nothwendig scheint, was ich daher keineswegs verneinen möchte. Etwas ganz Bestimmtes, Thatsächliches habe ich im Sinn, das mit allem Vorbehalt, wie etwa leglich über die Metaphysik zu urtheilen sei, behauptet werden kann.

Die Metaphysik ist nicht mehr die Fundamentalwissenschaft. Es steht nicht mehr so, daß man in ihr Posto fassen und sich mit ihr so oder so auseinandergesetzt haben muß, um in der Wissenschaft mitzuarbeiten. Sie trägt nicht mehr das Ganze, sondern wird als dessen krönender Abschluß gesucht. Dann darf sie aber auch nicht mehr ein Hinderniß dafür werden, den inneren

Zusammenhängen des geistig-geschichtlichen Lebens (der Art, wie praktisch wirkfame Weltanschauungen sich bilden, und wie die Struktur der Gedanken sich in ihnen gestaltet) nachzudenken und dem christlichen Glauben, die in ihm beschlossene Gedankenwelt nach den in ihm selbst waltenden Gesetzen darzulegen. Sonst werden diese wichtigen Fragen in die Unsicherheit und nie ganz zu überwindende Unfertigkeit hineingezogen, die der Metaphysik als der letzten abschließenden Erörterung naturgemäß anhaftet. Denn das ist sie jedenfalls — wenn sie überhaupt etwas ist. Insofern dürfte es sich daher bestätigen, daß der unbefriedigende Zustand, in welchem sich die hier besprochenen Angelegenheiten befinden, damit zusammenhängt, daß sie noch immer gewohnheitsmäßig im Bann der Metaphysik stehen. Das muß aufhören. Nur davon kann gehofft werden, daß in diese Erörterungen wieder mehr Ordnung und Zusammenhang kommt, und nicht Jeder nach Belieben seinen eigenen Zick-Zack-Kurs steuert. —

An zweiter Stelle wollte ich mit ein paar Worten auf das eigentliche Thema des Verfassers eingehen, auf die Forderung des Glaubens, die er bekämpft. Die gewöhnliche Anschauung davon stellt er so vor, daß Gott den Glauben als Anerkennung seiner Majestätsrechte fordert und den verdammt, der sie verweigert. Eben dies ist es, wogegen er sich wendet und zwar so, daß er seinerseits behauptet: Glaube und Unglaube kümmert Gott nicht, kann ihn gar nicht kümmern, er ist nicht klein genug dazu; wer es annimmt, zieht Gott ins Menschliche herab, stellt ihn vor wie einen menschlichen, eifersüchtig auf die Anerkennung seiner alleinigen Macht und Herrschaft bedachten Herrscher. Der Gott aber, der die heilige Liebe ist, ist nicht anspruchlos genug, um in diesem Sinn herrschen zu wollen. Er will dienen und fördern, nicht seine Person durchsetzen, sondern seinen Geist innerlich in den Menschen zur Herrschaft bringen.

Allererst muß nun dem gegenüber zum Ausdruck kommen, daß so nur Einer von Gott und Gottes Herrschaft reden kann, der sich die christliche Gotteserkenntniß zu eigen gemacht hat. Den positiven Sätzen, die da ausgesprochen werden, wird daher Jeder zustimmen, der etwas vom Christenthum versteht. Dem negativen Satz dagegen, daß Glaube und Unglaube Gott gleichgültig sei, und deshalb von einer Forderung oder Pflicht des Glaubens nicht die Rede sein könne, kommt nur bedingte Wahrheit zu. Er gilt nur, wenn man unter dem Glauben etwas Aeußerliches, ein bloßes

Fürwahrhalten versteht. So absolut wie ihn der Verfasser nimmt, wird er zum Irrthum, zu einem Irrthum überdies, der mit seiner eigenen Voraussetzungen, eben mit der von ihm befürworteten Gotteserkenntniß, in Widerspruch steht.

Zunächst schon will auch der Verfasser nicht in Abrede stellen, daß es auf ein inneres Verhalten des Menschen ankommt, wie wenn es einen Gott gäbe, der die heilige Liebe ist. Dieser, sagen wir, praktischen Gotteskindschaft mißt auch er den höchsten Werth bei. Aber nun giebt es das nicht, wie vorhin gezeigt wurde, ohne den entsprechenden Gottesglauben. Die einzelnen Ausnahmefälle beweisen nichts gegen die im inneren geistigen Zusammenhang der Sache begründete Regel. Dann folgt jedoch, daß es in Wahrheit auch und zwar gar sehr auf den Glauben ankommt, und daß, wenn Gott will und fordert, daß sein Geist in den Menschen herrschen soll, er damit implicite auch den Glauben verlangt. Gewiß nicht den Glauben als statutarische Leistung — das hat freilich nicht den mindesten Werth — wohl aber den Glauben als innere Beugung und Unterwerfung unter den Gott, der die heilige Liebe ist.

Indessen, ich will nicht wiederholen, was schon gesagt wurde, und dessen Anwendung hier sich leicht ergibt. Ich möchte jetzt auf die Argumentation des Verfassers im Einzelnen eingehen.

Er sagt, die gewöhnliche Vorstellung ziehe Gott ins Menschliche. Und das ist gewiß so. Ich habe aber das Bedenken, daß er selbst mit den von ihm vorgetragenen Gedanken diese Schranke nicht überwindet. Natürlich nicht bloß in dem Sinne nicht, in welchem es Niemand vermag, da wir Menschen in unseren positiven Gedanken über Gott immer an eine Analogie des endlichen Daseins gebunden bleiben, und die der christlichen Gotteserkenntniß zu Grunde liegende Analogie die der geistigen Persönlichkeit des Menschen ist. Vielmehr in dem Sinne, daß er in seinen Aussprüchen außer Acht läßt, was in dem Gedanken von Gott nothwendig gegeben ist.

Gott ist nicht vorzustellen nach Analogie eines eifersüchtig auf seine Macht und deren Anerkennung bedachten Herrschers. Gewiß nicht! Aber auch nicht nach Analogie einer grandiosen sittlichen Persönlichkeit, die sich um Vieles, was unter ihrem Niveau bleibt, nicht bekümmert und unter Umständen auf Herrschaft und Macht verzichtet. Denn mit diesem Gedanken wird das Schema des bloß Menschlichen nicht überwunden. Gott wird in demselben als ein unendlich erhabener Mensch, aber eben doch als Mensch gedacht.

Gott ist aber nicht ein Mensch, sondern eben Gott und das heißt, was immer er sonst sein mag, jedenfalls die unendlich erhabene, absolute, alles Wirkliche tragende und bedingende Macht. Daß etwas existirt oder geschieht, heißt so viel wie, daß es von Gott gewollt und gesetzt ist. Es existirt daher nichts, was sich nicht in der schlechthinigen Abhängigkeit von Gott befindet. Ebensonenig giebt es etwas, kann es etwas geben, worum Gott sich nicht kümmert. Sein geistiger Wille umspannt das All und Alles, Alles, jedes Sandkorn in ihm. Das liegt in dem Gedanken Gottes drin. Nehmen wir das nicht an, so geben wir den Gottesgedanken auf.

Oder um es noch etwas anders zu sagen: Nach des Verfassers Theorie hat der Mensch, selber voll unbändigen Willens zur Macht, voll Eifer und Ehrgeiz sich durchzusetzen, dies auch auf Gott übertragen. So ist er zu der falschen Anschauung gekommen, Gott fordere Glauben als Anerkennung seiner Herrschaft und verdamme den Unglauben als deren Gegenteil. Beiläufig bemerkt, glaube ich nicht, daß diese Erklärung des Phänomens zutrifft. Dasselbe steht unter geschichtlichen Bedingungen und läßt sich nicht so einfach aus den sich gleich bleibenden Trieben und Vorstellungen der Menschen ableiten. Aber wie dem sei, der Verfasser hat jedenfalls Recht, wenn er diese so sich ergebende Vorstellung bestreitet. Er hätte seinen Widerspruch dagegen jedoch viel einfacher begründen können. Er hätte nur daran zu erinnern brauchen, daß Gott — Gott ist, daß der Wille zur Macht und die Macht selbst in ihm sich decken, daß auch jeder Vergleich mit Andern (der in dieser Sache für Menschen ein so wirksamer Stachel ist) bei dem allmächtigen Gott wegfällt. Dann hätte er allen diesen anthropomorphen Vorstellungen den Boden entzogen, ohne, wie es jetzt der Fall ist, selbst in einer anthropomorphen Vorstellung stecken zu bleiben. Eines hätte er dann freilich nicht erreicht. Er hätte dann nicht behaupten können, daß Glaube und Unglaube Gott nicht kümmern. Denn wenn es nichts giebt in der Welt, wovon das gesagt werden könnte, dann gilt es am allerwenigsten von dem Verhalten der persönlichen Kreatur, die nach Gottes Bild geschaffen ist.

Eben dasselbe will sich aber auch nicht mit der Gottesidee vertragen, an welcher der Verfasser festhält. Denn was heißt das, daß Gott die Liebe ist? Jedenfalls doch, daß die Bethätigung derselben und die Verwirklichung ihrer Zwecke auch ein eigenes Interesse Gottes ausmacht. Je höher eine Liebe steht, je geistiger

sie ist, desto bestimmter verhält es sich so. Denn in demselben Maße ist es, nicht was die Liebe giebt, sondern sie selbst, was ihr ihren Werth für den verleiht, der sie empfängt. Das zeigt die einfachste Besinnung auf jede Art der Liebe, die geistige Personen untereinander verbindet. Denken wir dies Moment hinweg, das eigene Interesse im Subjekt der Liebe, dann bedeutet sie nichts mehr für den, der ihr Object ist. Es hätte keinen Sinn, von der Liebe Gottes zu reden, wenn wir nicht, wie es im Christenthum auch geschieht, entsprechender Weise von der Liebe Gottes halten wollten. Wie sich das mit der Allgenugsamkeit Gottes reimt, kann uns hier nicht kümmern — natürlich knüpfen sich an einen solchen grundlegenden Satz wieder viele Fragen — wir haben an der Thatsache genug, daß der auch vom Verfasser festgehaltene Satz „Gott ist die Liebe“ dies einschließt. Denn damit ist wieder gegeben, daß es sich nicht reimt, Glaube oder Unglaube des Menschen in den Augen Gottes für gleichgültig zu erklären. Kraft seiner Liebe will er, daß der Mensch glauben soll, um in diesem Gott erfassenden Glauben den höchsten geistigen Sinn und Inhalt seines Lebens zu gewinnen.

Es ließe sich einwenden, damit sei doch nicht gegeben, daß Gott den Unglauben und den Ungläubigen verdamme. Und hierum sei es im Grunde allein zu thun, dies unter allen Umständen auszuschließen. Jedoch, auch der Verfasser weiß davon zu sagen, daß wir von der Heiligkeit Gottes zu reden haben. Damit kommt aber das Moment der christlichen Gottesidee zur Geltung, worin die Gedanken von einer möglichen Verdammniß ihren Ursprung haben. Denn wie immer es sonst näher zu verstehen sein mag, so bedeutet es jedenfalls dies, daß das Sittliche von konstitutiver Bedeutung in der christlichen Religion ist. Niemand kann anders Theil an Gott gewinnen als so, daß er sich zum Guten erziehen läßt. Das ist der nothwendige Weg zu Gott. Es ist in seinem eignen ewigen Wesen begründet, daß ihm fremd bleibt und fremd bleiben muß, wer diesen Weg nicht gehen will. Das bedeutet es, daß er seinem Wesen nach heilig ist, daß in ihm Alles, was sittliche Norm oder Vollkommenheit heißt, seinen Ursprung hat.

Aber dann ist auch das Verhältniß des Menschen zu Gott ein sittlich bestimmtes. Es handelt sich in ihm um eine freie Entscheidung. Man kann nicht wie der Verfasser die christliche Gottesidee anerkennen, ohne dies implicite anzunehmen. Es ist

eine der nothwendigen Folgerungen, die sich aus ihr ergeben. Freie Entscheidung heißt aber so viel wie, daß einer Nein oder Ja sagen, rechts oder links gehen kann. In der mit dem christlichen Gottesgedanken gegebenen Vorstellung von dem, was der Mensch werden soll, ist es eingeschlossen, daß er es nur aus eigenem Entschluß, durch Selbstentscheidung und Selbstbestimmung werden kann. Anders wird Niemand selbständige Persönlichkeit mit eigenem Leben in bestimmter Richtung des Willens. Das ist die Würde des Menschen, daß es so um ihn steht. Aber dann kann er es eben auch nicht werden. Das heißt aber in der Sprache der Schrift und der Kirche: er kann verloren gehen, kann verdammt werden. Es gehört also, um es paradox zu sagen, zur sittlichen Würde des Menschen, daß diese Möglichkeit für ihn vorhanden ist. Jene Entscheidung des Menschen für oder wider, wie sie sich in seinem Leben irgendwie vollzieht, ist aber die Entscheidung zwischen Glaube und Unglaube. Und deshalb muß es bei dem vom Verfasser so stürmisch bekämpften Satz bleiben, daß Gott den Ungläubigen verdammt.

Ich verstehe wohl, was ihm bei dieser seiner Polemik vor-schwebt. Er will zur Geltung bringen, daß es im höchsten Sinn, nämlich vor Gottes Augen, eine unendlich gleichgültige Sache ist, ob wir uns bestimmte überlieferte Vorstellungen äußerlich aneignen oder nicht. Er möchte dem Unfug wehren, daß Einer darauf hin über den Andern urtheilt und ihn verdammt. Und das ist gewiß ein verhängnißvoller Irrthum, dem wir in keiner Weise Raum geben dürfen. Es wäre ein großer Gewinn, wenn es je einmal gelingen sollte, ihn endgültig auszurotten. Aber der Verfasser irrt, wenn er den Gedanken von einer Forderung, einer Pflicht des Glaubens und den andern von einer möglichen Verdammniß überhaupt verwirft. Sie hängen, wie gezeigt, innerlich mit dem christlichen Glauben zusammen, dessen Grundgedanken, die christliche Gottesidee, er selbst zum Ausgangspunkt seiner Argumentationen nimmt.

Worauf es ankommt, ist, daß wir die Gedanken des christlichen Glaubens alle in ihrer inneren Beziehung auf unser persönliches Leben verstehen lernen. So auch einen Gedanken wie den der Verdammniß! Für den evangelischen Christen ist es ausgeschlossen, sollte es ausgeschlossen sein, die Menschen mit dem Gedanken der Höllestrafen schrecken und zu irgend etwas antreiben zu wollen. Er weiß, daß damit nichts, gar nichts erreicht

wird, was vor Gott den geringsten Werth hätte. Vollends darf er sich nicht herausnehmen, Anderen das Urtheil zu sprechen, weil das gegen das christliche Grundgebot der Liebe verstößt. Aber ihm selbst soll der große Ernst des Lebens an dem Wort von der Verdammniß aufgehen, die Wahrheit, daß wir nicht ein Spiel des blinden Zufalls sind, daß es auf unseren Willen ankommt, und daß in unserem zeitlichen Dasein eine ewige Entscheidung liegt. In diesem Sinn darf er die mögliche Verdammniß auch Anderen vorhalten, um in ihnen das gleiche Bewußtsein zu wecken. Aber niemals steht ihm zu, zu richten oder zu verdammen.

Ich sehe daher nicht anders, als daß es bei den vom Verfasser so eifrig bekämpften Gedanken sein Bemenden haben muß. Gewiß nicht in der Form, die sie unter Voraussetzung eines falschen Begriffs vom Glauben angenommen haben. Wohl aber in der Form, die sie gewinnen, wenn der evangelische reformatorische Begriff vom Glauben in sein Recht eingesetzt wird. Was an den Ausführungen des Verfassers berechtigt ist, ist der Widerspruch gegen jenen falschen Glaubensbegriff als ein noch nicht überwundenes Stück aus dem Erbe unserer katholischen Vergangenheit. Sein Irrthum besteht darin, daß er mit der falschen Form die wahren Gedanken selber bekämpft, die nichts als nothwendige Folgerungen aus dem auch von ihm hochgehaltenen christlichen Gottesbegriff sind.

Und damit will ich schließen. Das aus den Religionskriegen, der Inquisition u. s. w. entnommene Argument bedarf keiner Widerlegung weiter. Alle diese Erscheinungen beweisen nur den alten Satz: *corruptio optimi pessima!* Aber nicht kann daraus gefolgert werden, daß wir aus unserem Leben tilgen sollen, was ihm allein Werth und ewigen Inhalt giebt. Was folgt, ist nur, daß wir solcher Verkehrung mit äußerstem Fleiß widerstreben sollen. Das thun wir aber, wenn wir Alles daran setzen, den evangelischen Begriff vom Glauben im Protestantismus wirklich durchzuführen.

D. Julius Raftan.

Die Upanischaden.

Sechszig Upanischaden übersetzt von P. Deußen.
Brothaus' Verlag (920 S. XVI).

Von

Karl Gjellerup.

„Maitreyi“, so sprach Dajnavalkya, „ich werde nun diesen Stand des Hausvaters aufgeben; wohlan! so will ich zwischen dir und der Ratyanani die Theilung halten.“ Da sprach Maitreyi: „Wenn mir nun, o Herr, diese ganze Erde mit allem ihrem Reichthum angehörte, würde ich wohl dadurch unsterblich sein?“ „Mit Nichten!“ sprach Dajnavalkya, „sondern wie das Leben der Wohlhabenden, also würde dein Leben sein; auf Unsterblichkeit aber ist keine Hoffnung durch Reichthum.“ Da sprach Maitreyi: „Wodurch ich nicht unsterblich werde, was soll ich damit thun? Theile mir lieber, o Herr, das Wissen mit, das du besitzt.“

Brihadaranyaka Upan. 2. 4.

Beethoven bekam einmal von seinem Bruder eine Karte, worauf stand: „Carl van Beethoven, Gutsbesitzer.“ Der große Komponist schickte ihm sofort seine Karte mit der Inschrift: „Ludwig van Beethoven, Gehirnbefitzer.“

Diese niedliche Anekdote fiel mir wieder ein, als ich über England und Deutschland in ihrem Verhältniß Indien gegenüber nachsann. England ist der Gutsbesitzer: sein Rechtstitel ist der der Kolonialpolitik und der Waffen. Deutschland dagegen ist Gehirnbefitzer: seine Rechte auf die Schätze Indiens beruhen auf zwei Hirnen: Kants und Schopenhauers.

Beide Länder haben dann auch, jedes seinem Charakter gemäß

und auf seine Weise, sich daran gemacht, das Erbe zu heben. Außerlich war England das begünstigte. Das täglich lebendige Zusammenleben und der rege Verkehr mit Indien und den Indern gaben der Forschung viele unschätzbare Vortheile, und der politische Besitz machte es dem gelehrten England zur Ehrenpflicht, sich das geistige Indien eigen zu machen und seine Schätze der europäischen Bildung zuzuführen. Auch soll nicht verkannt werden, was in diesem Jahrhundert von englischen Indologen sowohl auf dem Pali- als auf dem Sanskritgebiete gethan worden ist. Nur auf einem — allerdings wesentlichen Punkte hat es gehapert: — auf dem des Verständnisses. Der Abstand war zu groß zwischen diesem matter-of-fact Volk und dem alten, über den tiefsten Welträthseln grübelnden Indien. Vor Allem ist es die idealistische Grundanschauung, daß die Welt Erscheinung und somit Vorstellung ist, („Alles ist Geist, denn es scheint und erscheint.“ Nrisinha uttara Upan. 7), die dem Engländer, trotz seinem Landsmann Berkeley, vollkommen fremd und unbegreiflich ist, während sie, seit Kant, im wissenschaftlichen Deutschland Bürgerrecht hat. Der englische Gelehrte ist entweder ein stramm gläubiger Mann der Kirche, den Kopf vom alten Testamente voll, oder aber ein vollkommen Stuartmillisirter Positivist, der für metaphysische Fragen gänzlich unzugänglich ist — in beiden Fällen gleich ungeeignet, die Philosophie des Buddhismus oder der Vedantalehre zu ergründen. Um ein Beispiel zu nennen: die Kathlosigkeit Rheys Davids der allerdings sehr subtilen Metempsychose des Buddhismus gegenüber und sein handgreifliches plumpe Mißverständnis derselben — das auch die mitleidige Verwunderung indischer Buddhistengelehrter geweckt hat — wäre nicht denkbar bei einem philosophisch gebildeten Deutschen, dem Kants Unterscheidung des „intelligiblen“ und des „empirischen Charakters“ sofort in die Gedanken kommen müßte, wodurch dann der scheinbare Widerspruch wegfällt. Es ist gewiß nicht ohne Grund, wenn ein indischer Gelehrter klagt: „Die Atmosphäre Cambridges und Oxfords ist entschieden ungünstig für die Erkenntniß sowohl der Antiquitäten Indiens, als der Bedeutung der philosophischen Systeme, die auf seiner Erde entsprossen sind.“*)

In Deutschland stammt das lebhafteste Interesse für indisches Denken und indische Religion mehr oder weniger direkt von Schopenhauer her, der die Entdeckung des geistigen Indien für die wich-

*) Five years of Theosophy p. 205.

tigste Begebenheit unseres Jahrhunderts hielt, und voraussagte, daß die Kenntniß der religiös-philosophischen Werke Indiens einen ähnlichen regenerirenden Einfluß auf das europäische Geistesleben ausüben würde, wie zur Zeit der Renaissance die Entdeckung des griechisch-römischen Alterthums. Mehrere der verdientesten deutschen Indologen der Gegenwart sind seine getreuen Schüler, so auf dem Gebiete des Buddhismus Carl Eugen Neumann, auf dem des Vedanta Paul Deussen, Professor der Philosophie in Kiel, der sich durch sein „System des Vedanta“ und den ersten Band seiner Geschichte der Philosophie schon große Verdienste um die Kenntniß indischen Geistes erworben hat. Von seiner Hand liegt jetzt eine Uebersetzung aller bedeutenden Upanishaden vor — ein Band von 900 Seiten, dessen Widmungsblatt die Inschrift trägt: den Manen Schopenhauers: und zwar mit gutem Grunde. Denn es wäre einer der glücklichsten Tage in Schopenhauers an solchen Tagen nicht übermäßig reichem Leben gewesen, wenn er erlebt hätte, in einer meisterhaften deutschen Uebersetzung diese uralten heidnischen Schriften vor sich zu haben, die er selber nur aus Anquetil Duperrons lateinischer Uebersetzung einer persischen Uebersetzung (Oupnekhat) kannte, die aber auch in solcher Verkleidung einen so tiefen Eindruck auf ihn machten, daß sie ihn zum begeistertesten Ausbruch hinrißen, die irgend ein literarisches Denkmal ihm entlockt hat. „Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist: sie ist der Trost meines Lebens und wird der meines Sterbens seyn.“

Was sind denn diese Upanishaden, daß sie für einen der tiefsten Denker und geistvollsten Schriftsteller der Welt eine solche Rolle gespielt haben?

„Upanishad“ bedeutet die Geheimlehre, die im Vedanta enthalten ist, am Ende der verschiedenen Vedas, das nach den rituellen, mythischen und theologischen Theilen nunmehr für die Eingeweihten philosophische und theosophische Betrachtungen über das Weltall und das innere Wesen der Dinge brachten. Hier nimmt der religiöse Gedanke den letzten entscheidenden Anlauf, um die reinste und höchste Vorstellung vom Weltprinzip zu erreichen und krönt damit siegreich jenes bewunderungswürdige, nie ermattende Suchen nach einem wahren und würdigen Gottesbegriff, der, fortwährend die beengenden Anthropomorphismen abstreifend, von Abstraktion zu Abstraktion steigend, durch alle Vedas in Bewegung ist und seinen typischen Ausdruck findet im nothrufartigenkehr-

reim eines berühmten Hymnus: — „Wer ist der Gott, daß wir ihm opfernd dienen?“ — während es auf einzelnen Höhepunkten, besonders im Nadasthya-Hymnus, Gedanken entfaltet, welche die schließliche Upanishaden-Weisheit schon vorausgreift: — Die Lehre vom höchsten Brahman (das Br. Neutrum, wodurch jede theistische Vorstellung ausgeschlossen wird) oder vom Atman, dem Weltelbste.

Ein einziges Hauptthema haben die Upanishaden, und sie variiren es ins Unendliche: es ist kein anderes als das Alpha und Omega aller Philosophie, das alte *év και πάλιν*, das All und Eine, „der Gegenstand des Spottes der Thoren und der endlosen Meditation der Weisen,“ die verbotene Frucht der Theologie, an der alle ihre spekulativen Köpfe genascht haben — jene Zauberformel, mit der einst Lessing den guten Sakobi erschreckte, zu der auch Goethe geschworen und die damals hauptsächlich mit Spinozas Namen verknüpft war. Durch Schellings Neubelebung und moderne Ausstattung seiner Lehre wurde gegen die Mitte des Jahrhunderts das Alleine ein Schibboleth der höheren Bildung, sank aber auch gar bald zu einer gedankenlosen Koketterie herunter. Nie ist der Name Jehovas so mißbraucht worden wie der des alten Pan. Der „Pantheismus“ lief schließlich auf ein Gesellschaftsspiel aus, eine geistreiche (?) Verkleidung des in der Wirklichkeit herrschenden flachen Materialismus mit seinem Köhlerglauben an die absolute Naturwissenschaft. Von dieser Sphäre in die der Upanishaden überzugehen, ist, als ob man aus einem Ziergarten, dessen sinnreiche Hecken und tiefsinnige Alleen elegante Herren und Damen dazu einladen, „Akademie“ zu spielen und sich in tiefen Erörterungen zu ergehen: nun plötzlich in den Urwald hineinträte. — Hier hört nun freilich die Gemüthlichkeit auf: hier sind Schlangen in den Lianen und Tiger im Didicht, — hier ist aber auch die erhabene Hoheit und der Ernst der Natur, die weltentfernte Stille, und hier ist das Haus für jene Heimathlosen, die um des Brahman's willen ihr Haus verlassen haben, „abstehend von dem eitlen Verlangen nach Besitz und nach der Welt.“

Auf jeder Seite predigen also die Upanishaden, bald verblümt, in Bildern und ritueller Symbolik, bald mit reinen Worten, in feierlicher Prosa oder in breit hinwallenden Rhythmen, die große metaphysische Wahrheit, daß nur das eine Wesen (Brahman, Atman) ist; „ungetheilt und doch als wäre es getheilt“ existirt es in allen Wesen. Alles was da ist, besteht nur aus seinen Erscheinungsformen, unter welchen die Naturkräfte, die Götter, die obersten sind (Mai:

trayana Up. 4, 3), in Wahrheit existirt aber nur jenes Eine. „Wahrlich, dieses ist das,“ lautet Kathakas stehende Identitätsformel, wobei „dieses“ das individuelle Wesen und „das“ Brahman bezeichnet.

Das Licht, als eines, eindringt in den Weltraum
Und schmiegt sich dennoch jeglicher Gestalt an,
So wohnt das eine innre Selbst der Wesen
Geschniegt in jede Form, und bleibt doch draußen.

Die Sonne, die des ganzen Weltalls Auge,
Bleibt rein von Fehlern außer ihr der Augen;
So bleibt das eine innre Selbst der Wesen
Rein von den Leiden außer ihm der Welten.

(Kath. 5, 9—11.)

Wie durch einen Thonklumpen Alles, was aus Thon ist, durch einen kupfernen Knopf Alles, was aus Kupfer ist, seiner Substanz nach erkannt wird, so Alles, was existirt, durch das Erkennen des einen wahrhaft Seienden: „an Worte sich klammernd ist die Umwandlung ein bloßer Name“ — (Chandogya-Up. 6, 1) — womit Deußen treffend Parmendes' Ausspruch parallelisirt: „Darum ist Alles, was die Menschen vertrauensvoll für wahr angenommen haben, alles Werden und Vergehen, ein bloßer Name.“

Was hier ist, das ist auch dorten,
Was dorten ist, das ist auch hier....

Im Geiste soll man dies merken:

Nicht ist hier Vielheit irgendwie. (Kath. 4, 10—11.)

Werden ist Schein, Bewegung Schein,

Das Dingliche ist bloßer Schein....

In Wahrheit Alles ist ewig,

Vernichtetwerden giebt es nicht.

(Mandukya-Karika 4.)

Es giebt keine Vielheit; im Gegentheil gilt von jedem Wesen „das große Wort“: „Das bist du“ — tat tvam asi, die durch Schopenhauer so bekannt gewordene Formel des Chandogya-Upanischad (Çvetaketus Belehrung). Wie der große Baum mit seinen Wurzeln, Ästen und Blättern im homogenen Kern begründet ist, so die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt in dem einen unterschiedslosen Seienden, das sein inneres, unwahrnehmbares Wesen ist. „Hole mir dort von dem Nyagrodha-Baume eine Frucht.“ — „Hier ist sie, Ehrwürdiger.“ . . . „Spalte sie.“ — „Sie ist gespalten, Ehrwürdiger.“ — „Was siehst du darin?“ — „Ich sehe hier, o Ehrwürdiger, ganz kleine Kerne.“ — „Spalte einen von

ihnen.“ — „Er ist gespalten, Ehrwürdiger.“ — „Was siehst du darin?“ — „Gar nichts, o Ehrwürdiger.“ — Da sprach er: „Die Feinheit, die du nicht wahrnimmst, o Theurer, aus dieser Feinheit fürwahr ist dieser große Nyagrodha=Baum entstanden. Glaube, o Theurer, was jene Feinheit ist, ein Bestehen aus dem ist dieses Weltall, das ist das Reale, das ist die Seele, das bist du, o Çoctaketu“ (Chand. 6, 12).

Die älteste Upanishadstelle, in welcher uns diese Hauptlehre des Vedanta entgegentritt (Chand. 3, 14) ist ein kleines abgeschlossenes Ganze, das wohl verdient, in extenso wiedergegeben zu werden.

„Gewißlich, dieses Weltall ist Brahman. Als Tajjalan (Geheimname) soll man es ehren in der Stille.

Fürwahr, aus Einsicht ist der Mensch gebildet; wie seine Einsicht ist in dieser Welt, danach wird der Mensch, wenn er dahingeshieden ist; darum möge man trachten nach Einsicht.

Geist ist sein Stoff, Leben sein Leib, Licht seine Gestalt; sein Rathschluß ist Wahrheit, sein Selbst die Unendlichkeit. Allwirkend ist er, allwünschend, allriechend, allschmeckend, das All umfassend, schweigend, unbekümmert.

Dieser ist meine Seele (âtman) im inneren Herzen, kleiner als ein Reiskorn oder Gerstentorn oder Senfkorn oder Hirsekorn oder eines Hirsekornes Kern.

Dieser ist meine Seele im inneren Herzen, größer als der Luftraum, größer als der Himmel, größer als diese Welten.

Das Allwirkende, Allwünschende, Allriechende, Allschmeckende, das Allumfassende, Schweigende, Unbekümmerte, dieses ist meine Seele im inneren Herzen, zu ihm werde ich, von hier abscheidend, eingehen.

Wem dieses ward, fürwahr, der zweifelt nicht.

Also sprach Çandilya — Çandilya.“

Wie primitiv auch diese Stelle, mit vielen anderen verglichen, ist, spricht sie doch mit voller Klarheit die Grundlehre aus: die Identifikation der individuellen Seele mit der Weltseele. „Die Seele“ kommentirt Deußen — „welche der empirischen Betrachtung nur als ein Tropfen des Ozeans als ein Funken des großen Weltfeuers erscheint, ist in Wahrheit nicht dieses: sie ist nicht ein Theil, ein Ausfluß des göttlichen Wesens, sondern voll und ganz dieses göttliche Wesen selbst, welches unendlich klein in uns und unendlich groß außer uns erscheint, in beiden Fällen aber eins und dasselbe

ist.“ Diese Parallelisierung ist typisch. Man kann es als die Methode der Upanishaden bezeichnen, immer das Große und das Kleine in der Bedeutung des Kosmischen und des Organischen zu parallelisieren — (den Weltraum und den Raum im Körper, die Sonne und das Auge, den Wind und den Athem) — immer wird von beiden Seiten gesprochen. Nirgends wurden die Begriffe Makrokosmos und Mikrokosmos so ernst genommen wie hier.

Also Pantheismus, sagt der Leser, froh darüber, eine bequeme Kategorie als Unterkunft zu finden. Ja, und nein — wesentlich aber nein. Der „Pantheismus“ vergöttert die Natur, die Erscheinungswelt, ist eben genau jene Thorheit, von der es heißt: (Prisinha, 9) „Aber obgleich sie (die Materie) bald dies, bald das zur Erscheinung bringt und beständig vergehend ist, so wird sie doch von den Thoren angesehen als Atman“, d. h. als Ding an sich. Er identifiziert Gott und die Erscheinungswelt, während die Upanishaden das Entgegengesetzte thun: der Unterschied zwischen Gott und Welt — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will — ist hier der Unterschied zwischen Wesen und Schein. Die Welt wird verneint, während sie vom Pantheismus theoretisch wie praktisch bejaht wird. Und hier kommt schon die religiöse Seite zum Vorschein — während der Pantheismus irreligiös ist und sein muß. Denn sehr richtig bezeichnet Sören Kierkegaard — in diesen Fragen eine der größten Autoritäten — es ohne Weiteres als einen Satz des frommen Gemüthes, daß das Dasein keine Realität hat.*) Für den Pantheisten kann keine Rede von einem Jenseitigen sein, geschweige denn von Erlösung — der religiöse Begriff $\kappa\alpha\tau' \epsilon\lambda\omicron\gamma\eta\nu$ — weil ihm die Welt absolut ist, während in den Upanishaden, wie im ganzen religiösen Gedankengang Indiens sich Alles um die Erlösung dreht. Der Pantheismus ist optimistisch und sagt: genieße! Die Vedantalehre ist pessimistisch und sagt: entsage!

Der Ausdruck des Pessimismus in den Upanishaden ist verhältnismäßig mild. Wohl heißt es öfters: „freudelos sind diese Welten“ — auch gelegentlich: „dämonisch ist dies Weltall, von blinder Finsterniß bedeckt (Jça Up.)“ — immerhin sind solche Stoßseufzer nicht sehr häufig. In Maitrayana Up. schildert der Asket den unreinen Leib und fragt, wie man in einem solchen Leib Freude genießen mag; „Errette mich! denn ich fühle mich in diesem Weltlaufe wie ein Frosch in einem wasserlosen Brunnenloch“. Diese

*) Begriff der Ironie (Schluß der orientierenden Betrachtungen).

Upanishad scheint aber auch vom Buddhismus beeinflusst zu sein, gegen den sie übrigens polemisiert. Diesem nun ist die Welt die Welt der Leiden, wo keine rechte Freude zu finden ist; den Upanishaden ist sie die Welt der Sinnenttäuschung und der Vergänglichkeit, wo keine geistige Befriedigung zu finden ist. Dem christlichen Pessimismus endlich ist sie das Reich der Sünde, in der „nichts Gutes wohnt“ und dessen Tugenden glänzende Laster sind. Ihre Ursache ist dem Buddhisten der Wille zum Leben (Tanha), den Upanishaden das Nichtwissen und die im Blendwerke der Sinne gefangene Erkenntnis; dem Christentum — mythisch ausgedrückt — Adams Sündenfall, denn erst durch ihn wurde die Welt „diese Welt“. Darum beruht im Buddhismus die Erlösung auf der Wendung des Willens („Willenswendung endet alles Wehe“ (Dhammapadam), im Vedanta auf dem Durchbruch der rechten Erkenntnis im Wissen vom Brahman. Im Christentume — wiederum mythisch — auf dem sühnenden Tode Christi — des Gegenbildes Adams — dessen Frucht der Einzelne sich durch das innige Verhältniß des Glaubens aneignet.

Diese Erkenntnis, dies erlösende Wissen ist aber eigenartiger Natur. — Ist doch das Brahman unerkennbar! es ist attributlos, über jede Einschränkung und somit auch über jede empirische Bestimmung erhaben, ist das „vor dem die Worte umkehren und die Gedanken, es nicht findend.“ Wenn also die innerliche Umwandlung auf das intellektuelle Gebiet verlegt wird, so hat sie doch nichts mit Gelehrtheit zu thun und ist durch Studium nicht zu erreichen. Fast neutestamentlich klingt es, wenn es heißt (Kena)

Nur wer es nicht erkennt, erkennt es,
 Wer es erkennt, der weiß es nicht;
 Nicht erkannt vom Erkennenden
 Erkennt vom Nicht-Erkennenden.

Ṛqa Up. setzt ausdrücklich das (vermeintliche) Wissen unter das einfache Nichtwissen, während Brihadaranyaka wegwerfend vom „Schriftwissen, das nur Rede ohne Ende bringt“ und vom „gelehrten Kram“ redet. Wenn das Brahman überhaupt ein Gegenstand der Erkenntnis würde, dann wäre damit eine Trennung gesetzt worden — zwischen Subjekt und Objekt — und damit ein unseliger Zustand gegeben: die Unseligkeit dessen, der sich weise dünkt (Taittr. Up. 2, 7). Nur durch Einswerden (unio mystica) mit dem Brahman kann man es erkennen durch inneres Erleben:

„Er erkennt und erkennt doch nicht, denn sein Erkennen ist objektlos, ist Innenerdung. (Nrisinha. uttara 9.)

Diese erlösende Erkenntniß ist also grundverschieden von jeder anderen Art von Erkenntniß und bietet einen interessanten Parallelismus zum erlösenden Glauben des Christenthums — einen Parallelismus, der in einer einzelnen Phase des Christenthums (wie später näher beleuchtet werden soll), zur Identität wird. Auch der Glaube ist ja, äußerlich betrachtet, reine Sache der Erkenntniß, und man hat denn auch dem Christenthum oft einen Vorwurf daraus gemacht, daß es ein Dafürhalten zum Seligmachenden macht — was doch auf oberflächlichem Mißverständnis beruht. Der Glaube ist ja nicht die Annahme bestimmter Fakta oder Lehren, sondern ein innerliches Gottesverhältniß, das in einer Umwandlung begründet ist, wodurch der natürliche Mensch („Adam“) vernichtet wird, eine Wiedergeburt, nach welcher — ideell gesehen — nunmehr nur noch der Gottesmensch („Christus“) in den Gläubigen existirt. Was dieser vor jener Revolution gewesen — Räuber, oder der tugendhafteste Aristides — ist dann gleichgültig, weil eben „Alles neu geworden ist.“ Ganz so verhält es sich auch mit jener Umwandlung des ganzen Menschen, die als die Erkenntniß von Brahman bezeichnet wird, und wodurch ebenfalls „der natürliche Mensch“, ja mit ihm die gesammte Natur (deren Träger er ist), vernichtet wird, sich wie ein durchgeschautes Gaukelspiel auflöst:

Wer jenes Höchst- und -Tiefstes schaut,
Dem spalten sich des Herzens Knoten,
Dem lösen alle Zweifel sich,
Und seine Werke werden Nichts.

Wer solches weiß, den überwältigt Beides nicht, ob er darum (weil er im Leibe war) das Böse gethan hat oder ob er das Gute gethan hat: sondern er überwältigt Beides: ihn brenne nicht, was er gethan und nicht gethan hat.“ (Brih. 4, 4).

Wenn protestantische Theologen in ihrem Eifer gegen die Werkgerechtigkeit so weit gingen, daß sie gute Werke für schädlich erklärten, dann findet man in Kauschitaki Upanishad die entgegengesetzte Aeußerlichkeit, indem schlechte Werke für unschädlich für den Ausüber erklärt werden, wenn dieser — per impossibile — die Erkenntniß des Brahman erlangt hat. Indra, der hier mythisch das Brahman repräsentirt, sagt zu Prataradana, der sich von der Wahrheit nicht abbringen ließ, denn die Wahrheit ist Indra: — „So erkenne mich! denn dies erachte ich für den Menschen

als das Heilsamste, daß er mich erkenne. Denn obgleich ich den dreiköpfigen Sohn des Trashtar erschlagen habe und die Arunmukhas den wilden Hunden vorgeworfen habe, obgleich ich, viele Verträge brechend, im Himmel die Prahladhia, im Luftraume die Paulomas, auf der Erde die Kalajankas durchbohrt habe, so wurde mir dafür auch nicht ein Haar gekrümmt, und so auch, wer mich kennt, dem wird fürwahr durch kein Werk seine Welt (sein Platz im Himmel) geschmälert, nicht durch Diebstahl, nicht durch Tödtung der Leibesfrucht, nicht durch Muttermord, nicht durch Vaternord; und hat er auch Böses vollbracht, so entflieht doch nicht die dunkle Farbe von seinem Angesichte (keine Furcht macht ihn erblaffen).*)“

Dies ist konsequenter. Wenn ganz hypothetische und eigentlich undenkfbare schlechte Handlungen dem Erlösten nichts anhaben können, so werden gute Handlungen ihm selbstverständlich ebenso wenig schaden. Diese sind — wie im Paulinischen und protestantischen Christenthum — ein Begleitungsphänomen, nicht etwas, was ein Verdienst begründet. Sie sind eben eine natürliche Folge der Identitäts-Erkennniß, wie dies so schön und einfach (nach der negativen Seite hin: *nominem laedo*) in einem Verse von Bhagavad Gita ausgesprochen wird, der in Deußens Verdeutschung lautet:

Dieselbe höchste Gottheit
In allen Wesen stehend,
Und lebend, wenn sie sterben: —
Wer dieses sieht, ist sehend.
Denn welcher allerorts
Den höchsten Gott gefunden,
Der Mann wird durch sich selbst
Sich selber nicht verwunden.

Die Ethik bekommt hier ihre einzig mögliche Begründung. Die christliche Forderung „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selber“, wird erklärt, indem auf die natürliche Frage: warum? „das große Wort“ antwortet: „Weil er du selbst ist“ (*tat toam asi*), und sie

*) Diese merkwürdige und sehr esoterische Stelle Kaushitaki-Up 3 — weil gefährlichen Mißverständnissen leicht ausgesetzt — steht bedeutsam als Einleitung zu einem der gehaltvollsten Abschnitte der gesammten Upanishaden-Literatur. Hier wird, auf der Grundlage einer überaus interessanten und schön durchgeführten psychologisch-erkenntnistheoretischen Betrachtung, die gegenseitige Abhängigkeit der Sinnesobjekte und der Sinnesorgane von einander dargehan (ohne Auge keine Gestalten, ohne Ohr keine Töne) und wiederum die Abhängigkeit dieser vom Prana (Lebenshauch) und von Pranja (Bewußtsein) — des unbewußten und des bewußten Willens — deren Identität dann erkannt wird. „Wenn die Bewußtseins-elemente nicht wären, so würden auch die Wesens-elemente nicht sein, denn nicht kommt durch die einen ohne die anderen

wird zugleich auf alle lebenden Weſen erweitert: „Vor mir haben Frieden alle Weſen, denn von mir ſind ſie alle erſchaffen worden“, ſagt der mit Brahman Eins gewordene Aſket (Araṇeya Up.).

Allerdings iſt es eine natürliche Folge dieſer Erkenntniß, die Entſagung ſich praktiſch und äußerlich äußern zu laſſen, als ein Sich-Abwenden von dieſer Welt und ihrem Weſen — ein Phänomen, das ja auch im Chriſtenthume eine nicht geringe Rolle ſpielt — und eine Reihe kleinerer Upaniſchaden giebt uns ein anſchauliches Bild jener „höchſten Wandervogel“, wie die Entſager mit einem ſtimmungsvollen Symbol genannt werden. „Zu ihm (Brahman) auch pilgern hin die Pilger, als die nach der Heimath ſich ſehnen. Dieſes wußten die Altvordern, wenn ſie nicht nach Nachkommenschaft beehrten und ſprachen: „Wozu brauchen wir Nachkommen, wir, deren Seele dieſe Welt iſt.“ Und ſie ſtanden ab von dem Verlangen nach Kindern, von dem Verlangen nach Beſitz, von dem Verlangen nach der Welt und wandelten umher als Bettler. Denn Verlangen nach Kindern iſt Verlangen nach Beſitz und Verlangen nach Beſitz iſt Verlangen nach der Welt; denn Eines wie das Andere iſt eitel Verlangen (Brih. 4, 4). Aber ebenſo wenig wie im Chriſtenthum iſt das Einſiedler- und Mönchleben eine nothwendige Konſequenz, im Gegentheil: die entſagende Geſinnung ſelbſt iſt das Entſcheidende. Wenn die vorhanden iſt, kann man auch äußerlich in der Welt bleiben und ihre Güter genießen, wie dieſes Śāṇḍilya-Upaniſchad lehrt:

In Gott verſenk dieſes Weltall
 Und Alles was auf Erden lebt!
 Wer ihm entſagt, gewinnt wahrhaft;
 Nach fremden Gütern giere nicht!

Rag immerhin, ſein Werk treibend,
 Hundert Jahre mon wüſchen ſich;
 Drum' ſteh't's, wenn ſo du, nicht anders;
 Werkbeſetzung klebt Dir nicht an.

irgend eine Erſcheinung zu Stande. Noch auch iſt dieſes eine Vielheit. Sondern gleichwie der Kranz des Rades an den Speichen befeſtigt iſt, und die Speichen an der Nabe befeſtigt ſind, alſo ſind auch jene Weſenſelemente an den Bewußtſeinselementen befeſtigt und die Bewußtſeinselemente an den Prana befeſtigt, denn dieſer Prana iſt eben das Bewußtſeinſelbſt, iſt Wonne, iſt nicht alternd, iſt unſterblich. Er wird nicht höher durch gute Werke und wird nicht geringer durch ſchlechte Werke; ſondern er iſt es, der das gute Werk den thun macht, welchen er aus dieſen Welten emporführen will, und er iſt es, der das böſe Werk den thun macht, welchen er abwärts führen will. Er iſt der Hüter der Welt, er iſt der Gebieter der Welt, er iſt der Weltenherr — und dieſer iſt meine Seele (ātman) das ſoll man wiſſen, — dieſer iſt meine Seele, das ſoll man wiſſen.“

In diesem letzten Ausdruck sowohl wie im vorher zitierten „seine Werke werden nichts“ liegt etwas mehr und Tieferes, als unser Begriff der Vergebung der Sünden. Das Werk (Karma) — die Summe sowohl guter wie böser Handlungen — ist dem Jnder die Wurzel, woraus nach dem Tode eine neue Existenz emporschießt, die mit der abgethanen ethisch und metaphysisch zusammenhängt (Wiedergeburt, Metempsychose, Reinkarnation). Die Meinung ist also, daß die Bedingung für eine solche wegfällt: keine Wiedergeburt kann stattfinden. Die Seelen der Anderen ziehen im Tode aus, um wiedergeboren zu werden je nach dem Werke, nicht so die des wahrhaft Erkennenden des Erlösten*), bei dem dieser Ausdruck sogar seinen Sinn verloren hat, weil er ja schon Eins geworden ist mit dem zeit- und raumlosen Brahman. Für ihn kann mit dem Tode keine andere Veränderung eintreten, als daß die schon durchschaute Weltillusion, zu welcher auch seine eigene individuelle Persönlichkeit gehört, wegfällt, wie ein verworrener Traum sich beim Erwachen auflöst. „Wer ohne Verlangen, frei von Verlangen, gestillten Verlangens, selbst sein Verlangen ist, dessen Lebensgeist er ziehen nicht aus, sondern Brahman ist er und in Brahman geht er auf.

Wenn alle Leidenschaft schwindet,
 Die nistet in des Menschen Herz,
 Dann wird, wer sterblich, unsterblich,
 Schon hier erlangt das Brahman er.

Wie eine Schlangenhaut todt und abgeworfen auf einem Ameisenhaufen liegt, also liegt dann dieser Körper. Aber das Körperlose, das Unsterbliche ist lauter Brahman, ist lauter Licht.“ (Brih. 4, 4).

*) Das heißt, dies ist die vollendete Lehre der höchsten Upanishad-Weisheit. Nach der noch ganz mythisch-naturalistisch gehaltenen Zweiweglehre gehen alle Seelen zunächst nach dem Mond; von da gehen die meisten den Väterweg, der zur Erde und Wiedergeburt zurückführt; die Seele des Wissenden führt aber der Götterweg nach dem Brahman, von dem keine Rückkehr ist. Jedoch ist hier nicht jenes höchstes Brahman gemeint — von dem wir bis jetzt ausschließlich gesprochen haben — sondern von dem niederen, attributhaften Brahman (nicht Neutrum sondern Maskulinum,) der dem Gott der Christen ziemlich nahe kommt. Vom höchsten Standpunkt betrachtet hat dieser Brahman aber keine Realität, so wenig wie die Erscheinungswelt, zu der er gehört und der er bevorsteht; nach der späteren Vedantalehre löst er sich auf beim Ende dieser Weltentwicklung (Manvantara), und die mit ihm vereinigten Frommen — der Volksreligion Angehörigen — gehen dann mit ihm in das höchste Brahman auf. Eigentlich ist die Lehre von ihm eine Akkommodation zum Fassungsvermögen der Menge. Kaushitaki-Upanishad verfolgt pädagogisch den Zweck, durch die Lehre von diesem Brahman zur Erkenntnis des höchsten attributlosen Brahman stufenweise zu führen.

Wenn das Brahman hier als Licht bezeichnet wird, ist dies selbstverständlich rein bildlich zu verstehen, es ist ein Stimmungsausdruck: der Gegensatz zur „blinden Finsterniß,“ die dies dämonische Weltall bedeckt. Das Brahman ist ja eigenschaftslos und über jeder Bestimmung erhaben („es ist nicht so und es ist nicht so“). Freilich wird öfters gesagt, daß es aus lauter Erkenntniß besteht — wie ja fast jede Philosophie eine falsche Tendenz gehabt hat, den Gedanken und das Bewußtseinsleben zum Primären zu machen. Diese Bestimmung wird aber dadurch wieder erheblich eingeschränkt, daß es heißt: „es erkennt und erkennt doch nicht, denn es ist ein objektloses Erkennen“, und eine der tief sinnigsten Stellen spricht es direkt aus: „Nach dem Tode ist kein Bewußtsein.“ Dies Wort findet sich in jenem Gespräch zwischen dem großen mythischen Lehrer Yajnavalkya und seiner Frau Maitreyi, dessen Einleitung ich diesem Aufsatze vorangestellt habe, als bezeichnend für den Grundzug der Upanishaden. Die Frau versteht das Wort nicht. „Damit, o Herr, hast du mich verwirrt, daß du sagst, nach dem Tode sei kein Bewußtsein.“ — Aber Yajnavalkya sprach: „Nicht Verwirrung, wahrlich, rede ich: was ich gesagt, genügt zum Verständnisse: denn wo eine Zweifelt gleichsam ist, da siehet Einer den Andern, da hört Einer den Andern, da erkennt Einer den Andern. Wo aber Einem Alles zum eigenen Selbst geworden ist, wie sollte er da irgend wen sehen, hören oder erkennen? Durch welchen er dieses Alles erkennt, wie sollte er den erkennen — wie sollte er doch den Erkennen erkennen?“ (Brih. 2, 4.) Der Ausdruck „jenseits Bewußtsein und Nicht-Bewußtsein“ ist freilich ein buddhistischer Terminus, paßt aber vollkommen für diesen Gedankengang, wie denn überhaupt das Nirvana des Buddhisten in keiner Hinsicht von der Einheit mit Brahman verschieden ist. Alle nicht verstehenden Gegner des Buddhismus haben ihm immer mit Entrüstung vorgeworfen, sein Nirvana sei das reine Nichts. Hiermit stimmt es nun auf das Schönste, wenn an einer Stelle (Nrisinha Uttara 6) Brahman als das „ganz aus Wonne bestehende Leere“ bezeichnet wird. Der, dem die empirische Realität die absolute Fülle ist, ihm muß ihr Verschwinden allerdings das absolute Leere sein, und wo diese Welt Alles ist, wird nothwendiger Weise die Negation Nichts — die positiven und negativen Zeichen können umgetauscht werden. Es ist aber das Nichts, von dem Faust sagt: „in eurem Nichts hoff' ich das All zu finden“ oder wie Schopenhauer sein Hauptwerk schließt: „Wir bekennen es vielmehr frei: was nach gänzlicher Auf-

hebung des Willens übrig bleibt, ist für alle Die, welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist Denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts.“ Womit man den Ausspruch Kierkegaards vergleiche, eines der tiefsten religiösen Denker, der aber sonst diesem Standpunkte als ausgemachter Individualis fernsteht: „Das mystische Nichts ist ein Nichts der Vorstellung, ein Nichts, das dennoch eben so inhaltsreich ist, wie das Schweigen der Nacht lautredend ist für den, der Ohren hat zu hören.“

Dieser große religiös-philosophische Gedankengang — der strengste Monismus, den die Welt erlebt hat — von dem ich hier versucht habe, die Grundzüge mit den eigenen Worten der Upanishaden zu geben, begegnet uns nun in diesen heiligen Schriften keineswegs als ein fertiges System. Vorbereitende mythische Anläufe und Rückfälle, bald in mythische Anschauungen, bald in theistische Vorstellungen, leiten ein und unterbrechen häufig sein Wachstum. Bald rankt sich dieses an alten Sagen empor oder bekleidet die finsternen Tempelmauern des Opferrituals mit frischem Blätterwerk. Dazwischen entfalten Legendenblumen ihre exotische Pracht, einen würzigen Duft ausathmend; wie Gesang wunderbarer Urwaldvögel klingt hier und dort eine alte Strophe aus Rigveda, einmal zischt die Schlangenbeschwörung ihren unheimlichen Zauber, während die feierliche, langathmige Prosa und die ruhig wallenden Verse überall eine Stimmung vom Rauschen hoher Bäume und Rieseln großer Ströme ausbreitet — jene Umgebungen, die der Indier sich so gern aussuchte, um sich in die bodenlose Tiefe theosophischer Meditation zu versenken. Bisweilen eröffnet sich auch ein Perspektiv nach einem anmuthigen Bilde altindischen Lebens. Allerdings trifft man auch große, gänzlich unfruchtbare Strecken — besonders in den späteren kleineren Upanishaden, wo nur das Unkraut des Formelwesens und der willkürlichen Spitzfindigkeiten, das überall keimt, üppig in die Halme schießt und alles Andere ersticht — wiewohl auch dies Unkraut hier und da eine Blume aufzuzeigen hat. Im Ganzen aber theilt diese bunte, auch im Werth so verschiedenartige Mannigfaltigkeit der Lektüre einen Reiz mit, den man keineswegs entbehren möchte, und der durch keinen Grad methodischer Einheit und systematischer Klarheit ersetzt werden könnte. Für den, der sich mit Verständniß in sie hineinliest, werden

diese ehrwürdigen Denkmäler alterthümlichen Denkens ein Werk, das er spät oder nie erschöpft.

Denen, die bei Schopenhauer zu Hause sind, braucht es nicht auseinandergesetzt zu werden, welche tiefe Uebereinstimmung zwischen seiner Philosophie und den Upanishaden besteht; es genügt, daran zu erinnern. Ihr Verhältniß zur christlichen Erlösungslehre habe ich schon berührt — mehr erlaubt der Raum nicht. Nur muß hervorgehoben werden, daß die christliche Mystik, namentlich auch, wie sie bei den deutschen Mystikern hervortritt, in allem Wesentlichen mit der des Vedantas zusammenfällt. Angelus Silesius' tief-sinnige und doch so naive alexandrinische Distica sind oft rein vedantisch. Wo findet man z. B. die Einheit des individuellen Selbstes und des Weltselfstes nachdrücklicher und unbefangener ausgesprochen als in dem so oft zitierten Verse:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Ku kann leben:

Werd' ich zu Nichts, muß er vor Noth den Geist aufgeben.

Wenn Meister Eckharts geistige Tochter ihn nach ihrer Wiedergeburt mit den Worten begrüßte: „Freue dich, Meister! ich bin Gott geworden,“ so muthet das an wie eine genrehafte Illustration zur monumentalen Upanishadstelle: Quisquis deum intelligit, deus fit (Wer Gott erkennt, wird Gott, in Anquetil Duperrons Oupnekhat). Es ist nicht wesentlich anders mit der „Deutschen Theologie“ — Luthers Lieblingsbuch — Paulus und Jakob Boehme, und gerade diese Leute sind es, denen die Theologen immer einen Besuch abstatten, wenn sie das Bedürfniß anwandelt, geistreich und tief-sinnig zu sein: auch hat die christliche Philosophie — der spätere Schelling und Baader — auf ihrem Broden fest gehalten. Mystik und Theosophie sind eben unter allen Himmelsstrichen dieselben; sie sind nicht willkürliche Gehirngespinnste Einzelner, sondern naturnothwendige Phänomene, und indem sie die äußere Formen durchbrechen, offenbaren sie die innere Einheit der Religionen. So auch die große theosophische Bewegung, die in England und Amerika so mächtig ist, aber auch hier in Deutschland sich schon ziemlich stark entwickelt hat: man öffne eins ihrer Werke, und man wird es mit Upanishadstellen gespickt finden. Da nun diese Bewegung, allen Zeichen nach, zu den lebendigen Faktoren im religiösen Leben unserer Zeit gehört, genügt schon dieser Umstand, um die „aktuelle“ Bedeutung einer Uebersetzung jener alten Schriften zu beweisen.

Was nun diese Uebersetzung als solche anbelangt, so bin ich

nicht in der Lage, darüber urtheilen zu können. Uebrigens ist Deußens Name hinlänglicher Bürge. Von anderen Uebersetzungen kann wohl nur Max Müllers englische in Betracht kommen. Aber abgesehen davon, daß sie nur wenige Upanishaden umfaßt, und daß auch die metrischen Partien in Prosa übersetzt sind, was immer ein Fehler ist, macht sie noch lange nicht den Eindruck wie diese. Theilweise beruht es wohl darauf, daß, wie jener Jnder klagte, die Atmosphäre Oxfords für das Verständniß der religiös-philosophischen Gedanken Indiens nicht ersprießlich ist, theilweise allerdings auch auf dem Material. Denn die englische Sprache ist sehr wenig dazu geeignet, Sanskrit-Gedanken zu fassen und überhaupt ist wohl Deutsch die einzige moderne Sprache, die im Stande ist, so abstrakte Begriffsbildungen und so feine Nüancen einigermaßen adäquat wiederzugeben. Und Deußens Upanishaden sind in sprachlicher Hinsicht ein Kunstwerk. Dazu kommt aber noch, daß nur ein solcher Leser, der mit dem indischen Gedankengang intim vertraut ist, ganz auf eigener Hand diese Schriften zu verstehen vermag, weshalb es denn auch ungereimt ist, eine Uebersetzung ohne sehr eingehende Erklärungen herauszugeben (wie Max M. gethan). Hier liegt nun das zweite Verdienst Deußens: — als Kommentator. Seine Einleitungen, Inhaltsangaben und Analysen des Gedankenganges des vorliegenden Abschnittes — hin und wieder, aber selten, eine Fußnote — setzt den Leser in den Stand, Alles zu verstehen und zeigt ihm Tiefen, wo er ohne Begleitung achtungslos vorbeigegangen wäre — ohne daß dadurch irgendwo etwas fremdes hineingelegt wäre, und ohne daß diese fast unmerkliche Anleitung sich störend zwischen den Leser und den Text drängt. Dieser wichtigen Seite der Aufgabe zu genügen hätte gewiß kein Anderer vermocht, als eben Professor Deußen, den Nießsche schon vor vielen Jahren den ersten Kenner indischer Philosophie in Europa genannt hat. Er hat wichtige Arbeiten unterbrochen (die von einem neuen Gesichtspunkte aus geschriebene Geschichte der Philosophie), um diese zu vollenden und uns „die belohnendeste und erhabendeste Lektüre“ zugeben.

Es wäre zu wünschen, daß sich recht Viele dieser Lektüre widmen möchten, daß dies monumentale Werk nicht im Kreise der Fachmänner eingesperrt bleiben müßte. Es bringt Vielen Volkshaft, die es nicht ahnen — vornehmlich Solchen, die sich im historisch-dogmatischen Christenthum nicht zu Hause fühlen, andererseits aber sich auch bei dem metaphysischen Positivismus nicht zufrieden geben können.

Ich habe schon bemerkt, daß die deutsche Sprache die einzige sei, welche die abstrakten Bildungen und die zusammengesetzten Begriffsbestimmungen des Sanskrits wiederzugeben vermag. So ist denn auch der deutsche Geist der einzige moderne, der den indischen begreifen kann, wie sich dies mehrmals und nicht zum wenigsten bei dieser Gelegenheit gezeigt hat. Jene regenerirende Wirkung, die Schopenhauer sich für das höhere europäische Geistesleben von der Kenntniß indischer Philosophie und Religion versprach, kann nur von Deutschland ausgehen. Dann dürfte der — übrigens vom Meister getabelte — Begriff Indo-germanisch noch eine neue Bedeutung und Bestätigung bekommen.

Der Bauer und die Kunst.

Bon

einem niederländischen Landgeistlichen.

Daß das Wesen der Bauern nicht ganz leicht zu verstehen ist, daß sie vielmehr eines ziemlich umfangreichen Kommentars bedürfen, um richtig begriffen und gewürdigt zu werden, ist eine Thatsache, der Jeder zustimmen wird, der, als Beamter oder als Geistlicher auf dem Lande angestellt, unter ihnen zu wirken hat.

Freilich, wenn wir an Bauernschläge denken, wie sich dieselben leider, leider! schon in ganz Mitteldeutschland im breitesten Strich finden, die mehr oder weniger von Europens Kultur schon über-tüncht sind, die nicht mehr reine Bauern sind, die von ihrem Acker leben, sondern zur Hälfte oder schon ganz von Industrie, Hausindustrie oder Fabrikindustrie, die Bauertracht und Bauern-dialekt abgelegt haben und uns stolz in einem entfeglichen Hoch-deutsch begrüßen: wenn wir an solche denken, gilt obige Behauptung nicht. Solche neuen Bürger oder Arbeitermassen mögen schwer zu regieren sein, zu verstehen sind sie leicht. Das sind Kulturmenschen geworden, moderne Menschen, Fleisch und Bein von unserm Fleisch und Bein. Wenn die Beharrung das Charakteristikum des Bauern und der Fortschritt das des dritten und vierten Standes ist, so sind die eben aus ihrem Stande in den dritten und vierten Stand eingetreten. Um die zu verstehen, brauchen wir nur in das eigene Herz zu schauen.

Wenn wir aber an solche Bauernschläge denken, wie sie sich in Deutschlands abgelegenen Gegenden noch finden, in die die Kultur ihren Segen und ihren Fluch noch nicht getragen hat,

in den großen Tiefebeneu Norddeutschlands, in deren Haidewildnisse sich ohne Noth Niemand verliert, oder in den großen Hochebenen Südbayerns, die der Reisende von München aus auf wenigen Bahnlilien durchfliegt, um erst am Fuße der Berge wieder Halt zu machen, oder in den abgelegenen Hochthälern Steiermarks und Tirols: wenn wir an solche denken, so treten sie uns gegenüber als eine fremde Welt, als eine abgeschlossene, abgerundete fremde Welt, bei der wir bald empfinden, daß wir aus ihr nicht einzelne Stücke zum Vergleich mit unserer Welt herausreißen dürfen, sondern daß sie als Ganzes betrachtet werden will; als eine Welt, die in ihrer Lebenskraft, in ihrem Zusammenhange mit dem Mutterboden, der sie geboren hat und der sie ernährt, in ihrer herben Geschlossenheit und ihrem Trotz uns mißtrauisch zu verstehen giebt, daß sie uns nicht braucht, daß die Kultur ihr nichts geben kann, was für sie Werth hätte; als eine Welt, in der man sich unsicher fühlt! In der man sich nicht unsicher fühlt, wie der Großstädter in seiner Millionenstadt, daß er Abends nach Neun nicht mehr auf die Straße geht und nach Zehn sein Haus nicht mehr offen läßt: in der Beziehung ist nichts zu fürchten, und kann Einer, wer es sonst will oder muß, Nachts die Wälder durchstreifen oder bei offenen Thüren schlafen; aber in der man sich unsicher fühlt als einsamer verlorener Posten einer anderen Weltanschauung, einer anderen Denkweise gegenüber, wie man sich etwa unsicher fühlt, wenn man allein zu Fuß ein fremdes Land durchstreift, dessen Sprache man nicht kennt. Eine Unsicherheit, für die der Stadtbewohner, der überall unter Seinesgleichen ist, kaum ein richtiges Verständniß haben wird, und die doch manchen in der Landluft selbst starknervig gewordenen Pastor bis an sein Lebensende nicht verläßt, und schon manchen Neuling getrieben hat, mit der letzten Kraft solche Insel einer herben Ehrlichkeit wieder zu verlassen und sich wieder unter Menschen zu retten. Um solchen Bauern zu verstehen, der die Eigenart, der die Scharfsantigkeit seines Wesens sich erhalten hat, nußt es nichts, in die eigene Seele zu schauen. Solcher Bauer hat eine andere Seele als der Kulturmensch. Solcher Bauer ist nicht Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein, sondern ist uns eine fremde Welt.

Was ist es, das wir an ihm nicht begreifen können!?

Fangen wir gleich mit seiner äußeren Erscheinung an, mit seinem Gesicht, mit seinem ganzen Habitus, mit der Art seiner Bewegungen. Der Sprachgebrauch redet von einem Stadtgesicht:

und einem Bauerngesicht; er denkt das eine Mal an ein fein ausgearbeitetes, fein ausgefeiltes, auszifeliertes Gesicht, an ein Gesicht, mit vielen, aber kleinen, ja auch schwächlichen Zügen, an ein Gesicht, in dem Freude und Schmerz in all ihren Abstufungen, all ihren Variationen geschrieben stehen; und das andere Mal an ein Gesicht mit wenigen, aber großen Zügen, an ein Gesicht, das man mit drei Strichen zeichnen kann, an ein derbes, grobes, an ein ‚rohes‘ Gesicht; er denkt das eine Mal an eine Art Holzschnittgesicht und das andere Mal an ein Gesicht, das etwa nur ein Kupferstich oder eine Radirung wiederzugeben im Stande wäre. Der Sprachgebrauch hat Recht mit diesem Unterschied. Es ist ein bedeutender Unterschied für einen Prediger, vor einer Stadtgemeinde zu predigen, oder zum ersten Mal solche zu ihm aufblickenden hundert oder zweihundert Holzschnittgesichter in einer Landkirche vor sich zu haben. Der Prediger empfindet es eben so unaussprechbar wie deutlich gleich schon an den Gesichtszügen, daß ihm dort der Zugang zu den Seelen einfach offen steht, wie ihm hier eine ganze Anzahl von Brücken, die dort vorhanden sind, einfach fehlen. Er fühlt, daß er dort von Anfang an heimisch ist, und daß er es hier durchaus erst werden muß, und er fühlt, daß das Mühe und Zeit kosten wird. Er fühlt, die Gesichter sind nicht bloß dem Grade, sondern der Art nach verschieden! Und der ganze Habitus, jede Bewegung ist verschieden. Der Kulturmensch in seinem äußeren Auftreten ist schön, auch der nordische Kulturmensch. Er ist durchaus nicht in dem Maße schön, wie der Südländer schön ist: Die Schönheit des Nordens ist Errungenschaft, keine Mitgift; aber eben, sie ist doch errungen. Der Eroberungszug, den Antike und Renaissance nach dem Norden hin gethan haben, ist zum Siegeszug geworden. In anderer Beziehung unterlag seiner Zeit der Süden dem Norden, hier aber wurde der Norden der Sklave des Südens: auch der Norden wurde schön. Der Norden, aber nicht der nordische Bauer. Zu dem führten keine Wege, zu dem sind Antike und Renaissance nicht vorgebrungen. Der nordische Bauer hat eine Menge von Vorzügen, von denen der Südländer keine Spur besitzt, aber er seinerseits besitzt auch von der südländischen Schönheit keine Spur. Seine Sprache, sein Plattdeutsch, ist farbenreich, ist plastisch, viel plastischer als das farblose abstrakte Hochdeutsch, sein Plattdeutsch ist innig, ist herzlich, aber es ist niemals schön, edel gebaut, klangvoll, sonor; eine plattdeutsche Arie wäre das Gegentheil einer italienischen! Und

Der ganze Mensch, der dieses Platt spricht, mag kraftvoll, stark, hünenhaft sein, aber er ist nicht schön. Er ist unschön, und unser Kulturauge, welches seit drei, vier Jahrhunderten zu sehr gebildet ist, zu einseitig gebildet ist an süblicher Schönheit, nimmt nur zu leicht an diesem einen Mangel größeren Anstoß als recht ist.

Weiter! Wir können nicht sagen, wir nehmen Anstoß, aber wir haben kein Verständniß, keine Nachempfindung, keinen rechten Maßstab für seine Nervenstärke. Rom ist nicht an den Germanen, sondern Rom ist an den Nerven zu Grunde gegangen, hat man gesagt, und wir heutigen Germanen, die wir von solchen schlechten Nerven auch schon Allerlei zu sagen wissen, wir können uns nicht recht in Menschen hineinversetzen, die für Nerven gar kein Wort haben, die Nervenfieber, 'Narrenfieber' nennen, weil der Phantastirende dabei närrisches Zeug redet. Des Bauern Nervenstärke ist uns etwas Fremdes. Auf drei aneinandergestellten Stühlen fand Schreiber dieses vor einigen Tagen den Gemeindevorsteher des Ortes, doch immerhin einen Fünfsziger, einen gesegneten Mittagschlaf halten; wenn ein Kind unruhig ist, haben viele Mütter die Gewohnheit, es auf den Arm zu nehmen, und auf einem handfesten Stuhl vorwärts und rückwärts zu kippen, von den zwei Vorderbeinen immer auf die zwei Hinterbeine und auf diesem improvisirten Schaukelstuhl es in Schlaf zu bringen; und wenn der Pastor zufällig in einem Hause eine Mutter dabei trifft, bietet sie ihm wohl die Zeit und die Hand, aber mit der furchtbaren Schaukelei hört sie ebensowenig auf, wie eine 'Deern' beim Weben oder eine Magd in der Stube beim Buttern aufhört, wenn etwa ein Todesfall eingetreten ist und der Pastor vor der Beerdigung deswegen ins Haus kommt. Wer diese drei Beschäftigungen sich vergegenwärtigt, der kann sich denken, was für einen Höllenlärm es in der Trauerstube giebt, aber die Betreffenden fahren ruhig darin fort nicht aus Ungezogenheit gegen den Kommenden, sie sind weit davon entfernt! sondern weil sie ihrerseits garnicht empfinden, daß das stört. Man muß in der That freundlich um Ruhe bitten; es wird doch noch für eine Art Marotte gehalten, daß man von der Arbeit abhält, um endlich auf sein Thema, ein paar Worte über Leben und Sterben zu kommen. 'Ja, wedder den Tod, da is nix to brufen. Da möt'n Gottvertruen hebben.' sagt der Vater oder der Sohn und schneuzt sich die Nase in ein zur Seite hängendes Handtuch hinein! Solche Unschönheit, solche nichts empfindende Nervenstärke, solche Bierschrötigkeit sind uns etwas Unbegreifliches!

Wir möchten zurückprallen, wenn wir das erste Mal zu einer Schwerkranken ins Zimmer treten, das wir uns in der Stadt mit Vorhängen, mit einem Teppich innerhalb und einem Läufer außerhalb der Thür, kurz mit möglichster Ruhe im Zimmer und womöglich draußen auf der Straße mit gestreutem Riez vorstellen, und in dem wir hier auch bei ganz Wohlhabenden außer dem Kranken ein halb Duzend Gesunde treffen, auch wenn sonst andere Zimmer genug vorhanden sind, schwagende Erwachsene und lärmende Kinder, und dicht daneben auf der Diele drei Knechte, die in aller Gemüthsruhe dreschen; oder wenn wir zum ersten Male uns zu einer Hochzeit laden lassen, und uns mit zwanzig Menschen in eine niedrige Stube gepfercht sehen, in der von den zweihundert Gästen abtheilungsweise der Kaffee getrunken wird, in der außerdem acht Bauern um Bohnen Karten spielen, und zwei Mütter ihre Kinder an der Brust haben, und das Ganze liebend ein Tabaksqualm einhüllt, wie man sagt, zum Schneiden.

Oder wenn wir noch weiter gehen! Wenn wir daran denken, daß dem Kulturmenschen sehr oft *naturalia turpia* sind, daß sie es dem Bauern aber nie sind, daß auch etwa auf einer Hochzeit ohne Bedenken eine Frau irgendwo vor der Thür niedersitzt und in irgend einer allen Augen offenen Ecke ein Mann steht! Oder wenn wir noch einen Schritt weiter gehen! Wenn wir geradezu an all den Schmutz denken, der sich ja nicht vermeiden läßt, wo man stets zwischen Dünger und Erde hantiren muß, und wo das Vieh mit seinen allerhand Unausprechlichkeiten durchaus mit zum Hause gerechnet wird, wo es in dem ungeheuern Bauernhause mit dem Menschen unter einem Dache wohnt; wenn wir daran denken, daß eine Waschgelegenheit, wie ein eigentliches Schlafzimmer in dem weitverbreiteten niederländischen Bauernhause überhaupt nicht existirt; wenn wir bedenken, daß, wie Jemand scherzhaft gesagt hat, der Bauer nur zweimal in seinem Leben ganz gewaschen wird, einmal, wenn er geboren wird, und einmal, wenn er stirbt, und daß in Bezug auf letztere Gelegenheit dies entschieden übertrieben ist; oder wenn wir an die fürchterlichen Mittel der Volksmedizin denken, wie sie bis heute trotz Krankenhaus und Arzt gebraucht werden, wenn wir bloß an den Titel des sechsbändigen Werkes von Paullini aus dem siebzehnten Jahrhundert denken: Heilsame Dreckapothek u. s. w.; wer ihn ganz wissen will, der lese ihn auf einer Bibliothek nach! Wenn wir solche Dinge, die ja nirgends Sünde sind, bewahre, nicht im Mindesten! aber wenn wir uns solche Un-

Schönheiten, solche Natur vergegenwärtigen, Dinge, die man bald auch in einem ernsthaften Aufsatze sich zu sagen scheut, und bei denen der Bauer absolut nichts findet, und wenn wir dabei uns vorhalten, daß dieser Bauer, dem dieses Alles passiert, kein heruntergekommener Proletarier ist, sondern vielmehr ein Mann, auf der anderen Seite mit seinen großen Tugenden und geradezu großartigen Lichtseiten, dann sagen wir eben Alles in Allem: Er ist uns unverständlich! Wir sagen: in solche Seelen können wir uns nicht hineindenken, in solche Seelen sich hineinzufinden, dazu brauch't's Zeit! Ja, dann erkennen wir erst, wie sehr unser ursprünglich nordisches Auge im Laufe der Zeit auf den Gesichtswinkel Italiens eingestellt ist; wir ahnen schon, nicht immer zu seinem Vortheil, nicht immer im Sinne wahrer Bildung.

Oder, um nicht das Aeußerste, nicht bloß geradezu Anstößiges zu nennen! Aber seine furchtbare Beharrung, seine Trägheit allem Neuen gegenüber, sein prinzipielles Mißtrauen gegen alles Neue, seine Interesselosigkeit gegen Alles, was über seinen Hof und seinen Acker hinausliegt: dergleichen ist schon Manchem auf die Dauer nicht weniger unbegreiflich, nicht weniger widerwärtig geworden als sein Schmutz! Wenn ein Pastor für die winterkalte Kirche zum dritten Mal in seinem Kirchenvorstande ein paar einfache Defen für hundert Mark vorschlägt, und zum dritten Male ohne jede Gründe, ja oft ohne Vorwände einfach zäh beschloffen wird: „Wi wilt et man bin Oben laten!“ Wenn es ihm unmöglich ist, Bauern, die dreimal wohlhabender sind als er selbst, dazu zu bewegen, Geld herzugeben oder Geld zu bewilligen, um an Stelle der demnächst zusammenfallenden alten Fachwerkkirche einen kleinen schmutzen Neubau zu setzen, wenn er schon wer weiß wie oft die hübschen Pläne und Risse dafür vorgelegt hat, und immer mit derselben Erfolglosigkeit, und wenn er andererseits sieht, daß zu häuslichen Festen mit zwei- und dreihundert Gästen, zu Leichenschmäusen mit anschließendem Tanz trotz all seines Redens Lust und Geld in Ueberfluß vorhanden sind! Ja, „man kann Amphion sein, kann Feld und Wald bewegen, und kann deshalb doch noch nicht Bauern widerlegen!“ Wenn er sieht, falls er es zu weit treibt, daß man kurz nur darauf wartet, daß er fortgeht, fort von der Stelle oder fort aus dem Leben, um alle seine Bestrebungen über Nacht ad acta zu legen; wenn er, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, so trotz seines besten Strebens Niederlage auf Niederlage erlebt, dann mag schon Manchen auf

seinen einsamen Spaziergängen ein Gefühl der Verzweiflung überfallen haben, eine Mißstimmung, ein Zorn; ein Zorn auf diese entseßlichen Bauern, schmutzige, indolente Kerls, von plebejischer Gesundheit und plebejischen Manieren, und ein Zorn auf diejenigen maßgebenden Faktoren, die solchen Leuten zum Mitreden verholzen haben, die eine Verfassung, die der Bauer nie begehrt hat, die er nie hat haben wollen, ihm aufdekretirt haben, eine Verfassung, ein kirchliches Organ, das weit entfernt von jeder idealen Auffassung, weit entfernt von jedem Sinn für andere Aufgaben, nichts ist, als ein Geldverweigerungs-Organ, als ein Klotz am Bein! —

Nun, zügeln wir unseren Zorn! Schelten wir nicht zu früh! Natur ist stets herbe, war es stets und wird es stets sein. Und sie ist es um so mehr, je weiter der Mensch, der sie betrachtet, sich selbst von ihr entfernt hat. Dürer stellte seine Bauern dar und die Bürger verstanden sie, und stellte seine Bürger dar und die Bauern verstanden sie. Sie verstanden einander, weil sie damals ungefähr noch Eins waren. Aber der Bauer, wie gesagt, dessen Stärke die Beharrung ist, ist seitdem ungefähr stehen geblieben, und der Bürger, dessen Stärke der Fortschritt ist, ist seitdem ein Anderer geworden, ein total Anderer. Ja, er ist nicht bloß heute ein Anderer als damals, sondern er ist zwischendurch das schon drei bis vier Mal gewesen, hat zwischendurch schon drei bis vier Mal seine ganze Haut, seine ganze Seele gewechselt. Daß beide heute einander nicht verstehen, liegt an der Kluft, die zwischen beiden gerissen ist, die so oft fast unüberbrückbar zwischen ihnen gähnt. —

Natur aus erster Hand ist herbe, doppelt herbe für ein Jahrhundert, das so weit von ihr entfernt ist, wie das unsere. „Geheimnißvoll am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben“: Je später wir geboren werden, desto dichter wird dieser Schleier! Natur aus zweiter Hand, Natur, wie die Kunst sie auffaßt, wie sie die Kunst uns bietet, solche Natur aus zweiter Hand mag uns bei der Hand nehmen und zur Natur aus erster Hand führen. Die dargestellte Natur kann uns zur wahren Natur führen. Das ist der Beitrag der Kunst zum Verständniß der Natur.

Es ist diese Unterweisung ein Vorgang gewesen, der sich oft abgespielt hat. Denken wir statt vieler Beispiele an das eine klassische zum Beginn der Renaissance. Die Reliefs an Niccolo

Pisanos Kanzel im Pisaner Baptisterium sind bekanntlich deswegen so interessant, weil sie uns zeigen, welche Mühe dieser Anfänger der Renaissance gehabt hat, da, wo er die Natur sich zur Lehrmeisterin nahm; wie es ihm trotz aller Mühe nicht gelang, die Gestalten der Natur richtig zu verstehen, richtig zu kopiren, richtig in den Raum zu vertheilen; und wie ihm das Alles sofort gelingt, wie seine Darstellung sofort leicht und flüßig wird, wo er die Antike sich zur Lehrmeisterin nimmt, wo er die Antike kopirt. Die Renaissance mußte zuerst bei dieser Natur aus zweiter Hand in die Schule gehen; die lehrte sie dann auch die Natur aus erster Hand richtig verstehen, richtig darzustellen. — Oder sei es erlaubt, um ein zweites Beispiel zu bringen, von eigener Erfahrung zu reden. Nicht um den niedersächsischen Bauer besser zu verstehen, griff ich in meiner Abgeschiedenheit zwischen Moor und Haide wieder einmal zu den Gestalten nördlicher und südlicher Kunst, sondern um lange Abende auszufüllen, die nur der Sturm in den Eichen und der Schrei des Käuzchens unterbrach, um Fühlung zu behalten mit der Kultur, um sozusagen bei der reichlichen Verührung mit der Natur ein Gegengewicht zu haben durch etwas Kultur. Und welches war das Ergebnis? Das Ungesuchte stellte sich ein; die beiden Gebiete, deren Wahlverwandtschaft auf den ersten Blick gewiß nicht in die Augen springt, Kunst und Bauer reichten sich dienend die Hand. Dürer und Ostade und Rembrandt lehrten mich den Bauern verstehen, und die niederländischen Genrebilder erwiesen sich als Vorläufer ganz ebensolcher bis zur Stunde auch beim niedersächsischen Bauern noch wirklich vorhandener Genrebilder! Oder, um es wieder in dem früheren Schema zu sagen: die Kunst gab mir ihren Beitrag zum Verständniß der Natur, die Natur aus zweiter Hand lehrte mich die Natur aus erster Hand verstehen.

Denn natürlich, wenn es sich darum handelt, den nordischen Bauer zu verstehen, dann ist als Hilfsmittel dazu zu gebrauchen nur die nordische Kunst, und auch die nordische Kunst nur, soweit sie selbständig ist, nicht beeinflusst ist vom Süden, nicht hinüberschießt nach Italien. Rubens und Raffael und die ganze Antike erklären keinen nordischen Bauer. Die haben alle andere Ideale, als sie der Norden hat, der Mensch des Nordens hat.

Es sollte deutlicher gesagt werden, als es gemeinhin geschieht, daß sich die gesammte südliche Kunst alter und späterer Zeit von der nördlichen unterscheidet nicht durch eine verschiedene Behandlung

ihrer Probleme, sondern dadurch, daß beide von vornherein sich ganz verschiedene Probleme zum Vorwurf machen. Der Süden stellt etwa den nackten menschlichen Körper; er ist ihm von Anfang an ein Hauptmotiv; denn im Süden existirt der nackte Mensch wirklich, ist er wirklich vorhanden, ist er bis heute auch eine Straßenexistenz! und weiß er sich zu benehmen, zu bewegen, eben bekleidet nur von seiner Nacktheit. Michel Angelos Ignudi in der Sixtinischen Kapelle sind Selbstzweck; die zahlreichen heiligen Sebastiane sind Selbstzweck! Aber was hat dem Norden je eigentlich der nackte Mensch gefolgt! Der existirt dort nicht. Im Norden ist der nackte Mensch nur eine Atelierexistenz! Und der ganze nordische Mensch weiß sich zu benehmen nur als bekleideter Mensch. Jede seiner Bewegungen ist seit Jahrhunderten eingerichtet auf Bekleidung! Alle Nacktheit hat für die korrekte nordische Kunst nur anatomisches Interesse, nur ein zeichnerisches Interesse, nur ein Interesse zum Zwecke richtiger Zeichnung, ist für den ganzen Norden immer nur Mittel zum Zweck. Daher denn auch der große Unterschied, daß der südliche Künstler mit seinem naiven, seinem natürlichen, seinem mehr rein ästhetischen Interesse an der Nacktheit sich immer dahin entschieden hat, daß der männliche Körper mit seiner viel weiter gehenden Ausdrucksfähigkeit, mit seinem viel ausgeprägteren Muskelspiel der schönere ist, schöner als der weibliche, während der nordische Künstler mit seinem nicht von der Natur gegebenen Interesse statt zu einem rein ästhetischen immer zu einem mehr sinnlichen Wohlgefallen an der Nacktheit gekommen ist und immer, von Ausnahmen abgesehen, den weiblichen Körper für den schöneren erklärt hat. Also das ganze Problem des unbekleideten Menschen als selbständiges Problem existirt für den Norden überhaupt nicht.

Oder weiter! Schönheit, wie wir oben sagten, ist Mitgift nur des Südens, ihre Darstellung ist nur ein im Süden entstandenes Problem. Wir können regelmäßig, wenn wir von der Betrachtung der italienischen Kunst kommen und weiter gehen zu der deutschen und niederländischen, die erste Zeit nicht darüber hinwegfinden, daß uns die so gewohnt gewordene ganze Welt der Schönen fehlt, und wir können von sonst wohlgebildeten Betrachtern, die der nordischen Kunst gegenüber noch nicht den richtigen Standpunkt gefunden haben, über diesen Mangel die thörichtsten Bemerkungen hören. Darin aber haben sie recht, daß die ganze Welt der Schönheit eben fehlt. Wie jede Theaterpose im Norden gemacht und, sowie man die Alpen überschreitet, Natur ist, so führt die

ganze Welt der Schönheit im Norden nur eine Theaterexistenz, nur eine Gewächshausexistenz. Der Norden ist großartig, ist gewaltig, ist grandios, grotesk, romantisch, aber er ist nicht schön.

Ober das Problem der richtigen Zeichnung ist vorwiegend ein südliches Problem. Wir wissen, das ganze zweite Drittel des Cinquecento, Pallajuolo, Franceschi, hat nichts Großes im gewöhnlichen Sinne geleistet, keine der Nachwelt überlieferten großen Werke, aber es hat in entsagungsvoller Stille die großen Probleme der Perspektive gelöst, der Perspektive des Hauses, des Raumes, des menschlichen Körpers und des Faltenwurfes. Mehr als ein damaliger Künstler ist gestorben und hat die gefundene Lösung des Geheimnisses wieder mit ins Grab genommen, weil er zu viel beste Lebenskraft daran gesetzt hatte, um nun den Ertrag seiner Arbeit leicht hin lachenden Erben zu überlassen. Mit ganz unnatürlich eng anliegenden Gewändern umhüllt nicht bloß Signorelli, sondern, wie bekannt, lange fast Jeder seine Gestalten, eben um die schwierige und glückliche Lösung der darunter verborgenen perspektivischen Probleme des sich redenden und beugenden Körpers, eben um das nicht zu verbergen; in der schärfsten Verkürzung werden Häuserfronten, wird das aufgefundene und aufgerichtete Kreuz Christi dargestellt, um der Freude an dem neu errungenen Vermögen richtiger Zeichnung Ausdruck zu geben. Selbst Michel Angelo hat noch das Bedürfnis, diese Entdeckerfreude auszusprechen und läßt sich den Hintergrund seiner Jugendwerke selten entgehen, ohne ihn mit richtig gezeichneten schreitenden, lehrenden oder treppensteigenden Figuren anzufüllen, die mit dem Motiv des Bildes gar keinen Zusammenhang haben, die nur die Herrschaft über die Form dokumentiren sollen! Es hat der Norden nie einen derartigen Ehrgeiz nach solcher Herrschaft gehabt! Deutsche und Niederländer nehmen lange nichts dafür, Gestalten, Gebäude und Falten falsch zu zeichnen, absolut unmöglich zu zeichnen; sie sind bei Weitem nicht mit dem Eifer des Südens an die Lösung dieser Probleme gegangen. Nicht die Form war ihnen stets die Hauptsache, sondern der Inhalt; was sie an Gedanken ausdrückten, war ihnen die Hauptsache, nicht, wie sie ihre Gedanken ausdrückten. — Es sollten solche prinzipiellen Unterschiede zwischen südlicher und nördlicher Kunst deutlicher ausgesprochen werden, als es gemeinhin geschieht. —

Nun, wir haben damit gesagt, welcher Art die Ideale, die wir bei der nordischen Kunst suchen dürfen, nicht sind. Leider, möchten wir sagen, sind sie uns allzu geläufig geworden! Nun, welche

dürfen wir dort suchen, welche zeigen uns im Norden Kunst und Bauer?

Ohne Bedenken müssen wir da an erster und hauptsächlichster Stelle die Idee des Hauses nennen! Die verschiedene Bedeutung des Hauses zeigt uns die Wirklichkeit. Der Süden braucht kein Haus und hat kein Haus, wenigstens nicht ein Haus in unserem Sinne, mit seinem Zauber und seinem Segen, und der Norden braucht es und hat es. Das Kind des Südens wächst viel mehr auf in der Oeffentlichkeit als im Hause, und der Mann des Südens hat viel mehr seine Bedeutung als Mann der Oeffentlichkeit, wie als Herr des Hauses. Der Knabe des Nordens wächst im Hause auf und der Mann des Nordens hat seine Bedeutung in erster Linie als Hausherr; sollte sie haben als Hausherr, denn leider nimmt in der Kulturwelt die Idee des Hauses in ihrer Bedeutung ab, kaum zum Vortheile der Gesamtheit. Und die verschiedene Bedeutung des Hauses zeigt sich in der Kunst. Mutter und Kind hat die italienische Kunst in endloser Wiederholung dargestellt, ein Leben des Gottessohnes in einer eigentlichen Häuslichkeit aber nie. Auf den etwa fünfzig Madonnen Raffaels findet sich Joseph entweder gar nicht oder er schleicht im Gefühle vollständiger Ueberflüssigkeit im Hintergrunde umher. Das Meiste, was er thut, ist, daß er den Sohn bewundert oder anbetet, und das Allermeiste, daß er ihm auf der Palmbaum-Madonna bei Lord Ellesmere eine Handvoll Datteln reicht. Das ist Joseph im Süden! Alles Andere, aber kein Hausvater, keine Hauptperson im Hause. Wie anders in der nordischen Kunst! Greifen wir zwei Hauptbilder heraus, zwei statt vieler: Die Flucht nach Aegypten aus Dürers Marienleben und die Kast in Aegypten. Mit welcher Sorgsamkeit führt Joseph den Esel und die Kuh, selbst schwer bepackt und voauschreitend auf dem schmalen Brückenpfade. Er ist nicht die Hauptfigur im Bilde, aber er ist der, auf den Alles ankommt, auf dem Alles ruht, und dafür lohnt ihn ein dankbarer Blick Mariens. Das ist Haus, deutsches Haus! Oder die Kast in Aegypten, dieses Kleinod! Man kann gar nicht leugnen, die Gestalt des Joseph ist nicht glücklich gelungen; es ist keine Stellung der Ruhe, in der er sich befindet, und es ist keine Stellung der Arbeit: er selbst als Gestalt ist mißrathen. Aber was erzählt das Bild sonst noch Alles von ihm! Das Haus hat er wieder zum Wohnen, den Brunnen wieder zum Laufen und die Treppe wieder zum Gehen eingerichtet. Für das Kind eine Wiege und für den Boden im Hintergrunde

eine Leiter sind fertig. Jetzt kommt für das Vieh ein Trog. Wahrlich, die Engel des Himmels haben recht, solchen Fleiß zu unterstützen, und Maria hat Recht, sich nur um ihren Sohn zu kümmern; alles Andere kann ja gar nicht in besseren Händen sein. Das ist wieder Häuslichkeit; das heißt für Joseph Hausvater und in gewissem Sinne wieder Hauptperson auf dem Bilde sein, kurz, das ist Joseph im Norden.

Genau ebenso aber ist bis zur Stunde der Bauer Hauptperson auf seinem Hofe. Der Bauer führt kein öffentliches Leben und kann keins führen. Der Bauer versteht vom Deutschen Reichstage soviel wie etwa von Röntgenstrahlen, und wird, wenigstens wo er ein gesunder Bauer bleibt, noch auf lange hinaus nichts davon verstehen, und es ist sicherlich ein Irrthum gewesen, ihm eine Verfassung zu geben, die er nie hat haben wollen, gegen die er sich so oft gewehrt hat, die stets nur der Bürger hat haben wollen. Allgemeines Stimmrecht, daß Jeder gleichviel Stimme habe, das ist ihm eine Unbegreiflichkeit! Aber auf seinem Hofe, da ist der Bauer in seinem Element, da ist er der, an dem Alles hängt, da ist er weise, da kommt er vorwärts, da zeugt Alles von seinem Fleiß, wie auf dem Bilde in Aegypten Alles von Josephs Fleiß zeugt. Da hat er, um den Hof aufrecht zu halten, das drakonische Erbrecht der Untheilbarkeit, des Majorats oder Minorats, ausgedacht, das dann Adel und Fürstenthum nachgeahmt haben, weil es richtig ist. Auf seinem Hofe ist der Bauer der Hausherr, darum nennt ihn auch Niemand bei Namen, sondern der ganze Hof nennt ihn bloß „den Buern“. Wenn die Philosophie gelegentlich definirt hat, vollkommen ist, was seinen Zweck erfüllt, so sind der nordische Bauer und der nordische Joseph nicht mehr und nicht weniger als vollkommen.

Oder weiter, wie stellt die nordische Kunst in anderer Beziehung das Haus dar? Etwa in den Familienfesten der Niederländer, wo die Tische unter der Last der Speisen brechen und die Bänke unter der Last der Gäste, wo in der Küche die Hühner, Enten und Gänse gleich in Reihen übereinander gebraten werden, wo in der That Kind und Regel, wo das ganze Dorf dazu geladen ist, wo ein Gevatterkindsvetter noch ein naher Verwandter ist. Man begreift in der That, daß früher die zur Eheschließung verbotenen Grade erheblich viel weiter gingen wie heute, weil eben männiglich sich untereinander viel mehr verwandt fühlte, und daß in England, welches noch sein besonderes Sprichwort vom Hause

hat, sie jetzt noch weiter gehen wie bei uns. In der Stadt haben wir derartiges nicht mehr. Es ist eine tragische Thatsache, in der Stadt fängt das Haus an, sich aufzulösen; das Hauswesen nimmt ab und das Hotelwesen nimmt zu. Wenn ein Gast gut bewirthet werden soll, geschieht das nicht zu Hause, sondern man geht mit ihm in ein Restaurant, und wenn eine Hochzeit zu halten ist, auch wenn die Räume dazu vorhanden wären, dann zahlt man lieber etwas mehr und verlegt Alles in ein Hotel, wo am andern Tage in denselben Räumen eine andere Hochzeit ist. In der Stadt ist es anders geworden, aber beim Bauer ist es noch nicht anders geworden, ist es noch heute wie vordem, und solange das Haus ein Faktor von Werth ist, muß man doch sagen, nicht zum Nachtheile!

Oder in einer dritten Beziehung stellt die deutsche Kunst das Haus dar, in der Weite seines Umfanges, wie Knecht und Magd mit dazu gehören und wie besonders charakteristisch das Vieh mit dazu gehört. Das Vieh gehört mit zum Hause! Pferde und Ochsen schnaufen das Christkindlein in der Krippe an, um es zu wärmen, die Kaze liegt zusammengeringt zu Mariä Füßen, Hieronymus hat seinen Löwen mit im Gehäus, der Hund läuft im Weißkunig zur Taufe Maximilians mit in die Kirche, und auf wie vielen Grabsteinen ruhen die Füße des Herrn oder der Herrin auf dem schlafenden treuen Hunde. In der Stadt ist dergleichen ein Unding geworden; da sind Mensch und Thier getrennt. Aber beim Bauern sind sie bis zur Stunde nicht getrennt; beim Bauern begleitet bis zur Stunde das Gackern der Hühner etwa eine Leichenrede, und reden in eine Rede etwa auf ein junges Ehepaar die Kühe hinein mit ihres Basses Grundgewalt. Der Hund lebt vollkommen mit in der Stube. Wenn der Pastor kommt, wird er hinausgejagt: „Hund, geh rut!“, und wenn der Pastor sagt, er solle wieder reinkommen, freut es den Bauer und er hält den Pastor für einen vernünftigen Menschen. Das Vieh gehört mit zum Hause! Jedes Konfirmandenkind bestätigt es übrigens und zählt auf bezügliche Nachfrage das „liebe Vieh“ als Glied des Hauses mit auf. Es wohnt, das ist so wichtig, mit dem Menschen unter einem Dache und dankt der Thatsache seine menschliche Behandlung. Jedes Pferd und jeder Esel, die ihre mißhandelten Brüder vor einer städtischen Droschke oder vor dem Karren eines italienischen Betturino sehen würden, würden zufrieden damit sein,

im Hause eines norddeutschen Bauern ihr Leben verbringen zu dürfen. —

Kurz, um es zusammenzufassen, die Darstellung des deutschen Hauses, des Hauses in seinem ganzen Umfange mit seinen weitverzweigten Beziehungen, das ist der Kardinalpunkt, der Hauptinhalt der altdeutschen Kunst, das ist der Gesichtswinkel, von dem aus sie betrachtet, der Standpunkt, von dem aus sie gewürdigt werden muß. Und sie macht uns darauf aufmerksam, daß es auch der Hauptgesichtspunkt ist bei der Betrachtung des deutschen Bauern. Von hier aus angesehen, von seiner Häuslichkeit aus gewürdigt, erscheint uns der Bauer nicht als armer Mann, sondern man möchte fast sagen, als Einer, den der Städter in mehr als einer Beziehung Grund hat, zu beneiden. —

Aber nehmen wir die nordischen Genrebilder Deutschlands und der Niederlande nochmals zur Hand! Sie lehren uns nicht bloß die Bedeutung, die das Haus im Norden hat, sie lehren uns noch andere Ideale des Nordens! Gewiß, wir treffen auf ihnen Dinge, die uns abstoßen, die uns widerwärtig sind, die uns geradezu als *Adynata* erscheinen. Erntefeste mit einem Menschengedränge, mit einem Skandal, ja wohl, mit einem Pfeifen, Schreien, Kegelschieben, das wir allerdings als roh bezeichnen möchten und dem wir allerdings feind sein möchten; Wohnungen, Ateliers mit einer Primitivität der Ausstattung, mit einer Heringstonne als Tisch für den Farbenreiber und einem zerbrochenen Waschbottich als Sitzgelegenheit für den Maler: Adrian von Ostade hat sich mehrere Male so dargestellt; Krankenzimmer, man denke an Dürers Geburt der Maria aus dem Marienleben oder an Rembrandts Madirung, den Tod der Maria, mit einer Unruhe, bei Dürer mit 12 Personen, bei Rembrandt mit 19 Personen im Zimmer, daß wir vor allen Dingen die Geißel erheben und eine Tempelreinigung vornehmen möchten. Ja wohl, es sind für uns *Adynata*! Aber drängt sich uns nicht die eine Beobachtung zwischen all dem Wirrwarr auf: Was haben die Leute für gesunde Nerven gehabt, daß sie an all dem keinen Anstoß nahmen, daß sie das Alles nicht genirte; daß auf dem Dürerschen Bilde zwischen all dem Lärm die Wehfrau ruhig ihren wohlverdienten Schlaf schläft! Ja! was haben die Leute für gesunde Nerven gehabt! Oder noch weiter! Welch auserlesenen Schmutz finden wir in den Räumen! Zimmer, die acht Tage nicht gefegt und acht Wochen nicht gelüftet sind. Selbst bei Tenins, dem doch sonst so Hofmännischen, Geleckten möchte man sagen, liegt in seinen

Rüchensbildern die Hälfte der Speijen einfach auf der Erde, auf dem Fußboden; die Menschen leben überhaupt halb auf der Erde. Und bei den verschiedenen Mahlzeiten die Manier, die Ueberreste, ausgeessene Muscheln und abgeessene Knochen, einfach unter den Tisch zu werfen, den Hunden zur Nachlese! Und gar, was wir meinen wirklich als roh bezeichnen zu dürfen, die vielen Gäste, männlich und weiblich, die des Trinkens und Rauchens zu viel gethan haben und nun auf den Bänken liegen u. s. w., daß man in der That sich beleidigt abwenden möchte! — Nun, thun wir es wieder nicht, halten wir aus! Denn das ist zu beachten, ist das Alles, was uns die Bilder zeigen?! Zeigen sie uns nicht erstens immer und immer wieder: Was haben diese Leute für gesunde Nerven gehabt? Und zeigen sie uns nicht weiter, daß das eben die äußerste Grenze der Erzeße ist, die damals und dort vorkamen? Zeigen sie uns nicht, daß die damalige nordische Genremalerei eine Art Stolz haben konnte, auch sie darzustellen, weil sie damit eben dann am Ende war, weil sie dahinter, darüber hinaus Schlimmeres nicht darzustellen hatte, weil sie die ganze Welt von traurigen Genremotiven, von denen so häufig unsere Kulturwelt, und wir müssen sagen, leider auch unsere Kulturkunst voll ist, verlorene Söhne und Töchter, zerfallene Ehen oder leichtsinnig ruinirte Ehen, Verzweiflung um wer weiß was für nichtige Dinge, Betrügereien, Meineid, Lebensmüdigkeit, weil sie die ganze Welt solchen erst wirklichen Elendes, solcher erst wirklichen Nothheit, solcher doch erst wirklich trüben Genrebilder, die dann kamen, weil sie die überhaupt nicht besaß! Wie oft aber zeigt uns die damalige Kunst, und das ist ihre Größe, davon das Gegentheil, wenn wir nur offene Augen dafür haben, zeigt sie uns ein anspruchsloses, unbekanntes, aber in seiner Naivetät nur um so zuverlässigeres, andauernd gutes Einvernehmen zwischen Mann und Frau, zwischen Nachbar und Nachbar, ein freundliches, trauliches Spiel zwischen Kind und Thier, keine Quälerei, wie auf so mancher italienischen Madonna der Jesus- oder der Johannesknabe ein Lamm oder einen Vogel malträtirt, man denke nur an Raffaels Stieglitz-Madonna: zeigt sie uns Bescheidenheit und Zufriedenheit, nicht bloß des Bauern, sondern auch, wie wir sahen, des Künstlers, des Gelehrten in der Armuth, wie sie uns heut zu Tage unbegreiflich ist! Sowohl reine Wäsche, reine Stuben und reine Gewänder enthalten uns die Bilder vor, dafür aber bieten sie uns reine Seelen. Brüderie liegt ihnen ferne, aber eine gesunde Lebenslust ist ihr Eigenthum.

Scherz und Humor zeigen sie uns, aber nie Ironie und Satire. Frische Lebensfreude und Lebenslust zeigen sie uns in Menge, aber es ist genau, wie Faust sagt: Zufrieden jauchzet Groß und Klein! Es ist eine zufriedene Lebensfreude, eine Lebensfreude, die aus innerer Zufriedenheit hervorstößt, die nicht dazu dienen soll, innere Herzenszerrissenheit einen Augenblick zu verdecken und zu vergessen; es ist kein Grün, das auf Gräbern sprießt.

Also gewiß, um es zusammenzufassen, das nordische Genrebild redet zu uns, kurz und gut, durch seinen Schmutz; aber das ist nicht seine einzige Rede, das ist nur die Schale. Es redet auch zu uns durch seine Nervenstärke, und es redet, wenn wir ernsthaft Menschen sind, besonders zu uns durch seine gesunde Lebenslust, seinen Frieden, seine Zufriedenheit, diese seine Güter im ärmlichen Gewande, diese seine Höhe in seiner Niedrigkeit, und es redet endlich am lautesten zu uns durch sein Schweigen über so viele Dinge, über die heutige Mater reden, und wenn wir endlich über den Superlativ noch einen Superlativ setzen sollen, am allerlautesten dadurch, daß dieses letztgenannte Schweigen gar kein Verschweigen, gar kein bloß nicht Sagen dieser Dinge ist, sondern daß es ein überhaupt nicht Wissen derselben ist! Das ist sein Kern, das ist seine höchste Größe.

Es sind alles nordische Ideale, die die südliche Kunst nicht hat, sind Ideale, wie sie auch nur eine noch auf Naturboden erwachsene Kunst haben kann. Italiens Renaissance war eine Kulturkunst, hatte solche Ideale nicht und konnte sie nicht haben, wie sie unsere Kunst des neunzehnten Jahrhunderts nicht hat und nicht haben kann.

Darum gewiß, sollen wir stolz sein auf unsere alten sogenannten niederen Genrebilder. Ohne Zweifel, sie verdienen die Preise, die Hunderte und Tausende von Mark, die ein einzelner Holzschnitt, eine einzelne Leinwand erzielt, nicht bloß als alte Kunstwerke; sie verdienen sie um ihres Inhaltes willen, um der gesunden Luft willen, die aus ihnen uns entgegenweht.

Und wir sollten doppelt stolz sein darauf, daß wir solche Luft, solche Leute, solche von Gesundheit und innerer Lebenskraft strotzende Lebensanschauung bis heute noch haben in unseren Bauernschlägen. Wie die glühende Abendsonne in der weiten norddeutschen Tiefebene untergeht und sich im nichts sagenden schwarzen Moorsumpfe spiegelt, ihn mit Gold und Blutroth übergießend, zum Schauspiel, das uns das Auge und den Schritt fesselt; oder, um ein ganz

anderes Beispiel zu gebrauchen, wie im Gottessohne eine uns sonst nicht nahegetretene Gottheit und Hoheit sich mit dem unscheinbarsten Gewande vermählt hat: so tritt uns ähnlich der Bauer entgegen: Unscheinbar und groß! Es müßte ein schlechtes Zeichen sein für Einen, der unter ihm zu leben hat, wenn ihm nur erst einmal die Augen für diese Welt geöffnet sind, wenn ihm nur erst einmal der Staar dafür gestochen ist, wenn er von dem Tage an trotz Schmutz und Dürftigkeit und Unzulänglichkeit über ihn nicht geradezu in Begeisterung gerathen, in ihn nicht geradezu sich verlieben müßte. —

Ueber eine durchaus spezifische Eigenschaft des Bauern klären uns die Werke der Malerei allerdings nicht auf; wir werden unten sehen, darüber können sie uns nicht aufklären: das ist, wenn wir so sagen sollen, die Einfachheit der Linienführung in seiner Weltanschauung. An die Stelle der Malerei tritt die Poesie. Wenn wir unserer ersten poetischen Blütheperiode gedenken, so tritt uns bei den Charakteren derselben auf den ersten Blick ja ein Doppeltes entgegen, was sie eben durchaus zu mittelalterlichen Menschen macht und durchaus von modernen Menschen unterscheidet. Das tritt uns entgegen, daß sie an Zahl viel weniger Ziele und Leidenschaften in ihren Seelen beherbergen, daß sie diese aber mit einer ganz anderen Energie festhalten und zu einer ganz anderen Größe entwickeln: wenige große Linien; wenig Linien, die aber vollständig ausschwingen: Einfachheit der Linienführung, wie wir sagten. Ein Haß, wie der Hagens und Priemhilds, der das ganze Werk durchzieht, das sich doch nicht in den aristotelischen Zeitgrenzen hält, eine Liebe, wie die Gudrun's, die dreizehn Jahre lang währt, ein Festhalten an abenteuerlichen Plänen, wie es sich in so vielen mittelalterlichen Dichtungen wiederholt, bis zur Absurdität, solche Treue, wie man oft kurz sagt, die ist mittelalterlich, die ist nicht modern. Der moderne Mensch hat viele Gedanken, aber sie schwingen nicht aus; seine Pläne und Entwürfe sind in der That vergänglich; kaum geboren, werden sie schon von anderen abgelöst, oder wenigstens durchbrochen, gekreuzt, in eine andere Richtung gelenkt! Wir wissen nicht, ob es berechtigt ist, aber es ist verführerisch, solche Veränderung im Charakter des Menschen gleichzusetzen mit der Veränderung seiner Liebe für die Natur, und an dieser Stelle an die Liebe zu denken, die das Mittelalter für Italien hatte mit seiner bekannten Einfachheit der Linienführung, die uns jeder Maler, jede Photographie bestätigt; und dem gegenüber an die

Liebe des neunzehnten Jahrhunderts zu den Alpen und den norwegischen Bergen, wo eben keine Linie ausschwingt, sondern im phantastischen Bildzack die Silhouette der Berge auf- und abgeht. Das Mittelalter ist auf seinen zahlreichen Römerzügen über die Alpen immer mit derselben Empfindung des Grauens und des Entsetzens gezogen, mit der schon Hannibal sie überschritt. Der moderne gute Ruf der Alpen ist noch keine hundert Jahre alt.

Nun aber, abgesehen von diesem Vergleich: das steht jedenfalls fest, in derselben Einfachheit und Großartigkeit der Linienführung, in der die Gestalten unserer alten Poesien vor uns stehen, in der lebt der Bauer, wo er rein erhalten ist, noch heute. Die Fähigkeit, mit der er an Allem festhält, was ihm seine Vorzeit überliefert hat, an dem alten Hausbauplan, an der alten Landesbesiedelung, an der alten Kleidung und Nahrung, an der alten Sprache, obgleich sie aus Schule, Kirche und Literatur verbannt ist, an den alten Sagen, Märchen, Liedern, Räthseln, Sprichwörtern, das Mißtrauen, ja der Troß, womit er sich dagegen wehrt, daß eine Neuerung in seinen Lebenskreis, ein neuer Baustein in seine Weltanschauung hineingefügt werde, sein unentwegtes: Herr Pastor, wi wilt et man bin Oen laten! was ist das Anderes, als der naive aber nur um so wichtiger Instinkt, eben die wenigen alten Linien in der Seele zu haben und zu behalten, aber die durch die Jahre, durch die Jahrhunderte hindurch ausschwingen zu lassen!? Der Bauer ist noch heute ein mittelalterlicher Eisenschädel, wie Hagen einer war und wie auch Kriemhild einer war: die wären auch für Neuerungen von Seiten ihres Seelsorgers kaum zugänglich gewesen! Der Kulturmensch von seinem Standpunkte aus, natürlich! hat keine Würdigung für solche Beharrung. Dem Bauer ist eine Sache gut, wenn sie alt ist, dem Kulturmenschen, wenn sie neu ist. Deshalb hat er keinen Sinn für solche Beharrung und nennt sie Eigensinn, Halsstarrigkeit oder Indolenz: Wenn unsere großen Epen uns dergleichen verkörpern und zu klassischer, imposanter Großartigkeit erheben, dann werden uns solche Reste aus einer anders gearteten Vergangenheit verständlicher, stehen sie vor uns, wie die Trümmer der alten Kaiserpaläze, an denen die Stürme der Jahrhunderte rütteln! Nur, wie gesagt, die Malerei verkörpert uns dergleichen nicht, und, müssen wir bedenken, kann uns dergleichen nicht verkörpern und nicht erklären, denn wie der Laotsoon uns lehrt, die Malerei stellt Zustände dar und die Poesie Handlungen: ein

Bild schildert nur einen Moment, nur einen Punkt; um die Schwingungen einer Linie darzulegen, dazu müssen, wie die Poesie es thut, Zeitläufte geschildert werden. —

Indeß, zum Schluß nimmt uns doch die Malerei nochmals bei der Hand, um uns last not least, das Gesicht des Bauern zu erklären, dieses derbe, unschöne Gesicht; die Malerei und die Skulptur. Vergegenwärtigen wir uns die Porträts von Dürer und den Kleinmeistern, von Holbein und von den früheren niederländischen Porträtisten, und vergegenwärtigen wir uns so manche Dekorationsfigur von den gothischen Danen, die auch alle Porträtähnlichkeit an sich tragen, so fällt uns auf den ersten Blick auf, es sind dieselben Züge, die je nach dem verschiedenen Ursprung des Kunstwerkes bis heute der Bauer der verschiedenen deutschen Gauen trägt, dieselben derben, grobknochigen, großlinigen Züge, wie wir sie oben beschrieben. Es ist zu beachten, die Dargestellten sind ja wohl fast ausnahmslos nie Bauern gewesen, sehr oft aber vielmehr Persönlichkeiten aus hohen und höchsten Kreisen, von Thronen und von den Stufen der Throne, aber es liegt eben wieder die schon oben berührte Thatsache von der größeren Gleichheit der Menschen vor dreihundert Jahren und von der größeren Verschiedenheit derselben heut zu Tage vor. Worin diese heutige Verschiedenheit im letzten Grunde liegt, auf welchen einzelnen Zügen sie beruht, das läßt sich nicht so einfach sagen, das würde noch besonderer Studien bedürfen; Thatsache aber ist sie, das lehrt uns der erste Blick. Thatsache ist es: Fürst und Bauer haben heute verschiedene Physiognomien und hatten damals dieselbe. Um nur einige Beispiele zu bringen! Dürers Vater, ein Goldschmied, in der Pinakothek, seine Mutter, eine Goldschmiedstochter, auf der bekannten Handzeichnung im Kupferstichkabinet zu Berlin, Michael Wohlgemuth in der Pinakothek, das angebliche Porträt Imhofs, des Bankiers Dürers, im Prado, Dürers schönstes Bildniß, die männlichen Bildnisse Dürers im Louvre, die berühmte Handzeichnung des Kaiser Maximilian in der Albertina; oder weiter Holbeins Bürgermeister Meyer in Basel, dessen Herzog von Norfolk in der Windsor-Gallerie, dessen beide Godsalves, Vater und Sohn, in der Dresdner Gallerie, desselben John Chambers, eines Arztes, in der Wiener Gallerie, seine Herzogin von Suffolk in der Handzeichnungen-Sammlung zu Windsor Castle; oder weiter Cranachs Lutherbilder und seiner Frau Bilder, oder gar die Bilder von Luthers Eltern, desselben unbekanntes männliches Bildniß im Brüsseler Museum

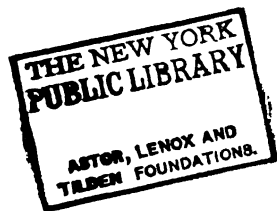
20. 20., die Zahl ließe sich bei Deutschen und auch bei Niederländern ins Ungemessene steigern: es sind alles moderne Bauerngesichter; Jeder, der solche kennt, wird es bestätigen! Fürst und Unterthan hatten damals dasselbe Gesicht; und, was so merkwürdig ist, so oft auch Mann und Frau! Die zunehmende Differenzirung der Geschlechter in Allem, in Bildung, in Beruf, in Gestalt, in Kleidung und eben auch im Gesicht, sind ein Wert zunehmender Kultur und war seiner Zeit nicht in dem Maße vorhanden wie heute. Eine große Anzahl Männerköpfe könnten Frauenköpfe sein und Frauenköpfe könnten Männerköpfe sein, auf den Bildern und in der Wirklichkeit. Und auch das ist zu beachten, die Frau, wie sie überhaupt der konservativere Theil des menschlichen Geschlechtes ist, ist es auch in Bezug auf die Gesichtszüge. Wir haben ausdrücklich von den niederländischen Porträtisten als zur Heranziehung geeignet bezeichnet nur die früheren, es sind die weniger bedeutenden, Massys, Peter Brughel d. Ä., Mabuse. Bei den späteren, den großen, Rembrandt, Hals, Helst, Rubens, van Dyck, Miereveldt, Keyser 2c. finden wir nichts mehr zur Erklärung des heutigen männlichen Bauerngesichtes; die männlichen Gesichter sind bereits anders geworden; aber die Frauengesichter haben noch den alten Typus bewahrt. Van Dycks Regentenbilder bieten uns kein Material mehr zum Verständniß des heutigen Bauerngesichtes; aber seine Vorsteherinnenbilder sind noch die heutigen Bäuerinnen. So läßt sich auch für das Gesicht des Bauern, das uns, wenn wir zuerst näher mit ihm bekannt werden, so seltsam berührt, seine ganze Eigenheit und seine Eigenthümlichkeit in das eine Wort zusammenfassen: es ist bis zur Stunde ein mittelalterliches Gesicht. —

Mittelalter: das ist das richtige Wort zur Erklärung des ganzen heutigen Bauern. Der Bauer ist bis zur Stunde in seinem Aeußeren und Inneren ein mittelalterlicher Mensch: daher auch auf die einfachste Weise die guten Dienste, die uns die deutsche Kunst früherer Jahrhunderte zu seinem Verständniß leistet. —

Dieses Verständniß ist leider weniger vorhanden, als es vorhanden sein sollte. Der moderne Deutsche strebt zur Stadt hin, und das Landleben ist bis auf die vier Wochen frische Luft, die er jährlich seinen Nerven gönnen muß, ein gemiedenes Leben und eine terra incognita. Und die vier Wochen verlebt er noch dazu im Großstadthotel und wenn er Tags über im Walde ist, Morgens und Abends doch wieder im Großstadthotel! Weil Deutschland

seinen Bauern nicht kennt, weil es ihn für so eine Art Landproletarier hält, ist es seit fünfzig Jahren beschäftigt, unter der Flagge der Bildung, der Hebung, und wie die Schlagworte alle heißen, ihn gewaltsam und künstlich zu Grunde zu richten; man kann nicht umhin, in aller Einfachheit und Sachlichkeit dies auszusprechen. Deutschland wird, wenn ihm das endlich gelungen sein wird, zu spät erkennen, daß es damit nicht mehr und nicht weniger als den Ast abgesägt hat, auf dem es Jahrhunderte lang so sicher saß, und zu spät die Hände ringen über den Verlust eines so vortrefflichen Standes.

Es sollte vor ihm Ehrfurcht haben als vor einem Stande, der sich, wie er ist, fast unverändert aus dem Mittelalter herschreibt, der so, wie er ist, Deutschlands ältester Stand ist. Wir konserviren doch sonst alle Reste des Mittelalters! Neuzeit haben wir genug in Deutschland, daß wir nicht noch diese letzten Quadratmeilen Natur zu kultiviren brauchen! Und es sollte vor ihm Achtung haben, ganz gewöhnliche Achtung vor dem Manne mit der geflickten Jacke und der schwieligen Hand, weil er eben nicht so eine Art Landproletarier ist, sondern weil er in seiner Mitte sittliche, moralische Güter besitzt, die der Kultur vielfach längst verloren gegangen sind. —



Ist Goethes „Egmont“ ein historisches Drama?

Von

Richard M. Meyer.

Goethes „Egmont“ gehört weder als Kunstwerk noch als „Dokument“ zu den bedeutungsvollsten Leistungen des Dichters. Es besitzt weder die strahlende Gedankenfülle des „Faust“ noch den großartigen Stil des „Lasso“, es zeugt nicht, wie der „Prometheus“ für den Gemüthszustand des Autors und nicht, wie der „Götz“, für die Stimmung der ganzen Nation. Die besondere Bedeutung dieses Dramas liegt vielmehr in seiner dramatischen Eigenart. „Egmont“ ist der Durchgangspunkt vom historisch-individualisirenden zum typisch-charakterisirenden Drama Goethes.

Wir pflegen zwei Hauptgattungen der Tragödie oder noch allgemeiner des ernsten Dramas zu unterscheiden: das historische und das bürgerliche Drama. Es steht mit dieser Eintheilung wie mit den meisten innerhalb der Kunstlehre. Einwandsfrei ist keine, aber fast überall zeigen die althergebrachten eine stärkere Lebenskraft als die neueren. Die naive Sonderung, die von einem besonders charakteristischen Merkmal ausgeht, ist nie erschöpfend, aber immer sehr brauchbar; die aus ästhetischen oder historischen Gesichtspunkten hervorgeküllelte Gruppierung ist zuweilen sehr logisch, manchmal sehr geistreich, kaum je recht praktisch verwendbar. So liegt es auch hier. Wir geben durchaus zu, daß die beiden Gattungen sich nicht ganz streng scheiden lassen, und werden dafür selbst ein illustres Beispiel bringen; aber den wesentlichsten Punkt giebt unseres Erachtens keine Eintheilung schärfer als diese. Nur

ziehen wir für „bürgerliches Drama“ den allgemeineren Ausdruck „soziales Drama“ vor, dem wohl Hettner in seiner glänzenden kleinen Schrift über das moderne Drama (1852, 188 S.) zuerst zu weiterer Anwendung verholfen hat.

Das historische Drama ist die dramatische Wiedergabe eines historischen Moments oder Verlaufs. „Historisch“ ist natürlich Alles, was dafür in dem Bewußtsein des Dichters und seines Publikums gilt. Die Schicksale der Atriden waren für Athen so gut historisch wie die Thaten Wilhelm Tells für Weimar. — Das soziale Drama bringt dagegen die dramatische Wiedergabe eines typischen Moments oder Verlaufs. Auch hier gilt dieselbe Bemerkung. Ob der Vorgang vor dem Auge des Kulturhistorikers typische Geltung hat oder nicht, darauf kommt es nicht an, sondern, ob er so aufgefaßt wurde. Die Zustände, die Gerhart Hauptmann in seinem Erstling „Vor Sonnenaufgang“ schildert, mögen manchem Kritiker als durchaus pathologische, vereinzelte, keineswegs typische Zustände erscheinen, mögen es vielleicht auch sein. Der Dichter aber wollte damit ein Bild sozialer Durchschnittsverhältnisse geben. Das entscheidet.

Nun aber wird sofort klar: das historische Drama kann den Einzelfall typisch behandeln, das soziale kann einen historischen Fall als Grundlage benutzen. „Wilhelm Tell“ ist ein Drama des Freiheitskampfes geworden und jeder Krieg gegen Unterdrücker scheint uns in Schillers großartiger Darstellung einer einzelnen Volkserhebung abgepiegelt. Und „Kabale und Liebe“ würde nicht aufhören, eine soziale Tragödie zu sein, wenn der Dichter eine wirkliche Liebesgeschichte etwa zwischen der Tochter eines Stuttgarter Hofmusikus und dem Sohn eines württembergischen Ministers benutzt, und zwar treulich benutzt hätte.

Es ist also deutlich, daß die beiden Gattungen sich berühren — so eng berühren, daß zuweilen das Urtheil schwanken kann, wo wir ein Drama einweisen sollen. Man streitet darüber, ob „Othello“ und „Romeo und Julia“ soziale Tragödien zu nennen seien oder nicht. Und das liegt auf der Hand, daß man die Frage nicht etwa (wie man es früher wohl gethan hat) nach dem Rang der auftretenden Personen entscheiden kann. Die zahlreichen Künstlerdramen z. B., Dehlenschlägers „Correggio“, Laubes „Karlschüler“, Wildenbruchs „Marlowe“, gehören der historischen Gattung an, ob nun (wie bei Laube) ein Herzog darin auftritt oder nicht. Und das Trauerspiel Björnsons, das nach seiner Hauptfigur

„Der König“ heißt, ist durchaus eine soziale Tragödie. Der König geht hier an seiner Stellung zu Grunde, an dem Konflikt zwischen seiner Liebe und den Anfeindungen, die ihm aus seiner königlichen Würde erwachsen; als Privatmann könnte er glücklich lieben und freien. An diesem Charakter des Stücks ändert auch der Umstand nichts, daß der norwegische Dichter verschiedene Eigenschaften und vielleicht auch Erlebnisse des jetzigen Königs von Schweden seinem „König“ geliehen hat.

Das beweist aber Alles nur, daß es Uebergänge giebt wie überall, wie von Pflanze zu Thier, wie von Thier zu Mensch; womit wir aber durchaus keinen Rangunterschied der beiden dramatischen Gattungen andeuten wollen. Wir müssen uns nur nochmals daran erinnern, daß wir für entscheidend nur die Auffassung des Dichters selbst ansehen können. Das betrifft eben nicht bloß die „Fabel“ des Stückes, sondern auch die Behandlung. Ob die Handlung des Stückes als historisch oder typisch von dem nachwägenden Kritiker befunden wird, darauf kommt es wieder nicht an. Liegt das Hauptinteresse des Autors in den einmaligen, den „historischen“ Verhältnissen oder in den dauernden, den „typischen?“ Denn Antheil an beiden hat jeglicher Vorgang, den wir irgend lesen, erleben, erfinden können. „Jeder Charakter“, sagte Goethe zu Eckermann, „so eigenthümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn Alles wiederholt sich, und es giebt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.“ Ebenfowenig giebt es aber auch einen Charakter, einen Vorgang, irgend etwas „Darzustellendes“, das nicht irgend durch besondere Umstände mitbestimmt wäre, das nicht neben der allgemeinen seine historische Seite hätte. Die Tragödie des Kampfes zwischen Vater und Sohn ist, wenn irgend einer, ein typischer Vorgang; aber sie nimmt ihre besondere historische Färbung an, nicht nur, wenn sie an Peter dem Großen und Alexis, oder an Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich dargestellt wird, sondern auch wenn sie Hebbel in „Maria Magdalena“ in das Milieu eines durchschnittlichen Bürgerhauses verlegt.

Es steht hier mit der historischen Kunst nicht anders, als mit der Kunst der Historie. Es ist sicher, daß der Einzelne nur auf der Grundlage eines gefestigten Verständnisses der politischen, sozialen, kulturellen Verhältnisse seiner Zeit verstanden werden kann; aber es ist wohl nicht minder sicher, daß nur der ein Historiker ist, der an der unendlichen Fülle der wechselnden Einzel-

gestaltungen seine Freude hat. Hierin viel mehr, als in seiner berühmten „Methode“ liegt die Größe Kantes, hierin die unvergängliche Frische in den Schilderungen großer Historiker wie Tacitus, Machiavelli, Mommsen — mögen sie sonst in jedem Punkt der Auffassung von einander abweichen. Und hierin liegt auch die Größe und der Reiz des historischen Dramas, den alle blaffen Theorien ihm nicht rauben können. Auch das Geschichtsbild haben moderne Dogmatiker für todt erklärt; findet sich aber ein Meister, den der unendliche Wechsel der Erscheinungsformen für Krieg und Friedensschluß, für Volksversammlung und Fest so mit lebendiger Lust erfüllt, wie er Rubens oder Menzel — gewiß zwei gründlich verschiedene Naturen! — beseelt hat, dann wird auch das historische Gemälde wieder eine Bedeutung haben, die höfische Aufträge und pedantische Ausführung ihm freilich nicht verschaffen können.

Diese Freude nun an der Buntheit der Erscheinungen, an der Individualität der historischen Personen und Momente besitzt Schiller wie Wenige. Sie entfaltet sich gern breit und prunkvoll und wird über technische Absichten hinaus Selbstzweck in jenen festlichen Aufzügen der „Jungfrau,“ im Bankett des „Wallenstein,“ in der Tagssagung des „Tell,“ ja in dem ganzen kleinen Meisterwerk „Wallensteins Lager“. Die bloße Freude am Beschauen typischer Vorgänge in ihren von Zeit und Ort bedingten Sondergestaltungen spielt hier überall mit: dem Historiker ist es ein Genuß, die Adelsversammlung im „Demetrius“ mit der Volksgemeinde im „Tell“ zu vergleichen und hier wie dort die Macht einer starken Persönlichkeit über die Menge, die Regungen der Sonderinteressen, Eigensinn und Ueberredung am Werk zu sehen — die gleichen Erscheinungen, aber in wie verschiedenen Formen! Diese Freude kannte Goethe auch einmal, als er den „Götz“ schrieb — ein historisches Drama im strengsten Sinne, geboren aus der Lust an einer originellen Erscheinung auf bedeutendem Hintergrunde und ausgeführt als volle dramatische Porträtstudie. Aber seine eigentliche Natur wies in andere Richtung, wies mit Entschiedenheit zum typischen, zum sozialen Schauspiel. Sicherlich, die Fälle der Erscheinungen dieser belebten Welt zu betrachten, war ihm, wenn irgend Jemandem, Genuß, ja Andacht; und mit beredteren Worten hat Niemand dieser Lust Ausdruck geliehen als er: im Gesang der Erzengel, in den Weisen des Erdgeistes, im Lied des Lynceus:

Ihr glücklichen Augen,
 Was je ihr gesehen,
 Es sei wie es wolle,
 Es war doch so schön!

Schließlich aber ward ihm doch die Betrachtung des Einzel-
 falles immer Mittel zum Verständniß der Norm und in der
 klassischen Gestaltung, im Typus sah er vollendet, was in den tausend
 anderen Gestalten ihm nur undeutliches Abbild der ewigen Geseze
 schien. Wie er aus hundert Palmen sich die Urpalme aufbaut
 und nun gleichsam in jeder Palme jene hohe Idee verehrt, so
 wandelt er auch die historischen Einzelfälle zu typischen Vor-
 gängen. Sie mögen an sich noch so interessant sein — das
 Dauernde ist ihm interessanter. Das Schicksal des „Tasso“ —
 welche Fülle von Interesse bietet es dem Historiker! In Renaissance-
 bildern mag er schwelgen, die ganze reiche Stala der italienischen
 Dichtkunst jener Tage anschlagen, Tasso wandern lassen von dem
 ultramontan-monarchischen Neapel nach dem liberal-kleinfürstlichen
 Ferrara und dem päpstlichen Rom! Nicht einmal Lessing, so
 streng und nüchtern er in der Beschränkung auf das Nöthigste
 war, hatte es sich versagt, Ettore Gonzaga im Gespräch mit dem
 Maler vorzuführen. Was bleibt davon bei Goethe? Nur so viel
 als nöthig ist, damit wir Tasso ganz begreifen und sein Schicksal.
 Es ist eine typische Tragödie: ein Dichter geht an der Wirklichkeit zu
 Grunde. Sie ist in lebendige Wahrheit getaucht: kein abstrakter
 Poet ist es wie oft bei den Romantikern und keine zeitlose Zeit,
 wie etwa in Tiecks „Kaiser Octavianus:“ es ist der historische
 Tasso, der vor uns steht, und das historische Ferrara, wie mindestens
 Goethe es auffaßte, mit seinem Herzog, seinem Minister, seinen Frauen,
 mit seinem Palast und seinen Gärten. Aber nirgends wird die
 Schilderung dieser Zustände Selbstzweck, nirgends Hauptfache; und
 wir fühlen, der ewige Gegensatz zwischen den Tasso und den
 Antonio ist die Seele des Dramas, nicht die Nachempfindung be-
 stimmter historischer Erscheinungen. Ebenso, und sogar in noch
 höherem Grade, in der „Sphigeneie“; ebenso, und bis zum Mangel
 gesteigert, in der „Natürlichen Tochter“, wo das große, mächtige
 Zeitereigniß der französischen Revolution ganz verdeckt wird von
 den Falten eines klassisch stilisirten Gewandes. Und die gleiche
 Entwicklung vom ersten zum zweiten Faust: dort die behaglich
 breiten Zustandsschilderung des Osterspaziergangs mit der Hexe, den
 Burtschen, den Landsknechten; hier nur das allgemeinste Kostüm:

Mittelalter in der „Helena“, Renaissance am Kaiserhof, aber keinerlei Einzelheit der Tracht, der Sitte, der Lebensauffassung.

Für diesen Uebergang nun ist der „Egmont“ charakteristisch. Und er wird damit charakteristisch für die Entwicklung des neueren Dramas überhaupt.

Goethe beschäftigte sich früh mit der niederländischen Kunst: sie brachte ihn auch zum Studium der niederländischen Geschichte. Im Herbst 1775 liest er die Geschichte ihres Unabhängigkeitskrieges die der Jesuit Strada geschrieben. Rasch entsteht der Keim zu der Arbeit. Ohne Zweifel stand Egmont von Anfang an im Mittelpunkt; aber nicht mit Egmont-Szenen scheint Goethe die Dichtung begonnen zu haben. Das „Gegenpiel“ nahm er zuerst in Angriff. Szenen der Regentin, Albas; der vierte Akt, die Katastrophe, hielt ihn am längsten auf. 1776, 1778, 1781 beschäftigt er sich mit dem Werk; aber erst im Juni 1787, auf dem zweiten römischen Aufenthalt vollendet er es. „Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüthes nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben!“ Gewiß eine erstaunliche Leistung! um so erstaunlicher, als in die Mitte der Arbeitszeit die große Wandlung in Goethes Welt- und Kunstanschauung fiel, die durch die italienische Reise zum Theil vollendet, zum Theil nur Goethe zum klaren Bewußtsein gebracht wurde.

Alle Dramen Goethes gehen von einer Hauptfigur aus. Das ist freilich die Regel wohl bei allen großen Dramatikern; bezeichnend ist nur, daß für Goethe der ganze Mensch, sein ganzes Sein die Grundlage des Interesses bildet. Lessing interessirt sich nicht für Nathan schlechtweg, sondern zunächst nur für Nathan, wie er die Fabel von den drei Ringen erzählt; Schiller nicht für das ganze Wesen Tell's, sondern für seine That. Nur so weit ihr Wesen für jene Erzählung, für diese That Vorbedingung ist, interessirt es sie. Anders Goethe. Egmont's Leistungen und eigentlich auch sein Tod sind ihm — kaum ist es zu viel gesagt — Nebensache. Sein Wesen fesselt ihn. Und so könnte er zunächst hier historischer scheinen als Schiller. Es wäre Schein. Denn eben weil Egmont eine typische Figur ist, erregt er Goethes Interesse, wie Sokrates, Muhamed, Prometheus, wie Eugenie in der „Natürlichen Tochter“ oder Cagliostro im „Großtaphä“ es erregt hatten. Als Typus, nicht als Individualität fordert Egmont Beachtung von dem Dichter.

Und hierin liegt das ganze Schicksal der dramatischen Figur begründet. Auch für Goethe erwuchs das Drama, wie wohl jedes echte Drama erwächst, aus einer bestimmten, deutlich angeschauten Situation; es war die Szene zwischen Egmont und Dranien. Aber thut hier der Held etwas? Ist er in einer dramatischen Situation wie der belagerte Gök, wie der in arge Bedrängniß gesetzte weise Jude, wie Maria Stuart, da sie im Zornesausbruch vor Elisabeth die Gnade der Königin verscherzt? Nein, es ist eine reine Gesprächsszene. Die Charaktere exponiren sich; richtiger: Dranien hilft, Egmonts Charakter aufs Deutlichste zu exponiren. Aus diesem Bedürfniß also, den Charakter des Helden in seiner vollen „symbolischen“ Bedeutung zu entwickeln, ist das ganze Drama entstanden.

Ich muß wiederholen, was ich in meiner Goethe-Biographie über den meines Erachtens entscheidenden Moment geschrieben habe:

„Goethes Duelle berichtet von einer Unterredung, in der Dranien den Grafen warnt, und, gewiß ihn nie wiederzusehen, mit thränenden Augen von ihm scheidet. Und Egmont fiel, Dranien aber siegte. Ist hier von jener Unbedenklichkeit, mit der Goethes Held dem Verderben in die Arme läuft, wenigstens ein Keim gegeben, so war gleichzeitig ein allgemeinerer Gegensatz hier angedeutet. Die glückliche Unbesonnenheit der Jugend, die vor Allem leben will, stößt Schritt für Schritt auf die warnende Bedenklichkeit des Alters, die vor Allem nicht irren möchte. Ein Widerstreit, wie ihn Goethe gerade damals, als er an den Hof nach Weimar wollte, mit den Besorgnissen seines Vaters durchkämpfen mußte, wird seinem feurigen Geist hundertmal begegnet sein. Daran entzündet sich das Interesse für Egmont. Ganz in diesem Geleise läuft das große Zwiegespräch. Egmont ist voll von jener Lebensfreude und Thatenlust, die wir in allen Goetheschen Dramen dieser Zeit als einen zentralen Begriff treffen; er will das Leben nicht so ernsthaft nehmen, daß er die Freude daran verlieren sollte. Er darf sterbend zu Ferdinand sagen: „Ich lebe Dir, und habe mir gelebt. Eines jeden Tages hab ich mich gefreut, an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen sie mir zeigte.“ Der ernste Dranien dagegen rettet wohl das Leben und mehr als das Leben, aber genossen hat er es nie. — Diese Verwandtschaft also ist es, die den historischen Egmont dem Dichter nahe bringt. Wir haben sein eigenes Zeugniß, daß Blut von seinem Blute in den Adern dieses Helden rollt, wie in denen Berthers und Tassos. Nun, seine Existenz war reich und merk-

würdig und er konnte den Egmont der Geschichte, einen Helden wie hundert andere, aus seinem Reichthum ausschalten, bis er eine unsterbliche Figur ward.“

Wir sehen jetzt, glaube ich, die Entwicklung deutlich vor uns. Egmont erregt Goethes Interesse, weil er sich zu jenem Egmont des Grafen von Oranien einer inneren Verwandtschaft bewußt wird. Noch konnte jetzt die Tragödie eine rein historische werden; sie wäre es vielleicht geworden, wenn der Dichter gleich Szenen des Haupthelden angegriffen hätte. Aber er verschob sie; er begann mit Kontrastfiguren, der ernstesten Margaretha, die mit all ihrer Borausicht doch so Vieles nicht ändern kann, dem finstern Alba, dem all seine Erfolge eine Freude, einen Genuß am Leben nicht schaffen können. Höchstens die Szene Egmonts mit dem Sekretär gehört zur ältesten Schicht. Unterdeß reifte in dem Dichter immer entschiedener die neue Kunstlehre heran und die „symbolische“ Auffassung trug über die historische den Sieg davon.

Aber die historische fand ihren Vertheidiger. Der „Egmont“ liefert uns das merkwürdige Schauspiel, einzig in seiner Art, daß er zum Kampfbjekt zwischen Goethe und Schiller wird. Schon 1788 erscheint in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ Schillers berühmte Rezension. Mit gewohnter heftiger Einseitigkeit meinte B. Hehn, Schiller habe wie ein altkluger Philister geurtheilt. O nein! aber er urtheilte wie ein Virtuos des historischen Dramas über ein Werk, das ihm zum historischen Drama verdorben schien. All seine Einwendungen laufen darauf heraus: Goethe habe es versäumt, aus dem Stoff das historische Drama zu ziehen, das darin lag. Darum rügt er nicht nur allgemein, was Goethe seines Erachtens unnöthiger Weise an dem historischen Egmont geändert hat — er tadelt vor Allem gerade die Thatfachen, durch die Goethe das Typische im Wesen seines Helden herauszuarbeiten suchte. Ganz richtig erkennt Schiller, daß Goethe, von Egmonts Charakter hingerissen, diesen zu seinem eigentlichen Vorwurf macht, nicht die historische Handlung der Situation, nicht die bewegenden Leidenschaften. Aber er verkennet, daß an diesem Charakter Goethen ganz andere Seiten anziehen mußten, als Schiller. Der Dichter des „Fiesco“ und des „Tell“ sah auch in dem niederländischen Grafen vor Allem den Freiheitshelden, dessen tragische Katastrophe aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung fließt. Er wollte ihn deshalb in einer gewissen moralischen Würde und Höhe gehalten haben. Er soll

nicht durch ein Liebesverhältniß „die sinnenden Runzeln an seiner Stirn wegbaden“ dürfen, sondern ganz Tribun sein, ganz Mann der höchsten Interessen; er soll nicht, wie bei Goethe, das Opfer einer blinden thörichten Zuversicht werden, sondern, wie in der Geschichte, das Opfer der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Aber jene „blinde Zuversicht“ war für Goethe gerade das Lockende, das Reizende in dieser Seele; aber jenes Liebesverhältniß soll gerade auch uns die harmlose Lebenslust des Grafen nahebringen. Wir sollen nicht über ihn erstaunen, und mit vollster Absicht hat der Dichter ihm „eine Menschlichkeit über die andere beigelegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen“ — ihm auch gilt jenes schöne Wort Goethes:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Es ist unter diesen Umständen begreiflich genug, daß Goethe mit der Umarbeitung nicht zufrieden sein konnte, die Schiller 1796 für Ifflands Gastspiel am Weimarer Theater vornahm. In wenigen Tagen schrieb er das Drama um, kühn und energisch; seine Absichten und Mittel hat Köster in dem mustergiltigen Werk „Schiller als Dramaturg“ (Berlin 1891 S. 2 f.) klar dargestellt. Wohl leiteten Schiller in erster Linie technische Rücksichten. Er hatte geklagt: „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allem; — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts, als durch den Charakter, zusammengehalten werden, der an allen Antheil nimmt und auf den sich alle beziehen.“ Das lag eben im Wesen der Charaktertragödie, wie sie Goethe aufsaßte: Alles soll dem einen Zweck dienen, die Eigenart des Helden in breitester Entfaltung zu zeigen. Schiller aber bringt den dramatischen Plan hinein. Die Regentin muß verschwinden, weil ihre vermittelnde Weisheit die Schroffheit des Gegensatzes zwischen Egmont und der spanischen Herrschaft mildert. Die Klärchen-Szenen werden aus den getrennten Akten zusammengeholt, die Volksszenen sorgfältig gegliedert. Aber auch die Charaktere bleiben nicht unberührt. Klärchen wird gesteigert, um Egmonts Höhe näher zu kommen; und vor Allem: er selbst, den Goethe mit Bedacht auf der Bühne nur klug, liebenswürdig, fesselnd gezeigt hatte, muß nun auch imponiren, muß am Ende des ersten Aktes als Ruhestifter und Mahner im Volk auftreten. Mit all dem

war Goethe wenig einverstanden; und mit vollem Recht. Denn die Tragödie wurde in Schillers Bearbeitung ein Zwitterding zwischen historischem und sozialem Drama, während der Dichter selbst sie zum rein typischen Trauerspiel durchgearbeitet hatte. Ja, Goethe hatte sich vom Begriff des historischen Schauspiels noch weiter entfernt: fast hatte er aus dem „Egmont“ eine soziale, eine bürgerliche Tragödie im engsten Sinne gemacht. Sein Thema war dies: eine von Lebensfreude überströmende Natur soll selbst im plötzlichen, grausamen, ungerechten Tode sich bewähren. Eine schwere Krise hat sie zu überwinden; einen Augenblick sieht es aus, als würde der Held, der in der Schlacht so oft den Tod gewagt, im Kerker sich nicht behaupten — das Problem auch von Kleists „Prinzen von Homburg.“ Aber er siegt; er bleibt der er war: frei, offen, hinreißend auch vor dem Schaffot. „Eines jeden Tages hab ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt.“ Und mit einer seligen Vision und mit einer „Siegeshymne“ kann das Stück schließen, denn auch in der höchsten Noth, im Augenblick der äußersten Bedrängniß stehen dem Helden die Gottheiten seines Lebens zur Seite: die Freiheit — und die Liebe. Die Liebe — hingebende, opfervolle, uneigennütige Liebe vertritt Klärchen. Und durch sie wird die historische Tragödie fast ganz zur bürgerlichen. Darin liegt die noch nicht genug gewürdigte Behandlung dieser Figur für die Dekonomie des Dramas.

Der historische Egmont war verheirathet, Vater zahlreicher Kinder, seiner Familie liebevoll anhänglich. Nichts hinderte Goethe, ihn im Kreis der Seinen zu zeigen, seiner Gattin die Rolle zu geben, die nun Klärchen hat; auch bei der Gattin konnte er der lebenswürdige Plauderer sein, auch sie, und wer besser als sie? konnte das Volk zu seiner Rettung aufrufen. Shakespeares „Julius Cäsar“ hat stark auf den „Egmont“ gewirkt, auf die Volksszenen vor Allem; nun, Cäsar sowohl als Brutus haben zärtlich besorgte Frauen zur Seite. Eine Liebesepisode in das heroische Drama zu verflechten, war alte Gewohnheit des klassischen Trauerspiels der Franzosen; aber nirgends war es ihnen beigemessen, diese Episode gleichzeitig an einer sozialen Tragödie auszunutzen. Das thut Goethe; er führt geradezu jenen Kontrast durch, der

uns nun durch die Modernsten fast schon verbraucht scheint: das „Vorderhaus“ und das „Hinterhaus.“ Egmont und die Regentin — Egmont und Klärchen; der Grande von Spanien mit dem goldenen Bließ in dem bescheidenen Bürgerstübchen, wo Bradenburg ihr das Garn hält und die Mutter strickt. Hier haben wir ein Drama von ganz sozialem Gepräge: ein armes Bürgermädchen geht an der Liebe zu einem hohen Herrn zu Grunde.

Aber diese Seite stark zu betonen, liegt Goethe ganzfern. Nur ganz leise klingen in der Rede der Mutter die Töne an, die der Musikus Miller so leidenschaftlich herausstößt: die Klagen über die Verwüstung, die das Eindringen adeliger Begehrlichkeit in dem stillen Frieden des kleinbürgerlichen Hauses anrichtet. Nicht um solche Anklagen zu erheben, hat Goethe dem Egmont statt der vornehmen Gattin, einer Prinzessin von Bayern, das Mädchen aus dem Volk zur Seite gegeben. Sondern er that es deshalb, weil für seine Vorstellung von hingebender Liebe das Volk der beste Boden war, weil er sich anspruchlose Treue gar nicht anders denken konnte als in dieser Gestalt. „Wie sehr ich wieder Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe“, schreibt er am 4. Dezember 1777 an Frau v. Stein, an seine adelige Geliebte, „die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden —.“ Diesen Kreisen entnahm er Gretchen, die rührendste Verkörperung hingebender Liebe, entnahm er Klärchen. Freilich, andere Vertreterinnen der Liebe bei Goethe gehören höheren Schichten der Gesellschaft an: Ottilie, Lotte, selbst Dorothea, die bei aller Armuth in ihrem Auftreten etwas Patrizisches hat. Aber von ihnen vertritt auch keine wie Gretchen und Klärchen die unbedingte Hingabe an den herrlichen Geliebten, selbst Ottilie nicht; denn in ihrer Liebe bleibt ein Rest von Bedenken, fast von Reue, von schlechtem Gewissen, und ein pathologischer Zug bleibt in ihrem ganzen Bilde. Die unbedingte Ergebenheit, die sich selbst auslöscht, die ganz aufgeht in der Bewunderung des Helden, sie konnte Goethe sich nur in der Gestalt eines schlichten Bürgermädchens denken. Auch dies ist wohl ein Grund, weshalb er die Tragödie „Naufikaa“ unvollendet ließ. Für die Rolle, die Alcinous Tochter zu spielen gehabt hätte, paßte ihm kein Königskind. Solche Liebe, solche Hingabe brauchte er aber hier, um Egmonts siegesgewisse Liebess-

würdigkeit, seine dämonische „attrattiva“ zu malen — wie er für Adelheids Liebeskunst den Knaben Franz gebraucht hatte.

Wie charakteristisch ist dies! Die soziale Tragödie bietet sich Goethe fast an — er aber weicht ihr aus. Auf dem Weg von der historischen Tragödie zum sozialen Drama bleibt er mitten inne stehen bei einer Gattung, die eigentlich nur er vertritt. „Othello“ ist ein soziales Trauerspiel: der Mohr wird zum Mörder, weil Sago das Mißtrauen des tapferen Emporkömmlings gegen die Patriziertochter zu erregen weiß. „Romeo und Julia“ ist ein soziales Trauerspiel: die Liebe der Kinder wird ihnen zum Verhängniß unter der Macht ihrer verfeindeten Eltern. „Nathan der Weise“ ist trotz des historischen Kostüms ein soziales Drama: um die Frage der Gleichberechtigung der Religionen handelt es sich. „Die Räuber“ sind ein soziales Drama: gegen die bestehenden Rechte und Unrechte lehnt sich ein irrefeilter jugendlicher Idealismus auf. „Egmont“ aber ist trotz der prächtigen Volksszenen, trotz der glänzenden Porträts von Alba und Margarethe kein historisches Drama, und ist trotz des mit Liebe gemalten Gegensatzes von Hof und Bürgerstube kein soziales Drama. Ein Drama der typischen Charakterform ist es; jene „Naturformen des Menschenlebens“, die B. Hehn in Goethes Dichtungen so schön nachgewiesen hat, erfüllen es und haben die historischen Figuren wie die sozialen Gruppen nur zum Dienste. Nicht „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen“; nicht die Ansprüche des Spaniers auf die Regierung und des Niederländers auf die Freiheit, nicht die Forderungen des Welt- oder des Bürgerthums stehen im Kampf: ein Charakter soll sich voll ausleben, eine lebensfreudige Seele soll sich behaupten auch unter dem Griff des Todes und damit er es kann, betreten die Regentin und Alba, Klärchen und Brackenburg die Bühne und das niederländische Volk, dessen prachtvolle Typen auch der gestrenge Richter Schiller nicht genug loben kann.

Aber noch mehr! Der „Egmont“ ist nicht nur weder ein historisches noch ein soziales Drama, so stark es auch zu der letzteren Seite neigen mag — er ist voll von Polemik gegen beide. Es ist nicht nur in praxi, sondern auch in theoria die Ueberwindung jenes Dramas, das Goethe selbst im „Götz“ und im „Clavigo“ gegeben hatte. Denn jedes historische Drama hat eine Tendenz, muß eine Tendenz haben und sei der Dichter noch so objektiv, es muß den Fall seines Helden motiviren und dabei irgend einer Partei

mindestens vorübergehend beitreten, Elisabeth oder Maria, Gekler oder Zell, Clavigo oder Beaumarchais vertheidigen. Noch schwerer wird sich ein bürgerliches Drama ohne Tendenz finden lassen: die „Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Der Traum ein Leben“ — sie predigen fast zu laut. Aue Tendenz aber weist Goethe ab, hier wenigstens er, der im „Clavigo“ und gar im „Gök“ einseitig genug der Anwalt eines Helden gewesen war; denn Beaumarchais ist natürlich der Held im „Clavigo“ und nicht der Achivar des Königs.

Schiller, sicherlich, hätte aus dem „Egmont“ ein Freiheitsdrama gemacht. Auch Goethe läßt am Schluß den Genius der „Freiheit“ sein Heldenhaupt bekränzen; ja mehrmals hat er dies Schlagwort gebraucht, wo Schillers Umarbeitung es glaubte vermeiden zu sollen. Bei Goethe hieß es in Egmonts Schlußmonolog: „Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht“; Schiller ändert: „ich sterbe für das Vaterland.“ Und Brackenburg sogar darf nicht mehr sagen: „jedes Herz, das nach Freiheit sich regt“, sondern nur: „das noch unsere alte Verfassung liebt.“ Offenbar dachte Schiller, wenn überhaupt dieser Ton angeschlagen würde, müßte er die ganze Fügung des Stückes umwerfen; um ein Freiheitsstück nach seinem Sinn aus dem „Egmont“ zu machen, hätte er vor Allem den Haupthelden selbst ummodelln müssen. Und dabei hätte er nicht einmal stehen bleiben können.

Denn wahrlich! dies ist kein Freiheitsstück! Viel zu unparteiisch sind dazu die Gründe abgewogen. Schon jenes glänzende Zwiegespräch zwischen Alba und Egmont geht über die Gleichmäßigkeit der griechischen oder französischen Stichosoeie heraus und die scharfen Wechselreden wachsen sich fast zu einer Sammlung politischer Antinomien aus. „Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht flug, ein Volk bleibt immer kindisch.“ „Wie selten kommt ein König zu Verstand!“ Wie widerlegen sich der Feldherr und der Anwalt des Volkes gegenseitig, wenn sie über Freiheit, über die Pflichten des Regenten, über die Hofleute sprechen! Das geht weit hinaus über den Meinungsaustausch in jenen politischen Dramen Goethes, in denen er selbst als Parteimann auftritt, wie in den „Aufgeregten,“ und nicht mit Unrecht strich Schiller in diesem Dialog allgemeine Maximen, die wichtig und tief sind, aber über den Horizont der beiden Streitenden hinausgehen. „Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes

nicht umfaßt?“ Das paßt in den Mund, der ausrief: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort“ — schwerlich in den des eisernen Alba. Aber es lag Goethe daran, auch hier das Typische festzuhalten, alles vorzubringen, was für oder gegen Egmonts Stellungnahme sich sagen ließ. Eine Freiheitstragödie ist dies Stück nicht, in dem der Führer so wenig an heldenhaften Kampf bis zum Aeußersten denkt wie das Volk; noch weniger aber ist es, wie Grillparzers „Treuer Diener seines Herrn“ eine Tendenzdichtung zum Lobe der unbedingten Loyalität, denn Albas heimtückisches Verfahren und die Motive sogar, die das scharfe Schwert Philipps leiten, werden in ungünstiges Licht gestellt. Alle politische Tendenz ist aus der Tragödie eines berühmten politischen Märtyrers ausgeschieden — läßt sich ein stärkerer Beweis für Goethes Gesamtauffassung im „Egmont“ denken? Seine Sympathie war gewiß nicht bei dem Unterdrücker, gewiß nicht bei dem Empörer; aber darüber verliert freilich sein Held alle politische Bedeutung und wird ein wohlmeinender, aber ohnmächtiger Charakter, ein Vermittler, den die vorrückenden Mauern zerdrücken — fast politisch so unbedeutend, wie der historische Egmont gewesen zu sein scheint, ein Fiesco im ersten Akt, der aber gleich von der Brücke stürzt.

Auch in dieser Hinsicht ist das Drama merkwürdig genug. In dieser Scheu vor politischer Zeitnahme begegnen sich wieder der Dichter und sein Held. Man hat neuerdings aus Goethe auch einen Meister der Politik machen wollen — sehr mit Unrecht, wie ich glaube. Wohl spricht Margarethe von Parma hier ein Wort aus, das ähnlich kein Geringerer wiederholt hat als Bismarck. „O, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.“ So hat sich auch der eiserne Kanzler den Wahlpruch geformt: „Fort unda nec regitur.“ Aber — er wußte sich von der Welle tragen zu lassen, von der klugen Regentin aber heißt es wie von Egmont, und wie zuletzt auch von Alba:

Uns hebt die Welle,
 Verschlingt die Welle,
 Und wir versinken.

Auch Goethe der Politiker ist versunken. Von der großen Welle, die in der Revolution zur Sturmfluth anwuchs, hat er nur mit Entrüstung sprechen wollen, untreu hier dem sonst so gern befolgten Leitwort seines Spinoza, daß man die menschlichen

Dinge nicht aus persönlichem Antheil beurtheilen, sondern verstehen, verstehend würdigen solle. Und als die „große heilige Fluth“ der Freiheitskriege kam, hat er auch da sich nicht von der Welle tragen lassen. Die ästhetische Freude an der dämonischen Erscheinung Napoleons bannte ihn, fesselte ihn. Es ist dieselbe Freude an dem klassischen Typus, die den Staatsmann lähmte und die den Dichter beflügelte. Und für seine leidenschaftliche Freude an der höchsten Erscheinung, für seine Lust, sie voll und bunt im bewegten Leben zu prachtvoller Entfaltung zu fördern, für seine ästhetische Weltanschauung im höchsten Sinn ist so auch „Egmont“ ein wunderbares und wohl noch kaum genügend gewürdigtes Zeugniß.

Die Honorare französischer Schriftsteller.

Von

Louy Kellen.

In einem der kritischen Werke Zolas findet sich eine Abhandlung über „das Geld in der Literatur“. Der Verfasser weist zuerst nach, daß der literarische Geist im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein ganz anderer war als im neunzehnten Jahrhundert, und er bemerkt dann, daß es sehr interessant wäre, die materiellen Verhältnisse zu untersuchen, in denen die Dichter und Schriftsteller in den letzten Jahrhunderten gelebt haben. Zola hat auch einige Notizen gesammelt, jedoch beziehen sich dieselben fast ausschließlich auf das siebzehnte Jahrhundert, wo von eigentlichen Honoraren noch keine Rede geht. Ich habe deshalb diese Angaben vervollständigt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, wobei mir meine Beziehungen zu französischen Verlegern und Autoren von Nutzen waren. Die vorliegende Abhandlung macht übrigens noch keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit, denn wenn man die materiellen Verhältnisse aller hervorragenden Dichter und Schriftsteller, insbesondere ihre Honorare, ihre Beziehungen zu den Verlegern u. s. w. besprechen wollte, so müßte man ein umfangreiches Werk schreiben. Ich habe nur das Interessanteste aus dem von mir gesammelten Stoffe ausgewählt.

In früherer Zeit erhielten die Dichter und Schriftsteller keine eigentlichen Honorare für ihre Werke. Sie wurden meistens von großmüthigen Fürsten und Gönnern belohnt. Die Valois, die bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich regierten, gaben sich gern als Mäcene. Die Königin von Navarra, Margarethe von Valois-Angoulême wußte an ihrem Hofe ein reiches geistiges Leben zu erwecken. Zu den vielen Seltsamkeiten jener Zeit gehört

es, daß man für die Religion das Schwert zog und doch so gleichgiltig dagegen war, daß man die kirchlichen Aemter gleichsam als Belohnung an Dichter verlieh. So wurde Octavien de Saint-Gelais von Karl VIII. zum Lohn für eine Ballade zum Bischof von Angoulême erhoben, und sein Sohn Mellin de Saint-Gelais erhielt von Franz I. für seine Poesieen die Abtei von Notre-Dame des Reclus zugewiesen. Ferner erhielt Rabelais die Pfarre von Meudon, Amyot die Abtei Bellocane. Karl IX. ehrte die Verdienste Konfards, indem er ihm die Einkünfte mehrerer Stifter zumies. Joachim du Bellay war im Begriff, den Bischofsitz von Bordeaux zu besteigen, als er vor der Zeit starb, und Philippe Desportes, der ebenfalls ein bekannter Dichter war, galt als der reichste Abt seiner Zeit.

Auch im siebzehnten und größtentheils noch im achtzehnten Jahrhundert erhielten die Schriftsteller sozusagen keine Honorare von ihren Verlegern. Die bekannteren Dichter und Schriftsteller bezogen Gehälter (pensions) vom König oder von einer hervorragenden Persönlichkeit. Manche genossen auch ihr ganzes Leben lang die Gastfreundschaft großer Männer, und mehr als einer führte ein wahres Parasitenleben.

Die Dichtkunst wurde von den praktischen Leuten lange Zeit als ein Bettelhandwerk (*métier de gueuserie*) betrachtet. Die Sänger, die im Mittelalter umhergezogen waren, und ihre selbstverfaßten Gedichte und Lieder vortrugen, waren ja auch eigentlich nur ein vornehmeres Bettelvolk gewesen, das von der Gunst der Reichen und Vornehmen lebte. Auch, nachdem die Verhältnisse sich geändert hatten, hielt es den Dichtern noch schwer, zu Ansehen zu gelangen. In der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois in Paris war bis in die neuere Zeit folgende Grabchrift eines Mannes zu sehen, der zugleich Dichter, Maler, Chemiker und Philosoph gewesen war:

Cy-gist qui en son temps faisoit
Quatre métiers de gueuserie:
Il peignoit, rimoit et souffloit
Et cultivoit philosophie.

In ähnlichem Sinne hat ja auch Scarron die Musen mit folgenden Worten angerufen:

O doctes gueuses du Parnasse,
Vieilles filles de bonne race.

Die „gelehrten Bettlerinnen vom Parnas“ waren allerdings „alte Töchter einer guten Rasse“, denn sonst hätten sie nicht

Jahrhunderte lang unter den ungünstigsten Verhältnissen ihr Leben fristen können.

Malherbe, den Boileau als den Begründer der französischen Poesie feiert, stammte aus einer adeligen, aber wenig bemittelten Familie. Er befand sich eine Zeit lang im Gefolge des Gouverneurs der Provence, vermochte aber nicht, sich eine dauernde Lebensstellung zu sichern. Auch seine Heirath brachte ihn nicht weiter und er gerieth in Geldverlegenheit. In seiner Noth wandte er sich an König Heinrich III., den er in einem längeren Gedichte feierte. Als Lohn für seine Schmeicheleien erhielt der Dichter 500 Thaler. Er erwies sich allerdings sehr undankbar, denn nach dem Tode des Königs verunglimpft er dessen Andenken. Als 1600 Heinrich IV. Maria von Medici heirathete, feierte Malherbe die Königin in einer überschwänglichen Ode. Fünf Jahre später reiste der Dichter nach Paris. Auf Wunsch des Königs verherrlichte er diesen in Gedichten. Der König ging übrigens mit seinen Mitteln sehr knapp um. In einem Werke von Tallemant des Réaux heißt es nämlich, der König habe dem Dichter keine genügende Pension geben können. „Der König ersuchte deshalb Herrn de Bellegarde, der damals erster Kammerherr war, denselben zu behalten, bis er ihn auf die Liste seiner Pensionäre setzen würde. Herr de Bellegarde gab ihm ein Gehalt von 1000 Thalern (écus) und freie Kost; er hielt außerdem einen Bedienten und ein Pferd für ihn.“ Während der Dichter jetzt nur königlicher Stallmeister war, wurde er bald darauf zum königlichen Kammerherrn ernannt, als welcher er für den König Gedichte für seine jeweiligen Geliebten machen mußte. Tallemant des Réaux berichtet weiter: „Als Heinrich IV. starb, gewährte die Königin Maria von Medici Malherbe eine Pension von 500 Thalern, und von da an war der Dichter Herrn de Bellegarde nicht mehr zur Last. Herr Morand aus Caen versprach Malherbe und einem adeligen Freunde, der auch aus Caen stammte, je 400 Livres für eine mir unbekannt Leistung. Er erwies ihnen eine große Gunst, und er lud sie sogar zum Mittagessen ein. Malherbe wollte der Einladung keine Folge leisten, wenn Morand ihnen nicht einen Wagen schicken wollte. Endlich stellte der Edelmann ihm ein Pferd zur Verfügung, und nach dem Essen zahlte er beiden das Geld aus.“

Wie es scheint, war der Dichter mit seinem Freunde lediglich zur Unterhaltung der Gäste eingeladen worden. Zola bemerkt hierzu: „Ist dieses Beispiel nicht charakteristisch? Jedes Wort scheint

mir merkwürdig zu sein. Ein Schriftsteller ist ein Luxus, den sich ein Herr erlaubt. Da der König kein Geld hat, übergiebt er den Schriftsteller einem reichen Höfling, damit dieser ihn auf einige Zeit unterhalte, gerade wie wenn er ihm ein kostbares Thier übergeben hätte, mit dem er sich später amüsiren und dessen er sich rühmen könne*). Wenn auch der Tod den König verhinderte, seine Laune zu befriedigen, so war doch noch die Königin da, um die Sorge für den Dichter zu übernehmen. Die Schriftsteller waren damals seltene, theure Vögel, die die großen Herren jener Zeit sich zu leihen oder zu schenken pflegten, um ihren guten Geschmack und ihren Reichthum zu zeigen. Aber was mir in jenem Berichte Tallemant des Réauq' besonders auffällt, ist der Stolz, den Malherbe noch als Parasit bewahrt. Er will wohl das Geld des Herrn Morand annehmen, aber er verlangt, daß man ihm eine Kutsche schicke; schließlich ist er allerdings mit einem Pferd zufrieden. Ist das nicht ein reizendes Bild, das die Ideen jener Zeit charakterisirt? Ein Geldgeschenk war nichts Entehrendes, aber die Etikette mußte gewahrt bleiben."

Malherbe vergaß übrigens sehr schnell den König und verkündete dann das Lob der Regentin Maria von Medici. Als Belohnung erhielt er Geldgeschenke und eine bedeutende Erhöhung seines Gehalts. Als die Regentin bei Seite geschoben wurde, hatte er kein Wort mehr für sie übrig; er huldigte nun Ludwig XIII. und Richelieu. Letzterer ernannte ihn 1626 zum Trésorier de France. So gelangte Malherbe doch noch zu einem bedeutenden Vermögen, um so mehr, als er ein ihm vom König geschenktes Grundstück bei Toulon sehr gut zu verwerthen wußte.

Mathurin Régnier konnte sich trotz eines reichen Onkels nie bis zum Besitz eines warmen Mantels aufschwingen, bis der König ihm 1604 eine Rente von 2000 Livres aus den Einkünften der Abtei Baug de Cernay verlieh. Die meisten, die sich mit Poesie abgaben, waren eben Hungerleider, die ihr Leben auf kümmerliche Weise fristeten. Zu den Ausnahmen gehört u. A. auch Voiture, der sich der Gunst Richelieus, Mazarins und der Regentin erfreute. Er wurde zum königlichen Kammerherrn ernannt und erhielt eine

*) Zola dürfte sich theilweise im Irrthum befinden. Aus der angeführten Stelle Tallemant des Réauq' geht nicht mit Sicherheit hervor, aus wessen Mitteln der Dichter bezahlt wurde. Der Kammerherr de Bellegarde erhielt wahrscheinlich eine Pauschalsumme vom König für den Hofstaat, und Geschichtsschreiber wie Lotheissen sind auch der Auffassung, daß Malherbe in Wirklichkeit aus der königlichen Schatulle bezahlt wurde.

einträgliche Stelle in der Finanzverwaltung, später auch noch eine Pension von 1000 Thalern jährlich. Man veranschlagte sein jährliches Einkommen auf 18 000 Livres (diese Summe muß man vervierfachen, wenn man ihren Werth im heutigen Gelde annähernd finden will). Jean Ogier de Gombauld schrieb Gedichte für Heinrich IV.; auch Maria von Medici sah ihn gern und bewilligte ihm ein Jahresgehalt von 1200 Thalern. Er war übrigens genügsam und wollte nur der Königsfamilie Dank schulden. Als er in der Verwirrung der Zeiten seine Pension verlor, bot die Herzogin von Longueville ihm ein Gehalt an; er schlug es aber rundweg aus. Der Satiriker Saint-Amand (mit seinem richtigen Namen Marc-Antoine de Gérard) wurde Kammerherr am polnischen Hofe, als Louise Gonzaga, die Tochter des Herzogs von Nevers, den König von Polen heirathete. Er erhielt eine ansehnliche Pension, und es ist deshalb nicht verständlich, weshalb Boileau von Saint-Amands Armuth redet. Der Dichter sagt selbst, daß seine Kasse nie Mangel gekannt habe.

Die dramatischen Dichter waren überaus schlecht bezahlt. Alexandre Hardy kam um das Jahr 1600 nach Paris und trat in den Dienst des Théâtre du Marais. Er mußte sowohl selbst Stücke schreiben, als auch fremde für die Aufführung einrichten. Er produzierte eine Masse von Stücken, erhielt aber für jedes nur 2 oder 3 Ecus (6 oder 9 Livres) und einen kleinen Antheil an der Einnahme. Später warf die Schauspielerin Frl. de Beauprés Corneille vor, daß er nicht für den gleichen Preis arbeite und daß er das Geschäft sehr erschwere. Der Verfasser eines Stückes galt übrigens früher für so wenig, daß sein Name nicht einmal in den Ankündigungen genannt wurde. Mairet, der lange auf der Bühne herrschte, erhielt von Anna von Oesterreich für ein Huldigungs-sonett ein Geschenk von 1000 Louisdor. Als Richelieu dem Theater seine Aufmerksamkeit zuwandte, wuchs auch das Ansehen der Dichter. Vornehme Herren ließen sich sogar in ihrem Schlosse eine Bühne errichten. So ließ der Marquis de Sourdeac auf seiner Privatbühne „La Toison d'or“ von Corneille aufführen, ein Werk, für das der Dichter 2000 Livres Honorar erhielt.

In dem „Siècle de Louis XIV.“ hat Voltaire ein Verzeichniß der Gehälter wiedergegeben, die den Dichtern und Schriftstellern vom königlichen Hofe ausbezahlt wurden. Dieses Verzeichniß wurde unter den Papieren Colberts aufgefunden und rühmt wahr-

scheinlich von Chapelain her. Der Roi-Soleil zahlte demnach:	
dem Herrn Pierre Corneille, dem ersten dramatischen Dichter der Welt	2000 Livres
dem Herrn Desmarez, dem fruchtbarsten Autor, der die schönste Phantasie der Welt besitzt	1200 "
dem Herrn Molière, einem ausgezeichneten Komödiendichter	1000 "
dem Herrn Abbé Cotin, Dichter und Redner	1200 "
dem Herrn Douvrièr, einem Literaturkundigen	3000 "
dem Herrn Ogier, bewandert in der Theologie und in der Literatur	2500 "
dem Herrn Racine, französischem Dichter	800 "
dem Herrn Chapelain, dem größten Dichter, den es je gab und der die gründlichsten Kenntnisse besitzt	3000 "

Wer diese Gehälter miteinander vergleicht, wird jedenfalls ein auffälliges Mißverhältniß dabei bemerken. Die kleinsten Gehälter bezogen Racine und Molière, die höchsten Chapelain und Douvrièr! Es muß übrigens bemerkt werden, daß jene Gehälter nicht ausschließlich für mittellose Dichter bestimmt waren, sondern auch eine Auszeichnung sein sollten. Deshalb ließen sich einzelne Dichter, die vom Hofe keine „pension“ erhalten konnten, von einem hochgestellten Gönner eine solche auszahlen. So erhielt z. B. Jean-Louis de Balzac, der doch ein genügendes Auskommen besaß, vom Cardinal Mazarin eine Pension von 500 Thalern. Richelieu hatte ihm bereits große Versprechungen gemacht, aber Balzac hatte damals nichts erhalten, und als er später zum Historiographen des Königs mit einem Gehalt von 2000 Livres ernannt wurde, beklagte er sich über die unregelmäßigen Zahlungen. Das Amt verpflichtete ihn auch zu nichts, und er strengte sich nicht im Geringsten an, seine Aufgabe zu erfüllen.

Corneille bezog vom Cardinal Richelieu ein Jahresgehalt von 500 Thalern. Der große Dichter widmete seine Werke reichen Gönnern, die ihm einen klingenden Lohn dafür auszahlten. Wohl noch nie hat ein hervorragender Dichter sich so sehr durch diese Sitte erniedrigt, wie Corneille. Seine Tragödie „Cinna“ wollte er dem Cardinal Mazarin widmen; als er aber erfuhr, daß der Staatsmann sich nicht erkenntlich dafür zeigen würde, eignete er das Werk einem Herrn de Montauron, Präsidenten des Parlaments von Toulouse, zu. Dieser schenkte dem Dichter 1000 Pistolen,

vermuthlich weil er glaubte, er könne die ihm erwiesene Ehre eines Vergleichs mit Augustus nicht billiger bezahlen. Seit jener Zeit nennt man derartige Widmungen „des épitres à la Montauron“. Corneille veröffentlichte übrigens auch eine Uebersetzung des Thomas a Kempis, die großen Beifall fand und ihm materiellen Gewinn einbrachte. Der Minister Foucquet, der für Lafontaine sorgte, erwies sich auch als Gönner Corneilles, als dieser 1657 nach Paris kam und ihm vorgestellt wurde. Auch König Ludwig belohnte ihn mit einem Geschenk. Molière brachte mehrere Stücke Corneilles zur Aufführung und machte gute Geschäfte mit ihnen; so erzielte er z. B. mit „Tits et Bérénice“ in 21 Vorstellungen eine Einnahme von über 15000 Livres. Am Schluß seines Lebens hatte Corneille immerhin eine ansehnliche Einnahme; außer der Königl. Rente von 2000 Livres bezog er einige Zinsen, sowie 1500 Livres als Mitglied der Akademie; außerdem brachte jedes neue Schauspiel ihm etwa 2000 Livres ein. Er brauchte aber viel für seine Kinder, und bald wurde ihm sein Gehalt nur mehr unregelmäßig und endlich gar nicht mehr ausbezahlt. Die Theater zahlten ihm auch nichts mehr, da er keine neuen Stücke mehr schrieb, und so war die Lage des greisen Dichters eine sehr traurige. Als Boileau davon hörte, eilte er zum König und erbot sich, auf seine eigene Pension zu dessen Gunsten zu verzichten, wenn die Staatskasse außer Stande sei, zu zahlen. Ludwig XIV. schickte dem kranken Dichter sofort 200 Louisdor, allein die Hülfe kam zu spät. Schon nach zwei Tagen hauchte Corneille seinen Geist aus.

Boileau, der Dichter der „Art poétique“, ist zwar nicht auf der obigen Liste angegeben, jedoch erhielt er ebenfalls ein Gehalt, obschon er ein bedeutendes Vermögen besaß. Nach den von Vicomte de Grouchy (Documents relatifs à Boileau et à sa famille. Paris, Techener 1893) veröffentlichten Dokumenten besaß Boileau außer einem Hause in Auteuil ein Kapital von 122,920 Livres, die ihm jährlich die für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe von 7690 Livres abwarfen. Außerdem erhielt er aus der königl. Schatzkammer 2000 Livres, sowie sein Gehalt als Akademiker. Im Ganzen verfügte er über ein jährliches Einkommen von etwa 12000 Livres, was für einen Dichter auch in unserer Zeit sehr bedeutend wäre.

Racine hatte 1663 die Genesung des Königs in einer Ode gefeiert und in einer anderen dessen Fürsorge für die schönen Künste gepriesen. Dafür wurde er mit einem Jahrgehalt von

600 Livres belohnt und erhielt Zutritt bei Hofe. Später erhielt er auch eine Sinecure als Historiograph und als Trésorier de France. Außer seinem Ehrengeloh, das von 600 Livres allmählich auf 2000 Livres gestiegen war, und neben sein Einkünften als Trésorier bezog er als Historiograph jährlich 400 Livres, und der König bewilligte ihm häufig außerordentliche Gratifikationen. In der Zeit von 1678—1688 empfing Racine auf diese Weise über 40000 Livres. Man glaubte noch bis in die neueste Zeit, der Dichter sei arm gestorben. Diese Ansicht wurde jedoch von Vicomte de Grouchy widerlegt, der in den Kartons eines Notars mehrere auf Racine bezügliche Dokumente entdeckte, unter andern den Heirathskontrakt des Dichters, das Inventar seines Vermögens und seiner Bibliothek. Aus diesen Aktenstücken geht hervor, daß der große Tragiker sogar wohlhabend war. Unter den Papieren befindet sich z. B. eine Urkunde über ein einem Prinzen gemachtes Darlehen von 20000 Livres. Uebrigens hatte Racine für sein Meisterwerk „Athalie“ nur 500 Livres erhalten. Ein Nachkomme Racines soll der General Trochu sein. Dieser hat natürlich nie eine Lantième für die Aufführung der Racineschen Tragödien erhalten. Dagegen hat die Comédie française 1860 zu Gunsten von Fräulein Rosmie Trochu, einer Cousine des Generals, die sich in bedrängten Verhältnissen befand, eine Vorstellung veranstaltet, wobei eine so bedeutende Einnahme erzielt wurde, daß das alte Fräulein bis zu ihrem Tode (1874) sorgenlos leben konnte.

Molière, der eine eigene Truppe besaß, brachte bekanntlich seine Theaterstücke selbst zur Aufführung. Nachdem „L'Amour médecin“ in Versailles gespielt worden war, erhielt die Molièresche Truppe den Titel „troupe du roi“ mit einem jährlichen Zuschuß von 6000 Livres. Es verdient bemerkt zu werden, daß Molière junge Talente gern unterstützte. So gab er z. B. dem jungen Racine, als dieser noch gänzlich unbekannt aus der Provinz nach Paris kam, ein Geschenk von 100 Louis.

Als Ludwig XIV. Molières „Tartüffe“ verboten hatte, schenkte er dem Dichter 2000 Livres als Vergütung für seine Mühe. Die Königin Christine von Schweden, die damals in Rom lebte, wünschte das Stück kennen zu lernen. Sie ließ deshalb de Lionne, den Staatsminister des Königs, um Uebermittlung einer Abschrift und um die Erlaubniß bitten, das Stück in dem Privattheater, das sie in ihrem Palaste eingerichtet hatte, aufführen zu dürfen. De Lionne schrieb daraufhin an den Kammerherrn der Königin:

„Was Sie im Namen der Königin in Betreff der Komödie Tartüffe, die Molière begonnen, aber nicht vollendet hat, verlangen, ist absolut unmöglich und steht nicht allein außer meiner Macht, sondern auch außer der des Königs, wenn er nicht grobe Gewalt gebrauchen will, denn Molière würde nicht wagen, sein Stück herzugeben, um sich nicht des Vortheils zu berauben, den er sich von demselben verspricht und der kaum unter 20000 Thalern anzuschlagen sein dürfte, wenn er jemals die Erlaubniß zur Aufführung erhält. Andererseits mag der König seine Macht nicht dazu benutzen, dieses Stück an andern Orten aufführen zu lassen, nachdem es solches Aufsehen erregt hat, daß er es selbst untersagen ließ.“

Der Dichter du Ryer hatte sich mit Eifer dem Theater gewidmet, als aber seine Einkünfte nicht hinreichten, um die Bedürfnisse seiner Familie zu befriedigen, verlegte er sich auf Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. In einem Briefe schreibt er an einen Freund: „Die Buchhändler haben mich neulich hier in meinem Dorf aufgesucht und mir 200 écus gebracht. Ich habe sie augenblicklich meiner Frau überliefert, die davon entzückt ist und mich in meinem Elend glücklich macht. . . Uebrigens muß ich Ihnen erzählen, daß Madame Bilaine mit meinem guten Freund Courbés mir die 200 écus, die sie mir für die Uebersetzung der Ciceronianischen Reden noch schuldete, selbst gebracht hat. Die feine Buchhändlerin kam in großem Staatsgewand und küßte mich so freundlich, daß man wohl sieht, wie man im Justizpalast ebenso gut wie bei Hof die artige Weise des Grusses erlernen kann, die neuerdings von unserer galanten Nation in die Sitten eingeführt worden ist. Kurz, Madame Bilaine hat mein Herz gewonnen und hat mir einen Vorschuß von 1000 Livres auf meine Livius-Uebersetzung angeboten, die tüchtig voranschreitet. Meine Frau spitzte bei diesem Vorschlag die Ohren und flüsterte mir zu: Nimm sie beim Wort, mein lieber Mann! Ich folgte ihr, und die 1000 Livres wurden dem armen du Ryer in blanken Gold- und Silberstücken ausgezahlt. Aber ich will nicht weiter davon reden, um Sie nicht zu langweilen. Nur werde ich mich bemühen, künftig besser als bisher zu arbeiten. Ich kann das jetzt versprechen, da ich Sie bezahlt*) und doch noch immer 400 écus vor mir habe; soviel ich mich erinnere, bin ich nie so reich, das heißt weniger arm gewesen.“

Der Fabeldichter La Fontaine erzielte zwar mit seinen kleinen

*) Er hatte seinem Freund 20 Pistolen zurückgeschickt, die dieser ihm geliehen hatte.

Gedichten und seinen „Contes“ einen bedeutenden Erfolg, allein statt sich zu bemühen, den Ertrag seiner Feder zu vermehren, zog er es vor, von den großen Herren seiner Zeit Geschenke entgegenzunehmen. Er besaß einen mächtigen Beschützer in der Person des Ministers Fouquet. Dieser zahlte ihm jährlich 1000 Livres und er forderte als Gegenleistung nur ein Gedicht jedes Vierteljahr. Als Fouquet 1661 verhaftet wurde, blieb der Dichter ihm treu. Er schrieb die „*Élégie aux nymphes de Vaux*“, um die Begnadigung Fouquets von Ludwig XIV. zu erwirken. Der mächtige König war kein Freund des „*Fabulisten*“, und deshalb trug er ihn auch nicht auf die Liste seiner „*pensionnaires*“ ein. La Fontaine lebte während zwanzig Jahren bei Mme. de la Sablière und später noch Jahre lang bei Hervart, einem Rathe am Pariser Parlament.

Die Bücher waren im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verhältnißmäßig sehr theuer, und deshalb konnte man sich wundern, daß die Schriftsteller keine bedeutenden Honorare von ihren Verlegern erhielten. Der Buchhandel war aber damals ganz anders organisirt als gegenwärtig, und die Schriftsteller erlitten auch großen Schaden durch den Nachdruck ihrer Werke in andern Ländern (Holland, England u. s. w.) Einzelne Verleger scheinen auch den größten Theil des Gewinnes für sich behalten zu haben. So wird z. B. berichtet, daß ein jetzt vergessener, aber seiner Zeit viel geleserter Schriftsteller Vacular d'Arnaud in Armuth starb, während seine Verleger eine Million mit seinen Werken verdient haben sollen. Was die dramatischen Dichter betrifft, so waren die Theater-einnahmen bedeutend geringer als jetzt. Lange Zeit erhielten die Dichter auch nur ein einmaliges geringes Honorar für ihre Werke, die nach den ersten Aufführungen gebührenfrei aufgeführt werden durften. Nur selten wurde ihnen ein nennenswerther Antheil gezahlt. Man kann sagen, daß die dramatischen Dichter erst von Beaumarchais ab einen bedeutenden Gewinn von der Aufführung ihrer Werke hatten.

Paul Scarron, der berühmte satirische Autor, schrieb auf sein komisches Gedicht die Widmung: „*Au coadjuteur, c'est tout dire.*“ Bei seinem Werk „*Don Japhet d'Arménie*“ begnügte er sich aber nicht mit einer so einfachen Widmung, sondern sprach die gewinn-süchtige Absicht, die ihn bei dem Gedanken leitete, das Werk dem König zu widmen, offen aus, indem er schrieb: „*Ich will Ew. Majestät zu bereben suchen, daß Sie kein großes Unrecht thun*

würden, wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten. Wenn Sie mir ein wenig Gutes thäten, so würde ich aufgeräumter sein, als ich bin. Wenn ich aufgeräumter wäre, so würde ich lustigere Komödien schreiben. Wenn ich lustigere Komödien schriebe, so würden Ew. Majestät etwas zu lachen haben. Wenn Ew. Majestät etwas zu lachen hätten, so wäre Ihr Geld garnicht verloren. Dieses folgt Alles so ungezwungen aufeinander, daß ich glaube, ich würde davon überzeugt werden, wenn ich ebensowohl ein großer König wäre, als ich nur ein armer kranker Mensch bin.“

Der Dichter Marivaux (1688 - 1763) stammte aus wohlhabender Familie und war bei Beginn seiner literarischen Thätigkeit jeder Nahrungsvorgen überhoben. Im Jahre 1722 verlor er aber durch Spekulationen sein Vermögen, nachdem er kurz zuvor geheirathet hatte. Er mußte nunmehr seinen Unterhalt mit der Feder verdienen, was ihm ziemlich schwer fiel, da er bis dahin wenig fleißig gewesen war und nur bei besonders guter Stimmung gearbeitet hatte. Seine Frau starb schon nach zweijähriger Ehe, so daß er nur für das Kind, das sie ihm geboren, zu sorgen hatte. Aber auch dazu reichte sein Einkommen nicht aus. Sein neuester Biograph Larroumet schätzt dasselbe auf nur 1500 bis höchstens 2000 Livres jährlich, obschon seine Lustspiele häufig aufgeführt wurden. Die Schauspieler nahmen nämlich den Löwenantheil für sich. Die Romane brachten auch sehr wenig ein, und die Zeitschriften, die Marivaux herausgab, gar nichts. So wäre der Dichter ganz in Armuth versunken, wenn Mme. de Tencin ihn nicht in zarter Weise selbst unterstützt und sich bei der Pompadour für ihn verwendet hätte, die ihm eine jährliche Pension von 3000 Livres verschaffte. Dennoch kam er aus den Geldverlegenheiten nicht heraus, da er ein schlechter Wirthschafter und auch sehr freigebig war. So kam es, daß, als seine Tochter ins Kloster treten sollte, er nicht einmal in der Lage war, sie auszustatten und deshalb von der Mildthätigkeit des Herzogs von Orleans, des Sohnes des Regenten, Gebrauch machen mußte. Als er dem 70. Jahre nahe kam, nahm sich ein Fr. v. Saint-Jean, das auch nicht mehr jung gewesen zu sein scheint, seiner an. Sie legten ihre Einkünfte zusammen und führten gemeinsamen Haushalt, sodaß Marivaux die letzten Jahre seines Lebens sorgenlos verbringen konnte.

Ein anderer Dichter, Alexis Piron (1689 - 1773) verzichtete auf den Advokatenberuf und dichtete Verse, die, wie er selbst sagte, weniger von Minerva als von der Noth diktiert waren. Im Alter

von 30 Jahren wurde er Kopist beim Chevalier de Belle-Isle, der ihm täglich 40 Sous bezahlte. Bald gab er dieses traurige Handwerk auf, und er wurde aus der Noth gerissen, als Francisque, der Unternehmer der Opéra Comique ihm 100 Dukaten gab, damit er ein Stück schreiben solle. Schon nach drei Tagen hatte Piron „Arlequin Doucalion“ gedichtet, und darauf produzirte er eine ganze Reihe Werke, die hauptsächlich das Verdienst hatten, daß sie ihn ernährten. Piron wünschte in die Akademie aufgenommen zu werden. Er stellte 1750 seine Kandidatur auf, wurde aber erst drei Jahre später gewählt. Ludwig XV. weigerte sich, die Wahl anzuerkennen, und er gewährte dem Dichter als Entschädigung eine Pension von 1000 Livres. Bald nachher sandte Piron der Akademie sein Testament, in welchem er folgendes Epigramm angab, das ihm als Grabchrift dienen sollte:

Ci-gît Piron qui ne fut rien,
Pas même académicien.*)

Wie Voltaire die königlichen „pensions“ der Schriftsteller aufsaßte, geht z. B. aus nachfolgenden Bemerkungen über Mainard hervor: „Mainard ist ein Schriftsteller, der sich wohl am meisten darüber beklagt hat, daß die talentvollen Männer kein Glück haben. Er bedachte nicht, daß der Erfolg eines guten Werkes die einzige eines Künstlers würdige Belohnung ist, und daß, wenn die Fürsten und Minister Verdienste belohnen wollen, man seine Ehre darein setzen muß, diese Gunst abzuwarten, ohne sie nachzusuchen, und daß, wenn ein Schriftsteller reich zu werden strebt, er sein Geld selbst verdienen soll.“ Ueber Balincour schrieb Voltaire: „Er brachte es zu einem ziemlich großen Vermögen, aber wenn er bloß Schriftsteller gewesen wäre, hätte er dasselbe nicht erworben. Die Schriftstellerei, die nicht mit regem Scharfsinn verbunden ist, führt fast immer zu einem unglücklichen und verachteten Leben.“

Jean Jacques Rousseau führte bekanntlich ein abenteuerliches Leben und ließ sich lange Zeit von Frau von Warens unterhalten. Er fristete zuletzt sein Leben mit Notenabschreiben — ein Beweis, daß er nicht von dem Ertrage seiner Werke zu leben vermochte.

Bernardin de St.-Pierre versuchte Mancherlei, um sich durchs Leben zu schlagen. Nur seine „Etudes de la Nature“ und „Paul et Virginie“ fanden großen Absatz, allein von dem Ertrage

*) Hier ruht Piron, der nichts war, nicht einmal Akademiker.

seiner Werke konnte auch er nicht leben. Er vermählte sich mit Fräulein Dibot, die ihm etwas Vermögen einbrachte, und Ludwig XVI. ernannte ihn zum Intendanten der Königlichen Gärten. Diese Stelle wurde aber mit dem Sturz der Monarchie aufgehoben. Eine Stelle als Professor an der „Ecole normale“, in der Gymnasiallehrer herangebildet werden, verschmähte er, nahm aber das Anerbieten der Regierung, ihm eine Wohnung im Louvre gemeinschaftlich mit Ducis zu überlassen, an. Napoleon schätzte ihn sehr und stellte ihm sogar die sonderbare Zumuthung, er möge doch jedes halbe Jahr eine Erzählung wie „Paul et Virginie“ schreiben.

In glänzenderen Verhältnissen als alle anderen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts lebte Voltaire. Er war als Dichter und Schriftsteller kein schlechter Geschäftsmann. Seine „Henriade“ veröffentlichte er auf dem Subscriptionswege in London. Er machte ein gutes Geschäft damit, und das war die Grundlage zu dem Vermögen, das er sich später erwarb. Er hatte allerdings auch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Bekanntlich war er noch sehr jung, als er in die Bastille eingesperrt wurde. Der Regent, Herzog von Orleans, befreite ihn aus derselben und gab ihm eine Entschädigung. Voltaire, geistreich wie er war, gab ihm zur Antwort: „Monseigneur, ich danke Eurer Königlichen Hoheit für die Fürsorge, die dieselben für meinen Unterhalt nehmen wollen; ich möchte aber bitten, künftighin nicht mehr für meine Wohnung besorgt zu sein.“

Trotz mancher Widerwärtigkeiten legte Voltaire eine große Geschicklichkeit an den Tag, wenn es hieß, seine Geschäfte zu verwalten. Er erwarb ein Vermögen von mehreren Millionen. Im Jahre 1729 hatte er ein bedeutendes Loos in der Pariser Lotterie gewonnen und er hatte u. A. auch Glück im Getreidehandel. Er war Associé seines Freundes Paris-Duverney, der mit Lebensmitteln handelte und der ihm einen Gewinn von 700000 Livres auszahlte. Aus der Korrespondenz mit dem Kriegsminister Grafen von Argenson, der sein Mitschüler gewesen war, ersieht man, daß Voltaire auch an Lieferungen für die Armee theilhaftig war. Friedrich der Große bot bekanntlich Voltaire eine Stelle als Kammerherr mit dem Großkreuz des Verdienstordens und einem Gehalt von 20000 Livres an. Voltaire nahm Ende August 1750 dieses Anerbieten an, und während der Zeit, wo er bei Friedrich dem Großen weilte (sagt 3 Jahre) hatte er keine andere Verpflichtung, als die französischen

Verse Seiner Majestät zu verbessern. Voltaire machte sich aber durch seinen Geiz und seine Habsucht unerträglich.

Auch in Ferney erwies er sich als ein knauseriger Mensch, der zu allen Niedrigkeiten fähig war, um irgend eine Ausgabe zu sparen. Dem gegenüber muß allerdings auch bemerkt werden, daß er zuweilen mit seiner literarischen Macht und mit Geldmitteln für Bedrängte eintrat. Die taktvolle Art z. B., wie er sich einer Entelin Corneilles annahm, ihr durch eine Neuauflage der Werke des großen Dramatikers ein Vermögen erwarb, nachdem er sie aus eigenem Gelde zur Verheirathung ausgestattet, ist immerhin ein schöner Zug seines sonst nicht gerade ansprechenden Charakters.

Der Philosoph Diderot sollte Theologie studieren, allein dies behagte ihm ebenso wenig wie das Rechtsstudium, und deshalb entzogen ihm seine Eltern jede Unterstützung. Er verdiente sein tägliches Brod mit Stundengeben, Uebersetzungen und sogar dem Verfassen von Predigten, deren er sechs einem Missionar für 50 écus verkauft. Er übersezte die übrigens sehr mittelmäßige „Geschichte Griechenlands“ von dem Engländer Stangen, und er erhielt dafür 100 Thaler. Die „Bijoux indiscrets“ schrieb er, um seiner Maitresse, der Romanschriftstellerin Mm. de Puiseux das Honorar geben zu können. Auch später noch, während seiner zehnjährigen Verbindung mit dieser Dame, gab er ihr das Honorar verschiedener Werke, zum größten Leidwesen seiner eigenen Frau. Während 17 Jahren arbeitete Diderot an der großen „Encyclopédie“, die zwar die Verleger bereicherte, aber ihm keinen großen Nutzen brachte. Um seiner Tochter eine Mitgift geben zu können, sah er sich 1765 sogar genöthigt, seine Bibliothek zu verkaufen. Durch Vermittelung seines Freundes Grimm und des russischen Botschafters, Fürsten Galizin, erwarb die Kaiserin Katharina II., die Beschützerin der Philosophen, dieselbe. Sie zahlte eine sehr hohe Summe dafür und ersuchte Diderot, die Bibliothek in Paris zu behalten und ihr Bibliothekar dort zu sein. Erst nach Diderots Tode wurde die Bibliothek nach St. Petersburg gebracht, wo sie mit derjenigen Voltaires vereinigt wurde.

Lesage, der Autor des „Gil Blas“ und des „Diable boiteux“ war einer jener Schriftsteller, die das für ihre Zeit kühne Wagniß unternahmen, von dem Ertrage ihrer Feder zu leben. Er hatte schon früh seine Eltern verloren, und er kam durch die Nachlässigkeit seines Oheims um sein nicht unbeträchtliches Erbe. Er gab aus Neigung für die Literatur die Advokatur auf. Seinen

Lebensunterhalt gewährte ihm vorzugsweise der Ertrag seiner Schriften, doch fand er in dem Abbé de Lyonne, der, begeistert für spanische Sprache und Literatur, ihm das Spanische lehrte, einen Freund, der ihm eine Pension von 600 Livres gab. Die zahlreichen dramatischen Arbeiten Lesages wurden meist in den Theaterbuden der Jahrmärkte gespielt und brachten ihm wohl nicht viel ein.

Beaumarchais (1732 - 1799) hat besonders zwei Werke geschaffen, die sich bei seinen Zeitgenossen eines außerordentlichen Beifalls erfreuten: den „Barbier von Sevilla“ und „Figaros Hochzeit“. Er war, wie Ferd. Schwarz in einem Vortrage sagte, der vornehmste Typus eines roturier, eines bürgerlichen Emporkömmlings, der sich aus bescheidenen Verhältnissen durch Geist und Wiß, durch Frauengunst und glückliche Spekulationen in die Höhe zu bringen mußte. Er hieß eigentlich Pierre Augustin Caron und war ursprünglich, wie sein Vater, Uhrmacher. Als er die Wittve des „Contrôleur de la bouche“ heirathete, steckte er seinen Beruf auf und nannte sich nach einem übrigens sehr fraglichen Rittergute seiner Frau Sieur de Beaumarchais. Als „Contrôleur de la bouche“ hatte er die beneidenswerthe Ehre, mit dem Degen an der Seite, dem Braten des Königs das Geleit bis zur Tafel zu geben. Durch geschickte Spekulationen, in denen er einen Höfling unterstützte, kam er bald in Besitz eines schönen Vermögens, so daß er sich 1761 um die Summe von 85000 Livres die Stelle eines Sekretärs des Königs, mit welcher auch der Adelstitel verbunden war (— der seinige war nicht anerkannt worden —), kaufen konnte. Zwei Jahre später kaufte er auch um eine enorme Summe das Amt eines „lieutenant-général des chasses.“ Nachdem er sich (1767) ohne Erfolg als dramatischer Dichter versucht hatte, heirathete er wiederum eine reiche Wittve, und er fand es schließlich einträglicher, den Wald von Chinon zu erwerben und Holz zu verkaufen, als Dramen zu machen. Beaumarchais wurde 1771 in einen Prozeß verwickelt, der ihn ins Elend und ins Gefängniß brachte. An den Polizeiminister Sartines schrieb er damals: „Ich bin zu Ende mit meinem Muth. Mein Kredit ist dahin; meine Geschäfte liegen darnieder; meine Familie, deren Vater und Versorger ich bin, ist trostlos. Ich habe wohl die Kraft, meine eigenen Leiden zu ertragen, aber sie fehlt mir Angesichts der Thränen meines ehrwürdigen, 75jährigen Vaters, welcher vor Kummer über meine Erniedrigung stirbt.“ Nach un-

zähligen Schwierigkeiten ging Beaumarchais doch als Sieger aus dem Prozeß hervor. Er fand lebhaften Anklang beim Publikum. Der Prinz von Conti veranstaltete ihm zu Ehren ein glänzendes Festmahl, und das Gericht verurtheilte den Grafen La Blache zur Rückerstattung an Beaumarchais der ihm in dem früheren Prozeß zugesprochenen Summe nebst Ehrenentschädigung im Betrage von 70000 Frs. Inzwischen hatte Beaumarchais auch einen Triumph mit dem „Barbier von Sevilla“ gefeiert, das Stück hatte zwar bei der ersten Aufführung (23. Februar 1775) einen vollständigen Durchfall erlebt, allein Beaumarchais ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken. In vierundzwanzig Stunden arbeitete er das Stück vollständig um, zog die fünf Akte in vier zusammen, und nun feierte das Stück, das nach dem Ausdruck des Dichters am Freitag begraben worden war, am Sonntag seine siegreiche Auferstehung. Die erste Aufführung der „Hochzeit des Figaro“ fand am 27. April 1784 im Théâtre Français statt, und dieser ersten Vorstellung folgten hintereinander 67 weitere. Die Bruttoeinnahme betrug 346197 Franken, wovon Beaumarchais 41499 Fr. erhielt. Der Dichter betheiligte sich keineswegs aktiv an der Revolution. Als im Jahre 1789 das Volk daran ging, das morsch gewordene Staatsgebäude umzustürzen, baute sich der Dichter ein prachtvolles Haus, das ihm 1633000 Fr. kostete. Nachdem er noch zwei Theaterstücke — aber ohne Erfolg — geschrieben, wandte er sich wieder den Spekulationen zu. Er verpflichtete sich, der Regierung 60000 Flinten zu liefern; er hatte aber wenig Glück bei diesem Unternehmen. Er wurde als verdächtig ins Gefängniß geführt, und sein Haus wurde vom Pöbel geplündert. Es gelang Beaumarchais, ins Ausland zu flüchten. Sein Vermögen wurde fast ganz konfisziert, und er lebte längere Zeit in den ärmlichsten Verhältnissen in Hamburg. Im Jahre 1796 kehrte er nach Paris zurück und suchte wieder in Besiz seines Vermögens zu gelangen. Er erhielt dann auch einen Theil zurück, starb aber 1799.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert wissen wir noch, daß Madame Dacier eine jährliche Pension von 500 Fr. bezog und daß Madame de Genlis sich einstmals in einem an Talleyrand gerichteten Briefe darüber beklagte, daß sie seit Jahren keine Pension und kein Einkommen mehr habe und gezwungen sei, Geld zu leihen. Madame de Genlis gehört eigentlich schon dem neunzehnten Jahrhundert an. Gewiß könnte man aus der vorhergehenden Zeit

noch manche Angaben bringen, allein ein größeres Interesse bieten uns die Dichter und die Schriftsteller unseres Jahrhunderts.

* * *

In keinem Zeitalter wurde die Literatur so sehr als Spekulation betrachtet, als im neunzehnten Jahrhundert. Aus allen Kreisen der Gesellschaft standen Dichter und Schriftsteller auf, von denen sehr viele bei ihren literarischen Arbeiten lediglich den Gelderwerb im Auge hatten. In unseren Tagen erzielten in Frankreich besonders einzelne Romandichter einen so bedeutenden Gewinn mit ihren Werken, daß auch viele minderwerthige Talente sich durch die Aussicht auf pekuniären Erfolg verleiten ließen, sich der Schriftstellerei zuzuwenden. Wie sehr diese schädigend auf das literarische Geschäft in Frankreich einwirken, werden wir später sehen. Bevor wir von den Realisten reden, wollen wir unser Augenmerk noch auf Châteaubriand, Lamartine, Victor Hugo und andere Dichter lenken. —

Châteaubriand ließ die meisten seiner Werke auf seine Kosten drucken. Sein „Génie du Christianisme“ und seine „Martyrs“ hatten für ihre Zeit einen ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolg. Für seine Memoiren, die aber erst nach seinem Tode unter dem Titel: „Mémoires d'outre-tombe“ erschienen, erhielt er 100000 Fr. Honorar.

Als Lamartine seine ersten Dichtungen schrieb, herrschte in Frankreich eine materialistische Richtung, und deshalb wagten die Verleger es nicht, dessen Gedichte zu übernehmen, die so sehr von träumerischem Idealismus durchhaucht waren. Lamartine erzählt selbst in seinen „Confidences“, wie Didot, der damals schon einer der bedeutendsten Pariser Verleger war, seine erste Gedichtsammlung ablehnte. Der Dichter mußte froh sein, als sich ein wenig bekannter Verleger für die „Méditations poétiques“ fand. Seit Châteaubriands „Génie du Christianisme“ hat kein Buch einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, und in vier Jahren wurden 45000 Exemplare der rechtmäßigen Ausgabe abgesetzt, abgesehen davon, daß das Buch in Belgien und in Deutschland nachgedruckt wurde. Später erhielt Lamartine einen diplomatischen Posten in Italien, und er heirathete eine reiche Engländerin. Seine Amtsgeschäfte hinderten ihn sehr wenig am Dichten. Als Lamartine anfang, sich der Politik zu widmen, blieb er zwar ein berühmter Dichter, allein die Werke, die er in jener Zeit veröffentlichte, können denjenigen der ersten Periode seines literarischen Schaffens nicht an die Seite

gestellt werden. Lamartine fand nicht den materiellen Erfolg, der ihm nothwendig gewesen wäre. Er wußte die Armuth nicht zu ertragen, wie Béranger und Alfred de Vigny. Er brauchte viel Geld, da er als ein großer Herr zu leben gewohnt war. Nach der Revolution von 1848, als er seine politische Rolle ausgespielt hatte, schrieb er eine Reihe von Büchern, Biographien, gemeinnützigen Werken u. s. w. bloß des Geldes wegen. Das Manuscript seiner „Confidences“ verkaufte er in der äußersten Geldnoth. Sogar die Fortsetzung seiner „Méditations poétiques“ hatte er verkauft, noch bevor er sie gedichtet hatte. Am 15. Februar 1823 hatte er an seinen Freund Virieu geschrieben: „Ich habe eben für 14000 Fr. meinen zweiten Band der „Méditations“ verkauft: abzuliefern und zahlbar diesen Sommer. . . . Da ich mein Buch verkauft habe, mußte ich mich wohl entschließen, es zu schreiben, und vor einigen Tagen habe ich mich daran gesetzt. Es geht jetzt schnell.“

In der That ging es schnell, sehr schnell. . . . Lamartine erlebte nur mehr einen ununterbrochenen Kampf mit drückender Noth, die zum großen Theil durch seinen Luxus verursacht war. Arthur Kleinschmidt schreibt über diesen Theil der literarischen Thätigkeit Lamartines: „Nur um Geld zu erwerben und aus dem Zusammenbruch seines Vermögens wenigstens sein geliebtes Millly (seinen Landsitz) zu retten, griff er zu Indiskretionen gegen sich selbst. Rousseaus Confessions ließen ihn nicht ruhen. Die Welt mußte auch die seinen vernehmen; er widersprach mit Raphaël, les Confidences, les Nouvelles Confidences, Visions und Graziella seinem eigenen Ausspruche: „Das Beste, was wir in unserem Herzen tragen, tritt nie darüber hinaus.“ In krankhafter Eitelkeit zerreißt er alle Schleier und enthüllt uns Gefühle aus verschwundenen Tagen so absichtlich, daß der unbefangene Leser nicht leicht an ihre Aufrichtigkeit glauben kann. Er stand jetzt in Merkurs Diensten, redigirte Zeitschriften, die ihr Dasein nur auf wenige Jahre brachten, schrieb Tragödien und Reden und gab seine Werke gesammelt heraus; auch die achtbändige Histoire de la Restauration war ein finanzielles Unternehmen voll Eleganz in der Mache, ohne alle Gründlichkeit und Feile; ganze Seiten sind anderen Werken über die geschilderte Zeit entlehnt; überall schlägt die Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit durch, Rhetorik und Effecthascherei vernichten jeden günstigen Eindruck. Seitdem sich Lamartine, am Heile Frankreichs verzweifelnd, ganz vom politischen Leben zurückgezogen hatte, d. h.

seit dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, ergab er sich der unwürdigsten Lohnschreiberei. Eine Gesamtausgabe seiner Werke in 40 Bänden hat Lamartine selbst in den Jahren 1860 bis 1864 veranstaltet.“

Lamartine schlug die ihm angebotene Präsidentenwürde des Senats aus, obschon Napoleon III. bereit gewesen wäre, das Gehalt zu erhöhen und sämtliche Schulden des Dichters zu bezahlen. Nun wurden zu Gunsten Lamartines Lotterien und Subskriptionen veranstaltet, und eine Finanzgesellschaft übernahm den Vertrieb seiner Werke; allein seine Schulden wuchsen noch immer an, so daß 1858 seine Gläubiger einen Theil seiner Güter unter den Hammer brachten. Neun Jahre später bewilligte der Corps législatif dem Dichter eine unantastbare Jahresrente von 20 000 Franken. Der Dichter starb aber schon am 1. Mai 1869 in Passy, wo ihm 1886 ein Denkmal errichtet wurde. Mit Recht hat man bemerkt, daß Lamartine viel zu spät für seinen Ruhm starb; er hatte sich längst überlebt.

Der so früh gestorbene Dichter Hégésippe Moreau (1810 bis 1838) war ursprünglich Setzer und Korrektor, allein er änderte seine Stelle oft und lange Zeit führte er ein rastloses Vagabundenleben. Er veröffentlichte eine Reihe von Gedichten, die er später sammelte. Für die Buchausgabe konnte er aber nur mit vieler Mühe einen Verleger finden. Dieser übernahm die Sammlung „Myosotis“ überdies nur unter der Bedingung, daß alle politischen Gedichte aus derselben entfernt würden. Als Honorar erhielt Moreau 100 Fr. baar und 80 Freieemplare. Die Sammlung fand großen Beifall, aber schon nach kurzer Zeit starb der Dichter im Spital.

Auch Béranger, der so viel volkstümliche Lieder dichtete, blieb sein ganzes Leben lang arm und bescheiden. Er debutirte im praktischen Leben als Setzerlehrling und er fing schon im Alter von 18 Jahren an zu dichten. Bald gab er seinen ursprünglichen Beruf auf und beschäftigte sich nunmehr mit Poesie. Der Bruder des damaligen ersten Konsuls, Lucien Bonaparte, erwies sich dem Dichter als ein großmüthiger Beschützer. Später wurde Béranger, dank der Fürsprache eines Freundes, in den Bureaus der Universität als „commis expéditionnaire“ angestellt, allein, obschon er mehr als 12 Jahre dort blieb, erhielt er nie mehr als 2000 Fr. jährlich. Dieses Gehalt genügte ihm übrigens und er verlangte nie ein Avancement. Im Jahre 1821, als Béranger in seiner zweiten

Liedersammlung zur politischen Opposition übergegangen war, verzichtete er auf seine Stelle. Eine ihm angebotene Stelle als Zensor schlug er aus; er zog es vor, ein bescheidener Volksdichter zu bleiben.

Von den weniger bekannten Dichtern, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebten, sei nur einer erwähnt, der den Ertrag seiner Werke zu einem wohlthätigen Zwecke verwandte. Der Baron Alexandre Guiraud, der 1826 in die Akademie gewählt wurde und den man „le poète des ramoneurs“ genannt hat, wußte für seine favoyischen Elegien*) soviel Interesse zu erregen, daß er vom Gewinn 4000 Fr. an die kleinen Schornsteinfeger in Paris vertheilen konnte.

Wir kommen nunmehr zu den Häuptionern der Romantiker: Victor Hugo und Alexandre Dumas, die ihre Werke außerordentlich gut zu verwerthen wußten.

Victor Hugo besaß kein Vermögen, als er heirathete. Er mußte sehr sparsam leben, bis er mit den „Feuilles d'automne“ und „Notre-Dame de Paris“ einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Aber auch später lebte er nicht immer in glänzenden Verhältnissen. Als er sich 1852 in Brüssel in der Verbannung befand, beklagte er sich oft genug über die „res angusta domi.“ Wie er in der Einleitung zu „Pendant l'exil“ mittheilt, blieb ihm von seinem früheren Besitzthum nur mehr ein jährliches Einkommen von 7500 Fr., mit welchem er neun Personen erhalten mußte. Sein Mobiliar war in Paris in der Eile verkauft worden und hatte nur 13000 Fr. eingebracht. Hugo beklagte sich damals besonders über den Ausfall seiner Theatereinnahmen, die er auf 60000 Fr. jährlich schätzte. Diese Angabe ist jedenfalls bedeutend übertrieben, wie aus Folgendem hervorgeht. In der Comédie française erhielt damals ein Autor als Tantième $\frac{1}{3}$ von den Netto-Einnahmen (von den Brutto-Einnahmen wurde $\frac{1}{3}$ für Kosten abgezogen); bei einer Einnahme von 1200 Fr. erhielt der Autor also bloß 100 Fr. In den Jahren 1847 bis 1851 bekam Victor Hugo an Tantièmes: für Hernani (12 Vorstellungen) 701 Fr. 43, für Marion Delorme (27 Vorstellungen) 1896 Fr. 66, für Angelo (19 Vorstellungen) 4880 Fr. 52. In 5 Jahren erhielt er also von der Comédie française bloß 7478 Fr. An der Porte St. Martin brachten ihm Lucrèce Borgia und Ruy Blas allerdings

*) Noch jetzt wird sein Gedicht „Le Petit Savoyard“ in den Schulen auswendig gelernt.

etwas mehr ein, jedoch wohl nicht über 10,000 Fr. (Der Betrag kann nur annähernd berechnet werden, da die Register des Theaters während der Commune verbrannten). Vom Théâtre de la Gaîté mag Victor Hugo ferner 5000 Fr. in jener Periode erhalten haben. Auf Grund dieser Zahlen kann man annehmen, daß zu jener Zeit Victor Hugo jährlich nicht mehr als 4- bis 5000 Fr. Erlös von seinen Theaterstücken zu verzeichnen hatte. Später trat allerdings hierin eine Wendung ein, wie denn überhaupt in unserer Zeit die Lantien an den Pariser Theatern viel höher sind als vor Jahrzehnten.

Sehr bedeutend waren die Honorare, die Hugo von seinen Verlegern erhielt (für die „Misérables“ z. B. 400000 Fr.) In einer in der „Revue des Deux-Mondes“ erschienenen Abhandlung wird bemerkt, daß Hugo zwar der größte Ruhm des Verlagsbuchhandlung Mendel war, aber diesem nicht die größten Vortheile abwarf, weil der Dichter als ausgezeichnete Geschäftsmann seinem Herausgeber sehr harte Bedingungen auferlegte. Hugo überließ seine Werke nur für 1 oder 2 Jahre seinem Verleger und änderte hernach, je nach dem Erfolge, den Verlag zu seinen Gunsten ab. Mendel gewann Geld mit den lyrischen Gedichten Hugos, setzte aber bei den Dramen zu und behielt sie nur aus Ehrgeiz in seinem Verlage, um der einzige Verleger Hugos zu bleiben. Aus dem Briefwechsel zwischen Hugo und Mendel ersieht man, wie gut der Dichter die Kunst der Reklame verstand. Er schrieb fortwährend selbst Notizen für die Presse und ließ sie durch Mendel abschreiben und versenden, damit die Zeitungen nicht merken sollten, daß sie von Hugo herrührten. Für „Le Roi s'amuse“ zahlte Mendel ihm 4000 Fr. aus, obgleich er dazu nicht verpflichtet war, da die Zensur das Werk verboten hatte. Während Théophile Gautier froh war, für seine „Mademoiselle de Maupin“ ein Honorar von 1500 Fr. zu erhalten, bezog Hugo allein von Mendel in 3 Jahren 43000 Fr.

Das von ihm hinterlassene Vermögen wurde auf 5 Millionen geschätzt. Noch jetzt bringen Hugos Werke seinen Erben eine Jahresrente von vielleicht 50000 Fr. ein. Hugos Schwiegersohn, Bacquerie, theilte im Sommer 1891 im „Kappel“ mit, daß in den vorhergehenden fünf Jahren die verschiedenen Ausgaben der Hugoschen Werke zusammen 7418309 Fr., also jährlich anderthalb Millionen Franken eingebracht hatten.

Auch Alexandre Dumas Vater war vom Glück begünstigt.

Dieser nie rastende Vielschreiber verdiente mit seinen Romanen und Theaterstücken geradezu ungeheure Summen. Er beschäftigte gleichzeitig (allerdings mit Hilfe von Mitarbeitern) eine ganze Anzahl Zeitungen, Verleger und Druckereien. Er war einfacher Kommiss beim Herzog von Orléans gewesen und hatte ein Gehalt von 100 Fr. monatlich gehabt. Als sein „Henri III.“ auf der Bühne glänzende Erfolge fand, widmete er sich ganz der literarischen Produktion. Das Manuskript dieses Stückes verkaufte er für 6000 Fr. Man müßte das ganze Leben Dumas' erzählen, wollte man die ungeheure Thätigkeit schildern, die der unermüdlige Kreole entfaltete. Seine Werke umfassen in der nicht einmal ganz vollständigen Gesamtausgabe über 300 Bände, und dabei muß man bedenken, daß einzelne Romane, die jetzt in 6 Bänden gedruckt sind, früher deren 24 bildeten. Von den Dumasschen Romanen sind Millionen Bände in Frankreich verbreitet, und in fast allen Ländern existiren zahlreiche Nachdrucke und Uebersetzungen.

Alexandre Dumas hatte eine ganze Reihe unbekannter Schriftsteller in seinem Solde, und in Folge eines großen Skandals wurde es bekannt, daß von den zahlreichen Werken, die unter seinem Namen veröffentlicht wurden, manche gar nicht von ihm herrührten oder lediglich von ihm überarbeitet worden waren.*) Ein geflügeltes Wort sagt mit Bezug hierauf: „Niemand hat alle Werke Dumas' gelesen, nicht einmal er selbst.“ Uebrigens war Dumas in der Benutzung der Werke anderer Schriftsteller keineswegs skrupulös.

Im Jahre 1848 stellte Dumas seine Kandidatur für die Deputirtenkammer auf. Sein Ausruf „Aux travailleurs“, in dem er berechnete, wie viel Geld er durch 400 Bände und 35 Dramen unter die Arbeiter und Geschäftsleute gebracht hatte,**) war gewiß

*) Vgl. das Pamphlet von Eugène de Mirecourt: *Maison Alexandre Dumas et compagnie, fabrique de romans*. Paris 1845.

**) Der Ausruf lautet: „An die Arbeiter! Ich kandidire für einen Abgeordneten. Ich verlange Eure Stimmen. Ohne sechs Jahre Erziehung, vier Jahre Notariat, sieben Jahre Bureaudienst zu zählen, habe ich zwanzig Jahre hindurch zehn Stunden täglich gearbeitet, also 73 000 Stunden. Während dieser zwanzig Jahre verfaßte ich 400 Bände und 35 Dramen. 400 Bände, in einer Durchschnittsausgabe von 4000 und zu 5 Fr. per Stück verkauft, ergaben 11 853 600 Fr., die 35 Dramen, die je 100 Mal gespielt wurden, zusammen 6 360 000 Fr. Meine Bücher trugen ein: den Sehern 264 000 Fr., den Druckern 528 000 Fr., den Papierhändlern 633 000 Fr., den Buchbindern 120 000 Fr., den Buchhändlern 2 400 000 Fr., den Agenten 1 600 000 Fr., den Kommissionsären 1 600 000 Fr., den

eine originelle Reklame, aber trotz der köstlichen Zusammenstellung von Ziffern wurde Dumas nicht gewöhnt. Er hätte mehrere Millionen hinterlassen können, wenn er in seiner Verschwendungssucht die ungeheuren Summen, die er verdiente, nicht zum Fenster hinausgeworfen hätte. Er hatte Millionen erworben und ausgegeben oder verschenkt, und er starb im Besitze von 20 Franken, die — ihm sein Sohn gegeben. Noch jetzt finden seine Werke, die ja durch die neueren realistischen und naturalistischen Romane stark verdrängt werden, starken Absatz. In der bekannten Calmann-Lévy'schen Ausgabe (grüne Bände à 1 Fr.) werden noch jedes Jahr viele Tausende von Exemplaren abgesetzt. Am meisten Erfolg haben noch immer „Les trois Mousquetaires“, sodann „Monte-Cristo“, „La Reine Margot“ u. s. w. Von ersteren Romanen werden noch jedes Jahr 10000 Exemplare, von den Letzteren 5 bis 6000 gedruckt. Wie viel Alexander Dumas Sohn jedes Jahr von den Werken seines Vaters erhalten hat, ist nicht bekannt, jedoch kann man annehmen, daß der betreffende Betrag, wenn er dem Ertrag der Hugoschen Werke nicht gleich kam, sich doch wenigstens auf 30 bis 40000 Fr. belief. Allein in Frankreich wurden in den letzten zwanzig Jahren nicht weniger als 2840000 Bände Dumas'scher Romane, sowie 80 Millionen illustrirter Lieferungen verkauft.

Dumas Sohn wurde von seinem Vater in die Pariser Lebenswelt eingeführt. Vater und Sohn lebten in den letzten Jahren Louis Philipps flott darauf los, bis der Jüngere von Beiden auch seine 50000 Fr. Schulden hatte. Das Gespenst der Schuldhast in

Speditoren 100 000 Fr., den Lesekabinetten 4 588 000 Fr., den Zeichnern 28 800 Fr., zusammen 11 858 600 Fr.; Reine Dramen: den Direktoren 1 400 000 Fr., den Schauspielern 1 225 000 Fr., den Dekorateursn 210 000 Fr., den Kostümmachern 140 000 Fr., den Saaleigenthümern 700 000 Fr., den Statisten 350 000 Fr., den Aufsehern und Feuerwehrmännern 70 000 Fr., den Holzhändlern 70 000 Fr., den Schinderinnen 50 000 Fr., den Delhändlern 525 000 Fr., den Kartenfabrikanten 60 000 Fr., den Rufftern 257 000 Fr., den Bettelantlebern 80 000 Fr., den Armen 630 000 Fr., den Rehrichsefern 20 000 Fr., den Versicherungsanstalten 60 000 Fr., den Kontrolleuren und Angestellten 140 000 Fr., den Maschinisten 150 000 Fr., den Friseurn 93 000 Fr., zusammen 6 360 000 Fr. Wenn man den Tagelohn mit 5 Fr. und die Zahl der Arbeitstage im Jahre auf 300 festsetzt, so haben meine Bücher während 20 Jahren den Lohn von 692 Personen gesichert. Reine Dramen haben in Paris 847 Personen während 10 Jahren erhalten und dreimal so viel in der Provinz, also 1011. Dazu kommen noch Logenschließerinnen, Chefs der Clique, Droschkenkutscher, 70 Personen, zusammen 1453 Personen. Dramen und Bücher haben durchschnittlich die Arbeit von 2160 Personen bezahlt — dabei sind die belgischen Nachdrucker und die fremden Uebersetzer nicht mitgezählt. Alexander Dumas.“

Glichy erschreckte den leichtsinnigen Jungen derart, daß er nach väterlichem Muster einen Roman zu schreiben unternahm. Es war die „Kameliendame“, die später als Drama so großes Aufsehen erregte. Nach dem Sturmjahre 1848 wurde Dumas Sohn ein gesetzter junger Mann, der Feuilletonromane für zwei Sous pro Zeile schrieb. Fünf Romane genügten, alle Schulden zu bezahlen, ein weiteres Halbduzend machte den Sohn des berühmten Vaters ebenfalls zum berühmten Romanschriftsteller. Die ersten 100 Auführungen der „Kameliendame“ brachten ihm 20000 Fr. ein. Von seinen späteren Theaterstücken erhielt er jedoch viel bedeutendere Tantiömen. Schon mit den Gebühren für Uebersetzungsrechte wäre mancher deutsche Dichter herzlich zufrieden gewesen. (Für das Uebersetzungsrecht von „Francillon“ in verschiedene Sprachen erhielt Dumas ca. 60000 Fr.) Nachdem der Dichter die Jugendstürme durchgemacht hatte, wurde er in demselben Grade sparsam, wie sein Vater verschwenderisch gewesen war.

Als König des Geldromans verdient auch Eugène Sue erwähnt zu werden. Er hinterließ ein Vermögen von einer Million, obgleich er wie ein reicher Prasser gelebt hatte. Er hatte Versuche mit verschiedenen literarischen Genres gemacht, ehe er das Richtige fand, — um Geld zu verdienen. Außer mehreren Seeromanen hatte er einige Erzählungen geschrieben, die ganz im aristokratischen Sinne gehalten waren, aber er kehrte auf dieser Bahn bald um und schrieb nur mehr Romane fürs Volk. Das Elend der unteren Klassen wußte er, der in fürstlichem Luxus lebte, in den düstersten Farben zu schildern und dabei huldigte er den sonderbarsten Utopien. Heut zu Tage kann man sich keine Vorstellung mehr davon machen, welch gewaltigen Einfluß seine zehnbändigen Romane „Les Mystères de Paris“ (1842) und „Le Juif errant“ (1845) auf seine Zeitgenossen, besonders auf die freisinnige Jugend, ausübten. Der „Ewige Jude“ brachte Eugène Sue nicht weniger als 190000 Fr. ein. Diese Romane erschienen zuerst in Tagesblättern. Nach der Julirevolution war in der Journalistik eine vollständige Umwandlung eingetreten. Nicht bloß waren die Zeitungen billiger geworden, sondern man hatte auch durch das Feuilleton einen großen Theil des Publikums, der sich bis dahin nicht um die Zeitungen gekümmert hatte, als Abonnenten gewonnen. Für sensationelle Romane zahlten die Redaktionen schon damals 60 Centimes (48 Pfennig) pro Zeile. Dieses ist jedenfalls ein hohes

Honorar, da Dumas, Sue u. s. w. aus jedem Satz ein Alinea machten und mit dem „Oh!“ und „Ah!“ nicht sparsam umgingen.

George Sand hatte anfänglich mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; sie schrieb mehrere Jahre lang für Zeitungen Artikel zu 2 Sous die Zeile. Für ihren ersten selbständigen Roman „Indiana“, ein Meisterwerk, erhielt sie kaum 400 Fr. Später bewarben sich allerdings die Zeitungen wie die Verleger um ihre Werke, und sie konnte dann ein sorgenfreies Dasein führen. Calmann-Lévy in Paris zahlte ihr für jeden Band 6000 Fr. vorweg und honorirte auch die folgenden Auflagen entsprechend.

Ein Schriftsteller, der seiner Zeit wenig Erfolg hatte, obgleich er manches Bemerkenswerthe schrieb, ist Champfleury. Das Verlagsrecht seiner Werke, die nahezu 120 Bände umfassen, wurde Ende Oktober 1891 auf einer Versteigerung dem Verleger S. Bernard in Paris für 1210 Fr. zugeschlagen. Die hinterlassenen Handschriften und noch nicht gedruckten Werke, unter denen sich außer verschiedenen Novellen und Märchen ein Roman „Mademoiselle Finot“ befand, erzielten bloß 310 Fr. Dieser geradezu erbärmliche Ertrag des Nachlasses wurde für den in der Irrenanstalt zu Clermont befindlichen einzigen Sohn Champfleurys in einer Rente angelegt.

Dem Humoristen Alphonse Karr war lange Jahre das Glück hold gewesen, aber er starb fast in der Armuth. Er war ein leidenschaftlicher Gartenliebhaber und für seine Rosensammlungen in St. Raphaël bei Nizza gab er bedeutende Summen aus. Von seinen vielen Schriften sind jetzt die meisten bereits vergessen. Nur von seinem Werke „Sous les Tilleuls“ in der billigen Kollektion Lévy werden noch jedes Jahr einige Tausend Exemplare abgesetzt.

Auch die „Vie de Bohème“ von Henry Münger findet in derselben Sammlung noch immer Absatz. Für dieses Werk hatte übrigens der Dichter nur 400 Fr. Honorar erhalten; seither hat es dem Verleger, wie Edmond de Goncourt behauptet, schon 100000 Fr. eingebracht. Er war sein ganzes Leben lang, wie er selbst oft jagte, ein armer Teufel. Geboren 1822 als Sohn eines Schneiders und Portiers sollte er auch Schneider werden, aber der Akademiker Jouy empfahl ihn an den Grafen Tolstoj, und so wurde er Sekretär eines Gesandten. Die Stelle trug ihm aber monatlich nur vierzig Fr. ein, später fünfzig Fr. und einen Ueberzieher. Von den fünfzig Fr. gab Münger noch dreißig an seinen gebrech-

lichen Vater ab. Durch Abschriften für Marc Saint-Hilaire verdiente er bisweilen etwas hinzu. Im Jahre 1841 sandte er ein Hochzeitsgedicht an den Kaiser Nikolaus von Rußland bei Gelegenheit der Heirath einer Großfürstin, und nach langem Warten erhielt er aus St. Petersburg einen kostbaren Ring, den er für 500 Fr. verkaufte. Nun fand er Alles rosig im Leben; er kaufte sich neue Schuhe, Strümpfe, einen Anzug und er lebte in floribus. Einem abwesenden Freunde meldete er sein Glück in dem komischsten Briefe, den er wohl je geschrieben hat. Im Jahre 1842 verkaufte er seine Erzählung vom „Spinnrad“ für zehn Fr. und er schrieb an einen Freund: „Wenn Du kannst, borge mir fünf Fr., denn ich sehe den Augenblick kommen, wo die Desbrosses mir keinen Tabak mehr werden bringen können.“ Dann mußte er seine Möbel verkaufen für fünfundsiebzig Fr. und April 1843 schrieb er: „Wir krepiren vor Hunger, wir sind am Ende der Walze.“ Er arbeitete Nächte hindurch und brachte dem Palais-Royal-Theater ein Stück, das aber zurückgewiesen wurde. Nichts glückte ihm und er wollte auf ein Schiff gehen als Matrose. Da gab ihm Frau Rothschild fünfzig Fr., sein ehemaliger Patron Tolstoj zwanzig Fr. und noch dazu einen Ueberrock. Ein Roman brachte ihm 125 Fr. ein, und der „Corsaire“ öffnete ihm seine Spalten. Da jauchzte Mürger: „Ich werde dreißig bis vierzig Fr. monatlich einheimfen, ohne mich zu geniren!“ Die „gut aufgenommenen und noch besser bezahlten Novellen“ in der „Revue des Deux-Mondes“ brachten ihm monatlich sogar achtzig Fr. ein. Während er bis dahin mit seiner geliebten Musette im Dorfe Marlotte gelebt hatte, miethete er sich jetzt eine Wohnung in Paris für hundert Fr. jährlich. Im November 1859 will er mit Musette einen lustigen Tag verbringen, „wenn er zufällig noch bis fünf Uhr zwanzig Fr. auf der Straße finden sollte.“ Dann geht es zu Ende, er kommt wieder einmal ins Hospital, das ihm „gar nicht mehr mißfällt“. Er starb im Krankenhause Dubois. Wie eine bittere Ironie klingt die Bemerkung Willemeffants im „Figaro“: „Musset hatte nur dreißig Personen hinter seinem Sarge, Mürger hinter dem seinen alle Berühmtheiten seiner Zeit.“

Stendhal, dessen Name eigentlich Henri Beyle lautete und der als der Vorgänger der modernen realistischen Romandichter angesehen wird, fand bis zu seinem Lebensende keinen Beifall. Glücklicherweise konnte er, da er diplomatische Posten bekleidete, sich als Dilettant mit der Literatur beschäftigen. Seine bekanntesten Werke sind „Le Rouge et le Noir“ und „La Chartreuse de Parme“.

Ein besonderes Interesse bietet sein Buch über die Liebe, und doch fand dasselbe gar keinen Absatz, denn er sagt selbst, von 1822 bis 1833 seien bloß sieben Exemplare des Werkes verkauft worden. Seitdem auch die übrigen Werke Stendhals, die zum Theil Jahrzehnte lang als Manuskripte in verschiedenen Bibliotheken geruht hatten, veröffentlicht wurden, ist auch sein Ansehen gestiegen, und besonders war es Zola, der eine energische Aeklamation für die der Vergessenheit anheimgefallenen Werke machte. In allen seinen Schriften legt Stendhal eine seltsame Verachtung für den Beifall des Publikums an den Tag, aber vielleicht hat nie ein Autor ein solches Bedürfnis für den Beifall der Menge empfunden. Jetzt, da Stendhal längst im Grabe ruht, werden seine Werke gekauft und gelesen, und das „Echo de Paris“ und andere Blätter haben sogar in der neuesten Zeit seine Manuskripte als Novitäten zum Abdruck gebracht.

Gustave Flaubert, der unvergleichliche Autor der „Madame Bovary“ und „Salammbô“ war auch kein geschäftsmäßiger Schriftsteller. Er erhielt für ersteren Roman nur 800 Fr. Honorar. Sein persönliches Vermögen sicherte ihm jedoch eine auskömmliche Existenz. Gegen Ende seines Lebens gerieth er allerdings in Folge eines Mißgeschicks, das ihn betroffen, beinahe in Noth, und als seine Freunde ihm vom Ministerium eine sorgenfreie Stelle als Bibliothekar erwirken wollten, war er zu stolz, um diese Sinekure anzunehmen.

Balzac hatte sein ganzes Leben mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er war gegen den Willen seiner Eltern nach Paris gegangen, um sich dort ausschließlich mit Literatur zu beschäftigen. Seine „contes drôlatiques“ brachten ihm nicht viel ein, und für seine ersten Romane erhielt er nicht mehr als je 1000 Franken. Bis zum Jahre 1833 lebte er in wirklichem Elend. Seine Schwester, Mme. de Surville, hat das Leben des großen Schriftstellers in jenen Jahren ergreifend geschildert („Balzac, sa vie et ses oeuvres“). Von 1833 bis 1848 schrieb Balzac die meisten Bände seiner berühmten Romanreihe „Comédie humaine“. Obwohl er sehr viel Geld verdiente, vermochte er es doch nie so weit zu bringen, daß er frei von allen Sorgen sich dem Ausbau jenes ungeheuren Werkes der „Comédie humaine“ hätte widmen können. Zwanzig Jahre lang von seinen Gläubigern verfolgt, warf er einen Roman nach dem andern aufs Papier, in nie rastender Eile, und je mehr er arbeitete, desto größer wurden seine

Sorgen, bis endlich die Heirath mit der Gräfin Hanska ihm die langersehnte Ruhe zu bringen schien; doch da wurde er frühzeitig mitten in seiner Arbeit vom Tode überrascht. Wer sich einen Begriff von dem unermüdblichen Ringen Balzacs machen will, der lese seine Korrespondenz, die in mehreren Bänden erschienen ist. Mehr als einmal glaubte er, alle seine Schulden bezahlen und seiner Mutter eine sorgenfreie Existenz verschaffen zu können, aber all die Tausende von Franken, die er verdiente, wurden von den unbarmherzigen Gläubigern verschlungen. Und wie rastlos er arbeitete, ersieht man z. B. aus einem Briefe, in dem er sagt: „Ich schlafe nur mehr fünf Stunden in der Nacht; von Mitternacht bis zwölf Uhr Mittags schreibe und redigire ich, von zwölf bis vier Uhr lese ich Korrekturen“. Balzac schrieb nämlich gewöhnlich gleichzeitig mehrere Romane für Zeitungen und Zeitschriften und hatte oft mehrere Bände gleichzeitig unter der Presse. Wie oft wünschte er, nur einmal die nöthige Muße zu finden, um ein Werk von bleibendem Werthe zu schaffen! Im November 1837 schrieb er, er könne nun wieder einige Wechsel bezahlen. „Auch meiner Mutter werde ich spätestens am 10. Dezember das nöthige Geld schicken. Aber es ist schrecklich, was ich arbeiten muß! Ich will „César Biroteau“, den eine Zeitung mir für 20000 Franks abgekauft hat, vor dem 10. Dezember fertigstellen. Ich muß 25 Nächte bis dahin durcharbeiten. Heute Morgen habe ich begonnen. In 25 Tagen muß ich 35 bis 36 Druckbogen schreiben.“ Drei Jahre später schrieb er unter Anderm: „Und nun kam wieder der Kummer, ein tiefer, intimer, unjäglicher Kummer, 16 Bände und 20 Akte, die ich dieses Jahr schrieb, genügten nicht. 150000 Franken konnten mir noch keine Ruhe verschaffen.“ Im Juni 1846, als er 48 Jahre alt war und schon alle seine Meisterwerke veröffentlicht hatte, schrieb er an Mme. Hanska: „Mit diesen vier Werken („Paysans“, „Petits Bourgeois“, „Cousin Pons“, und „Cousine Bettes“) kann ich alle meine Schulden bezahlen und diesen Winter werden „L'éducation d'un Prince“ und „La dernière incarnation de Vautrin“ mir das erste Geld verschaffen, das mir gehören wird und das die erste Grundlage zu meinem Vermögen bilden soll.“ Aber auch das war nur eine Täuschung. Hätte er nicht eine reiche Frau geheirathet, so hätte er von all dem Gelde, das er mit seiner „Comédie humaine“ verdiente, nicht soviel übrig behalten, daß

seine Angehörigen ihm eine ordentliche Grabstätte hätten verschaffen können.

Balzac's Werke sind jetzt sämmtlich im Verlage der Firma Calmann-Lévy in Paris. Dieselben bilden in der billigen Ausgabe mit sehr kompresssem Druck (à 1 Fr. per Band) ca. 80 Bände.

In der ersten Periode seines literarischen Schaffens (d. h. bis 1835) erhielt Balzac sehr abweichende Honorare für seine Werke. Seine ersten pekuniären Erfolge errang er, als die „Revue de Paris“ ihm 200 bis 250 Franken per Druckbogen zahlte. Von 1833 bis 1836 veröffentlichte er die 12 Bände „Etudes de mœurs au XIX. siècle“ welche die Grundlage zu seiner „Comédie humaine“ bilden. Für diese 12 Bände, von denen jedoch die Hälfte des Textes noch nicht veröffentlicht war, erhielt er 33 000 Franken. Von da an bekam er für jede Ausgabe eines zuvor in einer Zeitung oder Zeitschrift veröffentlichten Romans in zwei bis drei Bänden durchschnittlich 3500 bis 4000 Franken. Am Ende seiner Laufbahn öffnete Dr. Béron ihm die Pforten des „Constitutionnel“. Von dieser Zeitung erhielt Balzac für den Abdruck des „Cousin Pons“ 9238 Franken, für die „Cousins Bette“ 12 836 Franken, im Ganzen also 22074 Franken. Außerdem erhielt er von dem Verleger dieses in zwölf Bänden gedruckten Doppelromans ein nicht unbeträchtliches Honorar. Im Jahre 1839 schrieb Balzac an Théophile Gautier, der damals Direktor des literarischen Feuilletons der „Presse“ war, der „Siècle“ zahle ihm 8000 Franken für 40 Feuilleton-Fortsetzungen.

Balzac hatte zeitweilig bedeutende Ausgaben gemacht und hohe Summen geliehen. Um sich aus der Noth zu ziehen, schloß er mit Verlegern Kontrakte für erst zu schreibende Werke ab, und nicht immer konnte er diesen Verpflichtungen nachkommen. Dadurch entstanden für ihn häufig Prozesse und neue Schulden. Erst nach seinem Tode hat seine Frau den Rest seiner Schulden, von denen mehrere bereits seit 20 Jahren datierten, bezahlt. Sie erhielt noch bedeutende Summen von dem Ertrage der „Comédie humaine“. Dieses kolossale Werk gehört jetzt ausschließlich dem Verlagshause Calmann-Lévy, das dasselbe mit allen Rechten 1867 für eine bedeutende Summe, deren Höhe nicht bekannt ist, erwarb. Uebrigens sind die Werke Balzac's nur mehr bis zum Jahre 1900 gesetzlich geschützt. Man kann nicht verkennen, daß Balzac mehr als irgend ein anderer Schriftsteller zur Besserung der Honorarverhältnisse in Frankreich beitrug.

Uebertroffen wurde er jedoch in unseren Tagen von Emile Zola, dem Großmeister des Naturalismus, der zwar noch nicht soviel Bände wie jener geschrieben hat, aber einen verhältnißmäßig viel höheren Gewinn aus seinen Romanen zu erzielen wußte und der überdies in besser geordneten Vermögensverhältnissen lebt. Zola war bekanntlich einfacher Kommiss in der Buchhandlung Hachette und schrieb dann für den „Figaro.“ Seine ersten Romane wurden wenig beachtet, desto mehr aber erregten seine Zeitungsartikel aufsehen. Welchen ungeheuren Erfolg die meisten Romane Zolas erzielten, brauche ich kaum zu erwähnen, da die Tagesblätter aller Länder schon seit Jahren Notizen darüber bringen. Zolas Hauptwerk ist sein großer Romanchklus „Les Rouges-Macquart.“ Als der zwanzigste und letzte Band der Serie im Juni 1893 erschien, hatten die vorhergehenden Bände in der „Bibliothèque Charpentier“ einen Gesamt-Absatz von 1 488 000 Exemplaren gefunden (die illustrierten Ausgaben mit einbegriffen). Die höchste Auflage erreichte die „Débauche“ mit etwa 190 000 Exemplaren. Die ersten Bände hatten verhältnißmäßig wenig Erfolg gehabt, allein nach der großartigen Sensation, die „Nana“, „l'Assommoir“ u. s. w. erregten, fanden auch jene noch nachträglich einen nicht unbedeutenden Absatz.

Wie rasch der Vertrieb der neuen Werke Zolas von Statten geht, ersieht man schon daraus, daß von seinen letzten Romanen in der ersten Woche des Erscheinens je 50 bis 60 000 festbestellte Exemplare versandt worden sind. Man hat mehrfach behauptet, Zola habe schon viele Millionen verdient. Dieses ist aber nicht der Fall. Er sagte selbst in seiner Abhandlung über „das Geld in der Literatur,“ die französischen Verleger pflegten für die Bände von 3,50 Fr. im günstigsten Falle nur 50 Centimes für jedes abgesetzte Exemplar an den Autor zu zahlen (oft sogar nur 35 bis 40 Centimes). Bei dem hohen Rabatt, der den Sortiments-handlungen gewährt wird, können die Verleger bei wenig bekannten Schriftstellern auch nicht mehr zahlen. Zola soll jedoch für jeden abgesetzten Band einen Franken erhalten. Das Verlagshaus Charpentier verkauft jährlich im Durchschnitt 100 000 Bände von ihm. Für den ersten Abdruck eines Romans erhält Zola gewöhnlich 30 000 Fr. Rechnet man einige Tausend Franken für das Uebersetzungsrecht und den Ertrag aus Lieferungsausgaben und das Honorar für zweite Abdrücke hinzu, so kann man annehmen, daß Zola durchschnittlich wohl nicht mehr als 200 000 Fr. jährlich

verdient. Allein auch dieses ist ein schönes Einkommen, wie wohl nur selten ein Schriftsteller es erreicht.

Auch Alphonse Daubet hatte sehr bedeutende Einnahmen zu verzeichnen. Schon allein seine Tartarinaden hätten genügt, ihn zu bereichern. Seine besseren Werke erzielten mit Leichtigkeit eine Auflage von 80—100 000. Er hatte übrigens auch in seiner Jugend mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. So ließ er z. B. sein erstes Werk auf eigene Rechnung drucken, und als er die Druckkosten nicht bezahlen konnte, erschien eines Tages ein Gerichtsvollzieher bei de Morny, dessen Sekretär Daubet damals war, um sein Gehalt mit Beschlagnahme zu belegen. Der Herzog war aber so großmüthig, die Schuld zu bezahlen. — Daubets Werke werden auch im Ausland viel gelesen. Eine englische Uebersetzung von „Sapho“ wurde in 140 000 Exemplaren verbreitet.

In deutschen Blättern ist behauptet worden, Georges Ohnet erfreue sich einer größeren Gunst beim französischen Publikum als Daubet und der Absatz des „Maitre de Forges“ übersteige sogar die bedeutendsten Auflagen Zolascher Werke. Dieses ist aber ein Irrthum. Von dem „Maitre de Forges“ waren allerdings schon vor einigen Jahren 250 Auflagen abgesetzt, allein aus einem Briefe des Verlegers Ollendorff ersah ich, daß unter einer „Auflage“ keineswegs 1000 oder gar wie in Deutschland üblich 2000 Exemplare verstanden werden. Ollendorff berechnet nämlich im Allgemeinen die erste Auflage eines Romanes zu 1000 Exemplaren und jede folgende zu 500. Nach dieser Berechnung bilden 250 Auflagen nur 125 500 Exemplare*). Seither ist übrigens der Absatz gestiegen. Ohnet hat seinen Roman bekanntlich auch auf die Bühne übertragen. Im Jahre 1885 soll er aus dem Werke schon eine halbe Million an Einnahmen erzielt haben.

Ich könnte noch zahlreiche Schriftsteller erwähnen, die mit Romanen sich ein glänzendes Vermögen erworben haben. Jules Verne, der Verfasser so vieler phantastischer populär-wissenschaftlicher Romane, ist längst Millionär. Octave Feuillet war unter dem letzten Kaiserreich ein sehr beliebter Schriftsteller und ein gern gesehener Gast in den Tuileries. Nach dem Kriege sank jedoch sein Ansehen im Publikum und sein literarischer Nachlaß wurde gar nicht hoch geschätzt. Derselbe mußte nämlich unter den Hammer

*) Auf den Zola'schen Werken stand früher noch immer die Zahl der Auflagen (zu 1000 Exemplaren) zu lesen. Um Verwechslungen zu vermeiden, wird seit Jahren die Höhe der Auflage nach Tausenden angegeben.

gebracht werden, weil außer der Wittve und einem Sohne zwei unmündige Enkel die Erben Feuillet's waren. Es wurden zwei Theile gemacht: der eine für die Romane, der andere für die Theaterstücke. Man glaubte, der erstere, d. h. das Recht, das Honorar von dem Verleger fortan zu beziehen, würde viel theurer werden als der andere, allein die Wittve Feuillet's erwarb beide für je 30 000 Fr. Auch Guy de Maupassant's Nachlaß brachte nicht soviel ein, wie man geglaubt hatte. Der Ertrag seiner bei Ollendorff erschienenen Werke beträgt ungefähr 40 000 Fr. jährlich. Zu seinen Lebzeiten verdiente Maupassant etwa 80 000 Fr. jährlich, die er aber auch verbrauchte.

Vor ein paar Jahren gab ein Mitarbeiter des „Figaro“ über den Verkauf der französischen Romane und Poesien interessante Aufschlüsse. Der Verleger, der das Werk eines jungen oder unbekanntes Autors veröffentlicht, läßt als erste Auflage 1200 Exemplare drucken, die ihm mit dem Honorar von 350 Fr. zusammen 1450 Fr. kosten. 200 Exemplare werden gratis an den Verfasser und die Presse vertheilt, so daß der Verleger für die ihm übrigbleibenden 1000 Exemplare, die er zu 2,25 Fr. an die Buchhändler verkauft, 2250 Fr. einnahme, wenn die ganze Auflage Absatz fände. Dies ist aber natürlich nicht immer der Fall. Verkauft er weniger als 800 Exemplare, so verliert er bei dem Geschäft. Im Durchschnitt erreichten nur drei Romane der letzten fünfzehn Jahre eine Auflage von mehr als 150 000 Exemplaren: Zolas „Nana“ und „La Débâcle“ und Ohnets „Maitre de Forges.“ Der Durchschnittsverkauf der bekanntesten Autoren ist folgender:

Emile Zola	90 000	Exemplare.
Al. Daudet	80 000	„
Octave Feuillet	50 000	„
Pierre Loti	45 000	„
Georges Ohnet		
Ludovic Halévy	40 000	„
Guy de Maupassant	35 000	„
Paul Bourget	30 000	„
Edmond de Goncourt	25 000	„
Gyp	8 000	„
Anatole France		
Catulle Mendès		
Marcel Prévost		
André Theuriet		
François Coppée		

René Maizeroy . . .	} 6500 Exemplare
Oscar Méténier . . .	
H. Rabuffon . . .	
Edouard Rod . . .	
Armand Silvestre . . .	

Besonders auffällig ist der geringe Erfolg, den die Romane der meistverbreiteten Soublätter trotz ihrer packenden Titel im Buchhandel haben. Nur wenn sie als illustrierte Kolportageromane ausgeschlachtet werden, erzielen sie Erfolg.

Von den Romanciers, die sich ausschließlich auf die Produktion von Schauer- und Sensationsromanen verlegt haben, verdienen besonders Xavier de Montépin, Adolphe d'Ennery und Emile Richebourg genannt zu werden, die für den Abdruck ihrer Romane in den billigen Soublättern und für die Herausgabe in Hefen à 10 Centimes häufig viel höhere Honorare erhielten als Zola. Adolphe d'Ennery hatte sich schon mit seinen Theaterstücken bereichert, als er diese Sensationsstücke auch noch als Romane ausschachtete (meistens wird die umgekehrte Prozedur vorgenommen) und dadurch zum Millionär ward. Emile Richebourg erhielt anfänglich vom „Petit Journal“ ein jährliches Gehalt von 35000 Fr. unter der Bedingung, daß er dem Blatte seine neuen Romane zum ersten Abdruck überließ. Richebourg ist dem „Petit Journal“ nicht immer treu geblieben. Als er dasselbe zum ersten Mal verließ, nahm die Zahl der Abonnenten sofort um 40000 ab. Später gab er dem Blatte wieder einen Roman, und es kehrten mit ihm 50000 Leser wieder. In den letzten Jahren ist die tägliche Auflage des „Petit Journal“ auf weit über eine Million gestiegen, und diesen Erfolg verdankt das Blatt größtentheils seinen Feuilleton-Romanen.

Am meisten Aufsehen mit Kriminalromanen erregte wohl Bonson du Terrail, der eine geradezu fürchterliche Einbildungskraft besaß. Sein Konkurrent in diesem Fache war Fortuné du Boisgobey, der erst 1868 im Alter von vierundvierzig Jahren zu schreiben anfang, nachdem er sein ganzes Vermögen in Paris durchgebracht hatte. Sein erster Roman „Les deux Comédiens“ erschien im „Petit Journal“. Dalloz, der Direktor des „Petit Moniteur“ und anderer Blätter, sicherte ihm 1870 für die Dauer von 7 Jahren ein jährliches Minimalgehalt von 12000 Fr. zu, unter der Bedingung, daß er seine Romane nur in den von ihm geleiteten Zeitungen veröffentlichte. Dieser Vertrag wurde nicht

erneuert, und von 1877 bis 1891 schrieb J. du Boisgobey noch eine lange Reihe von Romanen, die in verschiedenen Zeitungen erschienen.

Der vor einigen Jahren verstorbene Léon Cladel, dessen Werke wenigstens auf Originalität Anspruch machen können, hinterließ, trotz seiner vielen Bauernerzählungen, kein Vermögen. Die französische Regierung hat aber in Anerkennung dessen, daß Cladel unter dem Kaiserreich für die Sache der Freiheit schrieb und deswegen gemahregelt wurde, und daß seine unglaublich heroischen Bauern immer einen idealen Zug haben, seiner Wittwe ein Tabakbureau verehrt. Außerhalb Frankreichs klingt das sehr komisch, aber dort findet man das ganz in der Ordnung. Das ist nämlich die praktischste Art für den Staat, ohne große Kosten einer Wittwe ein gutes Einkommen zu sichern, indem man sie an den Ueberschüssen des Tabakmonopols Theil nehmen läßt. Außer der Wittwe Cladels ist diese Vergünstigung auch zwei Wittwen von Mitgliedern der französischen Akademie zugefallen, der des Journalisten Sohn Lemoine und der des Historikers Camille Rouffet. Nur für die Wittwe des Dichters Leconte de Lisle hat man ein Uebriges gethan und ihr eine Pension direkt bewilligt, ohne die staatliche Tabakmanufaktur zur Vermittelung zu gebrauchen.

Es ist zur Genüge bekannt, daß einzelne dramatische Autoren in den letzten Jahrzehnten bedeutende Einnahmen erzielten. Von den älteren Theaterdichtern dieses Jahrhunderts müssen wir vor Allem Eugène Scribe erwähnen. Er war der fruchtbarste, den bis jetzt Frankreich aufzuweisen hat, denn er schrieb nicht weniger als 350 Theaterstücke, allerdings in Gemeinschaft mit vielen Mitarbeitern. Scribe & Co. nannte man die Fabrik, in der der Eine die Idee eines Stückes, der Andere den Plan hergab, während wieder Andere Dialoge oder Couplets lieferten. Scribe selbst arbeitete dann das Ganze über einen Leisten. Man nannte ihn „le Prince du Vaudeville et de la Comédie.“ Seine unerhörte Thätigkeit brachte ihm mehrere Millionen ein, und als er sich auf sein Schloß in Péricourt (Seine-et-Marne) zurückzog, ließ er über dem Eingang die Inschrift anbringen:

Le théâtre a payé cet asile champêtre;

Vous qui passez, merci! je vous le dois peut-être.

Auch Labiche war ein sehr fruchtbarer Vaudevillist. Seine Werke werden noch jetzt viel gekauft (die Angabe, daß noch jährlich 40000 Exemplare abgesetzt werden, ist jedoch bedeutend übertrieben).

Victorien Sardou konnte sich mit seinen Lantümen ein prachtvolles Schloß in Marly-le-Roi kaufen.

Die Erfolge Meilhac's waren geradezu phänomenal. Er hatte von allen Theatern seine Revenuen; es wird ein Datum genannt, an dem Meilhac's Stücke gleichzeitig an 14 Pariser Theatern gespielt wurden. In einem Jahre nahm er mit Halévy die Summe von 800000 Fr. an Lantümen ein; in einem Monat betrug sein Antheil an den Einnahmen 140000 Fr. Meilhac war aber in Geldsachen sehr großmüthig und gab mit vollen Händen. Deshalb betrug das Vermögen, das er seinem Freunde Louis Ganderax, dem Herausgeber der „Revue de Paris“, als Universalerben hinterließ, nur zwischen ein- bis zweimalhunderttausend Franken. Die vollständige Einrichtung der Wohnung und die werthvolle Bibliothek, sowie das Autorrecht aller seiner Werke sind aber in der Hinterlassenschaft mit einbegriffen.

Auch unter den weniger bekannten Bühnendichtern giebt es manche, die theils durch eine fortgesetzte Produktion, theils durch einen glücklichen Treffer sich ein sorgenloses Dasein zu sichern wußten. —

Weniger günstig sind die lyrischen Dichter gestellt. Unter den zeitgenössischen Dichtern giebt es nur wenige, die mit ihren Gedichten Geld verdienen. Der bedeutendste Verleger von Gedichten ist gegenwärtig Lemerre, der sich mit den Werken von François Coppée, Leconte de Lisle und einiger Romanciers ein bedeutendes Vermögen erworben hat. Léon Vanier, der Verleger der Symbolisten und Dekadenten, hat es nicht weit gebracht. Paul Verlaine, der ihm eine Reihe von Werken geliefert hat, hat jedenfalls nicht viel Honorar eingeheimst. Er hatte sich in mehr als einer Hinsicht Villon zum Vorbild genommen; er war ein richtiger „bohème“, der in den Wirthschaften seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte, wenn er nicht unter den Brücken der Seine schlief oder krank im Spital lag.

* * *

Die französischen Zeitschriften und Revuen honoriren die Beiträge der gewöhnlichen Mitarbeiter meistens nicht sehr glänzend. Nur Jules Simon, Francisque Sarcey und einige andere Berühmtheiten, die für alle möglichen Blätter schrieben, erhielten hohe Honorare. Die „Revue des Deux-Mondes“, die eine verhältnißmäßig hohe Auflage hat (35000 Exemplare) soll im Allgemeinen für die erste von ihr veröffentlichte Arbeit eines Schrift-

stellers kein Honorar zahlen (so behauptet wenigstens Zola). Buloz' Vater, der dieses System einführte, war der Ansicht, es sei für einen Schriftsteller ein genügender Lohn, in der angesehensten Zeitschrift Frankreichs gedruckt zu werden. Die Aktien der „Revue des Deux-Mondes“, die 1845 zu 5000 Fr. ausgegeben wurden, sind heute 180000 Fr. werth, denn sie bringen jedes Jahr 6000 Fr. ein. Der alte Rothschild, der sich als Mäcen bei der Gründung der Bulozschen Zeitschrift betheiligte hatte, sagte einmal, diese Aktien seien dasjenige Werthpapier, das ihm am meisten Ueberraschung bereitet habe.

Von den wissenschaftlichen Schriftstellern haben einzelne mit ihren Werken bedeutende buchhändlerische Erfolge errungen, so z. B. der Astronom Flammarion. Ernest Renans umfangreiche „Geschichte des israelitischen Volkes“ fand einen sehr großen Absatz. Von der ersten vollständigen Ausgabe der „Vie de Jésus“ zu 7,50 Fr. per Band wurden ca. 60 000 Exemplare abgesetzt, von der billigen Ausgabe à 1 Fr. aber ungefähr eine Million. Als Renan starb, wunderte man sich, daß er kein bedeutendes Vermögen hinterließ. Er war bekanntlich lange Jahre Direktor des „Collège de France“ gewesen, allein seine Einkünfte betragen jährlich nicht mehr als 15 bis 18 000 Fr. Renan war kein Geschäftsmann. Einige Jahre vor seinem Tode sagte er in einem an mich gerichteten Briefe, er kümmere sich nicht um den Vertrieb seiner Bücher, er überlasse die materielle Seite ausschließlich dem Verlags Hause Calmann-Lévy. Er hatte überhaupt keine Ahnung davon, welche Verbreitung seine Werke in andern Ländern gefunden haben; er wußte nicht einmal, ob eine deutsche Uebersetzung seiner „Vie de Jésus“ existirte! (Bekanntlich wurde das Werk alsbald nach seinem Erscheinen bei Brockhaus in Leipzig in deutscher Uebersetzung veröffentlicht; seither ist noch eine ganze Reihe anderer Uebersetzungen erschienen). Renan besaß, wie bemerkt, kein nennenswerthes Vermögen; außer seiner Bibliothek und seinem Mobiliar hinterließ er nur ein Haus in Tréguier in der Bretagne.

* * *

Die Tageszeitungen kommen hauptsächlich nur wegen des Feuilletons für die Schriftsteller in Betracht. Pariser Blätter zahlen für gewöhnliche Artikel 10 bis 30 Centimes (8 bis 24 Pfennig) pro Zeile; sensationelle Beiträge werden natürlich höher honorirt. Das „Petit Journal“, welches täglich über eine Million Exemplare druckt, verzeichnet jährlich eine Einnahme von über

15 Millionen Franken; für Redaktion und Berichterstattung giebt das Blatt aber kaum mehr als 700 000 Fr. aus. Im Budget des „Figaro“ figurirt die Redaktion mit 750 000 Fr.

Was die Gehälter französischer Redakteure betrifft, so bezieht der Chefredakteur oder Direktor eines bedeutenden Blattes 12 bis 50 000 Fr. jährlich, der Sekretär der Redaktion 6 bis 12 000 Fr. der politische Leitartikler 5 bis 20 000 Fr. Auch die andern Redakteure erhalten der Bedeutung des Blattes entsprechende Gehälter. Mitarbeiter und Mitredakteure werden auf die Zeile bezahlt, so manche Verfasser von „Chroniques“, „Echos“, literarischen Kritiken usw. Für gute oder spannende Romane wird zuweilen 75 Centimes bis 1 Fr., in Ausnahmefällen auch noch mehr, pro Zeile gezahlt.

Es sind natürlich nur wenige Zeitungen, die solche Honorare zahlen, und diejenigen Romanschriftsteller, welche es noch nicht zur Berühmtheit gebracht haben, wissen recht wohl, daß das literarische Geschäft in Frankreich bei Weitem nicht so glänzend ist, wie das Publikum nach den hohen Auflagen einzelner Romane anzunehmen geneigt ist. Ein Roman, der nicht gleich bei seinem Erscheinen Aufsehen erregt, bringt dem Autor nichts ein, wenn dieser sein Werk nicht noch durch den Abdruck in Zeitungen zu verwerthen sucht. Aber auch dieses Verfahren ist nicht immer sehr lohnend. Direkte Angebote an Zeitungen können nur bekannte Schriftsteller mit Erfolg machen. Von literarischen Agenturen kommen bloß die Agence Havas (das bekannte offiziöse Depeschensbureau, das eine eigene Abtheilung für den Romanvertrieb hat) und die Société des gens de lettres in Betracht. Beide überlassen den Zeitungen den Abdruck der ihnen zur Verfügung stehenden Romane gegen eine sehr geringe Gebühr. Die Agence Havas veröffentlicht jedes Jahr einen „Katalog der literarischen Korrespondenz“, in dem annähernd 1000 Romane verzeichnet sind, über die die Agentur verfügt. Die Zeitungen erhalten auf Verlangen eine beliebige Anzahl zur Auswahl, und es steht ihnen frei, einen oder mehrere Romane gleichzeitig abzu drucken. Der Preis richtet sich nämlich nicht nach der Zahl der Romane, sondern ist einfach folgender: täglich erscheinende Zeitungen zahlen pro Jahr 150 Fr., dreimal wöchentlich erscheinende Blätter zahlen 90 Fr., zweimal wöchentlich erscheinende 70 Fr. und Wochenblätter nur 35 Fr. Für diesen im Voraus zu entrichtenden Preis können sie beliebig viele Romane abdrucken. Nehmen wir an, eine Tageszeitung bringe gleichzeitig zwei Feuilletons

(was bei vielen der Fall ist) und zwar täglich 500 Zeilen, so macht das jedes Jahr über 180 000 Zeilen, und dafür bezahlt die Zeitung 150 Fr., also nicht einmal einen Franken für je tausend Zeilen! Daß bei solchen Preisen die Agentur die betreffenden Romane nicht sehr theuer erwerben kann, ist selbstverständlich.

Die Société des gens de lettres, die die Romane ihrer Mitglieder vertreibt, berechnet höhere Preise als die Agence Havas. Einmal wöchentlich erscheinende Zeitungen zahlen ihr nämlich 100 Fr., zweimal wöchentlich zur Ausgabe gelangenden 200 Fr. usw., also täglich erscheinende Zeitungen 700 Fr. pro Jahr. Diese Preise sind noch verhältnißmäßig niedrig, da z. B. bei gleichzeitigem Abdruck zweier Romane jede Fortsetzung höchstens einen Franken kostet. Die erwähnte Gesellschaft verfügt ebenfalls über etwa tausend Romane, die im Durchschnitt auch etwas werthvoller sind, als die der Agence Havas; letztere bietet übrigens auch ziemlich viele Uebersetzungen von Romanen und anderen Werken an (u. a. Moriz Busch, Bismarck und seine Leute; Gregor Samarow, Szepter und Kronen; Oskar Wilde usw.). Die Société des gens de lettres bringt von den eingelaufenen Beiträgen einen gewissen Satz vom Hundert für Geschäftskosten in Abzug und vertheilt den Rest unter die Mitglieder, von denen Romane abgedruckt wurden. Der auf jedes einzelne Mitglied entfallende Betrag wird gleichmäßig nach der Zahl der Zeilen berechnet. Derjenige Schriftsteller, von welchem die meisten Zeilen abgedruckt wurden, erhält also den größten Antheil. Zu diesen Glücklichen zählt besonders Emile Michébourg, der schon ungezählte Tausende von Zeilen geschrieben hat und dessen rührselige Verbrechergeschichten von billigen Zeitungen gern abgedruckt werden.*)

Vor einiger Zeit sah sich die Société des gens de lettres veranlaßt, an ihre Mitglieder ein Rundschreiben zu richten, in welchem ihnen unter Hinweis auf die Statuten unterlagt wurde, Zeitungsredaktionen Geschenke anzubieten, um sie bei der Wahl von Romanen zu beeinflussen. Es war nämlich festgestellt worden, daß einzelne Mitglieder den Redaktionen „Prämien“ gewährten, wenn sie ihre Romane abdruckten. Diese Schriftsteller thaten das, um sich einen höheren Antheil an dem durch ihre Gesellschaft zur Vertheilung

* Als Michébourg vor einigen Jahren das Kreuz der Ehrenlegion erhielt, sagte ein spöttischer Chroniqueur, Paul Dollfus, wenn man alle Zeilen, die Michébourg geschrieben hat, hintereinander setzen würde, so könnte man damit elf mal den ganzen Erdball umspannen und mit dem Rest könnte man noch einer dicken Dame das Raß um die Taille nehmen.

gelangenden Honorare zu sichern. Dieses Verfahren ist natürlich keineswegs würdevoll.

Man kann aber aus Vorstehendem ersehen, daß das literarische Geschäft in Frankreich doch nicht gerade so gut geht, wie man im Auslande meint. Auf den Abdruck eines Romans in einer Zeitung entfallen bei der Société des gens de lettres oft nur einige Franken, wenn es nicht gerade ein mehrbändiges Werk ist. Handelt es sich aber um Novellen, so ist der Betrag noch viel geringer. Auf kleine Erzählungen von 300 bis 500 Zeilen entfallen oft nur 15 bis 20 Centimes. Daß von einem solchen Ertrage kein Schriftsteller leben kann, ist selbstverständlich. Deshalb suchen auch die meisten ihre Romane zum ersten Abdruck möglichst vortheilhaft bei einer größeren Zeitung anzubringen. Gelingt ihnen das und findet der Band auch einigen Absatz im Buchhandel, so ist ihnen schon ein einigermaßen angemessenes Honorar gesichert, und es steht ihnen dann nach einiger Zeit noch frei, das Werk durch eine Agentur zum Abdruck in kleineren Zeitungen vertreiben zu lassen; dann ist es aber mit dem buchhändlerischen Absatz zum größten Theil vorbei.

Selbstverständlich kann man aus der Zahl der abgesetzten Exemplare noch keineswegs einen sicheren Schluß auf den literarischen Werth eines Werkes machen. Wie manche Dichter wurden früher ungeheuer viel gelesen und sind jetzt ganz oder fast ganz vergessen. Die Werke von Jacques Delille z. B. sind in einer großen Anzahl von Ausgaben, zum Theil sehr theueren, erschienen und doch interessiren sie jetzt nur mehr den Literaturhistoriker. Im 17. Jahrhundert wurde der Roman „Astrée“ von d'Urfe ungeheuer viel gelesen und jetzt ist er völlig ungenießbar. Das Buch übrigens, das bisher bei Bucherversteigerungen den höchsten Preis erreicht hat, ist die Elzevir-Ausgabe des „Pâtissier français“, also nicht einmal ein Werk von literarischem Werthe.

Unter den weniger bekannten Schriftstellern giebt es manche, die sich redlicher bemüht haben, die Gunst des Publikums durch eigenartige, selbständige Werke zu verdienen, als andere, deren Namen oft schon genügte, ein Werk berühmt zu machen und die ihre Berühmtheit in dem Sinne ausbeuteten, daß sie oft auch minderwerthige Werke des lieben Geldes wegen auf den Markt brachten. Es sei hier übrigens nebenbei bemerkt, daß wohl in keinem Lande die Schriftsteller so große Aussicht haben, für gediegene Werke Preise zu erhalten, wie in Frankreich. Die französische

Academie vertheilt nämlich aus dem Ertrage der ihr zur Verfügung stehenden bedeutenden Stiftungen jedes Jahr eine Anzahl hoher Geldpreise an Dichter und Schriftsteller für hervorragende Werke. Außerdem stehen der Sociétés des gens de lettres jedes Jahr 17 150 Fr. zu gleichem Zwecke zur Verfügung.

Zum Schluß möchte ich noch ein Wort über die Krisis im französischen Buchhandel bemerken, die ja die Schriftsteller nicht weniger interessirt als die Verleger und Sortimenten. Die Pariser Buchhändler bezeichnen als die Ursache der Krisis einerseits die Ueberproduktion des Verlags, der nur eine geringe Regsamkeit der Buchhändler in den Departements gegenüberstehe, und andererseits die Konkurrenz der Zeitungen, die die Romane zu billigem Preise zum zweiten Abdruck erhalten, so daß dann die Bücher nicht mehr Käufer genug finden und die Verleger gezwungen sind, die oft sehr bedeutenden Auflagereste an eigene Handlungen, an Großantiquariate zu verkaufen, so an Garnier, Dentu usw., die übrigens auch selbst bedeutende Verlagsgeschäfte besitzen, aber daneben auch im Preise herabgesetzte Bücher vertreiben, besonders exportiren. Beide Ursachen sind unstreitig zutreffend. Eine weitere Ursache der Krisis befindet sich meiner Ansicht nach aber darin, daß sich das Verlagsmonopol sozusagen ausschließlich in den Händen der Pariser Verleger befindet. Manche Werke, die von einem Buchhändler in der Provinz verlegt und sorgfältig vertrieben werden könnten, finden bei einem Verleger, der schon tausend Werke im Verlage hat, kaum eine nennenswerthe Beachtung. In Frankreich aber, wie in allen Ländern, finden selbst die besten Bücher keine bedeutende Verbreitung, wenn sich die Verleger nicht energisch dafür verwenden.

Der praktische Erfolg der Lehrpläne vom Jahre 1892 an unseren Gymnasien.

Von

Dr. Paul Hartmann,
Oberlehrer in Gr.-Lichterfelde.

Das humanistische Gymnasium in der Gegenwart ist nur noch ein Schatten des Gymnasiums, wie es vor dem Jahre 1882 bestand. Damals ruhte der Schwerpunkt des ganzen Unterrichtsbetriebes unbedingt auf den alten Sprachen, das Lateinische nahm von Sexta bis Obersekunda zehn Stunden, in Prima acht Stunden wöchentlich ein, dem Griechischen waren von Quarta bis Prima je sechs Stunden in der Woche zugetheilt. Im Jahre 1882 trat eine Aenderung ein; die Stundenzahl für das Lateinische wurde auf neun Stunden wöchentlich von Sexta bis Tertia und auf acht Stunden in Sekunda und Prima gekürzt, das Griechische wurde nach der Untertertia gewiesen, wo es sieben Stunden in der Woche erhielt, die ihm bis Obersekunda blieben; in Prima gab es sechs Stunden Griechisch. Diese Verminderung in der Stundenzahl wurde wieder ausgeglichen durch eine Verstärkung des Französischen, welches in Quinta und Quarta je vier und fünf Wochenstunden anstatt drei und zwei erhielt, und durch eine Vermehrung der Geschichts- und Rechenstunden um je eine Wochenstunde. Die Gesamtzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden blieb dieselbe wie vor dem Jahre 1882, nämlich dreißig.

Die Lehrpläne vom Jahre 1882 blieben jedoch nur wenige Jahre

unangefochten. Diejenigen, welche eine Verkürzung der alten Sprachen zu Gunsten der „realen“ Fächer wünschten, hatten zwar einen Erfolg errungen, aber sie waren doch immer noch nicht befriedigt, denn das Lateinische und Griechische bildeten immer noch unbestritten den Mittelpunkt der gymnastialen Bildung. Um aber noch weiter zu kommen, zog man die Ueberbürdungsfrage zu Hilfe. Man behauptete, die Schüler könnten, besonders in den unteren und mittleren Klassen, den Anforderungen nicht mehr genügen, ohne sich eine Schädigung ihrer Gesundheit zuzuziehen. Diese Behauptung fand natürlich in den weitesten Kreisen lebhaften Widerhall, und so wurde denn unter der Führung des „Realschulmännervereins“ ein erneuter Angriff auf das humanistische Gymnasium unternommen. Die Regierung gab nach, und so entstanden die Lehrpläne vom Jahre 1892. Diese zeigen eine weitere Ermäßigung in der Stundenzahl, aber nicht nur für die alten Sprachen, sondern auch für das Französische, die Geschichte und die Geographie, so daß die Schüler der Sexta und Quinta nur fünfundzwanzig Stunden, die der Quarta, Obersekunda und Prima nur achtundzwanzig Stunden wissenschaftlichen Unterricht in der Woche haben, während in Tertia und Untersekunda die frühere Stundenzahl, nämlich dreißig, geblieben ist. Neben dieser Ermäßigung hat noch eine Minderung des Gedächtnisstoffes, vor allem in der Religion, den Fremdsprachen, der Geschichte und Erdkunde in bedeutendem Umfange stattgefunden. Der maßgebende Gesichtspunkt für die Einführung der neuen Lehrpläne ist die Erleichterung der geistigen Arbeit gewesen.

Trotzdem hofft die Unterrichtsverwaltung, daß durch ein zweckbemessenes Lehrverfahren im Wesentlichen dieselben Ziele wie vorher erreicht werden können. Sehen wir nun zu, ob für die Schüler wirklich eine Erleichterung in den alten Sprachen gegenüber den Lehrplänen vom Jahre 1882 eingetreten ist.

I.

In Sexta und Quinta giebt es anstatt neun Stunden Latein nur noch acht, von Quarta bis Untersekunda sieben, in Obersekunda und Prima sechs. Die Stundenzahl ist also bedeutend verringert. Da nun die Lateinstunden den Schüler sehr stark anstrengen, so ist er also erleichtert? Im Gegentheil, die Erfahrung zeigt ein ganz anderes Bild. Denn die Stundenzahl ist zwar verringert, die Anforderungen sind aber dieselben geblieben.

Wenn auch der Cornelius Nepos zum Theil aus der Quarta

verschwunden ist, so ist doch der Cäsar in der Untertertia geblieben. Der Schüler muß also nach wie vor in den drei unteren Klassen so weit vorgebildet werden, daß er im Stande ist, nach dreijährigem lateinischen Unterricht den Cäsar zu verstehen. Nun hat er im Vergleich mit den Lehrplänen von 1882 in Sexta wöchentlich eine, in Quinta ebenfalls eine und in Quarta zwei Stunden weniger Latein. Das scheint auf den ersten Blick keine große Einbuße zu sein. Rechnet man jedoch das Schuljahr zu 40 Wochen, so ergibt sich für Sexta ein Ausfall von 40 Stunden, für Quinta ebensoviel, für Quarta aber von 80 Stunden. Der Schüler hat also, wenn er den Cäsar in die Hand bekommt, 160 Stunden Latein weniger gehabt als früher.

Nun heißt es allerdings, daß die Unterrichtsverwaltung das Vertrauen hat, daß die fehlende Zeit durch verstärkten Unterrichtsbetrieb wieder eingeholt werden wird. Das ist aber einfach nicht möglich. Denn es muß eine bestimmte Summe von Kenntnissen gedächtnißmäßig gelernt und geübt werden, und dazu gehört eben Zeit. Wenn der Lehrer in der Sexta und Quinta je 40 Stunden im Jahre mehr zu seiner Verfügung hat, so wird er ohne Zweifel mehr in der Schule leisten können, als wenn er, wie es jetzt der Fall ist, diese Zeit entbehren muß. Da nun aber die Anforderungen, wie schon gesagt, dieselben geblieben sind, so muß natürlich die Arbeit, die in der Schule wegen Mangels an Zeit nicht mehr geleistet werden kann, dem Hause zugewiesen werden, d. h. der Schüler muß zu Hause mehr arbeiten als bisher, es wird also gerade das Gegenteil von dem erreicht, was beabsichtigt war.

Nun aber ist die Belastung des Schülers durch häusliche Arbeiten auf das strengste verpönt. Es stellt sich also in Wirklichkeit, wenn streng nach den Lehrplänen verfahren wird, folgender Zustand heraus: Der Lehrer ist nicht im Stande, z. B. die unregelmäßigen Verben so einzuüben, daß sie schon in der Schule ein fester Besitz des Schülers werden: der Schüler, der sehr wohl weiß, daß er nicht viele häuslichen Arbeiten aufbekommen darf, daß die Maximalzeit, bis zu der er arbeiten soll, bestimmt festgelegt ist, lernt die Verben nur oberflächlich; in der nächsten Stunde muß der Lehrer im Pensum weiter gehen, weil sonst das Ziel der Klasse nicht erreicht wird

Der Erfolg ist der, daß schon nach Verlauf von wenigen Wochen die sichere Kenntniß des vorher Gelernten verloren geht.

Ferner! Ein bedeutendes Gewicht wird schon in den unteren Klassen auf das Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche gelegt. Wenn der Lehrer diese Vorschrift der Lehrpläne gewissenhaft befolgt und, wie es streng gefordert wird, hierbei die grammatischen Uebungen möglichst vermeidet und das Hauptaugenmerk auf den Inhalt richtet, dann wird die Möglichkeit, daß die Schüler in Sexta und Quinta eine sichere grammatische Unterlage erhalten, immer geringer.

Wenn nun also ein Schüler, der in der Quinta streng nach den neuen Lehrplänen unterrichtet worden ist, nach der Quarta kommt, dann fehlt ihm eine sichere Kenntniß der Formenlehre, weil sie nicht hat eingepaukt werden können und dürfen. Setzt soll in der Quarta bei sieben Stunden, von denen im ersten Halbjahr vier, im zweiten nur drei Stunden der Grammatik zugewiesen sind, die ganze Kasuslehre erledigt werden, die an das Denkvermögen des Schülers die höchsten Anforderungen stellt. Was das bedeutet, die Konstruktion z. B. von *iuro* und *persuadeo* durchzunehmen, wenn oft der größere Theil der Quartaner in der Formenbildung dieser Verba nicht sicher ist, das kann sich wohl Jeder selbst ausmalen. Wenn nun der Lehrer wirklich ein gesichertes Können bei den Schülern erzielen will, so muß er fortwährend umfassende Repetitionen der Formenlehre anstellen. Doch das ist bei der Größe und der Schwierigkeit des Pensums und bei den drei Stunden Grammatik im zweiten Semester einfach unmöglich. Die Stunden, die für die Lektüre bestimmt sind, zu Wiederholungen der Formenlehre zu verwenden, ist verboten. Wenn man sich also streng an die Lehrpläne hält, so wird man auf dem unsicheren Unterbau der Formenlehre ein noch viel mehr schwankendes Gerüst der Kasuslehre aufbauen. Die Folge davon ist, daß die Schüler, die dann nach der Untertertia versetzt werden, weder in der Formenlehre noch in der Kasuslehre eine gesicherte Kenntniß besitzen, daß Formen wie *edoant* oder *erint* ganz gewöhnlich sind, von der dritten Deklination ganz zu schweigen. Oder was soll man sagen, wenn ein Untertertianer den Satz: „Wenn sie weder Brod noch Fleisch haben werden, „*si eis neque panim neque carnim erint*“ übersetzt?

Die Lehrpläne sagen auf Seite 30: „Je sicherer der Grund in Grammatik und Wortschatz gelegt ist, um so weniger wird das Lesen durch formale Hindernisse aufgehalten, und um so mehr werden bei der Erklärung überall die sachlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund treten müssen.“

In Wirklichkeit ist es nun aber, wie vorhin ausgeführt ist, nicht möglich, in den drei unteren Klassen eine wirklich sichere Grundlage in der Grammatik zu legen. Wenn man nun mit den Untertertianern an die Lektüre des Caesar, des ersten Schriftstellers, der ihnen als Ganzes entgegentritt, herangeht, so bildet sich allmählich folgender Zustand heraus: Die Schüler erwerben sich allerdings mit der Zeit eine gewisse Uebung im Uebersetzen aus dem Lateinischen, aber es tritt auch dabei der Mangel an sicheren Kenntnissen grell zu Tage. Wenn man nämlich versucht, eine Stelle den Schülern zum Verständniß zu bringen, wenn man mit ihnen festzustellen sucht, welche besondere Bedeutung gerade das von dem Schriftsteller gewählte Wort oder die gewählte Konstruktion hat, so bekommt man selten eine richtige Antwort. Und es ist doch erst dann das Ganze wirklich verstanden, wenn man über jede Einzelheit genügende Rechenschaft ablegen kann. Die Schüler werden dazu verleitet, den ungefähren Sinn eines Satzes zu rathen; wenn dann eine möglichst elegante Uebersetzung gefunden ist, dann geben sie sich zufrieden. Nach dem Warum fragt Niemand. Je weiter der Schüler kommt, um so größer wird die Unsicherheit in der Grammatik. In der Untersekunda kommt es nicht selten vor, daß zwar im Uebersetzen, d. h. im Rathen des Sinnes eine gewisse Fertigkeit erreicht ist, daß aber dann plötzlich einmal so für den Dativ von is gehalten wird, eas mit eius verwechselt wird u. s. w.

Solche Schüler sollen dann die Abschlußprüfung machen! Hier giebt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder stellt der Lehrer wirklich die Anforderungen, die er nach dem, was die Schüler eigentlich wissen sollen, stellen muß; dann aber fallen mindestens fünfzig Prozent durch, oder er erleichtert den Schülern die Arbeit bedeutend dadurch, daß er sie sehr nahe an das in der Klasse Durchgenommene anschließt. Das merken aber natürlich die Schüler sofort, und die Folge ist, daß sie sich auf diese Erleichterung verlassen und nicht daran denken, etwa vorhandene Lücken in ihrem Wissen durch eigene Arbeit auszufüllen.

II.

Noch viel schlimmer sieht es mit dem Griechischen aus. Die Lehrpläne verlangen für Untertertia „die regelmäßige Formenlehre des attischen Dialekts bis zum verbum liquidum einschließlich“, d. h., wenn man etwas genauer zusieht: Erlernung der griechischen Schrift, Uebungen im Lesen und Schreiben, die drei Deklinationen,

die Zahlwörter, Pronomina, die Komposition, das Verb. purum, Activ, Passiv, Medium, das verbum purum contractum, das den Schülern erfahrungsgemäß die größten Schwierigkeiten bereitet, das verbum mutum, das verbum liquidum. Die Lehrpläne verlangen Unmögliches, wirklich leisten, d. h. so leisten, daß die Schüler das Gelernte wirklich beherrschen, kann bei sechs Wochenstunden in einem Jahre Niemand. Es sind eben die Pensum, die nach dem Lehrplan des Gymnasiums vor dem Jahre 1882 zwei Klassen, der Quarta und Untertertia zugewiesen waren, in eine Klasse zusammengedrängt worden. 1882 erhielt das Griechische in der Untertertia doch wenigstens noch sieben Stunden wöchentlich, seit 1892 ist ihm aber eine Stunde in der Woche, d. h. vierzig Stunden im Jahre genommen. Und da spricht man von einer Erleichterung der Schüler! Es ist eine Ueberbürdung und zwar schlimmster Art. Wer es jemals mit angesehen hat, wie große Schwierigkeiten den Untertertianern allein der Wechsel in der Betonung ein und desselben Wortes macht, um von andern Dingen ganz zu schweigen, der wird zugeben müssen, daß zur Einübung dieser Sachen Zeit, Zeit in der Klasse gehört.

Man hat z. B. eben mit vieler Mühe dem Schüler die Deklination der mascul. der I. Dekl. auf $\eta\varsigma$, $\omicron\upsilon$, η , $\eta\nu$ eingeprägt; nach vier Wochen muß er schon die Adjektiva der III. Dekl. auf $\eta\rho$, $\omicron\upsilon\varsigma$, $\epsilon\iota$, η lernen. Natürlich entsteht alsbald eine heillose Verwirrung, denn man hat ja nicht die Zeit dazu gehabt, jedes von beiden gründlich einzuüben, und an die Stelle des ersten lobenswerthen Eifers tritt eine starke Muthlosigkeit. Doch der Lehrer muß weiterhasten; wer nicht mitkommt, bleibt zurück, ist die Lösung. In der Konjugation sind die Schwierigkeiten womöglich noch größer. Dem Schüler treten Optativ, Aorist, Medium neu entgegen. Er muß sich an diese neuen Dinge erst gewöhnen, und dazu gehört eben wiederum Zeit.

Wenn dann der Untertertianer nach Obertertia versetzt wird, so bringt er oft kaum eine sichere Kenntniß des verbum purum mit, Sicherheit im verbum mutum, liquidum, contractum besitzt er wohl nie. Nun kommen die verba auf m und die unregelmäßigen Verben. Es muß stetig vorwärts gegangen werden, denn das Pensum der Obertertia ist ebenfalls recht schwierig, viele Zeit für Wiederholungen ist nicht vorhanden. Ja, die Zeit reicht kaum hin, die Formenlehre dem Schüler sowohl mündlich als auch schriftlich einzuprägen; es giebt Untersekundaner, die zwar

im Stande sind, mündlich einige Formen richtig zu bilden, denen es aber nicht sonderlich auffällt, wenn sie ein griechisches Wort ohne Accent oder Spiritus sehen. Mit der Abschlußprüfung steht es hier ebenso wie im Lateinischen. Auch hier wird der Lehrer schließlich, wenn er nicht will, daß ein ungewöhnlich großer Prozentsatz zurückbleibt, seine Anforderungen mehr als recht ist, ermäßigen müssen, und die Schüler werden immer weniger lernen.

Daß die Behauptung, die Zahl der Schulstunden genüge nicht zur gründlichen Einübung der lateinischen und griechischen Grammatik, richtig ist, erhellt auch aus dem Umstande, daß die Zahl derjenigen Schüler, welche einen Hauslehrer oder wenigstens Nachhülfestunden haben, seit der Einführung der neuen Lehrpläne übermäßig gewachsen ist. Vor dem Jahre 1882 gehörte es zu den größten Seltenheiten, wenn ein Schüler neben der Schule noch einen Privatlehrer hatte; dieser Fall trat auch eigentlich nur dann ein, wenn etwa durch Krankheit ein größerer Theil des Pensums veräußert war. Jetzt ist es jedoch eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß mindestens ein Drittel, oft aber noch mehr Schüler einer Klasse irgend welchen Nachhülfeunterricht erhalten. Früher hatte eben der Lehrer Zeit, sich auch mit den Minderbegabten ordentlich zu beschäftigen und sie zu fördern, heute ist es leider schon dahin gekommen, daß fast nur die besten Schüler dem Unterricht selbständig zu folgen vermögen und daß diejenigen, welche nicht ein rasches Auffassungsvermögen besitzen, sondern langsamer sind, zurückbleiben. Wenn nun gar, wie z. B. an vielen Gymnasien Berlins, die Klassen noch dazu überfüllt sind, dann bleibt dem Lehrer bei der Größe des Pensums und der Kürze der Zeit fast gar keine Zeit mehr, sich um den einzelnen Schüler zu kümmern und ihm die Schwierigkeit, die vielleicht nur ihm allein in irgend einer grammatischen Erscheinung erwachsen ist, zu lösen. Zu dieser einen Schwierigkeit treten nun aber bald andere hinzu, der Schüler vermag nicht mehr zu folgen, und die Eltern sehen sich bald vor die Alternative gestellt, entweder ihren Sohn sitzen zu lassen, oder ihm einen Privatlehrer zu halten. Wenn es die Vermögenslage gestattet, wählen sie fast stets das Letztere und bedenken dabei nicht, daß sie unter Umständen ihrem Sohne damit mehr Schaden als Nutzen. Denn der Privatlehrer bemüht sich natürlich, dem Schüler das, was er in der Schule nicht verstanden hat, noch einmal auseinanderzusetzen. Der Junge merkt sehr bald, daß es viel bequemer ist, sich die Sache zu Hause vormachen zu lassen, als in der Schule straff aufzupassen. Er denkt

sehr bald, was schadet es, wenn ich es auch in der Klasse nicht begreife, mein Privatlehrer wird es mir schon klar machen. Der Privatunterricht führt also eine Erschlaffung der Aufmerksamkeit herbei. Aber der Hauslehrer thut noch mehr, er bereitet seinen Zögling auf das, was er in der Klasse zu leisten hat, tüchtig vor, er übt ihn auf Extemporalien ein, er sieht ihm häusliche Arbeiten nach. Hierdurch verliert der Junge seine Selbständigkeit, er verlernt es, selbstthätig zu arbeiten, und diese Folge ist, wie noch auseinandergesetzt werden wird, noch viel schlimmer als die erste. Und endlich sollte man doch bedenken, daß Privatunterricht in der Zeit, in welcher der Schüler eigentlich frei ist, doch eine sehr starke Ueberbürdung verursacht, besonders, wenn der Junge zu diesen Stunden noch besondere Arbeit zu leisten hat.

Trotzdem nun also der Lehrer weiß, wie große Nachtheile der Nachhülfeunterricht besitzt, so sieht er sich doch oft in der Lage, den Eltern eines Schülers den Rath geben zu müssen, ihren Sohn durch privaten Unterricht zu unterstützen, weil sonst der Prozentsatz der Schüler, welche das Ziel der Klasse nicht erreichen, ein zu großer wird. Dieser Uebelstand würde nicht in dem Maße entstanden sein, wenn genug Zeit vorhanden wäre, die Grammatik in der Schule tüchtig einzuüben.

III.

Wenn der Schüler die Abschlußprüfung glücklich bestanden hat, dann athmet er auf, denn das Abiturientenexamen liegt noch in weiter Ferne. Im Lateinischen sind die Extemporalien um die Hälfte gekürzt, und im Griechischen werden nur noch Uebersetzungen ins Deutsche angefertigt. Die Lektüre tritt nachdrücklich in den Vordergrund, die Grammatik tritt zurück. Der Schüler der oberen Klassen soll lernen, ein Werk eines griechischen oder lateinischen Schriftstellers als Ganzes aufzufassen und zu verstehen.

Diese Forderungen der Lehrpläne sind früher auch erfüllt worden. Die Schüler waren von den unteren und mittleren Klassen her gewöhnt, Schwierigkeiten mit eigener Arbeit zu überwinden, sie hatten das Gefühl, daß sie etwas konnten, und dies Gefühl erfüllte sie mit Freude an der Arbeit. Es war früher die Regel, daß etwa die Hälfte der Schüler durch das in der Schule Gebotene zu eigenen Studien angeregt wurde, der eine das für sich lateinische oder griechische Schriftsteller, der andere beschäftigte sich mit der deutschen Literatur, wieder ein anderer vertiefte sich in ein

Geschichtswerk und so fort. Doch was ist jetzt noch von allen diesen Privatstudien der Primaner geblieben!

Die Schüler der oberen Klassen besitzen heute keine sicheren Kenntnisse mehr, weder grammatische noch lexikalische. Wenn sie nun an den Demosthenes oder Plato oder Cicero herangehen, so stoßen sie auf Schritt und Tritt auf Schwierigkeiten, wo für die Generationen, die nach den alten Lehrplänen unterrichtet wurden, sich nur eine erwünschte Gelegenheit bot, das Wissen zu zeigen. Wollte der Lehrer wirklich nicht eher in der Lektüre fortschreiten, bis jeder Primaner die gerade vorliegende Schwierigkeit wirklich zu erklären und zu lösen versteht, dann würde er nicht weit kommen, an einen Ueberblick über das Ganze wäre dann keinesfalls zu denken. Es muß deshalb auf eine eingehende Erörterung vieler Stellen verzichtet werden, damit nur das vorgeschriebene Pensum erledigt wird. Die Lektüre kann nur noch mit einer gewissen Oberflächlichkeit betrieben werden. Dieser oberflächliche Betrieb des Unterrichts hat nun aber für die Schüler die schlimmsten Folgen.

Gerade die begabtesten Schüler merken sehr bald, daß ihr Wissen eigentlich zur Bewältigung der griechischen und lateinischen Klassiker nicht ausreicht. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß man niemals ein Interesse an einem Gegenstande hat, von dem man nur ein Halbwissen besitzt; erst das völlige Vertrautsein und das Beherrschen auch der Schwierigkeiten verursacht ein Gefühl der Kraft und der Freude. Was beobachten wir denn an unsern Primanern? Wie viele giebt es denn unter ihnen, die wirklich aus eigenem Antrieb, aus eigenem Interesse an der Sache heute noch eine Schrift lesen, die nicht zu dem Schulkanon gehört? Die Freude, die in dem sicheren Können wurzelte, ist der Gleichgültigkeit gewichen. Sie sehen ein, daß sie ohne Beihülfe nicht im stande sind, die Schriften der Klassiker zu verstehen, sie gewöhnen sich bald daran, abzuwarten, was ihnen der Lehrer erklären wird, und werden so allmählich geistig träge. Die Unterrichtsstunden in den alten Sprachen, auf die sich die früheren Generationen freuten, haben für die heutige Generation sehr viel von ihrem Reiz verloren. Ein frisches, fröhliches, gemeinsames Arbeiten ist wohl nur noch selten anzutreffen.

Nun aber bilden Lateinisch und Griechisch auch nach den neuen Lehrplänen in den oberen Klassen den Haupttheil des gesammten Unterrichts. Wenn nun in den Hauptgegenständen das Interesse erlahmt, so wird es schwerlich in den andern Fächern

geweckt werden. Und in der That sind auf den gegenwärtigen humanistischen Gymnasien die Leistungen nicht nur in den alten Sprachen, sondern auch fast in allen andern Fächern sichtlich zurückgegangen.

So hat z. B. dem Deutschen die Vermehrung der Stunden nichts genützt, sondern die Schüler leisten auch hier lange nicht mehr soviel wie früher. Es ist eben ein Irrthum, wenn man glaubt, daß es in erster Linie Vorbilder sind, durch welche die Leistungen gerade in diesem Fache gehoben werden. Der Aufsatz bietet stets ein Bild von den gesammten geistigen Fähigkeiten des Schülers. Je reifer der Schüler, um so reifer der Aufsatz. Die geistige Reise wird aber nur durch eine strenge geistige Zucht erzielt. Wenn der Schüler nicht an geistige Arbeit gewöhnt ist, wenn er nicht geübt ist, fremde Gedanken mit seinem Geiste zu durchdringen, dann kann man ihm die vollendetsten Meisterwerke in die Hand geben, einen ordentlichen Aufsatz wird er aber doch nicht zu Stande bringen.

Die Schüler lernen heute eben Eines nicht mehr, das ein Jeder unbedingt können muß, wenn er es im Leben zu etwas bringen will, nämlich das Arbeiten. In den unteren und mittleren Klassen reicht, wie schon oben gesagt ist, die Zeit nicht aus, um die Penssen wirklich zu erledigen, in den oberen Klassen ist es nicht möglich, ein tieferes Interesse zu erwecken, da die für das Verständniß nothwendigen Grundlagen fehlen.

IV.

Das Gymnasium vor dem Jahre 1882 leistete bei aller Einseitigkeit doch etwas: Es brachte die Schüler zur Freude an der geistigen Arbeit, und das ist doch wohl die wesentlichste Forderung, die man an eine höhere Schule zu stellen hat. Die Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, die später zu dem einen oder andern Berufe erforderlich sind, wird sich ein Jeder, der es gelernt hat, mit eigenen Kräften nach geistigem Besitz zu streben, ohne große Schwierigkeiten erwerben können. Es beruht auf einer völligen Verkennung der Thatfachen, wenn man behauptet, das alte Gymnasium habe die Abiturienten nur für das Studium der klassischen Philologie genügend vorbereitet. Diejenigen, welche etwa in diesem Glauben die Univerſität bezogen haben, um die alten Sprachen zu studieren, werden gar bald inne geworden sein, daß zwischen dem schulmäßigen Lesen

und dem wissenschaftlichen Erklären eines Schriftwerkes ein ungeheurer Unterschied besteht. Dem klassischen Philologen steht seine Wissenschaft zu Anfang nicht weniger fremd gegenüber, als etwa dem Mathematiker oder Juristen. Das Gymnasium ist eben nicht eine Vorbereitungsschule für ein bestimmtes Studium, sondern eine Schule, in der der Mensch geistig erzogen werden soll.

Es ist ja selbstverständlich, daß ein Jurist oder Mediziner viele von den lateinischen und griechischen Regeln und Redemendungen, die er erlernt hat, sehr bald wieder vergißt, oder daß ein Theologe oder Philologe bald nicht mehr im Stande ist, eine quadratische Gleichung aufzulösen. Jedoch hat weder dem Einen das Latein und Griechisch, noch dem Andern die Mathematik geschadet. Beides hat dazu gedient, seinen Geist zu bilden, ihn aufnahmefähig zu machen für die Wissenschaft. Die Hauptsache ist eben die, daß das, was auf der Schule gelehrt worden ist, ernsthaft betrieben worden ist. Es kommt lange nicht so viel auf das **Was**, sondern alles auf das **Wie** des Unterrichtes an. Es ist viel wesentlicher, daß ein Schüler eine Sache gründlich betreibt, als daß er an vielen Dingen herumtastet. Nur dann wird ihm Achtung vor geistiger Arbeit eingebläht werden können.

So wie aber die alten Sprachen nach den neuen Lehrplänen betrieben werden, wird sich schwerlich mehr als ein Halbwissen erreichen lassen. Das Gefühl von der Unzulänglichkeit des Könnens bringt aber, wie schon oben gesagt, Abneigung und Widerwillen hervor. Die Stimmen derjenigen, welche eine weitere wesentliche Einschränkung des Lateinischen und Griechischen fordern, mehren sich zusehends. Man hat versucht, einen Kompromiß zwischen den Forderungen der Realschulmänner und der Anhänger des Humanismus zu schaffen, und so ist denn das Reformgymnasium entstanden. Der Lehrplan dieser Schulen ist im Wesentlichen folgender: Von Sexta bis Quarta einschließlich wird als einzige Fremdsprache Französisch gelehrt; in Untertertia tritt das Lateinische, in Untersekunda das Griechische hinzu. Hierdurch wird thatsächlich erreicht, daß die Schüler bei der ersten Bekanntschaft mit den alten Sprachen sich in einem gereiften Alter befinden, daß sie also den Bau der Sprachen leichter verstehen und hinter den scheinbaren Unregelmäßigkeiten das Gesetz erkennen können. Aber hiermit ist es bei der Erlernung einer fremden Sprache noch lange nicht

gethan. Wenn auch bei der ersten Erfassung einer Regel der Verstand thätig ist, so müssen doch schließlich die Einzelfälle, in denen die Regel zur Anwendung gelangt, gedächtnißmäßig gelernt worden, und das Gelernte muß, wenn es zu einem sicheren Besitz des Schülers werden soll, wiederholt und tüchtig geübt werden. Auf dem Reformgymnasium steht jedoch für die Einübung und Befestigung der Elemente der beiden klassischen Sprachen noch viel weniger Zeit zu Gebote als auf dem humanistischen Gymnasium seit dem Jahre 1892.

Es ist also die Besorgniß nicht ausgeschlossen, daß die Reformgymnasiasten noch weniger in den alten Sprachen leisten werden, als unsere gegenwärtigen Gymnasiasten, Ein abschließendes Urtheil hierüber kann aber zur Zeit noch nicht gefällt werden, da das Frankfurter Reformgymnasium noch nicht zum Abschluß gelangt ist.*)

V.

Es kann nicht geleugnet werden, daß das Bildungsideal jetzt ein ganz anderes geworden ist, als es noch vor wenigen Jahrzehnten war. Damals wurde das Hauptgewicht auf ein historisches Verständniß der Gegenwart gelegt, heute verlangt man Bekanntschaft mit den Fortschritten der Naturwissenschaften und der Technik. Und gerade in den letzten Jahren sind auf diesen Gebieten so überraschende Resultate gewonnen worden, daß das Interesse der überwiegenden Menge der Gebildeten sich von der Geschichte und dem klassischen Alterthum zur Moderne gewandt hat. Die reinen Geisteswissenschaften haben gegenüber den praktischen Wissenschaften an Werthschätzung bedeutend verloren.

„Welchen Nutzen habe ich von meinem Wissen und Können?“ „Was muß ich lernen, damit ich mir möglichst viele Güter und Ehren erwerbe?“ so fragen die Meisten. Der lange Weg durch das Alterthum erscheint diesen Leuten vollständig überflüssig, die Zeit, die auf die Beschäftigung mit den alten Sprachen verwendet

*) Ich schließe mich völlig den Ausführungen an, die Uhlig, der Direktor des Gymnasiums in Heidelberg in dem „humanistischen Gymnasium“ 1898 pg. 1 f., besonders 79 f. und 188 f. veröffentlicht hat. Er sagt auf pg. 188: „Um den Schülern in den schwierigsten Lehrfächern nicht bloß einen gewissen Umfang des Wissens zu vermitteln, sondern sie zu diesem Ziel in kräftigster Weise zu führen und um sie mit dem erworbenen Wissensmaterial reichlich die Uebungen anstellen zu lassen, die in besonderem Maße geeignet sind ihre intellektuellen Fähigkeiten zu erziehen, dazu bedarf es Zeit und Ruhe, wie sie der Lehrplan der Reformgymnasien in den oberen Klassen nicht bietet“.

ist, scheint ihnen verloren zu sein, denn sie können von dem Latein und Griechisch keine äußeren, sichtbaren Vortheile ernten. Ihnen ist für die Erziehung ihrer Söhne die Schule die liebste, auf der sie „von all dem gelehrten Ballast verschont“ bleiben und möglichst weit in das moderne Leben eingeführt werden. Wozu braucht der Arzt oder der Jurist Griechisch? so fragen die Realisten.

Nun besitzt das humanistische Gymnasium das Monopol, daß es seine Abiturienten zum Studium aller Fächer entläßt, während denjenigen, welche Realanstalten besucht haben, nur eine beschränkte Anzahl von Berufszweigen offen steht. Derjenige Vater nun, der seinem Sohne die Möglichkeit, jeden Beruf zu ergreifen, schaffen will, sieht sich daher genöthigt, ihn auf das humanistische Gymnasium zu schicken, wenn er auch ein Gegner der alten Sprachen ist.

Natürlich wird in einem solchen Hause die Arbeit des Gymnasiums nicht unterstützt, der Knabe hört vielmehr häufig von seinem Vater ein Wort über die Nutzlosigkeit der alten Sprachen. Das ist ihm natürlich höchst angenehm, und er benutzt die Meinung seiner Eltern als Deckmantel für seine Trägheit; er weiß, daß, wenn er wegen Unfleißes in den alten Sprachen in der Schule bestraft wird, die Eltern sein Vergehen nicht allzu scharf beurtheilen. Er läßt sich gehen, bleibt womöglich wegen seiner mangelhaften Leistungen im Lateinischen sitzen, und dann geht der Lärm erst recht los. Die Schuld trägt natürlich nicht der liebe Sohn, oder die Eltern, die geringschätzig über die Lehrgegenstände geurtheilt haben, sondern die alten Sprachen. Der Vater tritt auf und agitirt gegen die alten Sprachen, zum Wenigsten verlangt er eine bedeutende Herabsetzung ihres Einflusses auf die Bersezung seines Sohnes. — Der geschilderte Fall gehört nun nicht zu den Ausnahmen, sondern zur Regel. Die Anzahl der Gegner des humanistischen Gymnasiums ist in fortwährendem Steigen begriffen. Die Lehrpläne vom Jahre 1882 und 1892 sind eine Folge ihres Einflusses. Jetzt haben sie es besonders leicht, über das Gymnasium absprechend zu urtheilen, denn jetzt können, wie oben gezeigt worden ist, seine Ziele längst nicht mehr erreicht werden.

Dieser Kategorie von Eltern steht eine andere gegenüber von solchen, welche von dem hohen Werth der alten Sprachen für die geistige Erziehung ihrer Söhne überzeugt sind, welche den lebhaften Wunsch haben, daß ihre Söhne dieselbe Ausbildung in den Geisteswissenschaften erhalten, die sie selbst einst genossen haben. Diese sind mit der fortgesetzten Verringerung der Ansprüche und Leistungen

in den alten Sprachen durchaus nicht zufrieden, sie würden es lieber sehen, wenn die Veränderung der Lehrpläne nicht geschaffen worden wäre. Besonders unzufrieden aber sind sie mit den Leistungen des Gymnasiums seit dem Jahre 1892, denn sie wissen wohl, welche Gefahren das Halbwissen für ein jugendliches Gemüth birgt. Das humanistische Gymnasium der Gegenwart befriedigt also weder die Anhänger der Moderne, noch die Anhänger der Antike. Man schaffe daher das Monopol des Gymnasiums ab und gewähre den Abiturienten jeder höheren Schule mit neunjährigem Kursus dieselben Berechtigungen.

Wenn man diesen Schritt thut, dann wird mit einem Schlage die Feindschaft gegen das Gymnasium schwinden, denn dann ist ja Niemand mehr gezwungen, seinen Sohn Latein oder Griechisch lernen zu lassen. Es ist ja auch nicht einzusehen, warum der Abiturient des Gymnasiums ohne Weiteres das Recht haben soll, Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren, während der Abiturient der Oberrealschule nicht soll Jura oder Theologie studiren dürfen. Ob das Letztere geschehen würde, bliebe abzuwarten, aber die Berechtigung dazu müßte Jedem zustehen. Allerdings müßte bei der Durchführung dieser Gleichberechtigung eine Einrichtung verallgemeinert werden, die jetzt für einen Theil der Theologiestudirenden bereits besteht. Es müssen nämlich diejenigen Studenten der Theologie, welche das Hebraikum nicht auf der Schule abgelegt haben, zunächst dies Examen auf der Universität nachholen und dann nach Ablegung dieser Prüfung noch eine bestimmte Anzahl von Semestern studiren, ehe sie zum ersten theologischen Examen zugelassen werden. Man verlange also in Zukunft etma, daß der Oberrealschüler, der Jura studiren will, eine Prüfung in den alten Sprachen bestehe, wie sie ja jetzt auch schon verlangt wird, aber auch, daß der Gymnasiast eine solche Prüfung in der Mathematik und in den Naturwissenschaften ablege, wenn er sich diesen Fächern zuwendet.

Man wird gegen diesen Vorschlag sofort zweierlei einwenden, erstens, daß die Gleichheit der Vorbildung, welche das Ziel der sog. Einheitschule bildet, hierdurch völlig beseitigt wird, und zweitens, daß noch eine Prüfung mehr verlangt wird. Was zunächst den ersten Punkt anbetrifft, so halte ich alle Systeme, die auf eine Einheitschule oder einen einheillichen Unterbau abzielen, für verfehlt. Für diese Einrichtungen wird stets als Hauptgrund angegeben, daß den Eltern die Wahl der Schule erleichtert wird,

wenn z. B. erst von der Tertia ab die Entscheidung getroffen zu werden braucht, ob der Sohn sich dem humanistischen Gymnasium oder dem Realgymnasium oder der Realschule zuwenden soll. Als wenn ein dreizehnjähriger Knabe schon über die Wahl seines Berufes entschieden wäre! Die Erfahrung lehrt doch, daß sogar häufig die Abiturienten über die Wahl ihres Berufes noch ganz unschlüssig sind. Wie häufig kommt es nicht vor, daß bei einem Knaben bestimmte Anlagen sich erst später entwickeln, daß ein Schüler, der in den unteren Klassen nur ein mäßiger Lateiner war, in den mittleren und oberen Klassen großes Interesse und Begabung für die alten Sprachen zeigt! Wie soll denn, wenn bis Quarta Französisch die einzige Fremdsprache gewesen ist, entschieden werden, ob der Schüler für das Lateinische befähigt ist oder nicht? Latein und Französisch sind im Schulbetrieb sehr von einander verschieden, man kann von den Leistungen in dem einen Fache durchaus nicht auf die in dem andern Fache schließen. Die Eltern treffen auf gut Glück eine Entscheidung und drängen dadurch ihren Sohn schon auf eine bestimmte Bahn, für die er vielleicht gar nicht geeignet ist.

Wenn aber die Abiturienten aller höheren Schulen den Zutritt zu allen Fächern haben, dann tritt die Entscheidung betreffs der Berufswahl erst am Ende der Schulzeit an den Einzelnen heran. Und wenn dann noch wirklich eine Vorprüfung in einem speziellen Fache abzulegen sein sollte, so kann dieser Umstand dem, der ernstlich für das betreffende Studium entschlossen ist, keine allzugroßen Schwierigkeiten bereiten, denn er wird jetzt mit ganz anderem Eifer an die Sache herangehen, als wenn er sie hat gezwungen lernen müssen. Ferner wird allerdings die Studienzeit verlängert werden, aber dafür werden die Studenten nach der Ablegung einer solchen Spezialprüfung gesicherte Kenntnisse in den betreffenden Fächern besitzen, während sie jetzt beim Besuch der Universität in keinem Gegenstande etwas Ordentliches wissen. Thatsächlich sind jetzt schon an einzelnen Universitäten, z. B. in Marburg, Kurse eingerichtet, in denen die Studenten, die klassische Philologie studiren wollen, von einem Privatdozenten erst das Lateinisch und Griechisch lernen, das ihnen nach den jetzigen Lehrplänen nicht mehr auf dem Gymnasium beigebracht werden kann.

Für die Gymnasien würde die Einführung der Gleichberechtigung aller höheren Schulen zunächst einen gewaltigen Rückschlag bringen, es würde eine ganze Anzahl von ihnen wegen Mangels an

Schülern eingehen. Doch das schadet nichts, denn durch die überwiegende Masse solcher Schüler, die nur der Berechtigungen wegen die alten Sprachen lernen, die von ihren Eltern Vieles über die Nutzlosigkeit des Lateinischen und Griechischen hören ist ja, wie oben gezeigt worden ist, das Niveau der Gymnasien immer mehr herabgedrückt worden. Die meisten Gymnasien werden in Realanstalten umgewandelt werden, nur in größeren Städten, in denen sich mehrere höhere Schulen befinden, wird das eine oder andere humanistische Gymnasium bestehen bleiben können. Aber diese werden dafür auch von solchen Schülern besucht werden, deren Eltern eine gymnastiale Erziehung ihrer Söhne wünschen und begünstigen, denen es nicht so sehr auf den äußeren Nutzen des in der Schule Gelernten als auf die geistige Ausbildung ihrer Söhne ankommt. An diesen Gymnasien werden dann die realen Fächer zu Gunsten der klassischen Sprachen zurücktreten können, denn es darf doch wohl auch von gymnastialer Seite aus gefragt werden: „Was nützt einem Theologen oder Juristen die Kenntniß des binomischen Satzes?“ Die alten Sprachen können dann wieder die zentrale Stellung einnehmen, die sie vor dem Jahre 1892 hatten. Die Schüler werden in diesen Fächern etwas Gründliches lernen und werden zu ernster, geistiger Arbeit erzogen werden können.

Darum fort mit den Einheitschulen, oder wie dergleichen Einrichtungen mehr heißen mögen. Die menschlichen Interessen sind nun einmal durchaus verschieden, und die Verschiedenheit wird durch die immer weiter fortschreitende Spezialisierung immer noch größer werden. Die künstliche Einheit und Uniformierung ruft nur Abneigung und Widerwillen hervor, sie führt nothwendig zur Verflachung. Man gebe jedem Interesse das Seine, dann wird Jeder in seinem Fache mit Freudigkeit arbeiten und darnach streben, das Höchste zu leisten.

Die Herrschaft des Panславismus.

Bon

J. von Dorneth.

Im Jahre 1883 brachte die „Magdeburger Zeitung“ in Nr. 545 einen Aufsatz über: „Rußlands Verhalten in der Balkanangelegenheit und Rußlands Vorgehen in den Ostseeprovinzen“, welcher mit der Bemerkung beginnt, daß, „wie weit auch Rußlands hier und dort verfolgte Interessen von einander zu liegen scheinen, sie stehen vermittelt der Netzfäden, die der Panславismus von seinen Zentren hin und wieder zieht, in enger Verbindung.

„Ein großes Slavenreich, nach Asien hin unbeschränkt, in Europa seine Grenzen über die Weichsel ausdehnend, mit Petersburg und Riga die Ostsee, mit Archangel das Weiße Meer, und mit Konstantinopel das Schwarze- und das Mittelmeer beherrschend: das ist seit Jahrhunderten der Traum des russischen Ehrgeizes, das ist seit Jahrhunderten das Ziel der russischen Politik gewesen. Mag dies Riesenreich nach dem Wunsche der Einen unter den panslawistischen Politikern als russisches Zarenreich fortbestehen, mag es nach dem Wunsche der Anderen sich zu einem Bundesstaat ausbilden, oder gar gemäß den Dritten eine Republik werden: es soll jedenfalls eine in sich geeinigte, kompakte Slavenmacht vertreten, berufen, in Europa ihre Stimme über alles Germanenthum und Romanenthum zu erheben.“

Im Jahre 1890 erschien in der „Kölnischen Zeitung“ Nr. 198, 19. Juli, von demselben Autor der Aufsatz: „Ein Blick auf die Geschichte der russischen Ostseeprovinzen.“ Der erste Satz in demselben lautet: „Es liegt eine auffallende Ironie der Völker- und Staatengeschichte darin, daß gerade in unserer Zeit der

glorreichen Erhebung des deutschen Reiches Zar Alexander III. in demselben Jahr, in welchem das Deutschthum in den jetzt zu Rußland gehörigen Ostseeprovinzen sein 700jähriges Bestehen hätte feiern können,*) das Siegel unter dessen Vernichtungsurkunde gesetzt hat.“

Die seitdem verflossenen 10 – 13 Jahre haben leider das Gesagte bestätigt und in Rußland mehr und mehr eine Macht emporschwächen lassen, die dem ganzen übrigen Europa verderblich zu werden droht. Wir haben es nicht wahr haben wollen um der politisch mit Rußland aufrecht erhaltenen Freundschaft willen, schließlich können wir uns aber nicht blind und taub erhalten angesichts der sich immer entschiedener als antideutsch kundgebenden Slavenbewegung. Hierbei muß angenommen werden, daß das feindselige Vorgehen der Tschechen gegen die Deutschen Oesterreichs zum Rückhalt das mächtige Zarenreich hat. Das Häuflein Tschechen hätte schwerlich für sich allein den Muth gehabt, für den Umsturz der seitherigen Reichsverfassung, resp. des Bestandes der Oesterreichischen Monarchie einzutreten. Sie halten sich jedoch ebensowohl der Hülfe der „russischen Brüder“ versichert als der fortdauernden Beflissenheit der österreichischen und der deutschen Reichsregierung, sich mit einem „Stets gern zu Diensten“ den mächtigen Selbstherrscher freundlich zu erhalten. Und sie haben Recht gehabt. Denn Oesterreichs Regierung hat, ohne an das Aufwerfen schützender Dämme zu gehen, die Slavenfluth näher und näher heranwogen lassen. Fast sieht es so aus, als sei hier bereits alle Hoffnung aufgegeben, außer der einen „Après nous le déluge.“

Nicht viel besser scheint es hierin mit dem deutschen Reiche zu stehen, das, ohne ein Wort des Einspruchs zu erheben, dicht an seiner Grenze deutsche Kultur und Deutschthum ausrotten läßt und sich dahinter verschanzt, es habe kein Recht, noch weniger eine Verpflichtung, sich in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates zu mischen.

Die Slaven und Germanen könnten gut neben und durch einander bestehen und fänden im friedlichen Austausch ihrer Landes- und Kulturprodukte die natürlichste und segensreichste Wirksamkeit. Rußland ist darauf hingewiesen, der westeuropäischen

*) Wir rechnen hier die Zeit von der Gründung der ersten deutschen Burg Neskola durch den Mönch Meinhard, der die deutschen Kaufleute als Heidenapostel nach Pöland begleitete, vom Papst zum ersten Bischof des Landes ernannt wurde, 1196 aber im Kummer über den geringen Erfolg seines Wirkens starb.

Zivilisation in seinem Reiche die Wege zu ebnen und sie weiter nach Nordasien zu überführen. Die Vertreter des Panславismus huldigen indeß dem Ehrgeiz, eine neue, rein russische Kultur ins Leben rufen zu wollen, zu welchem Zweck jeder fremdländischen, namentlich der deutschen, der Eingang ins Reich verwehrt und, was sie hier bereits geschaffen hatte, zerstört werden muß. Diese Bestrebungen haben die drei baltischen Provinzen der Verwüstung überliefert und Finnland auch schon dazu gezeichnet.

Die Schuld liegt nicht an dem jungen Zaren. — Nikolaus II. wünscht seiner Regierung das Gepräge der Humanität und des Fortschritts zu geben. Er ist ein ernst veranlagter Fürst, der nicht sowohl von seiner Macht, als von seiner Verantwortung als Oberhaupt eines so ungeheuren Reiches, wie des russischen, durchdrungen ist. Bei dieser Auffassung seiner Stellung und seiner Verpflichtungen liegt ihm auch nichts an glänzenden Schaustellungen seiner Zarenherrlichkeit, an kostbaren Empfangsfeierlichkeiten und der äußerlich dargebrachten Devotion. Er fühlt sich nirgend befriedigter, als im trauten Familienkreise. Es ist diese Gebiegenheit seines inneren Menschen, auf welche die wahren russischen Vaterlandsfreunde ihre Hoffnungen für die Zukunft Rußlands setzen. — So mächtig aber auch der Zar als russischer Selbstherrscher dasteht, er wird es doch im eigenen Reiche gewahr, daß sein Wort nicht immer als Befehl gilt. Bei allen Anordnungen hat er mit einem großen Heer ungebildeter und bestechlicher Beamten zu rechnen, deren Zahl nur langsam verringert und die noch langsamer zu unterrichteten und rechtschaffenen Dienern des Staates herangebildet werden können. Um so langsamer, als die Nationalrussomanie auf das Ausmerzen aller deutschen Elemente aus dem Beamtenstande dringt. Schlimmer ist es noch, daß die unter Alexander III. emporgekommene Partei der Panславisten bei Weitem die meisten der Regierungs- und der Presseorgane beherrscht und sie einer tendenziösen Färbung unterwirft, die darauf berechnet ist, den Kaiser vielfach über die wahren Zustände in seinem Staate zu täuschen.

Wohin soll das aber führen?

Da außerhalb Rußlands nur Wenige dem Schicksal der russischen Ostseeprovinzen, als einstigen deutschen Ländern, das verdiente Interesse zugewandt haben, mag es mir hier gestattet sein, deren Geschichte zu streifen, weil aus dieser die furchtbare Bedeutung des Panславismus am klarsten hervorgeht.

Wer wüßte nicht, daß der Deutschorden dem deutschen Reiche

das heutige Königreich Preußen zugebracht! Als der Orden nach den erlittenen furchtbaren Niederlagen gegen das vereinte Lithauen-Polen seinem Untergang entgegen sah, entschloß sich der letzte Hochmeister, Albrecht von Preußen, zur Säkularisation desselben, trat zur Reformation über und ließ sich Preußen als erbliches Herzogthum von Polen zum Lehen geben. Aus diesem Preußen ist das neue deutsche Kaiserreich emporgewachsen.

Wer wüßte aber noch in Deutschland, außer den Gelehrten, daß der Deutschorden nach seiner Vereinigung mit den Schwertbrüdern 1237, auch in Liv-, Est- und Kurland gebot.

Das Gebiet der barbarischen Liven,*) Esten und Letten mit Kuren war seit Ende des zwölften Jahrhunderts von Bremen aus mit handeltreibenden Deutschen besiedelt worden, zu deren Vertheidigung und Machterweiterung fast jährlich kleine Kreuzzüge ins Land kamen. Da das aber nicht genügte, gründete der große Bischof und Kriegsheld Albrecht von Buxhörden 1201 das rasch empormachsende Riga zum festen Schutz der Ansiedler und schuf 1202 den Orden der „Schwertbrüder“, der mit großen Gerechtsamen auch die Verpflichtung überkam, sich ganz dem Kampf gegen die rohen, noch dem Götzendienste mit Menschenopfern ergebenden Heiden zu widmen. Diese Aufgabe wurde dadurch erleichtert, daß die eingeborenen Völkerschaften in steten grausamen Fehden untereinander lebten, bei denen sie gern den Beistand der Deutschen nachsuchten, die sie als „die Herren“ und „Götterföhne“ bezeichneten. Immerhin galt es einen harten, schweren Kampf, um, oft Zehn gegen Hundert, der furchtbaren Uebermacht Herr zu werden, weshalb sich 1237 die Schwertbrüder zu einer Vereinigung mit dem Deutschorden entschlossen und zwar so, daß die Wahl und Regierung des livländischen „Landmeisters“ vom Hochmeister abhängig wurde.

Im Jahre 1280 war mit der Besiegung des letzten großen Lettenhäuptlings Nameise der Widerstand der Heiden gebrochen und ihnen fiel das damalige Loos aller Unterworfenen zu, sie wurden die Knechte und ihre Besieger wurden die Herren im Lande. Und je öfter sie in Aufständen ihre Freiheit wieder zu erlangen suchten, desto härter wurde ihre Behandlung. Doch wurden ihnen mit dem Christenthum auch mildere Sitten beigebracht, und mit dem Aufhören ihrer Privatfehden sahen sie sich mehr und mehr auf die

*) Die Liven, welche durch die Kriege am meisten mitgenommen waren, sind bis auf den Rest von wenigen Familien, in den Letten und Esten aufgegangen.

friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaues und der Viehzucht hingewiesen. Anderes lernten sie aber kaum. Die Zeiten blieben für die Ordensritter unruhig und forderten oft deren ganze Thatkraft, nur um sich der allseitigen Angriffe von auswärts zu erwehren. Dabei kam die Sorge für die geistige Bildung schlecht weg. Die Säkularisation des Deutschenordens überließ dann Liv-, Est- und Kurland ganz sich selber. Das Deutsche Reich kümmerte sich nicht um diese Ostseegebiete. Desto gieriger verlangten die benachbarten Fürsten sie zur Beute, so daß sie unter steten Kämpfen von einer Hand in die andere übergingen. Bei allen Wechselfällen behaupteten sie indessen ihre innere Selbstregierung, ihre deutsche Sprache als die bei ihnen herrschende, die Wahl der Beamten durch die deutschen Ritterchaften und die 1523 eingeführte evangelische Religion. Im Frieden zu Oliva 1620 kamen Liv- und Estland als vereinte Provinzen an Schweden; Kurland und Semgallen gingen, gleich Preußen zum Herzogthum, erhoben auf den letzten Ordensmeister, Gotthard von Kettler, über. — Wenige Jahrzehnte später brach aber der Nordische Krieg aus, in welchem Est- und Livland von den Kriegsheeren so heimgesucht wurden, daß der russische Feldherr Scheremetjew selber es gegenüber dem Zaren Peter dem Großen rühmend hervorhebt, „daß vom Peipussee bis Bernau und von Reval bis Riga, außer den genannten Orten, alle anderen nur noch auf der Karte ständen.“ Riga wollte sich nicht ergeben. Erst als der Hunger dazu zwang, ging der schwedische Statthalter mit den in der Stadt befindlichen Ständen auf eine Unterhandlung mit Scheremetjew, ein und im Juli 1710 wurde die Kapitulation der Stadt zugleich mit der Subjektion des Landes unter russische Herrschaft beschlossen. Dagegen gelobte der Zar, „alle Einwohner und Eingeborene dieser Provinz in ihre vormalig erworbenen Rechte, Privilegien, Freiheiten, Possessionen, Eigenthümer zu restituiren, die Gerichte bei den alten Gewohnheiten und dem deutschen Recht zu erhalten, die Justiz zu konserviren, ebenso die Kirchen und Schulen des Landes bei der evangelischen Religion u. s. w.“ Dies wird in dem Frieden zu Nystädt nochmals von Peter II. feierlich auch für Estland und Desel gelobt. Kurland mit Semgallen, das sich erst 1795 freiwillig unter die russische Herrschaft begab, erhielt von Katharina II. dieselben Zusagen.

Und die hiernach dem russischen Reiche unter der Bezeichnung der „Deutschen Provinzen“ — jetzt zumeist die „baltischen“ genannt — neu einverleibten Länder hatten ihre Unterwerfung unter

des Zaren Oberhoheit nicht zu beklagen. Vielmehr trat damit für sie eine lang entbehrte, segensreiche Zeit des Friedens ein, die es den baltischen Vertretern des Rechts- und des Grundbesitzes gestaltete, den schwer heimgesuchten Gebieten endlich mit dem Willen auch die Kraft zur Verbesserung der Existenz zu widmen. Nur langsam ließ sich Neues aus der Verwüstung herauschaffen. Allmählich begann sich indessen bei dem neugesicherten Dasein auch eine neue Entfaltung der deutschen Lust am Schaffen zu bethätigen. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts können wir ein Wiederempor- und Hineinwachsen in die frühere Ordnung, eine Wiederbefestigung der früheren Lebensbedingungen verfolgen. Dann beginnt mit dem neunzehnten Jahrhundert ein Fortschritt über das Wiedergewonnene hinaus. Eine neue Frühlingszeit bricht an, indem die Erben der deutschen Ordensritter, die deutschen adeligen Gutbesitzer, unterstützt von den deutschen evangelischen Geistlichen, ihre eigenen Interessen in denen für das allgemeine Wohl des Landes aufgehen lassen. Rühmenswerth opfert der baltische Adel freiwillig zur Hebung des estnischen und baltischen Bauernstandes viele seiner seitherigen Sonderrechte. 1818—1819 wurde von Alexander II. die Leibeigenschaft der baltischen Bauern aufgehoben. Rasch kommen sie dann vom Fronarbeiter zum freien Pächter der *Gesinde**) empor, deren Ankauf ihnen 1863 durch Landtagsbeschluß freigegeben wird. In ein paar darauf folgenden Landtagen verzichtet der Adel auch auf sein exklusives Recht des erblichen Güterbesitzes und sein exklusives Stimmrecht, welches letztere fortan als an den Gütern haftend anerkannt wird. —

In Uebereinstimmung mit der Hebung des materiellen Wohls der Bauern, entfaltet sich die Thätigkeit für sein geistiges Emporkommen. Kaum haben die Ritterschaften die Mittel gewonnen zur Gründung höherer Lehranstalten für die eigenen Söhne, so beginnen sie auch mit der Einrichtung estnischer und lettischer Seminare zur Ausbildung von Volksschullehrern mit obligatorischer Erlernung des Deutschen. Die Erhaltung derselben wird ebenso wie die der deutschen Gymnasien, aus den Einkünften gewisser Ritterschaftsgüter bestritten, welche gleichsam die Domänen des baltischen Adels bilden. Schon 1875 gab es in den deutschen Provinzen nur einzelne Güter, denen es noch an Volksschulen fehlte. In Livland

*) *Gesinde*, die baltische Bezeichnung für einen Bauernhof.

allein ergab eine Zählung in dem Jahr über 400 Volksschulen mit nahezu 500 Lehrern und 27 000 Schülern.

Eines bedauernswerthen Fehlers machten sich jedoch die großmüthigen Herren bei Alledem schuldig; sie wirkten nicht dahin, daß das ganze Volk, dem sie die Früchte der deutschen Bildung zu Gute kommen ließen, gleichzeitig germanisirt wurde, obgleich der Lette und Este keinen größeren Ehrgeiz kannte, als „deutsch zu werden.“ Die Schuld lag einerseits in dem Dünkel eines großen Theils des Herrenstandes, bei allen Humanitätsbestrebungen nichtsdestoweniger seine Rasse wahren zu wollen; andererseits in der Scheu der Gelehrten, das Volk seiner Nationalität verlustig gehen zu lassen, welches letztere in diesem Falle wohl als eine Gefühlsverirrung bezeichnet werden darf, da die Esten wie die Letten jeder schriftlichen Ueberlieferung entbehrten und bei ihrer geringen intellektuellen Entwickelung auch ohne jegliche wissenschaftliche Bildung waren. Erst die Deutschen stellten die lateinische Schrift in den Dienst des Lettischen und Estischen; Deutsche übersetzten Bibel, Katechismus und Gesangbuch ins Estische und Lettische; Deutsche verfaßten die ersten estischen und lettischen Unterrichts- und Unterhaltungsbücher. Die angeführte Unterlassungssünde ist späterhin von den russischen Agitatoren gründlich ausgenutzt worden, um das „autochthone Volk“ gegen die „deutschen Räuber“ aufzuheizen, was bei einer vorher stattgefundenen Verschmelzung der Nationalitäten nicht thunlich gewesen wäre. — Immerhin haben die Intelligenteren sich nicht in der Erkenntniß irre machen lassen, daß sie alle die Segnungen, die ihnen das neunzehnte Jahrhundert gebracht, daß sie ihr materielles und geistiges Emporkommen allein den freiwilligen Gutthaten der „deutschen Herren“ zu danken haben. Und die Erfahrungen, die sie bei der Russifizirung der Schulen und Behörden gemacht, hat auch der Mehrzahl der Verführten das frühere Vertrauen zu den Deutschen zurückgegeben.

Als ich im Jahre 1895 nach längerem Fernsein wieder einmal meine kurländische Heimath besuchte, erblickte ich auf meinen Fahrten durchs Land wieder viele neu entstandene stattliche steinerne Wohnhäuser mit zupassenden Dekonomiegebäuden, die ich für deutsche Herrensitze hielt, bis ich belehrt ward, daß die Besitzer lettische Bauern seien. Und ebenso, wie der lettische Bauer sich aus dem hölzernen Gefindehaus mit Strohdach ein steinernes mit Ziegeldach herausgebaut hat, so hat er sich geistig entwickelt, und schon zählt man Prediger, Aerzte, Schriftsteller, die, aus dem baltischen Bauern-

stand hervorgegangen, diesem alle Ehre machen. Freilich bilden diese Leute eine Art lettischer und estischer Aristokratie. Aber auch die als Knechte lebenden Bauern haben, wo bisher das Ruffenthum nicht einzudringen vermochte, freundliche Wohnungen, keinen Mangel an Nahrungsmitteln, tragen sich sauber und haben, bei aller Bescheidenheit, doch etwas Unabhängiges in ihrem Wesen. Sie hängen an ihrem evangelischen Bekenntniß und halten auf Sittenreinheit und auf Rechtschaffenheit im Handel und Wandel. Und mit der zunehmenden Bildung hat auch der Hang zum Trunk sehr abgenommen. Wirkliche Trunkenbolde giebt es nur wenige. — So boten mir Land und Bevölkerung in den baltischen Provinzen den Eindruck eines fortschreitenden, kräftigen, gesunden Aufblühens.

Es konnte mir indessen nicht lange verborgen bleiben, wie sich bereits eine feindselige Gewalt dazwischen gedrängt und wie viel sie schon geschädigt und zerstört hatte, und wie viel größere Gefahren und Verluste diese Gebiete bedrohten. Die Partei der Panславisten war im Reiche zur Macht gelangt und hatte mit ihrem Werke begonnen.

Peter M. und Katharina II. hielten ihre, den deutschen Provinzen beschworenen Zusagen. Ihre Nachfolger leisteten denselben Eid und ehrten ihn gleicherweise. Die Deutschen gewannen im Reiche um ihrer viel größeren Bildung und um ihrer bewährten Rechtschaffenheit willen eine bevorzugte Stellung. Die Liste berühmter Namen im russischen Zivil- und Militärdienst nennt viele Deutsche. Und, wie die Regierung, suchten auch die Privatpersonen für die Besetzung von Stellen, die besondere Umsicht und Zuverlässigkeit erforderten, Deutsche zu gewinnen. Andererseits gab es keine loyaleren Unterthanen, als diese, so daß Nikolaus I. mit Recht den Ausspruch thun konnte, er würde in seinem ganzen Reich sein Haupt unbewacht nirgends ruhiger niederlegen, als in den deutschen Provinzen.

Da wurde 1867 zu Moskau der erste große Slaventkongreß abgehalten. Er machte es sich zur Aufgabe, alle slavischen Staaten zu einem Reiche unter russischem Szepter zu verbinden, um als solche einheitliche Macht das Slaventhum über alles Germanenthum und Romanenthum in Europa zu erheben. Diejenigen Nationalitäten aber, die zu Rußland gehören, ohne slavischen Ursprungs zu sein, sollten, um jeder Zersplitterung der Kräfte und Interessen vorzubeugen, nach Sprache und Religion ganz russifizirt werden,

so daß sie ihre einstige Sonderheit und Unabhängigkeit völlig vergessen lernten. Der russische Fanatiker Tscherkasky riß durch seine Ansprachen die Anwesenden hin. Der Czeche Kieger führte auch wiederholt das Wort. Nicht lange darauf begann sich die Wirksamkeit der czechischen Panslavisten in den Aufhebungen gegen die deutschen Oesterreicher bemerkbar zu machen, die in jüngster Zeit unsere besondere Aufmerksamkeit nach Böhmen hingelenkt haben. Die russischen Vertreter der Partei richteten aber vor Allem ihre Angriffe gegen die Deutschen im Innern des Reiches. Sie wußten schon Alexander II. zu beeinflussen. Alexander III. wurde das Organ des panslavistischen Procureurs des Heiligen Synods, Pobedonoszjew und des panslavistischen Justizministers Manassein. Er war der erste Zar, der bei seiner Krönung den Eid auf die Sonderrechte der Provinzen Liv-, Est- und Kurland verweigerte. Fortan sollte hier jedes andere Recht dem Rechte der Gewalt weichen.

Nach verschiedenen vorbereitenden Erlassen erschien am 14/20. September 1885 das furchtbare Sprachengesetz, mit welchem das Russische auch in alle baltischen Behörden als Geschäftssprache und in allen baltische Schulen als Unterrichtssprache eingeführt wurde. Dabei hieß es zu Anfang, daß nur die Kenntniß der russischen Sprache, nicht aber die Nationalität bei der Anstellung der Beamten und Lehrer maßgebend sein sollte. Nur zu bald machte sich aber der Grundsatz geltend, „wo ein Russe zu haben ist, muß der Deutsche weichen.“ Darnach wurden binnen Jahresfrist ein paar Tausend deutsche Beamte und Lehrer aus Amt und Brod entfernt. Man denke sich nebenher die Verwirrung, die durch diese Maßregel inmitten einer Bevölkerung entstand, die nichts vom Russischen wußte. Eine wahre Verzweiflung bemächtigte sich der Bauern. Die tollsten Mißverständnisse fanden statt und in Folge derselben ebenso viele lächerliche und ärgerliche Entscheidungen. Das kümmerte aber „höheren Ortes“ Niemanden.

Bezüglich der Schulen entschied der zum Direktor des Rigaschen Lehrbezirkles eingesetzte Staatsrath Kapustin, daß die Wohlthat der Russifizierung auch keiner Privatanstalt vorenthalten sein dürfe. Da zogen die Ritterschaften es vor, ihre Schulen, mit inbegriffen die Volksseminare, zu schließen. Im Jahre 1892 traf dies Schicksal auch die drei höheren deutschen Gymnasien, während die deutsche Universität Dorpat, als der Regierung unterstellt, in eine russische umgewandelt wurde, obendrein mit der tragisch-komischen Umtaufe

des viele Jahrhunderte alten, berühmten Namens Dorpat in den nichtsagenden Surgew.

Wer darauf angewiesen ist, in Rußland sein Fortkommen zu suchen, muß demnach unbedingt seinen Schulkursus in den russischen Lehranstalten durchmachen. Was bieten diese aber? — Wir wollen deren Beurtheilung nicht bei den Balten erfragen; wir wollen sie vor Allem bei dem Staatsrath Kapustin einholen, dem zum Direktor aller Lehranstalten des Rigaschen Bezirks eingesetzten panslawistischen Weisen. Als diesem Herrn einmal ernstlich vorgestellt wurde, auf einer wieviel höheren Stufe die deutschen über den russischen Lehranstalten ständen, entgegnete er kühl: „Was schadet's, wenn die Balten in ihrer Bildung um hundert bis zweihundert Jahre zurückgehen; wichtig ist nur, daß sie gut russisch werden.“ — Diese Anerkennung der viel höheren baltischen Bildung hat auch in manchem Ausdruck der russischen Presse Ausdruck gefunden, so feindselig diese an sich den Deutschen gesinnt ist. Die charakteristischsten Bemerkungen gestattete sich die „Russki Schisnj“ in einem Aufsatz vom Januar 1895. Da hieß es: „Wir haben viele Vorurtheile, die Zahl derselben kennt nur Gott allein. Eins dieser Vorurtheile, das sich im Laufe der neunziger Jahre ausgebildet hat, besteht in der Einbildung, daß wir nicht wissen, wo wir alle unsere gebildeten Leute lassen sollen. Haben wir denn überhaupt genug gebildete Leute? — Die Thatfachen mögen reden.“ Hierauf unterwirft der Verfasser die Besetzung der verschiedenen Staatsämter einer Kritik und gelangt zu dem Nachweis, daß überall 25—30 Prozent derselben aus Deutschen, Esten und Letten bestehen, und zwar bekleiden diese „Ausländer“ alle höheren Posten, die eine ernste, eingehende Bildung erfordern. „Die Russen aber bekleiden die Posten niederer Kategorie, nicht aus Mangel an Eifer oder Arbeitsfähigkeit, auch nicht aus Mangel an Protektion, sondern nur, weil ihnen der erforderliche Bildungskursus fehlt. Ja, auch unter den Angestellten der niederen Kategorie müssen immer welche aus Liv-, Est- und Kurland verschrieben werden, denn Diejenigen, die in den dortigen Komptoiren zu den Schülern zählen, können in vielen russischen Komptoiren schon als „Beamte mit Fahrgeldern“ angestellt werden. So ist es in der Telegraphie, in der Elektrotechnik, in der Physik u. s. w.; so ist es im Bergbau, in der Landkunde u. s. w., Bezeichnend für die „ausgebreitete Bildung“ in Rußland“ ist auch, daß es keinen russischen Geographen giebt. Eine Beschreibung des russischen Reiches haben wir in einer Uebersetzung aus dem Französischen

(Reclus) und diese ist auf Anordnung des Hauptstabes des Kriegsministeriums edirt worden. Der Geodät Dbrist Witkowsky erklärt dies damit, „daß es in Rußland keine Reisenden, sondern nur Durchreisende giebt. Man reist in Rußland nur in Kronangelegenheiten.“

Es ist also nichts Anderes und nichts Geringeres, was der Panflavismus in den baltischen Provinzen verfolgt, als den Balten die ihnen im ganzen Reiche zuerkannte höhere deutsche Bildung abzustreifen, um sie mit den Nationalrussen ganz in der slavischen aufgehen zu lassen.

Nur haben die Führer der Partei darin noch keine Vereinbarung zu erzielen vermocht, ob der verordnete Krebsgang bis hinter die Zeit der deutschen Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst zurückgehen soll. Die panslavistischen Idealisten fordern dies als eine unabweisliche Konsequenz der von ihnen verfolgten Kulturaufgabe; die Widerstrebenden wagen noch zu behaupten, das ginge doch zu weit.

Das Beste hat die rechtläubige Kirche zu thun.

Zar Alexander II. hatte das Gebot, welches in Rußland allen Kindern gemischter Ehen die griechisch-orthodoxe Konfession aufzwingt, für die deutschen Provinzen — wie es heißt, auf Verwendung unseres Kaisers Wilhelm I. — aufgehoben. Alexander III. verlieh ihm wieder für das ganze Reich die gleiche Gesetzeskraft, und zwar eine rückwirkende. Fortan begannen die Popen in allen Familien nachzuspüren, ob es unter den Vorfahren Personen griechisch-orthodoxer Konfession gegeben hatte und zeigten die lutherischen Geistlichen an, welche an Kindern oder Großkindern derselben die Akte der Taufe, Konfirmation, Trauung oder des Abendmahls ausgeübt hatten. Ein neuer Geist hatte die russische Geistlichkeit durchdrungen, der eifernde Geist eines Pobedonoszjew, des mächtigen Vorgesetzten des hl. Synods, der jeden jener Akte als Verbrechen bezeichnete. Die Anklagen mehrten sich, die Gerichtsverhandlungen wurden bei geschlossenen Thüren abgehalten, das Publikum wurde nur mit dem Urtheilspruch bekannt gemacht. In wenigen Jahren waren in Liv- und Estland 180 Prediger ihren Gemeinden entriffen worden, theils ihres Amtes entsetzt, theils ins Gefängniß gebracht, theils nach Sibirien verschickt worden. In Kurland sind nur einzelne solcher Fälle vorgekommen, weil es ferner ab von den Gebieten der griechisch-orthodoxen Bevölkerung gelegen, sich fast rein lutherisch erhalten hat.

Neben der Heimsuchung der lutherischen Geistlichen kam aber noch das Verfahren auf, daß Eltern, die eine Mischehe bilden, ihre Kinder aber haben protestantisch taufen lassen und sie protestantisch erziehen, mit Gefängniß bestraft und ihrer Kinder gewaltsam beraubt werden, um diese bei Leuten der rechtgläubigen Kirche erziehen zu lassen.

Solcher Weise werden die baltischen Provinzen russifizirt, solcher Weise soll jetzt auch Finnland, mit Verhöhnung aller verbrieften Rechte, entnationalisirt und entzivilisirt und sollen diese Landstriche der Slavisirung übergeben werden.

Was nützt denn aber dies Verfahren zuvörderst dem übrigen Reiche? Tritt hier schon die slavische Kultur in Kraft? — Die Antwort kommt uns aus dem Unterrichtsministerium zu. „Es ist besser, das russische Volk schlafe weiter, erklärte der Kultusminister, als daß es zu ungesundem Leben erwache.“

Veranlaßt wurde dies große Wort durch die schon 1765 gegründete und mit vielen Privilegien versehene „Freie ökonomische Gesellschaft“, die seit 1861 eine Sektion für den Elementarunterricht bildet. Sie hat seitdem viele Volksbibliotheken und das erste Lehrerseminar in Rußland gegründet. Neuerdings beabsichtigte sie, eine umfassende Schrift über den russischen Elementarunterricht herauszugeben und wandte sich deshalb, bei der Unzuverlässigkeit der offiziellen Statistik, mit gedruckten Fragebogen an sämtliche russische Elementarlehrer. Sofort wurde vom Unterrichtsminister und dem Procureur des Heiligen Synods ein Rundschreiben in Umlauf gesetzt, das die Beantwortung jener Fragen verbot. Dann wurden auch die Versammlungen zur Berathung, wie ein allgemeiner Volksunterricht einzuführen sei, untersagt. Und bald darauf erging der Befehl, den von der „Ökonomischen Gesellschaft“ abgetrennten Unterrichtsausschuß dem Unterrichtsministerium zu unterstellen. Gegenüber den Protesten der Gesellschaft entschied aber der Unterrichtsminister gelassen: „Besser, das russische Volk schlafe weiter, als daß es zu ungesundem Leben erwache.“

Das von der Natur mit vielfachen schönen Gaben bedachte russische Volk soll also weiter schlafen. Und alle Thüren und Fenster sollen ihm geschlossen bleiben, damit ja kein Licht und kein Ruf zu ihm hineindringe und den Schläfer aus seinem dumpfen Hinträumen wecke. Deshalb soll es auch in den Ostseeprovinzen und in Finnland stille werden. Deshalb soll man auch

dort schlafen lernen, wie der Herr Unterrichtsminister es will, schlafen den Schlaf der Rechtlosen, der Wunschlosen, der Gedankenlosen, den Schlaf des russischen Volkes.

Wie traurig es zum Wenigsten um einen großen Theil dieses russischen Volkes steht, haben wir aufs Neue aus Tolstoy's Bericht über den Ausbruch der noch herrschenden Hungersnoth im mittleren Rußland, Tula, Rjasan, Orlow u. s. w. erfahren. Er erklärt, die Schuld an derselben sei mehr eine geistige, als eine materielle. — „Der russische Bauer wird nicht gleich jedem andern Menschen behandelt, sondern als ein rohes, einfältiges Geschöpf, dem jede Freiheit entzogen werden muß, und das jeder Demüthigung unterworfen werden darf. Durch diese Verachtung seiner Menschenwürde verschulden diejenigen, die das Volk regieren, daß es jeder Energie verlustig geht. Es fehlt dem Bauern der Geist des Vertrauens, der Hoffnung auf irgend eine zu erzielende Verbesserung seiner Lage; es beherrscht ihn vielmehr das Bewußtsein der Vergeblichkeit jeder Anstrengung, aus seinem Elend emporzukommen. Je niedriger aber seine Existenz herabsinkt, desto tiefer sinkt auch seine Muthlosigkeit und seine verzweifelte Ergebung in sein Geschid. Selbst die religiöse Frage läßt ihn gleichgültig, und nicht, weil er in der Orthodogie gefestigt ist; die Geistlichen klagen mehr und mehr darüber, wie gleichgültig das Volk der Kirche gegenüber steht.“ — „Der Bauer fühlt sich nicht als ein freies Glied derselben, und daß diese Unfreiheit ihn am meisten drückt, geht auch daraus hervor, daß, sobald er dazu kommt, den kirchlichen Despotismus abzustreifen, und sich einer Sekte zuzugesellen, mit eins seine Lebensgeister sich heben, und damit gleichzeitig die Basis zu seinem materiellen Fortkommen gelegt ist.“

Und weiter führt Tolstoy aus, daß wenn man ihm für das jetzt hungernde Volk die Wahl ließe, ob jedem Haushalte drei Pferde, zwei Kühe, drei Felder fruchtbaran Landes mit einem aus Ziegeln gebauten Hause zugesprochen werden sollten, oder Freiheit des Religionsbekenntnisses, Freiheit der Bewegung, Aufhebung aller der dasselbe einengenden Sondergesetze, und Gelegenheit zur Bildung: er letzteres wählen würde. „Denn, wie groß auch die materiellen Wohlthaten sein würden, die man den Bauern gewähren wollte; blieben ihnen dieselben Geistlichen, dieselben Schulen, dieselben Kronschenten, dieselbe Armee von Beamten, so würden sie in zwanzig Jahren ebenso arm und elend sein, wie heute. Würden sie dagegen von allen den Ketten der Demüthigungen erlöst, die sie

jetzt fesseln, so hätten sie in zwanzig Jahren alle die Güter erworben, die man ihnen so gern verliehen sähe.“

Wahrlich, ein armes, bemitleidenswerthes Volk. Und noch beklagenswerther erscheint es, wenn man von dem Volksfreund Tolstoy weiter hört, wie die Polizei hier und dort es den Halbverhungerten verboten hat, sich an den, von der Wohlthätigkeit für sie mit Speisen bedeckten Tischen niederzulassen, ja diese abgebrochen hat, und die Armseligen sich gehorsam, ohne Murren, entfernt haben. Warum? Weil der Gouverneur es verschwiegen haben wollte, daß auch in seinem Gouvernement die Hungersnoth herrsche! —

Welch eine erschütternde Darlegung! Und doch sollen auch die Esten, die Letten und Finnen zu demselben geistigen und materiellen Elend herabgedrückt werden, als dem einzigen Weg, sie im Slaventhum aufgehen zu lassen.

„Alle Sünden werden den Menschenkindern vergeben, auch die Lästerungen, wie sie auch lästern mögen; wer aber den hl. Geist gelästert hat, der hat keine Vergebung in Ewigkeit, sondern ist eines ewigen Vergehens schuldig.“ Diese Worte (Markus 3, 28—29, mit Bezug auf die Verse 22—27 geäußert) sprechen das Urtheil aus über die Frevler, die sich wider Gott selbst auflehnen, indem sie die edelsten Werke des Menschengewisses zertreten, und indem sie ein Volk herabwürdigen zu einer Heerde willenloser und streblosler Geschöpfe.

Hier werfen wir aber noch einmal die Frage auf; hier sprechen wir noch einmal die Hoffnung aus: Sollte nicht, so groß auch das vorher verschuldete Elend sein mag, der neue Herrscher noch ein Füllhorn des Segens über sein Volk auszustreuen vermögen!?

Vielleicht ist die gute Zeit nicht mehr fern. Vielleicht ist sie schon angebrochen; wir gewahren es nur noch nicht über den langen Schatten, welche die vorhergegangene Nacht noch in den Morgen hinwirft.

Wie bereits erwähnt, sucht Nikolaus II. seiner Regierung den Charakter der Humanität bei ernster Thätigkeit zu geben. Auch in der Behandlung der Ostseeprovinzen hat er ein milderes Verfahren eintreten lassen. Namentlich gegenüber den baltischen Predigern, die nicht mehr auf beliebige Anzeige vor Gericht gefordert und abgeurtheilt werden dürfen. Ihre Sache kommt erst vor eine dazu erwählte Kommission in Petersburg unter Vorsitz des Procureurs Bobedonoszjew, und trotz der eifernden Strenge des Letzteren sind in den letzten Jahren über 20 Fälle zurückgewiesen worden. —

Das ist aber Alles. — Die vor einem Jahr durch die angesehensten Zeitungen verbreitete Nachricht, daß in den baltischen Provinzen das Religionsbekenntniß für die Kinder gemischter Ehen freigegeben sei, hat sich als ein falsches Gerücht erwiesen. Und der eben vom Procureur Bobedonoszjew veröffentlichte Rechenschaftsbericht über das Sektewesen in Rußland läßt wieder den Fanatiker hervortreten. Insbesondere sind es die Stundisten*) (die Stunda) welche er als die gefährlichsten und schädlichsten Sektierer bezeichnet. Denn „auf Grund lügenhafter Auslegung des Bibeltextes erklären sie, die Priester hätten viel Lüge und Trug in die Kirche gebracht! Ausgehend von dem Gedanken, daß die Rechtfertigung des Menschen sich durch den Glauben im unmittelbaren gedankenlichen Verkehr mit Christus und der göttlichen Gnade vollzieht, negirt die falsche Lehre der Stunda die himmlische und irdische Kirche, die heiligen Sakramente und alle in der orthodoxen Kirche angenommenen Gebräuche, indem sie den Besuch der Tempel Gottes, die Verehrung der Mutter Gottes, der Heiligen und Gerechten, des Kreuzes Gottes, der Heiligenbilder und der heiligen Gebeine und den Gebrauch, das heilige Kreuz zu schlagen, für eine große Sünde erklärt.“ — „Das Ziel ihrer Lehre ist, Verwirrung in die orthodoxe Kirche hinein zu tragen, damit es den Feinden des russischen Volkes leichter falle, die Grundlagen des russischen Staates zu erschüttern.“ — „Angesichts dieser äußersten Schädlichkeit der Stunda muß man mit Freude das 1894 erlassene Gesetz gegen diese Sekte begrüßen. Durch dieses Gesetz werden sie als ganz besonders schädliche Sekte befunden, die gemeinsamen Gebetsversammlungen sind ihnen verboten und ihnen ist es unmöglich geworden, sich den verdienten Strafen wegen Verführung der Orthodoxen zu entziehen.“

Wird nicht in dem Stundismus auch die lutherische Kirche verurtheilt? Und drängt sich uns nicht die Annahme auf, daß ein Bobedonoszjew nur auf die passende Gelegenheit harret, um die Lutheraner gleich den Stundisten, als dem Staat wie der orthodoxen Kirche höchst gefährliche Sektierer, der letzten Existenzrechte zu berauben?

Einstweilen schreitet die Russifizierung des baltischen Landes fort.

*) Die Stundisten — so benannt nach ihrer Innehaltung bestimmter Stunden zur Gottesverehrung — haben in Rußland beim Volk wie bei den Gebildeten große Achtung und Verbreitung gefunden, weil sie sich durch Fleiß, sittlichen Lebenswandel, friedliches Verhalten auszeichnen, dabei die gehorsamsten und pünktlichsten ihre Steuern zahlenden Unterthanen sind. Ihr einziges Verbrechen ist ihre Verwerfung des orthodoxen Glaubens.

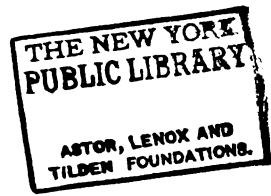
Zu Beginn des letztverflossenen Jahres hatten sich die Vertreter der baltischen Provinzen nach Petersburg begeben und wurden vom Zaren mehrerer Fragen bezüglich der Verhältnisse in den Ostseeländern gewürdigt. Da nahm sich der kurländische Landesbevollmächtigte die Freiheit, Sr. Majestät den trostlosen Rückgang der baltischen Schulen zu schildern. Augenblicklich schwebte die Entscheidung über das in Kurland noch fortexistirende Seminar Irmlau zur Ausbildung lettischer Volksschullehrer, Organisten und Küster. Nach den Beschlüssen der Kreisversammlungen vom Oktober 1891 hatte sich die kurländische Ritterschaft bereit erklärt, hier die Versuche zur allmählichen Einführung des Russischen als Unterrichtssprache zu machen, doch unter der Bedingung, daß der konfessionelle Charakter der Schule gewahrt bleibe, Lehrer und Schüler evangelischer Konfession seien, das Deutsche und Lettische als besondere Unterrichtsfächer im Seminar gelehrt werden und die Ritterschaft das volle Eigenthums- und Dispositionsrecht behalte. Der Minister der Volksaufklärung entschied: die Anstalt dürfe nur als eine russische bestehen. Jetzt plaidirte der kurländische Landesbevollmächtigte direkt beim Kaiser, und der junge Monarch gab ihm eine sehr erfreuliche Zusage. Schließlich hat aber der Minister doch gesiegt, und weil der kurländischen Ritterschaft auch für Irmlau nur die Wahl gelassen wurde, das Seminar russischen Händen zu übergeben oder zu schließen, ist auch diese letzte großartige Unterrichtsanstalt deutscher Schöpfung eingegangen.

Es steht aber den Provinzen noch Schlimmeres bevor; die Einführung der russischen Landschaftsverfassung, der Semstwo. — Ich meine, es war im Jahre 1878, daß die russische Regierung zum ersten Mal an einen kurländischen Landtag den Antrag stellte, die Semstwo auch in Kurland einzuführen. Er wurde mit großer Majorität abgelehnt, obgleich der Landesbevollmächtigte, Graf Keyserlingk — derselbe, der jetzt wieder den ehrenvollen Posten bekleidet — darauf hinwies, daß die russische Regierung noch jedes Mal, früher oder später, ein gefaßtes Vorhaben durchgeführt habe, weshalb es ihm räthlich schein, so lange den Kurländern die Entscheidung anheimgegeben sei, keine Ablehnung, wohl aber eine sehr bedingte Annahme zu votiren. Seine Voraussicht hat sich bewahrheitet. Die Regierung ist immer wieder mit der Semstwo gekommen, bis deren Einführung als eine Zwangsmaßregel herangetreten ist. Thun sich die Thüren nicht freiwillig auf, so werden sie eben eingeschlagen. Jetzt ist es befohlen, binnen zwei Jahren

müsse die Inkraftsetzung der Semstwo in den baltischen Provinzen durchgeführt sein. Vergebens ist jede Berufung darauf geblieben, daß diese russische Landschaftsverfassung sich in Rußland selbst noch gar nicht als zweckmäßig bewährt habe; vergebens die Darlegung, daß man es in den Dnjeeprovinzen mit einer viel älteren Kultur zu thun habe und daß sich dort aus der Eigenart von Land und Leuten Institutionen herausgebildet haben, die den Ansprüchen an eine gesunde Selbstverwaltung bei fortschreitender Zivilisation und Wohlhabenheit der Bevölkerung befriedigend nachkäme: die panslawistischen Russifikatoren haben sich jedem Verständniß dafür verschlossen. Auf sie findet noch die bekannte Anekdote von dem Russen neben dem von ihm gefertigten Bienenstock Anwendung. Ein Deutscher bemerkt, die Löcher im Bienenstock seien viel zu klein, als daß die Bienen durch könnten: „In Rußland der Bien muß“ entgegnet der Russe. — Jetzt muß nach dem Kodex des Panславismus die baltische Biene in den russischen Bienenstock, gleichviel, ob sie dabei zerquetscht wird. Und hinterher muß auch die finnische.

Es läßt sich nicht annehmen, daß die Initiative zu diesen Maßregeln von dem Monarchen ausgeht; wohl aber, daß der Selbstherrscher aller Reußen sich nicht genugjam Herr fühlt, um dem Willen der zur Zeit mächtigsten russischen Partei zu widerstreben.

Wir wissen nun aber, was uns und dem übrigen Europa bevorsteht, gelänge es den panslawistischen Strebern, auch über die Grenzen des Deutschen Reiches vorzudringen. Der Haß gegen eine höhere Zivilisation ist der rohste und verderbenbringendste. Wehe uns, wenn die entbrannte Eifersucht des Slaven auf die reifere Bildung und die geistige Macht des Germanen die Wege offen findet, um ihren Zerstörungstrieben weiter folgen zu dürfen. Darum gilt es, daß die germanischen Nationalitäten in einen festen Bund treten zur gemeinsamen Abwehr der uns von Osten her bedrohenden Gefahr. Es gilt, trotz der ausgeschriebener Friedenskonferenz und trotz unserer Betheiligung an derselben, gerüstet zu sein.



Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Stern, Wilhelm, Dr. med., Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft. Berlin, Ferd. Dümmler, 1897.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unserer Tage, daß gerade die Literatur ethischer Schriften einen Umfang angenommen hat wie nie zuvor. Das ist ein bedeutames Zeichen. Und in der That brauchen wir nicht lange zu suchen, um diejenigen Thatsachen und Vorgänge herauszufinden, durch die als Gegenwirkung das sittliche Bewußtsein aufgerüttelt ist. Denn nichts charakterisirt zur Zeit das öffentliche Leben deutlicher, als die scharfe und einseitige Betonung der Sonderinteressen sowohl einzelner Personen als ganzer Berufsclassen; und daß diesen Bestrebungen ein übermäßiger, ethisch bedenklicher Egoismus zu Grunde liegt, kann keinem Zweifel unterliegen. Wenn sich daher ein hervorragender Theil der Bevölkerung wieder auf die allgemeinen Grundlagen des sittlichen Lebens energischer zu beinnen anfängt, so muß das als ein erfreuliches Zeichen begrüßt werden.

Daß unter dieser moralphilosophischen Literatur sehr viel Mäßiges und Minderwerthiges ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Um so erfreulicher ist es, in Wilhelm Sterns „kritischer Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft“ einem Werke zu begegnen, das mit tiefem Ernst, umfassender Sachkenntniß und eindringlicher Schärfe geschrieben ist. Der Verfasser bezeichnet seinen Standpunkt als kritischen Positivismus. Dieser Ausdruck ist nicht unbedenklich, da die Benennungen „kritisch“ und „positivistisch“ eine feststehende Bedeutung haben, und nach dieser wäre ihre Vereinigung eine *contradictio in adiecto*. Denn unter einer kritischen Untersuchung versteht man eine solche, welche die Erkenntnißart betrifft, unter einer positivistischen dagegen eine solche, welche auf die Gegenstände selber gerichtet ist. Demgemäß schließen beide Methoden einander aus, und so hat denn beispielsweise Ernst Laas seinen Positivismus im strengsten Gegensatz zum Kriticismus entwickelt. Kritischer Positivismus ist daher hölzernes Eisen. Indessen Stern versteht unter dem Terminus „kritisch“ etwas

Anderes, nämlich einen auf die Thatfachen der Erfahrung gegründeten und dadurch begrenzten Positivismus; eben deswegen wäre es aber besser gewesen, den irreführenden Ausdruck „kritisch“ zu vermeiden. Sachlich vertritt der Verfasser die dualistische Metaphysik Dubois-Reymonds mit ihrem transscendenten Gegensatz von Materie und Bewußtsein. Ich sage ausdrücklich „Metaphysik“, denn Alles, was jener Physiologe über die Materie behauptet hat, ist schlechterdings metaphysisch, da uns die Materie selber auf keinerlei Weise in der Erfahrung gegeben ist, sondern nur Empfindungen und Vorstellungen. Wie sich der Autor des vorliegenden Werkes zu dieser Frage stellt, kennzeichnet am besten folgende Stelle (S. 243): „Indem der kritische Positivismus das Vorhandensein einerseits der Materie und andererseits des Psychischen einfach als Thatfache hinnimmt, ohne danach zu forschen, ob zwei verschiedene Substanzen, oder nur eine Substanz mit zwei verschiedenen Seiten anzunehmen sind, und diese Prinzipien als Grenzen der Forschung, das eine Mal für die Naturwissenschaften, das andere Mal für die Geisteswissenschaften, betrachtet, verzichtet er auf die Untersuchung und Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit überhaupt und der Art der Einwirkung des Körperlichen auf das Geistige und ebenso umgekehrt des Geistigen auf das Körperliche, da dies eine transscendente, also metaphysische Frage ist, deren Beantwortung dem Menschen unmöglich ist.“

Ich lasse es hier dahingestellt sein, ob ein solcher Positivismus noch Wissenschaft, ja ob er überhaupt möglich sei. Stern ist jedenfalls davon überzeugt, und konsequenter Weise verwirft er daher alle bisherigen ethischen Systeme als unzulänglich. Er will die Ethik als positive Wissenschaft begründen, und als solche wird sie daher, wie er sagt, „weder religiöse, noch metaphysische allgemeine Voraussetzungen irgend welcher Art haben, sondern nur, wie jede andere Spezialwissenschaft, solche allgemeinen Voraussetzungen, welche sie von allgemeineren Spezialwissenschaften herholt; und von den näheren oder spezielleren Voraussetzungen wird sie nur einer einzigen bedürfen und zwar der nicht metaphysisch, sondern psychologisch begründeten Freiheit des Willens, ohne welche eine Ethik in Wahrheit nicht möglich ist.“ Dieses Kardinalproblem der Ethik sucht der Verfasser von seinem dualistischen Positivismus aus in der Weise zu lösen, daß er nunmehr auch einen dualistischen Determinismus vertritt, nach welchem neben der sogenannten äußeren Kausalität eine besondere und zwar innere behauptet wird. Von dieser psychischen Kausalität aus wird demgemäß die eigenthümliche Natur der Willensfreiheit bestimmt, und der Autor faßt seine Ergebnisse in folgende Sätze zusammen (S. 301): „Das Wesen der Willensfreiheit besteht erstens in der Unbestimmbarkeit des Willens durch äußere Motive und ausschließlichen Bestimmbarkeit desselben durch innere, psychische Kräfte. Zweitens darin, daß diese inneren, psychischen Kräfte durch absichtliches Nichten des eigenen Bewußtseins auf sie von Seiten des Subjekts und Arbeit

desselben an ihnen bis zu einem gewissen Grade verändert werden können, und diese nur dem Menschen und in sehr geringem Grade auch den Thieren mögliche, die Willensfreiheit beeinflussende Selbstveränderung durch die Arbeit des eigenen Bewußtseins. Das, was der Mensch selber aus sich macht, also seinen zum Theil von ihm selber geschaffenen Charakter abgiebt. Drittens darin, daß das einzelne Subjekt und mehr oder weniger das beseelte Wesen überhaupt sich Zwecke zu setzen vermag und unter Anderem, wie dies bei den sittlichen Handlungen der Fall ist, sogar einen solchen, welcher seinem objektiven Sinne nach in Wahrheit nicht bloß für dieses selbst und nicht etwa bloß für die Gesamtheit gewisser Wesen, insofern es ein Theil derselben ist, sondern an sich für die ganze Menschheit, ja sogar für das ganze Reich der beseelten Wesen Bedeutung hat, und so, indem es einen von seinen eigenen Zwecken zu verfolgen scheint, einen von den Zwecken aller beseelten Wesen zu dem seinigen macht.“

Da nun nach dieser Auseinandersetzung die Freiheit des Willens auf der Selbstständigkeit einer Art psychischer Kausalität beruht, so ist es nur natürlich, daß die Reime des Sittlichen als Sphäre dieser Freiheit zurückgeführt werden bis auf die einfachsten Wesen, an denen sich bewußtes Leben zeigt, also auf das gesammte Thierreich; und daß der Zweck des sittlichen Willens in der Erhaltung dieser psychischen Selbstständigkeit gesehen wird. Demgemäß kommt der Verfasser zu dem Ergebnis (S. 337): „Das Wesen der Sittlichkeit oder das wirkliche Grundprinzip der Ethik ist also der Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe.“

Obwohl nun der Unterzeichnete einen dieser Auffassung völlig entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, so sieht er sich dennoch veranlaßt, das Studium dieses Buches angelegentlich zu empfehlen. Denn wie man sich auch zu den Ergebnissen stellen mag, so muß doch dankbar anerkannt werden, daß hier ernstlich einmal der Versuch gemacht worden ist, eine Ethik auf der Grundlage des dualistischen Positivismus aufzubauen. Man wird, abgesehen von der interessanten Darstellung und kenntnißreichen Umsichtigkeit, schon deswegen an diesem Buche nicht vorbeigehen dürfen, weil es nach meiner Ansicht ein Resultat von durchgreifender Bedeutung gezeitigt hat — freilich ein anderes, als es dem Autor vorschwebte. Denn ich glaube, klarer als es hier geschehen ist, konnte der Beweis gar nicht geliefert werden, daß weder der Positivismus, noch im spezielleren Sinn die Psychologie im Stande ist, die Ethik zu begründen. Wie sollte das auch anders sein, da beide mit der Werthbestimmung aller sittlichen Beurtheilung, nämlich der von Gut und Böse, schlechterdings nichts zu thun haben? Rein psychologisch betrachtet ist ein psychischer Vorgang genau so gut und böse wie der andere; die Psychologie ist völlig außer Stande, diese Werthmerkmale aus ihrem speziellen Forschungsgebiet heraus zu entwickeln. Und wenn wir dennoch diese Unterscheidung überall anwenden, so ist das eben das beste Zeichen,

daß diese einen andern Ursprung als den psychologischen hat. Daß sie freilich lezthm auch ein psychischer Vorgang ist, das ist eine Hinsenwahrheit, denn in diesen Strom muß lezthm alles münden. Jene Werthbeurtheilung selber ist schließlich selbstverständlich ein psychischer Akt, aber der Maßstab, an dem jene Werthbestimmungen gemessen werden, ist weder aus der empirischen Wahrnehmung, noch aus irgend welchen Naturanlagen zu gewinnen. Dazu muß eben ein ganz anderer Duell und eine ganz andere Methode gesucht werden. Auch die Freiheit des Willens ist weder ein psychologisches Problem, noch kann sie aus der Psychologie entwickelt werden; das Umgekehrte wäre eher richtig. Jede empirische Wissenschaft, und das will doch die Psychologie sein, ist schlechterdings an die ausnahmslose Anwendung des Kausalitätsprinzips gebunden, und dies kann für die Psychologie kein anderes sein, als für die Physik. Zwei verschiedene Kausalitätsprinzipien aber widersprechen sich logisch und heben realiter einander auf. Wenn daher die Willensfreiheit aus einer empirischen Wissenschaft schlechterdings nicht zu eruiren ist, und wenn sie andererseits doch innerhalb der sittlichen Sphäre begründet werden muß, so ist dies ein weiteres Zeichen, daß die Ethik weder aus dem Positivismus, noch aus der Psychologie abgeleitet werden kann. Es ist daher nur allzu natürlich, daß der Verfasser auf seinem Wege schließlich kein ethisches Prinzip gewinnen konnte, denn dasjenige, das er giebt, ist keins. Oder sollte wirklich Jemand sich dem Wahne hingeben, daß das ein Sittlichkeitsprinzip wäre, das da nichts weiter forderte als die Erhaltung des Psychischen in seiner Eigenart? Freilich bildet das die nothwendige Voraussetzung, wenn sittliches Handeln möglich sein soll, aber eben nur die Voraussetzung, die Grundbedingung, unter der dieses sich vollziehen kann, keineswegs ist es der Inhalt des sittlichen Prinzipes selber. Erst auf dieser Grundlage erhebt sich dann die Werthbestimmung von Gut und Böse; und diese verlangt eine ganz andersartige und selbständige Begründung.

Es ist außerordentlich kennzeichnend, daß diese psychologisch begründete Ethik zu keiner anderen Forderung gelangt, als zu der Erhaltung des Psychischen. Da hiermit aber die Sphäre des Sittlichen selber nicht im Mindesten getroffen ist und gar nicht von da aus getroffen werden kann, so ist eben damit, wie schon gesagt, der deutliche Beweis geliefert: der Positivismus, sowie die Psychologie sind unfähig, als solche die Ethik zu begründen.

Berlin.

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

Theologie.

Die Geschichte Jesu. Erzählt von D. Paul Wilhelm Schmidt, ord. Professor der Theologie an der Universität Basel. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr. 1899. VIII. und 175 S. 3 Mk.

In diesem kurzen Abriss einer Geschichte Jesu begrüßen wir den erneuten Versuch, die fortschreitende historische Einsicht in den Inhalt und Zusammenhang der Evangelien für eine zweckgemäße Einführung der Gemeinde in das Verständniß der Person Jesu nutzbar zu machen. Unter Gemeinde verstehen wir dabei keineswegs nur die Gemeinde der Gläubigen oder gar der Bekennenden oder Bekenntnistreuen, die vielfach über den großen Kategorien von der göttlichen und menschlichen Natur in Jesus Christus das Interesse für das wirkliche Personleben Jesu eingebüßt haben. Es giebt eine größere Gemeinde, deren Grenzen schwer abzustechen sind, deren Liebe und innere Theilnahme aber für die hier berührten Gegenstände ganz außer Frage stehen, eine Gemeinde der religiös Suchenden und derer, die, auch wo sie gefunden haben, immer wieder auf Grund gehen, nachprüfen und Rechenschaft fordern. Ihnen gelten vornehmlich die Bemühungen der jüngsten Zeit um sorgfältige Herausarbeitung des Lebensbildes Jesu. Sie haben einen vollen Anspruch auf wissenschaftlich begründete und den Anforderungen historischer Wahrhaftigkeit entsprechende Belehrung. Denn wenn schon eine geschichtliche Persönlichkeit unmittelbar zum Glaubensinhalt und Glaubensgrund der Religion gerechnet werden soll, so genügen nicht Allgemeinbegriffe, Beweise für das Dasein Gottes und christologische Konstruktionen mehr, die früheren minder geschichtlich erzogenen Geschlechtern gedankenmäßige Hülfe leisteten, sondern die Geschichte selbst muß zur Lehrmeisterin werden und auf alle berechtigten Fragen, sei es intellektuell überführend, sei es moralisch überzeugend, gebührende Antwort geben. Man hat öfters Albrecht Ritschl als Zeugen gegen ein solches Unternehmen ins Feld geführt. Wir glauben aber mit Unrecht, falls gewisse Grenzen innegehalten und nicht die unfruchtbaren Wege der „kleinen Apologetik“ beschritten werden. Ihm wie der von ihm abhängigen (oder auch unabhängigen) Theologie unsrer Tage war und ist der geschichtliche Christus zugleich der Christus des Glaubens, das heißt derjenige, in dem wir die vollkommene Offenbarung Gottes oder, stärker gesagt, Gott selber finden, und umgekehrt war ihm der Christus des Glaubens weder der präexistente noch der im Himmel verklärte, sondern Jesus von Nazareth.

Ob die vorliegende Geschichte Jesu dieser letzten Zuspizung alles Glaubensinteresses an der Person Jesu im Sinne seiner Gottheit gerecht wird und eine solche Betrachtungsweise überhaupt anerkennt, ist allerdings zweifelhaft. Indessen kann davon abgesehen werden, weil die nächste

Absicht des Verfassers nur darauf hinausgeht, einen Eindruck von dem Gesamtbild Jesu aus den Synoptikern zu geben und die abschließende Erkenntnisfrage über Herkunft und Hingang, Wesen und Würde seiner Person bei Seite zu lassen. Die heutigen Darstellungen dieser Art sind gegen die früheren bescheidener geworden. Sie wollen nicht Alles leisten, geschweige alles Andere verdrängen, was sonst in der Sache gesagt oder noch ferner zu sagen ist. Sie sind einfache Hilfsmittel und Wegweiser zu ganz bestimmtem Zweck unter ganz bestimmten Voraussetzungen.

So angesehen, haben sie ihren Nutzen, den auch das vorliegende Büchlein in seiner Art schaffen wird. Es belehrt zuerst über das Glend in der jüdischen Welt zur Zeit Jesu, über Armuth, Krankheit und innere Zerküftung, schildert Johannes den Täufer und führt uns unter den Kapitelüberschriften: Treibende Gedanken Jesu, Erste Erfolge und Kämpfe, Sprüche, Im Zeichen des Widerspruchs, Messias-Gewißheit. Unterwegs nach Jerusalem. Der Ansturm auf Zion in geschlossenem Gang durch das Leben Jesu. Die Darstellung verläuft formell im engen Anschluß an das Bibelwort und giebt nicht sowohl eingehende Erklärungen, als sachgemäße Umschreibungen und die dazu gehörige Einrahmung. Sonst wäre es wohl nicht möglich gewesen, auf so schmalem Raum so Vieles zu bringen. Inhaltlich möchten wir ein kräftiges Fragezeichen gegenüber der sozialen Position des Verfassers aufwerfen. Mit eigentümlicher Absichtlichkeit stellt er die Armuth des Volkes Israel von Anfang an in den Vordergrund, als das nächste Objekt, auf das sich die Thätigkeit Christi bezogen habe, um dann den überraschenden Schluß zu machen: „Das Bekenntniß der Jünger war ein zu jedem Opfer um ihres Glaubens willen frohbereiter Gemeinfinn, welcher das verlorene Ideal des prophetischen Geschlechts thatkräftig wieder aufnahm: es soll keine Armen unter Euch geben“. Als ob die erste christliche Gemeinde ein philanthropischer Verein oder eine Humanitätsanstalt oder ein evangelisch-sozialer Kongreß gewesen wäre, da sie von allem diesem zwar etwas, aber doch noch mehr und Anderes war.

H. Scholz.

Literarisches.

Neue Lyrik. Vor mir liegt ein zierles Büchlein „Aus meinem Blute“. Gedichte von Max Bruns. (Minden i. W., F. C. C. Bruns Verlag. 140 S. 8. Preis Mk. 1,50 und eleg. geb. 2,50.

Für den ersten Titel mache ich den Dichter nicht verantwortlich, auch nicht für die höchst moderne Deckelleiste im Plakatstile, Klatschrothe Wohnblumen und saftgrüne Wohnköpfe auf gelbem Karton. Der Inhalt allein geht uns an.

Die „Preussischen Jahrbücher“ dürfen sich das Zeugniß geben, der Bewegung der sogenannten „Moderne“ — das soll ja Gegensatz zur „Antike“ sein — auf dem Gebiete der schönen Literatur ohne Vorurtheil, ja mit Wohlwollen und Billigkeit, aber auch mit Gerechtigkeit zu begegnen, wie wunderbarlich und abstoßend auch manchmal ihre Früchte sein mochten. Wir wissen sehr wohl, daß der Lebende Recht hat, aber auch, daß im Leben des Geistes kein Stillstand und Tod herrscht, sondern ein Auf- und-ab, und daß wir als Historiker die Pflicht haben, das fortzeugende Leben der leichtfertig todt Gesagten wahrzunehmen und aufzuzeigen. Daß das wahrlich nicht zum Schaben des aufstrebenden Nachwuchses geschieht, wird dieser eines Tages besänftigt und vielleicht dankbar anerkennen. Die Botabeln Literaturpápste, verküchelte Schuljüchse, Alexandrinertum und ähnliche Liebenswürdigkeiten sechten uns nicht an.

Obt genug war und ist modernen Unarten, Geschmacklosigkeiten, ja Tollheiten schroff zu begegnen, man glaube jedoch ja nicht, daß wir darum ästhetisch und sittlich — denn Beides wächst schließlich doch aus derselben Wurzel, wie ernstlich sich unsere Klassiker auch verbitten mußten, von dem Kunstwerke moralische Zwecke zu fordern — uns auf den Standpunkt des Kinderfreundes oder der unheilvollen Familien-Journale stellten. Auch der Literaturauschnitt, der in Mädchenpensionaten verzapft werden mag, oder den der ehrenwerthe Verein christlicher Männer für zulässig oder zuträglich hält, geht den gebildeten Kunstfreund blutwenig an.

Wenn ich, um auf den jungen Dichter zu kommen, der sich uns vorstellt, sogleich sage, er sei ein begeisterter Verehrer Richard Dehmels, so kann selbstverständlich weder ihm, noch dem gefeierten Freunde damit zu Leide geurtheilt sein, er bekennt es offen und bezeugt es durch manche unverkennbare Dehmelei. Vor nicht langer Zeit waren wir Zeugen einer höchst unerquicklichen Diatribe, die durch die Blätter geschleift ward, wider den unzweifelhaft hochbegabten, vielleicht gar nicht einmal so jugendlichen Dichter Richard D e h m e l. Ich theile nicht den Standpunkt seiner auch nicht sehr gereizten Ankläger. Was seine Schuld war und nicht die seine allein, ist eine Sache, an der auch Schiller und Goethe gelitten hatten. Die Griechen hatten dafür das schöne Wort *νᾶσι*, sich wie ein Jüngling gehalten, mit jugendlichen Unarten, Maßlosigkeiten und absichtlicher Geringschätzung alles dessen sich betragen, was die gute Sitte, die ja gewiß als solche mit wahrer Sittlichkeit nichts gemein zu haben braucht, einmal verfehmt. Dazu gehört in erster Linie die Lust, in erotischen Dingen den Uebermenschen zu spielen, die Brüden zu hänseln, das Naturburschentum bis zu beleidigendem Priapismus zu steigern. So verstehe ich D e h m e l's Thorheiten, die ich bei Leibe nicht dem feineren Cynismus französischer Botenjäger und dem haut goût mancher deutschen Lustspiele gleichstelle. Mußte sich doch sogar Goethe, und wegen des Wilhelm Meister, von Herder — daraus sprach Frau Caroline — den Vorwurf des

Priapismus machen lassen. Ich weiß leider auch sehr genau, wie sehr zum Schaden weiterer, wohl verdienter Wirkung dem doch viel maßvolleren und kunstbewußteren guten Detlev von Liliencron jene studentenhafte „Bierehrlichkeit“ gereicht hatte. Man halte mich also nicht für einen griesgrämlichen Sittensrichter oder versäuerten Philister. Zum Glück ist besagtes *ναυτιζουδαί* eine mehr ästhetische als moralische Unart, die sich mit den Jahren von selber giebt.

Daher will ich hier nicht näher darauf eingehen, vielmehr der sichereren Erwartung Ausdruck leihen, daß schon seine nächste Liebergabe uns den in der That hervorragend begabten Max Bruns in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigen werde, frei von den häßlichen Schlacken, die ihm hier noch anhaften.

Die schönsten Sachen gehören dem letzten Abschnitt „Stimmungen und Bilder“ S. 91 fgd. an. Nehme ich S. 104, 105 aus, denn das ist, meinerwegen aus dem Leben gestohlen, einfach scheußlich, so ist die Ballade oder eigentlich die Anekdote von der schönen „Lady Godiva“ wunderhübsch erzählt — für Mädchenschulen allerdings auch nicht. „Der schwarze Tod“, in Florenz zur Zeit der Entstehung des Decamerone des Boccaccio, von tief ergreifender Schönheit (S. 110—117). Ein Stimmungsbild, wie S. 118, 119 „Mondnacht“ von ganz entzückender Feinheit. Leute, die gar keine Ahnung von Poesie haben, mögen ja ihre schlechten Witze über das Hinübergreifen des Optischen ins Akustische machen; es giebt eben die Einheit des Naturempfindens:

„Mein ganzes Wesen lauscht hingegeben
Den silbernen Stimmen der Mondnacht . . .“

Köstlich ist auch das gleich folgende (S. 120, 121.) „Stimme im Regen“. Hier der Schluß:

„Heut ist's ein Jahr, daß Du und ich uns fanden —
Und sind getrennt, in fremden, kalten Landen.
Könnt' ich mein Herz in deine Hände legen!“
— Es rauscht der Regen . . .

Es giebt einen Cynismus, der es mit keiner höchsten Forderung der Kunst verdirbt, höchstens mit der Brüderie. Das Geheimniß in seiner Handhabung ist leichter ausgesprochen, als erreicht. Es heißt einfach Geist. (NB. nicht Witz!) Und soll ich ein auch ganz modernes Beispiel dafür angeben, so ist es der italienische Dichter Gabriele d'Annunzio. Was aber hat auch der von den Alten gelernt! Man glaubt manchmal, man lese einen bloß in moderne Lebensarten übertragenen Properz. — An ihn, aber nicht zu seinem Vortheil erinnert mich bei Bruns S. 22 das Gedicht „In Rosen“. S. 122: „Sommertod“ ist von ergreifender epigrammatischer Wirkung. Welche vollendete Genremalerei mit einfachsten Mitteln zeigt S. 123, 124 das Gedicht „Abend in der Haide“.

Und — das Beste zuletzt: (S. 126, 127) „Heiliger Abend in der Fremde“. Hätte ich nur dieses eine Gedicht von Max Bruns gelesen, ich hätte ausgerufen: à la bonne heure! oder vielleicht deutscher: Donnerwetter ja! das ist was, da liegt Musik drin. Ich habe übrigens in Betreff der Wirkung die Probe bei mehrfachem Vorlesen gemacht. Herrlich! sagten die Freunde und waren mir dankbar. Und Du, Leser, geh hin und thue desgleichen.

Weimar, Ende November 1898.

Franz Sandboß (Xanthippus).

Paul Nikolaus Goffmann. Aphorismen 143 S. kl. 8. München 1898. C. Haushalter.

Die sehr gemeine Verwechslung von Geist und Wiß, an der aber Goethe in den „Sprüchen in Prosa“ keinen Theil hat, herrscht heute in den Rubriken „Geistesfunken“, „Glühlichter“ und ähnlichen unserer humoristischen Blätter in erschrecklichem Umfang. Unser allzu lazer Gebrauch des Wortes „geistreich“ begünstigt diese Verwechslung nur zu sehr. Sagen wir doch „witzreich.“ Aber nicht genug damit, sogar in besonderen Gesamtausgaben kommen sie auf den Markt. Die Methode solcher Wißfabrikanten ist einfach. Man klammert sich an ein vorhandenes, am liebsten allgemein bekanntes treffendes Wort und stellt es auf den Kopf*) oder setzt es in möglichst überraschende Beziehung, immer so, daß es auf den Wortwitz und die Antithese hinausläuft. Man darf dabei seine lieben Mitmenschen so grausam zausen, wie man Lust hat, es ist dafür gesorgt, daß Keiner es auf sich bezieht, denn man spricht von dem dummen und nichtswürdigen Ungethüm „der Mensch“ oder sagt „die Meisten“, „der einzelne Mensch.“ Wir kennen ja z. B. Schillers Distichon: Kant und seine Ausleger“ mit der für Jeden unvergeßlichen Pointe:

Wenn die Könige bauen, haben die Pörrner zu thun.

Da fällt dem Wißbold ein: „Ja doch vielleicht noch mehr, wenn sie einreißen.“ Dabei bedachte der Autor des oben genannten Buches, daß auf 141 Seiten genau gezählt 302 Nummern über das wirklich schöne Papier verstreut, nicht einmal, daß sein Gegenwitz von Schillern schon gesagt war, daß er also 'bloß dessen bauen allzueng genommen hatte, (s. S. 42, wo umreißen steht.)

Ja Worte des Evangeliums sind vor dieser Methode nicht sicher.

*) Daher warnte bereits Schiller:

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu sagen; sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

Das bekannte vom Splitter und Balken dreht der Gedankensplitterer Cossmann so zu (S. 15.):

„Man sieht die Gedankensplitter im eigenen Kopfe; aber die Gedankenbalken im Kopfe seines Nächsten sieht man nicht.“

Es könnte Herrn C. passieren, daß ein geistreicher Backfisch ihm versetzte: O, oui Mr. C., on remarque bien les travers, [que] Vous avez dans la tête. So ein Gedankenbalken ist es wohl, wenn S. 105 die Rubrik „Liebe“ ankündigt, und dann S. 106—108 unbedrucktes Papier folgt. C'est sublime! nicht wahr?

Doch ich will auch nicht ungerrecht sein, der Verfasser hat auch wirklich gute Bemerkungen, die wissenschaftliche Bildung, Weltersfahrung und sittlichen Ernst bezeugen! So ist S. 45 ganz hübsch:

„Die Materialisten des vorigen Jahrhunderts waren noch nicht die richtigen; erst die jetzigen kommen wirklich ohne Geist aus.“

Wortwitz ist's zwar auch bloß, der Doppelsinn des Wortes „Geist“ als objektiv schaffender Weltgeist und individueller, erkennender Menschengeist. Auch S. 23 ist nur zu wahr:

Berühmtheit besteht darin, daß die schlechten Leistungen anerkannt werden.“

Nur, das wollt ich noch sagen, solche Scherze sollte man aber doch nicht in leidiger Prosa vortragen, sondern ihnen, wie z. B. Fulda, Mauthner, Stettenheim und andere Kollegen mit Glück thaten, ein rhythmisches Gewand anthun. Ich kenne eine Variante des eben zitierten, die nahe an Empörung wider die Heiligkeit des Eigenthums streift:

Es ist im Grunde gleich
Berühmt werden, oder reich;
Ein Bißchen Epizbüberei
Ist allemal dabei.

Weimar.

Rs.

Herman Kiegel, Unter dem Striche. Bunte Bilder aus Natur und Leben I. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1898. C. U. Schwetschke und Sohn. Preis 2 Mk.

Unter obigem Titel veröffentlichte der Braunschweiger Museumsdirektor Professor Kiegel eine Sammlung seiner Abhandlungen und Aufsätze, die zum Theil schon früher in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften „unter dem Striche“ erschienen sind, z. B. in der damals Augsburger jetzt Münchener Allgemeinen Zeitung u. a. Die neue Auflage, die jetzt erfreulicher Weise erschienen ist, ist bedeutend vermehrt und wird daher in vier handlichen Bändchen ausgegeben werden, von denen uns das erste vorliegt. Es behandelt in den einzelnen Aufsätzen die verschiedensten Gebiete z. B. Was ist Bildung? Kunst und Kunstfreunde, Weihnachts-symphonie, Tischgespräche in der Sommerfrische &c.; auch der Humor kommt zu seinem Recht. — Der Verfasser beweist überall seinen klaren, vorurtheilsfreien Blick und großen Gedankenreichtum, so daß man diese Blätter nicht ohne vielfache Anregung aus der Hand legen wird. — Bei einem Werke aus der Feder des

Begründers des Allgemeinen deutschen Sprachvereins sei noch besonders auf das sprachliche Gewand dieser Arbeiten hingewiesen. In der That werden Freunde eines feinen deutschen Stils beim Lesen des Bändchens eine besondere Freude haben. Nicht nur wird auf Sprachreinheit selbstverständlich das größte Gewicht gelegt, die Sprache hält sich ebensofern fern von allen gekünstelten Wendungen, sie ist stets klar und einfach. Wir werden nicht versäumen, das Erscheinen der übrigen Bände unsern Lesern mitzutheilen.

Das Vorstehende ist die genaue Wiedergabe (Reproduktion) des Wafschzettels, mit dessen Abdruck die „unabhängige“ deutsche Kritik den Empfang des Büchleins bescheinigt. Da ich es jedoch wirklich durchgelesen habe, kann ich noch ein paar Bemerkungen anfügen. Erstens wüßte ich nicht, worin die besondere Kühnheit oder gar das „Verbrechen“ bestehen möchte, diese zuerst namenlosen Feuilletons zu vereinigen. Sie sind im Ganzen doch sehr harmlos. Die Belehrung z. B. über „Bildung“ geht nicht sehr tief und kommt fast auf eine geschickte Reklame für eine Seifenfabrik hinaus: „Bildung ist Befreiung vom Schmutz“.

Den schwierigen sozialen Problemen geht der gute Mann mit der Beredsamkeit eines Nachmittagspredigers aus dem 18. Jahrhundert zu Leibe. Von der eben nicht nothwendigen Ungleichheit in der Vertheilung der Güter merkt er offenbar gar nichts, und würde es wahrscheinlich sehr ungezogen finden, wenn man ihm sagte, daß das von ihm gepredigte schöne menschliche Wohlwollen ein Tropfen auf den heißen Stein oder wie die bösen Sozialdemokraten sagen „für die Nase“ wäre.

Besser unterhalten kann uns Herr Kiegel über das Kunststudium; das ist ja sein Gebiet. In der That ist die Schilderung des gebildeten Italiensfahrers, der all' inglese durch die Galerien stürmt, ganz lustig, mich dünkt nur, ich habe so was Aehnliches schon in Julius Stindes heiterem Buche von „Buchholzens in Italien“ gelesen.

Die Karlsbader Erinnerungen zeigen auch nur die heitere Beschränktheit oder die beschränkte Heiterkeit des beneidenswerthen Philosophen für die Welt. Er hat dasselbe Bewußtsein, tiefe ethische Geheimnisse zu verkünden, das z. B. in Sophiens Reise von Memel nach Sachsen waltet. Seine Kritik der Forderung der „Rückkehr zur Natur“ wäre als Aufsatzthema für höhere Töchter verwendbar. Die Anekdote „Gräfin Nora“ verlangt nach dem Nebentitel: „oder hütet euch vor der kalten Schönheit!“ Wirklich tüchtig und — leider Gotts! — aktuell ist der Aufsatz über „die Herren Tschechen“.

Bekanntlich ist Herr Kiegel der Begründer des „Allg. Deutschen Sprachvereins“. Es wird Niemanden [nicht Niemandem,*] wie er und alle Welt fälschlich schreibt] einfallen und den „Preuß. Jahrbüchern“ erst recht

*) Der Erste, der den heutigen Unfug, über den die Brüder Grimm ergrimten, was aber die Fortsetzer ihres Wörterbuchs längst in den Wind schlugen, nämlich von „Jemand“ und „Niemand“ den Dativ „Jemandem“, „Niemandem“ und, was noch widerwärtiger ist, den Akkusativ „Jemanden“, „Niemanden“ zu bilden, als Regel aufstellte, war, so viel ich weiß, jener leider sehr einflußreiche Joh. Christ. Aug. Henke, dessen deutsche Grammatik neben anderen unwissend-anmaßlichen Lehrbüchern nur das eine Gute

nicht, ihm diesen Ruhm zu schmälern. Fraglich ist aber, ob man ungeschickter pro domo reden kann, als in dem Aufsatze: „Ein Tischgespräch in der Sommerfrische“ S. 157—168 geschieht. Ein Pröbchen muß hier stehen, denn „Herr Meyer“ geht vielleicht auch uns an. S. 167:

„Meyer: Herr Schulze, Sie sind ein angenehmer Schwerenöthter. Ich bleibe bei meinen Ansichten stehen, aber ich will den Sprachverein doch kennen lernen, damit ich ihn bekämpfen und Sie mir nicht den Einwand der Unkenntniß machen können. Also was habe ich zu thun?“

Schulze: Sie sollen nicht viel Mühe haben. Vertrauen Sie mir ganze und haare drei Reichsmark an, und in wenigen Tagen soll Ihre Sehnsucht gestillt sein.

Weber: Und dann lesen Sie die Schrift von Niegel, der den Sprachverein ins Leben gerufen hat: „Ein Hauptstück von unserer Muttersprache“. Das Ding hat Hand und Fuß.

Schulze: Es ist sozusagen der Anfang und die Grundlage des ganzen Sprachvereins. Lesen Sie die Schrift, aber lassen Sie sich die zweite Auflage kommen“.

Die gepriesene Sprachreinheit oder das schöne Deutsch des Herrn Niegel gestattet ihm doch u. a. S. 22 das Präteritum „herabtriebte“ statt „troff“, S. 24 „auffschredte“ statt „schraf“. Die Seife der Verdeutschungswörterbücher wäscht eben solche Sommersprossen nicht ab. Sie stecken in der Haut. „S. 131“ der Zustand wurde immer fragwürdiger. Das Wort ist wegen seiner eminenten Sinnlosigkeit besonders beliebt; es stammt, glaub ich, aus der Schlegel = Tieck'schen Shakespeareübersehung. Daß die Serviette S. 19 ein Mundtuch heißt, wie das Plaid ein Reisetuch, wußten wir schon aus Sarrazin's Verb. W.B.

Wir haben noch drei solcher Bändchen zu erwarten.

Weimar.

Xanthippus.

Guy de Maupassant: Afrika. Aus dem Französischen von Mia Holm. — Bauern. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München. 1898.

In den Theatern war diesen Monat die literarische Ereignißlosigkeit so bedeutend, daß es nicht lohnt, einen besonderen Theaterbericht zu

hatte, daß der Aerger über sie Jacob Grimm zu seiner großartigen Grammatik wesentlich mit veranlaßte. Noch A d e l u n g, so willkürlich und anmaßend er oft verfährt, lehrte doch hier das Richtige „Dat. jemanden“. Er hätte sagen müssen, eigentlich „jemande“, da es ja noch eigentlicher „i e m a n n e“ ist. Das d schießt gern hinter n hervor (Schändlich). Jeder weiß, daß „mann“ oder „man“, was dasselbe ist, wie frz. l'homme und l'on oder oloßes on-hominem, unmöglich einen Dativ dem „Mannem“ oder einen Akkusativ den „Mannen“ bilden kann. Aber wer kümmert sich heute um das Werk der Grimme, da man jetzt im W. B. (J. B. VIII, 589) liest von jemandem abstammen? —

schreiben. Was über Hartlebens im Lessing-Theater gegebenen Einakter-Epklus zu sagen ist — etwas Anderes käme diesmal für den literarischen Berichterstatter überhaupt nicht in Betracht — werde ich im nächsten Heft nachholen. An Stelle des Theaterberichts seien ein paar Buchbesprechungen gestattet:

Maupassant ist zur Zeit am meisten übersetzt von allen ausländischen Autoren. Er ist am meisten übersetzt, weil er am „liebsten“ gelesen wird. Doch man frage nur nicht, wie diese „Liebe“ beschaffen ist. Maupassants Novellen sind kurz, sie fordern darum keine Zeit, sind aber ein Zeitvertreib. Sie sind spannend und aufregend meistentheils, und jede fast ist so sehr lustig, so furchtbar lustig. Daß diese Lustigkeit aber in Wahrheit etwas Furchtbare an sich hat, davon wissen die unterhaltungsbedürftigen Leser gewöhnlich nichts. Ich selber vermag keine Seite zu lesen, ohne die tief traurige Seele des Dichters heraus zu fühlen.

Doch ich habe über das „Problem Maupassant“ im Aprilheft der „Jahrbücher“ mit Ausführlichkeit gesprochen! — Der Band „Africa“ — im Original „Au Soleil“ — enthält Reiseberichte aus Algier. Maupassant reiste aus Leidenschaft. Es war ihm ein inneres, seelisches Lebensbedürfnis, wie fast allen modernen Künstlern. Vielleicht walten bei den meisten auch dieselben Gründe ob, die Gründe der Unsicherheit, Ruhelosigkeit, Sehnsucht, die Maupassant für seine afrikanische Reise so angiebt: „Wenn man müde ist — müde der Thränen vom Morgen bis zum Abend, so müde, daß man nicht mehr die Kraft hat, aufzustehen, und ein Glas Wasser zu trinken; müde der zu oft gesehenen befreundeten Gesichter, die uns reizen, der verhassten, phlegmatischen Nachbarn, der vertrauten und einförmigen Dinge; müde seines Hauses, seiner Straße, seines Dienstmädchens, das fragen kommt, „was der gnädige Herr zu Mittag wünschen“, und wenn es wieder geht, bei jedem Schritt den ausgefaserten Rand seines schmutzigen Rockes mit einem ordinären Stoß des Absatzes hinaufschlägt; müde seines Hundes, der zu treu ist, der unveränderlichen Flecken auf den Tapeten, der Regelmäßigkeit der Mahlzeiten, des Schlafes im selben Bett, müde jeder täglich wiederkehrenden Handlung; müde seiner selbst, seiner eigenen Stimme, der Dinge, die man immer wieder thut, müde des engen Kreises seiner Gedanken; müde seines Spiegelbildes, des Gesichtes, das man beim Rasiren und Scheitelziehen macht — dann soll man reisen, in ein neues Leben voll Abwechslung. Das Reisen ist eine Thür, durch die man die bekannte Wirklichkeit verläßt, um in eine unerforschte Wirklichkeit zu bringen, die ein Traum scheint.“ Was nun Maupassant auf seiner afrikanischen Reise gewinnt, das ist dies: „Und wenn ihr wüßtet, wie fern man ist, fern von der Welt, fern vom Leben, fern von Allem unter diesem kleinen, niedrigen Zelt, durch dessen Löcher die Sterne schauen — und durch seine gehobenen Ränder blickt man auf ein unermeßliches Land aus unfruchtbarem Sande! Sie ist einförmig

immer, immer verkalbt und todt, diese Erde; und dennoch wünscht man auf ihr nichts, vermißt und begehrt nichts. Diese ruhige Landschaft, von Licht überfluthet und einsam, genügt dem Auge, genügt dem Gedanken, befriedigt die Sinne und den Traum, weil sie ganz ist, unbeschränkt und weil man sie nicht anders erdenken könnte. Das seltene Grün selbst verlegt dort wie etwas Falsches, Hartes, Verwundendes. . . . Jeden Tag mehr, ganz langsam, ergreift Dich die stille Wüste, durchdringt Deine Gedanken, wie das harte Licht Deine Haut verkalbt, und man möchte Nomade werden wie diese Menschen, die Länder wechseln, ohne jemals ihr Vaterland zu wechseln, inmitten dieser nie endenden Weiten, die sich immer fast gleich bleiben.“ Die Zitate geben einen Beweis von der Schilderungsart Maupassants, sie verjagen uns aber auch gleich wieder in das „Problem Maupassant:“ die Flucht aus der Kultur zur Natur, das Sehnen nach Kraft, Größe, Ruhe und Einheit des Lebens. Diese Zitate geben auch von der Uebersetzung eine Probe. Nimmt man das Original zur Hand, so ist man doch kaum zufriedengestellt, was vielleicht bei einer Maupassant-Uebersetzung auch gar nicht zu erreichen ist. Man höre folgende Stelle, die in der Uebersetzung bereits oben gegeben ist: „Elle est monotone, toujours pareille, toujours calcinée et morte, cette terre; et, là, pourtant, on ne désire rien; on ne regrette rien, on n'aspire à rien. Ce paysage calme, ruisselant de lumière et désolé, suffit à l'oeil, suffit à la pensée, satisfait les sens et le rêve, parce qu'il est complet, absolu, et qu'on ne pourrait le concevoir autrement.“ Sollte man nicht besser so etwa verdeutschen: „Diese Erde ist einförmig, immer gleich, immer verkalbt und todt; und doch — hier wünscht man nichts, vermißt nichts, begehrt nichts. Diese ruhige, nur vom Licht umfluthete Wüstenlandschaft reicht aus für unser Sehen und Denken, genügt unsern Sinnen und Träumen, weil sie vollendet ist, absolut, garnicht anders denkbar.“ Ich bemerke noch, daß das „absolu“ im französischen Original durch Sperrdruck hervorgehoben, also prägnant gemeint, und darum wohl auch am besten mit „absolut“ wiederzugeben ist. Es liegt hier wirklich der Gedanke der absoluten Herrschaft, des absoluten Herrseins, des unabhängigen, unbeschränkten Fürsichseins zu Grunde. Schlimmer wirkt in der polnischen Uebersetzung die verfehlte Konstruktion und Interpunktion auf Seite 105 (114 des Originals): Araber sind, die sich den Offizier ansehen u. s. w. Ebenso auf den Seiten 106 (115): „Denn jeder reisende Offizier u. s. w.“ Seite 120 (130) steht ein „ganz sicher“ in völlig undeutscher französischer Stellung. Dergleichen Fehler sollten doch vermieden werden, noch dazu einem Schriftsteller gegenüber, der wegen seiner geradezu klassischen Sprache nicht zuletzt gefeiert wird. Immerhin bleibt es ein Verdienst des Langenschen Verlags, „Au Soleil“ deutsch gegeben und so Maupassant auch auf diesem Gebiet dem breiten Publikum vorgestellt zu haben. Wünschenwerth wäre

es, daß „Sur l'eau“ möglichst schnell verdeutscht würde, falls nicht gar schon eine Uebersetzung irgendwo herausgekommen ist. Denn dieses kostbare Buch zeigt Maupassants Größe und Tiefe, sein Können und auch sein Wollen von allen Seiten; es ist, dichterisch und menschlich betrachtet, das hervorragendste Dokument zur Kenntniß der Seele des Dichters und des Schicksals dieser Dichterseele.

Interessant und unterrichtend ist es auch, Maupassants Vorgeschichten unter dem Titel „Bauern“ zum großen Theile wenigstens in einem Bande vereinigt zu haben. Ueber die Geschichten als Gesamtheit möchte ich im Vorbeigehen flüchtig bemerken: Eine Fülle menschlicher Gemeinheit, ja thierischer Rohheit wird uns hier enthüllt. Welch' krasser Naturalismus! werden Viele sagen. Aber mit Unrecht! Diese Geschichten gehören, wenn man sie einer Kunststrichtung einreihen will, dem Idealismus aufs Ronto. Aus folgenden Gründen nämlich: Nur aus Habgucht, Verschlagenheit und Wollust sind sicherlich auch die Bauernseelen der Normandie nicht zusammengesetzt. Maupassant schildert sie aber so. Alle menschliche Rohheit zeigt er auf die Spitze getrieben, zum Thierischen verzerrt. Es ist die Idee des Rohen, was hier dargestellt wird. Denn natürlich giebt es eben so eine Idee und ein Ideal des Rohen, Gemeinen, Thierischen, wie des Hohen, Feinen, Göttlichen. Wenn hier wirklich eine Idee zur Darstellung gebracht ist, so folgt daraus, daß die Geschichten manches „Unnatürliche“ enthalten müssen, d. h. Manches, was wohl kaum so im „wirklichen Leben“ sich zugetragen hat. Und das ist denn auch meiner Meinung nach manchmal der Fall. Möge nur ein unvoreingenommener Mensch die achtzehn Geschichten durchlesen! Er wird es bestätigen müssen. Was aber hat es für einen Werth und Zweck die Idee des Gemeinen, die Rohheit als Ideal darzustellen, wenn solche Darstellung sich noch nicht einmal mit ihrer „Naturwahrheit“ decken kann! Der Dichter fragt nicht nach den Werthen. Das Kunstwerk hat in erster Linie nicht einen Zweck, sondern eine Ursache. Und diese Ursache liegt in der Seele des Künstlers. Wenn Maupassant die auf die Spitze getriebene Gemeinheit darstellt, so bedeutet das eine Entladung und Reinigung der Seele von dem Bösen und Finsternen, das darin ist. Diese Darstellungen sind Projektionen des eigenen Seelenzustandes auf die Außenwelt, auf das Bauernleben der Normandie z. B. Der psychologische Zustand ist das Primäre und bedarf zur künstlerischen Darstellung des geeigneten äußeren Rahmens, des „Milieu“. Ganz so wie Maupassant einen gewissen Seelenzustand auf das normannische Bauernleben projizirt, so projizirt eine so anders geartete Individualität wie Conrad Ferdinand Meyer die Bedrängnisse der Seele auf bestimmte historische Vorgänge. Wenn den „Brutalitäten“ Maupassantscher Kunst dieser Sinn psychologisch zu Grunde liegt, dann müssen sie natürlich von dem verständnißfönnigen Leser ganz anders genossen und empfunden werden. Sie haben dann eine geradezu reinigende — um nicht gar zu sagen ethische — Wirkung; denn

sie sind doch die Produkte einer zwar nicht reinen, aber doch die Rohheit mit Abscheu auswerfenden und so nach Reinheit ringenden Seele. Soviel noch nebenbei — neben dem vor Monaten Ausgeführten — über Raupassant's Kunst und Wesen.

In der vorliegenden Uebersetzung hat die Gräfin Reventlow den Versuch gemacht, den Dialekt, den Raupassant seine Bauern reden läßt, durch das Plattdeutsche — es ist wohl Hamburger Platt — wiederzugeben. An sich liegt das sehr nahe und scheint ein richtiger und glücklicher Einfall: die Bauern in Frankreich läßt Raupassant im Dialekt reden, also muß es der Uebersetzer nachahmen, und da bleibt als Sprache der Bauern nur Plattdeutsch. Aber in jeder Sprache, in jedem Dialekt liegt eine Seele. Und mich dünkt, daß unser norddeutsches Platt nicht gerade eine Seele ankündigt, die lauter thierische Rohheiten begehrt. Die Werke, die unsere Literatur in dieser Sprache aufweist — Reuter, Groth — zeugen von Güte, Gemüth, Geradheit. Solche Eigenschaften sind wir gewöhnt, aus dem Platt herauszuhören, ganz unbeschadet der selbstverständlichen Thatsache, daß auch unsere plattsprechenden Bauern mit diesem Dialekt nichtswürdigste Handlungen begleiten können. Ferner: In der Novelle „Le Diable“ sagt ein Bauer „Faut pourtant que j'rentre mon blé; v'la trop longtemps qu'il est à terre. L'temps est bon, justement. Qué qu't'en dis, ma mè?“ Das ist übersezt: „Ich mußt äwer doch min Korn insohrn. Et liggt all weel to lang un wi hebbt grad god Weeder. Was meenst du dorto, Moder?“ Es ist sofort zu erkennen, daß im Deutschen der Dialekt von der dialektlosen Sprache weiter abweicht, als im Französischen. Raupassant läßt seinen Bauern eigentlich nur nachlässiger, abschleifender, weniger artikulirt, gewissermaßen „maulfauler“ sprechen; er läßt Wörter, Silben und Buchstaben aus. Ich kenne den Dialekt eines französischen Bauern nicht. Aber es will mir scheinen, daß Raupassant ihn garnicht voll den Dialekt sprechen läßt, sondern eine bäuerische Sprache nur markirt. Das sollte auch eine Uebersetzung versuchen. Das genügte nicht nur, sondern wäre besser. Wenn nun aber der volle Dialekt angewandt wird, dann klingt es unerträglich, wenn es z. B. in der Novelle „Auf dem Lande“ heißt: „Se wullt us lütten Charlot mitnähmen.“ Das ist Klang-, stil- und stimmungswidrig. Der Charlot müßte nothwendiger Weise ein Karikchen werden. Dagegen verlegt die Uebersetzerin die Novelle „Im Hafen“ von Marceilles nach Hamburg. Geht das aber so einfach? Beides sind wohl große Hafenstädte, aber die eine ist südfranzösisch, die andere norddeutsch. Und was der Gallier Raupassant in Marceilles vor sich gehen läßt, kann ganz sicher dem Geiste nach — selbst wenn es auch das äußere Geschehniß zuließe — nicht nach Hamburg versezt werden. Das heißt doch, etwas gar zu materialistisch wirthschaften. In „Mutter Sauvage“ steht der Satz: „Man nannte sie die Familie Sauvage — hießen sie wirklich so, oder war es ein Spizname?“ Hier müßte doch in der ganzen

Nobelle der Name Sauvage deutsch gegeben werden! Endlich: was sollen denn Namen wie Coco und Boitelle im Munde plattredender Leute! Kann denn ein Bauer aus den Vierlanden vielleicht oder aus Holstein den Namen Boitelle auch nur ohne zu stocken aussprechen? „Wat der Buer nich kennt . . .“ Die Uebersetzung wollte eine recht natürliche Wirkung erzielen, hat aber das Gegentheil erreicht. Das Experiment ist verfehlt. Aber zweifellos ist es wohl, daß Uebersetzerin und Verlag, der schon manches literarische Verdienst sich aufs Konto schreiben darf, auch bei diesem Experiment von literarischer Absicht geleitet waren.

Steglitz, 15. 12. 98.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Nord-Schleswig.

Berehrter Herr Kollege!

Ihrem Wunsche, ich möchte ein paar Worte über Nordschleswig für die Preuß. Jahrb. schreiben, komme ich um so lieber nach, als die Behandlung dieser Angelegenheit in einem Theil der deutschen Presse mich schon oft gereizt hat, ihr öffentlich zu widersprechen. Was mich dabei bewegt, ist die Empfindung, der auch Sie Ausdruck geben, daß wir jetzt die dänisch-rebenden Nordschleswiger ebenso schlecht behandeln, wie wir deutschen Schleswiger seiner Zeit von den Dänen behandelt worden sind, und daß, was damals Unrecht war, auch heute noch Unrecht ist.

Doch möchte ich Eines vorausschicken. Die augenblicklichen Ausweisungen dänischer Untertanen aus Nordschleswig kann ich nicht so durchaus verdammen, wie Sie es thun. Bei dieser Maßregel scheint es sich mir um eine Frage der politischen Zweckmäßigkeit zu handeln. Der Erfolg wird sie entweder rechtfertigen oder als Fehler erweisen. Daß damit möglicher Weise dem Unfug der dänischen Agitationen etwas Einhalt gethan werden kann, möchte ich nicht von vornherein verneinen. Und die Dinge liegen so, daß man wohl verstehen kann, wenn zu außerordentlichen Maßregeln gegriffen wird. Die dänische Presse Nordschleswigs ist bodenlos frech. Sie nimmt sich Tag für Tag heraus, den bestehenden Rechtszustand zu ignoriren, Schleswig als einen Theil von Dänemark und das Preußenthum als widerrechtliche Invasiön zu behandeln — versteht sich, möglichst so, daß sie mit dem Preßgesetz nicht in Kollision kommt! Da schadet es nicht, wenn die Betheiligten einmal zu spüren bekommen, daß der Faden der Geduld auch reißen kann. Und nicht anders Dänemark gegenüber! Die Herren Dänen erlauben sich in naiver Sorglosigkeit einfach Alles, um ihrerseits die politische Agitation in Nordschleswig zu schüren. Es geschieht ihnen Recht, wenn ihnen einmal deutlich gemacht wird, daß es noch Mittel und

Wege giebt, ihnen an den Fragen zu kommen. Freilich, es wird viel von der Ausführung abhängen! Daß auch und vielleicht vorwiegend Unschuldige getroffen werden, scheint mir zwar an und für sich kein Gegengrund. Das ist nun einmal im Kriege nicht anders. Sollte jedoch richtig sein, was in diesen Tagen berichtet wurde, daß mit der einzelnen Gemeinde und einzelnen Personen verhandelt wird nach dem Schema: wenn ihr eure Söhne nicht aus Dänemark zurückruft, dann werden wir euch mit der Ausweisung dieser und dieser in eurer Mitte lebender Personen bestrafen, — dann wäre die Ausführung sicher eine verfehlte. Es kann sich nicht darum handeln, einzelne Personen zu einem andern Verhalten zu zwingen (womit gar nichts geholfen ist), sondern nur darum, durch das über der Bevölkerung schwebende Damoklesschwert die Agitation etwas zu zähmen und die Dänen mores zu lehren. Einſtweilen hoffe ich daher, daß sei Entstellung oder ein vereinzelter Mißgriff.

Und noch Eines möchte ich nicht unerwähnt lassen. Ich würde niemals die Feder ergreifen, um über irgend eine schwebende Frage politische Erwägungen anzustellen. Auch nicht über eine ähnliche Frage wie die nord-schleswigsche an einer andern Grenze des Reichs. Das ist meines Amtes nicht. Mit Nordschleswig verhält es sich anders. Dieser Strich Landes ist meine über Alles geliebte Heimath, die Menschen, die dort wohnen, sind meine Landsleute, auch der nationale Gegensatz, der uns neuerdings trennt — denn wie kurz ist es doch her, daß diese Beurtheilungsweise angekommen! — hebt nicht auf, daß wir aus Einem Blute stammen. Andererseits ist der Kampf zwischen Deutschen und Dänen das Zeichen, unter dem meine Jugend stand. Ehe ich verstehen konnte, worum es sich handelte, habe ich den nationalen und materiellen Druck empfunden, der auf uns als einer deutschgesinnten Familie lastete. Als Kind und Knabe wußte ichs nicht anders, als daß man jeden Menschen allererst darauf anzusehen habe, ob er deutsch oder dänisch sei. Nichts hat in der ersten Hälfte meines Lebens für mich auch nur annäherungsweise die gleiche Bedeutung gehabt wie diese Erlebnisse, der Druck zuerst und dann die Befreiung. Ich meine daher, Einiges von den Verhältnissen in Nordschleswig zu verstehen, und glaube als Einer reden zu dürfen, der auch weiß, was nationaler Kampf und nationales Bewußtsein bedeutet.

Eben indem ich so empfinde, urtheile ich aber, daß wir den Nord-schleswigern nicht verwehren dürfen, in nationaler Beziehung Dänen zu sein. Gewiß, sie sind politisch Deutsche und sollen die Grenzen respektiren, die ihrem Verhalten dadurch gezogen sind, auch einsehen lernen allmählich, daß der Würfel über ihr Geschick unabänderlich gefallen ist. Wir können sie aber nicht zwingen, von heute bis übers Jahr ihre Gesinnung zu wechseln. Ja, thäten sie es, würden wir sie dann noch achten? Wäre das ein Zuwachs zum deutschen Volk, dessen wir uns zu freuen hätten? Sie sind doch Dänen und sind nie etwas Anderes gewesen. Wir können

hoffen, daß die Enkel oder Urenkel der gegenwärtigen Generation einmal Deutsche sein werden. Ihr selber können wir nicht verdenken, daß sie bleiben will, was sie ist.

Und doch wird die dänische Bevölkerung Nordschleswigs deswegen in einem Theil der deutschen Presse immer wieder verunglimpft. Da werden dann in uns Schleswig-Holsteinern — denn ich glaube nicht bloß im eigenen Namen zu reden — die alten Erinnerungen lebendig. Unwillkürlich müssen wir uns fragen: hatten wir denn nicht ein Recht, Deutsche sein und Deutsche bleiben zu wollen — damals, in den Zeiten des verlassenen Bruderstammes? Und wenn wir diese Frage freudig bejahen und stolz darauf sind, daß die deutsche Bevölkerung unseres Landes mit zäher Treue festgehalten hat, keinen Fuß breit gewichen ist — wie sollten wir es dann nicht als ein Unrecht empfinden, daß den Nordschleswigern jetzt zur Last gelegt wird, was wir uns heute wie früher zur Ehre anrechnen? Es ist wie ein Schlag ins eigene Gesicht. Es klingt mir im Ohr wie eine nachträgliche Verurtheilung meiner Väter und meiner eigenen Jugend! Und es regt sich etwas wie Ingrimms gegen diesen neumodischen, realpolitischen Patriotismus, der in den Schreibstuben der Zeitungen gemacht wird. Wahrlich, nicht aus Mangel an nationalem Empfinden, sondern aus dem nationalen Empfinden heraus, in das wir — die während der fünfziger Jahre in Schleswig herangewachsene Generation — vom ersten Werden des Bewußtseins an eingetaucht worden sind.

Und man wähne doch nicht, daß die nordschleswigsche Bevölkerung heute besondere Schändlichkeiten verübt, die es erlaubte, hier einen Ausnahmefall zu konstatiren. Sie thut nur, was jede unterdrückte Bevölkerung thut, und was wir Deutschen zu unserer Zeit auch gethan haben. Selbst wo sie über die Schnur haut und dann mit Recht dafür büßen muß — es ist in dieser harten Welt nicht anders — haben wir keinen Grund, uns aufs hohe Pferd zu setzen und sie sittlich zu verurtheilen. Denn wir würden eben damit uns selbst verurtheilen.

Wirklich, wer nicht selbst darin gelebt hat, weiß es nicht, wie sehr die Parallele zutrifft. Bis in die Einzelheiten hinein! B. B. die immer wiederkehrende Rede von den dänisch gesinnten Abgeordneten Nordschleswigs, die ihren Eid brächen, indem sie das Dänenthum zu fördern suchten — eine Albernheit m. E., sie brechen ihren Eid nur, wenn sie thun, was ihnen einen Hochverrathsprozeß eintragen müßte — muthet mich gar so bekannt an. Das habe ich bis zum Ueberdruß in der dänischen Presse von uns deutschen Schleswigern gelesen, als ich Zeitungen zu lesen anfang. Ja, wie oft sind wir als Knaben von unseren dänischen Mitschülern höhnisch gefragt worden, ob wir auch wüßten, daß die Schleswig-Holsteiner alle mit gebrochenen Schwurfingern im Grabe lägen, weil sie dem Dänenkönig den Eid der Treue gebrochen hätten. Und was uns damals im Innersten empörte und nach Knabenart in heißen Kampf verwickelte, das werden wir

jetzt angehalten, unsern dänisch gefinnten Landsleuten in Nordschleswig zurückzugeben. Oder daß man die Kinder und jungen Leute über die Grenze in dänische Schulen schickt! In meiner Jugend galt es als ein Verdienst, wenn deutsche Eltern, die es irgend vermochten, dergleichen thaten. Oder daß Ausflüge nach Dänemark gemacht und dort patriotische Reden gehalten werden! Auch das war seiner Zeit in Schleswig der Brauch. Holstein war deutsches Bundesland. Dort konnte man sich Vieles erlauben, worauf bei uns in Schleswig Gefängniß stand. Wir meinten, mit solchen Veranstaltungen werde der deutschen Sache gedient, der unser Herz gehörte. Und ganz Deutschland stand damals auf unserer, des verlassenen Bruderstammes Seite. Ist denn jetzt ein sittliches Verbrechen geworden, was damals als verdienstliche patriotische That gefeiert wurde? Ist es nicht das allein Gebotene, zwar zu strafen, was nach dem Gesetz strafbar ist, im Uebrigen aber über diese Dinge hinwegzusehen, als über unvermeidliche Nebenerscheinungen eines Zustandes, den wir nicht von heute auf morgen ändern können?

Oder soll das den Unterschied machen, daß die nordschleswigschen Dänen wieder mit Dänemark vereinigt zu werden wünschen, während wir uns innerhalb des dänischen Staates unserer deutschen Haut wehrten? Nun, wir hofften doch gleichfalls, mit dem Aussterben des Mannesstammes der dänischen Königsfamilie von Dänemark los zu kommen und auch politisch Deutsche zu werden, wie es denn später geschehen ist. War die Hoffnung nicht sehr lebendig, so lag es daran, daß unser Volk die Theiligung der deutschen Großmächte an der Entwaffnung der schleswig-holsteinischen Armee beim schließlichen Ausgang des 1848er Krieges nicht verwinden konnte. Noch im Jahre 1864, als die Dänen die Dannevirke ohne eigentlichen Kampf räumten, wurde im Volk vielfach das Schlimmste vermuthet. Es geht nicht mit rechten Dingen zu, hieß es, das Ganze ist eine abgefartete Geschichte, Preußen und Oesterreich werden uns wieder den Dänen ausliefern. So tief hatten sich die früheren Erlebnisse eingepägt, so gering war das Vertrauen auf das offizielle Deutschland! Ich erwähne es, um zu zeigen, daß es nicht an der schleswig-holsteinischen Bevölkerung gelegen hat, wenn sie weniger bestimmt als jetzt die Nordschleswiger die Losrennung aus dem Staatsverband, dem sie angehörte, im Auge hatte. Das ist ein äußerlicher Unterschied. Auch die Nordschleswiger erwarten die Erfüllung ihrer Wünsche doch nur von einer allgemeinen Umwälzung der politischen Lage.

Ja, man könnte vom dänischen Standpunkt aus sagen: das Land nördlich der Schlei hat vor 1864 niemals zu Deutschland gehört; was ihr Schleswig-Holsteiner erstrebtet, war eine völlige Neuerung, die Zerreißung alter Bande, die Zerstückelung des dänischen Bodens; was wir erstreben, ist die Wiederherstellung dessen, was in unserem Lande von Alters her gegolten hat. Nicht als wenn ich ihnen darin Recht geben

würde. Wir Schleswiger hatten in der Verbindung mit Holstein unsern guten Rechtstitel. Wogegen wir uns wehrten, war die Vergewaltigung unseres guten geschichtlichen Rechts.

Aber das liegt ja alles an der Oberfläche. Es ist das Aufkommen des Nationalitätsprinzips, das für diese Vorgänge maßgebend gewesen ist. Die Dänen suchten verlorenen Boden für ihre Nation zurückzugewinnen, die Deutschen haben sich dessen erwehrt. Und sie sind Sieger geblieben. Im Grenzlande, wo die Nationalitäten zusammenstoßen, und eine gemischte Bevölkerung wohnt, läßt sich das Prinzip nicht rein durchführen, der eine oder andere Theil muß zurückstehen; welcher, darüber entscheidet die Macht. Wie wir deutschen Schleswiger uns früher darein finden mußten, unter dänischer Herrschaft zu stehen, so müssen die dänischgesinnten Nordschleswiger es sich jetzt gefallen lassen, daß sie politisch zu Deutschland gehören. Daran giebt es nichts zu ändern. Aber es ist da auch kein Unterschied zu verzeichnen. Ihre Lage ist wirklich dieselbe wie unsere damals, und was man ihnen heute vorwirft, dasselbe, was man uns früher zur Ehre rechnete.

Aber, wird man sagen, Schleswig ist von den Dänen in jeder Weise mißhandelt worden. Und das ist wahr, eben diese Mißhandlung schürte das Feuer des patriotischen Zornes und stärkte die Kraft des zähen Widerstandes. Die Frage wird sein, wie es denn heute mit den Nordschleswigern gehalten wird, ob die eine Behandlung erfahren, die geeignet war und ist, sie das alte Vaterland vergessen zu lassen und sie daran zu gewöhnen, obzwar dänisch gesinnt, doch treue Glieder des preussischen Staates und des deutschen Reiches zu werden. Ich finde nicht, daß es möglich ist, diese Frage mit gutem Gewissen zu bejahen. In doppelter Beziehung ist ihnen ungewöhnlich hart mitgespielt worden, so daß sich ihre Stellung zu Deutschland und zum deutschen Regiment daraus vollauf erklärt.

Das Erste, was da zu nennen ist, fällt Niemand zur Last. Ich meine den § 5 des Prager Friedens vom Jahre 1866. In ihm war vorgesehen, daß die nördlichsten Distrikte Schleswigs durch Abstimmung über ihre staatliche Zugehörigkeit zu Preußen oder Dänemark selber entscheiden sollten. Die Einmischung Napoleons hatte bekanntlich zur Aufnahme dieser Bestimmung geführt. Es gehörte das zu den Mitteln Bismarckscher Staatskunst, durch die der französische Krieg einstweilen hinausgeschoben wurde. Zwölf Jahre hat es dann gedauert, bis diese Abmachung endlich 1878 aufgehoben wurde. Ich nehme an, daß auch das nicht anders möglich war, daß das Verhältniß zu Oesterreich es früher nicht erlaubte. Bismarck wird auch hier gewußt haben, was er zu thun hatte. Aber für Nordschleswig ist diese Vertragsbestimmung ein wahres Verhängniß gewesen.

Während all dieser Jahre war § 5 der beständig wiederkehrende Gegenstand der Verhandlung. Die Dänen, die immer wieder an die Aus-

führung des feierlich gegebenen Versprechens mahnten, hatten daran ein unergleichliches Mittel, in der Bevölkerung die Hoffnung auf baldige Wiedervereinigung mit Dänemark zu nähren. Was von deutscher Seite entgegen geholt wurde, daß lebiglich Oesterreich als der andere vertragsschließende Theil ein Recht habe, auf die Ausführung zu dringen, und daß die „nördlichen Distrikte“ ganz gut von einem schmalen Strich Landes an der Grenze verstanden werden könnten, nicht das ganze Nordschleswig zu bedeuten brauchten, war formell richtig, aber; auf die Sache gesehen, Sophisterei. Wer sich in die Seele der dänischen Bevölkerung versetzt, wird zugestehen müssen, daß ihr von der preussischen Regierung ein Recht gegeben war, auf die Rückkehr zu Dänemark zu hoffen, und daß füglich nach dem Ursprung des § 5 nichts Anderes darunter verstanden werden konnte, als eine Abstimmung in dem Theil des Landes, in welchem die große Majorität dänisch gefinnt war, d. h. in den Distrikten nördlich einer Linie etwa von Flensburg nach Tondern. Ich möchte den deutschen Patrioten sehen, der nicht so denken würde, wenn die Weltgeschichte eine exponirte deutsche Grenzbevölkerung in eine ähnliche Lage versetzt hätten. Dann muß es ehrlicher und logischer Weise aber auch der anderen Seite zugestanden werden, daß sie berechtigt gewesen ist, so zu denken und so zu empfinden.

Nun erwäge man aber, was es für eine Bevölkerung bedeutet, so 14 Jahre lang (1864—1878) gleichsam in der Schwelbe zu existiren. Viele Gewerbtreibende, kleine Fabrikanten vor Allem, deren Absatzgebiet Jütland war, sind dadurch materiell ruinirt worden. Durch die nach dem Krieg 1864 neu errichtete Zollgrenze gegen Dänemark waren sie genöthigt, sich anders einzurichten und nach einem neuen Erwerbszweig umzusehen. Drauf und dran dies zu thun erhielten sie 1866 durch den § 5 die Aussicht, binnen Kurzem wieder in die alten Verhältnisse zurückkehren zu dürfen oder (die Deutschgesinnten nämlich) zu müssen. Nun erschien es als ein Gebot der Klugheit, abzuwarten und hinzuhalten. Darüber sind dann viele zu Grunde gegangen. Für die Dänischgesinnten kam die Enttäuschung in nationaler Hinsicht hinzu. Sie haben alle diese Jahre gelebt wie ein Mensch mit einer empfindlichen offenen Wunde, die offen und empfindlich zu halten Alles gethan wird. Denn das hat die dänische Presse natürlich treulich besorgt. Man kann sich denken, welch eine Unsumme von Zngrimm und Born dadurch gehäuft worden ist.

Noch einmal, hier giebt es keine Anklage zu erheben. Die großen Weltverhältnisse haben es so mit sich gebracht. Die pflichtmäßige Sorge des deutschen Staatsmannes um das Deutsche Reich und seine Weltstellung hat diesem Bruchtheil der Bevölkerung nothgedrungen eine solche harte Prüfung aufgelegt. Auch der objektiv urtheilende Däne müßte zugeben, daß Niemand in solcher Sache etwas preisgiebt, wenn er nicht muß. Jeder Versuch der Ausführung — denn es hat nicht ganz an solchen gefehlt — zeigte sofort, woran sie scheitern mußte. An der Thatfache nämlich, daß es in der

nordschleswigischen Bevölkerung eine deutschgesinnte Minorität giebt. Diese zu schützen war die deutsche Regierung verpflichtet, während Niemand bei der Abtretung des Landes ihre Sicherheit verbürgen konnte. Wir Schleswiger endlich, die wir unser Land nicht zerrissen haben wollen, sind Bismarck zu ewigem Dank verpflichtet, daß er uns davor bewahrt hat. Aber man soll billig sein! Man soll die dadurch erzeugte und genährte Stimmung verstehen. Und man hätte die dänische Bevölkerung in nationaler Beziehung schonend behandeln sollen, mit fester Hand alle Umtriebe gegen den bestehenden Rechtszustand unterdrücken, aber der an und für sich trefflichen und ruhigen Bevölkerung Zeit gewähren, sich an das Unabänderliche, die politische Zugehörigkeit zu Deutschland, zu gewöhnen.

Statt dessen ist durch das Gesetz über die Sprache in den nordschleswigischen Schulen vom Jahre 1888 ein neuer harter Schlag gegen die Bevölkerung geführt und dafür gesorgt worden, wieder eine täglich schmerzende offene Wunde zu schaffen.

Bis dahin war der Stand der Dinge der, daß in den städtischen Schulen wie vor 1848 wieder deutscher Unterricht war. Auf dem Lande dagegen war die Kirchen- und Schulsprache dänisch, nur daß sechs Stunden der Woche dem Unterricht in der deutschen Sprache gewidmet waren. Eine sachgemäße Ordnung, wie mir scheint! Daß die Kinder Deutsch lernten, war schließlich auch dem verbissensten Dänen recht. Brauchten sie es doch vielfach später um vorwärts zu kommen. Und es war alle Aussicht vorhanden, daß das Schwergewicht der Verhältnisse ganz allmählich und ganz langsam zum Vordringen des Deutschen auch in der Schule geführt hätte. Es ist während jener Periode hie und da auf rein dänischem Sprachgebiet in einzelnen Schulen die deutsche Unterrichtssprache eingeführt worden — auf Wunsch und Antrag der Schulinteressenten. Die Regierung bewilligte solche Anträge damals nur, wenn wirklich eine große Mehrheit der Eltern mit schulpflichtigen Kindern sich dafür erklärte, eine einfache zahlenmäßige Mehrheit wurde nicht für genügend erachtet.

Nach dem neuen Gesetz dagegen wird der gesammte Schulunterricht mit Ausnahme des Religionsunterrichts in deutscher Sprache erteilt, d. h. in einer den Kindern fremden Sprache, die sie erst lernen müssen. Nicht einmal einige Stunden dänischen Sprachunterrichts wurden zugestanden. Die Bitte darum, die von zahlreichen deutschgesinnten Geistlichen unterstützt wurde, ist in allen Instanzen abschlägig beschieden worden. Und darin liegt eine wesentliche Beeinträchtigung des Zugeständnisses, daß der Religionsunterricht dänisch geblieben ist. Denn der nordschleswigische Dialekt und die Schriftsprache decken sich nicht. Der Religionsunterricht muß daher jetzt nebenher dazu dienen, daß die Kinder wenigstens nothdürftig die Schriftsprache lesen und schreiben lernen.

Von dieser Maßregel gilt in der That, daß mit ihr überboten ist, was die Dänen in den fünfziger Jahren geleistet haben. Sie sind in der

Danisirung der schleswigschen Schulen nie so weit gegangen wie die deutsche Regierung in der Germanisirung der nordschleswigschen Schulen. Insofern allerdings sind sie weiter gegangen, als sie, wo sie eingriffen, auch die dänische Kirchensprache theilweise oder ganz einführten. Das geschieht heute dankenswerther Weise nicht. In der Schule dagegen steht es umgekehrt. Die Dänen haben mit ihren Danisirungsversuchen immerhin gewisse geschichtliche Grenzen eingehalten und das Dänische nur da wieder einzubürgern versucht, wo es nachweisbar vor einigen Generationen noch gesprochen und verstanden wurde. Vor fünfundsanzig Jahren gab es im nördlichen Angeln (südlich von Flensburg) noch Gemeinden, in denen alte Leute waren, die lieber dänisch als deutsch sprachen, während die Kinder längst kein Dänisch mehr verstanden. Solche Gebiete waren es, in denen das Dänische wieder herzustellen die Dänen nun freilich auch mit rücksichtsloser Gewalt versuchten. Das war eine der Hauptklagen, die wir wider sie erhoben und die damals in ganz Deutschland Widerhall fanden. Wie reimt es sich hiermit, daß jetzt im Namen des Deutschtums dasselbe den Nordschleswigern in verstärktem Maße angethan wird?

Anfangs der siebziger Jahre war es in den Gemeinden des nördlichen Angelns eine gewöhnliche Rede, daß es von dem Einen oder Anderen entschuldigend hieß, er habe nichts gelernt, „sei dumm geblieben“, weil er in der Dänenzeit die Schule besucht habe. Denn der in der fremden Sprache ertheilte Unterricht und die im Haus genährte Opposition dagegen hatten natürlich den Erfolg, daß die Schulbildung oft eine mangelhafte blieb. Es wird heute in Nordschleswig vielfach nicht anders sein. Das fällt dann aber dem Staat zur Last, nicht der Bevölkerung. Denn er hat wider die Natur angeordnet, was den Zweck der Schule vereiteln oder doch seine Verwirklichung beeinträchtigen muß.

Endlich ist es zugleich ein politischer Fehler, der damit begangen worden ist. Die erwünschte Germanisirung Nordschleswigs wird dadurch gehindert oder doch verzögert. Mit einer solchen Maßregel greift man dem Volk an die Seele. Man unterstützt damit die Agitation gegen den deutschen Staat und schafft ihren Hefpreden auch bei Denen Eingang, die sich allmählich mit den neuen politischen Verhältnissen auszuöhnen geneigt gewesen wären. Das beweist auch die augenblickliche Lage in Nordschleswig, die durch die neuerdings verhängten Ausweisungen so grell beleuchtet worden ist. Denn wenn ich diese auch nicht ohne Weiteres zu verurtheilen vermag, so sind sie doch eine Gewaltmaßregel. Und die deutsche Regierung hat durch ihr Verfahren in Sachen der Schulsprache ein gut Theil dazu beigetragen, daß die Verhältnisse jetzt zu solchen Gewaltmaßregeln treiben. Eine gerechte und schonende Behandlung der Bevölkerung in nationaler Hinsicht würde bessere Früchte gezeitigt haben. Ich sehe daher nicht anders, als daß die Regierung, indem sie mit den nordschleswigschen Schulen so verfuhr, wie sie gethan hat, schlecht berathen war. Das, was sie selber

bezweckt und was wir alle, am meisten wir deutschen Nordschleswiger selbst, aufs Dringendste wünschen, nämlich der Fortschritt des Deuththums in der Nordmark des Reiches ist dadurch gehemmt statt gefördert worden.

Aber ich möchte nicht den Schein erwecken, als hielte ich die Rücksichten der Zweckmäßigkeit in solchen Fragen für die allein entscheidenden. Mehr noch liegt mir daran, daß wir Deutschen uns meinen nordschleswigschen Landsleuten gegenüber als gerecht und, so weit nicht unser eignes nationales Interesse dadurch geschädigt wird, auch als großmüthig erweisen. Es scheint mir eine Gefahr darin zu liegen, daß ein Theil unserer nationalgesinnten Presse einen Patriotismus pflegt und befürwortet, der sich solcher Rücksichten entschlägt. Das frommt uns nicht, sondern kann uns nur Unheil bringen.

Darf ich noch einmal an eine persönliche Erinnerung anknüpfen? Es war am 6. Februar 1864, als die dänische Armee den ganzen Tag auf ihrem Rückzug nordwärts durch unsere Stadt (Flensburg) stuthete. Wo man in befreundete Häuser kam, wurden hinter verschlossenen Thüren die blau-weiß-rothen Fahnen genäht für den Einzug der deutschen Truppen. Das Herz war zum Berspringen voll. Nur wer Aehnliches erlebt hat, weiß, wie ein solcher Tag zeitlebens in der Erinnerung leuchtet. Wäre ich nun damals gefragt worden — ich stand im 16. Lebensjahr — warum ich Deutscher sei und die Befreiung vom dänischen Joch so brennend ersehne, so würde ich ohne Besinnen geantwortet haben: weil der Deutsche in jeder Beziehung der bessere Mann ist, als der Däne. Wie oft habe ich später wieder an diese Empfindungen gedacht, als ich allmählich verstehen lernte, daß das patriotische Gefühl doch mehr in der Liebe zum eigenen Volksthum als in dem objektiven Vorzug des einen Volkes vor dem anderen wurzelt! Aber eine Wahrheit lag doch in jener kindlichen Auffassung, die ich nicht preisgeben möchte. Die nämlich, daß nur der Patriotismus der rechte ist, der vor Allem auf den inneren Werth des eigenen Volksthums bedacht ist. Was bedeutet es denn schließlich, daß wir das Deuththum überall in der Welt stärken und seine Fahne hochhalten wollen? Daran liegt ja nichts, wenn wir Deutschen uns nicht durch Treue, Gerechtigkeit und Großmuth dessen als werth erweisen, eine siegende und herrschende Nation zu sein.

Ich zweifle nicht, daß viele Deutsche darin denken wie ich. Wir werden zu denen gehören, auf die das Vaterland allzeit und vor Allem in den Tagen des Sturmes und der Noth unbedingt zählen kann. Wir werden uns aber auch nie und durch nichts in dem Glauben irre machen lassen, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht. Indem ich mich in dieser Gesinnung mit Ihnen verbunden weiß, bin ich Ihr ergebenster

D. Julius Raftan.

Ausweisungs-Politik. Reichstag. Gedanken und Erinnerungen
des Fürsten Bismarck.

Das Verdammungsurtheil, das wir in unserem letzten Heft über die Ausweisungs-Politik ausgesprochen haben, hat uns den heftigen Zorn der Nationalfanatiker zugezogen. Die „Hamburger Nachrichten“ erwägen die Möglichkeit, ob ich nicht im Solde des Auslandes stehe. Es ist nicht das erste Mal, daß ich in diesem Verdacht gerathen bin und wenn meine patriotischen Gegner sich mit Vorliebe darauf berufen, daß ich so schlecht erst geworden bin, seit ich mich von Heinrich von Treitschke getrennt habe, so muß ich leider bekennen, daß die Verderbniß noch früher zurückreicht. Das erste Mal war es schon im Jahre 1887, als ich noch mit Treitschke zusammen diese „Jahrbücher“ herausgab, daß eine Zeitung, es war die „Kreuzzeitung“, verkündete, ich arbeite im Dienste des Auslandes. Es handelte sich damals nicht einmal um etwas Politisches, sondern um etwas rein wissenschaftlich Historisches. Ein Essay über den General Vogel von Falkenstein bei Langensalza hatte mich in den schlimmen Verdacht gebracht. Friedrich von der Wengen in seinem umfangreichen Werk über diesen Feldzug hatte nachgewiesen, daß der General von Falkenstein hier sehr geringe strategische Befähigung gezeigt habe. Ich hatte geglaubt, Falkenstein in einigen Punkten noch gegen Wengen in Schutz nehmen zu können, aber freilich im Wesentlichen die Darstellung dieses trefflichen Forschers als richtig anerkannt. Hierüber der ungeheure Zorn des militärischen Mitarbeiters der Kreuzzeitung, der soweit ging, mir nicht nur das Recht, über eine solche Frage zu urtheilen, sondern auch den Patriotismus entschieden abzusprechen. In einem eigenen Leitartikel verkündete die Kreuzzeitung, ich schriebe „im Sinne eines ergebenen Dieners des überlegenen Auslandes“ und erreichte es wirklich mit ihrer Heze, daß mancher von meinen damaligen Kollegen im Reichstag mir ein unfreundliches Gesicht machte. Ich möchte wohl, daß die Kreuzzeitung sich heute wieder einmal über Langensalza äußerte. Seitdem ist das Sybelsche Werk erschienen und hat Falkenstein vollständig verdammt — nach meiner Meinung, ohne die hervorragenden Eigenschaften, die dieser General trotz Allem hatte, genügend hervorzuheben — und ganz neuerdings ist von einem unserer ausgezeichnetsten Militärschriftsteller, Obersten von Lettow-Vorbeck ein Buch über den Feldzug erschienen,*) auf die Akten des Generalstabes aufgebaut, das viele neue und interessante Einzelheiten enthält und in der Beurtheilung Falkensteins fast am allerweitesten geht. Lettow wirft ihm geradezu vor, daß er in seinen Meldungen nach Berlin den Stand seiner Truppen abichtlich verschleiert habe, was dann die ungeheuersten Wirrnisse zur Folge hatte.

*) Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Von Oskar Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Erster Band. Gastein — Langensalza. Mit 1 Uebersichts- und Operationskarte, 8 Skizzen und 1 Gefechtsplan. Berlin 1896. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Ich glaube mich auf diese Stimmen der Wissenschaft heute dafür berufen zu dürfen, daß nicht mangelnde Empfindung für den Ruhm der preussischen Armee, sondern das einfache Streben nach der historischen Wahrheit mich bei der Beurtheilung des Generals Vogel von Falckenstein geleitet hat und wenn die Folgezeit mein damaliges wissenschaftliches Thun nachträglich gerechtfertigt hat, so stärkt mich das in meinem Vertrauen, daß auch meine heutige politische Haltung noch einmal ihre Rechtfertigung finden und vor dem Richterstuhl des strengsten Patriotismus bestehen wird.

Es ist ja derselbe Gegner, der sich damals wie jetzt auf mich gestürzt hat: der nationale Fanatismus, der ebensowohl die wissenschaftliche Wahrheit, wie die besonnene Politik durch wildes Toben mundtot zu machen und zu erstickten trachtet.

Optimist, wie ich nach Temperament und Ueberzeugung bin, habe ich auch aus diesem Gift doch einigen Honig saugen können. Die „Hamburger Nachrichten“, denen sich die „Berliner Neuesten Nachrichten“ angeschlossen haben, haben die Forderung aufgestellt, daß die Regierung prüfe, ob die Haltung, die ich in den wichtigsten Fragen des deutschen Staatslebens einnehme, mit meiner Stellung als preussischer Professor verträglich sei. Sowohl disziplinarisch wie kriminell müsse ich bestraft werden. Gott sei Dank, dachte ich, als ich das las, Bismarck hat doch, trotz der „Hamburger Nachrichten“ nicht umsonst gelebt: es hat ja wirklich in Preußen Zeiten gegeben, wo eine derartige Drohung gar nicht in den Wind geredet zu sein brauchte wo eine bosshafte, urtheilslose Reaktion wirklich die Patrioten aus preussischen Lehrstühlen entfernte. Trotz Allem, was wir heute noch über Grobe-Unfug- und sonstige Prozesse, kleinliche Polizei-Gesichtspunkte im Regiment und dergleichen zu klagen haben, die großen Grundzüge einer verfassungsmäßigen Freiheit sind in Preußen-Deutschland seit der Beilegung des Verfassungs-Konflikts im Jahre 1846 festgelegt und auf keine Weise mehr zu erschüttern. Werden sie bedroht, so geschieht dies viel weniger durch die Regierung selbst und aus ihren Antrieben heraus, als durch die parlamentarischen Parteien und Interessen-Gruppen, die die Regierungsgewalt ihrem Eigennuß dienstbar machen möchten.

Vergleiche ich das freiheitsfeindliche Vorgehen unserer National-Fanatiker mit den Gewaltthaten der Reaktionäre von 1819 bis 1858, so ist freilich ein wesentlicher Unterschied, der traurig stimmen könnte. Damals gingen die Unthaten aus von einer ideenlosen Reaktion, die nur sich selbst vertheidigte, heute sind die Gewaltpolitiker gerade unter den Vertretern der großen, an sittlichen Kräften unererschöpflichen Idee des Nationalstaates. So sicher es ist, daß dieser Idee das nächste Jahrhundert gehören wird, um so bedauerlicher, daß sie von so dürftigen Geistern vertreten wird. Wer den Zorn und die Verachtung der Nation gegen die Demagogen-Verfolger von 1819 nährte, der arbeitete gegen etwas schlechtthin Böses

und Verderbliches. Wer die „Hamburger“ oder „Berliner Neuesten Nachrichten“ der verdienten Lächerlichkeit preisgibt, der bekämpft Kräfte, die unter der nationalen Fahne marschiren und als solche Verdienste haben. Mancher sagt deshalb, wir haben in Deutschland noch immer so weite Kreise, die nicht von rechter nationaler Gesinnung erfüllt oder ihr geradezu entgegengesetzt sind, daß wir die nationalen Heißsporne ruhig gewähren lassen müssen; sie arbeiten zuletzt doch im Dienste der großen Sache. Das ist ein gefährlicher Irrthum. Diese nationalen Heißsporne erhitzen sich wohl selbst zu leidenschaftlich nationaler Gesinnung, stoßen aber auch sehr viele Elemente ab, die sonst ganz wohl zu gewinnen wären. Lassen wir den National-Fanatikern völlig freie Hand, so erfolgt eines Tages ein Rückschlag, so daß die wahrhaft edleren und feineren Geister sich verärgert von dem nationalen Gedanken wieder abwenden. Die Aufgabe ist, den nationalen Enthusiasmus zu nähren, ohne ihn in Verstocktheit und Fanatismus ausarten zu lassen. Das ist sehr schwer, wie die Beispiele anderer Länder zeigen: eine starke Idee erzeugt Fanatiker und diese erklären Jeden, der nicht mit ihnen geht, wenn nicht geradezu für einen Verräther, doch für einen Lauen und Halben. „Le modérantisme, c'est l'ennemi“, war die Losung der französischen Terroristen und unter Berufung auf den Patriotismus sind heute die Dreyfus-Vertheidiger der Verfolgung preisgegeben worden. Aber je schwieriger es ist, die Mäßigung zu vertreten — nicht die Lauheit, sondern das heiße Herz verbunden mit dem kühlen Kopf — desto wichtiger ist es, und, ich denke, es ist so recht die natürliche Aufgabe für eine Zeitschrift wie die „Preussischen Jahrbücher“ diesen guten Kampf zu kämpfen. Wir werden nicht ermatten, sie nach bestem Können zu erfüllen.

Als ich unsere vorige politische Korrespondenz schrieb, waren die Einzelheiten des neuen Ausweisungssystems noch nicht bekannt, namentlich wußte ich noch nicht, daß die schleswigschen Ausweisungen nicht vom Ministerium, sondern von dem Oberpräsidenten, Herrn von Küller, ausgegangen seien und kannte auch noch nicht die Begründung seines Vorgehens, die er selber einem dänischen Interviewer gegenüber ausgesprochen hat.

Diese Begründung ist höchst interessant; sie ist unleugbar von guter logischer Konsequenz und eben deshalb zeigt sie die Verkehrtheit des ganzen Systems. Jetzt sieht man, wohin die gewaltsame Unterdrückung fremder Volksbruchtheile allmählich führt. Ein Schritt zieht den andern nach sich, hier die Agitation, dort die Repression steigern sich gegenseitig unausgesetzt bis man beim Kriegsrecht anlangt und ein gesittetes Volk, das nicht mit Russen, Tschechen und Magyaren auf einer Stufe stehen mag, von seiner Regierung fordern muß, daß sie andere Wege einschlage.

Um mich zu vergewissern, daß ich mit meiner Auffassung nicht allein stehe, habe ich einige Männer von unbefangenen politischem Urtheil, die die schleswigschen Verhältnisse genau kennen, befragt und gefunden, daß

die Allersche Gewaltpolitik allenthalben verworfen wurde. Auch das „Volk“ hat solche Zuschriften erhalten und die „Berliner Neuesten Nachrichten“ haben sich entschließen müssen, den Dissens eines ihrer Leser mitzutheilen.

Ich stimme mit Herrn Professor Rastan völlig darin überein, daß die Frage der Ausweisungen eine Frage der Zweckmäßigkeit ist. Niemand weiß besser als ich, daß die Politik eine Sache der Macht und der Gewalt ist und auch die größte Härte oft nicht vermieden werden kann, weil sie als Heilmittel dient. Ich habe als Mitglied des Reichstages mehrmals für die Verlängerung des Sozialistengesetzes gestimmt, halte noch heute dafür, daß das Sozialistengesetz in vieler Beziehung segensreich gewirkt hat und würde von Neuem dafür eintreten, sobald ich es für nützlich hielte. Gewalt ist in der Politik nur dann zu verwerfen, wenn sie überflüssig und zweckwidrig ist und solche unnötige Gewaltthaten nennt man Brutalität. Das Wort hat schon in der preussischen Geschichte eine Rolle gespielt: Friedrich der Große war es, der es gebrauchte, als er bei seinem Regierungsantritt einen Befehl erließ, daß „die gewohnten Brutalitäten“ bei der Rekrutierung künftig unterbleiben sollten.

Herr von Köller hat in seinem Interview erklärt, die dänische Agitation, die auf Landesverrath ausgehe, sei auf eine Höhe gestiegen, daß sie schlechterdings nicht mehr ertragen werden dürfte; er wolle den Frieden, aber der Friede sei erst möglich, wenn diese Agitation aufgehört habe. Deshalb müsse er zunächst mit aller Energie dieser ein Ende machen.

Was dagegen einzuwenden ist, ist das was Herr Professor Rastan ausgeführt hat. Unsere Schulverwaltung hat in Nordschleswig einen Zustand geschaffen, den die dänisch sprechenden Unterthanen des Königs von Preußen sich schlechterdings nicht gefallen lassen können, gegen den sie immer und immer wieder agitiren werden; in diesem Kampf werden sie natürlicher und nothwendiger Weise die Sympathien ihrer dänischen Landsleute im Königreich auf ihrer Seite haben, sehr bald auch ihre materielle Unterstützung und dann ist der Gedanke der Lostrennung und des Landesverraths vor der Thür. Die „Hamburger Nachrichten“ selber haben neulich zugestanden, daß die große Menge der dänischen Nordschleswiger im Grunde die Wiedervereinigung mit Dänemark gar nicht wünsche; nur die Agitatoren riefen diesen Gedanken in ihnen hervor. Das wird völlig richtig sein, aber um der Agitation wirklich den Garaus zu machen, muß man der fremdsprachigen Bevölkerung einen Zustand gewähren, den sie ehrenwerther Weise annehmen kann. Unser heutiges Volksschulsystem ist schlechterdings unerträglich und deshalb wird, solange dieses System besteht, die Agitation in den gemischtsprachigen Gebieten niemals aufhören, man mag mit den gewaltsamen Mitteln noch soweit gehen.

Nun bedente man, wie weit wir bereits gekommen sind. Die Zahl der direkten Ausweisungen ist bisher noch nicht so sehr groß, aber es

Kommen ziemlich viele indirekte Fälle hinzu, Familienangehörige und solche Leute, die schon wußten, daß ihnen die Ausweisung unmittelbar bevorstand und das Land schleunigst freiwillig geräumt haben, um sich nicht einer Strafe auszusetzen, wenn sie einmal eine Reise nach Deutschland machen. Alles in Allem werden etwa 300 Ausgewiesene geschätzt. Aber die Zahl ist nicht das Entscheidende. Hier wiegt jeder einzelne Fall, wo eine Existenz durch einen Willkürakt ruiniert wird und die Verletzung des Gefühls für Recht und Billigkeit in weiten Kreisen Erbitterung erregt. Die „Frankfurter Zeitung“ hat unter anderen folgenden Fall erzählt (7. Dezember) und schon mehrfach gefragt, ob er etwa dementirt werden könne. Die Frau eines Maschinenmeisters in Apenrade, die noch nicht lange ein Wochenbett überstanden hatte und mit 24stündiger Frist ausgewiesen war, suchte mit Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand um eine Verlängerung der Frist nach oder bat, ihr doch wenigstens die Benutzung des Mittagszuges zu gestatten. Nein, bei Benutzung des Frühzuges konnte sie innerhalb 24 Stunden über die Grenze kommen und so mußte sie denn in Nacht und Nebel hinaus, trotzdem sich angesehene deutsche Bürger bei dem Bürgermeister der Stadt für sie verwandt hatten; dieser hatte jedoch bestimmten Befehl, alle Beschwerden abzuweisen.

Erst in solchen Einzelheiten kommt die Gehässigkeit zur vollen Anschauung. Immerhin ist es nur eine Einzelheit, die einer untergeordneten Instanz zur Last fällt. Aber denken wir uns doch einmal, diese Anwendung der diskretionären Befugniß machte Schule. Herr von Köller hat offen zugestanden, daß die Ausgewiesenen sich nicht selber irgendwie schuldig gemacht hätten, sondern, daß er indirekt in ihnen Andere habe treffen wollen, also z. B. die Milchmädchen oder Kinderfräulein, die bei dänischen Agitatoren dienten, wurden Landes verwiesen, und jetzt ist die Praxis noch weiter verfeinert worden: man droht den Eltern, die Kinder auf den dänischen Hochschulen haben, irgend welche ihnen nahestehende Optanten auszuweisen, wenn sie sie nicht zurückrufen. Das ließe sich trefflich auf unsere Parlamentarier anwenden: man forschet nach, ob irgend ein Oppositionsredner, sein Bruder oder sein Schwager nicht eine französische oder englische Gouvernante im Hause hat, oder gar irgend welche Verwandte, österreichischer oder baltischer Herkunft, und droht ihm, wenn er nicht artig sei, diese auszuweisen. Geschäftsleute, die irgend welche auswärtige Beziehung haben, kann man ebenfalls auf diese Weise vortrefflich am Baum nehmen: man lauert auf, wenn die fremden Reisenden ihre deutschen Freunde einmal persönlich besuchen und in dem Augenblick, wo sie das Haus betreten, wird ihnen ein Polizeibefehl vorgehalten, sich wieder auf den Bahnhof zu begeben und abzureisen.

Fremde Agitatoren, Agenten und Spione brauchen wir nicht im Lande zu dulden, aber hier handelt es sich darum, daß völlig Unschuldige leiden sollen für Andere, die man rechtlich nicht fassen kann. Mit der ganzen

Energie seiner Sprache hat Heinrich von Treitschke in dem eben ausgegebenen zweiten Bande seiner „Politik“, es ausgesprochen, auf derselben Seite (S. 559), auf der er das formale Ausweisungsrecht begründet und rechtfertigt: „daß der Ausländer heute in einem Kulturstaat des Rechtsschutzes absolut sicher ist, das ist ein unermesslicher Fortschritt“. Gegen dieses Grundgesetz modernen Kulturlebens haben wir uns vergangen: die formal unbestreitbare Befugniß ist auf eine Weise angewandt worden, daß thatsächlich für alle Ausländer in Preußen der Rechtsschutz, die Sicherheit des wirtschaftlichen Daseins, ohne die ein moderner Mensch nicht leben kann, aufgehoben ist, und von den Ausländern, wie wir gesehen haben, kann das System ohne Weiteres auch auf Inländer übertragen werden, die irgend eine Beziehung zu Ausländern haben.

Man mag diese Konsequenzen abweisen, da sie ja doch nicht eintreten werden. Aber sind wir so ganz sicher? Hat vor 20 Jahren Jemand gehnt, wozu der Paragraph über den groben Unfug noch einmal würde herhalten müssen? Selbst diese Gefahr würde ich in dem guten Glauben an die Zukunft unseres Volkes in Kauf nehmen, wenn der Köllersche Versuch irgend welche Aussicht auf Erfolg hätte, wenn man auf diesem Wege wirklich zum Frieden gelangen könnte. Das aber ist unmöglich, wenn nicht gleichzeitig mit der Anwendung der Gewalt auch von Deutschlands Seite die richtigen Konzessionen gemacht werden. Hat Herr von Köller die Einsicht und die Entschlossenheit, trotz des Geschreies, das unsere Nationalfanatiker erheben werden, diese Konzessionen zu fordern und namentlich bei der Schulverwaltung durchzusetzen, so werden wir ihn gern als einen Meister der Staatskunst anerkennen. Geschieht es aber nicht, so muß diese Politik nothwendig Bankrott machen. Wahrscheinlich, daß der Schreck für einen Augenblick die dänische Agitation lähmt und einschüchtert, aber das hält nicht lange vor und nach einem Jahre werden wir wieder genau auf demselben Punkt sein, nur daß der leidenschaftliche Born, der nunmehr im ganzen dänischen Volke aufgeregt ist, der nordschleswigschen Agitation verdoppelte Mittel zur Verfügung gestellt hat.

*

*

*

Es könnte scheinen, als ob wir der nordschleswigschen Frage gar zu viel Gewicht einräumten. Der Reichstag ist eröffnet, die Thronrede hat eine Reihe von Vorlagen angekündigt, die ersten Debatten haben mehrere interessante Reden gebracht, in Frankreich zeigt sich eine wachsende deutschfreundliche Strömung, wie sie noch nie erlebt worden ist — Alles das setzen wir bei Seite, um uns über die Leiden der 120 000 Dänen in Schleswig zu ergehen. Aber diese Raumvertheilung, sowenig sie der Quantität der Fragen entspricht, hat ihren guten Grund. Was die Thronrede verkündigt hat, was die Minister Graf Posadowsky und von Bülow auf der einen, die Abgeordneten Richter und Bebel auf der anderen gesagt haben, kam zwar mehrfach, wenigstens bei den beiden genannten Ministern,

in neuer und geistreicher Form zum Ausdruck, bewegte sich aber sachlich genau in der Linie der Gedanken, die wir, sei es zustimmend, sei es abwehrend, in den letzten Monaten in diesen „Jahrbüchern“ bereits behandelt haben. Wir haben nichts Neues hinzuzufügen. Auch über Frankreich und seine Annäherung an Deutschland haben wir nichts Neues zu sagen. Am bemerkenswertesten aus den Reichstagsdebatten schien uns eine Ausführung des Zentrumsabgeordneten Dr. Lieber zu der heute so heiß umstrittenen Frage, ob die völlige Freigabe der Arbeiter-Gewerkvereine zu einer Stärkung oder Schwächung der Sozialdemokratie führen werde. Herr Lieber sagte nämlich, die Frage ließe sich nicht prinzipiell beantworten, sondern der Erfolg werde von der Art und Weise der Ausführung und der Gesamtpolitik abhängen. Das ist ein sehr richtiger Ausspruch, an dem man sich klar machen kann, daß die Einführung der Koalitionsfreiheit nicht so durchaus einfach ist, wie ihre Freunde, zu der wir ja auch im Ganzen gehören, sich vorstellen. Anmerken möchte ich ferner noch, daß die Nationalliberalen als ersten Fraktionsredner Herrn Wassermann ins Gesicht geschickt haben, also denjenigen ihrer Führer, der mit Entschiedenheit das liberale Element innerhalb der Fraktion vertritt: hoffentlich bleibt die Partei nun in dieser Richtung fest.

Wenn wir nun eine eingehendere Behandlung als diesem Allen dem Streit in dem kleinen Nordschleswig widmen, so ist das begründet in der außerordentlichen Tragweite des Prinzips, um das es sich hier handelt. Die schleswigschen Ausweisungen stehen ja nicht allein, sondern sind gleichzeitig mit der russischen, österreichischen und holländischen Unterthanen erfolgt. Am wichtigsten ist die Frage der Oesterreicher und Russen, d. h. beide Male der Polen, und die Frage der polnischen Arbeiter ist heute die Kardinalfrage für den Bestand unserer östlichen Landwirtschaft. Es ist nicht richtig, die nordschleswigsche Frage als eine vollkommene Parallele zur polnischen zu behandeln; sie unterscheiden sich in wesentlichen Punkten — die Polen haben keinen bestehenden Staat, zu dem sie übergehen möchten; die Dänen hinwiederum sind bloß national, nicht auch konfessionell von ihren Landsgenossen unterschieden — immerhin existirt eine durchgreifende Analogie. Sind die Prinzipien, nach denen heut in Schleswig regiert wird, falsch, so sind sie es den Polen gegenüber höchstwahrscheinlich, und auch wenn wir die polnische Frage nicht richtig behandeln, so handelt es sich nicht um ein winziges Volkspartikelchen, sondern eine Gruppe von drei Millionen. Bei der polnischen Frage kann ja auch der stärkste Optimist nicht hoffen, daß man sie mit einigen starken Schlägen zur Ruhe bringen werde. Das Bedürfnis nach polnischen Landarbeitern wird selbstverständlich sich in den nächsten Jahrzehnten nicht mindern, sondern sich von Jahr zu Jahr steigern. Bei der Bedeutung, die das Agrarierthum in unserem öffentlichen Leben hat, ist anzunehmen, daß unsere gesammte innere Politik noch einmal stark von diesem Punkt beeinflusst werden wird und nicht

weniger ist Polen in viel höherem Maße als das kleine Dänemark ein Faktor der gesammten auswärtigen Politik. Ich halte das deutsch-österreichische Bündniß für ein Verhältniß, das so tief in der Natur der Dinge begründet liegt, daß es auf absehbare Zeit in keiner Weise erschüttert werden kann, selbst dann nicht, wenn ein rein slavisch-kerikales Regiment in Oesterreich sich behauptet. Immerhin war doch die Thun'sche Rede ein ärgerlicher Zwischenfall, der zeigt, wie leicht das Ausweisungsprinzip auswärtige Frictionen hervorrufen kann. Das ist an sich kein Grund, es zu verwerfen. Deutschland ist Herr im eigenen Hause und braucht sich um das Lob oder den Tadel seiner inneren Politik bei fremden Mächten nicht zu kümmern. Auch wirtschaftlicher Nachtheil muß ertragen werden. Heute ist ganz Dänemark einig, keine deutsche Waaren mehr zu beziehen. Von allen Seiten kommen die Beschwerden der deutschen Geschäftsleute, denen ihre dänischen Kunden die Thür gemiesen haben. Eine Fabrik hat verkündet, sie müsse 300 Arbeiter entlassen, da sie nach Dänemark keinen Absatz mehr habe. Eine entschlossene Politik läßt sich dadurch mit Recht nicht beeinflussen. Aber bringt diese Politik uns selber einen wirklichen Nutzen? Ist sie auf die Dauer haltbar? Ist sie von verständiger realpolitischer Erwägung und nicht von bloßer verblendeter nationaler Leidenschaft oder büreaukratischer Regierungssucht eingegeben? Das ist die Frage, die immer von Neuem aufgeworfen werden muß, und die uns gezwungen hat, heute auch den an sich unbedeutenden schleswigschen Angelegenheiten eine so breite Betrachtung zu widmen.

* * *

Mehr als mit Nordschleswig, mit der Thronrede, mit dem Reichstag, mit Frankreich und mit dem Grafen Thun hat sich die gebildete Welt Deutschlands in diesem Monat mit den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck beschäftigt. Alles Andere vergeht, dieses Buch bleibt.

Ich weiß nicht, wann ich dazu kommen werde, mich eingehend darüber zu äußern; der Reichthum ist so unermesslich, daß keine noch so eingehende Besprechung ihm irgendwie gerecht werden kann. Man kann zunächst nichts sagen als: Lest es selbst, lest es Alle! Der objektive kritische Historiker hat noch gar kein Recht, diesem Buche gegenüber mit seinen Betrachtungen hervorzutreten. Zunächst und vor Allem ist es Kunstwerk, ein Kunstwerk, das man genießen darf und genießen muß, indem man sich ohne alle Reflexionen seiner Größe gefangen giebt, die keine Empfindung Herr werden läßt und in ihr schwelgt.

Wäre der Fürst länger Minister geblieben, so hätte die deutsche Politik dies oder jenes anders gemacht, als es geschehen ist, aber daß das Reich heute größer dastände, als es thut, ist nicht wohl denkbar. Wenn es manchmal schien, als ob es mit Deutschland abwärts gehe, so sind solche pessimistischen Anschauungen heute bereits durch den Augenschein widerlegt. Aber mag man erwarten, daß Fürst Bismarck als Reichkanzler

noch viel mehr hätte erreichen können, oder mag man im Gegentheil der Ansicht huldigen, daß er sich als praktischer Staatsmann erschöpft hatte, und gerade den jüngeren, frischen Kräften mit neuen Ideen die Erfolge zu verdanken sind — auch ein Buch kann eine welthistorische That sein und dieses Werk der „Gedanken und Erinnerungen“ ist wirklich eine solche That und muß jedes Bedauern verschleuchen, daß dem alten Recken, wenn auch gegen seinen Wunsch, noch in den letzten Lebensjahren die Muße zu diesem Werk vergönnt gewesen ist.

Bismarck selber würde einen solchen Vergleich vermuthlich abgelehnt haben. Er war zu sehr Mann der That, um zuzugeben, daß das Thun und das bloße Erzählen dieses Thuns auf gleiche Stufe gestellt werden könne. Es sind inkommensurable Größen, man kann solche Werthe nicht gegeneinander abwägen. Es ist, als ob man fragen wollte: Wer war größer, Napoleon oder Goethe, Achill oder Homer? Aber mag man mit Recht solche Fragen als unmöglich ablehnen, hier kann man Bismarck an Bismarck messen und da wage ich es zu sagen: dieses Buch wiegt Alles auf, was denkbarer Weise durch ihn in den letzten acht Jahren seines Lebens noch hätte gethan werden können; es enthält den ganzen Bismarck, in seiner Größe, seiner Furchtbarkeit und seiner Genialität; er ist ebenso groß als Schriftsteller und Historiker, wie als Staatsmann; preisen wir uns glücklich, daß die wunderbaren Verkettungen des Schicksals ihn noch am Abend seines Lebens dem Kampfgewühl der Politik entrückt und in die stille Künstler-Werkstatt des Erzählers geführt haben: die große Zeit, die nach ihm heißt, hat sich dadurch selber ihr ewiges Denkmal gestiftet.

18. 12. 98.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Hubrich, Dr. Ed.** — Die parlamentarische Redefreiheit und Disziplin. 494 S. Mk. 9. Berlin, Karl Heymann.
- Jacobowski, L.** — Roman eines Gottes. Oktav. 266 S. Mk. 4. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
- Jacobs, Henry Eyster.** — Martin Luther, the hero of the reformation 1483—1456. 454 S. New-York u. London, C. P. Putnam's Sons. The Knickerbocker Press.
- Kaltza P. E.** — Fundament und Einheit in Friedrich Nietzsches Philosophie. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Katscher, Leopold.** — Was in der Luft liegt. Oktav. 238 S. Mk. 4. Leipzig 1899, Freund & Wittig.
- Kautel, Otto.** — Ueber die Zweckmässigkeit in der Natur bei Schopenhauer. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte der zweiten städtischen Realschule zu Leipzig.
- L'Humanité Nouvelle.** — Revue internationale. Oktbr. 98. 126 S. (887—512). 1 No. 1,25 fr. in Frankreich und Belgien, 1,50 fr. Ausl. Paris, Schleicher frères. Brüssel, Spinneux.
- Krom, Karl.** — Abrüstung, Panславismus und Deutschtum. 119 S. Mk. 1,50. Wien, Friedr. Schalk.
- Jahres-Bericht der Männer v. Morgenstern.** Heimathbund in Nordhannover I. 109 S. Bremerhaven, Georg Schipper, vorm. Chr. G. Tienvan.
- Meyer, Dr. Hans.** Das deutsche Volksthum. 1. Lieferung Mk. 1. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.
- Morris, M.** — Goethe-Studien, Band I/II. Bd. I Mk. 2,40, Bd. II Mk. 8. Berlin, Conrad Skopnik.
- Pfungst, Arthur.** — Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
- Pigge, Heinrich, Dr. phil.** — Die religiöse Toleranz Friedrichs des Grossen. 419 S. Mainz, Franz Kirchheim.
- Schmidt, P., Dr. Georg.** — Schönhausen und die Familie Bismarck. 196 S. Berlin, Mittler & Sohn.
- v. Schwartskoppen, Klötilde.** — Karl v. François, ein Soldatenleben. 248 S. Mk. 1,60. Berlin, N. Eisen Schmidt.
- Schwedes, Auguste.** — Theodor Schwedes, Leben und Wirken eines kurhessischen Staatsmannes von 1784—1882. 400 S. Wiesbaden, Bergmann.
- Schubring, Paul.** — Altichiero und seine Schule. Oktav X, 144 S. Leipzig, Karl v. Hiesemann.
- Wernicke, Dr. Alex.** — Die mathem. naturwissensch. Forschung in ihrer Stellung z. mod. Humanismus. 18 S. Mk. 1. Berlin W, Otto Salle.
- Wiel, Alethea.** — The Romance of the House of Savoy. 2 Bde. 258, 272 S. Mk. 16. New York und London: G. P. Putnams & Sons. The Knickerbocker Press.
- Bernays, M.** — Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Bd. III. Oktav XIV. 754 S. Mk. 9. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
- Fürst Bismarck-Kalender** für 1899. Mk. 1. Minden i. W., Wilhelm Köhler.
- Bonus, Arthur.** — Zwischen den Zeilen. II Bd. Oktav. 171 S. Mk. 2. Heilbronn, Eugen Salzer.
- Blum, Dr. Hans,** Fürst Bismarck und seine Zeit Oktav. VIII, 261 S. Mk. 8 geb. Mk. 4 geb. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung,
- Blum, Dr. Hans.** — Vorkämpfer der deutschen Einheit. Lebens- und Charakterbilder. 19 Bogen Oktav mit 14 Portraits. Mk. 5. Berlin, Herm. Walther, Verlag.

- Büchner, Prof. Dr. H.** — 8 Vorträge a. d. Gesundheitspflege. 180 S. Mk. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.
- Carriellert, Dr. Otto.** — Historische Studien Heft XI. Abt Suger von Saint-Denis. 1081—1151. Oktav. XV, 190 S. Berlin, E. Ebering.
- Wm. Chatelet.** — Werden die Juden die Herren von Europa. 80 S. Münster i. W. W Capito.
- Conscience, H.** — Der Löwe von Vlaandern. Julius Lohmeyers vaterländische Jugendbücherei. 860 S. Mk. 4. München, Lehmann.
- Driesmanns, H.** — Die Plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Oktav VIII, 218 S. Leipzig, C. G. Naumann.
- Fischer, Th. A.** — Leben und Werke Alfred, Lord Tennysons. 290 S. Mk. 5. Gotha, Fr. A. Perthes.
- George, St.** — I. Hymnen. Pilgerfahrten. Algabal. II. Die Bücher der Hirten und Preisgedichte. II. Das Jahr der Seele. Jeder Band hat ein Umfang von 8 Bogen Oktav. Mk. 2,50. Berlin, 1899 Georg Bondi.
- Gotthilf, Karl.** — Von Berlin nach Konstantinopel. 184 S. Kl. Oktav. Rathenow. M. Babengten.
- Gumpert, Dr. Dagobert.** — Gibt es einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele ausserhalb der Religion? 16 S. Mk. 0,50. Berlin, Stäserott.
- Hahn, W.** — Deutsche Charakterköpfe. Julius Lohmeyers vaterländische Jugendbücherei. 220 S. Mk. 240. München, Lehmann.
- Hase, D. K. A. von.** — Unsere Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten. Mit 235 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Hönig, Wilhelm.** — Richard Rothe. Sein Charakter, Leben und Denken. Oktav. VI, 227 S. Mk. 2. Berlin C. A. Schwetschke & Sohn.
- Klein, Carl Aug.** — Blätter für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1892—98. Oktav. 172 S. Berlin 1899, Georg Bondi.
- Kronenberg, M.** — Moderne Philosophen. 221 S. München, C. H. Beck.
- Kröger, Hermann Anders.** — Der junge Eichendorff. 172 S. Mk. 8. Oppeln. Georg Maske.
- Kühnle, Wilhelm.** — Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. 47 S. Mk. 0,60. Stuttgart, Robert Lutz.
- Lauff, Josef.** — Advent, zwei Weihnachtsgeschichten, Oktav. 90 S. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn.
- Lehrer-Vereinigung f. d. Pflege der künstlerischen Bildung Hamburgs.** Unsere Volksschüler im Stadttheater. 48 S. Hamburg, Boysen.
- Lienhard, F.** — Der Raab Strassburgs. Julius Lohmeyers vaterländische Jugendbücherei. 84 S. Mk. 1. München, Lehmann.
- Lindner, Ferd. u. Martin, Georg.** — Die deutsche Flotte. Zeichenvorlagen Mappe I, II. Leipzig, Leipziger Buchbinderei Act.-Ges.
- Meisner & Geerdes.** — Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Oktav, 561 S. Mk. 7. Berlin, Georg Reimer.
- Merkel, Adolf.** — Fragmente zur Sozialwissenschaft. Oktav. 354 S. Mk. 9. Strassburg i. E. Karl J. Trübner.
- Mongré Paul.** — Das Chaos in kosmischer Auslese. Oktav. VI, 218 S. Leipzig, C. G. Naumann.
- Neumann, K. E.** — Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddha's. Oktav. VIII, 392 S. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Ohorn, A.** — Aus Tagen deutscher Not. 95 S. Mk. 1,20. Julius Lohmeyers vaterländische Jugendbücherei. München, J. F. Lehmann.
- Penzoldt, Dr. F.** — „Das Medizinstudium der Frauen.“ 26 S. 60 Pf. Jena, G. Fischer.
- Dr. Preuss.** — Die Massregelung jüdischer Lehrerinnen an den Berliner Gemeindeschulen. Berlin, Cronbach.
- Reichesberg, N. Dr. jur.** — „Die Soziologie, die soziale Frage und der sogenannte Rechtssozialismus.“ 129 S. Mk. 2,50. Bern, Steiger & Cie.
- Scherl, August.** — „Berlin hat kein Theaterpublikum.“ 56 S. Berlin, August Scherl.
- Schiemann, Theodor.** — „Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre.“ Zweite Auflage. 291 S. München, K. Oldenburg.
- Schultze, Dr. Ernst.** — Englische Volksbibliotheken. Oktav. 82 S. Berlin, Verlag der Abegg-Stiftung.

- Schweitzer, Georg.** — Eine Reise um die Welt. 28 Bogen gr. Oktav mit 24 Vollbildern Mk. 6. Berlin, Hermann Walther, Verlag.
- Seraphin, Dr. Ernst.** — Bibliothek Livländischer Geschichte. II. Band. Herzog Christoph von Mecklenburg, letzter Koadjuhr des Erzbisthums Riga. Ein Beitrag zur livländischen und mecklenburgischen Geschichte von Dr. A. Bergangrün. Oktav 324 S. Reval, Frans Kluge.
- Virehow, Rudolf.** — Ueber den Werth des pathologischen Experiments. Vortrag. 36 S. Berlin, A. Hirschwald.
- Sollmüller, Karl.** — Erstes Beiheft zu „Ueber Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes“. 86 S. Mk. 3. Erlangen, Fr. Junge.
- Walker, Dr. Karl.** — Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. 194 S. Leipzig, Rossberg.
- Wallawski, K.** — Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien. 30.–31. Bd. Peter der Grosse. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Warnke, Paul.** — Frits Reuter. 310 S. geb. Mk. 2,25. Leipzig, B. Voigtländer.
- Wildenradt, Joh. v.** — J. v. Renys, der Kampf um Marienburg. 128 S. Mk. 1,60. München, J. F. Lehmann.
- Ziegler, Dr. T.** — Die geistigen und sozialen Strömungen des Neunzehnten Jahrhunderts. Oktav. 714 S. Mk. 10. Berlin, 1899. Georg Bondi.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

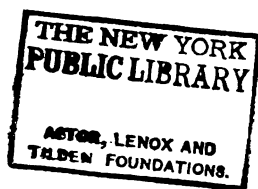
Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 78/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 78/74.

Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.



Bismarck.

Rede, gehalten bei der Gedächtnißfeier der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 22. Dezember 1898.

Von

Max Senz.

Wir stehen heute nicht mehr unter dem ersten schweren Druck der Trauerkunde, welche, längst gefürchtet, uns dennoch vor vier Monaten mit dem jähen Schreck des Unerwarteten traf und im Innersten erschütterte. Die tiefe Bewegung, welche durch das deutsche Land ging, als die Rieseneiche des Sachsenwaldes brach und stürzte, hat sich gelegt, wie sehr auch immer noch der Schmerz nachzittern mag in den Herzen derer, die den großen Todten dieses Jahres liebten; in dem Lärm des Tages und seiner nie rastenden Geschäftigkeit verstummte die Klage, welche sich sturmgleich erhob, als die Todesnachricht von dem stillen Waldhause her die Welt durchzuckte. In ruhigerer Stimmung und mit freierem Urtheil kann unsere Universität heute die Gedächtnißfeier ihres größten Sohnes begehren.

Schon erhebt sich vor uns, von ihm selbst geformt und auf den großartigen Hintergrund seiner historisch-politischen Ideenwelt gestellt, sein Denkmal in den reinen Aether geschichtlicher Betrachtung. Ein Bildniß, wie ihm noch keines je gesetzt wurde und wie nur er es entwerfen konnte, ganz geprägt aus seinem Geiste, in der Größe der Auffassung, in der Freiheit und der Feinheit der Linienführung, und in jeder Zeile der wie in Erz gegossenen Gedanken. Ihm ähnlich hat nur noch Lenbach es verstanden, uns seine Gestalt lebendig zu machen. Und ist es nicht in Wahrheit, als sähen wir die gewaltigen Augen und die tief gesuchten Züge vor uns, wie

sie des Künstlers Hand in den Bildern seines unsterblichen Freundes der Nachwelt festgehalten hat, wenn wir in diesem Buche lesen? So spiegelt sich auch in ihm dies große Leben wieder mit seinen Kämpfen und seinen Siegen, die heiße Leidenschaft und die verzehrenden Sorgen, die Einheitlichkeit, Tiefe und Klarheit seiner Politik, die Schlagkraft des Urtheils, die Schnelligkeit des Entschlusses und jene Kunst der Berechnung, welche Gegenwart und Zukunft blitzschnell umfaßte, die stahlharte Energie, die mit der Wucht des Dampfhammers auf die Gegner niederfuhr und doch in jedem Augenblick der beherrschenden Einsicht gehorchte, der Zorn und Haß, ja der höhrende Ingrim, womit der Erbarmungslose Neider und Rivalen über das Grab hinaus verfolgen konnte, und die das eigene Ungestüm händigende Kraft des Charakters, der furchtlos freie Stolz und die vor dem Ewigen sich beugende Demuth, und auf jeder Seite, in jedem Sake der Grund, auf dem er stand, die nie erschütterte Treue gegen den König, seinen Herrn, dem er dient, und gegen das Land, das ihn gebar — das Alles aber in der festgefügtten und gedankenklaren Pracht seiner von Geist und Leben funkelnden Sprache, ganz ungekünstelt und dadurch um so tiefer packend, durchblitzt von den Lichtern des Humors und der Ironie, Ausstrahlungen des in sich ruhenden Kraftgefühls, und überdeckt von jenem Hauch der Tragik und der Schwermuth, der auf so vielen weltgeschichtlichen Helden ruht, welche das Leben ihres Volkes in neue Bahnen zwangen.

Der Treue dieses Bildes thun die Lücken und die Irrthümer keinen Abbruch, die fast in jedem Kapitel des Buches den Leser zum Widerspruche reizen. Wir wollen nicht sowohl die Zeitgeschichte daraus lernen, als ihn selbst verstehen. Und sie gehören zu seiner Charakteristik. Gerade in den Härten seines Urtheils, in der Herbigkeit seines Tadel, der zornigen Verachtung und der schroffen Einseitigkeit, womit er die Parteien, seine Gegner und wohl auch seine Freunde behandelt, hat er sich selbst gezeichnet. „Zorn giebt Courage,“ so schrieb er seinem Freund Leopold von Gerlach, als er die feige Vorsicht des Ministeriums Manteuffel zur That anstacheln wollte. Er wäre niemals seiner Feinde Meister geworden, hätte er ihre Meinungen und Absichten mit der objektiven Gelassenheit des Historikers beurtheilen wollen. Nur indem seine Politik sich zur persönlichen Leidenschaft steigerte, konnte sich der Herrschermille voll entfalten, der das Schiff durch den tosenden Sturm in den sicheren Hafen geleitet hat. Nur so verstehen wir das Ur-

springliche in ihm, das Germanische seiner Natur, nur so die Größe seines Heldenthums. Wir möchten nichts davon missen, so wenig wie wir die herben und schroffen Züge fortwünschen werden, welche die deutsche Sage ihren starkmüthigen Helden verliehen hat, die ihm vergleichbar sind, dem grimmen Hagen von Tronje, der seinen Feinden ein schredlicher Hasser, doch seines Königs Mann war bis in den Tod, und dem feuerathmenden Dietrich von Bern, oder so wenig wir etwas hinwegnehmen möchten von den heißen Leidenschaften der Helden, denen die tragische Muse seines englischen Lieblingsdichters Unsterblichkeit verliehen hat.

So also wollen wir ihn zu fassen suchen, denn nur so werden wir dem Heros gerecht werden und ihn wahrhaft ehren. Der große Realist will realistisch und mit resolutem Pinselstriche dargestellt werden. Er, der sich frei erklärte von dem Laster der Love of approbation, der in sich selbst die Fähigkeit, fremde Größe zu bewundern, nur mäßig ausgebildet fand, verdient es, daß wir auch ihm gegenüber unser Selbst behaupten und ihm mit freier Huldigung nahen. Seine Erzgestalt würde nur verlieren, wenn wir ihr ein Mäntelchen, gewebt aus kritiklosen Phrasen, umhängen und in dem thränenweichen Ton einer Leichenrede ihm den Nachruf halten wollten. Wir wollen uns mit unserm Urtheil auf den Grund furchtloser Wahrhaftigkeit stellen. Denn damit treten wir auf den Boden, in dem sein eigenes Wesen und Wirken wurzelte, und nur so handeln wir würdig dieser Stelle und des Geistes, in dem unsere Universität den Lebensodem ihrer Arbeit sieht.

*

*

*

Das Jahr, das uns den Schöpfer unserer Macht und Größe nahm und Aller Gedanken noch einmal auf ihn richtete, hat uns noch eine große Erinnerung der nationalen Geschichte vor die Seele gerufen: den Versuch, den unsere Väter vor fünfzig Jahren machten, im Sturm der Revolution des Vaterlandes Glück und Größe im nationalen Staate zu erringen.

Bismards mächtige Gestalt und der Glanz seiner Siege haben diese Ereignisse verdunkelt, und es herrscht heute wohl eher die Neigung vor, über die Träumer und doktrinären Schaumfläger des Frankfurter Parlamentes zu spötteln, welche mit Kammerdebatten und Majoritätsbeschlüssen das alte Deutschland aus den Fugen reißen und ein neues begründen wollten. Wer aber der Größe Bismards huldigen will und doch auch der Männer der Paulskirche gern gedenken möchte, pflegt wohl von ihnen zu rühmen,

daß der große Kanzler ihre Gedanken zur Wahrheit gemacht, daß er ihr Programm zur That gewandelt habe. Diese Illusion zu zerstören, sind die „Gedanken und Erinnerungen“ nun allerdings zur rechten Zeit gekommen. Denn sie zeigen den alten Staatsmann jenen Gegnern gegenüber noch ganz in der gleichen Kämpferstellung wie vor einem halben Jahrhundert.

Und in der That, nichts kann verkehrter sein, als das Werk Bismards mit den Idealen der Paulskirche gleich setzen zu wollen. „Das ganze Deutschland soll es sein“, so erscholl es in jenen Maien-tagen durch alle deutschen Gauen, als die Nation ihre Vertreter in die Wahl- und Krönungsstadt des alten Reiches sandte. Von Tilsit und der Königsau bis zum Südrande der Alpen, und von den Nebengeländen der Mosel bis zur March und Leitha kamen die Reichsboten daher gezogen. Der alte Arndt und sein Vaterlandslied, das war das Symbol, unter dem sie ihre Berathungen begannen. Sie wähten, der Druck der öffentlichen Meinung, die Wucht des nationalen Willens würde stark genug sein, um die Dynastien und ihre Länder niederzubeugen und umzuformen, so wie sie es geboten: die Nation schien ihnen wie Wachs zu sein in ihren Händen; und, wie sie auch immer die Stellung des Parlamentes zu den Territorien und zu dem regierenden Zentralorgan, das sie schufen, definiren und den Druckpunkt verlegen mochten, wollten sie doch alle und zu jeder Zeit, daß der Wille der Nation das entscheidende Triebrad in der Verfassung würde. Wohl stellte es sich bald genug in tragischen Konflikten und erschütternden Katastrophen heraus, daß die Einheit des ganzen Deutschlands ein schöner Traum gewesen sei, und daß man den Brüdern aus Oesterreich Valet sagen müsse, wenn man einen in sich geschlossenen nationalen Staat errichten wolle. Aber auch dann noch, als sie bereits mit allen ihren Hoffnungen sich an den preußischen Thron klammerten, träumten die Ohnmächtigen von der Möglichkeit, ihn umstürzen zu können. Trug sich doch selbst ein so überzeugter Anhänger der erbkaiserialichen Partei wie Rümelin, der Realist, mit der Hoffnung, daß Preußen in seine Provinzen zer schlagen und gar keine Gesamtverfassung, sondern nur Provinzialstände bekommen, der König aber mit seiner Regierung nach Frankfurt übersiedeln würde. Solche oder ähnliche Gedanken hegten die Männer, welche Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anboten. So ernsthaft meinten sie das Aufgehen Preußens in Deutschland. Sie wollten Preußen deutsch, nicht Deutschland

preußisch machen. Ihr Kaiser sollte mächtig werden über seine Mitsürsten, sich selbst aber mit der alten und neuen Krone dem Willen der Nation unterwerfen. In das vom Volke gewählte Parlament verlegten sie den Schwerpunkt der Macht und die Zukunft der nationalen Geschichte: es wäre die Form des parlamentarisch regierten Nationalstaates geworden, wie er zehn Jahre darauf jenseits der Alpen verwirklicht worden ist.

Hiervor hat Bismard unsere Dynastien und die nationale Monarchie bewahrt. Und nun sehen wir wohl, weshalb er diesem Geiste bis ans Ende feindlich geblieben ist: Weil er ihm feindlich war von Grund aus. Es war das kleine Deutschland, das er in dem neuen Bunde vereinigte, diesseits vom Böhmer Walde und den Alpen, die deutschen Fürstenhäuser, die in der Union Preußen verathen hatten, dieselben, die er in Frankfurt als die Bamberger mit einem Gemisch von Wohlwollen, Mißtrauen und Nichtachtung behandelt, und deren Mehrheit er in dem deutschen Kriege unter den Feinden seines Königs gesehen hatte. Heute stehen sie, soweit er ihnen das Leben ließ, Schulter an Schulter neben der Krone Preußen, eng an einander gedrängt, gleichberechtigt nach dem Maße ihrer Macht, aufs Festeste mit dem führenden Staate vereinigt durch die Gleichartigkeit der Organisation und der Interessen, und zusammengeschmiedet durch die gemeinsamen Institutionen, welche das Recht und die Macht, die Wirthschaft und die Freiheit der Nation verbürgen.

Das ist Bismards Werk. Es ist klar, daß es gar nicht begonnen werden konnte, bevor das Programm der Paulskirche wie das von Erfurt zerrissen war. Die Erhaltung Preußens und seiner Krone war die Vorbedingung und Grundlage von Allem, und Schonung der Eigenart eines Jeden, soweit es das Ganze erlaubte, die nothwendige Folge: dies System kennt nur Gleichberechtigung oder Vernichtung. In der Gesamtheit der deutschen Staaten liegt des Reiches Souveränität, und nicht, wie die Frankfurter wollten, in dem Volkshause, das vielmehr zum Tummelplaz geworden ist für alle die zentrifugalen Interessen, welche einst das alte Reich auseinander sprengten oder bei der Ausbildung des neuen zu Tage traten.

So ist die Begründung und der Ausbau des neuen Deutschlands für Bismard zu einem Kampf geworden mit dem spezifischen Geist von 1848: in jeder Phase hat er mit ihm gerungen, und

alle seine Erfolge sind zugleich Siege gewesen über diesen frühesten Gegner.

Doch war es nicht dieser, der ihn matt gemacht und ihm die schwersten Wunden geschlagen hat. Er hat den Männern von acht- undvierzig in den Tagen der erbittertsten Kämpfe viel eher Beachtung als Zorn bewiesen. Denn diesen Widersachern gegenüber galt für ihn beinaß dasselbe Wort, das er einmal auf sein Verhältnis zu Lassalle angewendet hat: „was kannst du armer Teufel geben!“ Nur was sich wägen und zählen ließ, galt ihm als Macht. Damit rechnete er, mochte sie auch nur ein kleines Zentrum besitzen. Jene Gegner aber hatten ihm nichts entgegenzustellen, was ihm der Rede werth schien, nichts als ihre Träume und das, was sich die öffentliche Meinung nannte, „die tägliche Strömung, die in der Presse und den Parlamenten am lautesten rauscht, aber nicht maßgebend ist für die Volksstimmung, von der es abhängt, ob die Masse den auf regelmäßigem Wege von oben ergehenden Anforderungen noch Folge leistet.“ Mußte er in der preussischen Kammer, in dem „Hause der Phrasen“, ihre Reden mit anhören, in denen sie ihm das Ziel der nationalen Freiheit und Größe wiesen und vor Mit- und Nachwelt ihr Begehren über die verworrene und abenteuerliche Politik des „leichtsinnigen Spielers“, so blätterte er wohl auf seinem Sitz in Zeitungen oder Akten, oder benutzte die „unfreiwillige Muße“, um Verwandten und Freunden, etwa John Motley oder der Schwester, seiner „geliebten Malle,“ Nachricht von seinem Ergehen zu geben. So verdanken wir jenen stürmischen Sitzungen fast die köstlichsten seiner Briefe, sprühend von übermüthiger Laune und fröhlichem Humor, freilich auch oft voll Hohn und Sarkasmus über die „aufgeregten“ Herren unter ihm und über „das unwürdige Gewerbe eines parlamentarischen Ministers.“ Er hat den Parlamentariern gegenüber immer etwas von der Stimmung behalten, die er einst zu Erfurt gegen Otto von Manteuffel in seinem Bericht über jenes Gespräch mit Heinrich von Gagern in das klassische Diktum kleidete: „Er hat mir eine Rede gehalten, als ob ich eine Volksversammlung wäre.“

Wo gab es eine Zeit in der deutschen Geschichte seit der Reformation, in der die Seele unseres Volkes tiefer und mächtiger bewegt worden wäre, als in dem Zeitalter unserer Einigungskämpfe! Wann hat sie je voller zusammengeklungen, und wann seit Martin Luther hat sie reineren und erhabeneren Zielen nachgestrebt! Wie

weit auch immer die Parteien auseinander traten und wie heiß sie um den Besitz der Macht mit einander rangen, so strahlte dennoch am deutschen Firmament für Alle das Ideal nationaler Größe, und eine jede unter ihnen behauptete es auf ihre Art erreichen zu können und wahrhaftig zu vertreten. Bismarck aber glaubt im Rückblick auf diese Kämpfe nicht an den Ernst ihrer Programme und Prinzipien. Er, der selbst als der Heißsporn einer Partei emporkam, will in den Fraktionen nichts mehr sehen, als die Gefolgschaften ehrfurchtiger Condottieri, Haufen von Abgeordneten und publizistischen Strebern, welche mit ihrem Führer zur Macht zu gelangen hoffen. Hunger und Ehrgeiz, das Interesse der Besitzenden und etwa noch das Streben nach Absonderung, das man nach Belieben Egoismus oder Unabhängigkeit nennen könne, und worin er den Grundtrieb der ganzen deutschen Geschichte erblicken möchte, sind ihm die Elemente des Parteilebens. Und so spricht er kaum von den parlamentarischen Stürmen, durch die er die Monarchie hindurchgeführt hat. Es ist fast, als habe er diese Kämpfe nie bestanden, als hätten solche Gegner kaum existiert, und als sei die Nation niemals in ihren Tiefen erschüttert worden. Kaum daß einer der Parteiführer genannt wird. Männer wie Twisten und Laster, Bennigsen und der uns unter Allen theuerste, unser Heinrich Treitschke, finden nur zufällig und nebenher Erwähnung. Die geistige Potenz der obern Zehntausend in der Presse und auf der Tribüne, schreibt er, sei von einer zu großen Mannigfaltigkeit sich kreuzender Bestrebungen und Kräfte getragen und geleitet, als daß die Regierungen aus ihr die Richtschnur für ihr Verhalten entnehmen könnten, so lange nicht die Evangelien der Redner und Schriftsteller vermöge des Glaubens, den sie bei der Masse finden, die materiellen Kräfte, die sich „hart im Raume“ stoßen, zur Verfügung haben. Erst dann trete die vis major ein, mit der die Politik rechnen müsse. So lange aber nur das Geschrei der rerum novarum cupidi in größeren Zentren, das Emotionsbedürfnis der Presse und des parlamentarischen Lebens den Lärm machen, trete für den Realpolitiker die Betrachtung Coriolans über populäre Kundgebungen in Kraft, wenn auch in ihr die Druckerschwärze noch keine Erwähnung finde. Das Wort, mit dem das Haupt der römischen Aristokratie die hungernden Plebejer nach Hause scheucht, wirft er den Fraktionen und ihren Führern entgegen: Get you home, you fragments!

Die Bitterkeit der letzten Jahre, da der Gewaltige in seinem Walde einsam hauste, „so wie ein Drache einsam, den die Höhle

gefürchtet macht, besprochen mehr, weil nicht gesehn“, mag solchen Urtheilen, welche uns fast erschrecken könnten, eine besondere Schärfe gegeben haben. Dennoch entstammen sie seiner innersten Natur. Aus ihnen spricht doch nicht bloß die kühle Berechnung des Realpolitikers, sondern sie athmen den Geist des Titanen: die Ueberkraft des Staatsgefühls und Machtempfindens, den gigantischen Herrscherwillen, den im Feuer der Lebenskämpfe gehärteten Stolz des Helden, der die Gefahren nicht sieht noch sehen will, und blind verachtend durch die Schaaren der Feinde bricht.

So wie Vinsen tauchen
Dem Schiff im Segeln, wichen ihm die Menschen
Und schwanden seinem Streich.

Wenn aber Bismarcks Simsonskraft der Feinde Macht nicht sah, ist es doch nicht unsere Sache, sie zu leugnen; und epigonenhafte Verblendung wäre es, wollten wir in öder Imitation seines Selbstbewußtseins den Ernst seiner Gegner bespötteln und die Macht der Ideen bestreiten, deren Energie und Bedeutung an seinem Werke selbst sichtbar genug geworden ist. In der Täuschung über die realen Machtverhältnisse und in den Hintergedanken des Königs an Beifall und Popularität bei verwandten Fürstenhäusern, bei Parlamenten, Historikern und in der Tagespresse will Bismarck die Fehler der preußischen Politik im Jahre 1848 erblicken; und er möchte glauben, daß ohne sie und mit festerer militärischer Führung im März ein günstigerer Erfolg möglich gewesen wäre. Und nichts kann richtiger sein, als daß Hof und Regierung in Preußen unter dem Druck der Ideen handelten, welche die obersten Zehntausend der gebildeten Welt erfüllten. Wann aber hat es je eine Revolution gegeben, in der nicht von diesen Schichten her Antrieb, Kraft und Richtung der Bewegung ausgegangen wären! Empörungen der großen Masse, der schwerfällig blinden Menge, die nichts als materielle Kräfte für sich hatte, haben alle Zeit nur kurze Dauer und ein klägliches Schicksal gehabt. Das mußten die armen deutschen Bauern erfahren, als sie, von ideenarmen Agitatoren verhetzt, sich in anarchischem Aufruhr blindwüthend gegen ihre Pfaffen und Herren erhoben: wenige tausend Soldknechte genügten, um ihre zuchtlosen Schaaren auseinander zu jagen; zu Tausenden erlagen sie dem rächenden Schwert oder den Beilen ihrer fürstlichen Henker — und unaufgehalten, immer tiefere Kreise ergreifend, Staaten und Völker in seinen Strudel reißend, weltverwandelnd schritt über die Erschlagenen hinweg der Kampf der Ideen, der sich in der Welt-

verlorenheit eines sächsischen Klosters, in den seelischen Tiefen eines armen Mönchleins entzündet hatte. Wo der Druck sehr schwer und das Elend ganz tief war, sind Revolutionen immer am wenigsten gefährlich gewesen: nicht an seinen Slavenaufständen ging Rom zu Grunde. Nur diejenigen Revolutionen haben gesiegt, in denen Ideen lebten, welche stärker waren an ethischer Kraft als die Gedanken, auf denen die alten Ordnungen ruhten. Darum sind es stets noch die geistigen Führer der Völker gewesen, mögen sie stammen, woher sie wollen, in deren Händen und Herzen das Schicksal ihrer Nation geruht hat. Wenn sich in ihrem Kreise das Irren und Schwanken über das Recht und die Kraft der überlieferten Gedanken regt, dann drohen dem Bestehenden die Gefahren; wenn ihre Herzen von den neuen Zielen des allgemeinen Lebens unterjocht werden, dann beginnt der Zeiten Erfüllung.

Das aber war die Lage in Deutschland vor fünfzig Jahren. Die Vis major war da, obwohl sie weder die Bajonette hinter sich hatte, noch die materiellen Kräfte der Masse. Die neuen Ideen, liberal oft nur der Form nach und erfüllt von den tiefsten, doch kaum erschlossenen Gegensätzen, hatten sich aus den alten, fesselnden Schranken gelöst und durchdrangen den Körper der Nation. Die Monarchie Friedrichs des Großen, protestantisch und territorial geartet, war seit Jahren von ihrer Fluth umrauscht gewesen und selbst unter Friedrich Wilhelm III. nur mühsam und in ängstlicher Defensiv ihrer Herr geworden. Noch unter ihm hatte sie, zum Frohlocken selbst der Liberalen, im Zusammenstoß mit der neukatholischen Partei die erste Niederlage erlitten. Niemals hätten die preussischen Könige freiwillig ihre absolute Krone aus den Händen gegeben. Aber der Geist der Zeit war mächtiger als sie. Unter seinem Einfluß stand auch der Sohn des alten Königs lange Jahre, bevor er die Krone überkam; seine ganze Entwicklung wurde durch das Emporsteigen der deutschen Idee bestimmt. Sowie er den Thron bestieg, ließ er ihr Raum und durch die vorsichtig geöffnete Schleuse stürzten die Wogen mit gewaltigem Schwall und immer stärkerem Nachdruck in den sorgsam umfriedeten Bannkreis des alten Staates hinein.

Von dem geistigen Hochlande unseres nationalen Lebens her, den Kreisen Arnolds und Steins, hatte der Strom seinen Lauf begonnen. Jetzt hatte er tiefere Regionen, wenn auch noch nicht die Niederung erreicht. Jede Hemmung verdoppelte seine Kräfte, und aus tausend Quellen des nationalen wie des europäischen

Lebens floß ihm Nahrung zu. Der König und sein Hof, die Beamten und selbst der Adel, zumal die höheren Schichten, Kaufmannschaft und Fabrikanten, ja sogar gewisse Kreise der Armee (wann gab es liberalere Generale?) sympathisirten mehr oder weniger mit den größeren Zielen nationaler Politik.

Plötzlich erhob sich, von Süden her ansteigend und mit gewaltiger Schnelle der Sturmwind der Revolution. Da bedeckten in einem Moment die Wasser alles Land. Wer wollte in dieser Stunde noch widerstehen? Auf welches Programm hin sollte Widerstand geleistet, in welcher Richtung der Staat gesteuert werden? Angst und Sympathie, Ehrgeiz und Idealismus trieben Alles zugleich in der einen Richtung vorwärts. Die alte Zeit war aus, und es galt neue Ziele und Wege zu finden.

In diesem Moment der allgemeinen Verwirrung — was that der Landadelmann zu Schönhausen? Als wäre der heimathliche Strom über seine Ufer getreten, als gälte es, die Pflicht des Deichhauptmanns zu erfüllen und mit den Nachbarn das landverderbende Element in seine Dämme zurückzuzwingen, so ruft der Junker von Bismarck seine Nachbarn und Freunde auf, um die Bewegung zurückzustauen. Er treibt die Bauern in Schönhausen an, die Spießbürger aus Tangermünde, die mit der schwarz-roth-goldenen Fahne in das Dorf gekommen sind, hinaus zu werfen, bewaffnet sie und seine Knechte mit Jagdgewehren und läßt eine preukische Fahne, das eiserne Kreuz im weißen Felde, lustig vom Thurme flattern. Nichts Geringeres plant er, als an der Spitze seiner Bauern dem Könige nach Berlin zu Hülfe zu ziehen. Ein Gutsnachbar will abwiegeln. Er erwidert ihm: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das thun, schieße ich Sie nieder.“ „Das werden Sie nicht“, meint jener. Bismarck aber: „Ich gebe mein Ehrenwort darauf, und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das.“ Er fährt nach Potsdam und bietet den Generalen sein Bauernaufgebot an. Er hofft dann vom Könige selbst den Befehl zum Handeln zu erreichen, wendet sich an die Prinzessin von Preußen, an den Prinzen Karl, eilt nach Berlin und sucht vergebens in das Schloß zu gelangen. Noch einmal bespricht er, nach Potsdam zurückgekehrt, mit dem alten Möllendorf und Prittwitz die Möglichkeit eines selbständigen Handelns. „Wie sollen wir das anfangen?“ sagt Prittwitz. Bismarck, ohne weiter zu antworten, setzt sich an das geöffnete Klavier und klimpert darauf den Infanteriemarsch zum Angriff. Und nun planen die

Drei wirklich, die Truppen aus den Provinzen gegen Berlin heranzuführen. Er selbst fährt nach Magdeburg, um General Sedemann zu überreden: er will den König ihm selbst zum Trost aus der Revolution erretten.

Wahrlich, auf diesen Mann passen die Worte, mit denen in Shakespeares Drama *Konsul Cominius* den Eroberer *Coriolis* schildert:

Wie man sagt,

Ist Muth die erste Tugend, und erhebt
Zumeist den Eigner; ist es so, dann wiegt
Den Mann, von dem ich sprech', in aller Welt
Kein andrer auf.

Wochenlang verharret der Edelmann in dieser Haltung stolzen Trostes. Noch im Juni lehnt er eine Einladung des Königs schroff ab. Brüstirend fast tritt er darauf dem hohen Herrn auf der Terrasse von Sanssouci entgegen, und er ist, wie er selbst schreibt, hart genug, dem Prinzen von Preußen ein Gedicht vorzulesen, in dem der Schmerz und Ingrimm der Truppen über ihre Ausweisung aus Berlin nach dem Siege über die Rebellen einen erschütternden Ausdruck gefunden hatte:

Das waren Preußen, schwarz und weiß die Farben,
So schwebt die Fahne einmal noch voran,
Als für den König seine Treuen starben,
Für ihren König, jubelnd Mann für Mann.
Wir sahen ohne Fagen
Fort die Gefallnen tragen,
Da schnitt ein Ruf ins treue Herz hinein,
„Ihr sollt nicht Preußen mehr, sollt Deutsche sein“.

Das war es, was ihn in seinen Tiefen erregte, das die Angst, die ihn zu dem Versuch einer Kontre-Revolution antrieb, der Schmerz, der ihn am 2. April im Vereinigten Landtage, als er unter dem Lachen der Versammlung Protest erhob gegen die Adresse, die dem König den Dank für den Frieden mit seinem Volke aussprach, so furchtbar schüttelte, daß er in einen Weinkrampf ausbrechend die Tribüne verlassen mußte.

Der Verächter der Idee weint. Diese Thränen zeugen wider ihn selbst. Es gab also doch etwas, was den harten Realisten schmelzen, was ihn weich machen konnte wie einen Knaben. Das Land seiner Väter, Preußens Farben, die Krone Friedrichs des Großen sah er beschimpft und in den Staub getreten. Da empörten sich die Tiefen seiner Seele: seine Heiligthümer waren ihm zer-

brochen. Das war die Welt seiner Ideen, die Traditionen, in denen er groß geworden war, in denen seine Seele lebte: die vaterländischen Erinnerungen, die altpreussischen Tugenden der Ehre, Treue, Zucht und Tapferkeit, die Krone Hohenzollerns sah er in Gefahr: Preußens Genius war in ihm durch die deutsche Revolution verwundet worden. Auch er konnte von sich sagen gleich jenem Römer, den die Vaterstadt, die er groß gemacht, in das Elend hinausstieß:

Ich liebe

Des Vaterlandes Wohl mit zart'rer Ehrfurcht,
 Heiliger und tiefer als mein eignes Leben,
 Mehr als mein Weib und ihres Leibes Kinder,
 Die Schätze meines Bluts.

Hier rühren wir an den Kern seiner Persönlichkeit und an den Herzschlag seiner Staatskunst. Nicht der Kampf mit seinen politischen Gegnern, in dem es vielmehr dieser Löwennatur wohl ward, nicht die Ueberlast der Arbeit, die er spielend bewältigte, auch nicht so sehr die höfischen Frictionen und der Neid der Rivalen, so bitter er darüber geklagt, noch der Abfall seiner Freunde, wie schmerzlich er ihn auch empfunden hat, war es, was seine Riesenkraft am stärksten erschütterte: sondern, wie er selbst von sich schreibt, das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiele stand, und die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung für einen Minister, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identifizierte: *Patriae inserviendo consumor!*

Man hat viel Wesens gemacht von den deutsch-nationalen Empfindungen, mit denen der junge Bismarck auf die Universität kam, und die in der bekannten Wette mit einem amerikanischen Freunde auf die baldige Einigung Deutschlands ihren Ausdruck fand. Aber es ist doch kein Wunder, daß auch er sich einen Moment von der Fluthwelle der nationalen Idee tragen ließ, die durch den Stoß der Juli-Revolution einen besonders starken Antrieb erhalten hatte. Wie bald trat bei ihm diese leise Anregung vor den tieferen Elementen seiner Persönlichkeit zurück, die sich dann gerade im Widerspruch zu der Anmaßlichkeit entwickelte, mit der die nationale Bewegung das preussische Wesen zu bedrängen anfing. In der Epoche unserer Revolution stand er jedenfalls wieder ganz auf dem angestammten Boden. Wenn er damals an das stolze Gefühl der Nationallehre oder an die wahrhaft nationale Politik appellirte, so

war es, wie er offen sagte, nur diejenige Preußens, für welche er eintrat. Von ihr aus war er sogleich bereit, nach dem Beispiel des großen Königs das preußische Schwert unter die Parteien zu werfen und mit oder ohne Oesterreich den Deutschen die Verfassung zu diktiren, unter der sie fortan leben sollten. Niemals hat er diesen Boden völlig verlassen; er hat in all den Jahren, da er mit Habsburg um die Vorherrschaft in Deutschland rang, bis zur Entscheidung in Böhmen hin, ja noch in den Tagen des Sieges ganz ernsthaft, wenn auch an zweiter Stelle, den Plan einer Theilung des österreichischen und preußischen Einflusses, das heißt die Zerreißung von Nord- und Süddeutschland erwogen; und der preußische Einschlag läßt sich in allen Epochen und Wandlungen seiner Politik, bei den größten Aktionen, ja in der Verfassung des neuen Reiches selbst bis in ihre radikalsten Bestimmungen hinein nachweisen.

Der preußische Staatsgedanke, das war das Programm, von dem er ausging, und kein Parteiführer ist jemals dem seinen treuer geblieben. Alle anderen Politiker, die Liberalen so gut wie die Reaktionäre, waren von Nebengedanken geleitet: er allein fragte nur nach dem Machtinteresse der preußischen Krone. Darum konnte er sich ohne Mühe frei machen von den österreichischen Ueberlieferungen und den romantischen Belleitäten seiner alten Partei, wie von allem Firtlesanz legitimistischer Theorien. Alle Andern waren durch eigene oder fremde Doktrinen in ihrem Glauben an die Kraft der preußischen Krone irre geworden: er allein hatte ihn bewahrt. Dieser war es, der ihn antrieb, seine schwachen Schultern unter den wankenden Staatsbau zu stellen, sowie er später den Riesenbau des neuen Reiches auf sich genommen hat. Dieser gab ihm sofort das rechte Augenmaß für die Realität der Verhältnisse, das Jedermann in Deutschland verloren hatte. Er wußte, daß er auf dem gewachsenen Felsboden der preußischen Monarchie stand; von dem die revolutionären Fluthen ablaufen mußten: er vertraute unbedingt der Treue der Armee, welche die Rebellion am ersten Tage niedergeschlagen hatte, und der altpreußischen Gesinnung gerade der niederen Schichten, zumal des Landvolks, unter dem er aufgewachsen und mit dem er als Gutsherr und Offizier kameradschaftlich verbunden war. Weil er sein Vaterland liebte, glaubte er an seine Größe; und durch den Glauben ward ihm die Erkenntniß.

Jahrhunderte hindurch hatte die Monarchie des großen Königs

ein Sonderleben in der Nation geführt: hart und selbstfüchtig, je mächtiger sie wurde, war ihre Politik gewesen. Aber jeder Schritt, den sie vorwärts that, sei es auf deutschem Boden oder in die slavische Welt hinein, hatte sie mit den besten Kräften der Nation in Beziehung gebracht oder die Marken deutscher Macht und Geseßigung weiter hinaus geschoben. Fridericianisch war auch Bismards Politik lange Jahre hindurch, und wir verstehen besser als er die beklemmende Angst, mit der die Patrioten, in deren Seele das Ideal deutscher Größe glühte, diese rücksichtslose Staatskunst begleiteten, welche allen ihren freiheitlichen und nationalen Programmen ins Gesicht schlug. Aber jeder Schritt, den der preußische Staatsmann in Deutschland und an den deutschen Grenzen vorwärts that, korrigirte die Widersprüche und Unmöglichkeiten der liberalen Politik, und erfüllte dennoch die nationalen Wünsche, welche die Revolution verkündigt und gefordert hatte. Wohl vertiefte sich der Widerstand der nationalen Parteien, je schroffer der herrsche Minister die monarchischen und preußischen Gedanken betonte. Endlich aber mußte doch die Stunde kommen, die tausend Propheten verkündigt hatten, da die Nation die Gleichheit ihrer Ziele mit denen der preußischen Größe erkannte, und das Evangelium vom neuen Reich in Bismards Sprache jubelnd durch ganz Deutschland hin verkündigt ward. Je höher die Fluth gerade unter dem Druck seiner starken Hand sich angestaut hatte, um so mächtiger wurde sie selbst, als nun die Linie überschritten wurde und unter der sicheren Hand des verwegenen Steuermanns das Schiff seines Staates in den vollen Strom hineinschoß. Um so brausender war der Jubel, der ihm folgte, und um so größer das Vertrauen der Nation zu dem Kurse, den er einschlug.

Und da ist auch ihm die Tragkraft der nationalen Woge deutlich geworden. Sie war es, die ihm in Nikolsburg den Kronprinzen, der sich immer von ihr hatte tragen lassen, entgegensührte, in jener Stunde, da er nach dem vergeblichen Ringen mit den dynastischen Tendenzen seines königlichen Herrn der Verzweiflung nahe war. Sie hat durch den Mund des Siegers von Eblum König Wilhelm die Konzessionen an Bismards nationale Ziele abgetroßt, die er dem Minister, dem Kampfgenossen verwehrt hatte. Sie hat diesem geholfen, die fremden Mächte von seinem Werke fernzuhalten, mochte nun Furcht oder Sympathie dieselben dabei leiten. Sie lähmte die Rachegeleüste Dänemarks und Habsburgs. Unter ihrem Druck zerseßten sich die alten Parteien und modelten

sich um nach nationalen Programmen. Sie gewann ihm Millionen Herzen in den neuen Provinzen und in den besiegten Staaten Süddeutschlands; alle Bänke des Reichstages füllten sich mit seinen Anhängern. Sie durchfluthete unsere Jugend, und brandete in allen Erdtheilen, wo immer deutsche Herzen schlugen. Von ihr gehoben, stimmten jetzt auf allen Kathedern die Professoren der Geschichte in den Jubel ein, allen voran ihr Chorführer, der Herold des neuen Reiches, der Unvergessliche, Heinrich von Treitschke. In diesen Tagen fühlte sich Bismard selbst von der Gewalt der Strömung wie überwältigt und fast abgedrängt von seinem alten Boden, als er dem preußischen Partikularismus des Grafen Roon die alte Zeit vorhielt, da die Brandenburger ihren alten Namen mit dem der Preußen vertauscht hätten, und ihn auf die zukünftige hinwies, die, wie er zu Gott hoffe, kommen werde, „wo unsere Söhne es sich zur Ehre rechnen werden, den Söhnen des Königs in einer Königlich Deutschen Flotte und im Königlich Deutschen Heere zu dienen“. Der Elementarkraft dieser Bewegung ordnete auch er jetzt jedes andere Ziel seiner Politik unter, und sein preußisches Herz durchdrang sich ganz mit der Idee des neuen Deutschlands. Das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Zukunft, die Gleichsetzung seiner persönlichen Ehre mit der des Vaterlandes übertrug er fortan auf seine Stellung zu der deutschen Nation. Von diesem Empfinden geleitet nahm er am 13. Juli 1870 mit der Umredigirung der Emscher Depesche das Schicksal unseres Volkes in seine Faust: zwei Minuten genügten ihm, um die Nation in die Schrecknisse des Krieges, in die Bahn unverwelklichen Ruhmes, und auf den Weg ihres neuen Lebens zu drängen.

Da leerten sich die Hörsäle und die Werkstätten. Der Geist der Freiheitskämpfer kam über unser Volk. Er verschleuchte das klägliche Gesicht, das sich ihm noch entgegenstemmte, in die hintersten Winkel; er führte die süddeutschen Brüder zu uns und bewährte auf hundert Schlachtfeldern germanische Kraft und Treue. Das waren herrliche Zeiten.

Es waren die frohen Tage, da Preußens Genius nach heißem Werben, lange gesucht und gemieden, sich der Seele Germaniens endlich doch vermählte.

Heute, nach mehr als fünfundzwanzigjähriger Ehe, sind diese Empfindungen einigermaßen abgekühlt. Und schon sind die Klaischbasen wieder bei der Hand, um über Zwist und drohende Trennung

zu zücheln. Solchen Unkenrufen entgegen können wir auf die Lügenpropheten hindeuten, welche Jahrzehnte lang Unglück weisagten, weil Alles in dem neuen Bauwerk auf den Einigen zugeschnitten sei: giebt es heute wohl in aller Welt etwas, das fester wäre, als die Einigung der deutschen Fürstenhäuser, das Fundament, auf dem Bismarck das Reich errichtet hat? Auch mögen wir noch einmal daran denken, daß in dem deutschen Territorialstaat, vorzüglich in Preußen, die besten Kräfte der Nation wirksam geworden sind, und daß vor Allem Preußen jene Geistesmacht in sich aufgenommen hat, in der unser Volk zu Luthers Zeit seinen Lebensodem und den Schlüsselstein seiner wahrhaftigen Einigkeit erblickt hat. Freilich werden wir nicht vergessen, daß es immer noch die glorreichsten Zeiten Preußens gewesen sind, in denen die Unglücksraben ganz verschwanden und die geistigen Führer unseres Volkes seiner Staatslenkung am einmüthigsten zugejubelt haben. Das Fridericianische Wort „Toujours en vedette“, das uns der erste Kanzler des neuen Reiches über das Grab hin zuruft, dürfte weniger noch den äußeren Gegnern gelten (denn wer unter uns wird diese fürchten?) als den inneren Feinden, die nicht bloß an den Grundmauern rütteln, sondern in allen Stockwerken haufen. Jedermann auf seinem Posten! Suchen wir denjenigen zu behaupten, den die Weisheit unserer Könige uns angewiesen hat. Er gehört nicht zu den geringsten. Denn uns vor Andern ist die Pflege jener Gedanken anvertraut worden, die in den „Kern der Ruß und in das Mark des Weizens“ dringen, die das Lebensgeheimniß auch der politischen Macht enthalten: die geistigen Realitäten, ohne welche alle äußere Gewalt, und wäre sie auch, wie Luther schreibt, „aus aller Welt auf einen Haufen geschmelzet“, nur Schein und Schatten bleiben wird. Mag Bismarck auch mitunter in der Zeit heißer erfüllten Kampfes oder in der Bitterkeit einsamen Alters das Augenmaß für dieselben getrübt worden sein; daß er es dennoch besaß, und daß er in ihnen das Lebensmark seiner Existenz erblickte, hat er hundertfach bewiesen. Er, der nicht begreifen konnte, wie ein Mann von Nachdenken über sich ein Leben ohne Gott ertragen könnte und es nicht lieber ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde, dieser Preuße, der es zum Verzweifeln hielt, wenn wir auf den Patriotismus mit unserer Seligkeit angewiesen wären, wußte, daß es etwas Höheres gab als alle Macht dieser Welt. Mit allen Fasern seines Wesens wurzelte er in dem Gottesbegriff Martin Luthers. Und der noch als Greis sich eingeschworen

nannte auf das evangelische Kaiserthum deutscher Nation, der mußte, daß die Krone der Hohenzollern aus dem Staatsgedanken der Reformation ihre beste Kraft gewonnen hat.

In dieser Meinung wollen auch wir Preußen sein und bleiben, Männer, wie er, des Königs und des Vaterlandes. Die Zukunftsmacht der deutschen Nation, die Welt ihrer Ideen ist in unsern Händen. Hüten wir das heilige Feuer; nähren wir die Flamme, so daß sie sich reinige vom Rauch und himmelan steige; sorgen wir, soweit unser Leben und Können reicht, daß sie niemals verlösche.

✓ Katholisirende Neigungen in der protestantischen Ethik.

Von

Dorner.

Die gegenwärtige ethische Literatur zeichnet sich dadurch aus, daß sie auf die empirisch gegebenen Bedingungen, unter denen das sittliche Handeln vor sich geht und auf die Resultate dieses Handelns als soziale vorwiegend gerichtet ist. In der philosophischen Ethik steht meist noch die Güterlehre im Vordergrund. Und doch kann man bemerken, daß sich allmählich gegen diese Behandlung der Ethik gewichtige Bedenken erheben. Dadurch, daß man die Abhängigkeit des sittlichen Handelns von den Naturbedingungen, denen der eigenen und der äußeren Natur, so energisch hervorhebt, wird die Unbedingtheit der sittlichen Werthe gefährdet. Es erheben sich in der That auch genugsam Stimmen, welche diese Unbedingtheit in Abrede stellen und den relativen Charakter des Sittlichen befürworten. Man weist darauf hin, daß die sittlichen Anschauungen und Aufgaben einem beständigen Wechsel unterworfen seien, daß sie von den jedesmal gegebenen Verhältnissen abhängig seien, daß sie nur der Ausdruck für die jeweilige Durchschnittsüberzeugung vom Sittlichen seien, die mit jeder Generation einen anderen Charakter annehme. Ebenso aber hat sich die eine Zeit lang mit den Fortschritten der naturwissenschaftlichen Erkenntniß und der damit gegebenen technischen Beherrschung der Natur zusammenhängende weltfrohe Stimmung nachgerade zu verwandeln begonnen. Man sieht, daß das erhoffte Glück sich doch nicht in dem Maße eingestellt hat, wie man erwartete. So ist eine nüchterne Stimmung

eingezogen, welche vielfach sogar einen pessimistischen Hintergrund trägt. Man wendet sich von der Güterlehre ab, man schätzt die irdischen Güter, die gesammte Kultur als Produkt der naturbeherrschenden Arbeit weniger hoch; man wird sich der mit den erreichten Fortschritten neu auftretenden Probleme bewußt, die einer Lösung harren und die die gesammte bisherige Errungenschaft in Frage zu stellen drohen; die sozialen Zustände offenbaren noch so viel Elend, so viele Unzufriedenheit, daß Manche an dem Werth der Produkte der sozialen Arbeit, die doch einen großen Theil des sittlichen Lebens ausmacht, überhaupt irre werden. Eben damit hängt es nun zusammen, daß die kulturfreudige Stimmung, welche die protestantische, theologische Ethik größtentheils in unserem Jahrhundert beherrscht hat, auch in dieser abzunehmen beginnt. Betrachten wir diese Wendung etwas genauer, um zu ihr Stellung zu nehmen!

Die protestantische Ethik hatte sich Anfangs dadurch ausgezeichnet, daß sie einerseits auf eine Vertiefung der Gesinnung drang und die Werke nicht von der Person und ihrer Gesinnung ablösen wollte, eben deshalb auch nicht von verdienstlichen Werken reden konnte, die abgesehen von der Gesinnung, einen besonderen Charakter der Heiligkeit tragen, daß sie also die Ethik auf einen einheitlichen Mittelpunkt zurückführte; andererseits war es ihr eigenthümlich, daß sie an die natürlichen Bedingungen des sittlichen Lebens anknüpfte und den weltfremden Zug der mittelalterlichen Ethik beseitigte, sowohl die natürlichen Grundlagen des sittlichen Lebens, als auch die außerhalb des Christenthums schon ausgebildeten sittlichen Gemeinschaften in ihrem eigenen Werthe zur Anerkennung brachte, den Staat, die Ehe, die Wissenschaft. Wenn nun auch in der weiteren Entwicklung die Ethik längere Zeit das Stiefkind blieb und wenn der Pietismus dem supernaturalen Zug, der die Theologie beherrschte, insofern entsprach, als er das Hauptgewicht auf die Bewahrung des Glaubens vor weltlichen Einflüssen legte und im Wesentlichen nur die religiöse Persönlichkeit und ihre Heiligung durch möglichste Fernhaltung aller störenden weltlichen Einflüsse im Auge hatte, so hat doch hauptsächlich seit Schleiermacher die Tendenz der altprotestantischen Ethik, das natürliche Leben durch sittliches Handeln zu verklären, welches von der christlichen Grundgesinnung ausgehen sollte, in unserem Jahrhundert reife Früchte hervorgebracht, wie sie in der Ethik von Schleiermacher, Rothe, Martensen u. A.

vorliegen. Es wurde hier eine Verbindung des Christenthums mit der Kultur besürwortet, welche nicht wie das Mittelalter eine Beherrschung der Kultur durch die Kirche und daneben eine besondere Heiligkeit verbürgende Abwendung von der Welt verlangte, sondern die Bethätigung der christlichen Gesinnung darin fand, daß sie das Reich Gottes in den an das natürliche Leben anschließenden Gebieten ausbaute. Der Dualismus zwischen der natürlichen Sittlichkeit und dem Christenthum schien hier völlig beseitigt. Diese Position war möglich, weil auch die weltliche Ethik auf eine bedeutende Höhe sich entwickelt hatte und nun beide Formen, die christlich bestimmte und weltliche in ein friedliches Verhältniß gesetzt wurden. Wenn hier die Gesinnung und das konkrete Handeln, die Tugend- und Güterlehre in ein harmonisches Gleichgewicht gebracht waren, so bildete sich doch allmählich in der philosophischen Ethik eine Richtung aus, die im Zusammenhang mit dem Empirismus mehr auf die äußeren Handlungen und Erfolge als auf den absoluten Charakter des Sittlichen sich richtete und über der Ausbreitung die Konzentrirung auf die einheitliche Quelle des Sittlichen zu vernachlässigen begann, auch die Gemeinschaft und ihre Interessen der Persönlichkeit voranstellte, die keinen eigenen Werth mehr haben sollte, sondern nur ein Glied in der Gemeinschaft sein, nur noch sozialen Charakter tragen sollte. In dieser Ethik war nicht die Unbedingtheit der sittlichen Werthe, sondern die äußere Glückseligkeit Aller, in diesem Sinne das Gemeinwohl der bestimmende Faktor. Während so die weltliche Ethik eudämonistisch verflachte und in relativen Betrachtungen endete, die keinen absoluten Maßstab zuließen, war zugleich die Idee der Entwicklung auch für die Ethik maßgebend geworden, und trug ihrerseits dazu bei, den relativen Charakter der Ethik zu steigern. Denn einmal verstand man die Entwicklung im mechanischen Sinne so, daß auch die ethischen Vorgänge unter den Gesichtspunkt einer naturgesetzlichen mechanischen Gesetzmäßigkeit gestellt wurden, indem aus dem Selbsterhaltungstrieb, dem Kampf ums Dasein, der Konkurrenz und den Kompromissen der egoistischen Interessen die Sozialethik als Resultat sich ergeben sollte, wo selbst der Satz: Altruismus contra Egoismus das Produkt dieser mechanischen Ausgleichs der Interessen sein sollte, weil schließlich die Erfahrung darüber belehren sollte, daß Jeder bei dem Altruismus sich am besten stehe. Der englische Utilitarismus hatte vollends die Ethik in ein System von Einzelberechnungen aufgelöst, wie unter gegebenen Umständen das Gemeinwohl, die gemeinsame Glückseligkeit

am besten gefördert werden könne. Andererseits erkannte man in der Entwicklung zwar die finale Bestimmtheit an und bestritt eine bloß mechanische Entwicklung, wie sie z. B. Herbert Spencer ausführlich zu schildern versuchte, aber diese Teleologie sollte doch nur eine relative sein, so weit sie das ethische Gebiet betrifft, nur Mittel für einen höheren negativen Zweck, dem der ganze ethische Prozeß in letzter Instanz dienstbar sein sollte. In diesem Sinne erkannte der Hauptvertreter des Pessimismus, v. Hartmann, zwar eine relative Teleologie in der Ethik an; aber sie sollte sich nur auf die vorläufigen Zwecke der Steigerung der Kultur beziehen, damit durch diese um so mehr die Wichtigkeit aller positiven Bestrebungen erhelle und der Geist für den negativen Zweck, das Aufhören der Welt vorbereitet werde. Uebrigens ist diese relative Teleologie eine ganz berechtigte Annahme, wenn Glückseligkeit das letzte Ziel sein soll, da thatsächlich trotz allen Fortschritts das Ziel vollkommener Zufriedenheit nicht erreicht wird und die Opfer, welche der Einzelne dem Gemeinwohl bringen muß, allemal eine bedeutende Einschränkung der individuellen Glückseligkeit herbeiführen. Schon der antike Eudämonismus zeigt von dem ersten naiven Anlauf an ein beständiges Nachgeben, wie schon Epikur im Wesentlichen sich mit einem negativen Gute, der Ataragie, begnügt.

Dieser relative Standpunkt der Ethik, der entweder mit relativen Gütern und Fortschritten sich begnügte oder schließlich die Ethik grundsätzlich nur zum Mittel für einen letzten negativen Zweck machte, war doch zugleich nur der Ausdruck dafür, daß die Kultur als Produkt des sittlichen Handelns in ihren Mängeln erkannt wurde, und je mehr sich nun die tiefen sittlichen Schäden hervorthaten, welche die moderne Kultur in sich barg, um so mehr entstand wieder eine Stimmung, welcher der Kultur abgeneigt wurde. Diese machte sich nun auch in der protestantischen theologischen Ethik geltend und erzeugte im Zusammenhang mit dem Hervortreten einer supernaturalen Richtung in der Theologie, die ein Gegengewicht gegen den philosophischen Naturalismus sein sollte, eine Wendung der protestantischen Ethik, die sie von ihren ursprünglichen Grundlagen theilweise abdrängte. Es sind charakteristische Züge, die wir hier ins Auge fassen müssen.

Einmal finden wir bei manchen protestantischen Ethikern den Satz, daß die Kultur überhaupt etwas sittlich Gleichgültiges sei, daß die höchste Kultur mit dem Verfall der Sitten Hand in Hand gehen könne, was besonders von der Kunst gelten soll. Hier wird

die Kultur natürlich nur als die Summe der Produkte des Naturüberwindungsprozesses aufgefaßt. Die Sittlichkeit soll mit diesen Produkten nichts zu thun haben. Sie wird auf die Gesinnung reduziert. Auf diese Weise entsteht eine gewisse Gleichgültigkeit Seitens der Theologie gegen den Kulturprozeß, die aber ihre großen Bedenken hat. Denn wenn man erwägt, daß die meisten Menschen ihre Berufsthätigkeit in dem Kulturprozesse ausüben, so wird damit der größte Theil des Handelns in Bezug auf seine Ziele für sittlich irrelevant erklärt. Als sittlich könnte dann nur die Bildung der Gesinnung angesehen werden. Da diese nun in der christlichen Ethik religiös bestimmt ist, so folgt daraus, daß die Pflege des religiösen Lebens, die eigene Heiligung, die Ausbildung der christlichen Gesinnung zur Hauptsache gemacht und alles Andere bei Seite geschoben wird. Dies kann nun entweder so geschehen, daß Jeder dabei für sich selber sorgt, sein Heil im Auge hat und nach Art des Pietismus die Berührung mit der Welt meidet oder nach Kräften beschränkt. Es kann aber auch so geschehen, daß man es als die Aufgabe ansieht, diese christliche Gesinnung weiter zu verbreiten und nun der Ethik wesentlich diese Aufgabe stellt. So ergiebt sich dann die eigenthümliche Sorge für äußere und innere Mission, die heute in theologischen Kreisen als das Wesentliche der christlichen Ethik vielfach betrachtet wird. Man glaubt, mit diesen Bethätigungen, die der Verbreitung und Steigerung der christlichen Gesinnung dienen, oft genug das Wesentliche der christlichen Ethik ausgesprochen zu haben. Hiermit ergiebt sich aber wieder die Neigung, besondere Kategorien von Werken als ganz besonders werthvoll hinzustellen und die anderen sittlichen Bethätigungen für minderwerthig zu erklären. Es ist nicht zu leugnen, daß man sich damit im katholischen Fahrwasser befindet, daß man den Anschluß an die natürlichen Grundlagen des sittlichen Lebens damit beseitigt oder zurückstellt und eine Sphäre religiöser Bethätigung kennt, welche einen weit höheren Werth haben soll. Man wird zwar sagen, daß das Spezifische der christlichbestimmten Ethik eben darin bestehen müsse, die christliche Gesinnung zu pflegen und auszubreiten. Allein es ist doch ein Anderes, ob man die christliche Gesinnung auf dem natürlichen Wege der Kindererziehung, des persönlichen Verkehrs, der gegenseitigen Darstellung der Persönlichkeit im gesammten sittlichen Leben, durch ein gutes Vorbild in der Erfüllung des Berufes verbreitet, oder ob man ganz besondere Thätigkeiten heraushebt, welche dieser

Pflege gewidmet sein sollen und diese Werke in besonderem Maße heilig taxirt. Man hat wohl gesagt, Luther habe den Glauben in seine Rechte eingesezt, in unserem Jahrhundert werde die Liebe zu dem Glauben hinzugefügt, die sich aller Derer annehme, die in dem Kulturprozeß Schaden leiden, die das Gut christlicher Gesinnung verbreite und die Menschen an ihre himmlische Berufung erinnere; die außerordentlichen Schäden erfordern auch außerordentliche Maßnahmen. Allein man sollte sich mindestens dessen bewußt werden, daß diese Thätigkeiten nicht einen besonderen Werth gegenüber anderen sittlichen Handlungen haben, daß die christliche Gesinnung ganz ebenso, wie Luther sagte, sich in dem Dienste der niedrigsten Magd bethätigen könne und daß die Nothwendigkeit „innerer Mission“ in der Christenheit darauf hinweise, daß eben die christliche Gesinnung nicht genug im gewöhnlichen Leben bethätigt wird. In der Art, wie diese Thätigkeiten betrieben werden, liegt vielfach ein weltfremder Zug, ein naturfeindlicher, dem natürlichen Leben und seinen Aufgaben abgewendeter Zug, der mindestens dem alten Protestantismus nicht entspricht. Man kann sich das sehr wohl als Gegengewicht gegen eine Richtung erklären, welche auf das Bewußtsein zerstreuend wirkt, indem die Konzentrirung der Persönlichkeit, ihr einheitlicher Charakter verloren geht. Wenn nun aber wieder die religiös-sittliche Gesinnung von dem weltlichen Leben losgelöst werden oder nur neben demselben hergehen soll, als sei die Bethätigung der Gesinnung in den natürlichen sittlichen Aufgaben etwas Minderwerthiges, so entsteht wieder der mittelalterliche Dualismus zwischen Weltlichem und Geistlichem, den die Reformation gerade überwinden wollte. Die Schäden der Kultur können nicht dadurch überwunden werden, daß man um ihretwillen die Kultur als minderwerthig betrachtet und die Menschheit zu einfacheren d. h. doch im Grunde barbarischeren Zuständen zurückführt, sondern darin, daß man die Kultur durch das Handeln aus der rechten Gesinnung mit ethischem Geiste durchdringt. Das ist aber nur dann möglich, wenn eben diese Gesinnung so beschaffen ist, daß sie wirklich die Kultur durchdringen kann. Das führt auf den bedenklichsten Mangel der neuesten protestantischen Ethik.

Bei der Betonung der Gesinnung, die christlich bestimmt sein soll, handelt es sich darum, ob man diese christliche Bestimmtheit als eine wesentlich religiöse oder als eine religiös sittliche auffaßt. Ich glaube schwerlich, daß diese Frage von den protestantischen

Ethikern im Allgemeinen anders als im letzteren Sinne beantwortet würde. Und doch werden die Konsequenzen von dieser Antwort nicht gezogen. Indem man die Kultur als sittlich indifferent findet, wozu die mit ihr vielfach verbundene Unsittlichkeit ein scheinbares Recht giebt, wendet man sich doch vielfach im Innersten von der natürlichen Sittlichkeit ab und giebt höchstens zu, daß mit dem Glauben die Liebesgesinnung verbunden sein müsse. Allein hier liegt nun eben der Punkt, der zweideutig ist. Worin hat sich diese Liebesgesinnung zu beweisen? Wieder darin, daß man sie auch in Anderen erzeugt, indem man sie zum Glauben führt oder darin, daß man durch den an die natürlichen Gaben und die vorliegenden Verhältnisse anknüpfenden Beruf den Mitmenschen zu nützen sucht? Und wenn durch beides, was ist dann das Wichtigere? Hier giebt nun die neueste protestantische Ethik vielfach die Antwort, daß die Religion und ihre Pflege Allem vorgehe, daß die Pflege der Gesinnung also in erster Linie religiös sein müsse. Nimmt man aber diesen Satz an, so ist das Verhältniß zu der natürlichen Sittlichkeit schwer mehr zu bestimmen. Denn wann soll nun diese letztere zu ihrem Rechte kommen? Immer kann man das Wichtigere vorschieben, und so ergibt sich als Resultat im besten Falle ein Schwanken, wie wir es so vielfach wahrnehmen, indem die Beschäftigung mit Gott, die Aufgabe, aus Liebe Andere zu Gott zu führen, als das Höhere gilt, daneben^o zwar der natürliche Beruf anerkannt wird, aber doch im Grunde wieder mehr als ein Hemmiß der Gottseligkeit aufgefaßt wird als wie ein Förderungsmittel derselben.*) Manche, die mehr kirchlich gerichtet sind, geben diesen Gedanken auch die Wendung, daß die Kirche, die sich mit dem religiösen Gebiete befaßt, höher steht als alle anderen sittlichen Gebiete, daß also die kirchlichen Pflichten allen anderen Gemeinschaftspflichten vorangehen. Da wird von einer unmittelbaren Bethätigung gegen Gott in der Frömmigkeit die mittelbare unterschieden, welche tiefer stehen soll. Diese mittelbare ist die sittliche Bethätigung im weltlichen Gebiete.**)

Es ist klar, daß auf diese Weise der Grundsatz der Reformatoren, daß die Liebe sich eben in den an das natürliche Leben anschließenden Berufen zu bethätigen

*) Vgl. z. B. J. Weiß, Einleitung in die christliche Ethik; vgl. meine Besprechung in den theol. Studien u. Kritiken 1898 S. 345 f. Auch Franks System der christlichen Sittlichkeit leidet unter diesem Zwiespalt.

**) Luthardt, Kompendium der theologischen Ethik. Vgl. meine Anzeige in der deutschen Literaturzeitung 1896 Nr. 47.

habe, mindestens abgeschwächt wird. Konsequent wäre doch von diesen Grundsätzen aus nur, daß die „mittelbare Bethätigung“ soweit wie möglich eingeschränkt würde, ebenso, daß die Kirche und die kirchlichen Pflichten allen anderen vorangingen. Das aber ist katholisch.

Der letzte Grund für diese Erscheinungen ist in der Auffassung der Religion selbst gegeben. Das Christenthum ist nicht die Vollendung der menschlichen Natur, sondern hat einen übernatürlichen Charakter. Die Welt wird so verdorben vorgestellt, daß eine Beschäftigung mit ihr der Frömmigkeit gefährlich werden soll, der natürliche Mensch so sündig, daß nicht seine ursprüngliche Natur wiederhergestellt, sondern extraordinäre supernaturale Heilmittel nothwendig sind, um ihn von seinem Verderben zu retten. So ist es denn begreiflich, daß der Gläubige lieber in der rein religiösen Sphäre lebt, als daß er seine Gesinnung in dem an die natürlichen Bedingungen anschließenden sittlichen Leben bethätigt. Kurz, der supernaturale Zug der Dogmatik beginnt nun auch die Ethik zu beeinflussen; und wenn oben hervorgehoben wurde, daß man in den Kreisen, die sich besonderer Frömmigkeit befleißigen, das Interesse für äußere und innere Mission beinahe zum Schiboleth für den Christen mache, so ist das von diesem Standpunkte aus ganz erklärlich, der zwar alle äußeren technischen Fortschritte, alle Güter der Kultur willig anerkennt, aber doch im Verhältniß zu dem religiösen Leben als minderwerthig taxirt. Hier berührt sich diese Richtung einigermaßen mit dem modernen Pessimismus, der auch diesen ethischen Gütern relativen Werth zugestehet, im letzten Grunde sie aber doch in dem allgemeinen Quietismus versinken läßt.

Zweifellos verdient diese Erscheinung größere Beachtung, als man ihr bis jetzt gewidmet hat. Denn sie ist ein Zeichen dafür, daß man auf der ganzen Linie, nicht bloß in der Dogmatik, sondern auch in der Ethik, insbesondere in dem Hervorheben ihres kirchlichen Charakters, sich in einer Annäherung an die römisch-katholische Auffassung befindet. Das kann nun, absolut betrachtet, noch an sich nicht als ein Vorwurf angesehen werden, denn es wäre ja an sich wohl möglich, daß die katholische Auffassung den Vorzug verdiente oder wenigstens Momente enthielte, die von der bisherigen protestantischen Ethik nicht genug gewürdigt sind. Die katholische Kirche hat ihren mittelalterlichen Supranaturalismus niemals fallen lassen. Sie hat die Lehre von besonders guten Werken, die vor anderen den Vorzug verdienen und eine besondere Heiligkeit haben,

nie aufgegeben. Die *religiosi* haben bei ihr immer den höchsten Rang eingenommen und sie war stets der Meinung, daß die irdische Kultur und ihr Vertreter, der Staat, der Heiligung durch die Kirche bedürfe und daß die Kirche einen höheren Werth habe, als alle weltlichen Gemeinschaften. Ist diese Ansicht berechtigt? Ist nicht vielleicht der Versuch, eine selbständige Entwicklung der Kultur in Gang zu bringen, ihr Gebiet nach ihren eigenen Gesetzen zu behandeln, den Staat auf eigene Füße zu stellen, mißglückt? Hat sie nicht vielleicht Recht, wenn sie gegen die den Staaten drohende Desorganisation, die als möglichst gefährlich zu schildern in ihrem Interesse liegt, die rein religiöse Erziehung des Volkes durch die Kirche als das probateste Mittel ausgiebt? Ist nicht vor Allem die sich von dem Einfluß der Kirche emanzipirende Ethik in völlige Unsicherheit gerathen, was sich in ihrem relativen Charakter offenbart, der für die Anerkennung der sittlichen Autorität gefährlich wird und der subjektiven Willkür nicht genügenden Widerstand entgegensetzen kann? Man findet oft genug Spuren der Meinung, daß das Mittelalter mit seinem Dualismus auch eine Seite der Wahrheit enthalte; man findet die weltfreundige Richtung pantheistisch; man glaubt, daß sie zu wenig dem Gegensatz, der in der Welt vorhanden ist, zwischen Leben und Tod, zwischen Gut und Böse gerecht werde, sondern ihn oberflächlich vertusche. Diese Gedanken, die einer dualistischen Ansicht zuneigen, finden vielfach auch in protestantischen Kreisen Anklang. Die Befreiung vom Uebel, das diese Kulturwelt mit sich bringt, die Befreiung vom Bösen, kurz die Befreiung von den negativen Mächten liegt auch vielfach dem modernen Protestantismus mehr am Herzen, als die Hervorbringung positiver Güter auf Erden, die doch der Vergänglichkeit gewidmet sind. Diese Befreiung wird aber vielfach in einer Erhebung über die Welt gefunden, in einer Erhebung über die Hemmungen der Natur durch Werthurtheile, die auf supernaturale Offenbarung gegründet sein sollen, so daß die Beziehung zur Natur und dem natürlichen Leben mehr einen negativen, als einen positiven Charakter trägt, die Ueberweltlichkeit der christlichen Religion stärker hervorgehoben wird, als die Immanenz Gottes in der Welt, dem entsprechend auch die religiösbestimmte Ethik mehr in der Erhebung über die Welt, als in der Gestaltung der Welt sich bethätigt. Wenn diejenigen Theologen, die diesen Standpunkt einnehmen, doch zugleich wieder den weltlichen Beruf betonen, so befinden sie sich in einem Schwanken und haben eben keine einheitliche ethische Position. Aber dieses Schwanken in der modernsten protestantischen Ethik ist doch

zugleich der Ausdruck von wirklichen Schwierigkeiten, die einer weltfreundigen, kulturfördernden Ethik im Wege stehen.

Es wäre also die Frage, sind die Schwierigkeiten und die mit der Zerstreuung in dem mannigfaltigen Leben so leicht eintretende Oberflächlichkeit des sittlichen Bewußtseins nothwendig mit der Position verbunden, welche das Hervorbringen der Kultur als sittliche Aufgabe erfafst, welche einen weltfreundigen Charakter trägt? Im bejahenden Falle würde die altprotestantische Position schwerlich haltbar sein. Diese Frage muß klar beantwortet werden, denn ein unklares Schwanken in dieser wichtigen Grundfrage ist auf die Dauer eine Unmöglichkeit.

Wenn die Ethik religiös bestimmt werden soll, so handelt es sich zunächst darum, daß die Religion selbst ethisch bestimmt sei. Sonst ist eine religiöse Ethik nicht möglich. Eine Religion, die im Grunde Abwendung von der Welt fordert, Abtödtung der natürlichen Triebe, Aufgeben der Persönlichkeit, kann nur eine Scheinethik erzeugen. Sie hat im Grunde keinen ethischen, sondern einen metaphysischen Gott, der alle konkreten Bestimmtheiten in dem metaphysischen Sein verschlingt. Die brahmanische (und buddhistische) Religion ist hierfür das deutlichste Beispiel. Da will die Gottheit gar keine Persönlichkeit, da soll alle endliche Bestimmtheit in Gott untergehen; eine negative Ethik kann also hier nur als Resultat folgen oder konsequenter ausgedrückt, gar keine Ethik, sondern die Auflösung aller Ethik in Religion. Wenn nun aber doch der Mensch einmal zum sittlichen Handeln bestimmt ist, so ist eine solche Religion auf die Dauer nicht haltbar. Nur dann kann die Ethik mit der Religion sich vertragen, wenn die Religion auch dazu dient, das ethische Leben zu kräftigen und zwar nicht bloß die ethische Gesinnung, die persönliche Freiheit in dem Sinne, daß man durch die Religion von den Hemmnissen der Welt befreit wird, sondern eine ethische Gesinnung, welche eine positive Gestaltung des sittlichen Lebens anstrebt. Eine solche Religion kann also keinen grundsätzlichen Zwiespalt zwischen der Naturanlage des Menschen und der äußeren Natur auf der einen Seite und dem sittlichen Ideal auf der anderen Seite zulassen. Vielmehr muß die Beziehung zu Gott hier zugleich das enthalten, daß der Mensch alle Seiten, die in ihm angelegt sind, harmonisch ausgestalten, die Natur seinen ethischen Zwecken dienstbar machen, die universelle Seite seines Wesens im Gemeinschaftsleben bethätigen müsse, so daß auf der Naturbasis ein Geisterreich sich ausbreitet,

daß alle Seiten des menschlichen Wesens mit Hilfe der durchgeisteten Natur zu vollkommener Darstellung bringt. Mit einem Worte, die Religion selbst muß in diesem Sinne ethisch bestimmt sein, wenn sie zur Förderung des ethischen Lebens dienen soll. In diesem Falle wird die religiöse Gesinnung immer so ipso ethisch gerichtet sein, wird der Fromme eben darin seine Frömmigkeit beweisen, daß er Gottes Willen thut, und Gottes Wille ist eben die positive Ausgestaltung des sittlichen Lebens im Anschluß an die von Gott selbst stammende natürliche Basis. So kann gar keine Pflege des religiösen Lebens stattfinden, die nicht zugleich den Hinweis auf diese positiven Aufgaben enthält und es kann auch keine besonders heiligen Handlungen geben. Vielmehr wird jede Handlung Gott wohlgefällig sein, die aus der Gesinnung den göttlichen Willen zu thun, hervorgeht und diesem göttlichen Willen entspricht jede Handlung, die die sittliche Gesamtaufgabe fördert. Diese Auffassung schließt also eine besondere Religiosität aus, die von dem Sittlichen getrennt ist. Es kann hier gar keine Frömmigkeit geben, die nicht zugleich die ganze sittliche Aufgabe in sich schließt, weil Gott gar nicht anders vorgestellt wird, als daß er diese sittliche Aufgabe dem Menschen gestellt hat. Es giebt hier nicht ein besonderes Verhältniß zu Gott, in dem man sich von dem Irdischen zu Gott erheben will, sondern die Erhebung zu Gott schließt sofort das Bewußtsein der sittlichen Aufgabe in sich. Auf diese Weise hat die Ethik einen einheitlichen Charakter, indem die Frömmigkeit das sittliche Leben nicht ausschließt, sondern fordert, einen absoluten Charakter, weil die sittliche Aufgabe als Gottes Willen aufgefaßt ist, und doch zugleich einen konkreten Charakter, weil die sittliche Aufgabe nur in konkreten einzelnen Handlungen realisirt werden kann. So wird nicht durch die zeitliche und räumliche Bedingtheit des sittlichen Handelns das ethische Leben zu einem bloß relativen herabgedrückt, weil in jeder einzelnen Handlung sich die Grundgesinnung offenbart, die einen unbedingten Charakter trägt und jede einzelne gute Handlung an ihrem Theile zur Lösung der sittlichen Gesamtaufgabe beiträgt. Diese Auffassung der Religion kann auch den göttlichen Willen nicht in dem Sinne nehmen, daß er uns positiv geoffenbart sei und wir einem solchen positiven Befehl Gehorsam zu leisten hätten, dessen innere Güte wir nicht kennen. Denn da der Inhalt des göttlichen Willens die Ausgestaltung der menschlichen Persönlichkeit ist, so soll auch ihre Freiheit und ihre freie Einsicht in die sittliche Aufgabe ge-

fördert werden, und da die Naturanlagen gebildet, die Natur dem Geiste dienstbar gemacht werden soll, so muß auch eine freie Erkenntniß unser eigenen und der äußeren Natur, insbesondere ihrer Gesetzmäßigkeit angestrebt werden, damit sie vernünftig behandelt werden kann. Kurz die konkrete Ausgestaltung des sittlichen Lebens ruht da nicht auf einem göttlichen Nachtgebot, sondern es gehört zum Willen Gottes, daß der Mensch seine sittliche Aufgabe in concreto selbst erkenne. Es ist also Freiheit, Autonomie mit dieser Art von Religiosität völlig vereinbar.

Diese Auffassung ruht auf der Voraussetzung, daß nicht zwischen der unmittelbaren und mittelbaren Bethätigung gegen Gott zu unterscheiden ist, daß vielmehr die Welt auch in Gottes Augen einen selbständigen Werth hat und daß eine Bethätigung gegen die Welt als dem Willen Gottes entsprechend auch eine Bethätigung gegen Gott sei, der gerade an dieser Bethätigung Freude hat.

Wenn es unter dieser Voraussetzung möglich ist, das altprotestantische Ideal festzuhalten und und weiter ins Konkrete fortzubilden, so wäre nur noch die Frage, ob nicht die aus der Welt entstehenden Hemmnisse und die Widerspenstigkeit unseres eigenen natürlichen Wesens diesem Standpunkt im Wege stehen. Wenn man indeß dabei bleibt, daß der Widerstand der äußeren Natur kein definitiver ist, daß die Natur in fortschreitendem Maße von dem Geist angeeignet werden kann, wird man im Gegentheil in dem Widerstand der Natur ein Anregungsmittel für die sittliche Thätigkeit finden. Denn dieser Widerstand wird durch Kenntniß der Naturgesetze in fortschreitendem Maße überwunden. Ganz dasselbe gilt aber auch von dem Widerstand, der von unserer Natur ausgeht oder von fremden Willen; denn auch unsere Natur, soweit sie dem sittlichen Gebote sich widersetzt, ist nicht unüberwindlich; und ebenso können schließlich auch die bösen Willensbethätigungen überwunden und auch die Resultate solcher Handlungen im Dienste der sittlichen Idee verwendet werden. Wenn man hierin einen unberechtigten Optimismus sehen wollte, so würde auf der anderen Seite die Annahme, daß in dem Widerstand der Natur eine unüberwindliche Macht uns hindere, die göttliche Schöpferthätigkeit einschränken. Sollte aber das Böse als unüberwindlich hingestellt werden, so würde die begeisterte Kraft der Gottheit unterschätzt werden. Das pessimistische Urtheil über die Unvollkommenheit und die sittlichen Schäden dieser Welt kann nicht bis

zu der Schärfe gesteigert werden, daß diese Unvollkommenheiten und Schäden unüberwindlich seien. Wenn man freilich diese Ueberwindlichkeit nur durch die Vernichtung dieser Welt und Schöpfung einer vollkommeneren jenseitigen Welt für möglich hielte, so wäre damit wieder der Weltflucht Thür und Thor geöffnet. Aber diese Auffassung ist nicht nothwendig, da vielmehr auch schon in dieser Welt jede Hemmung als Mittel für neue Aktionen betrachtet werden kann, ebenso aber auch die moralischen Hemmungen zur Anregung werden können, sie zu überwinden und zwar keineswegs bloß durch direkte gegen dieselben gerichtete Handlungen, sondern ganz besonders durch positive Aktionen, welche eo ipso diese Schäden überwinden, indem sie die Kräfte üben, die Schaffheit aufheben, die Gelegenheit und Anlässe zum Bösen mindern u. s. w. Kurz, ohne in falschen Optimismus zu gerathen, welcher den Schattenseiten der Welt gegenüber den Vogel Strauß spielt, kann man bei voller Würdigung der Hemmungen doch das Bewußtsein behaupten, daß dieselben in fortschreitendem Maße überwindlich seien und dabei bleiben, daß die Aufgaben im Diesseits die nächstliegenden seien, die wir zu erfüllen haben, daß wir in ihrer Erfüllung unsere gute Gesinnung auf Erden zu bewähren haben.

Wenn also die dieseitigen Güter als vergänglich und endlich mißachtet werden, so ist das nicht richtig, weil sie einen unvergänglichen Inhalt in vergänglicher Form bergen. Man sagt zwar, dieser unvergängliche Inhalt sei nur die persönliche Gesinnung; das Werk, von der Person losgelöst, habe keine ethische Bedeutung; ja es gebe eine Menge von Arbeiten im technischen Gebiete, die man auf das Vortrefflichste ohne sittliche Gesinnung vollziehen könne; vollends aus den von der Person abgelösten Produkten der Kulturarbeit könne kein Mensch die sittliche Gesinnung erkennen; sie seien also mindestens sittlich indifferent. Allein wenn man die Gesinnung allein als sittlich bezeichnen will, was soll diese Gesinnung enthalten? Nur die Form des sittlichen Willens? Das wäre leer. Hegel hat dem Kantischen Moralismus mit Recht entgegengehalten, daß er ohne Angabe, was denn die gute Gesinnung für einen Inhalt habe, zu einem sophistischen Prinzip werden könne. Auch die bloße Gemeinschaft mit Gott kann nicht Inhalt dieser Gesinnung sein. Es fragt sich da wieder, wie Gott vorgestellt sei. Wenn Gott nicht ethisch vorgestellt ist, so führt diese Gemeinschaft mit Gott in Wahrheit auf einen überirdischen Standpunkt und dient mehr der Auflösung als der Begründung

der Sittlichkeit. Oder mindestens wird so das Ethische nur zu einer relativen Größe, das nur für die irdische Entwicklung eine vorläufige Bedeutung hat, da diese Gesinnung zuletzt doch die Auflösung in Gott forderte. Wenn aber Gott ethisch vorgestellt wird, so müssen auch die konkreten sittlichen Aufgaben als göttlich gewollte angesehen werden. Es ist damit auch schon gesagt, daß man über die Gesinnung hinausgehen müsse. Denn wenn die Gesinnung für sich allein ethisch wäre, so würde das Handeln etwas ethisch Gleichgültiges sein. Soll es zum sittlichen Handeln kommen, so müssen die konkreten Aufgaben mit in die Gesinnung aufgenommen werden. Dann hat erst der die rechte Gesinnung, der eben in diese Gesinnung den Willen aufnimmt, die konkreten sittlichen Aufgaben zu erfüllen. Die reine Gesinnungsethik ist dualistisch; sie könnte nur darauf ausgehen, die Gesinnung gegen Hemmnisse zu bewahren und jedes Eingreifen in die konkreten sittlichen Aufgaben würde als etwas Ueberflüssiges erscheinen, da es nur auf die Bewahrung der Gesinnung ankäme. Sie wäre aber auch egoistisch, weil sie im Grunde nur mit sich selbst zu thun hätte und wenn diese Gesinnung universal wäre und doch nicht über die Enge des Subjekts in Thaten hinausginge, so wäre sie vollends widerspruchsvoll in sich selbst. Die Gesinnung oder der gute Wille muß in einer Persönlichkeit zur Darstellung kommen. Wenn sie nicht die empirisch gegebene Person mit ihrer natürlichen Basis ergreift, wenn diese nicht zum Organ der Gesinnung wird, so geht die Person neben der Gesinnung her; wir haben dann einen homo phaenomenon und einen homo noumenon. Ersterer ist mit letzterem nicht verbunden. Wenn es aber selbstverständlich ist, daß die Person als Totalität ihre Gesinnung darstellt, so ist auch schon die Beziehung zur Natur unvermeidlich. Denn die empirische Person mit ihrem Körper ist von der Natur abhängig. Vollends wenn diese Person mit anderen Personen in Konnex treten will, braucht sie die Natur zur Vermittelung. Doch das sind alles selbstverständliche Dinge, die aber auf das Deutlichste zeigen, daß eine reine Gesinnungsethik überhaupt keine Ethik ist. Aber man muß weiter gehen und auch die Werke, die zu thun ethische Aufgabe ist, als etwas Werthvolles betrachten, nicht losgelöst von der Gesinnung und doch losgelöst von der handelnden Person. Das Erste, insofern in ihnen überall die Energie sittlicher Gesinnung sich offenbart, das Letzte, insofern als das Werk an sich doch auch einen sittlichen Werth behauptet, weil es, auch von seinem Urheber losgelöst, gleichsam ein eigenes Leben führt und anregend, belebend,

fördernd auf den weiteren sittlichen Prozeß, auf andere Personen wirkt, weil und sofern in ihm sittlicher Geist niedergelegt ist, was wohl von reifen Werken der Kunst und Wissenschaft Niemand bestreiten wird. Hat man aber das Bedenken, daß je mechanischer eine Arbeit sei, je mehr die Technik hervortrete, um so weniger der ethische Charakter sich in ihr offenbare, so wird dabei gewöhnlich der Begriff der ethischen Gesinnung zu eng genommen. Wenn Jemand in seinem Beruf gewissenhaft arbeitet, so werden seine Produkte jedenfalls bessere werden als im entgegengesetzten Falle, und es ist eine Erfahrung selbst derer, die mit mechanischer Arbeit zu thun haben, wie dem Fabrikbetriebe, daß Arbeiter, die mit guter Gesinnung und mit voller Energie arbeiten und eine ausgebildete Intelligenz besitzen, selbst in dem rein mechanischen Gebiete besser arbeiten, als solche, denen diese Vorzüge abgehen. Die gute Gesinnung zeigt sich hier in der Liebe zum Berufe und in der Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihren Beruf betreiben. Man kann doch nicht behaupten, daß Berufstüchtigkeit nicht ein ethischer Vorzug sei. Man mag sagen, daß mit solcher Berufstüchtigkeit oft allerhand sittliche Mängel verbunden seien, daß sie den Berufs-egoismus, Standesvorurtheile, die zu Klassenhaß führen, nicht ausschließe, daß sie also nicht ein Beweis für ethische Gesinnung sei. Allein nicht mit Unrecht hat Hegel gesagt, daß erst da das wahre Proletariat beginne, wo die Berufslehre aufhöre. Dieses Bewußtsein der Ehre und der damit verbundenen Würde des Berufes ist etwas durchaus Berechtigtes und Ethisches. Dieses Standesbewußtsein kann gewiß sehr einseitig, engherzig und beschränkt werden. Aber man hat kein Recht, weil es vielleicht — durch allerhand Hemmungen gesteigert, in falsche Bahnen gerathen ist, ihm allen ethischen Werth abzustreiten, sondern man muß es nur von seiner Einseitigkeit befreien, indem man die gliedliche Stellung jeder Arbeit im Ganzen hervorhebt. Kurz, es mag wahr sein, daß das Werk die Gesinnung nicht immer rein offenbart — wie Kant nach anderer Seite hin aus diesem Grunde Legalität und Moralität unterschieden hat, das bleibt nichtsdestoweniger ebenso wahr, daß ohne Werk sich die Gesinnung überhaupt nicht offenbaren kann, und daß es zu der Gesinnung selbst gehören muß, das Werk zu wollen.

Wenn man nun auf die endliche Form dieser Werke hinweist, um dadurch den relativen Charakter des Sittlichen darzuthun, so ist das meist auch dualistisch begründet. Man hält nämlich die

sinnliche Form für unfähig, adäquater Ausdruck des Geistigen zu werden. Allein diese Auffassung ist nicht richtig. Das Sinnliche ist fähig, den geistigen Gehalt zur Darstellung zu bringen und als Mittel für geistige Interessen zu dienen. Durch die Vermittelung des Sinnlichen kann sich die Liebe bethätigen; das Sinnliche ist das Kommunikationsmittel der Geister. Die erhabensten Ideen können von der Kunst auf sinnliche Weise veranschaulicht werden, und die tiefsten Gedanken finden in der Sprache ihren Ausdruck. So kann man nicht sagen, daß der unbedingte Charakter des Sittlichen dadurch Noth leiden müsse, daß das sittliche Leben in lauter einzelnen Handlungen verläuft, wenn anders diese Handlungen aus einer Gesinnung hervorgehen, welche jeden Theil des sittlichen Lebens als Glied der Gesamtaufgabe auffaßt. Der unendlich werthvolle Inhalt des Sittlichen kommt in einer unendlichen Reihe zur Geltung. Man kann jedem Werke, wenn man es aus dem Zusammenhang löst, endlichen Charakter zuschreiben. Wenn es aber ein Glied in dem Ganzen ist, und als solches gewollt ist, so hat es auch an dem Werthe des Ganzen Antheil. Dieses Ganze bezeichnet die christliche Ethik als das Reich Gottes und es verträgt sich ganz wohl, daß dieses Reich eine Entwicklung hat, die sich in das Unendliche fortsetzt und daß es doch als ein Ganzes aufgefaßt wird.

Wenn wir also zu unserer obigen Frage Stellung nehmen wollen, ob wir um der Mängel der Kultur willen genöthigt sind, die Ethik auf die Gesinnung zu reduzieren, oder die christliche Ethik auf die Förderung und Bildung dieser Gesinnung zu beschränken, so ist zu antworten, daß das durchaus nicht von der christlich bestimmten Ethik gefordert werden kann, wenn nur grundfänglich anerkannt wird, daß die Gottheit selbst eine endliche Welt von Geistern haben will, welche ein Reich Gottes bilden und zwar nicht nur ein Reich Gottes von lauter gleichgesinnten Geistern, sondern ein Reich, das aus individuellen Persönlichkeiten und Gruppen besteht, die einander ergänzen, das sich mit Hülfe der Natur mannigfaltige Daseinsformen giebt, die zusammen gehören und sofern sie einander zeitlich ablösen, doch für einander bestimmt sind, da die eine Form die Vorbedingung der anderen, ja jedes einzelne sittliche Werk die Vorbedingung für die folgenden ist. Es kommt darauf an, daß die Gesinnung nicht abstrakt vorgestellt werde, sondern so beschaffen, daß sie sich in konkreten Formen bethätigen will.

Wie man das Christenthum als Religion nur versteht, wenn

man auf das all seinen Erscheinungsformen zu Grunde liegende Prinzip zurückgeht, das sich eben in all diesen Erscheinungsformen darstellt, und wie es hier doch grundverkehrt wäre, wenn man bei dem nackten Prinzip stehen bleiben wollte, da es vielmehr zu dem Prinzip des Christenthums gehört, sich konkrete Gestalt je nach den gegebenen Verhältnissen zu geben, so ist es auch mit der Ethik, sofern sie christlichbestimmt ist. Sie bleibt nicht bei der prinzipiellen Gesinnung stehen, sondern gestaltet sich konkret; die christliche Gesinnung schließt es in sich, daß sie sich in der Welt bethätigt und zwar keineswegs bloß in den spezifisch religiösen Formen, sondern in den durch die natürlichen Grundlagen unseres Lebens vorgeschriebenen Formen. So kann es also dabei bleiben, daß wir die Vereinigung des ethischen Prinzips persönlicher Gesinnung und die konkrete Bethätigung dieser Gesinnung in der weltlichen Sittlichkeit aufrecht erhalten, daß die Ethik auch die Kultur umfaßt und daß die Mängel, welche unser Kulturleben offenbart, ethisch nur als Zeichen dafür betrachtet werden, wie die nächsten Aufgaben zu formuliren sind, um diese Fehler zu beseitigen. Gerade die rechte ethische Gesinnung ist im Stande, alle Hemmungen zum Anlaß für neue, kräftige Bethätigung im konkreten Leben zu nehmen.

Die protestantische Ethik hat also keinen Anlaß, aus ihrer alten Position sich verdrängen zu lassen, welche in der Anerkennung der gesammten weltlichen Sittlichkeit als einer gottgewollten sich zeigte. Andererseits ist es freilich auch vollkommen begreiflich, daß, wenn auf der einen Seite die Ethik in die Mannigfaltigkeit äußerer Güter zu zerfallen droht und ihre konzentrirte Einheit verliert, auf der andern Seite sich als Gegengewicht eine Ethik bildet, welche die Gesinnung einseitig hervorhebt. Ebenso muß, wenn auf der einen Seite der absolute Werth des Sittlichen und der unbedingte Charakter der sittlichen Forderung geleugnet und der Ethik ein nur relativer Charakter zugeschrieben wird, auf der andern Seite dieser unbedingte Charakter so geltend gemacht werden, daß man Alles das bei Seite schiebt, was diesem Charakter gefährlich zu werden scheint, und daß man so zu einer abstrakten Gesinnung kommt, mag diese nun mehr religiös oder mehr ethisch abstrakt in kantischer Form genommen werden. Umgekehrt wird ein so abstrakter Standpunkt wieder die Betonung der Güterlehre und des konkreten ethischen Lebens als Gegensatz hervorrufen. Eben dies, daß das eine Glied des Gegensatzes das andere hervorrufen, ist ein Beweis dafür, daß beide Seiten berücksichtigt werden müssen.

Ein zweiter Punkt, der eine Modifikation der protestantischen Ethik in der Richtung auf den Katholizismus vielfach aufweist, ist der formale Gegensatz von Autorität und Freiheit. Man pflegt gewöhnlich zu sagen, daß der Protestantismus die Freiheit vertrete, der Katholizismus die Auktorität, der Protestantismus die sittliche Mündigkeit seiner Glieder anstrebe, der Katholizismus die Abhängigkeit von geistlichen Vormündern. Diese Formulirung trifft doch nicht überall mit dem Thatbestande von heute zusammen. Auch hier müssen wir auf die allgemeine Lage einen Augenblick sehen. Nachdem das vorige Jahrhundert das Recht der Subjektivität erkämpft hatte und soweit ging, alle Gemeinschaften aus dem Willen der Subjekte abzuleiten, trat in unserem Jahrhundert eine Wendung zu Gunsten der Gemeinschaft, der Tradition, der objektiven Mächte und Institutionen ein. Es konnte sich dieser Tendenz auch das öffentliche Leben nicht entziehen. Stahls „Auktorität nicht Majorität“ ist in dieser Hinsicht ebenso charakteristisch, wie das sozialistische Programm, das ebenfalls, um den Einzelnen glücklich zu machen, ihn seiner Freiheit im sozialen Gebiete nach Kräften beraubt und von dem Willen des Ganzen abhängig macht. Die Gemeinschaft setzt dem Subjekte seine Grenzen, denen es sich zu unterwerfen hat. Selbst der Kantische Formalismus muß bei Stammler dazu dienen, das Recht als die formale Ordnung der Gesellschaft aufzufassen, die mit Zwangscharakter ausgestattet ist, als die ihrer Sinne nach unverletzliche Zwangsregelung menschlichen Zusammenlebens, die in sich selbst formal rechtlich begründet ist,*) wenn er auch diese Bestimmungen an anderen Stellen seines Werkes wieder einschränkt. Die Hauptsache ist überall die Herrschaft der Institution, der gegebenen Ordnung, welche die Gefahren der subjektiven Willkür eindämmen soll, was auch von dem Sozialismus gilt, der durch eine allgemeine zwangsmäßige soziale Ordnung die subjektive Freiheit des Einzelnen einschränkt.

Diese allgemeine Richtung ist dem Katholizismus sehr günstig, der ja von jeher die Auktorität der kirchlichen Gemeinschaft betont hat, und es ist kein Wunder, daß die katholische Kirche nach außen Erfolge zu verzeichnen hat. Der Protestantismus ließ sich, theils durch diese Erfolge angeregt, theils durch die allgemeine Strömung bestimmt, ebenfalls in diese Bahnen ziehen, die objektive kirchliche

*) Vgl. Stammler, Wirtschaft und Recht. Vgl. meine Anzeige Protestantische Monatshefte Jahrgang 1 S. 8 S. 305 f.

Ordnung und ihre Innehaltung wird oben angestellt; die formale Organisation, die auctoritative Stellung ihrer Vertreter, das Gewichtlegen auf äußere Ordnungen, die Erziehung des Klerus in Geiste der Tradition und in dem Gehorsam gegen die äußeren Ordnungen spielen auch im modernen Protestantismus eine große Rolle. Wie hier der Einzelne in seinem religiösen Leben durch die Auctorität der organisirten Gemeinschaft bestimmt werden soll, so macht sich auch in der Ethik selbst eine Zurückstellung der subjektiven Seite bemerkbar. Zwar will man das alte Prinzip der Gewissensfreiheit nicht völlig aufgeben und in dem Gewichtlegen auf die rechte Gesinnung scheint das subjektive Moment erst recht anerkannt. Aber man betont doch für die Sittlichkeit die Bedeutung der Auctorität; die Sittlichkeit soll zugleich in dem Gehorsam gegen die kirchliche Tradition, in der Unterwerfung unter die Bekenntnisse bestehen; sie wird auf die Auctorität der Schrift zurückgeführt oder auf Offenbarung und trägt so einen positivistischen Charakter. Die beste inhaltliche Ethik genügt nicht, wenn sie nicht zugleich auf die formale Offenbarungsauctorität gestützt ist. Man ist vielfach geneigt, die Auctorität der Offenbarung über den inhaltlichen Werth zu stellen, als ob erst durch diese äußere Sanction formaler Art der Inhalt seinen vollen Werth erhalten könnte. Darin ist aber doch eine gewisse Skepsis gegen den Inhalt verborgen.

Man könnte nun sagen, daß die Begründung der Sittlichkeit auf die in der Schrift niedergelegte Offenbarung im Gegensatz zu der Begründung der Sittlichkeit auf die Gebote der Kirche im Protestantismus von jeher geltend gemacht worden sei. Aber man darf nicht vergessen, daß der ursprüngliche Protestantismus zwar auf die Schriftauctorität und das in der Schrift niedergelegte göttliche Gesetz verwies, daneben aber doch die Freiheit eines Christenmenschen hervorhob und in dem ganzen Gebiete der weltlichen Sittlichkeit der Vernunftkenntniß freien Spielraum lassen wollte. Die Freiheit sollte aber darin bestehen, daß der göttliche Geist in dem Menschen eine gute Grundrichtung hervorrief, so daß er nicht aus dem gesetzlichen Zwangsmotiv der Furcht oder Belohnung, sondern ganz aus freien Stücken Gutes thun wollte. Den Gedanken hatte man freilich noch nicht mit derselben Schärfe ins Auge gefaßt, daß nicht bloß guter Wille, sondern auch die richtige Einsicht zum sittlichen Handeln gehörte, und soweit man diesen Gedanken berücksichtigte, kam man doch wieder darauf zurück, daß wir aus der Schrift den göttlichen Willen zu erkennen haben. Man

kann nicht sagen, daß diese Auffassung einheitlich gewesen wäre. Denn wenn der gute Wille in uns durch die Inspiration des Geistes als freier Antrieb vorhanden sein sollte, so gehörte dazu als Korrelat das Bewußtsein, daß jeder Christ auch für seine sittliche Einsicht verantwortlich zu machen sei, daß es seine Aufgabe sei, sie auszubilden und im einzelnen Falle die Zweckbegriffe zu bestimmen, deren Realisirung er erreichen will.

Dieser Satz, daß die sittliche Intelligenz zur freien Erkenntniß auszubilden sei, findet nun in der neuesten protestantischen Ethik keine konsequente Durchführung. Man sagt zwar vielfach, daß in letzter Instanz Jeder selbst wissen müsse, was seine Pflicht sei, daß er seinem Gewissen zu folgen habe. Aber man macht jedenfalls in Bezug auf den Glauben eine Ausnahme, wenn man hier Anschluß an die Auktorität der Bekenntnisse fordert und schließlich auch auf die Bekenntnißmäßigkeit der Ethik hinweist, was noch ganz besonders bedeutsam wird, wenn die religiösen Pflichten, insbesondere auch die Pflichten gegen die Kirche, in den Vordergrund gestellt werden. So kommt auch an diesem Punkte in die moderne protestantische Ethik ein schwankender Charakter, indem Gewissensfreiheit gefordert und zugleich Unterwerfung unter die Auktorität der Kirche im religiösen Gebiete als Pflicht behauptet wird, mag immerhin diese Auktorität auch nur die Lehrauktorität sein.

Nach welcher Seite soll nun der Ausschlag gegeben werden, um dieses Schwanken zu beseitigen? Der Protestantismus muß mit diesem Schwanken auch hier seinen Tribut an die Zeit zahlen. Es dürfte indes nicht schwer sein, einzusehen, daß, wenn man einmal das Prinzip der Gewissensfreiheit aufstellt, man konsequenter Weise auch die Forderung aufrecht erhalten muß, daß es Pflicht der Persönlichkeit sei, ihre ethische Einsicht zu bilden und im konkreten Falle die rechte Anwendung der ethischen Grundsätze zu machen. Wenn man an diesem Punkte die Verantwortlichkeit ablehnt, so ist schwerlich die Gewissensfreiheit aufrecht zu erhalten. Im Katholizismus hat der Einzelne das Recht und die Pflicht, sich an den Weichtvater zu halten und hat der von ihm repräsentirten Kirche Folge zu leisten. Hier ist die Intelligenz der Aufsicht der Gemeinschaft unterstellt. So lange, als die Rathschläge der Oberen gut sind, mag dieses System noch leidlich zurecht kommen, aber wenn das nicht der Fall ist, so ist die Sittlichkeit auch in ihrem objektiven Charakter verletzt. Man hat zu Gunsten dieses Systems hervorgehoben, daß im Interesse der Gemeinschaft die Masse feste

sittliche Anweisungen erhalten müsse, daß sie nicht im Stande sei, zu entscheiden, wie sie zu handeln habe, und daß ihre Pflicht deshalb darin bestehe, denen zu folgen, die die bessere Einsicht haben, den kirchlichen Oberen. Die Forderung, daß Jeder selbst wissen müsse, wie er zu handeln habe, führe zu Subjektivismus, zur Auflösung aller festen sittlichen Ordnung. Hierin ist so viel richtig, daß Derjenige, der nicht mündig ist, allerdings der sittlichen Leitung bedarf, auch ist es wahr, daß man in falschem Optimismus die Mündigkeit oft zu weit ausgedehnt und so Unmündige sich selbst überlassen hat, zum Schaden ihrer selbst und der Gesamtheit. Allein, wenn die „Masse“ unmündig ist, so hat das doch in der Regel einen anderen Grund; es hat an der rechten Erziehung zur Mündigkeit gefehlt. Vollends aber kann es nicht gebilligt werden, wenn man die sittliche Unmündigkeit in Permanenz erklärt. Die Folge davon ist auch nothwendig nicht bloß Gehorsam gegen die Oberen, sondern eine gewisse sittliche Skepsis, die den sittlichen Inhalt gegen den formalen Gehorsam zurückstellt. Bei Gewissenhaften führt dies zu einer kindlichen Abhängigkeit, bei weniger Gewissenhaften zu einer äußerlichen Sittlichkeit, die aber zugleich da aufhört, wo die Auktorität aufhört. Vollends aber werden diejenigen, die über das Stadium der Unmündigkeit hinaus streben, jeglichen Haltes entbehren, weil sie keinen Zuchtmeister mehr haben und sich selbst zu bestimmen nicht gelernt haben. Wenn das Sittliche irgendwie seinen unbedingten Werth behaupten soll, so muß die Verantwortlichkeit aufrecht erhalten werden. Diese kann aber nicht darauf reduziert werden, daß ich einen Anderen zu meinem Gewissen mache. Den Rath Anderer in zweifelhaften Fällen einzuholen, ist natürlich durch die Pflicht der eigenen Entscheidung und der selbständigen Erkenntniß nicht ausgeschlossen, da vielmehr gerade die Pflicht der eigenen Entscheidung eine Ausbildung der sittlichen Erkenntniß verlangt, die man mit allen Mitteln, also auch mit Zuziehung der Einsicht Anderer bewerkstelligen soll. Nur muß in letzter Instanz dem Einzelnen die Verantwortung nicht bloß für seine That, sondern auch für seine sittliche Einsicht und seine Entscheidung zugeschrieben werden, wenn er nicht ein durchaus unmündiger und unselbständiger Mensch bleiben soll. Eben daher wird man zwar anerkennen können, daß man sich aller vorhandenen Mittel bedienen soll, um die sittliche Intelligenz auszubilden, daß es aber Aufgabe eines jeden mündig Gewordenen bleibt, zu prüfen, ob die sittliche Tradition in Erkenntniß und Sitte haltbar sei oder einer Aenderung

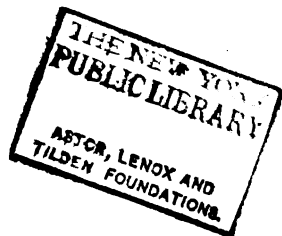
bedürfe. Nur so kann es einen Fortschritt in der sittlichen Erkenntniß geben.

Kurz, der Protestantismus hat nicht nöthig, von seinem Prinzip der Gewissensfreiheit abzufallen, wenn dasselbe anders Gewissenhaftigkeit in der Gewinnung der richtigen sittlichen Erkenntniß, der Erkenntniß der rechten Grundsätze und der Ausbildung der dieselben im Einzelnen anwendenden sittlichen Urtheilskraft bedeuten soll. Denn diese Gewissenhaftigkeit schließt den Respekt vor der Arbeit Anderer, also auch vor der Tradition in sich, nur mit dem Vorbehalt des Rechtes der Prüfung. Daß die hiermit gegebene Steigerung des Verantwortlichkeitsbewußtseins schädlich wirken sollte, ist schwerlich zu fürchten. Irrthum ist allerdings möglich; aber es besteht doch gerade bei gewissenhafter Erfüllung der Pflicht, die sittliche Intelligenz zu bilden, auch stets die Bereitwilligkeit, fremde Einwände zu prüfen und die eigene Ansicht zu modifiziren, sobald man diese Einwände berechtigt findet. Wenn man von dieser Pflicht, die sittliche Intelligenz auszubilden und selbst zu entscheiden Gefahr für die Gemeinschaften, insbesondere den Staat, fürchtet, so kann dies nur dann geschehen, wenn man den Staat auf einem gegebenen Niveau festnageln will. Der Staat selbst aber muß wünschen, daß die in ihm vorhandenen Uebelstände erkannt, daß etwaige Besserungen in seinem Gebiete vorgeschlagen werden, und muß so organisirt sein, daß er eine Kritik verträgt. Außerdem aber gehört es auch zur Gewissenhaftigkeit, daß man mit Vorschlägen zu Verbesserungen im öffentlichen Leben sich nicht hervorwagt, bevor man eine klare Ueberzeugung davon gewonnen hat, daß man hierzu die nöthige Einsicht besitzt.

Wo freie Diskussion gestattet ist und die verfassungsmäßigen Organe vorhanden sind, um Schäden zur Sprache zu bringen und auf ihre Abstellung zu dringen und Verbesserungsvorschläge zur Verhandlung zu bringen, da ist die Verantwortlichkeit des Einzelnen und die ihr entsprechende freie Ausbildung der sittlichen Intelligenz nicht nur nicht ungefährlich, sondern von großem Segen, weil auf diese Weise Jeder mit seiner vollen Persönlichkeit am Staatsleben Theil nehmen und seine bürgerliche gute Gesinnung bethätigen kann. Sinegen kann es sehr wohl geschehen, daß eine Kirche, welche das Gewissen ihrer Angehörigen repräsentirt, von der Auktorität, die sie über die Gewissen hat, sehr zu Ungunsten des Staates Gebrauch macht, sobald es ihr vermeintliches Interesse fordert.

Die Betonung der Gewissensfreiheit der Persönlichkeit in dem

ausgeführten positiven Sinne steht im Konnex mit der Anerkennung einer auf der natürlichen Basis sich aufbauenden Sittlichkeit. Denn das Erste, was naturgemäß ausgestaltet werden muß, ist die Persönlichkeit mit ihren Anlagen und Gaben; dazu gehört aber vor Allem die sittliche Intelligenz. Ebenso ist es ganz natürlich, daß eine sittliche Auffassung, welche sich von der natürlichen Basis des Sittlichen abwendet und als Ideal eine absorptive Ethik ansieht, welche Allem entsagen soll zu Gunsten einer supernaturalen Gemeinschaft mit Gott, vor Allem auch den Verzicht auf eigene Meinung ausspricht, und hierin das Aufgeben des natürlichen Ich sieht, wie ja die Mönche nicht nur Ehe und Eigenthum aufgeben sollen, sondern auch in freiwilligem Gehorsam sich den Befehlen der Oberen unterordnen sollen, die Jesuiten sogar bis zum Gehorsam eines Reichthums. So liegt also kein Grund vor, die Grundsätze des Protestantismus zu Gunsten augenblicklich bestehender Strömungen abzuschwächen, sondern weit eher das Recht, sie mit aller Energie und Konsequenz auch unter den weniger günstigen Verhältnissen der gegenwärtigen geistigen Strömungen zu vertreten.



Aus allen Erdtheilen.

Von

Albrecht Wirth.

Alphonse de Haulleville: Les Aptitudes colonisatrices des Belges. Bruxelles, Leipzig, Paris 1898.

A. J. Wauters: L'Etat indépendant du Congo. Bruxelles 1899.

Waldeemar Berthier: Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Berlin 1898.

G. Schweizer: Emin Pascha. Berlin 1898.

G. Schweizer: Eine Reise um die Welt. Berlin 1899.

E. F. Evans: Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte. Stuttgart 1898.

Am Ausgang des Mittelalters war Belgien das reichste Land der Welt. Laut Guicciardini wurden in Brügge in einem Monate mehr Waaren umgesetzt als in Venedig zur Zeit von dessen höchster Blüthe in einem Jahre, und in Antwerpen liefen allwöchentlich zweitausend Schiffe ein und aus. Der Aufschwung des Handels regte zugleich Auswanderung und Kolonialpolitik der Belgier an und führte zu flamischen und wallonischen Siedelungen in Uebersee. Belgische Mönche durchqueren Persien und China; Wilhelm von Sastingen gründet ein Reich im Sudan, Jahrhunderte vor Ismail und Emin Pascha; Flamingen entdecken und besiedeln die Azoren, lassen sich nieder am Kap und in Nordamerika, sie treiben Handel in Ostasien und sind die Krieger und Diplomaten Karls V. im Kampf gegen die Osmanen. Der Reichthum und die Blüthe Belgiens wird indeß durch die Spanier zerstört und aller überseeische Handel verboten. Drei Jahrhunderte lang ruht der Unternehmungsgest und stockt die Auswanderung. Der Belgier, früher gewöhnt, die weite Welt zu durchstreifen, wird zahm und klebt an der

Scholle. Die fremden Nationen drohen indeß, ein entscheidendes Uebergewicht zu erlangen und Belgien ganz zu verdrängen. Da erhebt der kühne Muth der Städter, die einst Herzögen und Königen trotzen, sich von Neuem, zum Widerstande gegen die beengenden Schranken, erhebt sich zum Vordringen und Wagen, wieder schallet der Ruf:

Naar Oostland willen wy ryden
 Naar Oostland willen wy mee
 Al over die groene heiden
 Frisch over die heiden
 Daar is er en betere stee.

und von Neuem begiebt sich Belgien in die Bahn der Expansion und außereuropäischen Finanz- und Kolonialpolitik.

Im letzten Jahrzehnt allein sind mehr als zwei Milliarden Franken belgischen Kapitals in Rußland angelegt und über 150 belgo-russische Gesellschaften gegründet worden. Zusammen mit Engländern oder gar, falls die letzten Nachrichten zuverlässig, ganz auf eigene Faust betreiben belgische Ingenieure und Kapitalisten den Bau einer Bahn von Peking nach Hankau und erstrebt die belgische Regierung den Erwerb eines Hafens in China. Die Belgier bauen Trambahnen in Samarkand und Teheran, sie eignen die Eisenbahn, die von Damaskus ins Hauran führt, sie haben bedeutende Interessen in Südafrika, ihnen gehören Bahnen in Brasilien und Argentinien. In dem großartigen Aufschwunge, den die belgischen Kolonialgeschäfte gewonnen haben, ist das Kongo-Unternehmen nur ein Glied in einer großen Kette. Es zeigt am deutlichsten zwar nicht durch den moralischen, aber durch den finanziellen Erfolg, daß die Belgier zum Kolonisiren wirklich Talent haben: König Leopold hat für die 50 Millionen Franken, die er in den Kongostaat steckte, 65 Millionen geerntet, und die Kongo-bahnaktien von 500 Franks stehen jetzt auf 3900.

In einer umfassenden Arbeit hat Alphonse de Haulleville, Bibliothekar der Kongoregierung, es unternommen, den Wurzeln dieses kolonialen Aufschwunges der Belgier nachzuforschen, den überraschenden Erfolg derselben zu schildern und, durch ausgiebige Vergleichung mit den Methoden und Ergebnissen der anderen Kolonialvölker, den belgischen Bestrebungen und Errungenschaften den richtigen Platz anzuweisen. Ein ähnliches, nicht nur das Bisherige erschöpfend zusammenstellende, sondern auch durch die neue und originelle Zusammenstellung frische Gedanken weckende und

ungeahnte Ausblicke in die Zukunft eröffnende Wert haben wohl die Engländer mit Sir Charles Dilkes' „Greater Britain“ aufzuweisen, nicht aber ein anderes Volk, auch nicht wir Deutschen, die wir eine groß angelegte Darstellung des Deutchthums im Ausland noch schmerzlich entbehren. Haulleville theilt sein Buch in drei Theile: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und spricht nicht bloß von der äußeren politischen, sondern auch von der geistigen, kulturellen Ausdehnung seines Volkes. All dies in seiner, anregender, antithesenreicher Sprache und gewürzt mit philosophischen Betrachtungen, nationalökonomischen Statistiken und welt-historischen Perspektiven, die durch unerwartete, oft humoristische Bilder Farbe und Licht erhalten.

Der Grundgedanke des Werkes ist der, daß es für ein Land gefährlich sei, gleich einem buddhistischen Asketen bloß seinen eigenen Nabel zu beschauen, sich bloß um das In-, nicht das Ausland zu kümmern. Uebermäßige Konzentration führt in nationaler wie gewerblicher Beziehung zur Hypertrophie, zu erstickender Ueberhizung. Daher muß sich eine Nation nach außen wenden, in Handel wie in Wissenschaft. Seit 1887, als der Kongostaat sich konsolidirt hatte und erste Lebenszeichen äußerte, hat sich die überseeische Ausfuhr Belgiens fast verdoppelt, während die europäische um 4% zurückging. Zugleich hat der Kongo der belgischen Meteorologie, Astronomie, Medizin, Philologie und Ethnologie ganz neues Leben eingehaucht. In jeder Weise hat er die Kraft der ganzen Nation neu erregt und gesteigert. Der Unternehmungsgeist, die Lust zu Abenteuern, der Muth zu erleben, zu erwerben, zu wagen, ist zurückgekehrt. Die Nation ist männlicher, selbstbewußter, willensmächtiger geworden. Sogar die Kunst hat gewonnen, die Skulptur durch Wiederaufnahme der Gold-Elfenbeintechnik, die Malerei und Radirung durch exotische Landschaften und nationale Kriegsskizzen; nicht minder ist eine neue Literatur entstanden. Der große Erfolg am Kongo wird weitere afrikanische Unternehmungen der Belgier nach sich ziehen, wie denn jüngstens Oberst Thys, die Seele der Kongo-gründung und -Ausgestaltung, zur Bildung der deutsch-belgischen Sanga-Gesellschaft (Süd-Kamerun) viel beigetragen hat. Dagegen ist es nicht, wie Herr de Haulleville meint, der Kongo gewesen, dessen kaum in diesem Maßstabe erwartetes Gedeihen doch erst nach der ganz kürzlich erfolgten Hauffe der Bahnnaktien feststeht, der die Blicke der belgischen Kapitalisten nach anderen außereuropäischen Ländern erst gelenkt hätte. Die Anlagen belgischer In-

dustriellen in Rußland und Südamerika, von denen ich oben sprach, — unser Autor schweigt davon, was wohl aus dem Mangel schriftlicher Quellen zu erklären ist — sind zum Theil schon vor zehn und fünfzehn Jahren erfolgt.

Eigenartig und auffallend ist des Autors Darstellung von den moralischen und kulturellen Erfolgen der verschiedenen Kolonisationsmethoden. Er nimmt einen fundamentalen Unterschied an zwischen der heidnischen Kolonisation der Griechen und Römer und der christlichen der Neuzeit. Das wird man ihm schwerlich zugestehen. Dagegen vermögen wir ihm wohl zu folgen, wenn der Verfasser des Besteren betont, ein Land besetzen heiße nicht es kolonisiren. „Les uns plantent, les autres s'implantent“. Die Engländer vertilgten in ihren Neuländern dieselben armen Eingeborenen, die sie in den Besitzungen anderer Mächte so sehr zu schützen liebten. Ueberhaupt seien die Engländer eigentlich nicht das wahre und erfolgreichste Kolonisationsvolk, sondern die Spanier und Portugiesen. Denn bloß jene romanischen Völker hätten neue lebensfähige Nationen in Mexiko, Brasilien u. s. w. hervorgebracht, während die Angelsachsen bloß ihre eigene Nationalität fortpflanzen, aber die Tasmanier, Australier und Nothhäute mit empörender Grausamkeit ausgerottet hätten. In seiner Polemik geht de Haullenville sogar so weit, zu behaupten (S. 143 und 281), daß Engländer wie Buren im Transvaal aus schnöder Gewinnsucht die Schwarzen bedrückten und ihnen den Garaus machten, genau wie die Spanier in Westindien. In Wahrheit hat sich die Zahl der Schwarzen in Südafrika seit 1840 verdreifacht!

Eine andere Lücke in dem Kolonialschriftthum füllt das sorgsame Handbuch von A. J. Wauters aus, das in allen erdenklichen Hinsichten und unter genauester Angabe aller einschlägigen Literatur den Kongostaat behandelt. Herr Wauters ist ein vielseitiger Mann: Herausgeber des „Mouvement géographique“, Verfasser einer neunbändigen Geschichte der vlämischen Kunst, Direktor des Brüsseler Königl. Museums, Sekretär der Kongo-Eisenbahnen, Literat und Politiker. Sein Stil zeigt in seiner Knappheit den *homme d'affaires*, in seiner gefeiltten Urbanität den Weltmann. Er hat sein schönes Werk seinem Freunde, dem oben erwähnten Oberst Thys gewidmet. Besonders werthvoll ist der ausführliche Abriß der Geschichte des Kongobeckens, die erste, nahezu erschöpfende Zusammenstellung, die wir überhaupt auf diesem Gebiete besitzen. Zweierlei indessen vermissen wir an ihr. Wie der Vorgang von Bartels gezeigt hat, ist es

wohl möglich, die Wanderungen der einheimischen Stämme bis ins sechszehnte Jahrhundert zurück zu verfolgen: wir finden davon bei Bouters kaum ein Wort. Sodann ist die große Periode von 1600 bis 1840 mit bloß zwei Seiten doch etwas gar zu dürftig abgethan. Die Reisen portugiesischer Mönche im siebzehnten Jahrhundert sind gar nicht erwähnt; auch ist die Kartographie dieser Zeit flüchtig behandelt. Von Neuere vor Stanley sind bloß Lucey, Livingstone, Barton, Speke und Cameron genannt. Es ist dem Verfasser entgangen, was allerdings überhaupt noch Niemand bemerkt zu haben scheint, daß bereits Barth im Sudan von mittleren Kongo gehört hatte. Sehr ausgiebig ist dagegen die Geschichte des belgischen Kongostaates behandelt, wobei es sich vielleicht empfohlen hätte, die vortreffliche chronologische Tabelle, die Bouters in seiner „Bibliographie du Congo“ (Bruxelles 1895) gegeben, noch einmal abzubringen. Die Geschichte, die bis Mai 1898 reicht, kann den Anspruch erheben, die einzige vollständige Arbeit auf dem ganzen Gebiete zu sein. Wir lernen daraus insbesondere zum ersten Male den Zusammenhang der Vorhöfe gegen den oberen Nil und erkennen mit Staunen, daß selbst der gewaltige Koloß des Kongostaates, wie er 1885 abgegrenzt wurde, der belgischen Expansionslust nicht genügte. Man drang bis tief in den Sudan vor. Der Hauptmann Hanolet gründete sogar eine Station im Schari-Becken bei El Kuti. Nicht minder erhalten wir hier zum ersten Male eine erschöpfende Uebersicht der Missionen, der Flora und Fauna und der Geologie des Kongoreiches. Große Schwierigkeiten bot die Eintheilung und Schilderung der Bevölkerung, die freilich in ihrer buntfarbigen Mannigfaltigkeit nur erst unvollkommen erforscht ist. Man vermißt hier einen sauberen Ueberblick und scharfe Scheidung der im Kongobecken lebenden Bestandtheile der Banturasse, auch wird man nicht umhin können, die zwei Seiten über die Kongsprachen für etwas unbefriedigend zu erklären. Die 45 Bantusprachen, die man bis jetzt herausgeschält hat, sind allerdings nur ungenügend bekannt und noch gar nicht ordentlich klassifizirt. Dagegen muß auffallen, daß des Fiot, der lingua franca des südlichen Westafrika, mit keinem Worte gedacht ist. Bei ethnologischen Dingen verhält sich Bouters allzu skeptisch. So weiß er mit den Schwänzen der Azande (Niam-Niam) nichts anzufangen. Wir haben hier einfach mit wirklichen Zierschwänzen zu thun, die auch in Benin, in Hinterindien, von mehreren Eskimostämmen, von den Samojeden und Formosanern bei feierlichen Gelegenheiten umgehängt werden.

Beachtenswerth ist die Beobachtung, daß die Menschenfresserei, die im Kongoreiche zu schauerhafter Blüthe gelangt ist, um so mehr entwickelt ist, je kultivirter der sie betreibende Volksstamm ist, ja, daß mit dem Eintreffen der Europäer und der durch sie veranlaßten Ausdehnung der Reiseficherheit, der Markt mit eßbarem Menschenfleisch sich nur gehoben hat. Sehr vernünftig urtheilt Wauters, daß man dem schrecklichen Gebrauche nicht durch administrative Maßregeln steuern könne, sondern bloß durch die Beseitigung seiner Ursache — des Hungers, wozu er Beförderung von Viehzucht empfiehlt. Neu und werthvoll sind die Kapitel über Ackerbau, Industrie und Handel der Eingeborenen und die wirthschaftliche Lage des Reiches. Zu der Statistik der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen des Kongo war Herr Wauters in Folge seiner Stellung ganz besonders befähigt. Er theilt bei dieser Gelegenheit in dankenswerther Weise auch die neuen Bahnprojekte mit. September 1898 hat sich eine Mayambabahn-Gesellschaft konstituiert, von deren Obligationen der Staat selbst einen Theil aufgenommen hat. Man will ferner den Lomani durch Schienen mit dem Qualaba verknüpfen (Strecke Vena-Nyangwe), den Lubefa mit dem Kamolondo durch die sogenannte Höllenpforte, den Rubi mit der Stelle, wo Uelle und Bomokandi zusammenströmen. Zu letztgenanntem Plan hat die Regierung bereits Subsidien bewilligt. Man denkt endlich an eine Verbindung des Ubangi mit dem Schari, doch liegt diese Möglichkeit noch etwas in der Ferne. Das Buch schließt mit dem europäischen Handel und der politischen Organisation des Reiches. Am meisten Interesse dürfte die unter Politik gegebene Uebersicht der Finanzlage erwecken. Im Jahre 1898 beliefen sich die Einnahmen auf 14,8 Mill. Fr., die Ausgaben auf 17,3. Der Kern der Staatschuld besteht aus 1500000 Obligationen zu 100 Fr., die 1888 ausgegeben wurden und 1987 eingelöst werden sollen. Außerdem hat der belgische Staat 25 Mill. Fr. vorgeschossen, die im Falle der Annexion des Kongo durch Belgien nicht zurückbezahlt zu werden brauchen. Ein Bankhaus von Antwerpen hat 5,3 Mill. geliehen. Folgt ein Anhang über die Entwicklung der Kartographie, soweit sie auf das Kongobecken sich bezieht.

Das Werk von Wauters, das in Zukunft sich als unentbehrliches Handbuch des Kongostaates erweisen wird, ist mit unpersönlicher Objektivität und wissenschaftlicher Ruhe geschrieben. Auf ein Nachbargebiet, Deutsch-Ostafrika, übergehend, stoßen wir auf die Reisebeschreibung von Werther, die in einem heiter subjektiven,

stellenweise burschikosen Tone abgefäkt ist. Man wird die Beschreibung, die mit vielen nützlichen Beobachtungen untermischt ist, mit Vergnügen lesen. Ansehbar ist die Behauptung S. 33, daß alle Völker, die selten oder nie mit Europäern in Berührung gekommen, sich zunächst „ganz naturgemäß“ feindselig verhalten. Es kann im Gegentheil nachgewiesen werden, daß, so lange afrikanische Stämme keine Besorgniß vor einer Vorherrschaft der fern wohnenden Europäer hegten, sie fast stets den Weißen freundlich aufnahmen. Sogar in China hat man noch Marco Polo und Mendez Pinto freiwillig geehrt, während seit 1600 die Furcht vor dem Europäer auch den Haß gegen ihn erzeugt hat. Wie oft hört man noch heut zu Tage einen Forscher sagen, ich bin immer froh, wenn ich zu solchen Wilden komme, die noch nichts von den Europäern erfahren und erlitten haben. Werthers flotte Schilderung lehrt uns manchen psychologischen Zug der Afrikaner, sie giebt uns auch viel Merkwürdiges über Sitten und Gebräuche. Bei einem Stamme fand Werther ein Spiel, das unserem Tennis gleichkommt. Der Reisebeschreibung sind wissenschaftliche Arbeiten angegeschlossen, die das von der Reise mitgebrachte Material behandeln. Davon rührt die erste Arbeit, geographische Aufnahmen liefernd, von Werther selbst her. Folgen astronomische, hypsometrische, meteorologische und kartographische Bestimmungen von Witt, Wagner und Hassenstein. Von allgemeinem Interesse sind die katalogartig eingetragenen geologischen Vorkommen, die J. v. Zippelskirch, Werthers Begleiter auf der Expedition, selbst erforscht und beschrieben hat. Der zoologische Theil ist von Herrn Matschie, Reichenow, Kolbe (der auf eigene Faust als Zoologe früher im nördlichen Ostafrika gewesen ist) und Karstch übernommen worden. In scharf eindringender Weise untersucht v. Luschan die ethnologischen Eigenthümlichkeiten der von der Expedition berührten Völkerschaften, nicht ohne ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß unsere Kenntniß des abflußlosen Gebietes unseres Schutzgebietes immer noch sehr beschränkt ist. Namentlich sei weiteres Studium der Bassandui und anderer Zwergstämme dringend erwünscht. Von den zwei ethnologischen Schulen der Gegenwart, von denen die eine Alles auf örtliche und zeitliche Ueberlieferung zurückführt, während die andere dafür hält, daß, wie Sonne, Mond und Sterne überall gleich, so auch der Mensch überall wesentlich derselbe sei und unabhängig dieselben oder ähnliche Vorstellungen und Gebräuche erzeuge, vertritt v. Luschan die historische Schule und versucht in diesem Sinne, die mittelafrikanische Temba und das

vorderasiatische Haus in Beziehung zu setzen. In hundert Seiten analysirt mit gewohnter Meisterschaft A. Seidel die Grammatiken der Sprachen von Frangi, Uruguru und Ungamwesi. Seiner bewußten Selbstbeschränkung gemäß, verzichtet Seidel darauf, auf den geneitischen Zusammenhang und die Einreihung der Sprachen in eine größere Gruppe einzugehen, da es zunächst ihm einzig und allein darum zu thun ist, zu einem künftigen Gesamtbau recht breite und zuverlässige Grundlagen zu errichten.

Ein Europäer begiebt sich wohl frohen Muthes und gehobenen Sinnes auf den Zug nach dem sirenenhaft lockenden, Abenteuer in Fülle versprechenden Zentralafrika; allein, wie das Herz ihm auch schwillt im Gedanken an kühne Thaten und frisches Gelingen: er hofft doch stets, in naher Zukunft wieder in die Heimath, wieder in die zivilisirte Welt zurückzukehren. Nicht so Emin Pascha, in dessen romantischer Persönlichkeit sich ein gutes Stück neuester Afrika-geschichte verkörpert hat. Er fühlte sich heimisch und wohl im innersten Winkel des dunklen Erdtheils, er empfand weder, noch äußerte er je eine Sehnsucht nach Rückkehr, ein Verlangen nach Europa. Die Biographie Emin's, die uns Georg Schweizer geschenkt hat, zeigt im Einzelnen, wie durch den langen Aufenthalt in der Fremde das Schwinden des Heimathsgefühls bei dem seltenen Mann vorbereitet wurde. In mustergiltiger Weise legt der Biograph dar, wie Emin in den türkischen Staatsdienst trat und, allmählich immer tiefer und tiefer in den Kreis des Islams verstrickt, mit türkischen Staatsgeschäften und wichtigen geheimen Missionen betraut, ganz von selbst am muhamedanischen Leben Gefallen gewann. Die Arbeit, das Gefühl der Macht, die Neigung zur Wissenschaft, die hier volle Nahrung und eine unendlich mannigfaltige Bethätigung fand, endlich die Liebe ließen ihn Nolus kosten und der Heimath vergessen. Trotzdem hing Schnitzer bis zuletzt mit Treue an deutscher Art und dem deutschen Gedanken und es freute ihn besonders die Anerkennung, die er von Herrn von Marschall dafür geerntet, daß er den deutschen Staatsdienst doch schließlich dem englischen vorgezogen, obwohl die Briten ihm zuletzt 3000 Pfund Jahresgehalt boten. Emin hat Schwächen gehabt, — seine verhängnißvollste war die, daß er sich von Stanley bethören und hinters Licht führen ließ — aber sein Andenken bleibt in Ehren.

Kurz nachdem er die Biographie Emin's beendet, hat Schweizer eine Reise um die Welt angetreten, die von März bis September 1898 dauerte und die er in einem anspruchlosen, mit vortrefflichen

Bildern gezierten Buche besprochen hat. Ein liebenswürdiges, wohlthuetendes Werkchen! Beobachtungen eines klaren Auges und Urtheile eines reifen, erfahrenen Mannes. Keine Sensationen, sondern politische und finanzielle Erwägungen.

Schweizer weist auf die Rücksichtslosigkeit hin, mit der die Briten in Aegypten die kaufmännischen Interessen ihrer Landsleute vertreten, sehr im Widerspruch zu der gangbaren Formel, daß in britischen Kolonien für Jedermann Licht und Luft genug sei. Er erzählt von der großen Rührigkeit, die belgische Kaufleute im Pharaonenlande entfalten. Er giebt dankenswerthe Einzelheiten über die ägyptischen Eisenbahnen. Dem Khedive konnte er seine Biographie Emins überreichen und aus des Khediven Munde hören, daß Aegypten keineswegs vergessen habe, was es der aufopfernden Thätigkeit des letzten Statthalters der Aequatorialprovinz verdanke. Dann trug der Khedive dem Verfasser Grüße an Prinz Heinrich in China auf. Bei dem Aufenthalte in Colombo erfährt Schweizer, daß auf Ceylon zwei Millionen Singhalesen wohnen, die von der Hand in den Mund leben, nichts über das mittelbare Bedürfniß hinaus erwerbend. Früher waren sie durch Steuern gezwungen, mehr zu arbeiten und so den Export zu fördern; dann fiel die Steuer und damit der Trieb zu praktischer Thätigkeit weg. Neben den Singhalesen giebt es $\frac{1}{4}$ Millionen Tamilen, fleißiger als die ersteren, aber weniger begabt, 1200 Bedda, 20000 Nachkommen von Holländern und Singhalesen und 200000 Murmen, — wahrscheinlich Maskat-Araber, die seit der römischen Kaiserzeit den südindischen Handel beherrschen. Von dem Fortleben des Portugiesischen, das andere Quellen berichten, sagt unser Autor nichts. Im Allgemeinen ist der Reisende von Ceylon nicht ganz so entzückt, wie viele seiner Vorgänger. Ebenso wenig imponirt ihm die Disziplin der britischen Soldaten, die er kurz darauf in Singapore zu sehen bekommt, wohl aber der Fortschritt, den deutsches Kapital auf Malakka gemacht hat. Augenblicklich herrsche dort ein arges Gründungsfieber, zum Theil durch Zinn- — und, hätte er zusetzen können, Goldminen — angeregt. Dem niederländischen Besitz in Ostindien wird ein längerer Besuch gemacht. Die Holländer erzählen, daß früher Kuli häufig nach Neuguinea gebracht wurden. Dann aber mußte man dies verbieten. Die Deutschen verstünden es nämlich nicht, die Kuli richtig zu behandeln, und bequemen sich nicht dazu, malayisch zu lernen. Mit Strenge allein könne man Pflanzungsarbeiter nicht regieren. Die Goldgruben auf den

Sundainseln, die vermuthlich schon zu gründlich ausgebeutet seien, werden skeptisch beurtheilt. Dagegen hat das Petroleum große Aussichten, seitdem man sich Raffineure hat aus Amerika kommen lassen. Natürlich wollte die weltumspannende Standard Oil Co. auch die holländische Quelle aufkaufen, allein bis jetzt ohne Erfolg. Nicht einmal ein Abkommen über den Absatz hat sie zu treffen gewußt. Die holländische Kolonialarmee machte einen guten Eindruck, trotz der wilden Ehen, die bei ihr Regel sind. Angenehm berührte, daß die chinesischen Kellner auf den Lloyd-Dampfern deutsch sprachen. Gern wüßte man auch etwas über das wirthschaftliche Vordringen der Chinesen in Australasien; wir erfahren nur, daß sie auf der Pflanzung den trägen und unzuverlässigen Malayen weit vorzuziehen sind. Ferner, daß die Asiaten es seien, die den Kampf mit der Standard Oil Co. aufnehmen und ihr Monopol brechen würden. Der asiatische Delarbeiter erhält 50 Pfennige täglich, der amerikanische 5 Mark, wenn nicht mehr.

Stark wendet sich Schweizer gegen die französischen Gelüste auf Siam. Er verdammt die ganze französische Kolonialwirthschaft in Grund und Boden. Unter 1000 Ausländern sind 150 Deutsche in Siam und der deutsche Handel ist weit bedeutender als der französische. Die Furcht vor französischen Umtrieben wirkt bereits lähmend auf die zahlreichen Bergwerksunternehmungen, die sonst bei dem Mineralreichthum des Landes blühen müßten. Einstweilen war daher die Ausfuhr aus Bangkok bloß 25 $\frac{1}{4}$ Mill. Silberdollars und die Einfuhr belief sich auf bloß 19,4 Mill. In nächster Zukunft wird indessen Bangkok durch eine mit englischem Gelde gebaute Eisenbahn mit Malakka verbunden werden, wodurch der Handel sich zweifelsohne gewaltig heben wird. In Bangkok sind 200 000 Chinesen. Englisch scheint sich als Verkehrssprache unter den höheren Ständen einzubürgern.

Bei dem Beurtheilen der chinesischen Kultur verfällt der Autor leider in eine Reihe von recht veralteten Irrthümern. Er glaubt noch, daß die Chinesen sich mehrere Jahrtausende hindurch in völliger Abgeschlossenheit von Europa und Westasien erhalten hätten, und glaubt ferner, daß ihre Kultur versteinert sei. Den Nordchinesen mit dem Norddeutschen, den Südchinesen mit dem Italiener zu vergleichen, wie er es thut, halte ich gleichfalls für sehr bedenklich. Vortrefflich ist dagegen, was über die chinesische Arbeiterfrage gesagt wird, und recht nützlich die Zusammenstellung der in China bereits gebauten oder für die nächste Zukunft geplanten Eisenbahnen.

Daß es wirklich noch viele Chinesen geben soll, die vom Kriege mit Japan nichts vernommen, diesen Rhythus bekommt zwar so ziemlich jeder in Ostasien reisende Europäer aufgetischt, doch gewinnt derselbe durch häufige Wiederholung nichts an Wahrheit. Mit großem Interesse wird die Schilderung des Lebens in Kiautschou und das Gespräch mit Prinz Heinrich gelesen werden. Nicht minder finde ich den schwer zu erkennenden Charakter der vielfältig verworrenen Zustände des Mikadoreiches erstaunlich richtig beurtheilt. Erstaunlich, falls anders dies Herrn Schweizers erste Reise nach Japan gewesen ist. Unrichtig ist nur die Behauptung, daß englisch als zweite Staatsprache offiziell in Japan eingeführt sei. Die Statistik des Kaiserreichs ist auf Französisch abgefaßt, und auf der Kriegsschule, deren Besuch zu jener Meinung veranlaßte, behaupten Deutsch und Französisch den ersten Rang. Auch sprechen von Ärzten, Juristen und Philologen weit mehr deutsch als englisch. Die Finanzlage hält der Verfasser für ungünstig. Mit Recht, wie ich glaube. Auch hat er überall wachsende Unzufriedenheit bei den Japanern angetroffen. Scharfsinnig und besonnen die äußere Politik des Landes darstellend, hat der Verfasser von zunehmender Erbitterung gegen das Verlangen der Westmächte zu berichten. Eine „sehr hochgestellte Persönlichkeit aus dem Kaiserlichen Hause“, in der wir den Präsidenten des Herrenhauses, Prinzen K., zu entdecken glauben, offenbarte besonders große Abneigung gegen die Expansion der Yankees. In Honolulu kam Schweizer gerade recht zur feierlichen Besitzergreifung durch die Amerikaner. Die Kanaken seien damit nicht zufrieden, allein der Entwicklung der Inseln werde der Vortgang nützen. In Amerika selbst angelangt, findet der Autor einen bedeutsamen Uebergang vom ausschließlich praktischen, dollarjagendem Geschäftsgeist zu freudigeren Lebensformen und unbefangenen Genuß, zu Kunst und Wissenschaft. Zum Schluß spricht er von den Gefahren, die den Vereinigten Staaten durch eine Militär-Aristokratie drohten, und der Schädigung, die unsere Landsleute in Nordamerika durch die Deutschenheze erfahren hätten.

Im Grunde weiß man in Deutschland von den Vereinigten Staaten nur wenig. Flüchtige Eindrücke von New-York und Chicago, Riesenhotels und Schweineschlächtereien, Reklame und Cowboy-Schlagereien, aber fast nichts von den treibenden Kräften, von dem politischen und geistigen Leben der Nation. Insofern die Deutschenheze in Amerika zum Theil durch das übermäßige, aus

Unwissenheit entstandene Mißwollen entstanden ist, das viele deutsche Zeitungen während des Krieges in Kuba nicht blos gegen die Washingtoner Politiker — das wäre berechtigt — sondern gegen alle Yankee geäußert haben: so ist es mit Freude zu begrüßen, wenn ein gebildeter, feinsinniger Yankee es unternimmt, über das reich entwickelte Geistesleben seiner Landsleute mehr Licht zu verbreiten. Als Gegenstück zu Carlyles Vermittlerrolle zwischen Deutschland und England scheint Evans, der dreißig Jahre bei uns gelebt hat, amerikanisches Wesen uns vermitteln zu wollen, aber wirksamer als Carlyle, insofern jener als Fremder sich in unsere Gedanken hineindachte, während Evans als Volksgenosse von den Leistungen seiner Nation redet und in der Sprache der Fremden sich auszudrücken weiß. Nachdem Standinavier, Holländer, Russen, Magyaren, Serben, Türken, Armenier und Japaner deutsche Bücher geschrieben haben, begrüßen wir doppelt die Erscheinung eines Amerikaners, der, von rein sachmännischen Arbeiten (affhyriologischen, medizinischen u. s. w.) abgesehen, als erster seiner Landsleute unserer Sprache huldigt.

Die Persönlichkeit, die Evans uns zu Eingang seiner bedeutenden Schrift vorführt, Margarethe Fuller, die, 37jährig, den um sieben Jahre jüngeren Marquese Ossoli heirathete, ist allerdings nicht besonders glücklich ausgesucht. Sie kann uns nicht sonderlich erwärmen und kann auch kaum als typische Amerikanerin gelten. Es galt wohl nur, auf die sogenannte transcendente Bewegung hinzuweisen, die Anfang der dreißiger Jahre in den Vereinigten Staaten sich aufthat und die in der Fuller eine merkwürdige Repräsentantin fand. Wichtiger ist Emerson, dem Evans einen sehr langen Aufsatz widmet. Hermann Grimm und Gildemeister haben zwar Emerson bereits bei uns eingeführt, doch sehr tief ist er bei uns noch nicht gedrungen. Gemäß seinem Vermittlungszweck beachtet Evans mehr, als bisher geschehen ist, die Spuren des deutschen Geistes bei Emerson. Er vermuthet, daß die Entwicklungstheorie Emersons, die man nicht auf Darwin zurückführen könne, auf die Anregung Goethes zurückgehe. Nicht unterschreiben aber möchte ich unseres Verfassers Schlußbetrachtungen. Emerson äußerte einmal: „die Massen sind roh, lahm, unfertig und oft sich selber schädlich mit ihren Forderungen“. Trotzdem hätten die Massen ihn verstanden und gewürdigt. Nun, haben nicht unsere Sozialisten den aristokratischen der Aristokraten, Nießsche, auf dem Schild gehoben und ihm zugejubelt? In dem Artikel über amerikanischen Humor giebt

Evans von Anfang eine Menge von Betrachtungen über das Wesen des Humors, die besser weggeblieben wären. Jenes wunderliche Wesen wird um nichts klarer dadurch und es ist von den Humoristen selber, namentlich Jean Paul, schon längst befriedigend und weit besser, als es hier geschieht, analysirt und charakterisirt worden. Verdienstlich aber ist, daß das Andenken des trefflichen Haliburton und seines unvergleichlichen Sam Slick wieder geweckt wird. Ferner werden der Kalifornier Phönix, dessen romantisches Leben zu erzählen sich wohl verlohnt hätte, Artemus Ward, dessen barocker Witz meisterhaft, wenn auch vielleicht etwas zu günstig beurtheilt wird, und Petroleum Nasby, der unter der Maske eines Finsterlings die viros obscuros verspottet, geschickt und glücklich gekennzeichnet. Am meisten Raum nimmt natürlich Mark Twain in Anspruch, allein der Meinung des Referenten nach noch lange nicht genug. A tramp abroad, das wir dem Urtheile von Evans entgegen an künstlerischem Werthe über The innocents abroad stellen möchten, wird mit wenigen Zeilen abgethan; der köstliche American claimant, der seiner Art, wenn auch nicht der Tiefe nach, mit dem „Armeadvokat Siebenfäs“ verglichen werden mag, und der allerdings etwas weitschweifige „Yankee at the court of king Arthur“ werden gar nicht erwähnt, das unvergleichliche „Roughing it“, das „Frisz Beutel“ an Komik gleichkommt und an Kraft und Wahrheit weit übertrifft, ist blos angedeutet und es scheint aus den wenig zutreffenden Worten unseres Autors S. 88 sogar hervorzugehen, daß er diese einzig dastehende Selbstbiographie gar nicht gelesen. Ebenso fehlt eine einschneidende Charakteristik des großen Humoristen, kraft deren sein Bild von dem seiner Kollegen sich deutlich abhobe. Ueberhaupt hätten wir gern von Evans erfahren, worin und wodurch sich eigentlich der amerikanische Humor vom englischen oder deutschen unterscheidet, was etwa Mark Twain vor Jerome K. Jerome oder Seydel voraus hat. Der ganze Artikel ist wirklich etwas zu mosaikartig ausgefallen. Denselben Vorwurf können wir auch bei dem langen Abschnitt zur Novellistik nicht ganz unterdrücken, doch ist derselbe wesentlich freier und frischer geschrieben. Man hat das Gefühl, daß Evans hier sich heimischer fühle. Mit einem unheimlichen Aufwand von Gelehrsamkeit — Schleiermacher, Schlegel, der alte Plinius und sogar der aveftische Vendibad werden zitiert — verbreitet sich sodann der Verfasser über das Mormonenthum und untersucht die Echtheit der Mormonenbibel, wobei er mit Vortheil Mark Twains Auszüge aus ihr (in Roughing it) hätte anziehen können.

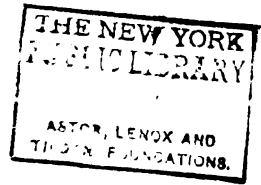
„Ein neuer Religionsstifter“ interessirt uns nur mäßig, umso mehr aber die ausgezeichnete Lebensbeschreibung des amerikanischen Gesandten in Berlin, Dickson White's, der auch schon in der deutschen Literatur einen Biographen gefunden hat (Deutsche Rundschau 1879). In jeder Hinsicht schwach, mit Ausnahme einiger gut ausgemalter Gleichnisse, vermuthlich, was auch aus der überkorrekten Sprache zu schließen, ein Jünglingsaufsatz, ist der Versuch über Bryce, den Verfasser des Holy Roman Empire, The American Commonwealth and Impressions of S. Africa. Nützlich und manches Neue bringend ist die „Entdeckungsgeschichte Amerikas“. Ein Drittel dieses Abschnittes ist der bekannten Hypothese gewidmet, derzufolge das von buddhistischen Mönchen besuchte Land Fusan Mexiko bedeuten soll. Evans begnügt sich damit, ein 1885 erschienenes Buch von Biring zu erzerpiren, während er die später veröffentlichten, der Hypothese meist feindlichen Arbeiten nicht berücksichtigt. Professor Schlegel hat im Young Bao, einer sinologischen Fachzeitschrift, den Nachweis unternommen, daß mit Fusan Sachalin oder eine benachbarte Gegend des nordöstlichen Asiens gemeint sei. David Brinton, der Nestor der amerikanischen Ethnologen, erklärt überhaupt Jedermann in Acht und Bann, der frühasiatische Einflüsse in Amerika zu bemerken wagt. Hirth hat sich unlängst ebenfalls gegen die Gleichung von Mexiko und Fusan ausgesprochen. Eine chinesische Inschrift, die man im Sommer 1897 bei Hermosillo in Nordwestmexiko fand, soll sich, wie ich in Washington hörte, geradezu als Fälschung erwiesen haben. Der Zufall, daß Chinesen und Mexikaner ebenmäßig von einer Insel sprachen, die ausschließlich von Weibern bewohnt sei, verbunden mit einer höchst gewagten etymologischen Konjektur (oçoma-tlan Affenland-cohua-tlan Weiberland), ist auch noch nicht geeignet, unser Vertrauen in die Fusan-Hypothese wesentlich zu stärken. Im Uebrigen ist auch Brintons fanatische Ausschließung jedes fremden Einflusses auf das vornormännische Amerika nicht wissenschaftlich. Wenn Brinton sich darauf beruft, daß spätertertiäre Menschenknochen aus einer Zeit, die er praeter propter 200 000 v. Chr. versetzt, in Ohio und Calaveras aufgedeckt worden sind, und daraus schließt, daß die jetzigen Indianer auf jene Calaveras-Masse zurückgehen, so könnte man gerade so gut die heutigen Araber in Aegypten von den Fellachen oder die Allemannen von den schweizer Pfahlbauern ableiten. An und für sich halte ich eine ostasiatische und malayische Beeinflussung Westamerikas sogar für wahrscheinlich, nur muß man bessere Gründe dafür bringen als bisher. Vielleicht führt der Weg,

den Luschans Schule eingeschlagen, Indianerwaffen und Häuser mit asiatischen zu vergleichen, noch am ersten zum Ziele. So hat der geistvolle Frobonius*) jüngst malaiische Kultur in Nordwestamerika angenommen. Auch sollte man die Maße und Orientation der merikanischen Tempel, wie derer von Palenque, die Evans mit den Ruinen von Borobudur auf Java vergleicht, sorgfältiger studiren. Einfache Messungen haben ausgereicht, um z. B. den sabäischen Ursprung der Bauten im südafrikanischen Simbabwe erkennen zu lassen. Festeren Boden betreten wir aber erst mit der Normannenzzeit, über die Evans, dem offenbar die Forschungen der letzten Jahre nicht recht bekannt sind, etwas allzurast hinweggleitet. Auch Kolumbus wird ziemlich kurz abgethan, obwohl gerade die jüngste Zeit über sein Verhältniß zu seinen Venezianer und Florentiner Vorgängen einiges Neue an Tag gefördert hat, doch ist das unparteiliche, vielleicht übertrieben ungünstige Urtheil hervorzuheben, dessen sich Evans befeißigt. Befriedigend ist das über Drake Gesagte, der „Handel anfang, wo er keinen Handel treiben konnte,“ sowie die Mittheilungen über Bancroft, Winsor und Fiske. Recht amüsant ist der Grimm, den einzelne Eiferer gegen den katholischen Kolumbus zu Tage legen. Ein Fräulein Brown ist sogar fest davon überzeugt, daß im Vatikan noch aus tendenziöser Bosheit Urkunden verheimlicht werden, welche über die isländischen Entdecker reichen Stoff liefern. Wunderlicher Ausläufer des welthistorischen Gegensatzes zwischen Romanismus und Germanismus.

Am gebiegensten und anregendsten sind wohl die Kapitel über klassische amerikanische Schriftsteller, die nach Emerson blühten: Motley, den Freund Bismarcks; Whittier, Bryant, Lowell, den jüngst verstorbenen Holmes, der auch bereits von den Japanern bewundert wird und vielleicht allein von allen Genannten Weltruf genießt, endlich Bayard Taylor, den Weltreisenden und Uebersetzer des Faust. Für die weitaus meisten Leser wird das hier Vorgetragene neu sein, im Grunde jedoch ist es eine Wiederholung längst bekannter und in der Union zum Ueberdruß oft vorgetragener Dinge. Sämmtliche Klassiker der Yankees sind zudem im äußersten Osten des Landes geboren, haben entweder lange Reisen in Europa gemacht oder waren den stärksten europäischen Einflüssen ausgesetzt: sie sind eigentlich gar keine typischen Amerikaner, sondern bloß im Ausland

*) Petermanns Mittheil. Dezember 1898.

geborene Europäer. Ein originelles Yankee-Schriftthum beginnt erst mit Whitman, Case, Joaquin Miller, Duncan, über die wir keine Silbe bei Evans erfahren, und mit Mark Twain. Auch wäre es verdienstlich gewesen, statt hundertfach ausgenutzten Schulbuchmaterials einmal eine Zusammenstellung der modernen wissenschaftlichen Literatur oder der künstlerischen Leistungen der Yankees zu liefern oder, da Evans gerade das deutsche Element so stark berücksichtigt, einen verständigen Ueberblick der deutsch-amerikanischen Literatur zu geben. Endlich wäre noch zu erwägen, welchen Einfluß denn überhaupt die literarischen und künstlerischen Neigungen einiger Kreise auf die Gesamtmasse des Volkes ausüben. Wie aus der Statistik der Universitäten, der Museen, der Theater und des Buch- und Zeitschriftenhandels hervorgeht, ist die Bedeutung geistiger Kultur in der Union in raschem Wachsthum begriffen; in einigen Zweigen der Wissenschaft wie Biologie, Gynäkologie, Geologie, Botanik, Astronomie und Ethnologie sind die Yankees uns völlig gleich und stellenweise überlegen; nicht minder haben sie in der Architektur und Technik Staunenswerthes geleistet. Auf der andern Seite aber dürfen wir nicht die ganze Yankee-Nation nach einzelnen hervorragenden Neuengland-Poeten beurtheilen, und am wenigsten die Yankee-Politik nach der milden Weisheit vereinzelter amerikanischer Philosophen. Noch ist die Frage nicht gelöst, ob Emerson, Longfellow, Grant und Edison nicht blos den Abglanz europäischer Geistesmacht darstellen, statt des Beginnes eigener Kultur, und ob nicht mit dem Abwenden von Europa der Glanz bald erlischt.



Cécile de Courtot. ✓

Eine kritische Studie

von

Dr. A. Wolffleg,

Bibliothekar des Abgeordnetenhauses.

Im Juni des vorigen Jahres wurde der wissenschaftlichen Welt ein Werk*) vorgelegt, welches von vorn herein das Interesse im höchsten Maße wachrief. Einmal hatte man hier eine neue und, wie es auf den ersten Blick schien, sehr werthvolle Quelle für die Geschichte Frankreichs und Preußens aus der Zeit der französischen Revolution, dann aber lagen hier so wunderbare Erlebnisse einer Verurtheilten vor, daß die Phantasie für die weitere Ausgestaltung der Geschichte mehr als genügend Stoff zu haben schien. Scheint doch schon jetzt dem Leser das Buch eher ein Roman, als eine historische Quelle zu sein.

In der That eine ganz wunderbare Geschichte, die uns hier geboten wird. Im August 1793 empfangen der Baron Werner v. Alvensleben und seine Gemahlin Anna Gottliebe, die erst seit dem Juni ihr eigenes Heim in Kalbe an der Milde gegründet hatten, ein Schreiben von ihrem im Felde stehenden Vetter, Oberst v. Rauchhaupt, worin dieser meldet, daß bei seiner Wirthin in Noermonde eine junge kranke Dame aus Paris angekommen wäre, die nur durch ein Wunder der Guillotine entronnen sei. Das arme

*) Die Memoiren der Baroness Cécile de Courtot, Dame d'atour der Fürstin v. Lamballe, Prinzess von Savoyen-Carignan. Ein Zeit und Lebensbild. Nach Briefen der Baroness an Frau v. Alvensleben, geb. Baroness Loß und nach deren Tagebuch bearbeitet von Moritz v. Raiffenberg. Leipzig, Schmidt und Günther 1898 8°. R. 7,50.

Ding habe kein Obdach, könne auch hier mitten in dem Kriegsgetümmel nicht bleiben; er bitte, Alvenslebens möchten die Verjammernswürdige bei sich aufnehmen. Die gutmüthigen jungen Eheleute willfahren der Bitte des Betters, und Albrecht Bollrath v. Rauchhaupt scheidet die Dame mit dem ersten Krankentransport nach Kalbe. Lange schwankt die Aermste zwischen Leben und Tod; endlich durch die aufopfernde Pflege Annalieses gerettet, kommt sie dazu, der getreuen Helferin in der Noth ihre Geschichte zu erzählen, die uns die Baronin in ihrem Tagebuche möglichst wortgetreu wiedergiebt. Cécile — so heißt das junge Mädchen — ist auf dem Schlosse Mont-Courtot bei Poitiers geboren, wurde, kaum zwanzigjährig, Hofdame (dame d'atour) bei der Prinzessin v. Lamballe und hat mit dieser alle die Leiden durchgemacht, welche über die lebenswürdige Fürstin durch die Revolution verhängt waren. Nach dem Tode derselben bleibt Cécile lange in den Kellern des Temple gefangen, bis auch sie am 24. Juli 1793 das Schicksal ereilt, vor dem graufigen Tribunal erscheinen zu müssen. Sie wird verurtheilt, auf den Karren gezerrt, nach der Guillotine hingefahren. Schon giebt sich die bereits Halbtodte verloren und befiehlt ihre unschuldige Seele Gott, da hält plötzlich der Karren, und ein Pulverfaß explodirt. Alles geräth in Verwirrung, während sich unter das Geschrei der durch die „Höllmaschine“ Verwundeten das Angstgebrüll des flüchtenden Böbels mischt. Cécile, die, zwar selbst unverwundet, unter einen Haufen zuckender menschlicher Glieder gerathen ist, hört nun plötzlich neben sich eine leise Stimme ihren Namen rufen: „Komm, Cécile, ich rette Dich.“ Es ist Hector v. Trelliffac, ihr Verlobter, der sie umfaßt und die halb ohnmächtige Geliebte in eine offene Hausthür hineinzuschleppen versucht. Noch ein Schritt, und das Paar ist gerettet. Da versezt ein Gensdarm, der die Szene in dem Chaos bemerkt hat, dem Vicomte einen Säbelhieb über den Kopf, der ihn niederstreckt, während Cécile mit einem Freunde Hectors doch noch glücklich das rettende Haus gewinnt. Bald darauf gelingt es diesem Herrn dann auch, Cécile, die über den Tod ihres Geliebten natürlich ganz aufgelöst ist, über die Grenze nach Roermonde zu bringen.

In der That, das gleicht einem Roman, wie ein Ei dem anderen. Und „sie kriegen sich auch noch,“ ganz nach Vorschrift eines richtigen, echten Romans. Cécile bleibt trotz des ehrenvollen Antrages des Obersten v. Rauchhaupt, ihres Lebensretters, dem tobtten Geliebten getreu. Wie gern hätte Annaliese die beiden guten

Menschen vereinigt gesehen; aber Cécile kann nicht, kann um Tod und Lebens willen nicht. Fast acht Jahre lebt sie, um den Geliebten trauernd, bei Alvenslebens in Kalbe, verkehrt mit den benachbarten adeligen Familien, den Bismards, den Kröchers, Briefts u. s. w., fährt mit ihren Freunden nach Helgoland, dann nach Berlin, wo man sie auch der Königin Luise vorstellt, und wird so sehr Mitglied des kleinen Kreises in der Altmark, zu dem sich auch Gleim gesellt, daß man an eine Trennung gar nicht mehr denkt. Und doch schlägt die Abschiedsstunde. Auf die guten Nachrichten von Seiten einer Freundin, der Herzogin Edmee v. Brankas hin, geht Cécile im Herbst 1801 nach Paris, um ihre konfiszierten Güter wieder zuerlangen. Man verschafft ihr Audienzen bei Talleyrand, Josephine und schließlich bei Bonaparte selbst. Kaum sieht Cécile den ersten Konsul, da fällt es ihr wie Schuppen von den Augen: das ist derselbe junge Mann, die ihr vor Jahren in Brienne das Leben gerettet hat, als ein wüthender Stier auf einer Wiese sie zu überrennen drohte; das ist derselbe junge Mann, dem sie einst den Lorbeerkranz in das braune Haar gedrückt hat, als er bei einer Prüfung in der Kriegsschule sich durch hervorragende Kenntnisse ausgezeichnet hat. Mit fliegender Hast erzählt sie dem ersten Konsul ihre gemeinsamen Jugenderinnerungen, und der Unerbittliche seufzt: „es klang halb wie ein Seufzer, beinahe wie ein jubelnder Aufschrei.“ Kein Wunder, daß er der Emigree ihre Güter zurückgibt, er thut sogar noch etwas mehr: der weichmüthig Gewordene erzählt ihr seine weitere Lebensgeschichte, seine Karriere, seine Pläne und seine — Verbrechen. Und Cécile? Die Royalistin, die „Treueste der Treuen“, sie ist es, die den Bonaparte zuerst mit dem Königstitel begrüßt. „Auch das noch,“ erwidert Napoleon, „der Königstitel zum ersten Male aus Ihrem Munde, Sie liebe, kleine Prophetin Sie.“*) Dann eilt die Hochbeglückte heim, um sofort das Gespräch mit Napoleon, dessen Geheimhaltung sie dem Gewaltigen versprochen, aufzuzeichnen und später zu Alvenslebens nach Kalbe zu schicken. Nach kurzem Besuch in ihrer Heimath kehrt Cécile nach Paris zurück. Eines Abends sieht sie dann im Spiegel, während sie in einer Gesellschaft auf dem Moquiertstuhl sitzt, -- ihren Hektor, leibhaftig und wahr

*) Wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Als Berthier sich erlaubte, Napoleon mit dem Königstitel anzureden, packte ihn dieser beim Tragen, drückte ihn gegen die Wand und sagte: „Dummkopf! Wer hat Ihnen gerathen, mir die Galle aufzuregen?“ So erzählt Taine, der freilich in der Benutzung der Quellen nicht immer kritisch vorsichtig genug ist.

ihren Hektor, den kein Geringerer als Napoleon selbst zu ihr geschickt hat. Der Brave hat durch jenen Säbelhieb ein Auge verloren, aber er ist gerettet und hat sich in der Folge in Aegypten sehr ausgezeichnet. Nun ist natürlich eitel Freude und bald auch Hochzeit; aber schon nach einem Jahre stirbt Cécile im Kindbettfieber, so daß die ganze Geschichte in einen sehr tragischen Schluß ausläuft.

Die Kritiken über dieses Buch,*) welche mir zu Gesicht gekommen sind, stimmen sämmtlich darin überein, daß in diesen Memoiren Vieles falsch sei, daß aber dessen ungeachtet „hier thatsächlich echte und werthvolle Dokumente benutzt werden konnten, deren gebiegenes Metall nur durch Talmislieder geschmacklos verfälscht ist.“ Chronologische und thatsächliche Unmöglichkeiten, ja Fälschungen einzelner Briefe werden hier mehr, dort weniger nachgewiesen, aber keiner der Kritiker zeigt genau die Grenze zwischen Wahrem und Falschem. Es schien mir aber eine um so notwendigere Aufgabe zu sein, diese festzustellen, als bei dem romanhaften Aussehen der Geschichte der Helbin dieser Memoiren der Verdacht nahe liegt, das ganze Buch sei nicht ernsthaft gemeint, sondern ein Roman in Memoiren-Gestaltung. Nur die Form der veröffentlichten Urkunden scheint dieser Annahme striktissime zu widersprechen.

Zunächst ist es allerdings auffällig, daß wir von dieser Dame, die doch bei so vielen Ereignissen direkt im Vordergrunde gestanden hat, historisch gar nichts wissen und sie auch nirgends nachweisen können. Die Hofdamen der Prinzessin Lamballe aus den letzten Jahren ihres Lebens sind uns wohlbekannt: es sind die Damen de Ginißous und de Lage, zu denen im letzten Jahre die Marquise de Las Casas als dame d'honneur hinzutrat.***) Von Cécile de Courtot ist gar keine Spur in der Umgebung der Prinzessin zu entdecken. Erhöht wird der Verdacht, daß wir es hier mit keiner historischen Persönlichkeit zu thun haben, noch dadurch, daß sich bei Boitiers weder das Schloß Mont Courtot noch die Nachbarbesitzung Trellissac auffinden läßt; es ist im Gegentheile ganz sicher, daß es Besitzungen und Geschlechter jenes Namens in der Vendée niemals gegeben hat.***) Daß der Vater der Baronesse nicht bei der

*) Professor A. Sulzbach, Frankfurter Zeitung vom 19. Juni 1898: *P. B(alien) Kreuzzeitung* Nr. 579 2. Beil.: *Nationalzeitung* Nr. 689 22. Dez.

***) Berlin, *Abc. de Lamballe*, Paris 1888 S. 285 ff.

***) Gültige Mittheilung des Maires von Boitiers, Mr. Girardin, welcher die Frage der historischen Kommission der Universität Boitiers vorlegte: „cette commission croit savoir, qu'en effet il y a été publié en Allemagne des Mémoires apocryphes par une femme Courtot“ setzt er hinzu.

Garde Mousquetaires in Paris gestanden haben kann, wie Cécile erzählt, erhellt schon daraus, daß es jenes Regiment gar nicht gegeben hat. *) Dasselbe ist mit dem Regimente des Comte Hector, den blauen Dragonern der Königin, der Fall. Jeden Zweifel aber, daß die Courtot keine historische Persönlichkeit sein kann, hebt die Thatsache, daß sie in den Akten des Halsbandprozesses, in dem sie eine große Rolle gespielt haben will, überhaupt gar nicht genannt wird. **)

Indessen wäre noch die Möglichkeit vorhanden, daß wir es hier mit einem Pseudonym zu thun hätten, daß die Memoiren sonst echt wären. Dem widersprechen aber die Chronologie und die uns ja zum Theil auch anderweit bekannten Thatsachen. Daß die Prinzessin von Lamballe das ganze Jahr 1786/87 in Schloß Gévonais in Savoyen zugebracht hat und dann durch einen Brief der Königin im Sommer 1787 bewogen wird, ihren Platz bei Hofe wieder einzunehmen, ist nachweislich falsch. Im Gegentheil befand sich die Prinzessin fast während des ganzen Jahres 1786 in Paris, ohne allerdings bei der bekannten Spannung zwischen ihr und dem Hofe an den Festlichkeiten in Versailles Theil zu nehmen. Einige Zeit im Sommer verbrachte Frau v. Lamballe freilich ihrer Gewohnheit gemäß auf den Gütern ihres Schwiegervaters, des Herzogs von Penthièvre, aber im Winter ist sie wieder in Paris. Am 22. Juni 1787, also gerade zu der Zeit, wo die Prinzessin nach Céciles Erzählung wieder in Paris eintraf, reist sie ihrer Gesundheit wegen nach England, um dann, von dort zurückgekehrt, das Exil ihres Schwagers Orléans, den der König nach Villers-Cotterets verbannt hatte, zu theilen. Erst am 29. März 1788 finden wir Frau v. Lamballe wieder bei Hofe dienstlich thätig. ***) Die Erzählung Céciles über die Berufung der Prinzessin an den Hof, die dabei mitgetheilten Briefe der Königin, die Schilderung der Halsbandgeschichte, die obenein in das Jahr 1788 verlegt wird, sind also durchweg historisch unrichtig.

Auch die Schilderung der Baronesse Courtot über die Vorgänge vom 5. und 6. Oktober 1789, der Reise der Prinzessin von Lamballe nach England am 12. September 1791, ihrer Rückkehr am 25. August 1792 und ihrer schließlichen Ermordung am 18. Sep-

*) Fabricius, die Rgl. französische Armee 1789, Neue Militärische Blätter 1896 Bd. 52 S. 118.

**) Campardon, Procès du Collier.

***) Bertin, Mde. de Lamballe S. 179 ff.

tember (sic!) hält den wirklichen Thatsachen gegenüber nicht Stand. Mde. de Lamballe befand sich seit einem Monat bei ihrem Schwager in Eu, als sie am 7. Oktober 1789, Abends 9 Uhr die Nachricht von den Ereignissen in Versailles und der Fahrt des Königs nach den Tuileries empfang. Sofort warf sie sich in den Wagen und eilte mit ihrem Schwiegervater, den Herzog von Penthièvre, nach Paris, wo man spät am Abend des 8. Oktobers, als Alles vorüber war, endlich anlangte. *) Die Prinzessin bleibt nun allerdings in der Umgebung der Königin bis zu jener unglücklichen Flucht am 21. Juni 1791; auf anderem Wege, als ihn die königliche Familie eingeschlagen hatte, über Boulogne, Dover, Ostende suchte Mde. de Lamballe die Niederlande zu erreichen. **) Da der Hof hier nicht eintraf, ging sie nach Aachen, dann nach Spaa, wo sie am 19. August mit Gustav III. zusammentrifft; schließlich reist sie am 29. Oktober nach Paris zurück, wo sie am 4. November wieder anlangt. Seit dieser Zeit verläßt die Prinzessin die Königin nicht mehr: sie ist bei ihr am 10. August, sie geht mit den königlichen Herrschaften in die Nationalversammlung und wird mit ihnen verhaftet; am 13. August bezieht Mde. de Lamballe eine Wohnung im Temple, die sie am 20. allerdings mit dem Gefängniß in La Force vertauschen muß. Das Alles beweist aber, daß der auch in den Memoiren abgedruckte Brief der Königin vom 10. August 1792, durch den sie die Prinzessin bittet, in England zu bleiben und jener Zettel vom 14. August, welcher die Prinzessin dann doch am 18. zur Rückreise nach Paris veranlaßt haben soll, Fälschungen sind.

Die Schilderungen Céciles über das Gefängnißleben in den Kellerräumen des Temple sehen auch nicht danach aus, als ob sie ohne große Zuthat von Phantasie geschrieben wären; als falsch erweisen läßt sich aber nur, daß der Temple als Gefängniß gebient hat, was in der That niemals der Fall war.

Am 24. Juli 1793 endlich schlägt für die Unglückliche die Stunde, in der sie vor ihren Richtern erscheinen soll. Sie will nun in die Abtei gebracht sein und sich vor Maillard, „der an einem schmutzigen, mit Branntweinflaschen und Tabakspfeifen bedeckten Tische den Vortisch führte,“ verantwortet haben. Die ganze Schilderung paßt vielleicht einigermaßen auf die Zeit der Septembermorde,

*) Bertin, Mde. de Lamballe S. 206.

**) Bertin S. 287 ff.

***) Zaine, Entstehung des modernen Frankreichs, deutsche Ausgabe 2. 2. Aufl. S. 299.

wo Maillard in der That in der Abtei „zu Gericht“ saß*); für die spätere Zeit, wo man das Revolutionsgericht eingerichtet hatte, aber nicht mehr. Das Tribunal révolutionnaire tagte überdies nicht in der Abtei, sondern in dem damaligen Justizpalast neben der Conciergerie, in der Grande Chambre du Parlement, Salle de l'Egalité.*) Vorsitzender des Gerichts war an jenem für Cécile so verhängnißvollen Tage Montané, Richter Foucault, Dufriche und Roussillon.**) Es kann also gar nicht die Rede davon sein, daß die Dinge sich so abgespielt haben, wie Cécile angiebt.“

Von der Abtei oder vom Justizpalast aus zum Schaffot geführt, will die Baronesse die Rue du Bac passirt haben, wo dann die Explosion des Pulverfasses stattfand. Das ist ganz unmöglich, da beide Gebäude und der Hinrichtungsplatz der Place de la révolution auf dem rechten Ufer (bez. auf der Seine = Insel, der Cité), die Rue du Bac aber auf dem linken Ufer der Seine liegen. Ich habe mir nun trotzdem die größte Mühe gegeben, in einigen französischen Zeitungen vom Juli 1793 eine Mittheilung über dieses Ereigniß, durch das so viele Menschen zu Grunde gingen, aufzufinden. Nichts. Das ist aber um so wunderbarer, als die Gemüther der Patrioten um jene Zeit fieberhaft erregt waren und an jeder Straßenecke Verschwörung und Verrätherei lauern sahen. Man denke, am 17. Juli war die Corday hingerichtet, am 22. hatte der Konvent die Verhaftung des „Verräthers“ Custine verfügen müssen, die Vendée, Toulon, Lyon in Aufstand, und da hätten die Patrioten sich diese gelegene That der Befreiung von Verurtheilten durch Verschworene entgehen lassen sollen, an der man klar beweisen konnte, daß Paris in den Händen einer Rotte von Verräthern sei? Das ist doch wohl kaum zu glauben. Im Gegentheil, daß die Explosion in der Rue du Bac in den Zeitungen nicht erwähnt ist, darf an sich für einen strikten Beweis gelten, daß sie nicht stattgefunden hat.

Cécile geräth nun in Roermonde im August 1793 mitten unter die preußischen Soldaten, in das Regiment des Obersten von Rauchhaupt. Allerdings sehr hinter die Front; denn die verbündeten Armeen in den Niederlanden standen im August 1793 längs der belgisch-französischen Grenze mit dem Zentrum in dem eben am

*) Berriat St. Prix, La justice révolutionnaire 1861 S. 18.

***) Campardon, Histoire du Tribunal révolutionnaire I p. 91. Leider war mir das Bulletin du Tribunal nicht zugänglich, woraus sich ergeben müßte, ob je eine Cécile de Courtot vor seinen Schranken stand.

27. Juli genommenen Valenciennes. Das einzige preußische Corps, welches sich bei diesem niederländischen Heere befand, das des Generals von Knobelsdorf, hatte seine Stellung bei Eysing, einem Dorfe in Frankreich, das zum Departement du Nord gehört, wurde aber auf Kabinettsordre des Königs vom 2. August hin am 23. abgelöst und nahm seinen Marsch über Quisvrain, Namur, Luxemburg nach St. Wendel*) zur preußischen Hauptarmee, die nach der Eroberung von Mainz in der Pfalz lag, harrend der Dinge, die nun kommen sollten. In Roermonde befanden sich in der verhängnißvollen Zeit überhaupt keine preußischen Truppen; was sollten sie auch da außerhalb alles Zusammenhanges mit den Kriegsschauplätzen? Das Schlimmste für unser Buch aber ist, daß ein Oberst von Rauchhaupt in der preußischen Armee 1793 überhaupt nicht diente. Die Ranglisten von 1792—95 verzeichnen diesen Namen weder unter den Obersten, noch auch in der nächst niedrigen und nächst höheren Charge. Folglich sind alle jene Briefe, welche Herr v. Kaisenberg unter den Namen Albrecht Bollraths v. Rauchhaupt abdruckt, unecht, Alles, was er von ihm erzählt, Phantasien.

Wer daran noch irgend einen Zweifel hegen sollte, dem werden diese genommen werden, wenn er die Adressaten betrachtet, an die jene Briefe gerichtet wurden. Das liebenswürdige Alvenslebensche Ehepaar Werner und Annaliese lebten allerdings in Kalbe a. d. Milde, aber nicht im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, in dem unsere Geschichte spielt: der Baron ist bereits am 1. Mai 1741 gestorben, und seine Gemahlin war ihm am 14. März 1765 ins Grab gefolgt.**)

Man überzeugt sich nur schwer, daß man sich nicht täuscht: aber es ist kein Traum. Wir haben außer Anderem einen urkundlichen Beweis, daß Herr v. Kaisenberg in den Memoiren nur einen Roman veröffentlicht hat, in dem Buche selbst.***) „Am 20. September, Céciles Geburtstag, fand endlich die Taufe der kleinen Neugeborenen (geboren am 18. Juli 1794) statt. Es standen dabei Gevatter: Frau v. Kröcher, Cécile, der alte Onkel Briest, der Dichter W. Gleim und ein Vetter Buffo v. Alvensleben.

*) A. Wagner, der Feldzug der preußischen Armee am Rhein im Jahre 1793. Berlin 1881 S. 62.

**) Wohlbrück, Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte v. Alvensleben 3 S. 329.

***) S. 24.

wie die Namen in dem Taufschein meiner Großmutter verzeichnet stehen, denn das war ja dieser kleine Täufeling. Sie erhielt die Namen: Sophie Elisabeth Philippine Cécile.“ Auf meine Bitte hat nun Herr Superintendent Müller in Kalbe a. d. Milde in sehr liebenswürdiger Weise Auszüge aus seinem Kirchenbuche gemacht und festgestellt, daß Joachim Berners von Alvensleben Tochter Sophia Elisabeth Philippine — der Vorname Cécile ist also zugefügt — am 20. Juli 1792 geboren und am 27. Juli desselben Jahres getauft ist, Gevattern waren: Frau v. Rabiel, Frau v. Alvensleben geb. v. Wolke, Frau v. der Marwitz, Frau v. Buttler, Major v. Loë, Rittmeister v. Loë, Dombchant v. Busch, Herr v. Alvensleben zu Zichtau und Rittmeister v. Alvensleben.

Ich muß gestehen, ich hatte nach diesem Resultate Lust, auf weitere Kritik ganz zu verzichten. Da indessen das Vorhergehende nur den Rahmen und die Einleitung der Erzählung bildet, muß man sich wohl oder übel entschließen, den Weg durch diesen historischen Schlamm fortzusetzen.

Daß der Verkehr, welchen Alvenslebens gehabt haben sollen, Onkel Brieft, Tante Kröcher, die guten Pastorleute (Diakonus Müller und Gattin) nicht auf freundschaftlichen Beziehungen zu wirklichen Personen beruht, läßt sich nur vermuthen, aber schwer nachweisen. Nur bezüglich des Diakonus Müller schreibt mir mein Gewährsmann, daß es in Kalbe nur von 1866 — 1874 einen Geistlichen dieses Namens gegeben hat und „das war ich.“ Wer weiß auch, wer den S. 93 abgebildeten Wandschirm, den Cécile und die Prinzessin gestickt haben, wie der Herausgeber behauptet, gearbeitet haben mag?

Im August 1798 reisen dann Alvenslebens mit Cécile nach Berlin. Der Bericht in Annalieses Tagebuch sieht äußerst echt aus, ist es aber leider auch nicht. Es erregt schon starken Verdacht, daß Frau v. Alvensleben von Berners Better Philipp, welchem sie ihren Besuch machen, hofft, er werde noch einmal Minister werden; sie weiß also nicht, daß er bereits seit vier Jahren das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwaltete. Nicht minder fällt es auf, daß sie ihren freundlichen Führer in Berlin, den Generaladjudanten v. Ködriß als General titulirt, während er erst den Rang eines Oberstlieutenants*) ein-

*) Rangliste von 1798.

nahm. Die Hofdamen, denen man nach dem Gebot der alten Hofbesuch abstatten muß, waren nicht Frä. v. Hardenberg und die Gräfin v. Tauenzin, sondern Fräulein v. Heimig, während die beiden Vierecks und Fräulein v. Moltke richtig angegeben werden. Die schlimmsten Irrthümer beruhen aber in den Detail-Schilderungen über die Theater-Besuche. Am 2. August sehen die Reisenden im königlichen Theater „Die Brüder“, wozu Madame Unzelmann aus Weimar herüber kam, um hier zu gastiren. An jenem Abend wurde aber das Singspiel „Der kleine Matrose“*) gegeben, und die gefeierte Schauspielerin brauchte nicht erst den weiten Weg von Thüringen hierher zu machen, sie war bereits seit 1789 Mitglied des hiesigen Nationaltheaters.***) Wenn die Herrschaften dann am 5. August den Schauspieler Lange aus Weimar in der Tittelrolle des „Dihello“ auftreten sahen, so waren sie die Einzigen in ganz Berlin, die das Vergnügen hatten. An jenem Abend wurde „Die Regata von Venedig oder die Liebe unter den Gondolieren“ hier zur Darstellung gebracht, in dem aber nicht ein Schauspieler Lange aus der Musenstadt an der Ilm auftrat, da von dort ein Künstler dieses Namens gar nicht in Berlin war. Wohl aber gastirte ein Sänger Lange aus Kassel am 6. August als Tamino in „Zauberflöte“ und am 10. als Tamar in „Arur.“

In der Loge hat Cécile denn die Ehre, dem Prinzen Louis Ferdinand vorgestellt zu werden. Das ist sicher nicht wahr, da sich der junge Herr zu dieser Zeit gar nicht in Berlin befand.†) Auch Wilhelm v. Humboldt und Johannes v. Müller, welche hinter dem Prinzen und der Fürstin Radziwill saßen, können nicht dort gewesen sein, da sich jener seit dem Frühjahr 1798 in Paris aufhielt.††) dieser aber, wie jedes Konversations-Vergikon zeigt, in Wien arbeitete.†††)

Leider läßt sich der lange Hofbericht über die große Kour am 3. August nicht nachkontrolliren, da die „Vossische Zeitung“ sich darüber sehr kurz faßt. Indessen kann es nach dem Vorhergesagten keinen Zweifel unterliegen, daß auch diese Schilderung der Phan-

*) Staatshandbuch von 1798.

**) Das Folgende nach gütigen Mittheilungen der hiesigen Hoftheater-Intendantur.

***) Staatshandbuch von 1890 ff., Brachvogel, Geschichte des Theaterwesens 2. 3.

†) Vergl. Hofbericht vom 3. August in der Vossischen Zeitung von 1798 und Allg. Deutsche Biographie 19 S. 583. Nebenbei gesagt, sind die „Berliner Neuesten Nachrichten“, auf die Alvenslebens in Kalbe abonniert sind (S. 9), eine richtige „Ente“.

††) Hamn, W. v. Humboldt S. 181.

†††) Allgemeine Deutsche Biographie 22 S. 600.

tasie des Herausgebers entsprungen ist. Dasselbe dürfte der Fall sein von den Erlebnissen der zweiten Reise nach Berlin, die Alvens- lebens im Februar 1802 unternahm. Natürlich bin ich nicht in der Lage, diese Vorgänge beim Souper im Hotel Royal als direkt falsch nachzuweisen; sie sind eben, wenn überhaupt geschehen, im intimeren Kreise vor sich gegangen. Aber es fällt doch als verdächtig auf, daß „Kammerherr v. Schladen, der auch irgendwo bei der Gesandtschaft ist,“ als anwesend erwähnt wird, während er sich als bevollmächtigter Minister in Lissabon*) befand, also nicht anwesend sein konnte. „Lieutenant v. Berponcher von den Garde du Corps“ war bereits verabschiedet**), den „Legationsrath Graf Finkenstein führt das Staatshandbuch von 1802 ausdrücklich als in Wien ansässig auf, so daß auch er sich wahrscheinlich an jenem Tage gar nicht in Berlin befand. Einen „Grafen Nedern von den Gensdarmen“ vermag ich 1802 in diesem Regimente auch nicht nachzuweisen.

Cécile war in jener Zeit bereits in Paris; die Herzogin von Brancas hat sie überredet, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Briefe dieser Dame — es sind drei aus den Jahren 1797 bis 1800 — bilden gleichsam die Einleitung zu den Erzählungen Céciles von deren Erlebnissen in Paris: sie sind bestimmt, den Leser mit Personen und Zuständen in der Hauptstadt bekannt zu machen. Schade nur, daß in ihnen eine vollständige Verwirrung herrscht, die eine bodenlose Unwissenheit der bei all diesen Vorgängen gegenwärtigen Verfasserin voraussetzen würde. Wie ist das nur möglich, daß die Herzogin, die doch mit den höchsten Spitzen der damaligen Regierung, namentlich mit ihrem Vetter Barras, verkehrte, hier erzählen kann, Bonaparte sei zu dem Staatsstreich vom 18. Fructidor nach Paris gekommen, anjezt (30. Dez. 97) aber wieder abgereist? Und so geht das weiter, Irrthum über Irrthum. Dazu die vielen Antizipationen. Die Herzogin spricht 1798 von der Heirath Talleyrands mit Mme. Grand, die erst 1803***) erfolgte; sie weiß am 3. Februar 1800 von Bonapartes Uebergang über den St. Gotthard (sic), obgleich der General seinen Marsch über den großen St. Bernhard erst am 14. Mai†) begann. Wenn die Verfasserin in demselben Briefe die Wieder-

*) Staatshandbuch 1802.

**) Namliste von 1802.

***) Mennerhoffet, Talleyrand S. 280.

†) Sybel, Revolution 5 S. 615.

herstellung der Kirche in rührenden Worten beschreibt, so ist sie auch in dieser Hinsicht ihrer Zeit um beinahe zwei Jahre voraus. Sprechen wir deutsch: diese Briefe der Herzogin von Brancas sind eine Kompilation, die sich gar nicht verkennen läßt, eine Kompilation, die aus geschichtlichen Reminiszenzen, Klatsch, der aus allen möglichen Memoiren zusammengesetzt ist, und freier Erfindung besteht.

Von ihrer Abreise am 15. Oktober 1801 bis zu ihrem Tode am 16. Mai 1803 blieb nun Cécile in immerwährender Verbindung mit Frau v. Alvensleben; es sind 16*) Briefe, die sie von den verschiedensten Orten aus an Annaliese sendet, der Inhalt ihrer Reise, ihrer Anstrengungen, die entfremdeten Familiengüter wieder zu erlangen, und ihrer persönlichen, so wunderbaren Erlebnisse. Wir müssen diese Briefe als ein Ganzes in ihrem Zusammenhange betrachten.

Was an allen diesen Episteln sofort auffällt, ist die wunderbare Datirung. Zwischen dem sechsten und siebenten Briefe liegt beinahe ein Jahr, da sie vom 15. Nivose X und vom 3. Nivose XI datirt sind. Das ist aber offenbar falsch und auch nicht beabsichtigt, weil die ganze Chronologie überhaupt nicht stimmen würde, wenn die Erzählung in das Jahr 1803 verlegt würde; denn sowohl die allgemeinen Ereignisse, von denen in ihnen die Rede ist, liegen dann verkehrt, wenn man XI als richtig annimmt, als auch die Tagebuchnotizen der Frau von Alvensleben, die eingestreut sind, würden zu dem Uebrigen gar nicht mehr passen. Daraus folgt entweder, daß die Briefe falsch gelegt sind, oder daß ihre Datirung gänzlich fehlerhaft ist.

Aber sie können das Erstere nicht sein. Hinter dem sechsten Briefe folgt eine Tagebuchnotiz, die eines Weihnachtsgeschenktes Céciles an Annaliese, einer Guitarre, erwähnt, der dann im siebenten Briefe mit Dank für die Gegengeschenke gedacht wird. Jene Notiz paßt nur auf den sechsten Brief; also ist die ganze Datirung vom siebenten Briefe an um ein Jahr zurückzurechnen.

Doch paßt das auch wieder nicht zum sechsten Briefe. Dieser ist datirt vom 15. Nivose X d. h. vom 5. Januar 1802; er kann daher kein Weihnachtsbrief sein. Die Chronologie fängt hier an sich fürchterlich zu verwirren, weil die Verfasserin offenbar mit dem

*) Eigentlich nur 15 Briefe, da der 16. fehlt, aber es ist am Ende ein kleines Billet aus Chateau Mont Courtot ohne Zählung angehängt.

französischen Kalender nicht Bescheid weiß. Das zeigt sich überall, wo neuer und alter Kalender zusammentreffen. Am 16. Pluviose XI (5. Februar 1803 bezw. 1802) schreibt Cécile (S. 255): „Ich erhielt am 6. Februar die Nachricht, daß Madame (Josephine) mich am siebenten Mittags 12 Uhr empfangen würde.“ Zugleich bestätigt die Baronesse den richtigen Empfang eines Briefes aus Kalbe vom 10. Februar. Am 19. Germinal XI (9. April 1803 oder vielmehr 1802) erzählt Cécile von der am Tage nach ihrer Audienz bei Napoleon durch einen feierlichen Akt in Notre dame stattfindenden Wiedereinsetzung der Kirche; die Thatsache ist richtig: die Feierlichkeit fand am 1. Osterfeiertage 1802 (13. April) wirklich statt. Also am 9. April schreibt sie über Dinge, die am 12. und 13. geschehen sind.

Die Verwirrung kann nicht zufällig oder durch nachlässige Datirung der Schreiberin der Briefe entstanden sein, und an einer Stelle guckt denn wirklich auch der Pferdefuß der nachträglichen Maché deutlich hervor. Der fünfte Brief ist vom 8. Brumaire X (30. Oktober 1801) datirt, die Nachschrift beginnt aber: Den 9. Nivose 30. Dezember 1801). „Ich wurde gestern bei meinem Schreiben unterbrochen.“ Der Verfasser hatte also an dieser Stelle vergessen, daß er den ursprünglich vom 8. Nivose datirten Brief nachträglich in 8. Brumaire umgeändert hatte: das ist Verrath an eigener Sache.

Auch sonst wimmeln diese Briefe wieder von chronologischen Fehlern, von denen ich nur einige ganz markante herausgreife. Am 18. oder 19. Nivose XI (12. Januar 1803 oder vielmehr 1802) hatte Cécile eine Audienz bei Talleyrand, kurz nach dessen Rückkehr von Luneville (sic!). Dieser war aber bereits am 23. Dezember 1801 nach Lyon abgefahren*), wohin ihm Napoleon am 8. Januar zwecks Ordnung der Angelegenheiten der cisalpinischen Republik folgte. Bald darauf fand dann jener schon erwähnte Empfang der Baronesse bei Josephine am 7. Februar 1802 statt. Hier erzählt ihr Madame sie erwarte Bonaparte bald aus Lyon zurück; sie mußte also nicht, daß sich der erste Konsul bereits wieder seit dem 11. Pluviose (31. Januar) Abends 6 Uhr bei ihr in Paris**) befand. Die Sache wird dadurch noch interessanter, daß Josephine auf jener Reise nach Lyon Napoleon begleitete***), also jene Worte: „Sie wissen ja, daß

*) Koniteur von den betr. Tagen.

**) Koniteur und Bossische Zeitung von 1802.

***) Masson, Napoléon et sa famille II S. 192.

ich ihn sonst stets auf seinen Reisen begleite, und nun konnte ich es nicht . . ." u. s. w., gar nicht gesprochen haben kann. Die ganze Situation ist in diesem Briefe verdreht.

Nun wird Cécile von Madame zum Dejeuner geladen, zu dem auch Murat mit seiner Gemahlin, Hortense und einige Herren zugezogen werden. Die Baronesse hatte schon Gelegenheit gehabt, die beiden Damen zu Pferde zu bewundern, als sie nach Malmaison fuhr; welches Vergnügen, nun ihre Gesellschaft zu genießen. Leider beruhen auch diese Schilderungen rein auf der Phantasie des Verfassers, weil Alles chronologisch unmöglich ist. Madame Caroline sah im Februar ihrer nahen Entbindung entgegen — sie gebar am 25. April eine Tochter*) — konnte also nicht zu Pferde sitzen, Murat war in Italien abwesend, und höchstens Hortense kann an jenem Tage, den 7. Februar 1802, einen Ritt nach Malmaison zur Mutter gewagt haben. Auch jene im Sommer 1784 gelegentlich einer Jahresprüfung in Brienne vollzogene Bekräftigung Napoleons durch Cécile ist in der That chronologisch unmöglich, weil Bonaparte seit dem Herbst 1783 in das Corps der Cadets-gentilshommes in Paris aufgenommen war, also sich gar nicht mehr in Brienne befand.

Mag das genug sein. Der Verdacht der Unechtheit wird noch vermehrt durch die offenbare Unkenntniß der Verfasserin mit den örtlichen Verhältnissen von dem Paris des Jahres 1800; man fühlt sich immer in die heutige Zeit zurückversetzt. Eine Rue du Helder, in welche Cécile logirt haben will, gab es am 22. Vendémiaire des Jahres X noch nicht, und der Place de la Concorde, der, wie die Baronesse ganz richtig sagt, jetzt Place de la Révolution heißt, hieß früher Place de la Louis XV. Cécile muß 1802 eine große Sehergabe gehabt haben, um zu wissen, daß der Platz später einmal der Eintracht geweiht sein würde. Die Herzogin Edmée wohnte in der That in der Faubourg St. Germain, aber die Bezeichnung am Kopse der Briefe: Palais Branka, Faubourg St. Germain 6 ist der reine Unstinn, da es kein Palais, sondern nur ein Hôtel Brankas gab, und die Nummern zu dieser Zeit durch ganz Paris durchzählten, aber sicher nicht in der Faubourg St. Germain angingen. Außerdem fehlt die Straßen-Bezeichnung; die Faubourg ist ein ganzer Stadttheil, der 1802 mindestens drei Duzend Straßen umfaßte. Die Rue de Rivoli aber, in der

*) Dasselbst S. 54 und 191.

Murat ein prachtvolles Palais bewohnt haben soll*), ist ebenso ein schöner Zukunftsgebante, wie der Père La chaise, wo Céciles Mutter begraben liegt: es gab 1802 beide noch nicht, weder die Straße noch den Kirchhof.

Ich meine, die Unechtheit aller dieser Briefe kann in keiner Weise bezweifelt werden, selbst wenn man sich nur an diese Masse von chronologischen Unmöglichkeiten und Antizipationen hält. Indessen spricht auch der Inhalt für einfache Fälschung der vorgelegten Urkunden. Man weiß wirklich nicht, soll man die Unwissenheit oder die Reckheit des Kompilators mehr bewundern. Daß er es unternimmt, den berühmten Tagesbefehl Napoleons in die blasse Limonade, die S. 121 mitgetheilt wird, zu verwässern, mag hingehen; aber daß uns der Verfasser einen Auszug aus dem Moniteur des 6. Fructidor II (sic!), der den in einem unglaublichen Französisch verfaßten**) Hinrichtungsbefehl Robespierres, Lavalettes, Custines, Houchards, Barnaves und Baillys mit der Unterschrift: Le Directoire signé Barras, Rewbell, Lareveillère, Carnot, Sieyès enthält, vorzusetzen wagt, das ist doch eine unverzeihliche Spekulation auf die Gutmüthigkeit des deutschen Publikums. Dieser „Marquis citoyen“, wie sich Talleyrand nennt, seine „Kleine Ministeruniform“, „das Hofmarschallamt der Frau ersten Konsulin“, welches schreibt, daß „Ihre Erzellenz die Frau erste Konsulin die Baronesse de Courtot zu empfangen geruhen werden“, vor Allem aber die naive Erzählung Napoleons in der ersten Audienz, worin der Konsul der „Jugendfreundin“ seine Verbrechen mittheilt, gehören ganz in dasselbe Genre, wie jenes Dekret. In jedem Geschichtsbuche konnte der Verfasser finden, daß nicht Talleyrand, sondern Joseph Bonaparte den Frieden von Luneville abgeschlossen hat; nur ein Blick in eine Biographie des berühmten Mannes, etwa die der Lady Blennerhasset, hätte den Verfasser belehren müssen, daß seine Auffassung über die Richtung von Talleyrands Einfluß auf dies Zustandekommen des Konkordats doch sehr irrhümlisch ist. Und so geht das fort und fort.

Schon der Rezensent der „Kreuzzeitung“ hat darauf aufmerksam gemacht, daß einer der Briefe — es ist der dritte — aus den

*) Thatsächlich wohnte er in dem Hôtel Thélusson in dem Zwischenraum zwischen der Rue de la Victoire und der Rue de Provence. Masson, Napoléon et sa famille II S. 52.

***) Sont par ceci déclarés tous hors de la loi par décrets du Convent du 9 et 10 Thermidor.

Memoiren von Barras abgeschrieben ist. Ich möchte behaupten, diese Memoiren bilden überhaupt die wesentliche Grundlage des ganzen Werkes; selbst der Name Courtot stammt daher: der so oft genannte „getreue Courtot“*) ist der Hausmeister des Direktors, dessen Anhänglichkeit zu rühmen er alle Ursache hatte. Auch die Figur der Herzogin von Branka, „gleichfalls eine Verwandte von mir, die aber für eine Aristokratin aus dem Faubourg St. Germain galt“, ist den Memoiren von Barras entnommen.**) Natürlich sind es aber diese Memoiren nicht allein, welche den Erzählungen in unserem Buche zu Grunde liegen, es sind auch Stellen aus der *Rémusat* darin und manches Andere, dessen Quelle ich nicht ohne große Mühe nachzuweisen vermochte, da alle Geschichten mit einer bewundernswürdigen Phantasie ausgestattet sind. Manchmal ist die Sache ordentlich verblüffend. Im *Moniteur* fand ich unter dem 11. Germinal X folgende Bemerkung: Mde. Garnerin a donné le 7. de ce mois le spectacle nouveau d'une femme seule voyageant dans les airs. Elle est partie du hameau de Chantilly à 4 heures après-midi, et après avoir gouverné son ballon avec beaucoup d'intelligence et de présence d'esprit elle est descendue entre Vincennes et Saint-Mandé. Son retour a été célébré par un banquet et un bal. Diese Geschichte findet sich in unseren Memoiren S. 244, allerdings zu einer ganzen Novelle umgedichtet, wieder; stammt das nun wirklich aus irgend welchen Memoiren, oder ist jene Bemerkung der französischen Zeitung die Grundlage für die Dichtung *Céciles* geworden? Ganz ähnlich liegt die Sache mit der Parade, welche im achten Briefe erwähnt wird, wobei Bonaparte, „von den Generälen umgeben, einige Ehrensäbel und Flinten austheilt“. Die *Revue* fand wirklich statt, allerdings nicht am 11., sondern am 15. Nivose 1802, aber mit der Austheilung der Ehrengaben hat es seine Richtigkeit. Wenn man indessen den Bericht im *Moniteur* mit dieser Schilderung vergleicht, erkennt man die Sache nicht wieder, und man möchte an eine andere Grundlage glauben, würden nicht manche Bemerkungen doch wieder darauf schließen lassen, daß man es hier mit rein phantastischen, aus verschiedenen, nicht recht nachweisbaren Quellen geschöpften Kompilationen eines in der Jetztzeit lebenden Schriftstellers zu thun hat.

*) D., Memoiren, deutsche Ausgabe IV, 201.

***) Dasselbst II, 414. Man vergleiche die Stelle S. 105 im vorliegenden Werke damit und mit I S. 4.

Herr v. Kaisenberg ist ein schon namhafter Romanschreiber; er hat uns auch in diesem Buche mit einem neuen Roman erfreuen wollen. Es ist kein schlechtes Zeugniß für seine historische Anempfindung und seine Kunst, daß auch gute Kenner zweifeln konnten, ob nicht mehr oder weniger große Stücke daraus wirkliche Geschichte seien und es daher eingehender Untersuchung bedurfte, um festzustellen, daß es Roman und nichts als Roman ist.

✓ Geschichte des Bernsteins und seiner Gewinnung.

Von

B. Landsberg.

Schon seit den Zeiten des deutschen Ordens besteht in Ostpreußen das Bernsteinregal. Die Gewinnung des Bernsteins aber hat lange Zeit hindurch in den Händen von Privatunternehmern gelegen, die dem Fiskus große Pachtsummen zahlen mußten. Demnächst soll das bedeutendste dieser Unternehmen, derzeit das einzige in Ostpreußen, das Bernsteinbergwerk in Palmnicken, in die Hände des Staates übergehen. Damit gelangt eine an Wechselfällen reiche Geschichte zu ihrem vorläufigen Abschluß. — Die Geschichte der Bernsteingewinnung ist insofern des allgemeinen Interesses noch würdiger, als sie eine enge Verknüpfung mit der Entwicklung der geologischen Wissenschaft zeigt. Wie sich die Methoden der Gewinnung von den Resultaten der Wissenschaft leiten ließen, so hat andererseits das rein praktische Interesse der Bernsteinindustrie einen bedeutenden Anstoß zu der Entwicklung der Geologie des norddeutschen Flachlandes gegeben. Eine Schilderung der hier einschlagenden Verhältnisse dürfte endlich deshalb am Platze sein, weil über das Vorkommen unseres fossilen Harzes noch immer ziemlich verworrene Anschauungen in Laienkreisen herrschen.

Schon im Alterthum fand der Bernstein große Beachtung. Durch den Bernsteinhandel, der von Italien und Griechenland her nach dem Norden betrieben wurde, sind zuerst die Südküsten der Nord- und Ostsee den Alten bekannt geworden. Auch die Nordsee wirft namentlich an der Westküste der jütischen Halbinsel Bern-

stein aus, dessen jährlicher Ertrag noch in den sechsziger Jahren unseres Jahrhunderts auf 3000 Mark angeschlagen wurde, während er im Alterthume bedeutender gewesen sein muß. Die Bernsteininseln der Alten (Glossarias, Electrides) umsäumten höchst wahrscheinlich die Westküste Schleswigs und Jütlands und sind erst später durch Versandung fest geworden. — Schon sehr frühe müssen Handelswege nach dem „Bernsteinlande“ bestanden haben, denn Schmucksachen aus diesem Material kommen schon in etruskischen Gräbern aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. vor. Auch bis Ostpreußen müssen diese Handelsbeziehungen gereicht haben, denn ostpreußische Gräberfunde haben Schmuckstücke, Bronzeschwerter und andere Erzeugnisse alter südeuropäischer Industrie hergegeben, die mit Sicherheit auf die erste Hälfte des Jahrtausends v. Chr., vielleicht auf eine noch ältere Zeit hinweisen. Die erste geschichtliche Ueberlieferung über den Bernsteinhandel stammt aus dem Jahre 320 v. Chr. und meldet den Besuch des Massiliensers Pytheas an der deutschen Küste. Die Beziehungen eines regen Tauschhandels haben sich viele Jahrhunderte hindurch erhalten. Davon legen wieder ostpreußische Gräberfunde Zeugniß ab. Eine kaum unterbrochene Musterkarte fremdländischer Industrie ist hier aufgedeckt worden. Besonders reich vertreten ist die römische Kaiserzeit, wie denn auch Kaiser Nero im Jahre 54 n. Chr. eine Gesandtschaft zum Zwecke des Bernsteinhandels absandte. Aber auch Erzeugnisse der früheren römischen Industrie fehlen nicht. Auf andere Handelswege deuten Gräberfunde aus der Wikingerzeit und solche echt germanischer Herkunft.

Nicht geringe Mengen Bernsteins sind auf diesen Handelswegen, deren bedeutendster die Rheinstraße war, verbreitet worden. Im 1. Jahrhundert n. Chr. war der Bernstein im Bothale so häufig, daß ihn die Bauernfrauen als gewöhnlichsten Schmuck trugen.

Bis in das 16. Jahrhundert hinein galt der Bernstein einzig als Produkt der See. Die großen Mengen, die im Alterthum und im Mittelalter in den Handel kamen, sind am Strande der Ost- und Nordsee aufgefunden worden, wo sie auch jetzt noch nach jedem größeren Sturme mit Tang und andern Algen, sowie mit schwarzen verrotteten Holzstückchen vermischt, in der Schälung liegen. Diese Thatsache leitete schon frühe zu einem anderen noch heutzutage geübten Verfahren der Bernsteingewinnung. Mit langen Haken werden die bei stürmischem Wetter auf den Wellen heran-

treibenden Massen von Seetang, in denen der Bernstein gerne hängen bleibt, auf den Strand gezogen oder von Männern, die soweit als möglich im Wasser stehen, mit etwa metergroßen, an langen Stangen befestigten Netzen herausgefischt. Andere Leute, die am Strande stehen, lesen den Stein aus den Tangmassen heraus.

Zu den ältesten Methoden, den Bernstein aus dem Meere selbst zu gewinnen, gehört auch das sogenannte Bernsteinstechen. Es ist einträglicher als das Fischen, aber nur an wenigen Stellen des Strandes ausführbar. Bei Brüsterort, der Nordwestspitze der rechteckigen samländischen Halbinsel, springt ein aus mehr oder minder großen erratischen Blöden gebildetes Steinriff eine halbe Meile weit in die Ostsee vor, das den vom Sturme verschlagenen Schiffen gefährlich wird, und vor dem zu warnen eine der Aufgaben des Brüsterorter Leuchthurms ist. In diesem Riffe bleiben bei jedem Sturme große Bernsteinmengen hängen, deren Gewinnung durch Stechen Prof. Zaddach im Jahre 1867 beobachtete und in folgender Weise beschrieb: „Täglich, wenn die See klar und nicht zu bewegt ist, stoßen früh morgens viele Böte, von denen jedes mit 3 oder 4 in dieser Arbeit geübten Leuten und einem Aufseher bemannt ist, vom Lande, legen sich in einiger Entfernung vom Strande der Reihe nach vor Anker, und man sucht nun den zwischen und unter den Steinen liegenden Bernstein zu gewinnen. Mit starken Doppelhaken, die an 30 Fuß langen Stangen befestigt sind, werden die Steine umgekehrt und fortgerollt und mit kleinen Käschern schabt man den darunter liegenden Sand ab und hebt den sich darin etwa vorfindenden Bernstein auf. Der Ertrag ist so bedeutend, daß die Arbeit zu jeder Jahreszeit, selbst im Winter, wenn die See an der Küste zugefroren ist, auf dem Eise fortgesetzt wird.“

Der durch die großen Erfolge der Stecherei veranlaßte Versuch, durch Taucher den Bernstein aus der See erbeuten zu lassen, ist, im Gegensatz zu den bisher geschilderten sehr alten Methoden der Gewinnung, jüngsten Datums. Im Anfang der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts erwarb ein Unternehmer für eine sehr bedeutende Pachtsumme von der Regierung das Recht, an der Brüsterorter Küste die Bernsteingewinnung zu betreiben. Das ihm zugewiesene Ausbeutungsgebiet erstreckte sich verlängert der Nord- und der Westküste etwa 3 km weit. „In der ersten Zeit des Betriebes,“ so berichtete Regierungsrath Marcinowski im Jahre 1876, „begnügten sich die Taucher damit, den zwischen den Steinen des Rifves vorfindlichen Bernstein aufzulesen, welcher sich

dort durch Anspülen festgesetzt hatte. Dieses Verfahren führte anfangs zu reichen Erträgen, konnte sich aber selbstredend nur so lange bewähren, als die Abräumung dieser Steinlager mit den unter dem Wasser anwendbaren Vorrichtungen zu ermöglichen war. Der Unternehmer nahm schließlich zu Dynamitsprengungen seine Zuflucht, vermochte indeß auf diesem Wege den gewünschten Erfolg nicht zu erreichen. Bei dem Ausheben der Steine aus dem Meeresgrunde stießen nun die Taucher in einer Tiefe von 15 bis 20 Fuß unter dem Meerespiegel auf eine gleichmäßig mit Bernstein durchsetzte thonreiche Schicht, die sogenannte blaue Erde, welche bei der Durchforschung mit etwa 2½ Fuß langen, an der Spitze spatentartig abgeflachten Brechstangen eine günstige Bernsteinausbeute aufwies. — Die Taucher sind in diese Schicht bis zu einer Tiefe von 4 Fuß eingedrungen, haben aber die gedachte Manipulation aufgeben müssen, weil das Wasser dadurch so getrübt wurde, daß das Auffuchen des Bernsteins bereits nach kurzer Thätigkeit unmöglich erschien.“ 1875 wurde das Unternehmen eingestellt.

Etwa in derselben Zeit wurde in Palmnicken Bernsteintaucherei betrieben, die sich aber auch nur kurze Zeit als einträglich erwies. Dabei stieß man erst in einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß unter dem Meerespiegel auf die Bernstein führende Schicht.

Durch die Taucherei ist die Quelle aufgedeckt, aus der die Bernsteinvorräthe früherer Zeiten geflossen sind. Eine von dem fossilen Harz gleichmäßig durchsetzte Schicht findet sich auf der ganzen Westküste Samlands und auf einem Theil der Nordküste im Meeresgrunde vor, und weist, soweit die Beobachtungen das ersehen lassen, eine gleichmäßig horizontale Lagerung auf. Sie ist an der Westküste stärker als an der Nordküste, liegt aber dort tiefer als hier. Von der Küste setzt sich diese Schicht seawärts fort bis dahin, wo sie durch die zunehmende Meerestiefe abgeschnitten wird. Das muß an der Nordküste Samlands in geringerer Entfernung vom Ufer, nämlich schon bei etwa 20 Fuß Tiefe geschehen, während westwärts sich wahrscheinlich die Schicht, entsprechend ihrer tieferen Lagerung, weiter ins Meer erstreckt. Der von der See ausgeworfene Bernstein stammt ursprünglich einzig aus dieser Schicht. Dabei ist aber festzuhalten, daß nur ein geringer Theil des von den Wellen aufgewühlten Steines am Strande abgesetzt wird, die Hauptmenge auf den Boden des

Meeres zurückgelangt. So müssen Stürme und Wellen auf dem Grunde des Meeres eine zweite jüngere Schicht gebildet haben, die neben anderen Sinkstoffen auch große Bernsteinmengen enthält. Das ist keine neue, aber eine den Wellen zugänglichere Quelle des kostbaren Strandgutes. Thatsächlich ist Bernstein in „alluvialen“ untermeerischen Schichten, d. h. also in neuzeitlichen Ablagerungen des Seegrundes, vielfach gefunden worden.

Daß auch der an der westpreussischen und pommerischen Küste ausgeworfene Bernstein aus dem samländischen Lager her stammt, ist zwar nicht bewiesen, aber doch wahrscheinlich. Winde und Wellen können wohl einen so weiten Transport bewirken, da der Bernstein in seinem spezifischen Gewichte dem Wasser nahezu gleichkommt. Daß gewichtige Gründe gegen die Annahme des Vorkommens anderweitiger Bernsteinlager in den westlichen Theilen der Ostsee sprechen, wird uns die Geschichte der Bernsteingewinnung auf dem Lande lehren.

Eigenthümlicher Weise ist bis in das späte Mittelalter hinein nichts von Bernsteinfunden in der Erde bekannt, so sehr doch schon zur Ordenszeit auf Gewinnung des Schmucksteins Gewicht gelegt wurde. Im Jahre 1585 scheint der erste Versuch, den Bernstein zu „graben“ gemacht worden zu sein. Dies geschah in der Nähe der Burg Vochstett am frischen Haff, die in der Ordenszeit Mittelpunkt für die Bernsteingewinnung im Samland war. Doch muß der Ertrag sehr gering gewesen sein, denn in sämtlichen Rechnungen der Bernsteinkammer bis zum Jahre 1606 kommt kein gegrabener Bernstein vor. Auch der nach dieser Zeit aus den Strandbergen des Weststrandes gegrabene Bernstein wurde nur nebenbei gewonnen. In einem Gutachten der Bernsteinkammer von 1771 heißt es: „Was aus den Seebergen noch gewonnen wird, ist theils mit der größten Lebensgefahr der Strandleute verknüpft, theils gegen den Seestein so wenig important, daß daraus nicht einmal das Gehalt der Strandbedienten, die sich damit zu beschäftigen haben, erworben werden kann.“

Was hier Strand- oder Seeberge genannt wird, ist die samländische Steilküste, die sich etwa von Neukuhren am Nord- bis Palmnicken am Weststrande erstreckt und in dieser ganzen Ausdehnung dem Meere nur einen schmalen Vorstrand läßt. Am Anfangs- und Endpunkte wenig erhoben, zeigt sie im ganzen mittleren Theile eine Höhe von 30 bis gegen 60 Meter über See. Dieses

an Schluchten reiche, an der Nordküste größtentheils bewaldete Ufer fällt senkrecht gegen das Meer ab, giebt somit einen Durchschnit des Landes und gewährt eine vortreffliche Einsicht in den geologischen Bau desselben. Die hier über einander lagernden, durchweg losen Erdschichten heben sich durch ihre Farbe ziemlich deutlich von einander ab. In vielen von ihnen wird Bernstein gefunden, theilweise (in den sogenannten Bernsteinadern des Diluviums und der Braunkohlenlande), sogar in einträglichen Mengen. Keine aber der oberen Schichten ist, wie die blaue Erde des Meerbodens, so gleichmäßig von dem Fossil durchsetzt, daß man sie als eigentliche Bernsteinschicht ansprechen dürfte. Daß die blaue Erde des Seegrundes sich auch landeinwärts erstreckt, wurde erst später entdeckt. Sie liegt tiefer, größtentheils unter See, konnte also nur durch systematisches Nachgraben gefunden werden. — Davon aber waren die ersten Gräbereien weit entfernt. Man höhlt vielmehr die Seeberge mit Spaten, die an 10 bis 12füßigen Stangen saßen, von der Seeseite aus. Naturgemäß drang das Meer in solche zerwühlte Ufer ein und zerstörte sie. Darauf bezieht sich jene Aeußerung des alten Berichts über „die durch die Gräberei herbeigeführte Lebensgefahr der Strandleute.“

Das erste fiskalische Bergwerk im Samlande hatte ein etwas günstigeres Geschick. In Gr.-Subnicken am Weststrande wurde im Jahre 1782 unter Leitung des Majors von Taubenheim in einer Entfernung von 88 Fuß vom Uferrande ein senkrechter Schacht angelegt und in einer Tiefe von 140 Fuß mit der Ausbeute begonnen. Anfänglich scheint dieselbe gut gewesen zu sein, da man ergiebige Bernsteinadern gefunden hatte. Im Ganzen 24 Jahre hat sich der Betrieb vorwiegend aus eigenen Mitteln erhalten, da seit einer ersten Beihilfe von etwa 1000 Thalern nie mehr ein Zuschuß gezahlt wurde. In einzelnen Jahren scheint sogar ein erheblicher Reingewinn erarbeitet zu sein. Aber schon in einem Berichte von 1787 wird geklagt, daß „in geringer Tiefe die Straten abbrechen.“ Das soll wohl heißen, daß die Bernsteineinlagerungen aufhörten oder doch sehr geringfügig wurden. Es folgten einige Jahre ohne Gewinn, ja mit einem kleinen Ausfall, und so schloß das Unternehmen allmählich ein. In den letzten Jahren, besonders nach dem Tode Taubenheims, hat ein eigentlicher Bergbau nicht mehr stattgefunden, sondern ein einziger Monteur grub dem Bernsteinlager längs den Seebergen nach. — So völlig war das Unternehmen in Vergessenheit gerathen, daß bei einem an derselben Stelle

in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts aufgenommenen Bergwerksversuche der alte Schacht geradezu neu entdeckt werden konnte. Er ging bei den Bergleuten unter dem Namen „der alte Mann.“ — Es ist anzunehmen, daß bei dem ersten Bergwerk ebenso wenig, wie bei jenen ersten Wühlereien, die blaue Erde gefunden worden ist.

Die Verhältnisse lagen auch verwirrend genug. Nicht nur in den samländischen Strandbergen, sondern auch weiter im Lande, ja in Westpreußen und Pommern war Bernstein in verhältnißmäßig oberflächlichen Schichten gefunden wurden. So hatte zu Ende des 18. Jahrhunderts ein spekulativer Jude in Folge Kontrakts mit dem Bischof von Ermland in der Nähe von Braunsberg Bernstein „aus schierem Sande,“ d. h. aus Diluvialschichten gegraben. An vielen Orten Westpreußens und Pommerns, sowie auch Posen und der Mark wurde unser Schmuckstein theils aus diluvialen Sanden, theils aus dem sogenannten Braunkohlensande, einer graulichen, mit Holzstückchen vermischten Schicht, gegraben oder gar durch bergmännischen Betrieb gewonnen. Also verschiedene Schichten von relativ jungem Alter gaben ihn her. Es war nicht wunderbar, daß zu der Zeit auch die Wissenschaft den Bernstein für ein junges Fossil hielt. Man sprach die norddeutsche Braunkohlenzeit als seine Entstehungsperiode, als eigentliche Bernsteinzeit an.

Es ist das Verdienst Berendts, Kunges und Zaddachs, über diese Verhältnisse Klarheit geschaffen zu haben. Sie haben nachgewiesen, daß die Bernsteinformation geologisch älter als die Braunkohlenzeit und daß die ursprüngliche Lagerstätte des Fossils die blaue Erde ist. In der blauen Erde allein finde sich das fossile Harz in gleichmäßiger und reichlicher Ablagerung. Der Bernstein, der sich in den Braunkohlen- oder noch jüngeren Schichten finde, sei durch spätere Einwirkungen umgelagert und komme daher vereinzelt vor, oder zu Nestern und Adern zusammengeschwemmt, niemals aber in gleichmäßiger Schichtenablagerung.

Die blaue Erde ist nur im Samlande entdeckt worden. Sämmtlicher Bernstein anderer deutscher Länder entstammt Diluvial- und Alluvialschichten. In den Uferbergen des Samlandes bildet die blaue Erde eine meist unter dem Meeresspiegel liegende Schicht von 1,3 bis 1,7 Meter Mächtigkeit. Sie wird nach Westen immer stärker, sinkt dafür aber hier unter den Meeresspiegel. Ueberlagert wird sie von einem bis 23 Meter starken grünlichen Glaukonitsande und dieser von Sanden, Thonen und

Braunkohlen. Während alle diese Schichten dem Tertiär angehören, sind doch auch an der Mehrzahl der Uferdurchschnitte diluviale und alluviale Deckschichten vorhanden. Die Diluvialschichten bestehen aus groben nordischen Sanden und aus Mergel, d. h. einem Gemisch von hier sehr geringen Mengen kohlen-sauren Kalks mit Sanden und Thon; häufig sind diesen Schichten nordische Geschiebe, oft sehr große Granitblöcke eingelagert. Das Alluvium tritt oft in der Form von Trieb-sand auf. — In der Bernsteinschicht unterscheiden die Bergleute eine mittlere Ablagerung, den an Bernstein reichsten Theil, als Stein-schich von den beiden andern Dritteln, die weniger Bernstein enthalten.

Aus der Schichtenfolge des samländischen Ufergebirges hat Zaddach die Entstehung der Bernsteinlager in folgender Weise gedeutet: Das Ursprungsland des Bernsteins, d. h. derjenige Boden auf dem die Bernsteinbäume wuchsen, ist ein ausgedehntes Nordland gewesen, das auch einen Theil des jetzigen Ostseebodens umfaßte. Während der älteren Tertiärzeit ist der Norden im Sinken, der Süden in Hebung begriffen gewesen. Damals muß das Tertiärmeer den Bernstein von jenem Nordlande weggeschwemmt und in ruhiger Ablagerung an den benachbarten Küsten und auf seinem Boden niedergelegt haben. So ist die blaue Erde entstanden, ganz ähnlich wie noch jetzt Bernsteinablagerungen auf dem Boden der Ostsee entstehen und an seinen Küsten entstehen würden, wenn nicht das Einsammeln des Bernsteins diese Schichtenbildung fortwährend unterbräche. Nach Abtragung des Waldbodens in der älteren Tertiärzeit ist in einer späteren Epoche der Wald des Nordlandes selbst dem Meer zum Opfer gefallen und zertrümmert und zerbröckelt in den Braunkohlenschichten niedergelegt. Alle diese Vorgänge können wir uns verhältnißmäßig ruhig verlaufend denken. Dafür spricht die gleichmäßig horizontale Schichtenbildung.

Eine gewaltthätigere Epoche, die Diluvialzeit, hat aber später auf die Reste des Bernsteinwaldes sowohl, wie auf die in der Tertiärzeit gebildete Bernstein- und Braunkohlenformation eingewirkt. Gewaltige Gletscher und die von ihnen ausgehenden Schmelzwasser waren die wirkenden Kräfte. Von diesen Vorgängen sind in der norddeutschen Tiefebene in Gletscherschliffen, Abtragungen und Umlagerungen der Erdschichten, Strubellöchern und mächtigen, jetzt kaum noch von Bächen durchflossenen Flußbetten redende Zeugen zurückgeblieben. Durch diese Einwirkungen wurde der Bern-

stein verschwemmt und in andere Schichten befördert. Durch die Thätigkeit der Gletscher konnte der Bernstein eine viel weitere Verbreitung finden, als durch die Wellen des Tertiärmeers. Während demnach die blaue Erde sich nur an den dem alten Nordlande benachbarten Küsten absetzen konnte, wurde der Bernstein in der Diluvialzeit beinahe über die ganze norddeutsche Tiefebene verstreut. Dieselben Kräfte verhinderten aber auch die Bildung einer gleichmäßigen Bernsteinschicht: in dem Diluvium kann das fossile Harz nur in Adern oder Nestern zusammengeschwemmt vorkommen. Damit ist nicht gesagt, daß nicht solche Bernsteinadern sehr ertragreich sein können, wie es thatsächlich besonders die der Tuchler Haide lange Zeit hindurch gewesen sind.

Auch in der Alluvial-, der geologischen Neuzeit, sind noch Umlagerungen des Bernsteins vorgekommen. Die bedeutendste derselben, die Bildung einer alluvialen Bernsteinschicht auf dem Ostsee- und Haffboden, ist schon oben erwähnt. Bis zum Jahre 1891 hat man längs der Nordspitze der kurischen Nehrung sogar diesen Bernstein durch Baggerung gewonnen. Aber auch das Festland hat alluviale Bernsteinlager. So wurde in der Mitte unseres Jahrhunderts ein Torfmoor am kurischen Haff ausgebeutet, in dem der Bernstein in noch deutlich erkennbaren Nesten von Seetang lag. Ein ähnliches Lager ist schon im 17. Jahrhundert in der Weichselniederung bei Elbing aufgefunden und abgebaut worden. Hierhin zu rechnen sind auch die Einzelsunde, die immer wieder beim Adern gemacht werden, oft in bedeutender Entfernung vom Seestrande. Doch scheint das alluviale Vorkommen des Bernsteins auf das Ostseegebiet beschränkt zu sein.

Seit wann in der Praxis die blaue Erde als eigentliche Bernsteinschicht bekannt ist, ist nicht nachzuweisen; wohl kaum vor dem Anfang dieses Jahrhunderts. Daß aber die Strandbewohner noch vor der wissenschaftlichen Klarstellung diese Kenntniß hatten, davon zeugt eine Reihe alter, jetzt verlassener Bergsteingruben. Einige finden sich an der Nordküste, die meisten aber, und oft nur wenige hundert Schritt von einander getrennt, auf der Westküste Samlands. Es handelte sich dabei ausschließlich um sogenannten Tagebau. Man drang von außen her in die blaue Erde ein, wobei 80 bis 130 Fuß mächtige Abraumschichten abgegraben und weggefahren werden mußten. Die ausgebeutete Fläche konnte daher immer nur klein sein. Dennoch wurden bei den Betrieben nicht nur die Kosten und die sehr hohe Pacht gedeckt, sondern noch

namhafter Gewinn erzielt. In Marscheiten wurden nach dem Bericht des Oberberggraths Runge aus 5250 cb Fuß blauer Erde 300 Pfd., in Kragepellen aus 14 790 cb Fuß blauer Erde 2800 Pfd. Bernstein durch Tagebau gewonnen. Dabei erstreckte sich die Gräberei in Marscheiten nur auf eine Fläche von 20 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, die blaue Erde war nur 2 m stark, sodaß auf den cb Fuß $\frac{1}{88}$ Pfd. Bernstein sich ergab.

Nach diesen Erfolgen versprach ein richtiger Bergbau im Samlande nicht nur großen, sondern auch dauernden Gewinn, wenn die blaue Erde sich genügend weit Landeinwärts erstreckte. Darüber mußte also zunächst durch Bohrungen Klarheit geschaffen werden. Die zu diesem Zwecke von der Regierung Ende der sechsziger Jahre und von 1871 an bewilligten Mittel ergaben denn auch die wünschenswertesten Aufschlüsse. An mehreren Punkten des Weststrandes und in Northyden am Nordstrande, erbohrte man die blaue Erde in verhältnißmäßig geringer Tiefe. Auch im Innern des Samlands, bei Schloß Thierenberg, fand man sie 24,5 bis 26,56 m unter See, bei einer Tiefe des Bohrlochs von etwa 70 m. So trat die Regierung dem Gedanken der Anlage eines fiskalischen Bergwerks näher. Die Wahl des zu diesem Unternehmen bestimmten Platzes hing aber auch von dem Preise von Grund und Boden ab, und unsere Strandbewohner waren nicht blöde im Fordern. Verhältnißmäßig günstig löste sich diese Schwierigkeit in Northyden. Dort hatte man in 43,36 bis 44,48 m Tiefe bernsteinreiche Erde erbohrt. Auch ein anderer Umstand ließ die Wahl dieses Ortes günstig erscheinen: Die Bernstein- und Braunkohlenschichten werden hier nicht von Diluvium überlagert; man hatte also nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, die diese Schicht durch ihren Reichthum an Steinen und Steinblöcken den Bohrungen und dem Bergbau entgegensetzt.

So wurden denn im Jahre 1873 225 000 Mark für ein Bergbauunternehmen in Northyden in den preußischen Etat gestellt und bewilligt. Nach Erwerbung des nothwendigen Areal's drang man schnell mit einem Schachte in die Tiefe. Aber das unter so günstigen Aussichten begonnene Unternehmen fand doch bald ein trauriges Ende, ohne nur den geringsten Gewinn abgeworfen zu haben. In die Tiefe gelangt, konnte man des zudringenden Grundwassers nicht Herr werden und mußte, nachdem alle Mittel zu dessen Beseitigung vergeblich angewandt waren, nach einigen Jahren das Unternehmen ganz aufgeben.

Mehr Glück hatte das private Bergwerk der Firma Stantien und Becker. Seit 1875 ist an der Westküste Samlands, in Palmnicken, von diesen Unternehmern völlig bergmännischer Betrieb eingeführt. Die blaue Erde liegt hier unter 107 Fuß, also circa 30 Meter starken Deckschichten und hat, wie am ganzen Weststrande, eine beträchtliche Stärke. Von dem Gelingen des Unternehmens zeugt die Ausdehnung, die dasselbe jetzt genommen hat. Großartige Maschinenhäuser in nächster Nähe des Bahnhofs gelegen, der den Verkehr mit Königsberg vermittelt, bilden seinen Mittelpunkt. Sie enthalten die Fördermaschinerie, den Ventilator und die Sieb- und Schlemmvorrichtungen zum Ausspülen des Bernsteins aus der heraufbeförderten blauen Erde; außerdem sind eine eigene Eisengießerei und andere Werkstätten damit verbunden. In Entfernungen bis zu 2 Kilometer erstrecken sich um diesen Mittelpunkt die Stollen. Um sie in den losen Erdschichten genügend zu sichern, sind starke Balken- und Bretterüberdachungen angewandt. Da trotzdem zu Anfang des Betriebes ein Erdbeben stattgefunden und einige Bergleute abgesperrt hatte, ist jetzt noch in anderer Weise für die Sicherheit des Betriebes gesorgt. Eine Anzahl von Luftschächten führt senkrecht von den Stollen aufwärts. Jeder mündet in einen schornsteinähnlichen Thurm, der eine Bedachung trägt, die einem Cylinderhut mit gitterartig durchbrochenen Seitenwänden ähnelt. Die Luftschächte sorgen für Durchlüftung der Stollen, bieten aber zugleich Nothausgänge für die Arbeitenden. Tafeln mit der Aufschrift: „Bruchfeld; Betreten lebensgefährlich!“ zeugen in weitem Umkreis von dem Vorhandensein noch befahrener oder schon verlassener Stollen. — Der in den Maschinenhäusern ausgewaschene Bernstein wird nach dem Werthe der Stücke sortirt. Aus den minderwerthigen wird Bernsteinlack hergestellt, die werthvollen gelangen zum Theil an einheimische Bernsteindrechsler; sehr viel aber wird ins Ausland, zumal Oesterreich und die Türkei verkauft. Während im Jahre 1875 der gesammte Reinertrag für Bernstein in Ostpreußen auf 784000 Mark jährlich geschätzt wurde, bezieht heute die Regierung allein von Palmnicken 700000 Mk. Regalabgaben (gegen 30000 Mk. im Jahre 1811, 40000 Mk. im Jahre 1864). Den bei Weitem größten Theil des auf der ganzen Erde produzierten Bernsteins (5000 Ctr. im Jahr) liefert das Bergwerk: 4100 Ctr. im Jahre 1897, 4200 Ctr. 1896, während vor 1811 die jährliche Produktion sich nur auf etwa 25000 Pfd. belief.

Bald soll das Bergwerk fiskalisch werden und wird sich dann hoffentlich in noch höherem Grade als eine der Allgemeinheit Nutzen bringende Anlage erweisen. Umfassende Vorarbeiten zur Hebung der Bernsteinindustrie in unserem Osten werden schon jetzt gemacht.

Literatur.

Dr. G. Berendt, Die Bernstein-Ablagerungen und ihre Gewinnung.

Prof. Dr. E. G. Zaddach, das Tertiärgebirge Samlands.

Prof. Dr. E. G. Zaddach, Beobachtungen über das Vorkommen des Bernsteins und die Ausdehnung des Tertiärgebirges in Westpreußen und Pommern.

Dr. Alfred Jenßsch, die geologische Erforschung des norddeutschen Flachlandes usw. Aus den Jahren 1876, 77, 78—80.

Marcinowski, Lagerungsverhältnisse der Bernsteinformation am samländischen Weststrande.

Jenßsch, Beiträge zur Kenntniß der Bernsteinformation.

Jenßsch, Bericht über die geologische Abtheilung des Provinzialmuseums bei Gelegenheit des 100-jährigen Bestehens der Gesellschaft (s. u.) 1890.

Daneben eine Anzahl kleinerer Aufsätze oder Notizen, gleichfalls aus den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr., aus den Jahren 1865 ff.

Ein Goetheproblem.

Von

Otto Harnack.

Goethes Religion und Goethes Faust. Von G. Reuchel. Riga 1899.

Goethes Charakter. Eine Seelenbildnerung von R. Saitshid. Stuttgart 1898.

„Wer meine Schriften und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen.“ Diese Worte aus Goethes letztem Lebensjahre bewähren ihre Wahrheit immer von Neuem. Wer im Banne bestimmter Parteianschauungen, wer unter dem Zwange lastender Traditionen oder wechselnder Moden steht, gewinnt kein klares Verhältniß zu der geistigen Macht, die in den Werken unseres großen Dichters waltet. Weder ein freundliches noch ein feindliches Verhältniß; diese Macht ist ihm überhaupt nicht faßbar; sie erscheint ihm als inkonsequent, zusammenhangslos, der festen logischen Struktur und des Lebenshauches entschiedener Ueberzeugungen entbehrend. Goethe der Dichter wie der Weise hat nicht für die Menge gelebt und geschaffen; ein Hirzel, der Jahrzehnte lang ohne viel Aufmunterung für tiefere und weitere Goethekenntniß gewirkt, hatte wohl Recht, von der „stillen Gemeinde“ zu reden. Und wenn seitdem die Goethe-Verehrung und auch die Goethe-Forschung mehr ans Tageslicht getreten ist und in öffentlichen Veranstaltungen verschiedener Art gepflegt wird, im Wesentlichen hat sich doch nicht viel geändert. Auch unter denen, die an jenen Veranstaltungen irgendwie theilnehmend sind, scheidet sich der Kreis der innerlich theilnehmenden von denen, welche nur mitmachen, der Kreis der Eingeweihten von den „Proselyten des Thores“, — und auch

Mancher, der äußerlich gar nicht mitmacht, gehört doch zur „stillen Gemeinde“. „Innere Freiheit gewonnen“ haben, die Welt mit eigenen Augen ruhig auffassend betrachten und gemäß der Art des eigenen Wesens seinen Platz in ihr bestimmen und einnehmen, — wer so gesinnt und gerichtet ist, der darf in Goethe seinen Führer anerkennen und verehren.

Die beiden Autoren, deren Bücher wir am Eingang dieser Betrachtung angeführt haben, gehören zu diesem Kreise. Beide sind durch einen ganz persönlichen Zug zur Vertiefung in Goethes Werke geführt worden, und Beide haben ihre Bücher geschrieben, um einem persönlichem Bedürfniß zur Aeußerung dessen, was sie in Goethe gefunden und mit ihm durchlebt haben, genug zu thun. Den weiteren Ausblick und Ueberblick, den höheren Standpunkt wird man bei Keuchel finden; Saittschick, so feinsinnig und verständnißvoll auch seine Beobachtungen sind, bleibt doch im Nachempfinden der Goetheschen Resignation, der wachsenden ablehnenden Starrheit gegenüber der „Tageswelt“ gebannt und befangen; Keuchel hat den freien Blick für die siegende positive Kraft der lebendigen Persönlichkeit gewonnen und bewahrt. Geringer ist der Unterschied, der aus den Aufgaben, die sich Beide gestellt und aus den Titeln, die sie gewählt, sich ergibt. Denn das Thema „Goethes Religion und Goethes Faust“ konnte nicht behandelt werden, ohne auf Goethes Persönlichkeit einzugehen, und ebenso wenig das Thema „Goethes Charakter“, ohne seine Welt- und Lebensanschauung zu untersuchen. Der innigen Verbindung, in der jede Erkenntniß, jedes Urtheil Goethes mit seinem persönlichen Wesen und Leben steht, sind beide Autoren sich vollkommen bewußt, und darum unterliegen sie nicht der Gefahr, in seine Anschauungen eine Systematik hineinragen zu wollen, die ihnen fehlt, oder seinen Charakter bloß aus seinem „Leben“, nicht vor Allem aus seinem Denken und Dichten erschließen zu wollen. Ein eigenartiger und fruchtbarer Gedanke Keuchels war es, Goethes religiöse und überhaupt seine Weltanschauung am Faden der Entwicklung des „Faust“ verfolgen zu wollen. Nicht so, daß er gezwungenermaßen die „Idee“ aus der Gesamtdichtung hervorhob und aus ihr dann den weltumspannenden Umkreis Goethescher Anschauung künstlich entwickelte; sondern so, daß er in den einzelnen Phasen, die Faust durchlebt, Seelenzustände erkannte, die auch dem Dichter nicht fremd waren, und in ihm selbst eine ähnliche Lösung und Versöhnung finden mußten, wie sie seinem Helden beschieden ist. Von der ja auch schon versuchten künstlichen

Parallelisirung von Fausts und Goethes äußeren Lebensumständen hat er sich natürlich fern gehalten. Sein Buch zerfällt in zwölf Kapitel (ursprünglich Vorträge), deren Ueberschriften keinen streng logischen Gedankengang erkennen lassen, die aber doch einem inneren Gesetz folgen. Das erste Kapitel „Der Mensch als Künstler“ giebt den Standpunkt; den Menschen zur Entfaltung seiner Individualität zu führen, ist das Ziel, das dem Verfasser vorschwebt; die Kunst ist ihm der Weg dazu, Goethe der Führer auf diesem Wege. Ueberraschend ist nun, daß er trotzdem Goethes Religion vor Allem uns vorsehnen will, daß er Goethe als Vertreter eines geläuterten, das Göttliche erfassenden Glaubens darstellt. Gewiß sind in Goethe diese beiden Richtungen, die Erfüllung des Menschlichen und die Ahnung des Uebermenschlichen verbunden; aber die Art, wie sie verbunden sind, ist das tiefste, zu immer neuer Betrachtung auffordernde Problem in Goethes Wesen. Das Bewußtsein der individuell berechtigten, freien Eigenart und das Bewußtsein der Abhängigkeit von Mächten, die auf den Einzelnen wirken, schließt sich eher aus als daß es sich vereinigen will. Dem Verfasser scheint dieser Widerspruch nicht zu vollem Bewußtsein gekommen zu sein; er eilt leicht von der Kunst zur Religion hinüber. Darum fällt ihm auch die Vermittelung zwischen Aussprüchen, in denen Goethe als „Heide“ und in denen er als „Christ“ auftritt, leichter als es die Sache zuläßt. Doch wollen wir hiermit keinen schweren Vorwurf aussprechen; vielmehr ist was uns geboten wird, durchaus des Dankes werth, aus reicher Kenntniß Goethes und wahrem Verständniß geschöpft. Das zweite Kapitel „Jugendstreben“ zeigt das wechselnde, im Ganzen skeptische Verhalten des Knaben und Jünglings zu den überlieferten religiösen Vorstellungen; das dritte Kapitel „Magie“ betrachtet in interessanter wechselseitiger Beleuchtung den Versuch des enttäuscht von der Leipziger Universität zurückgekehrten Studenten, in mystischem und kabbalistischem Aberglauben Befriedigung zu finden, und Fausts verzweifelten Entschluß, sich zur Magie zu wenden. Weiter wird die rein persönliche Form von Religiosität anschaulich charakterisirt, die der geniale Sturm- und Drangdichter in sich entwickelt und energisch gegen alle Angriffe dogmatisch gerichteter Geister wie Lavater vertheidigte; aus den bedeutsamen Ansätzen zu umfassenderen religiösen Dichtungen, besonders dem „Ewigen Juden“ und den „Geheimnissen“ wird diese sowohl kritisch als positiv sich äußernde Sinnesart nachgewiesen. Das folgende Kapitel (Offen-

barung. Im Unbewußten. Bei den Müttern) erscheint uns als das wenigst gelungene; es werden hier Gedanken aus der Jugendzeit des Dichters mit solchen aus seinem höchsten Alter zu einem nicht recht klaren Gesamtbilde vereinigt. Um so lebendiger und anschaulicher ist die sich anschließende Betrachtung von Goethes Verhältniß zur Natur. Das Streben, Goethes religiöse Gesinnung aufzuzeigen, hat den Verfasser nicht gehindert, auch die pantheistische Richtung seines Wesens sicher zu erfassen und zu kennzeichnen. Die Goethische Anschauung, in allen Naturerscheinungen „Manifestationen“ des ewigen göttlichen Wesens zu sehen, schildert er mit begeisterten, schwingvollen Worten. Gegenüber dieser positiven, „am Sein beglückten“ Wesensrichtung Goethes wird dann die negative, im Verneinen aller Daseinswerthe sich gefallende Anschauungsweise des Mephistopheles treffend in Gegensatz gebracht. Die „Wette“ zwischen dem Herrn und dem Teufel, wie die zwischen Faust und ihm, wird im Lichte dieses Gegensatzes angeschaut und damit zugleich der Abschluß des Faustgedichts betrachtet und erläutert. Daß daneben auch eine Seite in Goethes Wesen der mephistophelischen Negation entsprach, daß manches bittere Wort eigener enttäuschender Lebenserfahrungen von ihm dem Mephistopheles in den Mund gelegt worden ist, entgeht dem Verfasser nicht. Aber im Ganzen entwickelt er Goethes Anschauungen doch aus der emporstrebenden und emporweisenden Schlußszene des zweiten Theils und läßt die Lobpreisung der allumfassenden Liebe aus Goethes eigener Seele hervordringen. Das Schlußkapitel „Goethes Christenthum“ faßt nochmals die Hauptgedanken des Buches zusammen.

Wenn wir die Kenntniß und das Verständniß von Goethes Wesen und Werken, die sich in dem Buch erweisen, voll anerkennen müssen, so können wir doch nicht verschweigen, daß es uns nicht glücklich scheint, daß der Verfasser die Literatur über Goethe gänzlich außer Acht gelassen hat. Er nennt aus dieser so umfangreichen Literatur keinen Schriftsteller; er setzt sich mit keiner andern Ansicht auseinander. Wir wollen ihm deshalb nicht vorwerfen, daß er „die Literatur nicht kenne“; aber wir glauben, daß es dem Buch nur zum Vortheil gereicht haben würde, wenn er diese Kenntniß auch verwerthet hätte. Die eigenen Ansichten klären sich und schärfen sich, wenn man sie an denen Anderer mißt; und gewiß würde Manches in dem schönen Buche an Bestimmtheit und Faßbarkeit gewonnen haben, wenn das Verhältniß zu früher ausgesprochenen Meinungen und Urtheilen festgestellt worden wäre.

Ebendasselbe müssen wir auch zu der Studie von Saitschid bemerken. Die große Selbständigkeit und Entschiedenheit seines Urtheils brauchte nicht zu leiden, wenn er auch von andern Forschern Notiz nähme. Wer sich mit Goethe beschäftigt, ist nicht in der Lage eines Pfadfinders durch unberührte Wälder; er ist auf einer großen Straße, die viele Andere mit ihm wandern; und wenn er die Miene annimmt, sie alle nicht zu sehen, so ist das eine werthlose Selbsttäuschung. Saitschids Schrift, (der leider eine Inhaltsübersicht fehlt), zerfällt in drei Abschnitte: Lebenskämpfe, Eigenart, Welt und Seele; eine scharfe Trennung des Inhalts findet nicht statt, wie sich überhaupt der Gedankengang des Verfassers sehr zwanglos hin- und herbewegt. Originell ist hauptsächlich der erste Abschnitt, der gegenüber der hergebrachten Meinung von Goethes „Glück“ die gewaltige Summe von innerem Kampf und Selbstüberwindung uns vorhält, die ein stürmisch-leidenschaftliches Naturell von dem Dichter forderte. Gewiß hat der Verfasser ein Recht zu sagen: „Seine olympische Ruhe war hartnäckig erkämpft und mit Mühe im Gleichgewicht erhalten“. Wenn er dabei die Gegenseite, die in Goethes Seele zugleich wirksame Richtung auf Ausgleich der Gegensätze und Harmonie nicht ausreichend betont, so wollen wir das in diesem Zusammenhang nicht tadeln, wo es darauf ankam gerade die „Lebenskämpfe“ zu schildern. Aber eine ähnliche Einseitigkeit zeigt sich auch in dem zweiten Abschnitt, wo eine ganze Reihe sehr verschiedenartiger Züge von Goethes Wesen zusammengetragen werden, alle in derselben schroffen Ausprägung aufgefaßt und dadurch nicht selten unrichtig und ungerecht. So ist es zwar eine richtige Bemerkung, daß Goethe „das Leben sehr schwer nahm, nicht vermochte, sich über das Leben hinwegzusetzen, nur das Leben in sich verarbeiten konnte“; aber ganz unrichtig ist, daß er „eine tragische Natur“ gewesen sei, was der Verfasser für gleichbedeutend zu halten scheint. Abgesehen davon, daß Goethe ausdrücklich das Tragische für eine ihm fremde Sphäre erklärt hat, — so ist auch gerade die Art, wie er „das Leben in sich verarbeitet hat“, das Gegentheil von tragischer Empfindung und Auffassung; es ist die allmähliche fortschreitende Ueberwindung der Probleme. — Der dritte Abschnitt geht von der treffenden Beobachtung aus, daß Goethe an alle Lebenserscheinungen mit der Forderung herantrat, „sie sollten seine Lebensenergie steigern“; danach in der That bemaß er seine Schätzung der Menschen und Dinge. Aber wiederum ist es irrig, wenn nun behauptet wird,

er sei „nach den langen intensiven Kämpfen seines früheren Lebens zu der Ansicht gelangt, daß ihm die Außenwelt nichts mehr bieten könne“; Goethe hat zu keiner Zeit seines Lebens aufgehört, die Außenwelt mit höchstem Interesse zu erforschen; und wenn der Verfasser fortfährt: „für ihn waren ja die ideale und die gemeine Wirklichkeit zwei streng von einander getrennte Erscheinungen“, so glauben wir eher eine Charakteristik Schillers als Goethes zu lesen. Dagegen bringt die Betrachtung in Goethes Wesenstiefe ein, wo die Bedeutung des Symbolbegriffes erörtert wird; denn dieser Begriff war es, der dem Dichter Idee und Wirklichkeit verband; jedes Einzelne war ihm ein Symbol des Allgemeinen, und in der Vorstellung des Symbolischen fand er schließlich auch die Brücke zwischen den sinnfälligen Erscheinungen und der Idee des Göttlichen geschlagen. Auch diese große Frage hat Saitschik untersucht; die Betrachtung von Goethes Charakter drängte ihn nothwendig dazu, auch jene Aussprüche zu erwägen, in denen Goethe sich bald als „Heiden“ bald als „Christen“ kennzeichnet. Allein trotz mancher treffender Bemerkungen, die zur Ueberbrückung dieses Gegensatzes hinführen, wird dies Ziel doch nicht voll erreicht; was wir dem Verfasser aber nicht zum Vorwurf machen wollen, dessen Aufgabe ja eine Charakterschilderung war, und der sie in gedankenreicher und geistvoller Weise auszuführen gewußt hat. Wir selbst aber wollen bei diesem Problem etwas länger verweilen.

Was heißt überhaupt in Goethes Sinne Christ oder Heide; religiös oder irreligiös? Wo wir bei ihm Aussprüche treffen, die sich mit christlich-religiösen Vorstellungen berühren, da sind sie fast immer durch den Gedanken der Ergebung in die göttliche Leitung, in eine über unser Begreifen hinausgehende ewige Weisheit bedingt. „Zuversicht und Ergebung sind die Grundlagen jeder echten Religion“, so hat er bestimmt genug seine Meinung geäußert.*) Ein Gefühl der Unterordnung unter die unerforschliche Macht, ein demüthiges Verstummen vor ihr ist damit unzertrennlich verbunden; in der Schlussszene des „Faust“ hat es den tiefsten Ausdruck gefunden. Und unmittelbar vorher in der Todeszene ist die absolut entgegengesetzte Stimmung mit derselben Ueberzeugungskraft ihres Rechtes und Wortes ausgedrückt worden, wenn Faust jeden Blick nach oben hin abweist, wenn er nur auf eigene Kraft vertrauend sich ganz in den Erdenkreis einschließen will. Dies ist die „heidnische“ oder

*) Eine große Anzahl ähnlicher Aussprüche habe ich in meinem Buch „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“, S. 22—35, zusammengestellt.

schärfer bezeichnet, die rein irdische irreligiöse Seelenstimmung. Denselben Gegensatz hatte der Dichter schon in seiner Jugend in den beiden Oden „Prometheus“ und „Grenzen der Menschheit“ Ausdruck verliehen. Die schrankenlose Selbstherrlichkeit des Individuums und die unbedingte Beugung vor einer ewigen, übermenschlichen Macht, — wie konnten diese beiden Vorstellungen in demselben Geist, diese beiden Empfindungen in einer Seele vereinigt sein?

Fragen wir weiter, wie Goethe überhaupt die Gottheit zu erkennen, zu erfassen glaubte? Nach zahlreichen Aussprüchen, die keinen Zweifel zulassen: nicht durch logische Schlüsse des Verstandes, nicht durch Spekulationen halb dichtender Phantasie, sondern bloß durch Anschauung ihrer Manifestationen.

„So weit das Ohr, soweit das Auge reicht;
Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht.
Und Deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichniß, hat am Bild genug.“

Manifestation, Erweisung der Gottheit fand er überall. Schon in der anorganischen Natur, noch mehr in allen Gebilden der organischen. Freilich zunächst nur der Anlage nach; erreicht wird das Ziel, das einer Organisation vorgesteckt ist, nur selten, weil hemmende Einwirkungen von außen oder innen sich entgegenstellen. Aber das tiefer dringende Auge sieht die von der „Gott-Natur“ Jedem mitgegebene göttliche Anlage überall. So kann auch der Thürmer im Schlußakt des Faust, auf sein Leben zurückblickend, ausrufen:

Ihr glücklichen Augen, —
Was je ihr gesehn, —
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

Ist dies so, dann tritt auch die Verehrung der einzelnen menschlichen Persönlichkeit nicht mehr in Gegensatz zur Verehrung der Gottheit. Goethe sah in jeder Individualität eine Manifestation des Göttlichen. Zwar erreichen die Meisten — ebenso wie die niederen organischen Individuen — nicht das Ziel vollkommener Verwirklichung ihrer individuellen Bestimmung; die Wenigen aber, denen es gelingt, erheben sich zur „Entelechie“ (nach Aristotelischem Ausdruck), zur unvergänglichen Dauer ihres Einzelwesens. Und schon um dieser Möglichkeit willen ist jeder Mensch zu dem Anspruch berechtigt, daß die in ihn gelegte göttliche Kraft geachtet und verehrt werde. Deshalb kann auch Goethe in der Erziehung zur „Ehrfurcht“, die in den „Wanderjahren“ so

ernst gefordert wird, alle drei „Ehrfurchten“ (vor dem, was über uns, neben uns und unter uns ist) schließlich sich vereinigen lassen in der „Ehrfurcht vor sich selbst“, „so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und die Natur hervorgebracht haben.“ Diese „Ehrfurchten“, die der betrachtende Weise hier als eine Einheit anschaut, können in der leidenschaftlichen Empfindung des Dichters augenblicklich auseinander treten, indem die eine von ihnen so scharf betont wird, daß für die anderen kein Raum mehr bleibt und so jene schroff sich widersprechenden Äußerungen entstehen. Aber diese Äußerungen wollen dann eben nur als Stimmungen des Moments aufgefaßt sein, als Ergüsse einer Dichterseele, deren Lebenselement das tiefe Gefühl und sein voller Ausklang war und die sich darum lange Zeit hindurch gar nicht anders als einseitig und widerspruchsvoll erweisen konnte. Aber die Versöhnung zur Einheit liegt — mehr als in einzelnen Sätzen und Versen ruhig betrachtender Reflexion — in der thatächlichen Lebensführung des Dichters; — wie Saitschid am Schluß seiner Schrift es ausspricht: „Das größte Kunstwerk Goethes bleibt doch sein Leben“ . . . „Der zum Abschluß gelangende innere Mensch, die große Stille und Weisheit sind ja die wirksamste Erscheinung des in die Höhe steigenden Lebens.“ Goethe trug in sich das Bewußtsein, mit der vollen Entfaltung und Auslebung seines Wesens auch den göttlichen Willen, den er über sich verehrte, zu erfüllen; darum das rastlose unermüdlche Streben seines hohen Alters, darum endlich nach Vollendung des Faust die Befriedigung vollbrachter Leistung das Gefühl, „sein ferneres Leben als reines Geschenk ansehen zu dürfen;“ daher die vollkommene Ruhe, mit der er der körperlichen Auflösung, der „Wandlung zu höheren Wandlungen“ entgegen sah.

* * *

Dies waren die Gedanken, zu denen uns die vorher besprochenen Bücher Anregung gaben. Wir wollen nicht schließen, ohne beide den Lesern der „Jahrbücher“ nochmals zu eigenem Studium warm zu empfehlen.

Darmstadt, Nov. 1898.

Bur Medizinalreform V.

Die Lösung der Aufgabe.

Von

Dr. Hüpeden,

Geheimer Medizinalrath in Hannover.

Die neue Vorlage redet nicht mehr von Medizinalreform und mit Recht; denn wenn sie auch als Resultat der seit einigen Jahren wiederum und dieses Mal in verstärktem Maße auf die Aenderung unserer unbefriedigenden Medizinalverhältnisse gerichteten Bewegung betrachtet werden muß, so kann sie doch keinen Anspruch darauf machen, als Reform der alten unhaltbaren Zustände zu erscheinen. Als beachtenswerthe Veränderungen den jetzigen Verhältnissen gegenüber hebe ich hervor:

§ 3. Die Besoldung des Kreisarztes (Physikus) ist pensionsfähig. — Wie hoch die Besoldung sein soll, ist nicht gesagt. Zur Zeit beträgt sie 900 Mk.

Nach § 6 soll der Landrath vor Erlaß von Polizeiverordnungen und sonstigen allgemeinen Anordnungen, welche das Gesundheitswesen betreffen, den Kreisarzt hören.

Nach § 7 kann der Kreisarzt bei Gefahr im Verzuge, die zur Verhütung, Feststellung, Abwehr und Unterdrückung einer ansteckenden Krankheit erforderlichen vorläufigen Anordnungen treffen, wenn ein vorheriges Benehmen mit der Polizeibehörde nicht angängig ist.

Nach § 13 sollen die Provinzial-Medizinal-Kollegien, Kreisphysikats- und Kreiswundarztstellen aufgehoben werden. — Hier hätte es wohl besser heißen sollen, daß die Kreisphysici künftig

Kreisärzte zu nennen seien, da eine wesentliche Aenderung der Funktionen der zu Kreisärzten umgewandelten Kreisphysici nicht stattfindet.

Man wird darüber verschiedener Meinung sein können, ob sämtliche hier hervorgehobenen Neuerungen auch Verbesserungen zu nennen sind. Darüber indessen wird wohl Einstimmigkeit herrschen, daß die Vorlage weniger durch ihren positiven Inhalt als durch das, was man in ihr vergeblich sucht, Interesse erregt. Sie ist mit einem Worte eine große Enttäuschung.

Mit dieser Vorlage stellt sich die Regierung zur Frage der Medizinalreform auf einen wesentlich andern Standpunkt, als jener war, den sie im Jahre 1896 einnahm, als im Abgeordnetenhause der Antrag Kruse-Martens verworfen und der Antrag Douglas einstimmig angenommen wurde. Damals glaubte sie das Versprechen einer befriedigenden Lösung der Aufgabe geben zu können. Jetzt wird mit der Veröffentlichung der Vorlage implicite gesagt, daß man an der Lösung verzweifelt. Der Antrag Kruse-Martens bezweckte Aufbesserung der Physikatsgehälter, sonstige bestimmte Vorschläge bezüglich der als nothwendig anerkannten Reform nicht bringend; der Antrag Douglas verlangte, daß eine den jetzigen Ansprüchen der Gesundheitspflege entsprechende Reorganisation der Medizinalbehörden in allen Instanzen herbeigeführt werde. Im Mai 1897, ein Jahr nach jenen Verhandlungen im Abgeordnetenhause, wurden in einer vom Medizinalminister berufenen Kommission, welche aus Medizinalpersonen, praktischen Ärzten, Juristen und Verwaltungsbeamten zusammengesetzt war, während dreier Tage bestimmte Vorschläge der Regierung berathen, ohne daß man zu einem Resultate gekommen wäre. Die Regierung hatte in ihrer damaligen Vorlage von vornherein im Widerspruch gegen den Antrag Douglas Aenderungen in der obersten Instanz, im Ministerium, nicht in Aussicht genommen, weil sie dieselben als überflüssig ansah, dagegen waren für die untere Instanz sehr wichtige Neuerungen beantragt:

1. Abtrennung der gerichtsarztlichen Thätigkeit von den Dienstgeschäften des Kreisarztes und Anstellung besonderer Gerichtsärzte durch das Justizministerium.

2. Anstellung von Kreisärzten mit Vollbesoldung, Wohnungsgeldzuschuß, Wittwen- und Waisenversorgung neben Verbot der Privatpraxis.

Daneben wurden Untersuchungsanstalten für Zwecke des Ge-

sundheitswesens in jeder Provinz in Aussicht genommen. Provinzial-Medizinal-Kollegien sollten aufgehoben werden.

Hier auf den Inhalt der Konferenz näher einzugehen, würde zu weit führen. An einem anderen Orte (Deutsche Medizinische Wochenschrift 1897 Nr. 37 und 38) ist dies bereits von mir geschehen. Trotz mancher werthvollen Mittheilungen wird man ohne Voreingenommenheit kaum behaupten können, daß die schwierige und vielfach komplizirte Frage der Medizinalreform eine wesentliche Klärung durch die Konferenz gewonnen hat. Ueber die meisten Punkte wurde Einigung nicht erzielt. Nur bezüglich der Uebernahme der Kosten für die geplanten Untersuchungsstationen durch die Provinzen erklärte sich allgemeiner Widerspruch.

Auch unter den Medizinalbeamten hat Einigung bezüglich der Vorlage nicht stattgefunden. Zwar hatte sich eine ad hoc zusammengetretene Delegirtenversammlung im Anschluß an eingehende Referate hervorragender Mitglieder des Medizinalbeamtenvereins im Allgemeinen einverstanden erklärt. Allein in der öffentlichen Versammlung wurde in Folge eines Drucks von außen, dem nach Lage der Umstände nachgegeben werden mußte, die Debatte über die Medizinalreform als inopportun von der Tagesordnung abgesetzt. In Folge dessen sah sich die opponirende Partei Berliner Medizinalbeamten veranlaßt, ihrerseits eine Umfrage bei sämmtlichen Kollegen zu halten. Das Resultat soll den Ansichten der Delegirtenversammlung entgegengesetzt gelautet haben, indem die wesentlichsten Punkte bezüglich der künftigen Amtsstellung der Kreisärzte, ihre Loslösung von der Privatpraxis und mit Vollbefoldung verbundene ausschließliche Beamtenstellung verworfen wurden. — Von Veränderungen in der Zentralinstanz wurde vorsichtiger Weise bei den Verhandlungen der Medizinalbeamten nicht geredet.

Der Herr Minister drückte sich über die Zukunft der Reform am 17. März v. Js. im Abgeordnetenhaus folgendermaßen aus: „Die ganze Medizinalreform wird sich auf einige wenige Änderungen beschränken, wenigstens so weit ich bis jetzt sehe; fertig ist die Sache noch nicht. Der Hauptpunkt wird eine wesentliche Besserstellung der Kreisphysiker oder Kreisärzte sein und von unten wird sich das System in die Höhe bauen müssen.“ Man habe sich mit dem betheiligten Ministerium (Finanzministerium) über den Umfang der wesentlichen Grundsätze der Reform geeinigt. Als Resultat dieser Verhandlungen ist später den Regierungs-

präsidenten ein Entwurf zugegangen und durch die Zeitungen der Oeffentlichkeit übergeben, der den Mittheilungen des Kultusministers inhaltlich entspricht.

„So ist man nach zwei Jahren auf demselben Standpunkte angelangt, den der Antrag Kruse-Martens vertrat. Bis auf die beabsichtigte Erhöhung des Gehalts der Physici oder künftigen Kreisärzte soll im Wesentlichen Alles beim Alten bleiben. Daß man sich in Regierung und Landesvertretung mit diesem Resultate befriedigt fühlen sollte, ist ebensovienig anzunehmen, wie, daß die Medizinalbeamten selbst es wären. Gerade von diesen wurde, ganz abgesehen von der Befoldungsfrage, die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände am lebhaftesten empfunden. Nur bei den Rednern der konservativen Partei war neben dem Abgeordneten Rickert in den diesjährigen Verhandlungen des Landtags die Freude darüber unverkennbar, daß dieses Mal die drohende Wolke der Reform vorüber ziehen würde.“ (Jur Medizinalreform IV. Preussische Jahrbücher Band 94 Heft 1).

Unter diesen Umständen scheint die Zeit für eine befriedigende Medizinalreform noch nicht gekommen zu sein, da weder über die Ausdehnung auf die verschiedenen Instanzen, noch über die wesentlichen Gesichtspunkte, von denen aus der Gegenstand zu betrachten ist, klare und entschiedene Ansichten zur Geltung gekommen sind.

Wächte die im Folgenden gegebene Darlegung den geneigten Leser überzeugen, daß zur Beseitigung vorhandener Mißstände in unserer Medizinalverwaltung (ich verweise auf meine früheren Aufsätze in diesen Blättern) der Weg wohl zu finden wäre, falls es gelingt, nur das Wohl des Ganzen im Auge zu behalten.

* * *

Beginnen wir mit der Untersuchung der Mängel in der untern Instanz, im Kreisphysikat. Ich will schon jetzt bemerken, daß, wenn ich hierin dem bislang auch von Andern eingeschlagenen Wege folge, ich keineswegs der Ansicht bin, in der untern Instanz sei der alleinige Sitz des Uebels zu suchen. Die hier hervortretenden Mängel bilden nur ein Symptom der Krankheit, unter welcher das Ganze leidet. Das Grundübel ist an anderer Stelle zu suchen.

Die Geschäfte, welche der Staat durch besonders dazu bestellte Aerzte wahrnehmen läßt, trennen sich in medizinal- und sanitäts-polizeiliche einerseits, in gerichtsarztliche andererseits. Zu den medizinalpolizeilichen Geschäften rechnet man die Aufsicht über Aerzte,

Apotheken, Drogengeschäfte, niederes Heilpersonal und Krankenanstalten. Dem sanitätspolizeilichen Theile gehört der Gesundheitsschutz der Kinder an (Haltekinderwesen, Schulhygiene), die Gewerbehygiene, die Wohnungshygiene (Bauordnungen mit Einschluß von Kanalisation, Wasserversorgung, Reinhaltung der Flußläufe), Nahrungsmittelhygiene, Vorkehrungen zum Schutz gegen Infektionskrankheiten, das Begräbnißwesen.

Die gerichtsarztlichen Geschäfte beziehen sich entweder auf Kriminalsachen oder auf zivilprozessualische Angelegenheiten; zu letzteren zählen als besonders wichtig die Untersuchungen zum Zweck der Entmündigung.

Der Staat verlangt von den Physicis alle Kenntnisse, welche die medizinische Wissenschaft mit Einschluß der Hygiene umfaßt. In nicht seltenen Fällen, insbesondere in der Gerichtspraxis, ist es dabei erforderlich, daß diese Kenntnisse ohne Vorbereitung zur Verwendung bereit sein müssen. Wie schwierig die Aufgaben sind, welche hiermit gestellt werden, brauche ich hier wohl nicht weiter auszuführen. Daneben muß der staatlich angestellte Arzt, um leben zu können, in der Praxis angestrengt thätig sein. Und dies geschieht in einer Zeit, wo die Summe des positiven Wissens in das Unendliche angewachsen ist, und in allen Wissenschaften nicht weniger als in allen Zweigen der Technik die größten Resultate durch Arbeitstheilung gewonnen werden.

Was leistet der Staat den angestellten Ärzten dagegen? Wenn man absieht von der geringen Zahl der bei den Regierungen (36) und im Ministerium angestellten Ärzte (3), so nehmen sie nicht an allen Rechten anderer Beamtenkategorien Theil; sie sind bis jetzt nicht pensionsberechtigt; ihre Wittwen und Waisen haben kein Anrecht auf Unterstützung. Das Gehalt der Physici beträgt 900 Mark neben Sporteln, welche für außerordentliche, insbesondere gerichtsarztliche Geschäfte ausgeworfen sind. Diese sind mit Rücksicht auf das vorhandene Fixum niedrig bemessen, so daß selbst in den großen Städten der Monarchie die Möglichkeit nicht vorliegt, vom Gehalt nebst Sporteln auch nur in bescheidener Weise mit Familie leben zu können. Bei der großen Zahl der auf dem Lande und in kleineren Städten vorhandenen Physikate sind die Nebeneinnahmen aus Amtsgeschäften so unbedeutend, daß sie nur eine geringe Summe neben dem Gehalte darstellen. Deshalb sind die Physici auf Privatpraxis angewiesen und finden in dieser ihre Haupteinnahme und den wesentlichen Boden ihrer Existenz. In diesem Theile ihrer Thätigkeit

unterstützt die sie Regierung dadurch, daß sie ihnen manche Funktionen an öffentlichen Instituten überträgt, welche ihrer Natur nach auch von jedem andern praktischen Arzte versehen werden könnten, z. B. die ärztliche Behandlung von Strafanstaltsgefangenen oder in sonstigen Detentionshäusern, die Ausführung der öffentlichen Impfgeschäfte, die ärztliche Behandlung gewisser Kategorien von Unterbeamten. Es ist das geschehen einerseits mit Rücksicht auf die ihnen eigene *fides publica*, zum Theil auch, weil man das Unzureichende ihrer Einnahmen aus Amtsgeschäften einsehen mußte und sie auf diese Weise entschädigen wollte. So ist es gekommen, daß die Physici eine besonders begünstigte Stellung in der Pragis einnehmen, daß sie den übrigen praktischen Aerzten gegenüber in erheblichem Vortheile sind. Ein Gefühl des Mißbehagens der Letzteren ist daher begreiflich. Die überall schon durch die Konkurrenz gefährdete Harmonie des kollegialischen Zusammenwirkens wird dadurch namentlich in den kleineren Verhältnissen des Landes und der kleinen Städte oft zu kühlem Fernhalten, wenn nicht zu schlimmern Gefühlen der Abneigung verändert.

Fassen wir die Verhältnisse der Physici in kurzen Worten zusammen, so ist das Resultat folgendes: Eine große Anzahl amtlich ungenügend beschäftigter, durch die Pragis oft über Gebühr belasteter, ungenügend bezahlter Aerzte hat im Interesse des Staates eine Wissensmenge praktisch in Anwendung zu bringen, welche selbst für geistig hervorragende Kräfte kaum in dem erforderlichen Grade zu erwerben ist. Dabei ist ihre praktische Anwendung im Allgemeinen, namentlich aber in gerichtsarztlicher Beziehung eine so sporadische, daß von einer regelmäßigen Uebung, die bekanntlich in allen Dingen den Meister macht, keine Rede sein kann. Mit dem Fortschreiten der hygienischen Wissenschaft sind die Anforderungen des Staates in den letzten Jahrzehnten größere geworden, ohne daß die Einnahmen entsprechend gestiegen wären, da ein Sportelbezug für medizinal- und sanitätspolizeiliche Geschäfte nicht stattfindet: deshalb ist der Physikus nach wie vor gezwungen, um leben zu können, Privatpraxis als Hauptbeschäftigung zu betreiben. Daß dieser Zustand weder für den Staat noch für die Physici ein befriedigender ist, bedarf wohl keines besonderen Beweises. Auch für die praktischen Aerzte ist er es nicht, weil sie sich von manchen Stellen ausgeschlossen sehen, die ihrer Natur nach der freien Konkurrenz zugänglich sein könnten. Es wäre sehr unrecht, Zweifel in den guten Willen und Eifer oder in die Tüchtigkeit der Physici

im Allgemeinen setzen zu wollen; dennoch wird man nicht leugnen können, daß durch die zur Zeit bestehenden Verhältnisse ihre Leistungen stark beeinträchtigt werden.

Den Uebelständen kann nur dadurch abgeholfen werden, daß dem Geiste der Zeit entsprechend die Thätigkeit des Physikus spezialisirt wird, daß man für Hygiene und Verwaltungssachen einerseits, für die Vertretung der gerichtlichen Medizin andererseits, besondere Beamte anstellt. Für die mit der Hygiene beschäftigten Aerzte muß daneben das Verbot der ärztlichen Praxis eingeführt werden. Um die Arbeit zu konzentriren, weise man dem Kreisarzt sowohl wie dem Gerichtsärzte größere Distrikte an. Unter der hannoverschen Regierung hatte man bezüglich der gerichtlichen Medizin dieses Verhältniß und es bewährte sich. Wir hatten damals für jedes Obergericht, welches etwa einem jetzigen Landgerichte an Bedeutung entsprach, zwei Gerichtsärzte, einen Obergerichts- und einen Hülfphysikus, welche insbesondere für Strafsachen dem Staate als Sachverständige dienten und mit Verwaltungsgeschäften nichts zu thun hatten. Die Art der Beschäftigung der Gerichtsärzte bedingt es, daß sie von der Praxis nicht losgelöst werden können. Selbst bei größeren Distrikten ist sie nicht so bedeutend, daß davon auch bei guter Honorirung eine Existenz allein begründet werden könnte. Eine Ausnahme könnten vielleicht ganz große Städte machen. Die Verbindung mit der Praxis giebt übrigens dem Gerichtsärzte Gelegenheit zu Erfahrungen, welche er in seiner amtlichen Thätigkeit verwerthen kann. Ein vollauf durch sein Amt beschäftigter Gerichtsarzt würde einer Ergänzung seiner Erfahrungen durch die Praxis nicht bedürfen. Da man aber die örtlichen Entfernungen für die Bezirke aus praktischen Gründen nicht über ein gewisses Maß wird ausdehnen können — man denke an den Zeitverlust und die Kostenvermehrung durch Reisen — so wird sowohl wegen der Subsistenzfrage als wegen der durch die Praxis zu ergänzenden Erfahrung den Gerichtsärzten letztere erlaubt bleiben müssen. Auch liegt nach den in Hannover gemachten Erfahrungen kein Bedenken vor bezüglich eines zu befürchtenden Konflikts der Praxis mit den amtlichen Geschäften des Gerichtsarztes.

Die Wichtigkeit der gerichtsarztlichen Thätigkeit für die Rechtspflege ist nicht zu unterschätzen. Dennoch giebt es Kulturstaaten (England, Frankreich, Italien), in welchen bestimmte Persönlichkeiten für diesen Zweck nicht angestellt werden. Es wird dann

allerdings nicht an Gesetzen fehlen dürfen, welche der Justiz die Hülfe der Aerzte in wichtigen und namentlich eiligen Fällen sichern. Die Anstellung beamteter Gerichtsärzte hat große Vortheile. Neben der Sicherheit für das Gericht, jederzeit Sachverständige zur Disposition zu haben, darf die im festen Amte gewonnene Erfahrung nicht weniger für die Wissenschaft als für die Praxis der eine Spezialität bildenden gerichtlichen Medizin unterschätzt werden. Freilich haben die bei dem jetzigen System gemachten Erfahrungen gezeigt, daß es nicht genügt, angestellte und geprüfte Gerichtsärzte zu haben, wenn das Resultat ein befriedigendes sein soll; man muß denselben auch ein größeres Feld der Thätigkeit und Erfahrung sichern. Daß unter diesen Umständen häufig größere Ausgaben durch Reisekosten für den Staat entstehen, darf als Hinderniß nicht betrachtet werden. Widersinnig und bedauernswerth würde es sein, wollte man in Rechtsfachen hier den Sparfamkeitsgrundsatz ausschlaggebend sein lassen. Die Mehrkosten würden den übrigen Gerichtskosten gegenüber verschwindend klein sein. Für weniger wichtige Fälle kann es dem Richter überlassen bleiben, auch von anderen Aerzten gutachtliche Aussagen zu fordern, wie das bereits immer geschehen ist. Dasselbe wird nach wie vor dann stattfinden, wenn es sich um solche Fälle handelt, deren Beurtheilung eine spezialistische Vorbildung erforderlich erscheinen läßt; beispielsweise bei Ohren-, Augen- oder Nervenkrankheiten dunkler Natur.

Anders liegt die Sache für den Kreisarzt, welcher die öffentliche Gesundheitspflege zu vertreten hat. Wenn dieser zugleich praktischer Arzt bleiben soll, so werden Konflikte mit seinen Amtspflichten nicht ausbleiben. Wenn sie bislang nicht hervorgetreten sind, so liegt der Grund darin, daß die Hygiene eine genügende amtliche Vertretung noch nicht gehabt hat. Indem der Kreisarzt gesundheitliche Schäden aufdeckt, wird er dem Publikum oft lästig; er wird gefürchtet, weil er Kosten verursacht; ist er neben seinem Amte praktischer Arzt, so wird er durch strenge Pflichterfüllung im Amt seine Praxis schädigen, oder, wie es bei schwachen Charakteren vorkommen könnte, im Interesse derselben bei der Ausübung seiner amtlichen Pflichten zu nachsichtig sein. Selbst ein in jeder Beziehung humanes und vorsichtiges Auftreten wird ihm den Charakter eines unbequemen Gastes in vielen Fällen nicht nehmen können. Es wird immer eine Hauptbedingung wirksamer Gesundheitspflege sein, vom Publikum unabhängige Beamte zu haben. Deshalb muß

dem für die Hygiene angestellten Ärzte die Privatpraxis verboten werden. Das alte Sprichwort: „Man kann nicht zweien Herren dienen“ gilt auch in diesem Falle. Der praktische Arzt ist Diener des Publikums; er kann ohne Gefährdung seiner Pflichten nicht zugleich das Publikum kontrolliren. Indessen würde es angängig sein, einzelne dazu geeignete Zweige der Hygiene den Kommunen zur Verwaltung zu übergeben und diese von praktischen Ärzten vertreten zu lassen, z. B. die Hygiene der Schulen. Die Oberaufsicht des Staates würde dabei bestehen bleiben können, um wichtige Angelegenheiten, z. B. Schließung der Schulen wegen ansteckender Krankheiten, bauliche Aenderungen in Gemeinschaft mit dem Schularzte zu berathen resp. anzuordnen. Die öffentliche Gesundheitspflege wesentlich zur Gemeindefache zu machen, wie es in England der Fall ist, hat große Bedenken gegen sich. Die dort gemachten Erfahrungen sprechen nicht dafür. Auch den Gemeinden sind Gesundheitsbeamte oft unbequem und ihre Beliebtheit pflegt durch größere Thätigkeit gefährdet zu werden. Man hat die Erfahrung gemacht, daß dort, wo die Stellen der Gesundheitsbeamten durch Wahl für eine bestimmte Reihe von Jahren vergeben werden, die Furcht, nicht wieder gewählt zu werden, die Thätigkeit der Beamten lähmt.

Man könnte befürchten, daß der künftige Kreisarzt als Vertreter aller jener staatlichen Geschäfte, welche nicht gerichtlich medizinischer Art sind, die Erfahrungen der ärztlichen Praxis für die Ausübung seiner amtlichen Pflichten nicht würde entbehren können. Ich halte diese Befürchtung für unbegründet, vorausgesetzt, daß als Vorbedingung für die Uebernahme einer Kreisarztstelle eine mehrjährige Beschäftigung als praktischer Arzt gefordert wird, um eine gründliche Kenntniß allgemeiner ärztlicher Verhältnisse, auch eine genügende Grundlage für die Kunst ärztlicher Beobachtung und Diagnose zu sichern. Der Dienst an größeren Krankenhäusern wird dazu die beste Gelegenheit bieten. Wenn dem Institute der Volontärärzte mehr Förderung von Seiten des Staates und der Kommunen zu Theil wird, als es bis jetzt geschehen ist, wird es an disponiblen Stellen nicht fehlen. Man sollte übrigens nicht vergessen, daß der Hygieniker mit der Kunst des Heilens, der ärztlichen Kunst im engeren Sinne nichts zu thun hat und daß für die Erkennung solcher Krankheiten, welche für die öffentliche Gesundheitspflege in Frage kommen, insbesondere der Infektionskrankheiten, die amtliche Thätigkeit dem Kreisarzt weit mehr Gelegen-

heit und Uebung des Erlernten darbietet, als die Praxis für den Arzt zu gewähren pflegt. Diesem steht im Allgemeinen im Gegensatz zum Kreisarzt nur ein kleines Beobachtungsfeld zur Verfügung, welches er gewöhnlich mit mehreren Kollegen theilt, während der Kreisarzt, weil er einen größeren Distrikt verwaltet, durch die Erfüllung seiner amtlichen Pflichten in steter Berührung und fortwauernder Kenntniß der bezüglichen Krankheiten erhalten wird. Deshalb kann wohl der Einwand, es sei für den Kreisarzt die ärztliche Praxis nöthig, weil ihm sonst die Uebung in der Diagnostik fehlen würde, als beseitigt angesehen werden. Auch für die auf Ersuchen von Behörden vorzunehmenden Untersuchungen vertrauensärztlicher Natur (Untersuchung von Aspiranten und Beamten) würde ihm die Qualifikation deshalb nicht mangeln, weil er keine Praxis ausübt. — Es giebt noch einen andern Grund, den Kreisarzt von der Praxis abzulösen; es ist das sein Verhältniß zu den Kollegen. Nicht weniger werth als die eigene Erfahrung ist die Sicherheit, den guten Willen und die Beihülfe der Ärzte im Interesse des öffentlichen Wohls zur Seite zu haben. Der an Ort und Stelle praktizierende Arzt wird auf manches Wichtige aufmerksam machen können, was ohne dies dem Gesundheitsbeamten entgehen könnte. Er wird den letzteren in der Beobachtung der vorkommenden Erkrankungen zur Seite stehen und die beste Auskunft geben. So lange der Kreisarzt Konkurrent ist, wird das gute Verhältniß gefährdet sein. Es ist bereits oben darauf hingewiesen, daß sich dasselbe unter den jetzigen Verhältnissen häufig, namentlich auf dem Lande, wo im engern Kreise die Reibung erleichtert wird, unkollegialisch gestaltet. Zwischen dem Kreisarzte und dem praktischen Arzte sollte im Interesse des allgemeinen Wohles ein Vertrauensverhältniß stattfinden. Der praktische Arzt muß ein williger Förderer der öffentlichen hygienischen Verhältnisse sein und er wird es im Interesse seiner Patienten auch gern sein. Freilich wird man eine strenge Handhabung der Anzeigepflicht für ansteckende Krankheiten nicht entbehren können, weil der Arzt häufig in die Lage kommt, bei Ausübung derselben mit den Wünschen seiner Patienten in Konflikt zu kommen. Daß zur Zeit die Anzeigepflicht keineswegs den beabsichtigten Erfolg hat, ist bekannt. Es ist das ein Beweis für die Gleichgültigkeit, mit welcher auf die Befolgung der gesetzlichen Vorschrift geachtet wird. Eine strenge Handhabung der öffentlichen Gesundheitspflege wird später dahin kommen müssen, daß jeder Fall von Infektions-

krankheit angezeigt und statistisch verwerthet wird. Auf diese Weise werden unsere noch immer mangelhaften Kenntnisse in der Epidemiologie erweitert werden, ja man wird mit Einführung einer wirklichen Medizinalreform einen Epoche machenden Aufschwung in diesem Zweige der medizinischen Wissenschaft verzeichnen. Dasselbe gilt für die gerichtliche Medizin. Bei der heutigen Verzettlung des Materials in viele, noch dazu meist ungeübte Hände geht mancher für die Wissenschaft bedeutungsvolle Fall verloren.

Zur Zeit werden den Physicis, wie bereits oben bemerkt, manche festhonorirte ärztliche Beschäftigungen seitens der Regierungen zugewandt, welche ihrer Natur nach ebensogut von praktischen Aerzten versehen werden könnten. Einer der Gründe für diese Gepflogenheit war das unzureichende Gehalt der Physici. Macht man künftig die Kreisärzte zu vollbesoldeten Beamten, so wird dieser Grund in Fortfall kommen. Der den Physicis inne wohnenden *fides publica* wegen ihnen derartige Stellen zuzuweisen, halte ich nicht für begründet. Man wird keine Schwierigkeit haben, auch unter den praktischen Aerzten zuverlässige Persönlichkeiten für die betreffenden Stellen zu finden. Für diese würde ein nicht zu verachtender Vortheil erreicht und ihr Verhältniß zu den Kreisärzten gebessert werden. Die Konkurrenz mit den Gerichtsärzten wird freilich wie in der übrigen Praxis so auch in dieser Beziehung bestehen bleiben, immerhin aber bei der geringeren Zahl derselben im Vergleich zum jetzigen Verhältniß abnehmen. Ihre Konkurrenz würde sich außerdem auf die größere Orte, Sitze der Landgerichte, beschränken. —

Es ist nicht nöthig, den Physicis eine Exekutive zuzuweisen. Abgesehen von eiligen Fällen, in den sie im Namen und unter Autorisation der allgemeinen Landesverwaltung Anordnungen zu treffen haben, wird ihnen nur eine beratende Stimme zugestanden werden können. Auf diese Weise ist die Gefahr ausgeschlossen, es könnten die Medizinalbeamten im einseitigen doktrinären Eifer und ohne Berücksichtigung wichtiger sonstiger Verhältnisse in ihren Anordnungen zu weit gehen.

Die Physici werden in erster Linie dem Landrath, demnächst dem Kreisauschuß gegenüber sich zu äußern haben. Der große Unterschied den jetzigen Verhältnissen gegenüber muß aber der sein, daß die Verpflichtung besteht, alle hygienischen Mängel und Unzulänglichkeiten *motu proprio* aufzudecken, zur Sprache zu bringen und eventuell, falls die Wichtigkeit des Gegenstandes es erfordert,

bei Widerstand in der unteren die Entscheidung der höheren Instanz zu heantragen.

Zur Zeit beschränkt sich die Thätigkeit des Physikus in hygienischen Angelegenheiten im Allgemeinen auf Arbeiten, welche ihm von den Behörden aufgetragen werden. Das geringe Gehalt, der Mangel an Zeit, die Unmöglichkeit, Reisekosten für Geschäfte zu liquidiren, welche ohne besonderen Auftrag außerhalb des Wohnorts zu leisten wären, die Konflikte zwischen den Pflichten des praktischen Arztes und des Gesundheitsbeamten, vor Allem die eben charakterisirte Stellung den Behörden gegenüber haben es bewirkt, daß dem heutigen Physikus die Initiative fehlt.

Man beabsichtigt, die Kreiswundarztstellen ganz fortfallen zu lassen. Schon jetzt sind wenig mehr als die Hälfte besetzt (280 zu 260). In ganz Schleswig-Holstein giebt es keine Kreiswundärzte. Bekanntlich dienen diese Beamten dazu, den Physikis bei den gerichtlichen Obduktionen zur Seite zu stehen. Sie werden aber auch sonst von den Gerichten neben dem Physikus als Sachverständige zugezogen. Außer im Vertretungsfalle nehmen sie an den sanitätspolizeilichen Geschäften nicht Theil. Für die gerichtsarztliche Praxis sind sie nicht ohne Bedeutung. Dieselbe Garantie eines erfahrenen Urtheils geben unregelmäßig zu Obduktionen hinzugezogene praktische Aerzte nicht. Freilich wird dieser Vortheil dadurch sehr beeinträchtigt, daß die gerichtsarztliche Thätigkeit der Kreiswundärzte unter heutigen Verhältnissen gleich der der Physici zu selten beansprucht wird. Entschließt man sich dazu, den Gerichtsärzten größere Distrikte zuzuweisen, wie es in Hannover der Fall war, so wird eine regelmäßige Hülfe bei der entsprechend größeren Arbeitsmenge nicht allein von Nutzen, sondern unentbehrlich sein. Man wird dann neben Landgerichtsärzten gerichtliche Hülfsärzte anstellen müssen.

Entschließt man sich zur Trennung der gerichtsarztlichen Thätigkeit von den übrigen Physikatsgeschäften, so wird man für beide zweckmäßiger Weise ein gesondertes Examen einführen. Daß die Gerichtsärzte in der Psychiatrie geprüft werden, ist wegen der Häufigkeit zweifelhafter Geisteszustände bei strafgerichtlichen Vorkommnissen unumgänglich. Würde man ihnen neben den Untersuchungen bei Entmündigungen auch jene behufs Aufnahme in Irrenanstalten übertragen, so könnte eine Prüfung der Kreisärzte in der Irrenheilkunde unterbleiben. Sobald die Psychiatrie ein Gegenstand regelmäßiger Prüfung im Staatsexamen geworden ist,

würde in manchen weniger schwierigen Fällen der Zuziehung praktischer Aerzte zu den bezüglichlichen Untersuchungen nichts im Wege stehen, falls amtlich qualifizierte Aerzte oder Psychiater von Fach nicht zur Hand sind. Ihre Leistungen würden, vorausgesetzt, daß man sich an anerkannt zuverlässige Aerzte wendet, den Leistungen der jetzigen Physici im Allgemeinen voraussichtlich nicht nachstehen.

Nicht allein in der unteren Instanz wird die Reform Wandel schaffen müssen.

Zur Zeit giebt es zwei Instanzen zwischen Physikus und Ministerium: die den Oberpräsidien unterstellten Medizinal-Kollegien und die Regierungs- und Medizinalräthe bei den Regierungen. Die Medizinal-Kollegien haben, abgesehen von Ausnahmefällen, gelegentlich welcher sie in Verwaltungssachen befragt werden, nur Bedeutung für die gerichtliche Medizin. Sie haben sämtliche Obduktionsverhandlungen und Gemüthszustandsuntersuchungen aus der Provinz zu revidiren, eventuell zu beanstanden und in zweifelhaften gerichtlich-medizinischen Fällen auf Erfordern der Gerichte Obergutachten abzugeben. Sie erfreuen sich des Beifalls der Medizinalbeamten im Allgemeinen nicht, indem sie hierin das Schicksal anderer Kontrollebeamten theilen. In der That liegt hier ein Apparat vor, der mit Rücksicht auf das, was er zu leisten hat, zu schwerfällig konstruirt ist. Es gehören den Kollegien außer den Aerzten auch ein Apotheker und ein Veterinar an. Diese Zusammensetzung ist daraus zu erklären, daß ursprünglich auch Verwaltungssachen in das Bereich ihrer regelmäßigen Thätigkeit gezogen wurden. Jetzt werden dieselben mit seltenen Ausnahmen von den Regierungen erledigt. In zweifelhaften und besonders wichtigen Fällen veranlaßt man auch wohl durch Vermittlung des Ministeriums die Begutachtung der wissenschaftlichen Deputation. — So überflüssig indessen, wie die Medizinal-Kollegien angesehen werden, sind sie nicht und man wird auch künftig unter veränderten Verhältnissen einen Ersatz finden müssen, wenn man beschließen sollte, sie aufzuheben. Was zunächst die Obergutachten in gerichtlich-medizinischen Fällen betrifft, so würde man nicht daran denken dürfen, diese allein der wissenschaftlichen Deputation zuzuweisen, welche jetzt die dritte Instanz vertritt. Die Zahl ihrer jährlich abgegebenen forensischen Obergutachten schwankte bereits in den Jahren 1880—1891 zwischen 50 und 60. Sollten bei ihr sämtliche Obergutachten zur Erledigung kommen, so würde damit voraus-

sichtlich eine unerwünschte Ueberlastung stattfinden. Für eine gründliche Beurtheilung zweifelhafter Fälle ist außerdem die Beibehaltung von drei Instanzen gewiß nicht überflüssig. Der Gedanke liegt nicht fern und ist auch bereits ernsthaft erwogen, für diesen Theil der Geschäfte in den medizinischen Fakultäten der Universitäten Ersatz zu finden. Der bisherige Nutzen der Revision sämtlicher Obduktions- und Gemüthszustandsuntersuchungen wird mit Grund nicht bestritten werden können. Wenn man weiß, daß für manche Pophysikatsbezirke die Anzahl gerichtlicher Leichenöffnungen im mehrjährigen Durchschnitt nicht einmal 1 erreicht und daß ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so ungünstiges Verhältniß für die Gemüthszustandsuntersuchungen statt hat, so wird man anerkennen müssen, daß die Gelegenheiten zu gerichtlicher Thätigkeit für die Pophysici zu selten sind, um die nöthige Uebung zu erhalten. Unter diesen Umständen ist die regelmäßige Ueberwachung durch Fachmänner nicht überflüssig. Die Kontrolle durch das Gericht, welche sich eventuell durch den Antrag auf ein Superarbitrium geltend macht, genügt allein nicht. Die Erfahrung lehrt, daß der Einfluß der Revisionen sich nicht allein durch größere Aufmerksamkeit bei der Befundaufnahme gelohnt hat — als Anleitung dazu dient bekanntlich ein Regulativ — sondern daß auch in nicht seltenen Fällen, ohne daß das Gericht es bemerkt hätte, Unrichtigkeiten vorkamen, welche von den Medizinal-Kollegien angezeigt werden mußten, weil sie auf den weiteren Verlauf des prozessualischen Verfahrens von Einfluß sein konnten. Anders würde die Sache liegen, wenn man in Nachahmung der früheren Hannoverschen Einrichtung die gerichtsarztliche Thätigkeit konzentrirte, für dieselbe größere Distrikte bestimmte und sie, wie oben erörtert, von den sonstigen Pophysikatsgeschäften ganz abtrennte. Man würde dann besser als jetzt in der Lage sein, besonders geeignete Kräfte auszuwählen; ihre Leistungen würden durch größere Uebung und Erfahrung zuverlässigere werden. Unter dieser Voraussetzung mag man die Kontrolle der Medizinal-Kollegien entbehren können. Im Königreich Hannover waren Revisionen nicht gebräuchlich und ihre Nothwendigkeit wurde nicht empfunden.

Hat man nach diesen Erwägungen keinen Grund, die Medizinal-Kollegien fortbestehen zu lassen, so wird andererseits die völlig veränderte Stellungnahme der Staatsverwaltung zur öffentlichen Gesundheitspflege dafür sprechen, sie in anderer Form und mit anderen Funktionen wieder ins Leben zu rufen.

Wie bereits oben erwähnt, ging der Plan der Regierung, welcher der Mai-Konferenz 1897 vorgelegt wurde, dahin, an dem Sitze der Oberpräsidien hygienische Untersuchungsanstalten zu errichten. Bei der heutigen Wichtigkeit und Entwicklung der Gesundheitswissenschaft und ihrer Hilfsfächer, insbesondere der Bakteriologie, würde ein solches Institut reichlich zu thun haben, um das in der Provinz vorkommende Material zu bearbeiten und wissenschaftlich zu verwerthen, auch auf Fragen Antwort zu geben, welche den Verwaltungsbehörden als Direktive in hygienischer Beziehung zu dienen hätte. Die Leistungen der Kreisärzte werden in dieser Beziehung, insbesondere mit Rücksicht auf die raschen Fortschritte der Wissenschaft nicht genügen, auch ihre Zeit voraussichtlich nicht ausreichen, schwierige bakteriologische und chemische Untersuchungen anzustellen.

Neben den hygienischen Instituten würde eine Sammelstelle für medizinische Statistik, insbesondere bezüglich der Infektionskrankheiten, ihren Platz finden. Auch die Erfahrungen über die Hygiene gewerblicher Betriebe, welche unter den jetzigen Verhältnissen den Physikis nicht zugänglich sind, von Gefängnissen, Schulen und Hospitälern würden hier gesammelt, die Apothekenangelegenheiten bezüglich der Neuanlagen verwaltet werden.

Von hier ab würden regelmäßige Revisionen der verschiedenen Institute zur Unterbringung und Heilung von Kranken, insbesondere der Irrenanstalten stattfinden. Die an Stelle der Medizinal-Kollegien mit anderen Funktionen betrauten Behörden würden auch als technischer Beirath der Oberpräsidenten für seine Entscheidungen in Streitfachen bezüglich polizeilicher Verfügungen hygienischer Art und bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Landrath resp. Kommunalvorstand (Kreisauschuß) und Kreisarzt in zweiter Instanz dienen.

Für manche Geschäfte, die hier in Frage kommen, wird die Vereinigung in einem größeren Bezirke, als ihn die Regierungen haben, von Vortheil sein, so für die Ueberwachung von Infektionskrankheiten, welche häufig mehrere Regierungsbezirke zugleich befallen, dann für Apothekenangelegenheiten, welche ebenfalls nicht selten über die Grenze des betreffenden Regierungsbezirkles von Wichtigkeit sind und zum Theil schon jetzt von den Oberpräsidien ressortiren (Neuanlagen), dann auch für Revisionen von Irrenanstalten durch spezialistisch gebildete Fachmänner. Andererseits würde es bei der verschiedenen räumlichen Ausdehnung und Bevölkerungsdichtigkeit

unserer Regierungsbezirke in Frage kommen müssen, ob statt am Sitze der Oberpräsidenten die Mittelbehörde nicht im einzelnen Falle besser mit der Regierung zu verbinden wäre. Mag man sich indessen entscheiden, wie man will — sicher ist es, daß eine wesentliche Vermehrung der Arbeitskräfte zwischen der Instanz des Kreisarztes und des Ministeriums nöthig sein wird, daß die einzig für diesen Zweck dastehende Person des Regierungs- und Medizinalrathes hier nicht mehr genügt. Bei einer ernsten Inangriffnahme der Medizinalreform würde bei den maßgebenden Faktoren schwerlich dagegen Zweifel erhoben werden. Ebenso wie in der untern Instanz würde auch in der Mittelinanz die Erledigung der Geschäfte eine bureaukratische sein müssen, also die Entscheidung vom Ober- resp. Regierungspräsidenten abhängen.

Auch in der obersten Instanz, im Ministerium, bedarf es eingreifender Aenderungen, wenn eine dauernde und fortschreitende Besserung in unsern Medizinalverhältnissen statthaben soll. Zur Zeit liegt die Leitung in der Hand von Juristen, denen man, weil sie eine fachmännische Vorbildung nicht gehabt haben, in vielen Medizinalsachen ein sachverständiges Urtheil nicht zusprechen kann. Die Leitung technischer Verwaltungen durch Nichtfachmänner hat sich wie im Medizinalfach so auch auf anderen Gebieten der Verwaltung nicht bewährt. Erst nachdem es einem Fachmann übergeben wurde, ist das Militärmedizinalwesen zur Blüthe gelangt. Das Forstwesen, seit zwanzig Jahren von einem Fachmann geleitet und jetzt in musterhafter Verfassung, soll früher zu berechtigten Klagen Veranlassung gegeben haben; dasselbe gilt vom Bergwesen. Kann man sich darüber wundern?

Der jetzige Abtheilungsdirektor für das Medizinalwesen ist außerdem noch Direktor der Abtheilung für geistliche Angelegenheiten und Mitglied des Disziplinargerichtshofes für nicht richterliche Beamten. Meiner geringen Ansicht nach würde ein Arzt von hervorragender, auf alle Zweige der Medizin sich erstreckender Bildung, verbunden mit großer Energie und scharfem Verstande Mühe haben, das verantwortungsvolle Amt eines Leiters unserer Medizinalangelegenheiten befriedigend ausfüllen.

Die Zahl der vortragenden Rätthe ist eine so geringe — drei ohne den Chef des Militärmedizinalwesens, den man für laufende Geschäfte nicht verwendet — daß man bei der zu bewältigenden Arbeitslast und insbesondere bei der Ausdehnung, welche die öffentliche Gesundheitspflege gewonnen hat, von auch nur an-

nähernd genügendem Personal nicht reden kann. Ist unter diesen Umständen von der Initiative der Räte viel zu erwarten, selbst wenn die Sicherheit gegeben wäre, daß ihren Vorschlägen an maßgebender Stelle Gehör geschenkt wird? In dem Verhältnisse, wie das Feld der Hygiene der Einwirkung der Medizinalverwaltung in erhöhtem Maße zugänglich gemacht wird, müssen neue Kräfte herangezogen werden. Es würde sich empfehlen, Arbeitstheilung nach den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft eintreten zu lassen; also beispielsweise für die Wohnungshygiene mit Einschluß der Baupolizei, Städtekanalesation, Flußverunreinigung eine besondere Kraft, für die ärztliche Ueberwachung der Gewerbebetriebe eine andere. Hier wie bei den Oberpräsidien, respektive den Regierungen, wird die Erfahrung es lehren, wie groß die Zahl neu anzustellender Räte sein muß. Sie wird selbstverständlich mit der Ausdehnung der Aufgaben wachsen müssen.

Die wissenschaftliche Deputation hat bisher die wichtigsten Entscheidungen des Ministeriums in hygienischen Angelegenheiten durch Untersuchungen und Gutachten begründen müssen. Sobald man im Ministerium selbst ausreichende Kräfte für die Forderungen der Hygiene gewonnen haben wird, kann dieser Theil der Aufgaben der Deputation in Wegfall kommen. Sie würde dann als dritte Instanz für Gutachten in zweifelhaften gerichtlich-medizinischen Fällen bestehen bleiben. Die Zusammensetzung der Deputation ist eine solche, daß von einem größeren Theile der Mitglieder eine thätige Antheilnahme an der Bearbeitung hygienischer Aufgaben nicht erwartet werden kann. Als bedeutendste Vertreter der verschiedenen Zweige der praktischen Heilkunde an der Universität und als solche vom Publikum für Konsultationen mit Recht bevorzugt, würden sie selbst bei dem regsten Interesse keine Zeit für Arbeiten haben, welche ihrem Wirkungskreise fern liegen und daneben ein zeitraubendes Studium voraussetzen (z. B. Flußverunreinigung, Kläranlagen u.). Als begutachtende Behörde in gerichtlichen Fällen wird ihre Thätigkeit nicht entbehrt werden können.

Wenn man unter Berücksichtigung der gemachten Mittheilungen nicht zweifelhaft sein kann, daß die unmittelbare Leitung der Medizinalangelegenheiten einem Fachmann zu übergeben sei, so wird man zu erwägen haben, ob es sich empfiehlt, ein besonderes Ministerium zu bilden, oder ob das Medizinalwesen besser als Abtheilung einem andern Ministerium beizuordnen ist und welchem.

Der Gedanke, ein besonderes Medizinalministerium zu bilden,

dürfte über das Ziel hinauschießen. Da die Medizinalverwaltung zur Ausführung eines großen Theils ihrer Aufgaben der Mitwirkung der Organe anderer Verwaltungen bedarf, da ihr eine Exekution in Angelegenheiten der Landesverwaltung nicht wird beizulegen sein, so ist es das Gegebene, sie demjenigen Ministerium beizubehalten, in dessen Wirkungskreis die Ausführung der Medizinalgesetze in erster Linie fällt, dem Ministerium des Innern. Dem Grunde, welcher für das Verbleiben beim Kultusministerium geltend gemacht wurde, nämlich der engen Verbindung der Hygiene mit dem wissenschaftlichen Unterrichte, kann ich eine erhebliche Bedeutung nicht zugestehen. Gewiß wird nach wie vor erwartet und verlangt werden müssen, daß das Unterrichtsministerium sich thatkräftig für den Fortschritt auf dem Gebiete der Gesundheitswissenschaft interessirt. Ihre Resultate ins Leben einzuführen ist aber seine Aufgabe nicht. Nicht im Interesse des Unterrichts arbeitet der Sanitätsbeamte, sondern im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt und zwar in unmittelbarer Verbindung mit der allgemeinen Landesverwaltung. Wenn ihm auch die Exekutive für gewöhnlich nicht zusteht, so soll er sie doch anregen. Er soll seine Thätigkeit, wenn sie Erfolg haben soll, im Einvernehmen mit den Organen der Landesverwaltung ausüben und das wird am besten erreicht werden können, wenn er seine Direktive von demselben Ministerium erhält, dessen Organe auf Grund seiner Erhebungen thatkräftig vorgehen sollen.

Die im Jahre 1897 von der Regierung einer Kommission vorgelegten „Grundzüge über die Umgestaltung der Medizinalbehörden“ sagten in 4: „Die Anstellung besonderer Gerichtsarzte ist fortan Sache der Justizverwaltung“. Auch das Wissen des Gerichtsarztes gründet sich auf das Universitätsstudium. Trotzdem hielt es das Ministerium für richtig, die gerichtliche Medizin dem Justizministerium zu übergeben. Sollte es sich mit der Sanitätspolizei anders verhalten?

Zwar werden die Medizinalbeamten künftig auch Geschäfte zu übernehmen haben, welche nicht in das Ressort des Ministeriums des Innern fallen, z. B. die Ueberwachung der Gewerbebetriebe, welche dem Ministerium für Handel und Gewerbe unterstehen, die Wohnungshygiene, welche bezüglich der Bauordnungen dem Ministerium für öffentliche Arbeiten, die Schulhygiene, welche dem Unterrichtsministerium zufällt. Indessen treten diese hygienischen Aufgaben einzeln genommen hinter jenen, welche dem Ministerium des Innern obliegen, zurück.

Man wird sich klar machen müssen, daß eine Aenderung der Medizinalverwaltung in der Art, wie sie hier vorgeschlagen wird, ohne eine erhebliche Mehrbelastung des Staatshaushalts nicht ausführbar sein wird. Nur um einen oberflächlichen Begriff von den Mehrkosten zu geben, bemerke ich, daß zur Zeit

für 536 Kreisphysici	à 900 Mk.	482400 Mk.,
„ 280 Kreiswundärzte	à 600 „	168000 „
		Summa 650400 Mk.

verausgabt werden. Würde man nach dem Vorschlage Kapmunds 317 vollbefoldete Kreisärzte für Zwecke der Hygiene anstellen, so dürften sich die Kosten jeder Stelle mit Einschluß der fachmännischen Assistenz, der Bureau- und Reisekosten zum Mindesten auf 10000 Mk., die Ausgabe für sämtliche Kreisarztstellen also auf 3170000 Mk. berechnen.

Es würde demnach die Reform der untern Instanz bereits etwa 2¹/₂ Millionen Mark mehr, als zur Zeit der Fall, erfordern. Diese Summe wird erheblich vergrößert werden durch die Einrichtung von Untersuchungsstationen, durch die Bildung von Mittelbehörden und die Erweiterung des Ministeriums.

Der Verlust an Nationalvermögen durch Krankheit und Tod, soweit sie durch zweckmäßige staatliche Einrichtungen mit Hülfe der Medizinalreform vermieden werden können, ist weit größer. Sehen wir von ausgebreiteten Epidemien ab, deren kolossale Schädigungen in noch frischer Erinnerung sind; — man denke an Hamburgs Verluste durch die Cholera. Die Herabsetzung der Sterblichkeitsziffer durch staatlich geordnete Hygiene um nur 1‰, würde bei einer Werthschätzung des Menschenlebens auf 1000 Mk. für Preußen bereits 32 Millionen Mark repräsentiren. Wer sich mit dem Studium der medizinischen Statistik beschäftigt hat und den Einfluß hygienischer Verbesserungen auf die Herabsetzung der Sterblichkeitsziffer kennt, wird zugeben müssen, daß die von mir angenommene Minderung um 1‰ gewiß nicht zu hoch, wahrscheinlich aber zu klein veranschlagt ist. Auch mit Berücksichtigung der Minderwerthigkeit der Schwächlinge und Greise erscheint ein Menschenleben mit 1000 Mark weit unter seinem Werthe geschätzt; außerdem fehlt die Verlustziffer für die Ausgaben der Verpflegung und den Ausfall der Leistungen während der Krankheit. Die Leiden des Körpers und der Seele, welche durch vermeidbare Krankheiten hervorgerufen werden, sind unberechenbar; an Wichtigkeit über-

treffen sie die materiellen Verluste bei Weitem und zwar nicht allein für die zunächst Betroffenen, sondern auch für die Gesamtheit. Wird das Volk durch Krankheiten nicht auch in seiner moralischen Kraft geschädigt? Sowohl politische wie auch humane Gründe fordern hier zum Handeln auf. Zwar wird man anerkennen müssen, daß es nicht an regierungsseitigen Maßregeln fehlte, deren gute Absicht in mancher Beziehung des Erfolges nicht entbehrt hat. Der Mangel der Verwaltung macht sich aber dadurch bemerkbar, daß in Folge einerseits der ungenügenden Einrichtungen in der unteren Instanz, andererseits der mangelnden Arbeitskräfte bei den Regierungen und im Ministerium gewöhnlich erst dann den öffentlichen Schäden entgegen getreten wird, wenn ihre Anwesenheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ich erinnere an die Geschichte der jetzt im Vordergrund des Interesses stehenden Granulose-Epidemie.

Da es bis jetzt nicht gelungen ist, eine Aenderung des Systems zu bewirken, so bleiben die Erfolge der ergriffenen Maßregeln weit hinter dem Erreichbaren zurück. Ich verweise den Leser in dieser Beziehung auf den in diesen Blättern erschienenen Anfangsartikel: Die preussische Medizinalverfassung, ihre Mängel und deren Folgen (1896 Heft 3). Die hier gegebene Berechnung der vermeidbaren Verluste an Menschenleben hat durch die Maßregeln der Regierung ihre Bedeutung nicht verloren. Erst wenn hier Wandel geschafft, wenn der Gesundheitswissenschaft der ihr gebührende Einfluß auf die Staatsverwaltung eingeräumt ist, erst dann wird man in methodischer Arbeit dem Ziele näher kommen, vermeidbare Krankheiten auf das möglichst geringe Maß zurückzudrängen, wenn es nicht gelingen sollte, sie ganz zu verbrennen.

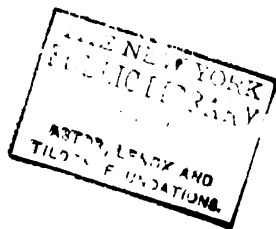
In erfreulichem Gegensatz zu den Leistungen des Staats auf dem Gebiete der Gesundheitspflege steht die Stellungnahme, welche er der geistigen respektive religiösen Ausbildung des Volkes gegenüber einnimmt. Während die dauernden Ausgaben für das Medizinalwesen nicht ganz zwei Millionen betragen (Etat 1897/98), sind für das Elementarunterrichtswesen über 80 Millionen ausgeworfen. Diese Summe erscheint beim Vergleich mit den Aufwendungen für höhere Unterrichtsanstalten und die Kirche durchaus nicht übertrieben. — Die Zwecke der Schule würden durch größere Aufwendungen für die Medizinalverwaltung nur gefördert werden können. *Mens sana in corpore sano.*

Die Beschaffung der Geldmittel sollte in Rücksicht auf die
Preussische Jahrbücher. Bd. XCV. Heft 2.

Wichtigkeit des Angestrebten und darauf, daß es sich um eine im gewissen Sinne produktive Ausgabe handelt, billiger Weise kein Hinderniß bilden.

Schwerer wird die Gegnerschaft jener zu besiegen sein, die befürchten, daß mit der Reform lästige Begationen und unter Umständen kostspielige Anforderungen an den landwirthschaftlichen und gewerblichen Betrieb hervortreten werden. Ich glaube, im Vorstehenden den Beweis geliefert zu haben, daß eine verständige Organisation der Medizinalverwaltung Begationen überall ausschließt und daß, wo Anforderungen herantreten, dieselben sich in den Grenzen des Möglichen und der Billigkeit Entsprechenden halten werden, daß doktrinärer Vornirtheit auf dem Felde der praktischen Hygiene keine Gelegenheit gegeben sein wird, sich breit zu machen. Da allerdings, wo von Einzelnen die Forderungen der öffentlichen Hygiene mit rücksichtslosem Egoismus mißachtet werden, sollte das Gesetz mit Energie einschreiten, denn das Wohl des Ganzen steht über dem Vortheil des Einzelnen.

Hannover, im Dezember 1898.



Oedipus oder das Räthsel des Lebens.

Von

Charlotte Broicher.

Oedipus oder das Räthsel des Lebens. Tragödie von Gertrud Frellwitz. —
Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br. 3 Marl.

Es berührt zunächst seltsam, wenn eine junge Dichterin sich an die Bewältigung eines Stoffes wagt, der ein für allemal ehrfurchtgebietenden Ausdruck gefunden hat. Aber schon der Titel weist darauf hin, daß die Sphinx mit ihrem alten und jeder Zeit sich neu darbietenden Räthsel vom Menschengeschick ihr keine Ruhe gelassen hat. Wer sich in die Dichtung versenkt, empfindet, wie sie aus dem ehrlichen heißen Ringen herausgewachsen ist, Antwort zu finden auf die Stellung des Problems, wie sie sich dem modernen Menschen aufdrängt.

Es soll hiermit nicht das Wollen zum Maßstab der Beurtheilung erhoben werden. Wir halten uns an das Erreichte. Da können wir uns nicht verhehlen, daß das Ersilingswert manch' dilettantenhafte Züge trägt. Und doch kann dies nicht den Eindruck aufheben, daß wir vor dem Werk einer ursprünglichen poetischen Kraft stehen. Poetisch, nach der Goetheschen Definition, der Poesie von Künsten und Wissenschaften unterscheidet, weil sie sich nicht wie diese durch Denken erreichen läßt, sondern auf Eingebung beruht.

Racine urtheilt über den Oedipus des Sophokles, er sei weniger mit Stoff beschwert, obwohl reicher an Erkenntnissen als das einfachste Trauerspiel von heut zu Tage. Aber es mehren sich nicht nur in den novellistischen und essayistischen Tages-Erzeugnissen die Zeichen, daß man angefangen hat, mehr auf das Rauschen des Unterstroms zu lauschen, der unser Dasein durchzieht als

auf den bald verhallenden Lärm des Tages, der es so lange übertäubt hatte. Das Leben der Seele und der Geheimnisse, die es umgeben, tritt wieder in den Vordergrund künstlerischen Interesses und die äußeren Ereignisse verblassen dagegen. Ibsen und auf eine ganz andre Weise Maeterlinck, haben uns gelehrt, auch in den Dramen auf das zu merken, was unterhalb des gesprochenen Wortes mitklingt und die Seele des Vorgangs erschließt. Und da unser modernes Wahrnehmen nervöser geworden ist als das früherer Geschlechter, hören wir Dissonanzen und Auflösungen ganzer Akkorde mischlingen, wo man früher nur einen Ton vernahm. Unter dieser Voraussetzung müssen wir an die Dichtung herantreten. Der Mythos ist wiedergeboren in der Seele eines modernen Menschen, in der das Räthsel des Lebens purpurne Tiefen ausgewühlt, konkrete Gestaltung gewonnen und Laute gefunden hat, die in der eignen Brust geschlafen haben.

Die Dichtung folgt in ihrem äußeren Hergange der alten Fabel. Was aber bei Sophokles' „Oedipus“ Jahrzehnte zurück, vor der letzten Katastrophe liegt, vollzieht sich hier innerhalb weniger Tage.

Der erste Aufzug zeigt uns griechische Jünglinge beim Spiel und Diskuswerfen und ist von bewegtem Realismus und lebendiger Charakteristik. Hier tritt das Dämonische in Oedipus' Wesen soweit hervor, um uns auf das außerordentliche Verhältniß vorzubereiten, in dem er zu den göttlichen Mächten steht, die den unsichtbaren Gegenspieler der Handlung bilden. Ihr Walten zu erforschen und sich mit seinen Schrecknissen und Unbegreiflichkeiten auseinanderzusetzen, bildet den eigentlichen Inhalt der Tragödie.

Oedipus erfährt, daß er nicht der Sohn des Königs von Korinth ist, sondern ausgesetzt, gefunden und von ihm an Kindesstatt angenommen. Ein Fremdling berichtet von der furchtbaren Noth in Theben, wo die Sphinx die Blüthe der Jugend dahinnrafft. Unwiderstehlich treibt es ihn von dannen, ihr Ketter zu werden. Im Gegensatz zu dem Vorigen, erfüllt den zweiten Akt ein dumpfes Suchen und Ringen nach Ausdruck für die Dualen unter denen Laios, der Thebaner-König, grübelt über das Räthsel der Nacht; und wie vergeblich er den Sohn, sein Liebstes dafür opfert. Unter dem konkret gefaßten Bilde von der Nacht als Göttin allen Unheils tönt die Klage herauf von dem unbegreiflichen Leiden der Menschheit: „Die Starken stürzen, die Freudigen fallen, Menschenglück ist der Weg zur Dual. Strebend zur Sonne, sinkend in Nacht, — wozu ward der Mensch?“ In abgerissenen

Lauten, in halben Sätzen kommt das Düstere und die Verzweiflung in der Stimmung des pessimistischen Semiten zum Ausdruck, an dessen Seite das Lachen seines Weibes, der Griechentochter, erstorben ist. Wir vernehmen nur einmal einen sprachlich vollen Laut: „Es klang wie Klage zerstäubter Sterne, wie Weinen der Welt um ihr sterbendes Glück“. Laios vertieft sich das eigene Leid zum Menschheitsloose. Er kommt zu dem Schluß, daß der Gott zu schwach sein müsse, zu helfen; „denn ist er stark, dann Fluch ihm, dann ist er schlecht!“ Er versteht sein eigenes Erlebniß nicht. Er betrachtet die Lösung, die er gefunden, so, daß der Mensch ein Spielball feindlicher Mächte sei und ihm graut bei diesem Gedanken.

Der Glaube an das feindliche Schicksal, nach der mythologischen Ausdrucksweise des Stückes, zieht sich von nun als dunkles Motiv durch alle Geschehnisse hindurch, bis ganz zuletzt, wo es noch einmal in seiner ganzen Trübe und Trostlosigkeit ertönt in der Thebaner Klage über der Kadmoskinder, über der Menschheit Loos: „Wehe, wehe, was ist der Mensch! Ein Spielball ist er zu achtlosem Spiel in fluchvoller Mächte freveler Hand!“ Der dunkle Hintergrund für die lichte Lösung, die dann der verklärte Oedipus giebt.

Man hat es als dilettantenhaft empfunden, wie in diesem Akt, in einem Gespräch zwischen Oedipus und Jokaste ihre Erlebnisse der letzten zwanzig Jahre erzählt und das Ergebnis ihrer Erfahrungen zusammengedrängt wird.

Bei Menschen jedoch, die sich daran gewöhnt haben, schweigend nebeneinander herzuleben, bricht zuweilen plötzlich und unvermittelt ein Bedürfnis nach Aussprache hervor. Laios hat nie versucht, sein Weib in die Tiefen seines Lebens und Leidens einzuführen. Die Verlassenheit und Traurigkeit, in der ihre auf Frohsinn angelegte Natur ihre Tage hingebracht, machen es begreiflich, wie sie später die starke mütterliche Sympathie, die sie instinktiv zu Oedipus zieht, so mißverstehen und vergewaltigen kann. Und das Leid dieser Ehe verkleinert sich nicht neben dem düstern mythischen Abgrunde, aus dem es emporgestiegen ist. Das Zusammentreffen von Laios mit Oedipus auf dem dreigespalteneu Weg nach Delphi, wo er das Orakel befragen will, wird für Laios zum Wendepunkt. Er ist ohne Glauben daran hinabgezogen; er folgte nur Jokastens Drängen. Da er nun den Jüngling Oedipus auf der Höhe erscheinen sieht, sagt ihm sein Ahnen, dieser werde die Lösung bringen, nach der er vergebens gesucht. Der dämonische Zug in

Oedipus' Temperament soll es begreiflich machen, wie er von dem bannenden Blick der Sphinx gezogen, in blinder Raserei um sich schlägt, um vorwärts zu stürmen und sich von denen loszumachen, die ihn aus Besorgniß um sein Leben von seinem Vorhaben abbringen wollen. Dieser somnambule Zug in ihm erklärt es, wie er dazu kommt, den Vater zu tödten, und dann, da der Taumel erschöpft ist, niederzusenken und einzuschlafen.

Der dritte Akt führt uns nach Theben. Wir sehen die Königin unter ihren Geronten und dem verzweifeltsten führerlosen Volk, das sie drängt, sich wieder zu vermählen und ihm einen neuen Herrscher zu geben. Unter den Freiern kommen namentlich zwei Jünglinge in Frage, Oedipus und Phönix, deren Individualisirung in ganz kurzen aber prägnanten Zügen gelungen ist. Denn die Verfasserin schaut die Gestalten in ihrer Totalität, ehe sie sich ihr in Einzelzügen auseinanderlegen. Die Volksszenen sind künstlerisch das Vollendeste, was sie erreicht. Hier empfindet man ganz stark eine schöpferische Gestaltungskraft.

Es führte zu weit, wollte man die einzelnen Szenen durchgehen. Es soll nur noch hingewiesen werden auf die wunderbare Zartheit, mit der das Verhältniß von Jokaste und Oedipus behandelt ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier ein Erdrest bleibt, zu tragen peinlich, denn auf ihm beruht ja das furchtbare, Vergeltung heischende Schicksal, das auf uns Heutige ohne persönliche Züge nicht wirken würde. Aus der mißverstandenen Neigung, die Mutter und Sohn unwiderstehlich zu einander zieht, will sich immer das Geheimniß ihrer menschlich geweihten Zusammengehörigkeit ans Licht drängen; bricht immer wieder hervor, wird momentan bejaht und senkt, abermals verneint, zu Tode getroffen das Haupt, um zuletzt noch einen Augenblick sieghaft in versöhnendem Scheideglanz aufzuflammen. Behaupten kann es sich nicht in Jokaste, denn das Heiligthum des Weibes und der Mutter ist zugleich in ihr geschändet.

Nur ein echter Dichter vermochte dies Problem so zu gestalten.

Es folgt nun der vierte Akt vor dem Sonnenthor in Theben. Das Volk singt eine leidenschaftliche Hymne um Errettung; eine feine Nachbildung antiker Weise, doch fällt es aus dem Stil des Uebrigen, daß die Dichterin der Sphinx das alte kindliche Räthsel in den Mund legt. Die ganze Problemstellung der Dichtung ist durchaus modern, und hat den Pessimismus und Skeptizismus unfres Jahrhunderts zur Voraussetzung. Oedipus ist tiefer hinabgedrungen in die nächtlichen Abgründe als dies Sphinxräthsel reicht.

Er hätte es ja spielend lösen müssen, wer des Morgens auf Bierem, des Mittags auf Zweien und Abends auf Dreien auswandert! Auch ist es ein ästhetischer Mißgriff, die redende Sphing auf die Bühne zu bringen. Sie würde eine kindlichere Wirkung hervorbringen wie Fasner der Wurm im Nibelungenring. Es ist der Dichterin hier nicht gelungen, den Realismus ihrer Darstellung mit feiner Symbolik zu versöhnen.

Im fünften Akt bilden die persönlich bewegten Volksszenen wiederum den Höhepunkt des Gelingens. Die Typen der Alten und Jungen sind in knappen Zügen zu scharfer Charakteristik ausgeprägt. Im Mittelpunkt des Herganges steht Oedipus.

Er hat sein Schicksal erfüllt; er hat sich mit Jokaste vermählt, obwohl der Gott ihn gewarnt und er zuvor erfahren, daß es der König gewesen, den er oben am Stein der Niobe erschlagen. Und auch Jokaste ist schuldig geworden, denn sie würde dasselbe gethan haben, auch wenn sie gewußt, daß der Jüngling, dem sie sich vermählt, ihren Gatten getödtet hatte. Aber bald ist in Oedipus' Empfinden der Umschwung eingetreten. Nun ist er nur von dem einen Verlangen leidenschaftlich beseelt, von Menschen gerichtet und dem Gotte versöhnt zu werden. Dieser echt menschliche und große Zug pulsirt als treibende Kraft in diesen ersten Szenen. Oedipus will die Fäden, die das Verlangen nach Glück und Ruhm ihm zum Fallstrick gesponnen haben, zerreißen. Er will den lichten Gott, als den er, so lange er unschuldig war, Apollo empfunden hatte, der sich nun aber seinem Bewußtsein entzogen, in dem furchtbaren Rächer, als den er Phöbus Apollo jetzt erkennt, wiederfinden, und koste es das eigene Leben. Hatte er in der Lösung des zweiten, tieferen Sphingräthsels erkannt, daß das Schicksal, dem kein Mensch entrinne, Schuld heiße, und sich trotz der Warnung des Gottes hinein verstrickt, da er sein Glück nicht opfern wollte, um dem heiligen Gotte zu gehorchen: nun kennt er kein tieferes Verlangen mehr, als sich dem Wiedervergelteter, dem Heiligen, der alles Unrecht ahndet, zum Opfer hinzugeben. Das Volk soll ihn richten, ihn, den es zum Könige erwählt, ohne zu wissen, daß er zuvor seinen König erschlagen. Aber das Volk will nichts davon hören, an seinem Befreier Laios' Tod rächen zu sollen. Lebensvolle Charakteristik drückt sich in dem hier bedeutungsvollen Dialog zwischen Oedipus und Barkas aus. Barkas hatte König werden wollen und sich vorher um die Hand der Königin beworben. Er war Oedipus Anfangs feindlich gegenüber

getreten. Nun aber wird er vollständig überwältigt, als sich ihm Oedipus' große Tüde enthüllen und er ist einer der Freudigsten, der in der Erkenntniß, einem die Menschen bezwingenden Liebling der Götter gegenüber zu stehen, ihm als König huldigt. Aber — ahnungslos, was er heraufbeschwört, bringt er zugleich das Geheimniß von Oedipus' Herkunft ans Licht und führt damit die Katastrophe herbei. Oarkas ist ein Gegenstück zu der Gestalt des Markas und seiner Hingabe an Laios bis in den Tod. Das sind Menschen, wie wir ihnen bei Heinrich von Kleist begegnen: mannhaft, ritterlich und leicht beweglichen Gefühls.

* * *

Wenn es uns nicht schon aufgegangen ist, dann enthüllt es uns der letzte Akt unwiderleglich, daß die Dichtung nur ein Schleier ist, durch den die Verfasserin die Lösung schimmern läßt, die sie im Kampf um Gott gefunden hat.

Des Hinanwachsens des Kadmosgeschlechts ist ihr symbolisch für das Hinanwachsen der Menschheit von dem dumpfen thierischen Dasein zur sittlichen Erkenntniß, und allmählich durch Schuld und Schmerzerfahrung auch zum sittlichen Können. Laios, der das Räthsel lösen wollte, was doch die Nacht, das Böse, das Unheil bedeute und bezwecke, und wie der Jammer der Menschheit zu überwinden sei, hat die Antwort erhalten, er müsse sein Liebstes opfern. Aber das Orakel hatte ein sittliches Opfer verlangt, er solle als Liebstes den Stolz des Kadmossohnes fahren lassen. Das hätte ihn über sich selbst erheben und ihm den Blick geweitet. Da er aber sein Kind dem Ehrgeiz opferte, stieß ihn dies tief hinab in die Tiefen des persönlichen Schmerzes. Er vermochte nicht, sich emporzurichten und das Räthsel zu lösen, um über die Menschheit hinauszuwachsen. Er gelangt nur zu der demüthigenden Erkenntniß, daß die Lösung des schaurigen Räthsels darin bestehe, das Walten des Gottes zu fassen.

Oedipus nun ist berufen, das Geschick der Kadmos-Kinder zu erfüllen, aber auch ihre Aufgabe zu vollenden. Die Menschheit auf dem dunkeln Wege zum Licht emporzuführen, vermag er aber nur, nachdem er durch Frevel und Schuld in die Nacht untergetaucht ist. Hier wird der Gang der Handlung durch die christliche Schuldauffassung bestimmt und für das moderne Empfinden tiefer motivirt. Oedipus ist nicht nur in die Schuld seines Geschlechts hineingeboren: er wird schuldig aus eigener Entschließung: Er will glücklich sein, obwohl der Gott ihn zurückhalten will, obwohl „er

nach ihm faßt mit der furchtbaren Hand," obwohl Oedipus weiß, daß „das Zauberlied ihm aus der alten Nacht erklingen ist," und „daß er dem heiligen Gott gehorchen soll . . .“

Nur*) „kämpfend, irrend, heimkehrend, — durch Schuld, Schmerzen und Reue, können wir erfüllen den Inhalt des Lebens. Der Inhalt des Lebens ist Aufwärtssteigen . . . das ist der alte Kampf zwischen der Nacht und dem Licht, dem Tod und dem Leben, Satan und Gott, — der uralte furchtbare Kampf, von dem die Völker sich graufend erzählen, daß die Welt durch ihn sei und daß er gehe mitten durch die Menschenbrust — der ewig große Kampf der Welt, er ist ein Spiel der göttlichen Lebensfreude. Denn wenn die Gottheit spielt, dann spielt sie gewaltig! tief und gewaltig.“ Wohl hat Oedipus das Augensicht verloren, aber hell liegt das Leben vor seiner sehenden Seele. Indem er so den lichten Gott wiederfindet, aber in vertiefter Erkenntniß, erfüllt sich ihm die den Kadmoskindern gewordene Verheißung: er steigt auf zur Gottheit. Diese Lösung wächst mit Nothwendigkeit aus Oedipus persönlichstem Wesen heraus. Sie ergiebt sich aus dem Optimismus, der Freudigkeit und Kindlichkeit seiner Natur, die ihn die Furchtbarkeit seines Schicksals innerlich überwinden läßt. Anders Geartete würden den Gott unter gleichen Umständen anders erlebt haben, denn die Tragik des Lebens ist vielgestaltig und ihre Lösung läßt sich auf keine Formel bringen. Es wird wohl dabei bleiben, daß „Alles vorhandne gerecht ist und ungerecht und in Beidem gleich berechtigt.“ Und der Rest ist nach wie vor — Schweigen. . . . Aber, die dem Oedipus plötzlich aufgehende Erkenntniß ist zu abstrakt dargestellt, um sogleich unser Bewußtsein mit ihrem Licht zu durchfluthen. Sein Erlebniß wird uns nicht künstlerische Anschauung, die keines Kommentars und keiner Erklärung bedürfte, denn es ist ja das Wesen der Kunst, uns ihr Geheimniß unmittelbar zu offenbaren. So behält dieser Abschluß etwas Ungenügendes. Auch bengalische Beleuchtung würde uns nicht darüber hinwegtäuschen. Die Dichterin geht hier wie auch in einigen vorgehenden Szenen auf Richard Wagners Spuren, aber sie bleibt uns die Verinnerlichung der Musik schuldig. Nur Musik, in ihrem innigen Verhältniß zum wahren Wesen aller Dinge, könnte uns den tiefsten Sinn dieses geheimnißvollen Vorgangs erschließen.

Auch in vielen anderen Szenen verlangen die gestammelten Worte, die oft wiederholten Ausrufe gebieterisch nach Musik, die

*) Aus einem ungedruckten Aufsatz der Verfasserin: „Gottnatur“.

voll und ganz auslöste, was schon so, stark und tief in ihnen mit-schwingt. Denn es kommen Wortstellungen vor, die geradezu trivial wirken, und nicht auf der Höhe der Ausdrucksmittel stehen, die die deutsche Sprache heute in vollen und gebrochenen Tönen so reich und mannigfaltig hergiebt. Kein noch so starkes eigenes Erleben eines sich immer im Menschenleben wiederholenden Vorganges, wie das des Frühlings oder der Liebe erheben dessen Ausdruck an sich schon in die Sphäre der Kunst. Es muß etwas hinzutreten, das uns zwingt, altbekannte Dinge derart wie etwas Neues; und noch nie Dagewesenes wie etwas Selbstverständliches nachzuerleben. Als Wagners Siegfried das Waldesweben versteht, überzeugt uns das interpretirende Orchester von diesem Wunder. Aus einer so hoch gestimmten Gefühlswelt wie die unserer Tragödie wirkt die Häufung der Diminutive von „Vöglein“, „Blümlein“, Ausdrücke wie „du lockiger Knabe“, „die liebe Mutter“ ernüchternd, ja prosaisch. Hier stehen wir vor einem merkwürdigen Phänomen. Wir empfinden, daß in diesen Szenen tiefes tragisches Erleben zuckt; daß die Dichterin sonst verborgene Zusammenhänge der Mysterien des Daseins intuitiv erschaut hat, ohne sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Schöne gestalten zu können.

Aber vergessen wir nicht, daß wir ein Erstlingswerk vor uns haben, und die Aufgabe, die die Dichterin sich gestellt hatte, nichts Geringeres war, als „uns eindringlicher mit dem heiligen, offenen Geheimniß des Weltalls bekannt zu machen“, worin Carlyle die Wesensverwandtschaft von Dichter und Prophet erblickt.

Unter den vielen entgegengesetzten Strömungen, die unsere Zeit durchziehen, macht sich ein Moment auf allen Gebieten geltend. Man begnügt sich nicht mehr dabei, das Leben in der Prägung überkommener Vorstellungen hinzunehmen: der Einzelne will seine Mysterien selbst erleben. Und das gilt von all seinen Erscheinungen und Manifestationen. Was wir nicht in uns erleben können, besitzt keine Wahrheit, noch weniger eine Autorität für uns. Man spricht vom Erlebniß der Liebe, der Freundschaft, der Natur; vom Erleben einer Musik, eines Kunstwerkes. So auch vom religiösen Erleben. Wir wollen auch die Wahrheiten aus einer übersinnlichen Welt nicht annehmen, ohne unser Eigenes hinzuzuthun.

Hier berühren wir uns mit den Ursprüngen des Gotterlebens im menschlichen Gemüth. In diese Zeit greift unsere Dichtung zurück. Sie läßt uns wieder einmal inne werden, wie eng verschwistert Religion und Poesie in ihrer Kindheit sind; wie die Poesie aus der Prophetie herauswächst.

Ein Hauptreiz der Dichtung beruht darauf, daß die Menschen mit einander in einer Welt verkehren, in der das, was wir als innere Mächte empfinden, konkrete Gewalten sind.

Oedipus Gestalt ist getragen von dem dämonisch-ergstatischen Zuge der alten Prophetie. Er ist „nur Flamme vom Sturmwind getrieben“. Er hat sein Säusen gehört schon in frühester Kindheit; er weiß, es ist Phoebus Apollo, der Gott des Lichtes, der ihn zum Liebling ertoren hat. Aber er weiß nicht, woher das Säusen kommt, und daß es ihn zu dem heiligen Gott führen wird. Er muß eintauchen in furchtbare Schuld; er muß freveln wider die ersten und höchsten Gebote der Natur und des Gottes, der ihn liebt, ehe seine Erkenntniß sich zu der Höhe seines unmittelbaren Empfindens erhebt, und sein Empfinden sich klärt zu der Reinheit seines Erkennens. Wenn man das Wesen der Prophetie in das Nachbeten überkommener Sprüche zu bannen geglaubt hat, so ist in dieser Dichtung mehr als ein Hauch ihres Geistes zu spüren. Das Kommen des Gottes ist von Geheimniß umwoben. Ein wunderbares Suchen und Finden steigt zwischen dem Seher und Gott auf und nieder — daß er gesrevelt wider ihn, empfindet er furchtbar in der Gottferne, in die er gerückt worden. Die Sage, die zurückgreift in eine Welt, in der alles Geheimniß konkret empfunden wird, wo man Tag und Nacht als Gottheiten des guten und bösen Prinzips betrachtete, wo das Schicksal wie eine schwere undurchdringliche Gewalt auf den Menschen lastete: von dieser Atmosphäre ist die Dichtung erfüllt. In dieser Atmosphäre vollziehen sich alle Geschehnisse. Sie bietet die Möglichkeit dar, Schallwellen aufzufangen und fortzupflanzen, die aus unsichtbaren Bereichen herauströmen, die für diese Menschen volle Realität besitzen. Aus Allem, was sie miteinander verhandeln, klingt ein Ton mit herauf, der geheimnißvollen Sinn birgt und den sie deutlicher vernehmen, als das, was ihre Worte ausdrücken. Denn ehemals, sagt Novalis, war der Geist Gottes zu greifen und Alles war Erscheinung des Geistes, während wir heute nur todte Reflexe des Geistes wahrnehmen, die wir nicht verstehen.“

Wer es vermag, uns in diese Atmosphäre zu erheben, trotz vieler Mängel und Fehler, in dessen „Seele war die Poesie Eingebung, als sie sich zuerst regte“.

Notizen und Besprechungen.

Kunst.

Windelmann und seine Zeitgenossen von Carl Justi. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig. Verlag von F. C. W. Vogel 1898. 1. Bd. VI. 429 S. 2. Bd. 374 S. 3. Bd. 423 S.

Justis Windelmann ist in den Jahren 1866—1872 erschienen. Bis zu der zweiten Auflage mußten also — eben kein rühmliches Zeichen für das deutsche Publikum — 36 Jahre verstreichen. An dem Werke sind sie spurlos vorübergegangen. Nichts ist veraltet; wir begreifen den Enthusiasmus, mit dem wir es einst lasen und legen es nach erneuter Lektüre mit uneingeschränkter Befriedigung aus der Hand, nicht ohne Dank gegen die „Freunde des Buches“, die es „unverändert abzudrucken“ riefen „trotz seiner Längen“.

Längen! Man glaubt einen nörgelnden Kritiker zu hören, aber es ist der Autor, der so spricht, und diese Längen haben ihm wirklich Kopfschmerzen gemacht. „Eine Kürzung des Umfanges vorzunehmen, wer mir den Weg dazu gezeigt hätte, dem wäre ich aufrichtig dankbar gewesen. Leider gehört das Buch zu denen, wo die Episoden der bessere Theil sind.“ So kommt der Rezensent in die seltene Lage, das Kind gegen die gramliche Laune des Vaters in Schutz nehmen zu müssen.

Dem Biographen eines Denkers^{*} stehen zwei grundverschiedene Wege der Behandlung offen. Er kann darauf ausgehen, die Eigenthümlichkeiten seines Helden zu betonen und sein Wesen von benachbarten Erscheinungen abzugrenzen. Er kann ihn aber auch als Produkt der seinen Werken zu Grunde liegenden Daseinsbedingungen erklären. Justi hat den letzteren Weg eingeschlagen und ihn mit einer Energie durchgeführt, von der unsere Literatur kaum ein zweites Beispiel aufweisen dürfte.

Wer die Erscheinungen und Leistungen eines fein organisirten Menschen auf die seinem Leben vorausliegenden Gründe zurückführen und durch die ihm gleichzeitigen Einflüsse erklären will, wird immer noch sehr divergiren^{*}

den Richtungen geleitet werden. Für Winkelmann gilt dies in erhöhtem Grade, dessen Seelenbildung ein Gewirr wissenschaftlicher und künstlerischer Reize zu Grunde liegt (Gegensätze, von deren Einfluß er sich nie ganz gelöst hat), und den ein verworrenes Leben durch ein Labyrinth von Szenen führte. Es gehörte der Wagemuth der Jugend dazu, die Voraussetzungen dieser geistigen Entwicklung bis in ihr feinstes Geäder bloß legen und in die Umgebungen eben dieses Lebens bis in die verborgensten Ecken hineinleuchten zu wollen.

Aber mit dem Wagemuth war es nicht gethan. Wenn wirklich der Hintergrund, vor dem, die Sphären, in denen sich dies Leben abspielte, beschrieben werden sollten, so hieß das nicht mehr und nicht weniger, als das geistige, künstlerische und gesellschaftliche Bild des vorigen Jahrhunderts zu reproduzieren.

Und es ist dem Verfasser gelungen. Durch alle Gebiete des Lebens der damaligen Zeit führt er uns mit so gleichmäßiger Sicherheit, daß es nicht einmal möglich wäre, aus seinem Buche zu bestimmen, welchen Studien er sein Leben vorzugsweise gewidmet hat. Sein Urtheil scheint überall aus langer Beschäftigung hervorgewachsen, man hat nie den Eindruck eines ad hoc verarbeiteten Materials. Im deutschen Univeritätsleben ist er zu Hause wie an deutschen Fürstenhöfen, die Gedankenbewegungen der Philosophie und Naturwissenschaften durchschaut er wie die Kabalen der römischen Cardinäle und die Eifersüchteleien der Antiquare und Künstler. Er kennt die maßgebenden Strömungen in Kunst und Wissenschaft, wie ihre internationalen Beziehungen und Differenzen. Land und Leute, Städtebilder und Architekturen präsentiren sich mit ihrer jener Zeit eigenthümlichen Physiognomie, ohne durch die Streiflichter, die auf ihre Vergangenheit und Zukunft fallen, an Deutlichkeit zu verlieren. Fast unübersehbar ist die Fülle der Persönlichkeiten, die wir kennen lernen und wie kennen lernen: die Pedanten von Halle und Berlin, die sächsischen Künstler, die römischen Kirchenfürsten und gelehrten Originale, die zopfigen Akademiker von Neapel — eine Gallerie ohne Ende, die nie einförmig wirkt, einmal, weil den Künstler die Differenzirung der Farben niemals im Stich läßt, dann, weil sich alle diese Charakteristiken den größeren Zwecken unterordnen: sie beleben ruhige Gesamtbilder vergangener gesellschaftlicher Zustände, wissenschaftlicher und künstlerischer Richtungen. In ihrer, das Wesentliche über dem Detail nie vergessenden, klaren und gerechten Zeichnung fehlt nicht der Reiz einer wohlthuenden, persönlichen Antheilnahme. Justi verurtheilt sich nicht zu jener starren Objektivität, die das eigene Empfinden zurückdrängt. Sympathie und Widerwillen des Autors treten in scharfen Schlaglichtern hervor. Der dargestellte Zeitraum bildet keine bindende Grenze für ihn. Spätere Entwicklungen werden zur Aufklärung herangezogen. Auch tritt der Verfasser zuweilen (wie bei der Laotoonfrage) in eine selbstständige Behandlung der Probleme, die die Winkelmannsche Zeit bewegten, ein.

Man könnte danach den Eindruck gewinnen, als ob Windelmanns Name nur ein Deckschild für eine verkappte Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts abgäbe. Dies Urtheil wäre falsch. Allerdings hält sich Justi von seinem Helden oft in sehr gemessener Entfernung. Für viele Strecken tritt er in den Hintergrund, aber ganz aus den Augen verlieren wir ihn nie und vergessen nie, daß alle diese Kulturbilder für ihn geschrieben sind, wie er es ist, der ihnen die lichtvolle Gliederung verleiht.

Die Biographie, sagt ein alter Grieche, gehört in das enkomiaistische Genre und steht in Hinsicht der absoluten Wahrheit unter der vollkommenen Geschichtsschreibung. Für Justis Windelmann gilt dies nicht. Ihr fehlt der einseitig apologetische Ton der landläufigen Biographie, die sympathische Wärme, mit der Justi „unseren Freund“ (eine gern gewählte und bezeichnende Wendung des Autors) begleitet, geht Hand in Hand mit vollkommener Unparteilichkeit. Unerbittlich werden auch die Schwächen, ja die Nachtseiten dieser Natur aufgedeckt, unerbittlich an seine Leistungen die kritische Sonde gelegt, das Unächte, Uebertommene, Oberflächliche von dem bleibenden Kern geschieden. Wie sehr dem Verfasser Windelmann in der That das Hauptobjekt seiner Darstellung ist, zeigt auch die Beobachtung, daß dieser Meister des in sich abgeschlossenen Porträts gerade Windelmann ein solches nicht angeeignet läßt. Diese komplizirte, unter wechselnden Einflüssen so verschiedenartig schillernde Natur, soll in ihrer seelischen Entwicklung vollkommen bloßgelegt, das wechselnde Bild nicht durch eine einmalige Kombination aller Züge getrübt werden, die bei den Deuteragonisten (um in Justis Bild zu bleiben) weil sie nöthig, auch zulässig ist.

Dafür widmet Justi, wo die Ereignisse eine Eigenart Windelmanns hervortreten lassen, dieser eingehende Detailstudien, die zu den schönsten und lehrreichsten Partien des Buches gehören. Auch hier erscheint Windelmann nicht auf einem erhöhten Piedestal. Obwohl das Interesse mehr als sonst auf seine Person konzentriert ist, wird er stets eingeordnet in weite Gesichtsfelder und selbst bei der Erklärung intimer, psychologischer Vorgänge, wie z. B. der ihm eigenthümlichen Männerfreundschaft, um nicht zu sagen Männerliebe, lernen wir unendlich viel mehr als nur das, was auf seine Person direkten Bezug hat.

Man lese den Abschnitt über Windelmanns griechische Studien, wenige Philologen werden im Stande sein, den damaligen Zustand der Wissenschaft so einleuchtend zu schildern. Oder die Kapitel über Windelmanns antike und moderne Lektüre. Gewiß thun wir dabei die tiefsten Blicke in den Bildungsgang des Windelmannschen Geistes, aber auf einem Umwege, der zugleich die Eigenart und die allgememeine Wirkung jener großen geistigen Faktoren in scharfen Umrissen hervortreten läßt.

Und wie Windelmanns Ansehen bei dieser Bergliederung nichts verliert, vielmehr das Große und Ubergängliche seiner Natur nur um so

überzeugender wirkt, so kommt auch das äußere Bild des Menschen nicht zu kurz.

Wer nur einige Seiten dieses Werkes gelesen hat, der weiß, daß er es nicht nur mit einem großen Gelehrten, sondern auch mit einem Poeten zu thun hat. Keiner war der Gefahr weniger ausgesetzt, seinen Helden zu einem lediglich geistigen Faktor einer kulturgeschichtlichen Periode zu verflüchtigen. Ohne Aufgebot vieler Mittel, mit einer Kleinmalerei, die meist nur wenige knappe Züge verwendet, weiß er auch das Vorübergehende seiner Erscheinung, die Atmosphäre, die er um sich verbreitete, so zu schildern, daß sich zwischen ihm und dem Leser jener intime Verkehr erzeugt, in dem der Triumph der Biographie liegt. Aus Hunderten greife ich einen Beleg heraus, den Abschluß jener ergreifenden Schilderung der Seehausener Misere (I, 117): So war er am Tage wie ein Sklave, nur halb er selbst; erst in der Nacht ging ihm das Leben auf: dann lud er die Alten zu sich. Da saß dann der blasse und hagere Mann, in der engen, kalten, eiskalten Mönchszelle hinter dem Petrikirchhof, mit den kleinen, dunklen, funkelnden Augen über der Adlernase, aus der Tiefe seines Mantels in ein Pergamentbändchen des Plutarch oder des Sophokles blickend, inmitten unzugänglicher schneebedeckter Flächen vom Süden und seinen Meeren und Menschen träumend, während der Nordost an den morschen Fensterrahmen mit den kleinen, trüben, runden Scheiben rüttelte, und der Mond hinter den düsteren, massigen Thürmen von St. Peter und Paul sich dem Westen zuneigte.“

Justis Stil ist durchaus subjektiv, nach der Stimmung und den Gegenständen von wechselnder Färbung (er gehört zu den Autoren, die man beim Lesen glaubt sprechen zu hören), bilderreich und kühn in den Abstraktionen. Wo die Theorie das Wort führt, ist er nicht immer leicht verständlich. Man begegnet einzelnen Gedanken, deren Zusammenhang mit den benachbarten Theilen erst dem Nachdenkenden klar wird. Dagegen sind die deskriptiven Partien von durchsichtiger Klarheit, wobei ich noch einmal auf die Behandlung der Vertikalität aufmerksam zu machen nicht umhin kann. Wie dieser Autor Farbe und Erdgeruch wiederzugeben vermag! Wo selbst die Wüsteneien der Mark Leben gewinnen, kann man sich denken, wie die italienische Landschaft leuchtet. Das Windelmannische Rom hat Justi — ein Piranesi in Worten — zu schildern gewußt.

* * *

Die hier angedeuteten Vorzüge des Werkes sind zwar bekannt, aber drei Bände sind in unserer mit Lesestoff überfüllten Zeit keine Empfehlung. Dazu der Titel des Werkes, der dem Unkundigen leicht den Eindruck machen kann, als richte es sich ausschließlich an Archäologen vom Fach. Was ist unserer Generation Windelmann? Und nun spricht gar, um die Abschreckung vollkommen zu machen, der Verfasser selbst in der Vorrede von Monotonie und Längen!

Demgegenüber schien es richtig, auch bei dieser zweiten Auflage nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß dieses bei aller Vornehmheit durch und durch anmuthige Buch nur derjenige ungelesen lassen sollte, der sich von jenem rückwärts gewandten Blick vollkommen frei weiß, „der den Alterthümer zu seinem einsamen Geschäft zieht und seine herrschende Stimmung ist.“

Glücklich der Autor, sagt Justi, der mit dem Druck zugleich von dem Gegenstande Abschied nimmt. Ob sich der Verfasser dieser seiner Worte erinnerte, als er sich der „herben Prüfung“ der Neubearbeitung unterzog?

Trotz dieser Stimmung ist die Durchsicht eine sehr gründliche gewesen. Um mit dem Außerlichen zu beginnen, so sind zu Gunsten einer strafferen Kapiteleinteilung die häßlichen Paragraphen fortgefallen. Ueberhaupt ist vielfach markirter disponirt und dabei (z. B. in dem Abschnitt über die Dresdener Prachtbauten) umgestellt worden. Am meisten hat sich die äußere Form verändert in dem großen Kapitel, das eine Monographie für sich darstellen könnte über „die Geschichte der Kunst des Alterthums“, in der Justi, „den eigentlichen Rechtsgrund einer Erzählung dieses Lebens“ sieht. Hier hat der Rothstift an vielen Stellen gewaltet, Anderes ist breiter ausgeführt (z. B. das Kapitel „Kanon“ S. 153), die Betrachtung des historischen Theils ist vor die „Aesthetik der Skulptur“ gerückt worden u. A. m. Aber die alten Bausteine sind doch auch hier fast überall verwandt worden.

Eine materielle Aenderung findet sich nur in der Darstellung von Windelmanns Verhältniß zu dem Landgrafen von Hessen (3, 8 ff.). Wohl aber hat „der Sechszigjährige dem Dreißigjährigen“ oft und nicht nur in stilistischer Hinsicht, das Konzept verbessert. Das Streben, die Darstellung mehr zu objektiviren, ist ersichtlich. Hierfür ein charakteristisches Beispiel. Bei der Schilderung von Windelmanns leidenschaftlichen Freundschaftsverhältnissen heißt es (1, 123): Solche Bekenntnisse aus dem Munde eines bedeutenden Menschen kann man nicht ohne gemischte Empfindungen anhören. Die Sonette Shakespeares hat Lachmann übersezt und Bodenstedt stellt sie als die schönsten, die überhaupt existiren, weit über die Petrarkas, während Heine über sie weggehen will „wegen der tiefen Misere, die sich darin offenbare“. Dieser Satz stand ähnlich auch in der ersten Ausgabe, aber ihm war der jetzt getilgte Passus vorangegangen: Wenn man Jemanden einen Knaben in solchen Ausdrücken anreden hört, die sich Andere höchstens zu den Füßen ihrer Geliebten erlauben, so kann man sich einer sehr gemischten Empfindung nicht erwehren. Solche die tiefste Gluth des Gefühls athmende Worte haben etwas Hinreißendes, auch aus ihnen klingt uns etwas von dem ewigen Liebesbedürfniß der menschlichen Seele entgegen. Aber wenn man weiß, daß sie an einen gewiß in jeder Beziehung gewöhnlichen Menschen gerichtet sind, so kann man sie nicht ohne das tiefste Mitleiden anhören.“ Doch nicht nur solche subjektiv gefärbte Auslassungen, auch in den rein geschichtlichen Theilen sind kleinere und größere Stücke unterdrückt

worden, z. B. in dem Kapitel „Studien der Kunstbücher“ der Theil, der die älteren Versuche behandelte.

Aber auch hinzugefügt hat der Verfasser. So regten ihn Windelmanns Beziehungen zu Lessing diesmal zu einer ausführlichen und tiefgründigen Polemik gegen Lessings Lehre vom fruchtbaren Moment an. In anderen Zusätzen erkennt man eine zunehmende Schärfe der Beurtheilung, die sich gelegentlich auch gegen den Helden selbst richtet. Windelmanns Theorie von dem Einfluß der politischen Freiheit auf die Kunst war in der ersten Auflage zwar in mehreren Punkten angefochten, aber doch wohlwollend gewürdigt worden. Jetzt führt der Verfasser nicht ohne Bitterkeit aus, daß Windelmanns, des Fürstendiener's, ganze Erscheinung und Existenz „wie ein Spott sei auf seine Theorie“. Und auch an ganz persönlichen Bekenntnissen fehlt es nicht. Im ersten Band (S. 376) ist ein ironischer Ausblick auf spätere Kunstentwicklungen fortgefallen. Dafür entschädigt der Verfasser durch eine höchst pessimistische Gegenwarts- und Zukunftsbetrachtung im dritten (S. 221), gegen die sich die ausgefallene sehr zahm ausnimmt.

Man sieht also, daß das Buch im Großen und Ganzen das gleiche geblieben ist. Aber bei der gewissenhaften Durchsicht ist der Verfasser, so ungerne er sich ihr unterzog, doch wieder warm geworden, und so trägt auch die zweite Ausgabe jenes persönliche Gepräge, das zu den Reizen der ersten gehörte.

Kiel.

Jvo Bruns.

Jean Louis Sponjel, Das moderne Plakat. Mit 52 farbigen Steindrucktafeln und 266 Textabbildungen. Dresden, G. Rühmann. 1897. 316 Seiten. 4^o.

Als wir in der Schule mit der Lehre vom deutschen Aufsatz bekannt gemacht wurden, wurde die Frage, wie die Einleitung zu gestalten sei, so eingehend behandelt, daß mir die verschiedenen Möglichkeiten, den Anfang des Aufsatzes zu finden, also z. B. von einem allgemeinen Satz auszugehen oder a contrario, noch heute in Erinnerung geblieben sind. In keine dieser Rubriken aber will die Einleitung passen, die ich der Besprechung des vorliegenden Buches über das moderne Plakat vorauszuschicken Willens bin, und ich bitte den Leser, Geduld zu haben. Er wird den Zusammenhang nachträglich schon bemerken.

Das deutsche Kunstgewerbe, insonderheit das Buchgewerbe, ist kürzlich auf eine Probe gestellt worden, die vor den Augen von ganz Europa abgelegt wurde, und es hat diese Probe jämmerlich bestanden. Es ist wohl noch niemals, seit die Welt steht, vorgekommen, daß ein deutsches Buch

auf einen solchen Massenabſatz im Inland wie im Ausland hat rechnen dürfen, wie die Gedanken und Erinnerungen des Fürſten Biſmarck, und der buchhändlerische Erfolg hat die Erwartungen thatſächlich nicht nur erfüllt, ſondern weit übertroffen. Hier alſo lag das nobile officium für das deutſche Buchgewerbe vor, die Ausſtattung des Buches in techniſch-künſtleriſcher Beziehung einigermaßen des Inhaltes würdig zu machen. In welchem Kleid iſt uns nun aber das Werk in die Hand gegeben worden! In der gewöhnlichen Ausgabe, die zwanzig Mark koſtet, ein grellweißes, glänzendes Papier, in beiden Ausgaben derſelbe Satz körperloſer, dünner Typen, die dem Leſer das Auge zerſtechen; ein Broschurpapier, deſſen Gold, wenn man mit dem Finger darüber fährt, abfärbt; ein Einband von unfäglichem Blau, und die Rückenpreſſung des Buchtitels kaum leſerlich in ihrer ſchwindsüchtigen Schlankheit (dieſes iſt in der Dreißigmarkausgabe etwas beſſer, weil das ſtärkere Papier das Buch und damit ſeinen Rücken dicker macht). Eine Autorität in Kunſtfragen, der ich mein Herz ausſchüttete, fügte noch folgende Klagen hinzu: „Es iſt ſchon ſchlimm, daß der Einband ſo trüſte Farben hat. Nun kommt noch das blöde Mißverſtändniß und die geſchmackloſe Ausführung des Ornamentes hinzu. Auf jedem dieſer Hunderttauſende ſchlechter Einbände das Wappen des Fürſten! Wenn die Heraldik einen Sinn hat — und ſie hat einen — dann heißt das fürſtliche Wappen auf dem Deckel: Dieſes Buch gehört in die Bibliothek des Fürſten. Die Ornamente des Rückens ſind dem Wappen entnommen; aber ſie haben einen anderen Maßſtab als das Wappen auf dem Deckel. Das geht dem elementaren Gefühl gegen den Strich. Dann der Druck. Alle Ueberschriften haben Punkte, der Titel wimmelt von Punkten.“ (Ich bemerkte hierzu, daß die gute typographiſche Uebung der monumentalen Wirkung der Titelseite zu Liebe alle Interpunction wegläßt). „So etwas ſollte nicht mehr möglich ſein.“ Verſchiedenen gebildeten oder gelehrten Menſchen habe ich die gleichen Klagen vorgetragen; ſie gaben mir zur Antwort, der Inhalt des Buches habe ſie ſo geſeſſelt, daß ſie auf das Außere nicht geachtet hätten. Und das iſt das Allerſchlimmſte; die Bemühungen, das deutſche Volk künſtleriſch zu erziehen, an Kunſt zu gewöhnen, haben nicht die geringſte Wirkung, ſo lange die Einſicht fehlt, wie grenzenloſ künſtleriſch bedürfnisloſ und ungebildet wir ſind. Wir haben trotz allem Schein des Gegentheils ſehr wenig Verlangen nach bildender Kunſt, und deſhalb rührt ſie uns weiter nicht. Durch einen Zufall kamen auf meinem Tiſch die Biſmarckerinnerungen und ein Pölnzer Inkunabeldruck von 1480 nebeneinander zu liegen, ein Buch auf Pergament mit deutlichen, körperhaften, tieſchwarzen Lettern gedruckt. Von der Pracht der Initialbuchſtaben will ich gar nicht reden. Wie iſt es möglich, daß wir nach vierhundert Jahren, in denen wir geiſtig und allmählich auch politiſch in die Höhe gekommen ſind, in der bildenden Kunſt zu Barbaren herabgeſunken ſind und uns vor den Leiſtungen der Zeit Albrecht Dürers ſchämen müſſen!?

Wie die Dinge liegen, muß man sich freuen, irgend ein Gebiet, und sei es das unscheinbarste, zu entdecken, auf dem das Leben und die Kunst sich zu suchen und zu finden beginnen. Ein solches Gebiet, das die Künstler zu erobern Anstalten treffen, ist das moderne Plakat. Die Anregung dazu ist charakteristischer Weise von den Künstlern, und nicht vom Leben und seinen Bedürfnissen ausgegangen; aber sie ist wenigstens begriffen und willig aufgenommen worden.

Die Geschäftsreklame, der das Plakat dient, hat von Hause aus mit Kunst keine Verührung, und so sind auch die Länder, die die meist entwickelte Reklame besitzen, keineswegs Führer der neuen Bewegung gewesen. Das moderne Plakat ist weder in Amerika noch in England entstanden; das Reklamebedürfnis ist dort auf ganz andere Weise befriedigt worden, und zwar in der ästhetisch widerwärtigsten Art. Die Aufdringlichkeit, mit der längs der englischen Eisenbahnlinien Tit-bits oder Coleman's mustard empfohlen werden, die mit Reklamen völlig tapezierten Bahnhöfe, an denen man vergeblich den Namen des Ortes, an dem der Zug hält, sucht, aber auch die Riesengranitblöcke an der Gotthardtbahn, auf die der Name einer Schokoladenfabrik gepinselt ist, sind unerfreuliche Erscheinungen. Auch hier sucht die Erfindungskraft neue Mittel zu entdecken — so zur Nachtzeit wechselnde Transparente oder beleuchtete Buchstaben auf Dachfirsten, die sich entzünden, verlöschen und sofort in einer anderen Farbe sich wieder entzünden —, aber mit Kunst haben diese Anstrengungen, Aufmerksamkeit zu erregen, gar nichts zu thun. Bei uns in Deutschland, wo die Reklame vergleichsweise bescheidener ist, ist die Polizei sogar den Anfängen dieser Verunstaltung entgegengetreten, und unter allgemeinem Beifall hat das Oberpräsidium der preussischen Rheinprovinz die Reklametafeln an den Stromusfern verboten; in Sachsen wird in gleicher Richtung eine landesgesetzliche Verordnung mit rückwirkender Kraft erstrebt. Daß diese Art Reklame kein Bedürfnis nach Unterstützung durch bildende Kunst hatte, zeigt sich schon daran, daß sie nur mit Wort und Schrift und nicht mit Bild und Gestalt arbeitete. Auch als das moderne Plakat aufkam, hat es noch lange wie Ballast eine übermäßige Menge schriftlichen Textes mitführen müssen. Dieses moderne künstlerische Plakat aber scheint eine französische Erfindung zu sein.

Die künstlerische Aufgabe war so gestellt, daß unter dem Gesichtspunkt der Fernwirkung Linien und Farben zu einer besonderen Stilisierung drängten. Für den Anblick aus der Ferne wird Klarheit der Zeichnung und Komposition, Deutlichkeit der Farbe gefordert. Daher man an die Stelle einer Vielheit von Figuren und statt verschiedener Größen, deren wenige oder eine einzige allein und einheitlichen Maßstab bevorzugte; und ebenso statt der allmählichen Uebergänge von hell zu dunkel durch Halb- und Vierteltöne klare, unschattirte Farben, unmodellirte Formen. Die künstlerischen Elemente, aus denen diese Leistung bestritten wurde, sind in der

Hauptsache zwei gewesen, der japanische Flächenstil, der auf die Illusion körperlicher Rundung verzichtet, und der farbige Impressionismus, der die Formen in Farbenwolken auflöst. Hat sich auf diese Weise in den letzten Jahren eine gewisse öffentliche Meinung über die stilistische Idealform des Plakats gebildet, so ist der inhaltlichen Darstellung ein weiterer Spielraum gelassen worden. Das Nächstliegende wäre ja gewesen, daß das Bild eine Illustration des anzupreisenden Gegenstandes gegeben hätte; im französischen Plakat ist aber vielfach davon abgesehen, und das Thema weiblicher Reize in der bekannten Pariser Formulierung als der wirksamere Hebel des Plakats behandelt worden, so daß die Anschlagssäulen der Boulevards sich mit Darstellungen von oft bedeutendem künstlerischem Raffinement, aber wenig erbaulichem Charakter bedeckten, wogegen schließlich eine union pour l'action morale ins Leben zu treten veranlaßt ward. Daß das Plakat auf derartige Reizmittel verzichten kann und in der außerfranzösischen Sphäre ohne solche Würze gedeiht, hat die Erfahrung bereits bewiesen. Die Bewegung für das Plakat hat allmählich so weite Kreise gezogen, daß, wo man sich früher mit dem Schriftplakat oder mit der handwerklichen Lithographie begnügte, jetzt durch unmittelbare Aufträge oder Preisaus schreiben Künstlerhände angerufen werden, die denn auch in erfreulichem Umfang zur Verfügung stehen. Bade- und Lustkurorte, Eisenbahn- und Dampfschiffgesellschaften, Fabriken, Erfindungen und Heilmittel, Ausstellungen und Festlichkeiten — alle finden es bereits selbstverständlich, das Plakat als den großen Versucher zum Anlocken des Publikums zu benutzen. Und so gewahren wir, wie an einem Punkte die Kunst endlich einmal in den Dienst des modernen Lebens gestellt wird. Gewiß wird sie in dieser Verbindung nicht zu sonderlich hohen Aufgaben berufen, und die Trompetenstöße, mit denen das Plakat als Bahnbrecher der neuen Kunst verkündet worden ist, waren unnöthig; die Thatsache aber, daß das Leben nach Kunst die Hände ausstreckt, daß diese Mächte sich irgendwo berühren, ist von großer symptomatischer Bedeutung und belebt einigermaßen die Hoffnungen auch der Kunstfreunde, die an die Nothwendigkeit höheren Kunstbedürfnisses glauben. Einstweilen entfaltet sich das Plakat so rührig, daß sein Stil bereits die übrige Kunst sichtbarlich zu beeinflussen anfängt. Ich nenne beispielsweise die Gemälde des belgischen Malers Laermans, der Darstellungen aus dem Leben der Arbeiterbevölkerung giebt, in überscharf gezeichneten Umrissen und etwas agitatorisch zugespitzt, daß eine starke, nicht durchaus künstlerische Wirkung von ihnen ausgeht. Es wurde mir erzählt, daß Gerhart Hauptmann diese Bilder auf der Dresdener Ausstellung von 1897 sah und sofort eines davon kaufte. Der nächsten Zukunft wird es vorbehalten sein, den Plakatstil zu lokalisieren und die künstlerische Behandlung des Maueranschlags, den die gegenwärtige Bewegung vorwiegend pflegt, von der des Schaufensterplakats, des Buchumschlags u. s. w.

derart zu trennen, daß die Anforderungen bestimmter Formate wieder zu ihrem Recht kommen. Denn im Augenblick scheint ein und derselbe, ursprünglich für großes Format und Fernwirkung geplante Stil sich überall aufdrängen zu wollen.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Plakatkunst giebt das reich illustrierte Werk von Dr. Sponzel vortreffliche Auskunft. In Frankreich und England sind bereits ähnliche Werke erschienen, die das lebhafteste Bedürfnis, Umschau über das zur Zeit Geleistete zu halten, befriedigen. Dieses Werk aber ist das erste zusammenfassende in deutscher Sprache. In einer Reihe von Kapiteln werden die Leistungen der einzelnen Länder betrachtet, Japan zuerst, weil zwar nicht das europäische Plakat, aber seine Technik von dort entscheidend angeregt worden ist, dann Frankreich mit Meistern wie Chéret, Toulouse-Lautrec, Grasset, Steinlen, Mucha, Belgien mit seiner Brüsseler und der aufblühenden Lütticher Schule, England mit den ganz besonderen Quellflüssen und Äußerungen seiner Plakatkunst, Amerika und Deutschland-Oesterreich. Eine Fülle vielfach vortrefflicher Talente und Leistungen, deren Proben theils in Autotypien, theils in vorzüglich hergestellten farbigen Steindrucktafeln mitgetheilt werden, einer Ausstattung, die dem Verlag zur größten Ehre gereicht. Sponzel hat den Stoff umsichtig gesammelt, die Werke gut beschrieben und mit besonnener und treffender Kritik begleitet. Der Text ist keineswegs monoton, sondern lieft sich interessant und angenehm. Da auf dem hier behandelten Gebiet Alles im Fluß und Werden ist, war eine einfache Statistik, nach Ländern geordnet, dem Versuch einer systematischen oder chronologischen Zusammenfassung vorzuziehen. Auch hütet sich der Verfasser, bestimmte Muster als maßgebend hinstellen zu wollen. „Wenn der eine Künstler mehr Werth legt auf blendenden Farbenreiz und Schaustellung weiblicher Reize, der andere auf einfache breite Umrisse und Flächen, dieser wieder mit wenig Strichen packende Bilder des Lebens zu geben sucht, während jener durch den Zauber der Stimmung sein Publikum anzulocken sich bemüht, so können wir uns nur über die reiche Entwicklung freuen, die in so kurzer Zeit die junge Kunst gefunden hat. Wenn wir aber versuchen wollen, die besten Plakate, die seither geschaffen wurden, als Vorbilder hinzustellen, so bemerken wir bald, wie weit die einzelnen technisch und stilistisch von einander abweichen, und daß die höchste Norm doch nur in ihrem künstlerischen Gehalte zu suchen ist.“

Carl Neumann.

Geschichte.

Schönhäusen und die Familie von Bismarck. Bearbeitet im Auftrage der Familie von Dr. Georg Schmidt. P. Zweite Auflage. Berlin 1898. Mittler und Sohn.

Die erste Auflage des Buches ist noch bei Lebzeiten des Fürsten erschienen, veranlaßt vom Grafen Herbert Bismarck. Dieser sowie der Fürst haben im Manuscript und in den Korrekturbogen viele Streichungen und Zusätze vorgenommen. Daß schon nach zwei Jahren eine neue Auflage nöthig geworden ist, erscheint insofern auffallend, als das Buch, wenn man es im Ganzen betrachtet, trotz jener beiden distinguirten Mitarbeiter keinen günstigeren Eindruck hervorruft als die Duzendwaare anderer Familiengeschichten. Indessen wäre es verkehrt, sich dem geschilderten Eindruck hingeben zu wollen, man würde sich durch eine zu anspruchsvolle Kritik dagegen verblenden, daß das Schmidtsche Werk, obwohl sonst nur eine sterile Chronik, doch auch einen recht werthvollen Bestandtheil, einen guten Kern geschichtlicher Erkenntniß umschließt. Welchen, wird der Verlauf dieser Rezension lehren.

Der Urgroßvater des Fürsten, August Friedrich, Oberst und Regimentskommandeur unter Friedrich dem Großen, war, wie sein Sohn, Enkel und Urenkel, sehr glücklich verheirathet. Im Archive zu Schönhäusen liegen überaus gemüthvolle Briefe an seine Gemahlin, so unter anderen ein vier Seiten langes Gedicht: „an Fritzgen:“

„Flieh hin, beglücktes Blatt; ach! küsse diese Hände,

Die mich mein Unfall jetzt nicht selber küssen läßt!

Geh! Sprich, daß Bismarck Dich an seine Fritzgen sende,

Der treue Knecht, der seinen Lebensrest

In einer fremden Lust mit Seufzen muß beschließen;“ u. s. w.

Im Uebrigen war August Friedrich ein ausgezeichnete Soldat — er ist im ersten Schlesiſchen Kriege gefallen — der sich der besonderen Werthschätzung Friedrichs des Großen erfreute. Als sein Sohn, Karl Alexander, der Großvater des Fürsten, sich als angehender Gesandtschaftsattaché in Potsdam vorstellte, sprach der König zu dem jungen Diplomaten die wenig ermunternden Worte: „Ein einziger Offizier wie sein Vater ist mir lieber als alle Federfuchser von Gesandten,“ und noch 1788, also 41 Jahre nach des Obersten Tode, gedachte der greise Monarch des auf dem Felde der Ehre Gebliebenen, als sein Enkel, Ferdinand von Bismarck, des Fürsten Vater, ihm als Kornet bei den Leib-Karabiniers vorgestellt wurde: „Werde wie Dein Großvater,“ sagte Friedrich, „das war ein ganzer Kerl.“ Fürst Bismarck soll jenem Helden des Fredericianischen Zeitalters sprechend ähnlich gesehen haben. August Friedrich war 5 Fuß 11 Zoll hoch, eine mächtige Figur und von unverwüſtlicher Gesundheit. Es ist vielleicht erwähnenswerth,

daß seine Frau nach dem Tode ihres Gatten in zweiter Ehe einen — Marschall von Biberstein heirathete.

August Friedrichs Sohn, der schon erwähnte Karl Alexander, unseres Bismarck Großvater, sattelte auf jene Aeußerung des Königs hin um und wurde Kornet beim Regiment Graf Geßler. Er nahm als Lieutenant an den Schlachten von Prag, Kollin, Leuthen und Hochkirch rühmlichen Antheil und erbat im Jahre 1758 den Abschied wegen seiner Blessuren. Er heirathete für die damalige Zeit sehr reich, mit 40000 Thalern, blieb aber mit seiner sehr gebildeten Gattin während der ganzen Ehe in zärtlichster Liebe verbunden. In einer von ihm verfaßten zu Stendal erschienenen Schrift über die ihm durch den Tod entriessene Gemahlin „durchbricht das wehmüthig schmerzlich erregte Gefühl nicht selten die ruhig fortschreitende Darstellung des übersichtlich geordneten Stoffes, während angemessene Bilder und Gleichnisse in durchaus gewandter Form eine große Anschaulichkeit gewähren. Die ganze Sentimentalität der Wertherzeit mit ihrer Kühseligkeit sowie ein selbstquälerisches Bergliedern der Empfindungen und des etwas fehlerhaften Verhaltens gegenüber der nunmehr Verstorbenen tritt neben rechter und echter Leidenschaft und einem durchaus feinen poetischen Sinne dem Leser entgegen.“ Kunstlos und aus dem Herzen kommend, wie das Büchlein war, traf es, ohne es zu wollen, den Geschmack der Epoche so gut, daß ein französischer Offizier die Publikation des märkischen Edelmannes in seine Muttersprache übersezte, und darauf in der Revue Encyclopédique eine lobende Rezension erschien. Für ein Geistesprodukt, das so rein persönlichen Interessen entsprungen war, ein schöner literarischer Erfolg!

Karl Alexander von Bismarck war ungern Soldat geworden, denn er hatte, wie er selber sagt, einen Hang zum langen Ueberlegen und späten Handeln. Seine Neigungen galten der schönen Litteratur und der Musik. Nicht selten begleiteten seine Söhne, welche in den benachbarten Städten in Garnison standen, die Uebersendung von Büchern mit der Mahnung, nicht bis tief in die Nacht hinein zu lesen. Mannigfaltige Exzerpte aus deutschen und französischen Dichtungen sowie poetische Erwiderungen, welche durch Anzeigen von Familienereignissen hervorgerufen worden sind, z. B. eine Ode auf den Tod der Frau Großkanzler Fürst, finden sich von seiner Hand in großer Anzahl im Archive zu Schönhausen. Diese Gelegenheitsgedichte mögen ja recht hübsch sein, aber P. Schmidt treibt die Loyalität gegenüber der Bismarckdynastie doch wohl zu weit, wenn er behauptet, die „dichterische Begabung“ des Fürsten Bismarck sei ein Erbtheil seines Großvaters. Zum Beweise der dichterischen Begabung des eisernen Kanzlers führt P. Schmidt allen Ernstes die bekannten Verse an, welche Bismarck einer Kaffeetasse, einem Geburtstagsgeschenk an Kleist-Regow, in den Mund gelegt hat:

„Geliebter Onkel Schivelbein, schaff' uns bald eine Tante, Dann wirft Du Alles hoch erfreut was jemals „Haus“ Dich nannte. Aber Hochzeit. Hohe Zeit! Hans! schon ist Dein Häschen grau. Wart' nicht länger, 's wird Dir leid, Du kriegst sonst wahrlich keine Frau. Ihr trinkt aus mir dann alle Beide Kaffee, Cho'lade oder Thee Zu Tante Adalgundes Freude zu Riedow auf dem Kanapee.“

Karl Alexander von Bismarck war nicht nur in geistiger sondern auch in sittlicher Beziehung ein würdiger Sohn des Zeitalters der Humanität. Als seine drei Söhne im Felde standen, klangen die Briefe des Vaters immer in der Mahnung aus, sich in Feindes Land menschlich zu zeigen: „. . . . Mancher meint, im Kriege schweigen die Gesetze, und gegen den Feind und dessen Unterthanen sei Alles erlaubt. Aber so denkt mein edelmütiger, empfindsamer Ferdinand (des Reichskanzlers Vater) sicher nicht.“

Des Reichskanzlers Vater Ferdinand war das jüngste unter den Geschwistern; der älteste Bruder hieß Friedrich Adolf Ludwig; er hatte die ästhetischen Passionen des Vaters geerbt, war aber auch ein ausgezeichnete Kavalleriegeneral. Ueber die letzten Stunden des alten Fritz schrieb der damalige Lieutenant bei den Gardes du Corps an seinen Vater: „Die Todesart des Königs wird Ihnen schon bekannt sein. Kurz vorher ließ sich ein Geistlicher aus Potsdam bei ihm melden, um ihn zu bekehren. Als der verstorbene Herr sein Anliegen erfuhr, hat er voll Zorn gesagt, er solle sich zum Henker scheeren. Bei seinem nahenden Ende befahl er, in seiner ältesten Montirung beigelegt zu werden. Bei der Beisetzung folgte Alles ohne Ordnung. Auf allen Gesichtern, zumal bei den alten Soldaten von der Garde, war der tiefste Schmerz ausgeprägt Der Mensch, welcher die Ende geheirathet hat, ist mit einem Gehalt von 2000 Rthlr. zum Kammerer ernannt.“

In einem Brief, der aus den Tagen nach dem folgenden Thronwechsel und der Succession Friedrich III. stammt, heißt es: „In einiger Zeit werden hier alle Meubeln aus der Riez glanzvollen Häusern verauktionirt. Es ist eine wahre Pracht, sie anzusehen. Das hiesige Gebäude kostet eine halbe Million. Riez soll den Ursprung seines starken Vermögens nachweisen. Damit hat es nun gehapert. Bekanntlich hat der verstorbene König ihn öfters heftig geprügelt, und daher erschien im Publikum eine komische Vermögensausweisung:

20 Siede in Berlin	2000 Rthlr.
Für ein Duzend Ohrfeigen in Potsdam	400 Dukaten.
Für 3 Budel voll Prügel in Schlessien	1000 Friedrichsd'or.

So werden alle Tritte in den Hintern, Rippenstöße und so weiter veranschlagt, sodas eine sehr starke Summe heraus und Riez zu seiner Rechnung kommt. Gewiß ist, das der König, wenn er ihn zerarbeitet, ihm jedes Mal ansehnliche Geschenke gemacht. — Neulich liegt der König

mit seiner Königin im Fenster. Er ruft einen alten Invaliden herauf, schenkt ihm 3 Rthlr. und sagt: „Nun gehe Er zu der Frau da, die kann ihm auch etwas geben.“ Die Königin giebt ihm auch 3 Rthlr. und sagt: „Nun komme Er alle Monat wieder. Da wird Ihm der Mann da jedes Mal 3 Rthlr. schenken“, und der König bestätigt diesen Vorschlag. Neulich sind der König, die Königin, die Prinzessin Louise und die Prinzessin von Oranien alle mit ihren Kindern in einem Zimmer und schäkern etwas laut. Da erstere aber erfährt, daß man den Lärm bis in das Zimmer des Kastellans höre, dessen Frau krank lag, so muß sich Alles ganz still auf den Behen davonschleichen. Der König schläft nur auf einer Matratze unter einer Decke und hat für den Fall der Kälte eine alte weiße Pikefische daraufliegen, welche er des Morgens zum Frisiren anzieht. Er hat keine Pantoffeln, sondern fährt des Morgens sogleich in die Stiefeln. Mit seinen Sachen geht der König sehr ordentlich um, zumal mit seinen Hüten. Keiner seiner Leute darf sie anrühren, sondern er hürftet sie selber aus. Da er sehr gern Billard spielt, ohne eins zu besitzen, hat ihn die Königin mit einem heimlich bestellten sehr angenehm überrascht. Das letzte Mal kam er mit der Königin und Zubehör hier in Charlottenburg ganz unerwartet an. Keine Küche war da, nichts im Stande. Ja! sie mußten aus Mangel an Licht eine Weile im Dunkeln sitzen. Aus dem Wirthshause ließen sie Thee und Butterbrote holen, aßen Abends Pellkartoffeln und waren seelenvergnügt dabei. Die Königin geht oft selbst in die Küche. Ihr Leibgericht sind Erdtöfeln und roher Schinken. Der König hat mir ein Präsent mit einigen alten Porträts von Garde du Korps-Offizieren in Superweste u. s. w. gemacht. Beim Manöver war die Königin mit ihren sechs schönen Hengsten immer mitten darunter. Das hätte noch der Mühe gelohnt, die gefangen zu nehmen. Sie tanzt über acht Tage zum Mardigras in einer schönen Quadrille von 80 Personen mit Darstellung einer Szene aus Don Carlos . . . Der König informirt sich über alles aufs Genaueste. Mann für Mann, Pferd für Pferd besieht er, und was thut er Alles für Fragen. Man muß mit seiner Kompagnie inwendig und auswendig vertraut sein, um die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Er kennt fast das ganze Regiment bei Namen und von den meisten auch das ganze Nationale. Fast beständig bei unserem Exerciren gegenwärtig, kennt er auch die Pferde. Schon öfters hat er mich gefragt: „Warum reitet Er heute einen anderen Gaul?“

Man weiß, daß die Schwester der Königin Luise, Friederike, die in dritter Ehe Gemahlin Ernst Augusts von Hannover und Mutter Georgs V. wurde, einen ganz anderen Charakter besaß als die Königin von Preußen, indem sie dem Leben in jeder Beziehung seine angenehmsten Seiten abzugewinnen verstand. Wer Treitschkes „Deutsche Geschichte“ gelesen hat, wird wissen, warum Schmidt einen Brief Bismarcks über Friederikens

„schnelle“ Hochzeit mit dem Prinzen Solms, ihrem zweiten Mann, als „zum Abdruck nicht geeignet“ bezeichnet.

Ein Jahrzehnt später geschriebene Briefe Friedrich Adolph Ludwigs, der inzwischen zum Major aufgerückt war, zeigen uns das 1797 so glückliche Königspaar in Tilsit, heimgesucht von Schmach und Unglück. Bismarck empfand nicht nur als Soldat und Edelmann die Schande der Niederlage und das Unglück seines Königs tief, sondern er nahm auch in der gefühlvollsten Weise Antheil an den Leiden des Landes und wußte seine Empfindungen stets in der gebildetsten Sprache auszudrücken: „ Der Kaiser Alexander sowie Napoleon nahmen ihr Quartier in Tilsit. Der König blieb in seinem Quartier Biktupöhnen Dann kamen die hohen Herrschaften herunter, zuerst Napoleon, setzten sich zu Pferde, besahen französische Truppen, die Napoleon musterte oder manövriren ließ. Napoleon ritt dabei in der Mitte, ihm zur Rechten Alexander, zur Linken der König. Napoleon sprach gewöhnlich mit Alexander, mit dem König nur wenig und behandelte ihn überhaupt nur ganz kalt Napoleon saß auf einem kleinen Araber, von seinem sehr schönen Leibmameluden begleitet. Er war immer eine halbe Pferdelänge voraus Gewöhnlich um 11 Uhr Abends ließ sich unser guter und höchst unglücklicher König wieder über den Fluß setzen und ritt einsam in der Nacht, nur von Kleist und Jagow begleitet, nach Biktupöhnen zurück. Ach! in was für einer Stimmung, mit was für Gefühlen mag das geschehen sein! Er war auch äußerst niedergeschlagen und betrübt. Wie konnte es anders sein, da die Kränkungen garnicht aufhörten, worunter wohl nicht die kleinste die war, viele Polen, sonst seine Unterthanen, in der Suite von Napoleon zu sehen. Wenn er zurücktritt und in Biktupöhnen ankam, hatte er auch den Kummer, die Klagen der Landbewohner zu hören und die unerhörten, von den Russen verursachten Verwüstungen zu sehen. Jedem rechtschaffenen Preußen muß das Herz bluten über das Unglück und Elend, welches König, Armee und das ganze Land betrifft Nach einigen Tagen kam die Königin in Biktupöhnen an. Man sagte, Napoleon hätte ihr seine Aufwartung in Memel machen wollen. Der französische Kaiser schickte sogleich ins preussische Hauptquartier und ließ sich erkundigen, ob Ihre Majestät wohl angelangt wären und die Einladung nach Tilsit annehmen würden. Die Königin nahm es an Daß diese Reise unter Thränen und den bittersten, wehmüthigsten Gefühlen gemacht wurde, wirst Du selbst hinzusetzen. Der König war schon vorausgeritten. An der Memel empfing sie Marschall Bessières Eine Ehrenwache begleitete sie, das Militär paradirte, die Kanonen wurden gelöst. Ueberhaupt ward sie mit den möglichsten Honneurs und der allergrößten Hochachtung empfangen. Außerdem huldigten alle Herzen der betrübten Schönheit, den Grazien und — dem Unglück! Sie war ein wenig schauffirt und sehr, sehr schön. Alle Hüte waren herunter, alle Herzen flogen ihr

entgegen. Die Ausrufe der Bewunderung der Franzosen nahmen kein Ende. „Voilà la belle reine de Prusse! Oh! mon dieu! qu'elle est belle! qu'elle a de graces!“ u. s. w. Es liegt ein unwiderstehlicher Zauber in der Betrübnis eines schönen Weibes! So fuhr die Königin durch die Stadt und trat im Quartier des Königs ab Bald darauf kam ein Oberkammerherr des französischen Kaisers, um die Königin zu complimentiren und für seinen Herrn die Erlaubnis zu erbiten, ihr aufwarten zu dürfen. Er kam auch bald in seinem ganzen Pomp angeritten, obwohl er nur einen schlichten, dunkelgrünen Rock, weiße Unterkleider, schwarzen Hut und das kleine Kreuz der Ehrenlegion trug. Er unterhielt sich mit ihr über eine halbe Stunde und soll von ihrer Person, wie von ihrer Unterhaltung ganz bezaubert gewesen sein. Wenigstens versicherte seine Umgebung, daß noch keine Dame einen solchen Eindruck auf ihn gemacht habe. Dies glaube ich gern, denn eine solche wird er wohl noch nicht gesehen haben. Um 7 Uhr fuhr die Königin zur Tafel bei Napoleon. Er kam ihr bis auf die Straße entgegen, hob sie aus dem Wagen, führte sie hinauf und behandelte sie mit der möglichsten Ehrerbietung. Die Tischgesellschaft bestand bloß aus den Obengenannten. Marschälle mußten stehend vor-schneiden. Die Königin saß zwischen den beiden mächtigsten Herren der Welt aber leider nicht zu ihrem Glück und ihrer Freude. Auch werden ihr die köstlichsten Speisen schlecht geschmeckt haben, wenn sie davon gegessen hat. Trotz ihrer Anstrengung will man doch zuweilen den inneren Kummer bemerkt haben, und wie sie genöthigt gewesen, eine hervor-quellende Thräne im Auge zu zerdrücken. Ueber Tafel ruft der Kaiser den Marschall Berthier, schickt ihn ins Nebenzimmer zu der Gräfin Tauenzien und läßt ihr sagen, daß er eben einen Kurier abgesandt hätte, um ihrem Vater die Freiheit anzukündigen. Trotz aller dieser Höflich-keiten ist das Ende der Geschichte ganz schlecht für uns. Man sagt mit Gewißheit, der Friede sei abgeschlossen. . . . Soviel ist gewiß, daß den letzten Tag, wo die hohen Herrschaften in Tilsit waren, zwischen den beiden Kaisern ein gewisses Ceremoniell stattgefunden hat, indem beide Garden gegen einander paradirten. Napoleon . . . hing dem Flügelmann der russischen Garde das Kreuz der Ehrenlegion um. Alexander, um sich zu revanchiren, riß einem seiner Grenadiere die Medaille aus dem Knopf-loch . . . und gab sie einem französischen Grenadier. Beide Kaiser umarmten sich. Unser König war nicht in Tilsit, um sich diese Kränkung zu ersparen. . . . Alexander reiste nach der gesagten Ceremonie gleich ab, ward von Napoleon bis an die Memel begleitet, wo sie einen zärtlichen Abschied nahmen, sich noch, wie das Schiff schon auf dem Fluß fuhr, mit den Händen zuwinkten, und Napoleon sich Thränen aus den Augen ge-wischt haben soll. Was mögen das für welche gewesen sein! . . . Nach dem, was wohlunterrichtete Leute von den Friedensbedingungen wissen wollen . . . verlieren wir ganz Neuostpreußen, Südpreußen und einen

Theil von Westpreußen. . . . Auf der anderen Seite, das Härteste von Allem, bildet die Elbe die Grenze. Verloren ist Magdeburg, Halberstadt, Hannover, Hildesheim, Münster, Westphalen, Ostfriesland, diese so reichen, zum Handel so wohl belegenen Provinzen und ach! unser Vaterland, die gute Altmark. Es ist schrecklich und ganz niederdrückend; zerrissen der preußische Staat; gekränkt, gedemüthigt Alles, was preußisch heißt, gesunken der preußische Ruhm, sonst der Stolz von ganz Europa! Nichts bleibt uns übrig als der leidige Trost einer besseren Zukunft, und mit König Franz I. bei Pavia auszurufen: „Alles ist verloren, nur unsere Ehre nicht!“ Damals rief dies ein französischer König aus, indem er durch die deutschen Völker Alles verloren hatte. Ach! wie ändern sich die Zeiten! Unser vortreffliches Königliches Paar fühlt dies sehr tief; sie leiden sehr viel. Jede ihrer Mienen drückt ihr Gefühl und den nicht zu verhehlenden Schmerz aus, von Allen hintergangen zu sein. Nicht weit hinter Tilsit steht ein französisches Lager unter dem Marschall Davoust von 30000 Mann. Es soll sehr schön sein, aus lauter bretternen Häuschen bestehend, mit Thüren, Fenstern, Stühlen, Bänken und anderem Hausgeräth versehen, welches aus den benachbarten Dörfern genommen ist. Das arme Land ist dort ganz ruinirt, welches auch selbst der französische General zugab, da ein preußischer Offizier das Lager lobte und meinte, es wäre eine kleine Stadt. „Oui monsieur,“ antwortete er, „c'est une petite ville de plus mais trente villages de moins.“ Wer nach Tilsit wollte, mußte zwischen einem Pulck Kalmücken und einem Pulck Baschkiren durchreiten. Diese Asiaten bildeten einen recht grellen Kontrast mit den wirklich schönen, wohlgekleideten, adretten und sehr artigen französischen Gardes. Diese kamen häufig herüber und trieben ihren Scherz mit den Halbwilden. Sie sollen ganz erschrecklich ausgesehen haben mit ihren verzerrten, ganz dunkelgelben, schwarz rüthlichen Gesichtern mit kleinen langen Schweinsaugen, platten Nasen, breiten Mäulern und ganz finnischer Kleidung. Die Kanailen sollen auch ganz infam musizirt und gesungen haben, so ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann. Die Baschkiren führen kein Feueergewehr sondern Pfeil und Bogen. Auf den ersten Blick soll man ihnen ansehen, daß sie besser zum Plündern als gegen den Feind zu gebrauchen sind. Gott sei gedankt, sie sind im Abmarsch und werden nebst allen ihren Kameraden bald die preußischen Lande verlassen, wo sie ihr Namensgedächtniß auf eine schreckliche Art gestiftet haben.“

Ich hoffe, daß der Leser mir diese breiten Zitate verzeihen wird, aber ich finde, daß der fürchterliche Schicksalswechsel, welcher in der Geschichte unseres Königlichen Hauses durch die Zahlen 1797 und 1807 bezeichnet wird, nie eine schönere Schilderung erfahren hat, als durch die Briefe des Garde du Corps von Bismarck. Man pflegt das Milieu, aus dem der Reichskanzler hervorgegangen ist, als ein tapferes, tüchtiges, ehrenhaftes, aber nicht gerade gebildetes zu bezeichnen, indem sich mit der alt-

preußischen Junkerrasse, die sich den Teufel um Bildung scheerte, das Bürgerblut der geistig angeregten Demoiselle Wenden vermischte, wurde, so ist die allgemeine Auffassung, die Geburt eines Otto von Bismarck möglich. Die Schmidtsche Schrift — und das ist ihr punctum saliens, um deffentwillen sie die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich gelenkt hat — die Schmidtsche Schrift widerlegt jene Ansicht vollkommen. Blicken wir zurück auf August Friedrich von Bismarck, auf welchen der alte Fritz so große Stücke hielt: Gewiß war der Urgroßvater des Reichskanzlers ein berber märkischer Landjunker. Bei Gesellschaften in seinem Hause wurde jede ausgebrachte Gesundheit von Trompetern mit einem Tusch und von dazu aufgestellten Soldaten mit einer Gewehrsalve begleitet. Auch ritt der lebensvolle und übermüthige Oberst wohl mit seinem Dragoner-Regiment, Musik voraus, nach der Ihna, um das Strafinstrument des hölzernen Esels in den Fluß werfen zu lassen. Dann tauchten — zum größten Vergnügen des lustigen Regimentskommandeurs — die Leute unter fröhlichem Geschrei nach dem Esel. Aber neben solchen tollen Streichen steckten in dem Günstling König Friedrichs doch auch die triebkräftigen Bildungskeime des beginnenden klassischen Zeitalters unserer Literatur. 1744 ist August Friedrich von Bismarck schon gestorben und nicht vor 1745 wurden die ersten Gesänge von Klopstocks „Messias“, des ersten chef d'oeuvre unserer klassischen Literaturepoche, verfaßt; Bismarck aber hinterließ schon an poetischen Versuchen u. A. jene oben zitierten gefühlvollen Verse an „Fritzgen“. Sein Sohn war, wie wir sahen, von intellektuellem Leben voll, und dessen Sohn wieder, Bismarcks Onkel, Friedrich Adolph Ludwig, besaß gleichfalls eine feine Bildung. Friedrich Adolph Ludwig hatte den jungen Otto während der Schulferien öfter in seinem Hause. Man wird Schmidt beipflichten, wenn er bemerkt: „Die begeistertsten Erzählungen des alten hochverdienten Soldaten, der noch unter dem großen König in seiner Garde gestanden, am Hofe der unvergeßlichen Königin Quadrillen getanzt und die Reiten von Preußens tiefster Schmach und Erniedrigung sowie die Tage der vaterländischen Erhebung miterlebt hatte, haben gewiß damals mächtig auf die rege Phantasie des Knaben eingewirkt“ Gewiß! zumal sich in den Erzählungen des Onkels mit dem Heroismus die Bildung paarte!

Friedrich Adolph Ludwig ist unvermählt auf Templin bei Potsdam gestorben. Er blieb unverheirathet, weil er sich zusammen mit seinem jüngsten Bruder Ferdinand um die blendend schöne Mutter des Reichskanzlers beworben hatte und um Ferdinands willen ausge schlagen worden war. Die Beziehungen zwischen den beiden Brüdern wurden um deffentwillen nicht gestört; Gemüths- und Familienmenschen sind die Bismarcks, soweit wir ihre Geschichte zurückverfolgt haben, immer gewesen.

Bei dem Reichskanzler hat sich die alte Erfahrung wieder einmal bestätigt, daß bedeutende Männer so auffallend oft unbedeutende Väter und

kluge Mütter gehabt haben. Ferdinand von Bismarck hatte von der Natur nur geringe Gaben empfangen, oder, wie unser loyaler Biograph der Bismarckdynastie es ausdrückt: „Große Passion hatte er für Reiten und Pferdebezug und war auf diesem Gebiet eine anerkannte Autorität.“ Immerhin bewies Ferdinand von Bismarck durch die Wahl seiner Gattin, daß die seiner Familie eigenthümliche Achtung vor Geist und Kenntnissen auch auf ihn übergegangen war. Uebrigens gereichte ihm die Verbindung nicht in jeder Beziehung zum Segen. Was den Vermögensfall betrifft, in den er bekanntlich gerieth, so erfahren wir aus dem Schmidtschen Buch, daß Frau von Bismarck daran die Hauptschuld trug, wegen „des kostspieligen Lebens in der Residenz und in Bädern und der unglücklichen Neigung, welche sie Gutsherrin für allerlei nicht recht zweckmäßige Neuerungen und Neueinrichtungen auf landwirthschaftlichem Gebiete hegte.“ Die pommerischen Güter gingen infolge jener Umstände so zurück, daß sie dem völligen Ruin anheimzufallen drohten, während Schönhausen durch einen treuen Inspektor in besserem Zustande erhalten wurde.

Sonst wäre aus Ferdinand von Bismarcks Biographie wohl nur noch zu berichten, daß er als Knabe es von seinem humanen, dem preussischen Werbesystem anscheinend abgeneigten Vater sehr wunderbar fand, daß dieser „den Ankauf eines Polacken für 24 Reichsthaler aus seiner Sparbüchse“ nicht genehmigen wollte. Schon mit zwölf Jahren trat Ferdinand in das Leib-Karabiniers-Regiment zu Rathenow. Allerdings erklärte sein Oberst, von Reppert, daß „der überkomplete Junker von Bismarck.“ um dem Könige vorgestellt zu werden, noch zu klein sei, da er nicht dasselbe Kompliment riskiren möchte, welches dem General von Rohr wegen eines Junkers von Flothow zu Theil geworden sei, auf den hinweisend der alte Fritsch gefragt habe, woher denn „das Brustkind“ genommen worden wäre. Als Ferdinands Vorstellung einige Jahre später erfolgte, wies ihn Friedrich, wie schon erwähnt, auf das Beispiel seines Großvaters hin, ohne den weicheren Vater, der doch auch für Preußen geblutet hatte, mit einem Worte zu erwähnen. Der junge Kornet hatte wenn auch kein Talent für geistige Dinge so doch den Wunsch, sich fortzubilden. So schreibt er einmal dem Vater, er schicke ihm Bücher, die er sich eigentlich zu eigener Lektüre geliehen habe, mit denen er sich aber leider jetzt nicht beschäftigen könne, wegen augenblicklicher Ueberhäufung mit Dienstgeschäften. Im Uebrigen ist aus seiner Korrespondenz noch ein ungefähr dem Jahre 1789 angehörendes Schreiben zu erwähnen, in welchem Ferdinand über den neuen Invalidenfonds schreibt, daß nunmehr ein Offizier nach zwanzigjähriger Dienstzeit 75 Reichsthaler und beim Geldmangel in der Kasse nur 36 Reichsthaler jährlich empfangen, im Falle des Bettelgehens das erste Mal ein Jahr, das zweite zehn Jahre und das dritte Mal zeitlebens Festung erhalten solle. Was die Verächter der Ideen von 1789 auch sagen mögen — es ist doch durch die französische Revolution Manches besser geworden in der Welt!

Schmidts Familiengeschichte umfaßt auch schon die Kinder des Reichskanzlers mit. Ein wiedergegebenes Stück aus dem Kriegstagebuche des jetzigen Fürsten Bismarck giebt eine wirklich sehr schöne Schilderung von dem „Todesritt“ unserer Kavallerie am 16. August 1870. Dann wird dort berichtet, wie Graf Herbert schwer verwundet ins Feldlazareth geschafft wurde: „Bald darauf erschien,“ so fährt das Tagebuch fort, „zu meiner Freude mein Bruder, er versorgte uns reichlich mit Wasser, indem er selbst einige Eimer hinaustrug. Das Fieber ließ nach, und ich fühlte mich verhältnißmäßig wohl, als mein Vater in unser kleines Zimmer trat. Er hatte am Morgen des 17., als er im Stabe des Königs hielt, hinter sich einen Offizier über die Verluste vom 16. sprechen hören und vernommen, wie dieser sagte: „Von den Gardebrigaden ist über die Hälfte aufgerieben. Fast alle Offiziere todt oder verwundet. Auch der eine Bismarck todt, der andere schwer verwundet.“ Mein Vater wandte sich sofort zu dem Sprecher um und fragte, wo das Generalkommando oder der Generalstab des X. Korps zu finden wäre. Auf die ihm gewordene Auskunft ist er dann, wie mein Vetter Karl Bismarck-Dohlen später erzählte, in so rasendem Tempo nach der angegebenen Richtung geritten, daß er ihm kaum zu folgen vermochte. Durch General Voigts-Rheeb erfuhr mein Vater zunächst, daß nur einer von uns verwundet sei, der andere lebe. Er ritt auf die ihm als meine Unterkunft bezeichnete Ferme Mariaville los und traf an ihrem Eingange meinen mit Wassertragen beschäftigten Bruder. Die leichtverwundeten und kriegsgefangenen französischen Offiziere auf dem Gehöft machten sehr erstaunte Gesichter, als der in seiner Generalsuniform ihnen wohl bekannte Bismarck einen sehr stark beschmutzten gemeinen Dragoner in seine Arme schloß. Meinem Bruder war kurz vor oder mitten in den französischen Linien das Pferd durch die Fessel geschossen worden, sodaß es in voller Fahrt stürzte und ihn dabei nicht frei ließ. Als er, um loszukommen, den Säbel hob und den Koppelriemen durchschneiden wollte, hielt das Pferd diesen wohl für eine Peitsche und sprang von selbst wieder in die Höhe. Er benutzte es nun als Schild gegen die französischen Geschosse, während er zu Fuß seinen Rückzug antrat. Bei diesem Marsch über das Leichensfeld rebete ihn ein durch beide Füße geschossener Dragoner mit der Bitte an, ihn mitzunehmen. Er hob diesen Mann mitten im Feuer auf sein Pferd, das schon von mehreren Kugeln getroffen war, und sie marschirten weiter, bis in das Dorf Mars la Tour . . .

Mein Vater hatte mich kaum begrüßt, als der aufgeregte dirigirende Oberstabsarzt Dies, von dem wir bis dahin nichts gesehen hatten, sich ihm entgegenstürzte, ihn bei der Hand ergriff und in einen Schwall von Worten ausbrach, die Bismarck und die letzten Ereignisse preisen sollten. Er schloß: „Meine Herren! Bringen Sie mit mir ein Hoch aus; Sie Alle werden das Eiserne Kreuz bekommen.“ (Dabei lagen zwei schwer

verwundete Franzosen unter uns!) Mein Vater schüttelte sich mit Mühe den Mann ab, um mit mir zu reden und versprach mir für den nächsten Tag einen Wagen, welcher mich nach Pont à Mousson in sein Haus bringen sollte. Er hatte noch einen Auftritt mit dem aufgeregten Arzt: die Verwundeten hatten ihm über Nahrungsmangel geklagt, worauf Dieß bedauernd bemerkte, es wären keine Vorräthe da. Als mein Vater ihn auf das zahlreiche, den Hof erfüllende Geflügel hinwies, rief er aus: „Das ist fremdes Eigenthum. Wir sind hier nur im Gastrecht, und aller fremde Besitz muß uns heilig sein!“ Mein Vater erwiderte: „Nun ist es doch einmal gut, daß ich General bin. Als solcher befehle ich Ihnen, sofort alles Geflügel schlachten zu lassen, das Verwendung finden kann.“ Mit einem tiefen Seufzer fügte Dieß sich diesem Befehl.

Was den Reichskanzler selber betrifft, so bringt das Schmidt'sche Buch einige Briefe von ihm an Frau und Vater, die für Bismarck's Gefühl ein ebenso beredtes Zeugniß ablegen wie für seinen Wiß und außerdem stets durch originale Ausdrucksweise fesseln: Als Vater und Schwester ihm ihren Besuch auf dem pommerschen Gut Kniephof ankündigten, schrieb er ihnen: „. . . Würde es nicht vielleicht angemessen sein, daß ich ein Duzend der unerschrockensten Stargarder Lieutenants mittelst eines guten Diners für mich und meine Angehörigen günstig zu stimmen suchte? Vielleicht ließen sich dann einige bereden, mit meiner armen Schwester zu tanzen, da ich doch nicht den ganzen Abend für den Riß einstecken kann, obgleich ihr meine innige Theilnahme, wenn sie als Dekoration verbraucht werden sollte, nie fehlen wird.“

Von des 28 jährigen Bismarck Residenz auf dem hinterpommerschen Kniephof ist noch zu erwähnen, daß er, um sich in der geistigen Einöde, welche ihn umgab, etwas anzuregen, die Rechnungsbücher in französischer Sprache führte. Hier finden sich neben Ausgaben für landwirthschaftliche Maschinen in der Höhe von 3940 Rthlrn. mit großer Ordnungsliebe verzeichnet Unkosten für Diners im Betrage von 11—19 Silbergroschen, Trinkgelder von 10 Sgr., auch einmal 1 Rthlr. 10 Sgr. für Wein im Bremer Rathskeller. Notizbücher aus derselben Zeit enthalten eine Fülle von Citaten aus den verschiedensten Sprachen, daneben Eintragungen wie: „Das Leben ein Schattenspiel!“ „Ein schlechter Komödiant, der nur eine Stunde auf die Bretter springt und dann vergessen bleibt, oder der eine schon gehörte Mär von einem Narren erzählt, voll Wuth mit großen Worten und doch nichts bedeutend.“ Auch eine lateinische Inschrift hat sich Bismarck aufgeschrieben, die allerdings in Mommsen's corpus inscriptionum nicht recipirt worden ist. Sie lautet: „Caesar Ass liber Av sternunt cav I ara L ssa V er colunt br. Athen.“ (Cäsar aß lieber Auster und Caviar als Sauerkohl und Braten.)

In einem an seine Frau gerichteten Briefe, datirt aus Brünn vom

16. Juli 1866, geschrieben auf Geschäftspapier der Firma Istdor Vinc. Fleisch & Co. kommt folgende für den verewigten Begründer des Reiches sehr charakteristische Stelle vor: „ . . . Warum werden eigentlich unsere Kammern nicht berufen? Frage Eulenburg darnach und sage ihm, daß es dringlich sei, das Parlamentskorps in den Krieg eingreifen zu lassen, bevor die Friedensbedingungen ernstlich diskutiert werden. . . .“

Das ist so ziemlich alles Interessante, was die Schrift enthält, und für 196 Druckseiten ist das quantitativ nicht viel. Gleichwohl bildet die Publikation keinen völlig unbedeutenden Bestandtheil der literarischen Thätigkeit Bismarcks in der letzten Epoche seines Lebens. Denn es ist doch von Wichtigkeit, die geistige Entwicklungsgeschichte der Familie zu kennen, aus welcher der Heros hervorgegangen ist. Besonders in unserem Zeitalter, wo sich auch in der guten Gesellschaft zuweilen bildungsverachtende Tendenzen regen und mit dem Anspruch, spezifisch deutsch und preussisch zu sein, auftreten, ist es ein Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß die Bismarcks schon seit Generationen unter ihren Standesgenossen an Bildung hervorragten.

Emil Daniels.

Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin 1898. Mittler und Sohn.

Der Verfasser der hier veröffentlichten Briefe hat eine eigenthümliche Karriere gemacht: Er studirte ursprünglich Theologie und wurde Prediger der preussischen Gesandtschaft in Rom, ging dann, von Friedrich Wilhelm IV. gesendet, in Angelegenheiten des protestantischen Bisthums von Jerusalem nach England und besuchte auf dieselbe Veranlassung hin auch die heilige Stadt. Seine Neigungen wendeten sich damals von der Theologie weg und er wollte, unter dem Einflusse Bunsens, alte, besonders orientalische Geschichte studiren, aber auch diesem Berufe blieb er nicht treu; vielmehr trat er nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande in das preussische Ministerium des Auswärtigen ein. Hier hat er es bis zum Geheimen Legationsrath gebracht und ist, bis zu seinem im Jahre 1872 erfolgten Tode, einer der hervorragendsten Mitarbeiter Bismarcks gewesen. Unermüdlige, sachmäßige Arbeitskraft — er arbeitete für vier — verschmolz sich in seiner Individualität mit der feinsten Bildung. Mit dem Andenken und den Werken Goethes trieb er einen förmlichen Kultus, der aber auf dem tiefsten und sichersten Verständniß beruhte. So ist es denn kein Wunder, daß die in dem vorliegenden Bande zum ersten Male publizirten Familienbriefe, durchgeistigt und gemüthvoll wie sie sind, bei der Presse der verschiedensten Parteirichtungen eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. Auch inhaltlos kann ein Autor nicht schreiben, der 1866 und 1870 das Hauptquartier in wichtiger Stellung begleitet hat und mit dem Könige wie mit Bismarck durch vertrauensvolle Freundschaft verbunden war.

Deshalb sei allen Liebhabern unserer neuen Geschichte die Lektüre des Buches empfohlen; sie werden auf die verschiedensten Dinge und Persönlichkeiten interessante Streiflichter geworfen sehen. Besonders der Unterschied zwischen den Charakteren Wilhelms und Bismarcks tritt klar zu Tage. Abeken ist von der größten Bewunderung vor Bismarcks Talenten erfüllt und er liebt den eisernen Kanzler auch, aber der Begründer des Reichs hat nicht nöthig, daß man seine Schwächen und Fehler vertuscht und an seiner Natur Geschichtsverschönerung treibt; deshalb wird jeder Wahrheitliebende mit Genugthuung lesen, wie in dem besprochenen Werke Bismarcks Herrschsucht, Bankteufelei und Gewaltthätigkeit, bei aller Diskretion des Brieffschreibers, nicht bemäntelt werden: „Das Unbehagen, welches wir zuletzt in Rheims empfanden, kam . . . von einigen kleinen Bänkereien zwischen den verschiedenen Autoritäten her, wobei Reudell meist der Bote sein mußte . . . Ich freue mich immer nur, wie ruhig der König das Alles immer ablaufen läßt. Wenn man doch Bismarck etwas von dieser Ruhe geben könnte! Eine große Natur ist er, aber doch keine königliche. Vielleicht wäre er es, wenn er von Jugend auf zum Herrscher erzogen wäre.“

Man sieht, Abeken hat einen anderen Begriff vom „König“ als Carlyle und sicher einen richtigeren. Die Krone gehört nicht dem Genialsten, sondern sie ist eine erbliche Institution. Die spezifisch königliche Tugend ist, die richtigen Männer herauszufinden, sie an die richtige Stelle zu setzen und ihnen hier beharrlich Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Von dieser seinem Amte zukommenden Tugend war Wilhelm I. voll und auch von Bismarck hat er sich in ihrer Ausübung keineswegs immer beirren lassen. Nirgendwo werden des Königs Würde, fürstlicher Anstand, Willenskraft, gesunder Menschenverstand und Pflichttreue, sein Willigkeitsfönn und seines Taktgeföhl, dann die Herzensgöüte, Liebenswürdigkeit und ruhige, einnehmende Heiterkeit des Monarchen anschaulicher geschildert als bei Abeken.

Die Charakteristik König Wilhelms bildet Kern und Seele des Buches; an neuen Thatsachen ist es arm. Nur ganz vereinzelt finden sich Notizen von Wichtigkeit, z. B. die sehr bedeutsame, daß man preußischerseits am Morgen der Schlacht von Königgrätz noch gar nicht wußte, daß man eine Schlacht werde zu liefern haben; nur einen Zusammenstoß mit der Arrieregarde der retirirenden Oesterreicher erwartete man. Daß eine große Aktion bevorstand, wußte Niemand, weder der König, noch Moltke, noch Bismarck. Solche Fakta mag der Forscher hier und da noch mehrere aus den Briefen eruiren, im Allgemeinen jedoch lernt man wenig aus ihnen. Abeken beklagt sich in einer Stelle einmal selber, daß Bismarck ihn in den Zusammenhang der Geschäfte selten einweiße und nur seine Arbeitskraft für die Erledigung des diplomatischen Detail gebrauche. Manches Wichtige mag auch der Herausgeber aus Diskretion ausgeschieden haben. Dazu kommt, daß Abeken zwar ein ausgezeichnete Beamte aber durchaus kein selbst-

ständiger politischer Kopf war. Er hat etwas Subalternes an sich, und ich kann mich trotz seiner Goetheschen Bildung nicht enthalten, ihn einigermaßen mit Louis Schneider zu vergleichen. So oft auch während seiner vieljährigen amtlichen Thätigkeit ein vollständiger Systemwechsel in der preussischen Politik eingetreten ist — Abeken nahm niemals einen leidenschaftlichen inneren Antheil daran, sondern arbeitete stets ruhig weiter, die von Seiner Majestät gerade anbefohlene Richtung immer für die genau angemessene haltend. Persönliche politische Tendenzen oder auch nur Velleitäten kannte dieser musterhafte Bureaukrat nicht. Die geschilderte Eigenthümlichkeit seines Wesens, welche ihn für die von ihm bekleidete Stellung nur um so geeigneter machte, erschwerte ihm andererseits oft, sich eine kräftig originale Auffassung der grandiosen Begebenheiten zu bilden, die an seinen Augen vorüberzogen.

Nichtsdestoweniger werden sich Hunderte finden, welche Abekens Briefe mit großem Genuß lesen, denn sie stammen von einem fein gebildeten Geist, der in hoher Stellung die Ereignisse einer reichen, herrlichen Zeit übersah, und soweit der Blick des Verfassers reicht, können wir in Bezug auf sein Buch mit seinem Goethe sagen: „Im farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

E. D.

Staatswissenschaften.

1. Freiheit und soziale Pflichten. Von Adolf Brins, Generalinspektor im Königlich Belgischen Justizministerium und ord. Professor an der Universität Brüssel. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. jur. E. Münsterberg. Berlin 1897, Otto Liebmann. IV und 164 S., Preis 2,75 M.

Es ist ein recht interessantes und vor Allem sehr zeitgemäßes Buch, das Dr. Münsterberg in einer trefflichen Uebersetzung, die sich wie ein Original liest, hier einem größeren deutschen Leserkreise zugänglich gemacht hat. Das große Problem des ewigen Gegensatzes zwischen Freiheit und Autorität, zwischen Individualismus und sozialer und staatlicher Organisation, zwischen den Rechten des Einzelnen und seinen sozialen Pflichten wird von Brins im Hinblick auf die brennenden Fragen der Gegenwart erörtert.

Die Ungleichheit unter den Menschen wird von ihm als Bedingung des organischen Fortschritts für die primitivsten Zustände wie für die moderne Welt nachgewiesen. Er zieht aber daraus nicht die brutalen, egoistischen Konsequenzen, die nicht selten aus der Thatsache der Ungleichheit abgeleitet werden; er verlangt vielmehr, daß die Entwicklung vom Gefühl der Brüderlichkeit getragen werde, da aller materielle Fortschritt

niemals Selbstzweck, sondern stets nur Mittel zum Zweck der Erhöhung der sittlichen Kultur sein könne. Von diesem Gedanken ausgehend, gelangt Prins zu einer unbefangenen, objektiven Beurtheilung der sozialistischen Ideen. Mit Recht hält er die Ansicht, die Menschen könnten alle gleichzeitig auf die gleiche Höhe gelangen und sich darauf erhalten, für ebenso irrhümlich wie die phantastische Hoffnung, der Mißbrauch der Gewalt werde aufhören, sobald die Gewalt aus den Händen des Bürgerthums in die der Arbeiterklasse überginge. Als Wahrheiten des Sozialismus dagegen betrachtet er erstens den Gedanken, daß die Gesellschaft den Keim ihrer Auflösung in sich trägt, wenn ein schrankenloser Egoismus der herrschenden Klassen sich breit macht, ferner die Erkenntniß, daß die Betrachtung der Gesellschaft als eines organischen Ganzen höher steht als die atomistische Betrachtungsweise, und endlich die Reaktion gegen jene Nützlichkeitmoral, die von Epikur bis Bentham stets nur der Deckmantel des Egoismus gewesen sei.

Er ist ein warmer Anwalt der sozialen Eintracht; er erklärt es für ebenso ungerecht und ebenso gehässig, die höher Stehenden um der Gleichheit willen zu verfolgen wie die niedriger Stehenden unter der Ungleichheit leiden zu lassen. Nichts sei gegenwärtig der Gesellschaft nöthiger, als die Erkenntniß des Zusammenhangs ihrer Glieder; denn nur wechselseitiges Nachgeben könne die gegenwärtige Krisis, wie alle früheren, lösen.

Mit Recht sieht er in den Interessengegensätzen, welche die heutige Welt durchziehen, keine absoluten, sondern nur relative Gegensätze, deren Ausgleich er von der Entwicklung des sozialen Geistes erhofft, der an Stelle der Sonderinteressen des Individuums Interessen setzen werde, die sich sozialen Gesichtspunkten unterordnen. Das sind Anschauungen, die wahrhaft wohlthuend berühren in einer Zeit, wo der an sich berechtigte Grundsatz des Klassenkampfes von Seiten der Sozialdemokraten kaum mehr als von gewissen Parteien unter ihren Gegnern aufs Aeußerste überspannt worden ist, wo man auf beiden Seiten vielfach schon ernsthaft mit der Möglichkeit eines Vernichtungskampfes rechnet. Prins weist demgegenüber mit Recht darauf hin, daß die sozialen Kämpfe in den mittelalterlichen Städten wie die religiösen Kriege im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht mit der vollständigen Vernichtung eines Gegners abschlossen, sondern ihr schließliches Ende nur wechselseitigem Nachgeben verdankten; und er ist der Hoffnung, daß die sozialen Kämpfe unserer Zeit auch eines Tages dahin führen werden.

Wie in den Konflikten zwischen den einzelnen Klassen, so erblickt er auch in dem Widerstreit der beiden Prinzipien Freiheit und Autorität nur relative Gegensätze. Der vollständige Sieg des einen wäre eben so verhängnißvoll wie der des andern, er würde die Menschheit entweder in die Anarchie oder in den Despotismus und die Knechtschaft führen. In dem lebendigen Widerstreit und im fortgesetzten Ausgleich der beiden ja

bekämpfenden Gegensätze vollzieht sich die menschliche Geschichte und aller kulturelle Fortschritt. Die geeignetste Form zur Versöhnung dieser Gegensätze scheint ihm — angefichts der übertriebenen Zentralisation der kontinentalen, namentlich der romanischen Staaten, — die organische Gruppierung der unter sich beruflich, örtlich und wirtschaftlich verbundenen Interessen, die Herstellung einer weitgehenden Dezentralisation, die Erweiterung der lokalen Verwaltung und die partielle Rückkehr zum korporativen und genossenschaftlichen System des Mittelalters, eine Entwicklung, für die er in dem modernen Genossenschaftswesen, in den Gewer Vereinen u., sowie in der Ausdehnung der Selbstverwaltung bedeutsame und entwicklungsfähige Ansätze findet.

Das sind die Grundgedanken seines Werks, die der Verfasser in den beiden ersten Kapiteln skizzirt und die er dann, auf der sicheren Basis reicher Kenntnisse stehend, mit logischer Klarheit, in formvollendeter Sprache und mit warmer Begeisterung näher ausführt.

Zunächst erörtert er in einem geschichtlichen Rückblick die Folgen der Ueberspannung des Autoritätsgedanken durch maßlose Zentralisation der Verwaltung, denen er die Vorzüge lokaler Administration gegenüberstellt. (Kap. III). Dann schildert er ebenso die schlimmen Wirkungen des einseitigen Individualismus auf dem Gebiete des Privatrechts und der Volkswirtschaft (Kap. IV). Im V. Kapitel zeigt er die herrschende Tendenz zur organischen Gruppenbildung, (Gewervereine, Genossenschaften u.) und legt hierauf die Aufgaben der Rechtswissenschaft dieser Tendenz gegenüber dar; er bekämpft dabei (VI. Kap.) die Feindseligkeit der modernen Jurisprudenz gegen die juristischen Personen privatrechtlicher Natur, die in den romanischen Ländern, namentlich in Frankreich und Belgien, bisher nach Möglichkeit unterdrückt wurden. Das VII. Kapitel enthält eine scharfe Kritik des demokratischen allgemeinen Wahlrechts, das Prinz verwirft und das er durch eine Vertretung nach den organischen Gruppen (Arbeitervereinigungen, Handels- und Gewerbetammern, Universitäten, Magistrate u.) ersetzt wissen will.

Sehr interessant ist das folgende (VIII.) Kapitel, in dem er die Mängel unserer heutigen geistigen Bildung mit schonungsloser Schärfe kritisiert. Er steht vollständig auf der Seite der Gegner der klassischen Bildung; er erkennt zwar ihre historische Bedeutung für die Entwicklung unseres geistigen Lebens an, bestreitet aber ihren realen Werth für die Gegenwart. Das klassische Studium vermittele uns nur noch Eindrücke und Formen, gebe uns aber keinerlei Ideen mehr. Uebrigens könne man die Form auch an den modernen Schriftstellern und Rednern bewundern; die Modernen haben außerdem noch einen nicht unwichtigen Vorzug: sie haben uns etwas zu sagen. „In der schönsten Rede eines Alten werden wir immer noch zu viel Rhetorik finden, während die weniger gute Rede eines modernen Redners stets reiche Belehrung für uns enthält.“ Das

heutige System führe dazu, daß man weder Griechisch noch Lateinisch noch die modernen Sprachen könne; man wisse nichts und vergeude die schönsten Jugendjahre ohne Nutzen für die geistige Bildung. Ein Theil unserer heutigen Verfahrenheit liegt nach Prins' Ansicht an der Art unseres heutigen Unterrichts, da eine so zersplitterte und formale Bildung die Menschen nicht zur Lösung großer Aufgaben befähigen könne. Dazu ist freilich, wie er im Schlußkapitel (Kap. IX) ausführt, Geistesbildung allein überhaupt nicht ausreichend; die Grundlage aller Erziehung muß vielmehr die sittliche Bildung sein, die den rechten Gebrauch der Freiheit als soziale Pflicht lehre. Diese moderne soziale Moral, die auf der organischen Grundlage der natürlichen gesellschaftlichen Gruppierungen ruhe, werde im Menschen die uneigennützigen Neigungen wecken und dadurch die innere Wiedergeburt, die Vorbedingung zum Fortschritt, herbeiführen. Der Gesellschaft Dauer zu verleihen, vermögen nur zwei Kräfte: soziale Organisation und soziale Pflichten.

Es ist eine geistig vornehme und selbstständig denkende Persönlichkeit, deren nähere Bekanntschaft wir in dem vorliegenden Buche machen. Gewiß wird man dem Verfasser nicht überall beistimmen, aber immer wird man ihn mit Interesse anhören; wo er zum Widerspruch reizt, veranlaßt er doch auch wieder ein tieferes Erfassen der Probleme. Möge deshalb seinem kleinen, aber gehaltvollen Werke ein recht großer Leserkreis in allen Parteien beschieden sein. Möge die Stimme dieses Predigers sozialer Eintracht nicht ungehört in der Wüste unserer Klassenkämpfe und Parteisitten verhallen!

Berlin.

Paul Voigt.

2. Die Armenpflege. Einführung in die praktische Pflageethätigkeit.
Von Dr. jur. E. Münsterberg. Berlin 1897, Otto Liebmann.
224 Seiten. Preis 8 Mk. gebunden.

Die reichhaltige Arbeit ist aus einer Reihe von Vorträgen hervorgegangen, in denen der Verfasser, der durch seine hervorragenden literarischen Leistungen, wie durch seine praktische Wirksamkeit in Hamburg eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet des Armenwesens geworden ist, einen größeren Kreis von Personen mit den Grundsätzen der praktischen Armenpflege vertraut zu machen suchte. Auch in der vorliegenden Form wendet sich Münsterberg in erster Linie an diejenigen, die von Berufswegen oder im Ehrenamt mit der Armenpflege zu thun haben. Er giebt ein vollständiges Lehrbuch für das ganze weite Gebiet der Armenpolitik, dessen gleichzeitige Benützung als Nachschlagewerk ein Sachregister ermöglicht. Ein Anhang über die Literatur des Armenwesens erleichtert weitere selbständige Studien über das ganze Gebiet oder einzelne Spezialfragen.

Bei aller Gründlichkeit und Sachlichkeit ist das Buch klar und gewandt

geschrieben; eine Reihe geschickt ausgewählter praktischer Beispiele erläutern seine Darlegungen und gestalten sie noch interessanter.

Das Werk dürfte auch über den Kreis der schon jetzt mit der praktischen Armenpflege in engerem Zusammenhang stehenden Personen hinaus zahlreiche Leser finden, die aus ihm zum Mindesten gründliche Belehrung, hoffentlich aber auch Anregung zu eigener Liebesthätigkeit schöpfen werden. Denn wem tritt in der modernen Welt nicht das ernste Problem der Massenarmuth und der Fürsorge für die Armen in irgend einer Weise nahe? Namentlich allen Denjenigen sei das Münsterberg'sche Buch empfohlen, die ihr warmes Herz zur Wohlthätigkeit treibt, die aber häufig durch plan- und ziellos gewährte Unterstützungen mehr Schaden als Nutzen stiften. Sie werden aus dem Werke die erforderliche Belehrung über die Voraussetzungen und die geeigneten Formen wirklich praktischer Wohlthätigkeit erhalten. Auch für Studirende der Rechts- und Staatswissenschaften, der Medizin und der Theologie eignet sich Münsterberg's Buch sehr, da es ein hochwichtiges Gebiet behandelt, das aber im Rahmen unserer heutigen Universitätsverhältnisse fast niemals zu einer gründlichen Erörterung gelangt. Die glückliche Verbindung reicher theoretischer Kenntnisse mit dem praktischen Urtheil des erfahrenen Verwaltungsbeamten, die Münsterberg auszeichnet, läßt das Buch gerade für diese Kreise als sehr passend erscheinen und sichert ihm von vornherein eine gute Aufnahme.

Berlin.

Paul Voigt.

E. von Hesse-Wartegg, China und Japan. Erlebnisse, Studien, Beobachtungen auf einer Reise um die Welt. Leipzig, J. F. Weber 1897. 8°. 567 S. 18 Mk.

Dem Inhalte dieses Buches nach wäre es nicht nöthig, in dieser Zeitschrift näher darauf einzugehen. Es ist eines der zahlreichen Erzeugnisse, welche auf die dem fernen Osten neuerdings zugewandte Wißbegierde breiterer Kreise spekuliren. Es ist gut ausgestattet und enthält die üblichen Nachbildungen hübscher in Hongkong, Shanghai oder Yokohama erworbener Photographien. Auch Entlehnungen aus japanischen Bilderbüchern fehlen nicht, gelegentlich so gedankenlos benutzt, daß eine als Hochbild gedachte Illustration einfach auf die Seite gelegt als quer über die Seite laufende Zierleiste verwendet wird (am tollsten S. 89 und noch mehrfach bei den senkrecht in Schilf einfallenden Enten, die nun verurtheilt sind, in das wagerecht abstehende Röhrchen zu fliegen). Wer diese Art Literatur etwas kennt, wird nichts Neues aus dem Buche lernen. Mit den nicht fehlenden kleineren Irrthümern streng ins Gericht zu gehen, lohnt bei dem harmlosen Geplauder nicht. Auf Eines aber möchten wir hier die Aufmerksamkeit

lenken. Es ist für das Buch eine sehr lebhaftete Klame in der Presse gemacht worden und der vom Verleger verschickte Waschzettel, der in viele Zeitungen aufgenommen ist (sogar im Reichs-Anzeiger habe ich ihn mit Staunen verwendet gesehen) behauptet, daß das Buch auch für Kaufleute und Industrielle, die ihren Absatz vergrößern wollten, von Werth sei. Ich glaube nicht, daß Kaufleute mit diesem Rathgeber gut fahren würden und halte es für Pflicht, angesichts der Klame nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die wirthschaftlichen Theile des Buches durchaus werthlos sind. In den Abschnitten über die Niederlassungen der Fremden in den chinesischen Häfen ist ungefähr jeder Satz schief oder falsch. Es genüge zur Charakterisirung darauf hinzuweisen, daß S. die sogen. Konzessionen als „Gebietsabtretungen“ (S. 101) ansieht! Die Angaben über Handel und Handelsstatistik sind voller Irrthümer. Nur ein paar Beispiele zum Beleg. Die Einfuhr von Fensterglas nach China soll „vollständig“ aufgehört haben (S. 62). Thatsächlich bewegte sich ihr Werth in den letzten Jahren zwischen 300000 und 500000 Taels. Man traut seinen Augen nicht, wenn man S. 171 liest, die Ausfuhr chinesischen Thees habe durch die indische Konkurrenz nicht gelitten. Thatsächlich ist sie eben durch diese seit zehn Jahren in andauerndem Rückgang. Aus Hankou sollen jährlich hundert Millionen Kilogramm Thee ausgeführt werden. (S. 166). Auf der nächsten Seite sind es schon hunderte von Millionen. Thatsächlich sind es einige 50 Millionen. Der Handel Deutschlands mit China soll den sechsfachen Werth unseres Handels mit Japan haben. (S. 305). Thatsächlich ist es nicht das Doppelte. Reis und Thee soll Deutschland für 225 Millionen Mark einführen, das sind für die Jahre, auf die der Verfasser sich bezieht, gerade 200 Millionen mehr als in Wahrheit. Die Zunahme der industriellen Konkurrenz Japans wird mit erstaunlichen Zahlen dargethan, indem keine Rücksicht darauf genommen wird, daß der Silbervyen 1894 nicht mehr 4, sondern rund 2 Mark werth war. So sind die meisten Zahlenangaben für 1894 gerade doppelt so hoch, als sie in Wahrheit sein sollten. Aber auch das reicht nicht aus, um z. B. Folgendes zu erklären: Werth der Einfuhr von Roheisen 1894 nach S. 16 Millionen Mark, nach der japanischen Statistik (einschließlich Stahl) $2\frac{1}{4}$ Millionen Mark: Werth der Ausfuhr von Bündhölzern 1894 nach S. 55 372000 Mark: nach der japanischen Statistik nicht ganz 8 Millionen Mark, 1891 nach S. 32120000 Mark. nach der japanischen Statistik nicht ganz 6 Millionen Mark. Solcher Genauigkeit der Zahlen entspricht dann die Gründlichkeit der Urtheile. Aber das Angeführte genügt wohl.

Karl Rathgen.

Philologie.

Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians.
 Von W. Christ, ordentlichem Professor an der Universität München.
 Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 28 Abbildungen.
 München 1898. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.
 XIII. 944 Seiten.

Eine das gesammte Griechenthum umfassende Literaturgeschichte im vollkommenen Sinne wird nie geschrieben werden. Da die griechische Sprache durch mehr als zwei Jahrtausende von den verschiedensten Völkern und unter den verschiedensten Verhältnissen gebraucht worden ist, gehört zu einer den gesammten Stoff wissenschaftlich durchdringenden und zugleich künstlerisch gestaltenden Behandlung mehr als ein Einzelner zu leisten vermag.

Und doch liegt in der Einheit der Sprache auch eine gewisse geistige Kontinuität, ein bis in die entferntesten Jahrhunderte wahrnehmbares Fortwirken gleicher Gedanken und Kunstprinzipien, wodurch Manche verleitet wurden, sich dieser großen Aufgabe zu unterziehen. Unter den Versuchen dieser Art wird Bernhardt's Torso, besonders sein erster Band, die innere Geschichte, stets den rühmlichsten Platz behaupten. Vergl. hatte die gleiche Absicht. Indessen zeigte schon der erste Theil, der einzige, den er selbst herausgab, daß er den Weg dazu nicht gefunden hatte. Die späteren, aus seinen hinterlassenen Papieren mühsam zusammengestoppelten Bände gehören trotz werthvoller Einzelheiten nicht zu den erfreulichen Erscheinungen der philologischen Literatur.

Der Werth der vorliegenden Arbeit liegt in der Selbstbeschränkung, die der Verfasser sich auferlegt hat. Dem bekannten Münchener Alterthumsforscher fiel eine weit weniger erfreuliche Arbeit zu, als den Bearbeitern des römischen und byzantinischen Literaturgebietes in dem gleichen Unternehmen. Diese konnten der Darstellung und Kritik einen breiten Raum gewähren. Er mußte sich im Wesentlichen darauf beschränken, ein Repertorium des Thatsächlichen zu geben, dessen Eintheilung zwischen genereller und historischer Behandlung die Mitte innehält. Der Verfasser trennt von der klassischen Periode die alexandrinische und die beiden römischen (vor und nach Konstantin) ab, behandelt dann aber innerhalb dieser Gruppen die Materie nach sachlichen Gesichtspunkten, ohne die Grenzen peinlich innezuhalten, wie denn z. B. Aristides, Samblichos und Longos in der nachkonstantinischen Periode erscheinen. Ein Anhang über sachwissenschaftliche und christliche Schriftsteller macht den Beschluß.

Ein sorgfältiger Index ermöglicht es, das Werk auch als bequemes Nachschlagebuch zu benutzen, da es seine Hauptwirksamkeit wohl weniger an kontinuierlichen Lesern, als an Solchen ausüben wird, die sich über Einzelfragen orientiren wollen. Deshalb wird es sich empfehlen, das

Register durch sachliche Verweise noch wesentlich zu erweitern. Studierende des klassischen Alterthums sind es in erster Linie, an die sich das Buch richtet. Auch Vorgesritteneren und Vertretern von Nachbargebieten wird es gute Dienste leisten.

Eine sachmäßige Kritik würde sich natürlich in nicht wenigen Punkten mit Anschauungen und Behauptungen des Verfassers auseinanderzusetzen haben. Die Besprechung an dieser Stelle mußte sich darauf beschränken, über den Charakter der Arbeit im Allgemeinen zu orientiren.

Hervorzuheben ist endlich, daß der Werth des Buches durch die Neuauflagen stets zugenommen hat. Weitere werden folgen, und da der äußerste Umfang (schon jetzt fast 1000 Seiten) bereits erreicht ist, darf man prognostizieren, daß der Text sich zu immer größerer Knappheit zusammenziehen, die gelehrten Anhänge und Anmerkungen wachsen und die gänzlich überflüssigen Porträts fortfallen werden.

Piel.

Ivo Bruns.

Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Uebersetzung von Hugo Blümner. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1897. XVI. 268 S.

Der Verfasser scheint diese Uebersetzungen hauptsächlich auf solche Leser berechnet zu haben, denen der lateinische Text unzugänglich ist (vgl. Vorwort S. 1). Für Horaz und die von ihm wiedergegebenen Satiren des Juvenal wird er sie auch finden. Was Persius betrifft, so giebt er sich einer Selbsttäuschung hin. Denn für diese kümmerliche Schulweisheit kann schlechterdings nur der ein Interesse haben, der sie von bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus ins Auge faßt. Für andere, und nun gar des Lateins unkundige Leser, bleibt sie in jeder Form ungenießbar. Der geschickteste Koch kann aus Kieselsteinen keinen Kuchen backen. Nicht anders würde es Blümner mit einem erheblichen Theil seines Juvenal ergangen sein, wenn ihn nicht „äußere Gründe“ veranlaßt hätten, statt der beabsichtigten vollständigen Uebersetzung nur die ausgewählten fünf, allerdings Jedermann interessirenden Satiren vorzulegen.

Den Hexameter hat der Uebersetzer aufgegeben und statt dessen — nach Wielands Vorgang — fünfßüßige Jamben gewählt, welche durch Reime in sehr freier Stellung gebunden sind. Das Blauberhaste, Saloppe der römischen Satire soll uns Modernen dadurch näher gebracht werden, und wirklich hat Blümner — besonders in den Stücken aus Juvenal — damit einen leichten und ungezwungenen Ton anzuschlagen verstanden.

— All das versteht solch hungrig Griechlein.
 Ja hießest du ihn in den Himmel gehn,
 Er ließe ohne Weitres sich drauf ein.
 War's doch am End' kein Maure, kein Sarmat,
 Kein Thraker, der zum Fliegen wußte Rath,
 Vielmehr ein Mann, gebürtig aus Athen.

Das ließt sich gut und hat Charakter.

Nur daß es freilich nicht der Charakter des Originals ist. Die behagliche Breite dieser Jamben widerspricht der pointirenden Tendenz der römischen Gedichte. In Juvenals Satire ist gewiß viel unächtes Feuer und viel rhetorischer Flitter, aber sie verstehen denn doch ganz anders zu wettern, als diese jovialen Reime. Und was Horaz betrifft, so ist der Abstand noch weit größer. Seine Sprache ist die der feinsten römischen Gesellschaft. Durchaus modern, sucht und findet sie für den Gedanken stets jene graziose Kürze und für ihre Malicen die trefflichere Schärfe, die das Merkmal einer spezifisch großstädtischen Eleganz bildet. Diese Jamben aber haben eine ganz andere Färbung, sie athmen eine gewisse altfränkische Bonhommie, die in ihrer Gemüthlichkeit oft recht liebenswürdig, aber nicht horazisch ist. Der Geist Wielands, wie er in seinem geblühten Schlafrock sich an seinen lieben Alten ergötzt, hat hier Gebatter gestanden.

Man wolle an zwei berühmten Satireneingängen die Blümner'sche Methode mit einem andern modernen Versuch — in Hexametern — vergleichen. Dem Leser dieser Zeitschrift wird das römische Original sofort im Ohre klingen:

Das war's, wonach von je mein Sehnen stand:
 Ein wenn auch nicht so großes Stückchen Land,
 Bei dem ein Garten läge, sprudelnd helle
 Dem Hause nahe eine frische Quelle
 Und in der Höh darüber etwas Wald.
 In reicherer und besserer Gestalt
 Hat mir der Götter Gnade das gegeben. (Blümner.)

Dies war einst mein sehnlichster Wunsch: ein bescheidenes Stücklein
 Acker, ein Garten dabei und am Haus ein lebendiger Brunnquell.
 Etwa dazu noch ein Weniges Wald. Nun habens die Götter
 Reicher und besser gefügt; wohl mir! (Geibel.)

Das Andere:

Ich geh' zufällig auf dem heil'gen Wege,
 Indem dabei ich, wie seit langer Zeit
 Mein Brauch ist, irgend etwas überlege,
 — Was weiß ich — irgendwelche Kleinigkeit,
 Und während ich ganz drin versunken bin,
 Da tritt auf einmal Einer vor mich hin,
 Mir lebiglich dem Namen nach bekannt. (Blümner.)

Ueber den heiligen Weg hinschlendert' ich, wie ich gewohnt bin,
 Jrgend ein Verschen im Kopf, was weiß ich, und ganz in Gedanken —
 Kommt mir da einer gerannt, kaum kenn ich den Mann nach dem Namen u. s. j.
 (Weibel.)

Niemand, glaube ich, wird leugnen, daß die hexametrische Fassung dem Original um eine erhebliche Spanne näher liegt als die jambische. Beide zum Vergleich herangezogene Uebersetzungsproben sind von E. Weibel, die letzte aus jenem berühmten Gedicht, in dem Horaz seine Unfähigkeit, einen lästigen Gesellen los zu werden, der sich mit indiskreten Fragen auf der Promenade an ihn drängt, so liebenswürdig persifliert. Das rasche Wechselspiel von Frage und Antwort, die bewegliche Szenenfolge, die verdeckten Bosheiten und Seitenbemerkungen machen es gewiß zu einer sehr schwierigen Aufgabe für den Uebersetzer. Nun lese man aber, wie in den Weibelschen Hexametern dieses Problem gelöst ist! Immer den Gedanken des Dichters sich anschmiegend, bleibt er ohne retardirende Zusätze vollkommen deutsch und nicht minder urban, wie sein Original.

Also es geht auch in Hexametern, und ich kann Blümmers Behauptung, der Hexameter sei für die Uebersetzung „durchaus ungeeignet“, nur auf das Entschiedenste widersprechen.

Indessen ich will nicht bloß kritisiren. Man kann sich an einem Versuch freuen, auch wenn man ihn nicht für gelungen hält. Der vorliegende ist mit so viel Sachkunde und Gewandtheit durchgeführt, daß man daran nicht ohne Vergnügen beobachtet, wie leistungsfähig sich die alten Bekannten auch in einer so fremdartigen Gewandung ausnehmen.

* * *

Das Buch gehört zu den mancherlei Erscheinungen, die darauf hindeuten, daß die heutige Philologie die Verpflichtung fühlt, für eine leichte und anspruchslöse Vermittlung der alten Kulturverthe Sorge zu tragen. Gute Uebersetzungen können jetzt und noch mehr in der Folgezeit eine ähnliche Rolle spielen, wie die lateinischen der Renaissance. Werkwürdiger Weise regt es sich auf dem Gebiet am Wenigsten, wo das Bedürfniß am größten ist.

Ich bin nicht selten von des Griechischen un- oder nicht mehr kundigen Gebildeten — Militärs z. B. oder Naturwissenschaftlern — mit Bezug auf die großen alten Historiker gefragt worden, welche erklärende Uebersetzung ich empfehlen könne. Der deutsche Philolog befindet sich solchen Wünschen gegenüber in Verlegenheit. Nicht als ob es an guten älteren Arbeiten fehlte. In der Osiander'schen Sammlung z. B. ist viel Werthvolles vergraben. Aber einmal steht der Wirksamkeit dieses Unternehmens die Bettelhaftigkeit der äußeren Erscheinung — ein leuchtendes Denkmal deutscher Schriftstellermisere — hemmend im Wege. Und dann altern Uebersetzungen rasch. Manche, die vor dreißig Jahren wirkte, entbehrt heute des

fesselnden Reizes, der hier von Rörhen ist. Vor Allem aber müssen zu der Uebersetzung Erklärungen hinzutreten, die nicht nur das zum Verständniß unmittelbar Nöthige enthalten, sondern mit weitem Blick und ohne alexandrinisches Gezänk in die großen historischen, literarischen und gesellschaftsgeschichtlichen Probleme einführen, welche ein Leser kennen lernen will, der kein Philologe ist; und es wäre zu Ende mit der Philologie, wenn solche Leser aufhören würden zu existiren. Ein so vorgelegter Thukydides oder Herodot würde für die humanistischen Studien eine wirksamere Propaganda machen, als viele theoretische Schußschriften.

Kiel.

Ivo Bruns.

Literarisches.

Goethe-Studien von Max Morris. 2 Theile. Berlin, bei Konrad Topf. 1897 u. 1898. (171 S. 8^o u. 236 S. Preis 2,40 u. 3 Mk.)

Die Goethe-Wissenschaft, wie man sie jetzt mit Vorliebe betreibt, stellt sich Aufgaben, die zum Theil strikter Untersuchung ausweichen und zu dilettirendem, vagen Räthselrathen verleiten. Wer die bei Frauen oft hoch gesteigerte Fähigkeit kennt, die verzwicktesten Preisräthsel, Räffelsprünge, Charaden und Rebus zu lösen, wird natürlich nicht leugnen, daß auch für die mannigfaltigen Geheimnisse und absichtlichen oder bloß zufälligen Dunkelheiten in Goethes Werken, voraus, wie begreiflich, in den unfertigen Werkstücken des Nachlasses, sich durch geschickte Handhabung jener Frauen-Methode hier und da glückliche Aufklärungen gewinnen lassen. Wer nun außerdem noch meint, es sei durchaus geboten, über Alles und Jedes, was in den Papieren des Goethes-Archivs uns in die Hände gerathen mag, eine Meinung zu haben, der mag dann wohl, von freundlicher Muße begünstigt, sich aufgelegt fühlen, seine phantastischen Kettenbrüche und Gleichungen mit mehreren Unbekannten den Goethe-Freunden zur Prüfung vorzulegen.

Max Morris steht der strengen, oft äußerst minutiösen literar-geschichtlichen Schulung, wie sie bei den Scherer-Schülern üblich geworden ist, nicht fern; mühsame Nachforschungen in abgelegenen und schwer erreichbaren Gefilden der Literatur der Zeitgenossen, der Theaterzettel und Ausleihbücher der Bibliotheken, läßt er sich nicht verdrießen, bringt er auch oft genug wenig oder nichts aus solchen Streifen heim.

Nicht die übelste dieser Arbeiten ist gleich die erste „zur literarischen Polemik im Faust“ (I S. 5—24.). Es handelt sich um jene Vertheidigung und Abwehr, die Goethen von der Zeit der Xenien her bis an sein Lebensende nicht mehr erspart blieb. Indem Goethe den Hexensabbath

der Strebungen und Meinungen jener durch die Revolution aufs Tiefste aufgewühlten Zeit in sarkastisch = bitteren oder lustig = anmuthigen zahmen Xenien beleuchtete, war er sich doch stets bewußt, in heiligem Ernst für seine Gott- und Weltanschauung zu kämpfen. „Wollen Sie aber wissen, sagte er einmal zu Erdmann (14. 3. 1830), was ich gelitten habe, so lesen Sie meine „Xenien“, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.“ Für moderne, wie P. Heyse, mögen derartige Sächelchen bloße Spiele des Verstandes und Witzes bedeuten, die

„prickeln und reizen das träge Blut,
Wie eine Schüssel voll Mixebpichel,
Sind aber keine Glaubensartikel.“

Für Goethe waren sie wirkliche Glaubensartikel und darum ist es schon gut und nütze, ihnen Veranlassung und Sinn abzufragen. Morris sieht in der „Trödelhexe“ der literarischen Walpurgisnacht (B. 4096—4113.) Kokebues Zeitschrift der Freimüthige, der Servibilis sei C. Aug. Böttiger, der „Geist, der sich erst bildet“, Jean Paul. Möglich, nur bewiesen ist es eben noch nicht. Fraglicher ist, daß Goethe sich selber als „junge Hexe“ sollte hineingeheimnißt haben, und daß er dabei seine „Römischen Elegien“ im Sinne gehabt habe, so lustig es auch wäre, sich mit dem Verj. unter der „Matrone“ Frau Caroline Herder vorzustellen. Ueber eine geplante Disputationszene im Faust erfahren wir nicht viel mehr, als den Entwurf (S. 26) nach der Weimarer Ausgabe.

Die S. 38—46 gegebene Deutung des Gedichtes „deutscher Parnaß“ scheint sehr problematisch. Ein Hauptstück, und wenn es einigermaßen überzeugend wäre, sicherlich höchsten Dankes werth, sind die Deutungsversuche der Weissagungen des Vakis (Bd. I, 47—70 und wieder aufgenommen Bd. II, 190—215). Schon die bestimmte Aussage des Dichters in Nr. 15 dieser wunderlichen Charaden selber, wonach die Schlüssel zur Lösung im Buche zerstreut lägen und wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich bringen werde, verpflichtet, die Meinung abzuweisen, Goethe könne hier durch offenbaren Unsinn den Leser haben joppen wollen. Nicht, daß ihm das an sich unmöglich gewesen wäre, wie Morris meint. Sagt er doch selber in einem Distichon, das Ad. Schöll (s. Goethe in Hauptzügen 1862 S. 563, bei Hempel 1. Bd. 3, XVIII nur mit den ersten Worten erwähnt) aus dem Nachlaß Penebels herausgegeben hat:

Völligen Unsinn siegelt' ich ein, ein geschriebnes Geschreibe:
Deffn' es nicht, sonst schwirrt Käfer um Käfer heraus.

Ich wüßte nicht, was uns hindern kann, anzunehmen, daß unter diesem Distichon in dem Koubert für Druckmanuskript gerade die Vakis-Gedichte gelegen hätten, aber wenn auch nicht, wir sehen doch, daß Goethe

sich selber ganz ruhig nachsagt, was Morris für undenkbar erklärt*) Gewiß, er verstand auch unter Umständen „völligen Unsinn“ zu bieten — ist z. B. des Herzeinmaleins etwas anderes? — nur in Betreff der Wafis-Dichtungen wird das sehr einzuschränken sein.

Ueberzeugend für mich ist von Morris' Deutungen nur, was ihm ein glücklicher Zufall lieferte, daß Nr. 8 durch die Zusendung einer kleinen archäologischen Schrift veranlaßt ward, womit C. A. Vöttiger zum Neujahrstage 1800 die „Freunde“ — und unter diesem Titel auch Goethe — bedacht hatte. Diese Deutung ist zwingend.

Eben daß hier der Zufall, der „Tag“, die Deutung gebracht hat, und wir nun erst sehen, wie fern vages Schweifen der Phantasie ihr geblieben war, das sollte uns mahnen, auch in Betreff der unverstandenen übrigen weiter dem Glücke zu vertrauen und nicht mit Hebeln und Schrauben zu arbeiten.

Wie gesagt, überzeugen mich die übrigen Deuteversuche nicht. Nr. 5 an Calderons Tragödie Numancia anzulehnen, halte ich für verfehlt. Dazu müßten doch deutlichere Bilder und historische Anklänge vorhanden sein. Und sollte es nicht viel näher liegen, bei dem „Großen“ und „Größeren“, die sich gegenseitig aufreiben, an Vulcanus und Neptunus zu denken, die beiden Gestalter der Erdoberfläche? Denn Goethe war weder einseitiger Vulcanist, noch Neptunist. —

Bei Nr. 6 an Rokebues „Gustav Wasa“ und bei Nr. 12 an Mozarts „Titus“ zu denken, erscheint außerordentlich gesucht, wenigstens zwingt nichts dazu. Und ganz wunderbar, daß Nr. 21 sich auf „Emilia Galotti“ beziehen solle. Nr. 29 und 30 müssen einfache Worträthsel sein. „Zu Fuße“ geht das Wort, wenn es einfach ausgesprochen wird, „auf die Scheitel gestellt“ ist es, wenn man es rückwärts liest. Schon diese Erwägung zeigt, daß die Deutung auf die französische Revolution, mit der doch auch Goethe ganz anders umging, bodenlos ist. Ich empfinde das Mißliche, ja Beschämende, dem Verfasser seine Deutungen abzuweisen, ohne sie durch sichere ersetzen zu können, das um so mehr, als Herr Morris während zweier Jahre zum Zweck der Erklärung des Wafis den ganzen Goethe noch einmal durchgelesen hatte. Doch sagt er auch selber (S. 69), „es sei nicht zu erwarten, daß die Aufhellung Aller einem Einzelnen gelinge.“ Bleibe denn auch weiter der Appell an „den Tag“ bestehen, der sich bei Nr. 8 so überraschend bewährte! „Wenn der Schnee schmilzt, wird sich's finden.“ war ein vom Dichter geschätztes Sprichwort. Die Methode unseres Deuteholbs, die er Bd. II, 194 angiebt, thut es ungedachtet all ihrer Mühseligkeit eben auch nicht. Auf vage Möglichkeiten kommt es nicht an. Für Morris bestehen als ungelöst jetzt nur noch die Nummern 4, 9, 10, 20 und 27.

*) Vgl. auch I, 70 „Es dem Absurden abgewandte Natur.“

Man muß es dem Verfasser dieser Studien lassen, Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, ist seine Sache nicht, ja er sucht sie recht eigentlich auf. Und so fügt er denn zu den vielen, oft recht wunderlichen Versuchen, in den Sinn des „Märchens“ zu bringen, das der Dichter den Erzählungen deutscher Ausgewanderter zugegeben hat, einen neuen (s. Bd. I, 70—95, vergl. auch II, 98). Leider bin ich auch hier nicht im Stande, der Deutung zuzustimmen, ohne daß ich eine bessere wüßte. Der Mann mit der Lampe soll Goethe selber sein, die Lilie Herzogin Luise (dieses sicherlich eine „unhaltbare Vermuthung“, wie die Deutung des „L. D.“ über dem Epigramm Frühling 5. Gmp. Bd. 2, 165 als „Luise Darmstadt.“*) Der Fährmann muß nun, da Carl August bereits als „Fürst“ figurirt, der Staatsminister v. Fritsch sein — der Verf. hat auch nichts dawider, allenfalls Voigt dafür zu sagen.

Weiter soll der „Fluß“ die Bevölkerung (des Herzogthums Sachsen-Weimar!), die „Brücke“ die Ordnung bedeuten und der „Riese“ sei Frankreich. Der Verfasser bedenkt aber nicht, daß unser Dichter etwas anders über die Revolution gedacht hat, als das radikale, internationale Litteratenthum, wenn er S. 82 deutelt: „Die französische Revolution wird zum historischen Ereigniß, an dem die Nachkommen die Stunden der Menschheitsuhr ablesen.“ (! Stunden der Menschheitsuhr ist gut.***) Wir erfahren freilich nicht, wer denn der „Mops von Edelstein“ sei, und etwas kurzsichtig, man kann auch sagen nachsichtig scheint, daß der Verfasser den Sinn der „Irrlichter“ nicht näher ausdeutet, die mit ihren spitzen Zungen das Gold aus dem gemischten Königsbilde herauszulecken wissen, die „vor ehrwürdigen Herrschern krause Verbeugungen machen,“ für die aber das „Gold der Weisheit“ nicht da ist. Nun, ich will mich nicht in diese Probleme locken lassen, sonst sagte ich etwa, es sei doch klar, daß hiermit die Juden bezeichnet sind. Gott soll hüten! —

In dem Kapitel „Frau von Stein und die Königin der Nacht“ (I, 96 bis 104) wird uns angemuthet, in den spärlichen Werkstücken zu einem zweiten Theile der Zauberflöte Goethes „stille unverfängliche Rache“ an der einst so innig geliebten Frau von Stein zu erblicken. Auch das, gestehe ich, ist mir undenkbar. So verleugnete sich Goethe nie.

Ueber Goethes dramatischen Entwurf: „Schillers Todtenfeier“ (S. 105—120) hat meines Erachtens Suphan (im Novemberheft der „D. Rundschau“ 1894) in so geistvoller und man kann sagen nachdichtender.

*) Ich stelle dieses Distichon mit Andern vielmehr zu Nr. 7 der Venezianischen Epigramme und verstehe das „L. D.“ als „Lilli Dürckheim.“ Das Herrinziehen der Herzogin in die Gestalten der Goethischen „Liebschaften“, wie es geschmacklos heißt, ist einfach eine „dreiste Kombination“, die sich Boas ausgeflügelt hatte. (S. I, 89.)

**) Bd. II, 40 lesen wir: „In einem apokalyptischen Bilde hat Goethe hier die ungeheuren Zeitereignisse mit den Zuständen seines Fürstenhauses und des Weimariſchen Landes in Verbindung gesetzt.“ —

oder das flüchtig Ange deutete ausdichtender Versenkung in die dürftigen Risse gehandelt, daß es nicht zu überbieten war. Hat einmal Einer solche Gruppen aufzubauen unternommen, so mag man ja hie und da eine Falte anders legen, oder wie bei Geduldspielen einmal eine Verzahnung anders anfügen, man soll sich aber bescheiden, in jedem Falle etwas Problematisches zu thun, wobei es nicht lohnt, darüber zu streiten, ob ein x oder y ein wenig inkommensurabler gewesen wäre. Es fiel doch auch der Weimarischen Ausgabe nicht ein, zu leugnen, was Morris erst entdeckt zu haben meint, „daß der Epilog zu Schillers Glocke der einzige ausgeführte Theil des Planes . . . ist.“ Es mag also sogar sein, daß die Entwürfe nicht ganz so zusammenpassen, wie es Suphan aufstellt, wer will sich denn anmaßen, die Stelle genau zu bezeichnen, an die der Dichter selber schließlich das etwa Ausgeführte des Schemas würde gestellt haben? Mit dem Entwerfen solcher Schemata war der ältere Goethe leicht zur Hand, bei jeder Ausführung aber mußten Verschiebungen eintreten.

Seltzam mußet uns an, die Quelle der Wahlverwandtschaften in Nr. 210 der 1001 Nacht zu finden. Es gehört starker Glaube dazu, die Uebereinstimmungen zu erkennen.*)

In den „Miscellen“ steht manches Brauchbare. Nur, wenn Morris für werthvoll hält, Goethes „geistige Handschrift“ da zu erkennen, wo sie durch nichts bezeugt ist, so muß ich sagen: davor bewahre uns der Himmel! Denn das muß die Kritik auf bodenlose Pfade führen. Nicht bloß Max Morris, der es schon zu gefährlicher Uebung darin gebracht hat, auch andere Goethefreunde sind ernstlich davor zu warnen, das Gräslein wachsen zu hören.

Mit etwas größerer Befriedigung erfüllen uns im zweiten Bande die Arbeiten über „die Herzogin Luise in Goethes Dichtung“, und über „Christiane Vulpius“ Seite 70—102. Die oben erwähnte wunderliche Deutung der „Lilie“ des Märchens lassen wir allerdings auch hier auf sich beruhen. Es werden die dramatischen Dichtungen besprochen, womit 1777 und 1778 der 30. 1., der Geburtstag der Herzogin, gefeiert wird. Beide Mal sei es eine unglückliche oder gestörte Ehe, die geheilt wird. Die Figur des humoristischen, eigentlich tollen Königs Andrason, in dem Triumph der Empfindsamkeit, in der Morris Goethe sieht, wobei er sich freilich — und daran that er wohl — „den äußeren urkundlichen Beweis“ erklärt, diese Figur läßt sich ungezwungener auf den unglücklichen Venz als Urtypus zurückführen, und man hätte dann eine nachträgliche liebenswürdige Entschuldigung der „Ehelei“ des Freundes. Die Lato soll Corona Schröter sein, im Tasso Antonio wieder Fritsch, derselbe Fritsch, der im Märchen den Fährmann spielen mußte. Gewiß, es

*) Wie oft hat man zu des Verfassers „Vielleicht“ zu sagen: „vielleicht auch nicht!“

ist wohl zu denken, daß der ursprüngliche scharffe Gegensatz dieses Ministers und eingefleischten Bürokraten zu dem genialen jungen Freunde Carl Augusts, der so wider alles Herkommen als Geheimer Legationsrath eingeschoben ward, nachgewirkt habe bei der späteren Zeichnung des Gegen-satzes Tassos zu Antonio, aber es ist ebenso wahr, daß inzwischen Goethe selber sich zu der Lebensanschauung des gebildeten Geschäfts-mannes erzogen hatte, und beider Seelen, Tassos und Antonios, in seiner Brust vereinigt hielt, wie es denn für Fritsch fast der Ehre zu viel wäre, ihn als das Vorbild eines Antonio zu fassen, der dem Lothario im „Wilhelm Meister“ so viel ähnlicher sieht.

Noch verwegener ist die These, die „Gräfin“ in diesem Roman sei wieder die Herzogin Luise (die Liliel); das ist Herrn Morris beinahe zur fixen Idee geworden. Braucht man noch daran zu erinnern, wie beleidigend es für die angebliche Dichterliebe hätte sein müssen, von diesem als mit dem bösen lähmenden Blicke behaftet gezeichnet zu sein, und als eine durch die Berührung mit ihrer Hand Tödtende?

Alles, was man aus dem brieflichen Nachlasse im Besitze des Goethe-Archivs und den Tagebüchern wissen kann, widerspricht einer noch immer sehr verbreiteten Vorstellung von der Ehe Goethes. Es ist rein phan-tastisch, die Figur der Pandora als Symbol der Fesseln anzu-sehen, deren Unwiderrufflichkeit den Dichter gar seit der nachträglichen kirchlichen Legalisirung dieser Ehe — und als solche hatte Goethe das Verhältniß stets betrachtet — bedrückt haben soll. Und daneben soll dann wieder die neue Melusine die „poetische Gestaltung dieser Fesseln“, sein. (s. II., 68). Fühlt man gar nicht, einer wie entwürdigenden Be-leuchtung unser edelster Dichter, der auch als Mensch einer der Herrlichsten, Vollkommensten war, ausgesetzt wird, wenn man sich anmaßt, bei jedem Seufzer, den er eines seiner poetischen Gebilde ausstoßen läßt, zu forschen, wo etwa wohl zu Hause den Dichter der Schuh möge gedrückt haben? Wann wird man diese Art Goethe-Philologie an den Nagel hängen? — Welch ein pietätloses Spintifiren ist es doch, mit dem zufälligen Datum des kirchlichen Trauungsaktes (19. 10. 1806) die Schöpfung der Pandora zu verbinden! Das versteht sich ja, aber in ganz anderem Sinne, daß auf persönlicher innerer Erfahrung auch die Schilderung der „Reichthum, Weisheit und Alles in Kauf“ fordernden Schönheit beruhen wird. Aber auch die Griechen wußten, daß das Weib des Mannes Schiffbruch ist.

Mit welcher Gemure müßte wohl Euripides Haus gehalten haben, sollte jedes Wort seines sogenannten Weiberjasses*) auf eine tägliche Er-fahrung speziell zurückgeleitet werden! Zu den Gedichten, deren Beziehung auf Christionen längst allgemein angenommen ward, fügt Morris auch noch

*) Ἐν τραγωδίᾳ μὲν μισογυνίας, ἐν δὲ συνῆ φιλόγυνος, scherzten die Zeitgenossen von ihm.

die wundervolle Elegie Alexis und Dora, aber auch die beiden Märchen von der Melusine und dem neuen Paris hinzu. Jenes wäre darnach überhaupt nicht bereits in Seseenheim erfunden und vorgetragen und bezöge sich lediglich auf Christlanen.

Den Hauptinhalt des zweiten Bandes der „Studien“ bildet die Betrachtung der — beinahe sagte ich unglückseligen Faust-Paralipomena (S. 103—189). Ich unterschätze gewiß nicht den Werth, den die Publikation dieser Abschnitxel haben kann, wiederhole jedoch die Warnung vor vagem Herumrathen, wo, wie und warum jedes Wörtlein angenehm sein solle. Manches ist gewiß mit glücklicher Divination gedeutet, bei Anderem mag man sich begnügen zu sagen: möglich. Wie es ein Paralipomenon (Nr. 111) giebt, das schon, wie Morris sah, im Texte steht (v. 5588. 5589 f. II, 160) so stehen in der Weimar-Ausgabe auch Stücke, die ich gar nicht dem Faust zuweisen würde, da sie sehr wohl Ueberbleibsel für die Marienbader Elegie angelegt gemesener Strophen sein können. Dahin rechne ich Nr. 86, 87, 89 und 83. Dabei soll jedoch nicht geleugnet werden, daß der ganze Komplex durch jenes leidenschaftliche Ereigniß angeregter poetischer Reaktionen, die sich schwer unter eine große Lamentation zusammenpressen ließen, in die Fauststimmungen des letzten Theiles hinübergreifen, wie man denn sogar die Strophen der Elegie dem Faust selber in den Mund geben könnte. Nur insofern also gehören sie zum Faust.

Weimar, Anfang Januar 1899.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

D. Henneberg, Ein wenig aus meinem Leben. Ueberlingen, 1898.
Selbstverlag. 340 S. 4,80 Mk.

Mit wirklichem Vergnügen machen wir auf das liebenswürdige Büchlein aufmerksam. Es sind Erinnerungen eines deutschen Ingenieurs, den seine Gesundheit zwang, sich früh aus dem Erwerbsleben zurück zu ziehen. Aus dem gebildeten Bürgerhaus, in dem er aufgewachsen, führt er uns in den Kreis von Werner Siemens und seiner Mitarbeiter und schließlich auf eine Reise um die Welt, vor Allem nach Japan, wo der Verfasser beruflich thätig war. Mit der üblichen Weltreiseliteratur voller Anmaßung und falscher Beobachtungen haben diese feinen Schilderungen, diese vorsichtigen und umsichtigen Urtheile nichts zu thun. Auch wer selbst „draußen“ war und die Dinge kennt, wird das Büchlein gern in die Hand nehmen und etwas von der weichen Stimmung des Verfassers wird über ihn kommen, wenn altvertraute Bilder vor ihm auftauchen in zarten, aber getreuen Farben.

Karl Rathgen.

Die tschechische Literatur.

Unsere Ausführungen in Heft 3 dieses Bandes, S. 523—528, waren Gegenstand eines heftigen Angriffes in No. 348 des Prager deutschgeschriebenen Tschechenorgans „Politik“ vom 18. Dezember v. J. aus der Feder eines Herrn F. T.

Herr F. T. erklärt unsere Statistik über die tschechische Literatur als von vornherein vertrauensunwürdig, da wir keine gedruckte „Quelle“ angegeben hätten. Leider giebt es eine solche Quelle nicht, und wir haben unsere Ziffern aus mühevollen Eigenaufzeichnungen und Untersuchungen selber erzielen müssen. Aber Herr F. T. ist sofort so freundlich, uns eine Quelle unterzuschieben. Aus einer einzigen aus der ganzen langen Ziffernserie herausgerissenen Zahl, unseren Daten pro 1866, substituirt er uns die Kontrollbücher der Prager Universitätsbibliothek, welche die tschechischen Publizistikererscheinungen aus Böhmen und Mähren und sonstigen Erscheinungsorten, soweit sie nur irgendwie halbwegs von irgend einem Belange sind, genauest verzeichnet enthalten, als Quelle. Und in der That, diese „Quelle“ wäre auch eine ganz ausgezeichnete, und dürfte wohl kaum irgendwie durch ein genaueres, momentanes Behelfsmittel zur Fixirung der tschechischen Literatur, soweit sie in der That vorhanden und nicht in das Gebiet der leider hier von tschechischer Seite so ungemein gern und ausgiebig in Umlauf gesetzten Fabel von verloren gegangenen sollenden Druckwerken gehört, ersetzt werden können. Leider mußten wir jedoch unsere Angaben auf einem viel zeitraubenderen Wege gewinnen nämlich aus dem bezüglichen Büchermateriale selbst, wobei es nur für die vorzügliche Führung der ihren Namen also voll verdienenden „Kontrollen“, sowie für die Genauigkeit unserer Aufzeichnungen spricht, daß (bis auf das Jahr 1866 mit einer „angeblichen“ Differenz von 29 Werken) unsere sämtlichen Angaben „mit ganz geringen Abweichungen“ mit den Kontrollangaben sich decken sollen.

Als „grobe Fehler“ wirft Herr F. T. aber uns vor, daß wir, als vermuthliche Arbeiter nach den erwähnten „Kontrollen“ nicht beachtet hätten, daß in diesen Kontrollen die jeweiligen neuen Bücher erst 9 Monate später verzeichnet würden, also z. B. aus 1894 erst 1895, resp. ab Oktober 1894, in die Kontrollen gelangen. Unsere Aufzeichnungen wären deshalb um durchweg je $\frac{3}{4}$ Jahre versfrißt angegeben. Nun dieser angebliche „grobe Fehler“ löst sich wohl von selbst in ein inhaltliches Nichts auf, denn auch, wenn unsere Angaben statt von 1858—1897 für 1857—1896 gestellt wären, sie sind es aber nicht, was würde dies auch nur im Geringsten an dem Hauptzwecke der ganzen Zusammenstellung, an dem Schlüsseresultate, ändern?

Um weiter auf höhere Zahlen zu kommen, verlangt Herr T., daß auch die „Fortsetzungen“ gezählt werden sollen, d. h. also ein Zählen nicht nach Werken, sondern nach Bänden (!!). Wenn das auch bei der ver-

gleichen deutschen Literatur geschähe, könnte man es sich gefallen lassen, obgleich die Zählung nach Werken sachlich jedenfalls die bessere ist — da aber die deutschen Bibliographien nach Werken zählen, so mußten wir für unsern Zweck bei den tschechischen Drucken selbstverständlich ebenso verfahren.

Herr Z. wünscht ferner, wir hätten unsere Statistik auf Grund von Jungmanns tschechischer Literaturgeschichte gewinnen sollen; hier hätten wir statt von uns gewonnener 2854 Druckwerke 6500, also mehr als das Doppelte, als Basis unserer Berechnungen erlangen können. Herr F. Z. kann völlig überzeugt sein, daß wir dies unendlich lieber gethan hätten, als unsere mühsamen Strichnotizen zu sammeln, denn bei F. hätten wir alles schon schönstens vornummerirt gehabt und hätten, wie Herr F. Z., einfach abzuschreiben brauchen. Aber wir wollten eben eine wirkliche Statistik liefern, und dazu ist F. völlig ungeeignet. Wer hat überhaupt je eine ernste Bibliographiestatistik auf Grund einer Literaturgeschichte zu bilden versucht? Und noch dazu einer Literaturgeschichte wie die Jungmanns aus den vierziger Jahren unseres Säkulums! Weiß denn Herr F. Z. nicht, daß F. gut 800 Handschriften, Handschriftenreste u. dergl. mit unter seinen Nummern führt; weiß er nicht, daß derselbe auch zahllose einst vorhanden gewesen sein sollende Bücher nach den einfachen und in nichts gestützten Erwähnungen unterschiedlichster alter Schriftsteller als Valbin, Weleslavin, Kopilar, Schaller, Schmiedl, Pelzel, Zafet, Stelcar, Ribay, Cerroni, Dobrowski, Sturm und vieler anderer mit den einfach zugefügten Worten „citaje, dle, uwadi,“ d. h. „citiert“, „nach“, „angeführt bei“, ja sogar mit „mä byti“ = „soll sein“ und „nekdy u“ = „irgendeinmal (erwähnt) bei“ als selbständige und natürlich von Herrn F. Z. auch als vollendete Thatsache hingenommene „Druckwerke“ unter seinen Nummern führt? Ja sogar die Indices librorum prohibitorum werden in mehreren hundert Fällen als Kronzeugen für Jungmannsche Literaturnummern ins Treffen geführt! Hat Herr F. Z. ferner übersehen, daß ebenfalls in die Hunderte gehend die unterschiedlichsten Artikel der einzelnen tschechischen Zeitschriften unter ihren Autornamen als selbständige Publikationen mitgezählt werden, wie Herrn F. Z. dies die Beisätze „Casop Mus., Kwety, Rozb. etc. etc.“ hätten doch sofort sagen müssen? Und zählt Herr F. Z. auch die zahlreichen lateinischen und deutschen Drucke, die F. alle mit nummerirt enthält, mit als tschechische „Drucke“, oder etwa solche Werke wie „Ephraimi Klein, Phrase ex Langianis colloquiis latinis excerptae atque germ. hung. bohem. versione donatae, Posoniae 1772,“ oder „Phrases Cornelii Nepotis . . . addita interpretatione bohemica ungaricaque, Posen 1754,“ oder „Begriff der christlichen Lehre in 12 Zahlen, deutsch, lat., franz., ital., ung., böhm., illyr., griech., Wien 1769“ zc. zc.? Oder vielleicht die von F. gleichfalls als Sondernummern angeetzten geringsten handschriftlichen Deckelschriften und Glossen zwischen lateinischen Drucken, die unterschiedlichsten Hochzeitgedichte, Musikalien,

Formelblätter, Register, Amtsverkündigungen, Puhone, Präsentations-schreiben, Widmungsblätter, Feierlichkeitskarmine, Planeten x. x. Auf diese Art könnten unsere 2854 echten Drude allerdings sofort auf Herrn F. L.s famose „6500“ geschwellt werden, aber wäre dies ernste ehrliche Statistik??

Und nun zu Herrn F. L.s Vorwurf, wir hätten die ganze tschechische Literatur Mährens ignorirt! Wie Herr F. L. dies Crimen unseren Ziffern ansieht, können wir absolut nicht ergründen; aber es freut uns, hier heute die so schmerzlichst vermiste tschechische Literatur Mährens für fast ein volles, jüngstes Halbjahrhundert, auf einem tschechischen Pronzeugen fußend, aus dem eben erschienenen Schriftchen: „Autrata: Přehled pisomnictví českého na Morave . . . 1830—1870, Prossnitz 1898“ gesondert von unseren Ziffern vorführen zu können, als Beweis, wie geringfügig diese Literatur sich an sich ausnimmt, denn Autrata weiß mit allen Zeitschriften-artikeln und auch deutschen Werken (so bei Geschichte 16, bei Kultur-geschichte 2 solchen) nicht mehr als ganze 301 Artikel zu verzeichnen!

Unser letztes Statistikverbrechen aber in Herrn F. L.s Sinne betrifft unsere angebliche irrige Zählung der Jahre 1899 bis 1894, welche Herr F. L. nach dem auch von uns p. 526 erwähnten „Česky bibliografický katalog“ richtig stellen zu müssen vermeint. Leider passirt Herrn F. L. hier zunächst ein kleines Malheur, indem er die dortigen Angaben nach den Katalogerscheinungsjahren, statt nach den Jahren, für welche dieser Katalog Nachweise liefert, anführt. Dann aber hat er hier viel schwerwiegender das schon in unserem Artikel p. 556 u. 527 über diesen Katalog Gesagte ignorirt, daß nämlich dieser Katalog nicht ausschließlich die einzelnen selbständigen Publikationen bietet, d. h. das einzig für unsere Vergleichungszwecke brauchbare Material, sondern auch alle Zeitschriftenartikel, Sonderabdrücke x. separatim verzeichnet.

So können wir denn mit voller Wahrheitsberechtigung nicht nur unsere feinerzeitigen Ziffern betreffend die tschechische Literatur, sondern auch alle mit ihnen gemachten Vergleichen vollstens trotz Herrn F. L. aufrecht erhalten. Um aber Herrn F. L. auch von der ephemeren Bedeutung seiner berechneten 23000 tschechischen Druckstücke zu überzeugen, wollen wir sie hier in unsere damaligen Vergleichsansätze einstellen und die daraus sich ergebenden Resultate fixiren, welche Berechnung Herr F. L. überhaupt nicht anzustellen für gut fand, und konstatiren, daß nach diesen so hinfälligen Zahlen Herrn F. L.s sich unser Ergebnis, daß auf 10,000 Tschechen je 0,54 eines Buches entfallen, nun auf 0,82 eines solchen stellen würde, gegen welche 0,82 die gesammte deutsche Publizistik nach wie vor 3,93 Bücher auf je 10,000 Volksgenossen, und Deutschösterreich 3,7 Bücher auf je 10,000 Landsleute aufzuweisen in der Lage wäre, während die Gesamtzahl aller tschechischen Druckstücke überhaupt auch so die deutsche Druckproduktion eines einzigen Jahres, 1895 z. B., nicht zu erreichen vermöchte.

Nachträglich legt uns die geehrte Redaktion der Preussischen Nachr-
bücher noch die folgende bei ihr eingegangene Polemik des Herrn Professor
Dr. Ernst Kraus, an der tschechischen Univerſität Prag zu:

„Dr. Sch. hat zur tschechischen Literatur bloß ganze Bücher gezählt
(einen Bruchtheil), dagegen zählt er bei der deutschböhmiſchen jede Nummer
in der „Uebersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens auf dem
Gebiete der Wiſſenſchaft, Kunst und Literatur im Jahre 1894“ (zuweilen
einige mehr). Diese Nummern entsprechen aber nicht etwa Büchern oder
gleichwerthigen Aufſätzen, ſondern Arbeiten überhaupt z. B. Artikeln im
öſterreichiſchen Staatswörterbuch (alles in allem zwei Bände), Gedichten,
Anekdoten, in „Böhmens deutsche Dichtung“ (1 Band), einzelnen Aphorismen
in der Aneipzeitung vom Frühlingsfeſt (!), Feuilletons in der N.-F.-Preſſe
oder dem Boten aus dem Egertal, Notizen in einer medizinischen Wochen-
ſchrift u. ſ. w.

Dr. Sch. zählt in der

Theologie	17	deutschböhmiſche Publikationen gegen	96	aus	Gesamt-Tſchecken.
Jurisprudenz	177	"	"	87	"
Medizin	229	"	"	65	"
Naturwiſſenſchaft und Mathem.	181	"	"	78	"
Philoſophie und Pädagogik	82	"	"	12	"
Gefichte und Geographie	158	"	"	68	"
Klaſſiſche Philologie	56	"	"	18	"
Sonſtige Philologie	155	"	"	50	"
Techniſche Wiſſenſchaft	41	"	"	40	"
Poeſie, Kunſtberichte	296	"	"	812	"

Thatsächlich entsprechen jedoch ſoweit ganze Bücher in Betracht
kommen:

Faktiſcher Stand im Jahre 1894

Theologie	11	deutschböhmiſche Werke über	60	tschechiſchen Büchern.
Jurisprudenz	etwa 10	"	"	65
Medizin	" 5	"	"	49
Naturwiſſenſchaft und Mathematik	" 15	"	"	80
Philoſophie und Pädagogik	" 15	"	"	50
Gefichte und Geographie	" 30	"	"	115
Klaſſiſche Philologie	" 15	"	"	20
Sonſtige Philologie	" 30	"	"	60
Techniſche Wiſſenſchaft	unbeſtimmt unkontrollirbar	"	„weit“	100
Poeſie, Kunſtberichte	60	"	"	500

So weit Herr Profeſſor Kraus.

Dem gegenüber möge hier zunächſt formell bemerkt ſein, daß Herr
Profeſſor K.s Ziffern, betreffend die tschechiſche Publiſtik ſich auf das
Jahr 1894 beziehen, während unſerer Aufſtellung da die Epoche 1893 zu
Grunde lag, daß Herr Dr. K. also von vornherein ſeine und unſere Ver-
gleichszahlen auf eine ungleiche Ausgangsbasis ſtellt. Abgesehen hiervon
aber, müſſen wir die von uns gegebenen Ziffern auf Grund unſerer Eigen-
erfahrung völlig aufrecht erhalten und Herrn Prof. K.s für uns momentan
unkontrollirbare Herabſetzung ihres Um und Auf umſomehr zurüdwweiſen,
als wir glauben, in dem Folgenden das zum Mindesten ſehr Fragliche der

Werthigkeit von Herrn Prof. R. Quelle für seine Angaben über die tschechische Literatur belegen zu können. Zuvor jedoch wollen wir für den deutschböhmisches Theil unserer Zahlen nur noch erklären, daß wir für dieselben einzig und allein die wirklich wissenschaftlichen Leistungen exklusive Schulbücher, Kalender, Bilderbücher, Fahrpläne, Karten, Pläne, Statuten, Führer, Gebetbücher, Briefsteller u. dergl. in Betracht zogen, hier aber möglichst Alles verzeichneten, also naturgemäß auch alle Separat-Abdrücke aus Zeitschriften zc., so daß also sehr wohl irgend ein oder das andere mitgerechnete Druckstück auch als Artikel oder Theil in dieser oder jener Zeitschrift figuriren und uns von Herrn Dr. R. als solches entgegen gehalten werden kann. Diese Ausnahmen sind aber dann durchwegs bedeutendere und zum Mindesten gegen die von Herrn Prof. R. als „Bücher“ mitgezählten tschechischen Publikationen nicht unterwerthig dastehende Abdrücke gewesen, namentlich wenn man berücksichtigen will, daß z. B. von den tschechischen Erscheinungen pro 1893 die im Verhältnisse zu der geringen Gesamtsumme sicher bedeutende Zahl von 104 Druckstücken 2 bis 10 Seiten zählte. Doch nun zu Herrn Prof. R.'s Ziffern über die „saktisch“ 1894 gedruckten „tschechischen Bücher“! Herr Prof. R.'s Quelle war der schon oben erwähnte „Cesky katalog bibliograficky“ für das Jahr 1894. Für wie mustergiltig bibliographisch gearbeitet aber diese „Grundlage“ gelten muß, kann aus nachfolgenden Beleuchtungen derselben ersehen werden. Dieser Katalog bezieht sich ausdrücklich auf das Jahr 1894. Eine Stichprobe bei den beiden Buchstaben C und D allein aber zeigt uns, daß (in alphabetischer Reihenfolge herausgegriffen) z. B. die Schlagworte Clibor, Cech, Cebakovský, Cermák, Cernohlávek, Cernotour Cerminka zc. oder Debaq, Demit, Dickens (zweimal), Dolys, Dolyský zc. die Jahreszahlen 1893 resp. 1895 als Erscheinungsjahre der zugehörigen Druckschriften tragen, ja sogar das Jahr 1891 muß zur Füllung dieses 1894er Katalogs noch mit herhalten, wie z. B. das Schlagwort „Návod“ erhärtet. Ferner zählen hier zahlreichste bloße Titelverweise als selbständige Titel mit, wie dies z. B. wiederum bei dem einzigen Buchstaben „C“, die Kopfworte: Colombiová, Colombová, Coppée, Cořsa, Čáda, Čajkovský zc. zc. beweisen; während wieder z. B. unter dem Schlagworte „Podlipská“ neun Titelanführungen als Neuerscheinungen vorgeführt werden, von denen nicht weniger als acht sich als einfache Umschlagsneudrucke (obálkové vydání) offenst selbst bekennen, während der neunte Titel wieder ein einfacher Verweistitel ist. Oder als Gegenstück zu den uns so zum Vorwurfe gemachten Zeitschriftenartikeln die vielfachen Einzelstücke des Inhalts der verschiedenen Kozpravy, Sbirky, Sborníky, knihovny u. s. w. (aber nicht als Separat-Abdrücke!), dann die unterschiedlichen Fahrpläne, Briefsteller, Schulbücher elementarer Gattung, Schematismen, Protokolle, Schreib- und Zeichen-Vorlagen, Bilderbücher, Statuten zc. und besonders charakteristisch die allein 112 Titel und Titelverweise beanspruchenden Buch-, Taschen-, Gewerbe- zc.

=Kalender, die Alle mit zu dem „faktischen Stande tschechischer Bücher“ pro 1894 in Herrn Prof. Dr. R.'s Quelle zählen! Mit diesen gedrängtest vorgeführten wenigen Schlaglichtern möge es vorläufig als genügend erachtet werden, um den effektiven Ansehwerth der Prof. R.'schen Gegenziffern in Betreff Mtscheciens zu unserer Aufstellung aus dem Fraglichen ihrer Quelle zu illustriren.

Hierbei möge von uns vor der Hand kein weiteres Wort über das überhaupt so unendlich Schwierige einer Fixierung der streng deutsch-böhmischen Literatur ob des Umstandes, daß die zwei Millionen Deutschböhmen dank des großen gemeinsamen deutschen Geistesvaterlandes kaum ein Dritteltheil ihrer Wissensleistungen in Deutschböhmen selbst verlegen, verloren werden, während die 3½ Millionen Tschechen aus Tschechisch-Böhmen ausschließlich, die ganzen übrigen mährischen und schlesischen und selbst slowakischen Tschechoslaven aber zu sicheren 60 % ihre Publizistik geschlossen in Tschechisch-Böhmen und namentlich in Prag oder in wenigen anderen Provinzzentren (Brünn, Olmütz ꝛc.) drucklich konzentriren. Man muß bezüglich Deutschböhmens, das eben nothgedrungen überall dort, wo die einzige bezügliche druckliche Fixierung der deutschböhmischen Produktion, die bekannte und vortreffliche „Uebersicht der Leistungen der Deutschen in Böhmen ꝛ.“ nicht ausreicht, sich auf eigene Sammelnotizen, wie sie von uns systematisch durchgeführt wurden, stützen, welche zeitraubenden Sammlungen entsprechend für seine Ziffern analog gemacht zu haben, Herr Prof. Dr. R. selbst sicherlich nicht behaupten wird.

Dr. Sch.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater. Die drei Reihersfedern. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Hermann Sudermann.

Eine hiesige Zeitung stellt objektiv richtig fest, daß Hermann Sudermanns neuestes Werk in der gestrigen Erstaufführung des Deutschen Theaters einen „großen Achtungserfolg“ beim Publikum gefunden hat. In Wahrheit verdient diese Dichtung viel mehr. Doch der bloße, wenn auch große Achtungserfolg beim Publikum ist begreiflich, fast selbstverständlich. Denn Sudermann stellt an das Auffassungsvermögen, an den Intellekt seiner Zuschauer Ansprüche, wie sie in keinem anderen Werk moderner Kunst gestellt und auch von gar keinem unvorbereiteten Publikum erfüllt werden können. Dazu kommt noch der äußere Grund der außergewöhnlichen Länge, der schon aus physiologischen Ursachen die Nervenkraft einer durch furchtbare Hitze gequälten, eng zusammengedrängten Menschenmenge nicht gewachsen ist. Unangenehmer und befremdender ist es, daß auch die fachmännische Kritik, wie aus den vorläufigen Besprechungen der heutigen Morgenblätter ersichtlich wird, an intellektuellem Verständniß so gut wie Alles zu wünschen läßt. Man gestatte ein paar Citate: Eine in Theatersachen für besonders zuständig gehaltene große Zeitung meint: „Halb tief sinnige Märchenkomödie, halb graues Barbarenstück, verläuft es schließlich ganz ins Symbolisch-Allegorisch-Metaphorische. Man sieht Handlungen und versteht nicht ihren Zweck; man hört Reden und versteht nicht ihren Sinn.“ Im selben Sinne schreibt der Referent eines anderen Blattes, den ich übrigens als Dichter sehr hoch schätze und dessen grandiosen Versuch, die ganze geschichtliche Entwicklung von Urzeiten an in einem auf Riesenslänge angelegten „Lied der Menschheit“ episch zu behandeln, ich nächstens hier mit geziemender Bewunderung zu besprechen gedenke: „Der Mode folgend, nicht dem eigenen Triebe, hat auch Hermann Sudermann eine Märchendichtung für das Deutsche Theater schreiben müssen. . . Aber diesmal konnte er selbst das Publikum nicht auf seine Seite bringen. . .

Von allen Bühnenwerken der letzten Jahre ist dieses wohl das zusammenhangloseste und verworrenste, ein ganz und gar mißglückter Versuch, „jaustisch“ zu dichten und einen Schein von Größe zu erwecken.“ Zu läßlichem Lachen aber reizt die mit unbeabsichtigter und vernichtender Aufrichtigkeit vorgetragene Bemerkung des abonnenntenreichsten Berliner Blattes: „Ein mit normaler Behäbigkeit (!) arbeitender (!) Durchschnitts-verstand (!) lieft aus den arg verschlungenen Fäden der Spieler u. s. w. Man wird zugeben: von diesen Worten verdient wirklich jedes ein Ausrufungszeichen. — Es trifft sich, daß zur selben Zeit, da Sudermanns Werk nicht verstanden worden ist, Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ mit dem Grillparzer-Preise von Wien aus gekrönt worden ist. Diese Erwähnung richtet sich nicht gegen Hauptmann und soll auch garnicht bedeuten, daß ich Hauptmanns Werk etwa dieser Krönung für unwürdig halte. Ich habe in den Jahrbüchern mich über die Dichterpersönlichkeiten Sudermanns und Hauptmanns geäußert. Die Artikel beweisen, daß ich versucht habe, beiden gerecht zu werden, und ich habe absichtlich nach reiflichster Erwägung keinem vor dem anderen den Vorzug gegeben. Ich halte beide Dichter für gleich groß in ihrer Art. Ich halte diese Art für grundverschieden, geradezu für entgegengesetzt. Das kann mich aber nicht veranlassen, nur auf den einen zu schwören und aus subjektiver Liebe zu einem „Einzigem“ für des Anderen Wesen blind zu sein. Gerade die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit erfreut. Ich erwähne in dieser Besprechung des Sudermannschen Werkes Hauptmanns Glück, weithin verstanden und bevorzugt zu werden, nur zum Zwecke folgender allgemeiner Bemerkung: die naturalistische Kunstrichtung ist zur Zeit maßgebend, bei den Kritikern noch mehr als bei den Dichtern, wo in letzter Zeit bereits Merkmale einer weiteren Entwicklung und eines Umschwunges vorgetreten sind. Die Wirkung des naturalistischen Kunstwerkes geht — wie ich es wiederholt und besonders in dem Artikel über Hauptmann dargelegt habe — auf direkt sinnliche Eindrücke aus. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, begreift „Fuhrmann Henschel“ und „Die Weber“. Hier bedarf es keiner verstandesmäßigen Ueberlegungen, keiner gedanklichen Konstruktionen, keiner Spekulationen, wie sie z. B. für Shakespeares „Hamlet“ und für Goethes „Faust“ unerläßlich sind. Begreiflicher Weise hat solche nur auf das Sinnenfällige hinarbeitende Kunst, wo sie herrscht, wo sie als allein selig machend gepriesen wird, Publikum wie Kritik entwöhnt, ein Werk auch gedankenmäßig aufzunehmen, ich möchte sagen: philosophisch zu verarbeiten. Der Philosophie und der Spekulation ist unsere Zeit bekanntlich überhaupt nicht besonders hold. Sehr bemerkenswerth scheint mir Folgendes: Den Grillparzer-Preis zu verleihen hat die philosophisch-historische Sektion der Akademie der Wissenschaften zu Wien, und der Präsident dieser philosophisch-historischen Sektion ist der berühmte Geologe Eduard Suß, also ein Naturwissenschaftler. Der nun hat auf einem zu Ehren Hauptmanns gegebenen

Bankett dem geehrten Dichter das Kompliment gemacht, „er habe als Dichter die strenge Methode des Naturforschers angewendet und im „Fuhrmann Henschel“ ein Meisterwerk geschaffen, erschreckend und erschütternd durch seine Wahrhaftigkeit, wie auch die Ergebnisse der strengen Naturforschung den Menschen stärker ergreifen als die Gebilde der Phantasie.“ Diese letzte Bemerkung des berühmten Forschers nach der „Entstehung der Alpen“ und der „Zukunft des Goldes“ dürfte entschieden falsch sein. Aber das Ganze ist charakteristisch für eine bestimmte, im großen Ganzen noch vorherrschende Geistesrichtung und Zeitströmung. Aus solcher Geistesrichtung erklärt sich auch das Manko der literarischen Kritik an intellektueller und spekulativer Begabung, ein Manko, das keinen persönlichen Vorwurf gegen gewisse Kritiker enthält, aber ein Manko, unter dem Sudermann schon gelegentlich seiner Johannes- Tragödie und noch mehr bei seinem neuesten Werke zu leiden hat.

Wie eingeschworen, fast möchte man sagen: festgenagelt die Kritik auf das schon Dagewesene, Bekannte, Gewohnte ist, wird dadurch augenfällig, daß sämtliche mir bis jetzt vorliegenden Stimmen Sudermanns Werk als Märchendichtung ansehen. Ist denn aber wirklich alles, was im gewöhnlichen Leben nicht möglich ist, ein Märchen? Sudermann selbst nennt sein Werk — ich vermuthe mit Absicht und Ueberlegung — ein „dramatisches Gedicht“. Es ist eine Erdichtung, ein Phantasiestück, aber kein Märchen. Doch Hauptmann hat ein Märchendrama geschrieben, also wollte, oder, wie der eine mit persönlicher Invektive sich ausdrückt, „mußte“ Sudermann „der Mode folgend“ auch ein Märchen schreiben. Die willkürliche Voraussetzung ist: die Reiferfedern sind eine Märchendichtung. Und nun kommt die kluge Kritik und bemerkt ganz mit Recht: ein Märchen verlangt naiven Sinn, kindliches Gemüth. Aber Sudermann naiv und kindlich? Gott der Gerechte! Wie muß das verfehlt sein! Aber das kommt davon, wenn man der „Mode“ folgt, gierig nur auf Kassenerfolge bedacht! Diesmal aber ist er doch gründlich reingefallen. Selbst das Publikum folgt nicht mehr! — In der That: Sudermann ist kein bisschen naiv und kindlich, seine robuste, vielleicht sogar brutale Männlichkeit hat auch so garnichts vom Weibe in sich, um geneigt zu sein, mit weiblichem Feinsinn holde Märchen lauschenden großen Kindern zu erzählen. Sudermann schreibt sicherlich nie im Leben ein Märchen. Die Reiferfedern sind also — um es nochmals zu betonen — kein „Märchen“, sondern ein von männlichster Phantasie gezeugtes „dramatisches Gedicht“.

Und dieses Gedicht nun, von den Kritikern maßgebendster Blätter willkürlich zum Märchen gestempelt und so von vornherein unter falscher Voraussetzung beurtheilt, soll das „zusammenhangloseste und verworrendste“ Bühnenwerk der letzten Jahre sein, dessen Handlungen man sieht, ohne ihren Zweck zu verstehen, dessen Reden man hört, ohne ihren Sinn zu begreifen. Arme Augen, arme Ohren!

So bin ich denn vor die unangenehme, weil langweilige Aufgabe gestellt, die Geschehnisse des Dramas Akt für Akt in ihrem logischen Zusammenhange darzulegen und Handlungen wie Reden als klar und geordnet nachzuweisen.

Die Vorgeschichte des Dramas, wie sie sich aus den Darlegungen der Personen des ersten Aktes ergibt, ist die: Prinz Witte, ein zarter Jüngling, wurde von seinem sterbenden Vater zum Erben des Herzogthumes Gothland bestellt. Widwolfs „stiefbrüderliche Schurkerei“ aber entriß dem legalen Erben den Thron und wollte ihm auch ans Leben gehen. Hans Vorbaß, ein Vasall, erhielt den Auftrag, den Prinzen zu tödten. Der aber vollbrachte den Mord nicht, sondern wanderte mit dem Jüngling in fremdes Land und ward sein Erzieher, Beschützer und Diener, seines rechtmäßigen Herrn allzeit und allerwegen getreuer „Knecht“, der ihm „mit Leib und Liebe“ dienet und folget „als ein Hund“, darauf bedacht, wie er ihn „schweiß und stähle“ ihn, der so jung und der so weich. Denn Vorbaß weiß:

Bei jedem großen Werte,
 Das auf Erden wird vollbracht,
 Herrschen soll allein die Stärke,
 Herrschen soll allein, wer lacht.
 Niemals herrschen soll der Kummer,
 Nie, wer zornig überschäumt,
 Nie, wer Weiber braucht zum Schlummer,
 Und am mindesten, wer träumt.

Witte aber ist ein Träumer, ein Mensch einer innerlichsten, geheimnißvollen Welt der Mysterien und Ahnungen, getrieben

Tief in das Unerforschliche zu schauen,
 Sich lächelnd, wie in einem Lustgeheg
 Am Grenzstein unsrer Ahnung anzubauen.

Er ist „der Sehnsucht nimmer müder Sohn“, gewillt, durch unerhörte Thaten unsägliches, übermenschliches Glück zu gewinnen; er, der rastlos Getriebene, der Nimmermüde dürstet nach einem stillen, steten Glück, das seine wogende Seele glätte, auf daß sie daliege unendlich groß, aber glatt und klar und tief, wie ein blaues Meer, darüber die Sonne leuchtet. Und dieses Glück hofft er finden zu können in einem Weibe, die ganz zu ihm paßt, die ihn ganz erfüllen könnte, doch ohne daß er sich, seine Persönlichkeit in ihr verliert, einem Weibe, dem er in Liebe unterthan ist und die ihn doch frei läßt, die die dunklen, verworrenen, oft auch bösen Triebe seiner Seele zu Ordnung und Frieden zwingt, ein Weib, so seelisch sicher und seelisch rein und groß, daß in ihr die Welt, die in der Mannesseele böse, verworren, dunkel erscheint, zu einem Bild des Friedens, der Güte, der Klarheit und Helligkeit sich wandelt.

Dies Weib, dies Friedwert, diese stille Welt.
 In der, verloren, ich mich nie verlier',
 Wo selbst ein Unrecht noch sein Recht behält.
 Mein Weib — das fordr' ich nun von Dir.

Es ist ein rein individuelles Glücksverlangen einer schrankenlos und selbstherrlich angelegten, ruhelosen, von Sehnsucht zerfressenen Natur, wovon Prinz Witte getrieben wird. In dem zu ihm genau passenden Weibe hofft er die Ergänzung seines Wesens und so seine persönliche Vollenbung zu finden. Er trachtet nicht danach, seinen Thron zurückzugewinnen und sein Volk glücklich zu machen, und in der Arbeit für Andere und in gewissermaßen sozialer Pflächterfüllung Genüge zu finden. Er ist krasser Individualist und die Abrundung der Persönlichkeit Ziel seines Strebens. Dieses ungeheure, individuelle Glück hofft er, „der Sehnsucht nimmer müder Sohn“, der Phantast, der Romantiker nicht auf gewöhnlichem und alltäglichem Wege gewinnen zu können. Durch ein Wunder und durch ungeheure Thaten soll es ihm zu Theil werden. Das Wunder bietet sich ihm. Im Samland, jenem ostpreussischen Küstenbiered, darin der Bernstein das Gold der Erde ist, treibt ihr Wesen die „Begräbnißfrau.“ Sie bedeutet die Seligkeit der Vernichtung; ihr Friedhof, darin sie die Todten bestattet, bringt den Frieden allen denen, die auf der Flucht vor dem bösen Dämon Willen und vor den menschlichen, allzu menschlichen und ach, oft thierischen Trieben des Herzens dürsten nach dem erhabenen Glück des Nichtseinwollens, im Schopenhauerschen Sinne. Wer mit beiden Beinen aufrecht und stark auf der wohlgegründeten, dauernden Erde steht — wie Hans Vorbaß — der hat mit ihr nichts gemein. Zu den anderen aber, den Söhnen der Sehnsucht, deren Lebensschiff ruhlos auf der Welt wie auf einer grauen, öden See umhertreibt und nie den blauen Hafen eines sonnigen Südens findet, steht sie so:

Auf der grauen Wasserbahn.
 Ohne Ziel und Zagen
 Bringt er seines Lebens Bahn
 Mir ans Herz getragen.

Unter meinem Hauch im Nu
 Schwinden Sünd' und Sündlein, —
 Lächelnd bring ich dann zur Ruh'
 Alle meine Kindlein.

Diese Begräbnißfrau kennt auch des Prinzen Witte Sehnsucht und Begehrt. Sie weist ihm das Wunder, durch das er „sein“ Weib erringen könne. Er soll die drei Reiherfedern holen. Das bedingt furchtbare Kämpfe, die nicht im hellen Lichte eines sonnigen Tages ausgefochten werden und die, wenn sie nicht den Sieg bringen, so doch zu schnellem Ende in die erlösende Nacht des Todes führen. Die Reiherfedern bedingen ganz andere

Kämpfe, als den Schlachtentanz, der unter strahlender Sonne mit dem funkelnden Schwerte in nerviger Faust auf lichtgrünem Rasen vollführt wird. Wo die Reihfederu zu finden sind, da herrscht nicht Tag zu fröhlichem Siege oder Nacht zu jähem Tode.

Es liegt eine Insel im Nordlandsmeer,
Wo Tag und Nacht zur Dämmerung wird;
Noch Niemand feierte Wiederkehr,
Der sich im Sturme dorthin verirrt.
Das ist Dein Weg.

Dort, wo das Heil noch nie gelehrt,
Dort wird in einem krystallinen Haus
Ein wilder Reihher als Gott verehrt.
Dem Reihher reiße drei Federu aus,
Und bringe sie her!

Die Insel, das von der übrigen Welt abgeschiedene Stück Erde und Leben, „wo Tag und Nacht zur Dämmerung wird,“ ist die Stätte des Wahnsinns. Hier herrscht nicht ein erleuchteter und erleuchtender Weltgeist, hier regiert kein Gott; hier, „wo das Heil noch nie gelehrt“, wohin die Kunde einer vernünftigen Weltregierung nicht dringen kann, an diesem Orte des Wahnsinns herrscht der Reihervogel, die Einbildung, das Wahngelbde. Mit ihm muß Witte kämpfen, d. h. mit den unseligen Dämonen des Herzens, mit den mystischen Gewalten, die in der Unterwelt der Menschenseele lauern, um hervorzubrechen und zu zerstören, was licht und klar ist. Prinz Witte, der Unerfättliche, der Grübelnde, der Sehnsüchtige hat mit dem Wahnsinn gerungen. Aber er hat ihn, er hat die Unholde seiner Seele besiegt, er ist dem krystallinen Haus, der Stätte des Wahnsinns, entgangen und hat als Beute die drei Reihfederu dem Gott des Hauses entrisfen, eine unselige Beute, die nicht mehr die ganze Dämmerung des Lebens im Wahn bedeutet, aber einen Schatten doch immer noch über die Seele dessen breitet, der diesen Federu vertraut. Die Federu bringen dem Prinzen das ersehnte Weib, aber, es ist ein „aber“ dabei: Verbrennt er die erste, wird dieses Weib wie ein Schatten, wie im Traum ihm erscheinen. Verbrennt er die zweite, so wird er dieses Weib besitzen, aber nicht wissen, daß sie die Gekehrte ist. Verbrennt er die dritte, d. h. entsagt er allem Wahn, so wird er das Weib erkennen, um es im Augenblick der Erkenntniß sterben zu sehen. Denn dieses Weib ist ein Wahn und eine Sehnsucht seiner Seele. Nachdem der Prinz die Bedeutung der Reihfederu erfahren hat, macht er sofort die Probe. Er verbrennt die erste und sieht eines Weibes Schattenbild am Himmel vorübergleiten und entschwinden, von der Erde weg zu den Sternen empor. Nun könnte der Prinz gar bald die andere Feder verbrennen. Doch der Spruch der Begräbnisfrau ist dunkel. Er soll dann das Weib besitzen und doch nicht

erkennen? Welche Wirrniß lauert darin? Der Prinz ist nicht der Mann, einen Knoten zu durchhauen, er ist nicht der Mann der That, der Mann der Gegenwart, der Entscheidung. Er berauscht sich an der Hoffnung, er giebt sich dem Geschick anheim und läßt sich treiben bis zu einer irgendwann einmal eintretenden Zwangslage, auch die zweite Feder verbrennen zu müssen. Außerdem kommt es ihm garnicht in den Sinn, daß so ganz nahe, am selben Ort, ihm ein ungeheures Glück erblühen könnte. „Sein Wesen ist Traum. Mit ihrem Bann umfängt ihn die Ferne.“ Und auf seiner Brust „liegt als ein Vorwurf die nüchterne Nähe.“ In die weite, weite Welt — wird also die Lösung, und schweifend wandern — heißt der Entschluß. So viel enthält der erste Akt.

Der zweite Akt spielt in der Königsburg des Landes, darin die Königin vermittlwet herrscht und für ihren kleinen Knaben den Thron behütet. Das von der Wittve macht- und herrenlos regierte Land wird allenthalben von den Nachbarstaaten als gute Beute betrachtet. Um den Bedrohnissen ein Ende zu machen, erklärt die Königin, dem Fürsten sich vermählen zu wollen, der im Zweikampf jeden Gegner niederwirft. Widwulf, der Usurpator des Gothländischen Thrones, ist erschienen, die Königin zu gewinnen, ein unbesiegter Recke, ein Räuber, ein Mann der That nicht nur, sondern der Gewaltthat, mit „blutblindem“ Schwert in ruckloser Faust. In die Burg wird auch Witte verschlagen, nicht um als Kämpfer um die Königin zu freien, sondern um als Pilger Rast zu erbitten. Hier prallen Widwulf und Witte zusammen. Widwulf ergrimmt zu furchtbarer Wuth, daß der Verhaftete dem Tode entgangen ist. Er bezweifelt gar nicht, daß es zum Entscheidungsringen kommen muß. Und Witte? Der romantische Prinz, der die nüchterne Nähe und augenblickliche That verschmäht, verweist dem Hans Vorbaß den Hohn gegenüber dem Räuber seines Thrones.

Still Hans! Der Mann steht über Deinem Hohne;
Denn ob er gleich in schmählichem Verrath
Mein angeboren Recht mit Füßen trat,
So trägt er dennoch meines Vaters Krone.
Ihr neig' ich mich!

Da bricht wieder der mystische Hang des Romantikers hervor, dem ein an sich todttes Symbol zur lebendigen Lebensmacht wird. Der Herzog lacht natürlich über solche Auffassung. Der Prinz aber läßt sich nicht stören. Er zürnt nicht und erklärt es nicht für seinen Beruf, an jenes „Thrones Schreckensbau“ zu rütteln.“

So lang es Dich erträgt und Dein blutblindes Schwert,
Seid Ihr, das Volk und Du, einander werth.

Das ist der begreifliche Fatalismus des Mannes, der sein Schicksal auf einen Zauber gestellt hat, abhold der männlichen That des Augenblicks. Die Königin erscheint. Sie hat beim Gang zur Kirche den Prinzen

flüchtig und doch eindringlich gesehen. Vor Gottes Altar sagt es ihr die Stimme des Herzens:

Vertraue Weib, er kam und er ist Dein.
 Er wird dem Volke, dessen Muth zerbrach,
 Ein Held und Deinem Kind ein Schützer sein.
 Da fiel ich dankbar auf mein Angesicht.
 Nun aber bitt' ich, Fremdling: Gehe nicht!

Der Prinz bleibt. Denn sein edler Sinn kann des hilflosen Weibes Bitte die helfende That nicht verweigern. Er bleibt aus Edelmuth, nicht etwa von Liebe ergriffen. Er ist bereit, für die Königin zu kämpfen und zu sterben, er vermag aber nicht zu versprechen, nach dem Kampfe stets in Treue bei ihr auszuharren. So erklärt er. Denn sein Wesen ist Unrast und er ist „der Sehnsucht nimmermüder Sohn“. Der Prinz schickt sich zum Kampfe an. Der treue Knecht Vorbaß giebt noch im letzten Augenblick guten Rath. Der Prinz hört wenig darauf. Er denkt des Zaubers, der ihn noch zu hohem Glücke führen soll. Und da sollte er jetzt unterliegen? Er unterliegt aber thatsächlich. Widwulf, der Mann der That bleibt Sieger, muß Sieger bleiben über den, dessen Wesen Traum ist. Da durchbricht der gewaltige Vorbaß die Schranken, dringt auf Widwulf ein, wirft ihn in die Flucht. Das Volk jubelt ihm zu. Der Kanzler, des Rechts bestellter und besoldeter Hüter zürnt über des Knechtes Eingreifen. Der erklärt:

Ich will Dir sagen, Herr, ich selber bin das Recht.
 Ich trag's auf meines Schwertes Spitze,
 Ich trag's hier unter meiner Mütze,
 Ich schenkt's im Namen meines Herrn,
 Der dafür hingab Rausch und Ruhm,
 Dem Volk als neues Heiligthum.

Der Kanzler ist empört über solche Dreistigkeit. Er ruft den Eingriff der Königin an. Die aber erklärt, auf den noch ohnmächtig daliegenden Prinzen deutend:

Wird er genesen und will er mich frein,
 So soll er mir König und Sieger sein.

Sie folgt der Stimme des Herzens, die zu ihr in der Kirche geflüstert hatte. Und sie begründet — später einmal — ihre Entscheidung und das Recht des Prinzen, ihr Gemahl zu werden, mit dem Wort:

Das gab ihm in jener grausamen Stunde
 An seinem Halse die klaffende Wunde,
 Das gab ihm rächend ein treuer Knecht.
 Der hat mit seinem erlösenden Hiebe,
 Mit seinem Aufschrei mich Eines gelehrt:
 Hoch über dem Recht steht das Schwert,
 Hoch über dem Schwert steht die Liebe!

Ihrem edlen, mitleidigen Frauengemüth dünkt es, daß nicht unterdrückende Gewaltthat, sondern Leid und Opfer zum Recht eines Siegers verhelfen. Der Prinz erwacht, im Fieber vom Reiter und dem Kampf mit ihm phantasirend. Dann erst besinnt er sich auf die Situation und erklärt, fort zu müssen. Vorbaß meint zweifelnd: „Ja, müssen wirst Du, doch ob Du vermagst?“ So schließt der zweite Akt.

Der dritte Akt zeigt, daß der Prinz nicht „vermocht“ hat. Er hat sich wieder einmal, entsprechend seinem allen möglichen Impressionen weichen Character, einer gegebenen Situation gefügt und fügt sich ihr solange, bis Druck und Enge zu stark geworden sind und die Explosion, der gewaltsame Ausbruch folgen. Die seelische Lage des Königs ist die: Er wird den Gedanken nicht los, zu Unrecht auf dem Throne zu herrschen. Er war doch der Besiegte! Er wähnt sich, besonders von den Kronrätthen und Hofleuten, beargwöhnt, beschändet, mit bösen Augen scheel betrachtet, mit Tücken gequält. Er fühlt sich nur als angestellter Vater seines Sohnes, seines Stiefsohnes, den er bis zum Zeitpunkt der Regierungsmündigkeit zu vertreten hat. Den Knaben, den er eh'mals liebte, beginnt er zu hassen. Eigene Kinder darf er nicht haben, denn sie wären doch Bettler im Land, würden Unterthanen des für den Thron bestimmten Stiefkindeß. Er möchte am liebsten fort, weit fort aus dem Land, seiner Sehnsucht folgend. Aber er hat nicht die Kraft, sich von der Königin loszureißen. Liebe, mehr Mitleid noch fesselt ihn an sie, „aus deren Seele still in alle Welt die Wohlthat grenzenloser Güte floß.“ Er kann ihr nicht wehe thun, indem er klipp und klar mit offenem Manneswort erklärt: Ich muß fort, ich kann nicht bleiben, gieb mich frei. In folgenden auch schon um ihrer Schönheit willen des Citirens würdigen Versen bringt er Vorbaß gegenüber seine Auffassung der Lage zum Ausdruck:

Ein Mann trägt wohl selbst Schmach,
Schmutzkumpen schleppt er keuchend hintennach,
Und hungert, giert, und schwingt sein Schwert trotzdem.
Doch wer sich sagen muß: Du hast
In schöner Spielerei Dein Glück verpaßt,
Wem soll der wohl die Stirne zeigen, wem? — — —
Ja, Du kannst Alles! Eines kannst Du nicht:
Du giebst der Welt ihr Blumenangeficht
Nie mehr zurück, den großen Feiertag,
Der roth und golden auf der Erde lag,
Der mir die Augen schloß, wenn ich mich streckte,
Der mit Fanfaren mich zur Arbeit weckte,
Der selbst dem Schweiß ein Sonnenleuchten lieh,
Den giebst Du mir nicht wieder. Niemals. Nie.

Witte täuscht sich natürlich, wenn er so seine Vergangenheit ansieht.

Als Mann der Sehnsucht und der Phantasie verklärt sich ihm alles in rosigem Licht, was nicht ist, was war und was sein wird. Jetzt scheint ihm seine Lage so:

Ich aber zieh mit Mißmuth schwerbeladen
 Des armgewordenen Lebens schnurgeraden
 Spazierweg schnurgerad hinab,
 Mit Pflichten, wie mit Gräbern eingezäunt,
 Und in der Ferne schon mein eigen Grab.
 So zieh ich, zieh, und bin ganz still dabei;
 Doch säß in meinem Halse noch ein Schrei,
 Ich schrie: Errette mich vom Alltag, Freund.

In solcher Seelennoth seines Herrn greift der Knecht zum äußersten Mittel. Er, der bisher stets vor dem Zauber- und Hexentand der Reijerjedern gewarnt hat, erinnert nun daran. Witte soll die zweite Feder verbrennen und so das ersehnte Glück in Weibsgestalt leidhaftig zu sich rufen:

Verbrennst Du sie einsam in schweigender Bluth,
 Wird sie nachtwandelnd vor Dir erscheinen.

Der König geht darauf ein. Lorbaß verläßt das Gemach, denn Einsamkeit ist die Bedingung des Zaubers. Die Feder lodert in den Flammen auf — nachtwandelnd erscheint die Königin. Der wahnumfangene König aber, mit Blindheit geschlagen, tobt und verdächtigt die Königin, liebesgierig an seiner Thür gehorcht zu haben. So war er nicht einsam und der Zauber mißlang. Die Königin begreift sein Schelten nicht. Sie wählte sich gerufen; darum kam sie. Starr vor Entsetzten bringt sie zunächst nur klagend und gramvoll den Namen des geliebten Mannes über die Lippen: Witte, Witte! Der König wird brutal:

So kläglich, wie Du jetzt mich anrufst, Kind,
 So kläglich steht in meines Daseins Mitte
 Dein Bild.

Die Königin findet endlich Worte. Sie erklärt, das Einzige ihm geben zu wollen, was zu geben ihr noch bliebe: die Freiheit. Nunmehr regt sich, ob der grenzenlosen Güte, des Königs Mitleid, und mehr noch als Mitleid: ein Stückchen Liebe wird wieder wach. Die beiden reden offen, voller Vertrauen, über ihre Stellung zu einander, über ihr Glend. Und bei dem Aufschließen der Herzen, bei dem Zueinandertönen der Gefühle, erwächst die nachtschattige Blüthe eines dunkelen Glückes, aus Gram und Leid geboren. Fast ist's eine heilige Stimmung, der der König also herzbewegend Ausdruck giebt:

Wenn ein Mensch den andern fand,
 Der leise redet und die heilige Stunde,
 Da sich in Stille wandelt alles Leid,

Durch seines Wesens Mißlaut nicht entweicht,
Der mit ihm klingt, ob traurig, so doch rein, —
Ganz elend, glaub ich, wird der niemals sein.

Ich muß gestehen, daß für meine Seele dieser Moment der erschütterndste der Tragödie überhaupt ist. Wie wahr und wie tief ist das erfaßt und wie wunderbar in Worte geprägt, dieses Gefühl des Ueeglückes, das aus dem Eheleid geboren ist und durch das Leid fast die Weihe der Heiligkeit empfangen hat. In so erdentrücktem Gefühl vermischen sich dem Könige Traum und Wirklichkeit, Sehnsucht und Sein. Er träumt, die heilfrohe Hand der Königin auf seiner fiebernden Stirn:

Das ist wie der Firn

Auf den rothen Steinthalen der Heimath. Was geht
Die Heimath mich an? . . . Ich glaube der weht
Aus einem blauen, blumenumstandenen Hasen;
Weit her — weit her — wo das Glück beginnt . . .
Ich habe solange nicht mehr geschlafen . . .

Der König schläft ein. Sein Weib aber wacht über ihm. Sie weiß, ahnenden Gemüthes, daß die Dämonen seiner Seele den König nicht ruhen lassen werden, daß zwischen der Sehnsucht und dem Sein keine Brücke gebaut ist. Sie weiß, daß bald schon, sehr bald sich von ihr er lösen wird. Aber sie verzeiht, mehr noch: sie rechtfertigt es. Sie will ihn nicht fesseln, sie will aufbrechende Quellen seiner Seele nicht hemmen; frei soll er sein, ganz er selbst, wie er ist, im Guten und im Bösen. Sie erweist sich so als sein Weib, das er begehrt hatte:

Dies Weib, dies Friedwert, diese stille Welt,
In der, verloren, ich mich nie verlier';
Wo selbst ein Unrecht noch sein Recht behält.

Der wahnblinde Witte aber merkt es nicht.

Im vierten Akt ist noch entsetzlicheres Leid von den Dämonen seiner Seele über die Gütigste, die Nach- und Einsichtigste aller Frauen verhängt. Ich bemerkte schon, daß Mitleid den König an die Königin fesselt. Doch man kennt das Mitleid der Schwächlinge! Sie zagen, mit männlicher Stärke ein offenes Wort zu sprechen. Sie kringen den ehrlichen, geraden Bruch nicht über das weiche Herz. Aber sie halten auch keine Zügel in nervigen Händen, die Unholde der Sinne zu fesseln. Sie rasen gierig nach Genuß und Betäubung. König Witte, Marias Gemahl, schwelgt und prast in entlegenem Turmgemach der Burg die Nächte über mit Dirnen der Lust. Nicht lange zwar. Bald peitscht er sie zur Thür hinaus und Verzweiflung peitscht seine Seele. Böseres noch hat er gethan. Anna Goldhaar, die junge Dienerin, Freundin und Vertraute der Königin hat er verführt, der bethörte und bethörende Mann. Währendes ist Herzog

Widwulf zum Rachezuge ins Land gebrochen. Schon hält er das Schloß mit tausend Mann umzingelt. Das Volk will sich vertheidigen, will kämpfen, aber der König, der Führer fehlt. Die Königin sendet ihren Sohn in den Turm, damit des Kindes Bitte das Herz des Königs für die Noth des Landes öffne. Der König zögert; er zagt vor dem Kampf. Denn er wähnt sich, als Besiegten, dem Sieger Widwulf gegenüber im Unrecht. Noch eine andere Ausflucht findet der König, einer entscheidenden That auszuweichen. Warum soll er eigentlich kämpfen? Für wen? Ja, wenn der junge Prinz nicht wäre! Er spricht es laut aus. Vorbaß hört es. Und der blindlings Getreue faßt den entsetzlichen Entschluß, den Prinzen zu töten, den Prinzen, den er liebt und von dem er wieder geliebt wird. Er schafft Gelegenheit, mit dem Prinzen allein zu bleiben. Der Knabe ahnt nichts Böses. Er neckt den Gewaltigen, Riesigen, der auch sein Fechtlehrer ist. Er fordert ihn zum Fechten heraus. Im Spiel verwundet er ihn unversehens an der Hand, so daß das Schwert ein bißchen blutig anläuft. Das arme Kind bedauert es tief und ahnt nicht, daß sein Blut im Augenblick so ganz anders vergossen werden soll. Vorbaß zögert noch. Er möchte die That so gern vermeiden. Wenn der König vielleicht doch nicht aus tiefster Seele gesprochen hätte, sondern nur einem Einfall preisgegeben? Der plaudernde Knabe berichtet von einem Zug der Liebe des Stiefvaters, der ganz kürzlich vorgefallen ist. Also birgt der König doch auch Liebe im Herzen für den Sohn seines Weibes, der nicht seines Blutes ist? Das rettet den Knaben. Nicht mehr töten will Vorbaß das Kind, sondern es auf dem Arm allem Volke sichtbarlich entgegengetragen. Vielleicht begeistert das Volk sich am Anblick des künftigen Königs, wenn der gegenwärtige versagt. Vorbaß eilt mit dem Knaben davon. Immer heftiger rennen Widwolfs Mannen die Thore an. In höchster Noth kommt die Königin selber in das von Dirnen geschändete Thurm-gemach, den König an seine Pflicht zu mahnen. Der König ist nicht da, er irrt ruhelos im Thurme umher. Da erscheint er. Er erblickt das blutige Schwert. Der Knabe fehlt. Furchtbarer Schreck durchbebt ihn. Sollte Vorbaß das Entsetzliche, Undenkbare gethan und er den Mord auf der Seele haben? Der König bezweifelt die unselige That nicht mehr. Das Blut am Schwerte bezeugt sie ihm. Oh, wenn jetzt ein Wunder geschähe, wenn der Knabe lebte! Da stürmt Vorbaß herein, mit dem Knaben auf dem Arm. Ein Taumel des Glücks berauscht den König. Das Wunder wähnt er gesehen. Er ist begnabet, auserwählt! Nun will er kämpfen. Das Wunder treibt ihn zur That, das Wunder weißagt im Sieg. Er läßt die Thore öffnen. Schnaubend stürzt Widwulf mit seinen Mannen ins Gemach. Wie ein Abler, wie ein Reiher vielleicht auch stürzt Witte auf ihn, stößt nach ihm Stich auf Stich und begleitet jeden Stich mit gellendem, kreischendem Wuthgeschrei. Der Herzog fällt. Das Volk, die Kronrätthe, der Kanzler jauchzen dem Könige zu, der sich

jetzt erst eigentlich, ein Sieger, als rechtmäßiger Herr erwiesen hat. Doch Witte — schlägt die von Neuem und allseitig jubelnd angetragene Krone aus. Das vermeintliche Wunder hat ihn zur That getrieben. Die That, seine erste That und der Rausch treiben ihn zu einer zweiten. Jetzt will er wieder er selbst sein, der Frühere, und seiner Sehnsucht Raum geben, er, der nur in Einem treu bleibt, nämlich der Sehnsucht nimmermüder Sohn zu sein. Das Königsschwert, das ihm fremde, das ihm hier anvertraut war, giebt er zurück. Vorfaß reicht ihm sein eigenes, altes Schwert, und indem er es ergreift, ergreift er wieder Besitz von seinem ureigenen Wesen. Diesem Wesen will er leben und sehen, zu einem Ziele zu gelangen:

So ergreif' ich Dich voll Bier,
 Du heiliger Stahl, der Du mein eigen bist.
 Vergieb den Flecken Rost, der an Dir frist;
 Ich will ihn von der Seele waschen Dir und mir.
 Leb' wohl!

Der fünfte Akt zeigt, fünfzehn Jahre später, daß Prinz Witte zwar auf tausend Pfaden seiner Sehnsucht nachgeirrt ist, aber kein Ziel und keinen Ruhehasen erreicht hat. Das Glück ist noch immer nicht sein Geleitsmann, nur die Treue folgt ihm unentwegt, in Hans Vorfaß. Beide befinden sich wieder am Ausgangspunkt ihrer Wanderung, an der samländischen Küste. Jetzt endlich wollen sie nach Gothland übersetzen, um hier ihr Altentheil zu gewinnen. Zwar der König hat nicht allzu große Lust dazu. Er ist müde und satt, lebensfatt. Er ist reis für die Begräbnisfrau. — Der beiden Anwesenheit im Lande ist nicht verborgen geblieben. Bauern haben sie erkannt und die Kunde in die Burg zur Königin getragen. Die aber hat geharret in Liebe und Treue alle die fünfzehn Jahre. Jetzt eilt sie herbei, den geliebten Mann wiederzusehen und zurückzugewinnen. Er möchte sich wohl gewinnen lassen. Denn aus des Herzens Grunde muß er bekennen:

Dort hat ein einzig Mal
 Des Glückes Flügel mich gestreift;
 Dort hat inmitten aller Qual
 Mein Sommersegen mir gereift.

Jetzt endlich ist der todesmüde Mann gewillt, dem Zauber zu entsagen. Er ergreift die dritte der Federn:

Wenn diese Feder in Flammen verloh't,
 Dann sinkt ein unseliges Weib in den Tod,
 Das Weib, dessen Schatten einst drüben entschwand,
 Das Weib, das ich suchte und niemals fand!
 Schaut her! So geb' ich dem Wahne sein Grab,
 So thu' ich die Sehnsucht von mir ab.

Die Feder verbrennt. Die Königin sinkt um und stirbt. Zu spät erkennt der König seine Verblendung. Was bleibt ihm? Wahn und Sehnsucht waren das Leid, aber doch auch die Kraft seiner Seele, das Wesen seines Seins. Mit dem Wahne giebt er das Leben auf. Nun ist er — nach langer, allzulanger Irrfahrt — bereit, seines Lebens Wahn der Begräbnisfrau ans Herz zu tragen. Im rechten Augenblick bringt sie ihm erlösenden Tod.

„Wer seiner Sehnsucht nachläuft, muß dran sterben“ — das ist der Sinn im Schicksal Wittes. Sehnsucht nach dem Unendlichen, Ungeheuren, Unerreichbaren führt zum Nichts statt zum All. Für die Menschen des Wahns giebt es nur ein Wesen, das den Wahn besänftigt: Die Begräbnisfrau. Wer dagegen breitbeinig auf der Erde steht, wer das Leben nimmt, wie es ist, dem vermag sie nichts anzuhaben. Von solchem Schlage ist Hans Vorbaß. In ihm ist Gedanke und That eins. Er handelt und kämpft, so lange er lebt. Der Realist überdauert den Romantiker, und Vorbaß führt aus, wozu Witte sich ein Lebenlang nicht entschließen konnte. Ihn zieht es zum Nächstliegenden, zur Heimath, in ihr wieder Ordnung und Recht zu schaffen. Nicht Witte und auch nicht die Begräbnisfrau haben das letzte Wort, sondern Hans Vorbaß spricht es, dem Leben und der That zu endgiltigem Siege und der Dichtung zu befreiendem Ausgang verhelfend:

Dort drüben giebt's ein verlottertes Land,
 Das braucht eine rächende, rettende Hand,
 Das braucht Gewaltthat, das braucht ein Recht:
 Zum Herrn — werde der Knecht!

Charakteristisch ist die in der Dichtung vielfach vorkommende Beziehung von Gewalt zu Recht. In der Auffassung dieses Verhältnisses sind Widwulf und Witte Gegensätze. Für jenen führt Gewalt, große Stärke, brutaler Kraftgebrauch einfach zum Recht. Warum? Nun — möge doch einmal ein Schwächerer dieses „Recht“ streitig machen. Witte dagegen glaubt an eine abstrakte Rechtsidee, an ein absolutes, heiliges und ewiges Recht. Vorbaß steht in der Mitte zwischen beiden. Er basirt das Recht auf die Gewalt. Aber seinem ganzen Wesen nach trägt diese Gewalt nicht nihilistisches und anarchisches, verheerendes und zerstörendes Gepräge. Sie bedeutet ihm vielmehr eine organische Kraft, die von vornherein zu ordnen und zu festigen angelegt ist. Zum Recht führt nur die Gewalt, die aus einer im vollendeten Gleichgewicht befindlichen Seele stammt. Solch eine Seele ist er selber. Ihm kann nichts stören. Sein Wesen giebt er in den markigen Worten an:

Zwischen Schuld und Rache, zwischen Unrecht und Recht,
 Zwischen Haß und Liebe und gut und schlecht,
 Zwischen Triebland und Meer, zwischen Sumpf und Gestein.
 Zwischen Weiberfleisch und Totengebein,
 Zwischen Lust und Gesetz, zwischen Acker und Furch'
 Da gehet ein ganzer Mann — querdurch.

In irgend einer Kritik ist zu lesen, dieser Vorbaß sei ein „Uebermann“, wie er auch sonst — im „Glück im Winkel“, in „Es war“ — bei Sudermann vorkomme. Solche Auffassung des Vorbaß ist grundfalsch. Sein Wesen strebt gar nicht über Schranken ins Grenzenlose. Etwas vom degenerirten Uebermenschen hat Witte. Vorbaß ist ein in sich völlig abgerundeter, fertiger Mann, einfach „ein ganzer Mann“, der des Maßes nicht entbehrt, wenn es auch kein Durchschnittsmaß ist. Vorbaß drängt nothwendiger Weise den Gedanken an Bismarck auf. Nur daß Vorbaß eben ein — Vorbaß ist; dieses Wort ist ein vulgäres, in Ostpreußen übliches Scheltwort, das auf dem Lande, unter Knechten und dergleichen täglich gebraucht wird und nicht besonders böse ist. Dieser Hans Vorbaß ist — ganz abgesehen von seiner gedanklichen Bedeutung im Plane der Dichtung — vom Dichter mit einer elementaren Kraft und Urwüchsigkeit hingeworfen, die fast eines Shakespeare würdig wäre. Ich halte diese Figur für die künstlerisch vollendetste, abgerundetste, originellste, die die ganze moderne Dichtung überhaupt aufzuweisen hat. — — —

Als ich in diesen Jahrbüchern über die Johannes-Tragödie Sudermanns schrieb, äußerte ich: „Fast möchte man meinen, daß die Größe des Stoffes ihn getragen hat, daß der Dichter an dem Stoff tiefer und reiner geworden ist.“ Der „Johannes“ giebt ein objektives Weltbild. Die Reihersfedern bieten meinem Gefühl nach ein Bild der subjektiven Welt, die der Dichter in sich trägt. Sie sind eine ganz persönlich empfundene Dichtung. Das Wort bedeutet für Sudermann wohl eine Art Konfession, eine Entladung, eine Reinigung. Der „Johannes“ zeigt, was Sudermann kann, wenn er sich auf die Höhe eines erhabenen Stoffes schwingt. In den Reihersfedern ist der Dichter in die Tiefen der eigenen Seele gestiegen und zeigt uns nicht nur, was er kann, sondern auch was er ist. Was ist er? Ich schrieb einmal, er habe etwas vom reißenden Wolf an sich, der aus polnischen Wäldern hungrig und lechzend in die Stätten der Kultur eingebrochen ist und nun lüstern nach Beute sucht. In ihm liege oft etwas Barbarisches. Dieser Meinung bin ich noch. Und ich sehe darin keinen Vorwurf enthalten. Wir brauchen und wünschen Dichter mit ungebrochener, männlicher Kraft. Und selbst ein bißchen Barbarei soll uns am Anfang solche Kraft nicht verfehlen, in der Hoffnung, daß das, was zu barbarisch und unkultivirt ist, durch Selbstzucht gebändigt und geläutert wird. Ich glaube nun, auf den Dichter der drei Reihersfedern das Wort anwenden zu dürfen, das Hans Vorbaß auf den Prinzen Witte gemünzt hat:

Es loht

In Dir gedämpfte Kraft. Und selbstgebändigt
Glüht stiller nun der grelle Lebenswille.

— — — Ueber die Darstellung im Deutschen Theater will ich nur wenige Worte sagen. Sie war dieser Kunststätte würdig, allerdings ohne vollendet

zu sein. Vollendet war Josef Kainz als Prinz Witte. Alles in der Auffassung war zutreffend, manche Töne wirkten geradezu wie eine Offenbarung, oft und mit Recht in ihrer grausigen Verzweiflung und mystischen Heimlichkeit wie eine Offenbarung aus der Unterwelt der Menschenseele. Schön und gut spielte Teresina Gefner die Königin. Die meiner Meinung nach am schwierigsten zu gestaltende Rolle des Vorfaß gab Hermann Nissen in den ersten beiden Akten ohne den Humor, der hier oft und deutlich vortritt. Vom dritten Akte an wurde er seiner Aufgabe ganz gerecht. Luise Dumont als Begräbnißfrau wich dem nahe drohenden theatralischen Pathos aus, ohne sich indes allzuweit davon zu entfernen. Die Verse müssen mit einer gewissen mysteriösen, geisterhaften Monotonie raunend gesprochen werden, wobei jedoch die langweilende Eintönigkeit durch innerlichstes Durchdrungen- und Ergriffensein vom Sinne der Worte zu verhüten ist. Alles Uebrige war in guten Händen. Hermann Müller hatte als Widwolf sich eine Maske zurecht gemacht, die auffallend treu und eindringlich charakterisirte und darum besonderer Erwähnung würdig ist.

Berlin-Steglitz, 22. 1. 99.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Unser Programm.

„Wer sich nicht zu einer Zeitungsmeinung bekennt, den nennt man einen Narren“, hat Heinrich von Treitschke schon im Jahre 1861 in seinem Aufsatz über die Freiheit geschrieben. Heute könnte ich ihm noch eine ganze Reihe anderer Ausdrücke für einen Menschen, der den Anspruch erhebt, eine eigne politische Meinung zu haben, zur Verfügung stellen. „Der Eingänger“, „der Eigenbrödl“, „Sonderling“, „Quertopf“, „schrullenhafte Gelehrte“, „Einer der um die Ecke denkt“, „Genosse“, „Das non plus ultra von doktrinärem Professorentum“. Dies sind etwa die Rosenworte, mit denen ich in den letzten Wochen in den Zeitungen bedacht worden bin — nicht etwa in den prinzipiell gegnerischen — im Gegenteil, in diesen bin ich nur gar zu sehr bekomplimentirt worden — sondern gerade in solchen, mit denen ich praktisch viele Jahre und noch heute in den wichtigsten Fragen zusammenwirke. Man darf das der Welt und insbesondere den Journalisten und Volksvertretern so übel nicht nehmen. Presse, Parlamentarismus und öffentliche Meinung müssen mit fest ausgeprägten Begriffen operiren, wie der wirthschaftliche Verkehr mit dem Gelde. Einem Thaler, einer Mark oder einem Pfennig sieht man auf der Stelle an, was er ist und was er bedeutet, und die leicht erkennbare feststehende Form schafft die Leichtigkeit des ungeheuren täglichen Verkehrs. So arbeitet der Tagespolitiker mit den ihm bekannten und geläufigen Gegensätzen. Was ein Sozialdemokrat ist und was man über ihn zu sagen hat, steht fest und macht Niemandem Kopfzerbrechen, der sich selber Konservativ oder Liberal nennt. Ganz ebenso weiß der Sozialdemokrat, was er von einem Konservativen, einem Rationalliberalen, einem Zentrumsmanne oder einem Freisinnigen zu halten hat. Wer in diese Schablonen nicht hineinpaßt, ist unbequem, aber man überhebt sich der Mühe, sich mit ihm auseinanderzusetzen: man „nimmt ihn nicht ernst“ (so versichern mir manche Zeitungen schon seit Jahren ziemlich alle vier Wochen), vermuthet, daß nur der Wunsch anderer Ansicht zu sein als andere Menschen alle die „Absurditäten“ erzeuge und erklärt den Autor, um ihn endlich völlig abzuschütteln, für komisch oder gar für unmoralisch und giebt ihn der allgemeinen Verachtung preis.

Gegen so viele und harte Angriffe möchte ich mich doch vertheidigen und zu diesem Zweck versuchen, unter Vermeidung der Schlagwörter des Tages meine Ansicht über die praktischen Fragen der Gegenwart im Zu-

sammenhang darzulegen. Es ist das in diesem Augenblick, wo ein Disziplinar-Verfahren über meinem Haupte schwebt, nicht ohne Bedenken. Nicht in der Sache: denn meine politische Ueberzeugung spielt ja bei diesem Prozeß keine Rolle und was ich hier äußere, kann auf den Fortgang des Verfahrens keinen Einfluß haben. Zu besorgen ist nur, daß die öffentliche Meinung dies Verhältniß verkennen und in diesem oder jenem Ausdruck, namentlich in der Hervorkehrung der konservativen Elemente meines Denkens Gestiffentlichkeit sehen möchte. Die Gefahr wäre aber noch größer, wenn ich, wie sonst in diesen Artikeln eine oder die andere der schwebenden Tagesfragen herausgreifen wollte, und es so dem Zufall anheimgäbe, ob ich gerade in gouvornementalem oder oppositionellem Lichte erscheine. In der Lage, in der ich mich augenblicklich befinde, muß man entweder ganz schweigen oder seine Gesamtanschauung darlegen. Die nordschleswigsche Frage, die Veranlassung zu dem Disziplinar-Verfahren gegen mich gegeben hat, scheidet mich aus meiner Betrachtung aus. Ich möchte nichts, als mich gegen die Mißverständnisse und Entstellungen wehren, denen meine politischen Auslassungen in jüngster Zeit in der Presse ausgesetzt gewesen sind und meine Anschauungen, die sonst in Einzelbetrachtungen je nach den gerade auftretenden Fragen in diesen Jahrbüchern dargelegt worden sind, in ihrem, wie ich denke, wohlervogenen inneren Zusammenhang erscheinen lassen.

Als in den siebziger Jahren eine hohe Persönlichkeit mich einmal fragte, welcher Partei ich mich zurechnete, antwortete ich in jugendlichem Uebermuth, ich sei konservativer Sozialdemokrat. Auf eine so abschreckende Formel wage ich heute meine Anschauung nicht mehr zu reduzieren; ich möchte die Geduld der Leser für eine ziemlich ausgedehnte Abhandlung in Anspruch nehmen und um so mehr um Geduld bitten, als ich nicht einmal etwas wesentlich Neues sage. Die regelmäßigen Leser der „Jahrbücher“ können sich diesmal die Lektüre der „Politischen Korrespondenz“ eigentlich sparen; sie ist auf diejenigen berechnet, die durch den Lärm der Presse aufmerksam gemacht, sich zum ersten Mal bewogen finden, uns das Ohr zu leihen.

Das Kirchenpolitische lasse ich bei Seite, da ich auf diesem Punkt jetzt nicht angegriffen worden bin; ich erinnere aber daran, daß ich dem Volksschul-Gesetz des Grafen Zedlitz wohl in einigen Bestimmungen eine sehr entschiedene, aber doch nur eine partielle Opposition gemacht und Manches, was auch von den Mittelparteien heftig beföhdet wurde, vertheidigt habe.

Nun zur Sache.

Mit den Konservativen verbindet mich meine Auffassung von der Agrarfrage. Die Konservativen pflegen die Fürsorge für den Bauernstand in den Vordergrund zu stellen. Ich erkenne die Wichtigkeit des Bauernthums gewiß nicht, aber ich halte diesen Stand nicht für so gefährdet, wie es heute oft dargestellt wird. Der Wohlstand in dieser Be-

völlerungsschicht hat im Laufe des Jahrhunderts außerordentlich zugenommen und wenn es den Bauern einmal schlecht geht, so sind sie viel mehr als manche Andere in der Lage, sich nach der Decke zu strecken. Der Arbeiter oder kleine Handwerker, dem die Arbeit ausgeht, steht sehr bald vor dem Hunger und der völligen Verzweiflung. Der Bauer kann es ziemlich lange aushalten und im schlimmsten Falle Schulden aufnehmen, bis bessere Zeiten kommen und ihn wieder erleichtern. Der gefährdete Stand in unserer Landwirtschaft sind in erster Linie die Großgrundbesitzer, und für sie trete ich, wenn nicht entschiedener, so doch noch offener ein, als die Konservativen. Der Großgrundbesitz wirtschaftet naturgemäß mehr mit fremdem Kapital und ist deshalb mehr verschuldet als der bäuerliche Besitz. Der Großgrundbesitz ist daher am meisten bedroht, wenn die Preise für die Agrarprodukte heruntergehen und die Hypothekenzinsen dieselben geblieben sind. Der Großgrundbesitz verkauft relativ viel mehr als der Bauer, der von seinem Ackerertrage eine viel größere Portion selber verzehrt. Der Großgrundbesitzer arbeitet mit gemietheten Händen und wird daher viel stärker in Anspruch genommen, wenn die Tagelöhne steigen, als der Bauer, der einen großen Theil seiner Arbeit selbst thut. Bei niedrigen Preisen, wie wir sie heute noch zum Theil haben, und gesteigerten Löhnen ist also nothwendig der Großgrundbesitz in einer schwierigen Lage. Und deshalb wünsche ich den Großgrundbesitzern zu helfen.

Dieser Großgrundbesitzerstand besteht zum Theil aus altangesehnen Adelsfamilien, in denen ein werthvoller Schatz historischer und sozialer Tradition lebt, und auch die neu eingetretenen bürgerlichen oder geadelten Familien haben meist diese Anschauungen in sich aufgenommen. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Stand auch viel unliebenswürdige, ja gefährliche Eigenschaften hat, daß ihm an wirklicher Durchdringung mit deutscher Bildung auch heute noch viel fehlt, dennoch wäre es ein großer Verlust, wenn dieser ganze Stand zu Grunde ginge und plötzlich allenthalben neue Familien, worunter ja besonders viele jüdische sein würden, sich an seine Stelle setzten. Aus Handel und Industrie wächst heute eine neue Aristokratie in Deutschland heran, aber eine derartige, bloß auf wirtschaftlicher Grundlage aufgebaute Aristokratie ist durchaus nicht wünschenswerth. Ein großer unternehmender Kaufmann, ein betriebamer, anschlüssiger Industrieller sind höchst nützliche Glieder des sozialen Körpers. Aber das Standesbewußtsein, das in dieser Stelle erzeugt wird, artet leicht in Prokenthum aus. Eine besonnene politische Betrachtung muß deshalb wünschen, daß dieser neuen Aristokratie die Traditionen des alten Schwertadels gegenüber erhalten bleiben, so daß sie sich gegenseitig einschränken, wenn auch der Edelmann ebenso leicht in den Junker umschlägt wie der Kapitalist in den Mammonisten.

Dies ist der Punkt, wo die Währungsfrage ihre große politische Bedeutung gewinnt und weshalb ich für den Bimetallismus eingetreten

bin. Die radikale Linke weiß wohl, weshalb sie so sehr für die Goldwährung ist. Gehen einmal Oesterreich, Rußland und Indien wirklich auch zur Goldwährung über, oder gehen die Goldminen in ihrem Ertrage zurück, so steigt der Werth des Goldes und die Waarenpreise sinken, die Hypothekenzinsen aber bleiben. Die Goldwährung kann also einmal (wenn nicht andere Faktoren die Wirkung wieder aufheben) einen großen Theil der grundbesitzenden Familien aus ihrem Besitz heben und andere an die Stelle setzen. Der Kampf um die Währung ist so leidenschaftlich, weil er der Exponent des Kampfes zwischen mobilem Kapital und Grundbesitz ist. Ob die Gefahr so groß und ob der Bimetallismus das rechte Mittel zur Rettung der Rittergutsbesitzerfamilien ist, darüber sind die Fachgelehrten getheilter Ansicht und ich habe deshalb in diesen Jahrbüchern ebensowohl den Verteidigern der Goldwährung Erwin Raffe, (März 1885), Lexis (März 1895) und einem unter dem Pseudonym Quartus schreibenden hohen Beamten (Mai 1895), wie Verteidigern des Bimetallismus, Wagner (Oktober und November 1893), Scharling (Januar 1892, März 1895), wie dem vermittelnden Vorschlag des Bankdirektors Königs (März 1894) die Spalten geöffnet. Augenblicklich ist die Frage nicht brennend, da im letzten Jahrzehnt in Südafrika wieder für einige Milliarden Gold gefunden und die Preisfentung zum Stillstand gekommen ist. Wie man auch darüber denken mag, und ob die Zukunft das Problem wieder auf die Tagesordnung setzen wird oder nicht —, jedenfalls darf ich in Anspruch nehmen, daß in keiner anderen Zeitschrift oder Zeitung dem Für und Wider mit so viel Unparteilichkeit Raum gegeben worden ist, wie bei uns.

Aus den vorstehend entwickelten allgemeinen Grundsätzen ergibt sich, daß ich in der Sozialpolitik auf dem äußersten rechten Flügel der Sozialreformer stehen muß. Ich bin durchaus Gegner aller sozialistischen oder gar kommunistischen Gleichmacherei. Das schöne Wort „der Reichtum eines Volkes ist sein Reichtum an Individualitäten“ ist mir aus der Seele gesprochen. Ich kenne den Werth einer Aristokratie für die soziale Struktur wie für die Bildung wie für die politische Kraft einer Nation. Wenn ich mich zu den Sozialreformern rechne, so geschieht das nur im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit. Die aristokratische Bildung darf nicht überwuchern und alle anderen Triebe im Volksleben ersticken. Auch das demokratische Element hat sein Recht und ist in dem Staate, der auf die allgemeine Wehrpflicht aufgebaut ist, unentbehrlich. Von Jahr zu Jahr wachsen die Massen der aus allen überlieferten sozialen Banden entlassenen industriellen Arbeiterschaft. Diesen Stand zum herrschenden erheben wollen, wäre der Tod aller tieferen und feineren Bildung, die ohne aristokratische Elemente im Volke nicht bestehen kann. Das Perikleische Athen war demokratisch, aber mit einer sehr starken aristokratischen Tradition, in der fast alle die großen Führer des Volkes wurzelten. Die völlige Ueber-

wältigung dieses Elementes lieferte Athen aus an die rohe Demagogie, die es zu Grunde richtete. Diesen Weg sollen und dürfen wir in Deutschland nicht einschlagen, aber es ist schlechterdings nothwendig, daß für diesen wichtigen und werthvollen Theil unsres Volkes, den die industrielle Arbeiterschaft bildet, neue soziale Formen gefunden werden, die ihr einen befriedigenden Antheil an dem öffentlichen und kulturellen Leben der Zeit ermöglichen. Mit einer Art von Enthusiasmus habe ich seiner Zeit im Reichstage an unsrer großen sozialen Gesetzgebung mitgearbeitet und gehöre zu denen, die von je mit der Feder und mit dem freien Wort in der Volksversammlung den unschätzbaren Werth dieser Institutionen darzulegen bemüht gewesen sind. Ich bedaure es tief, daß die höheren Klassen nicht einsehen wollen, daß man auf halbem Wege stehen geblieben ist, daß noch große Stücke, unabweisbare Konsequenzen der Bismarckschen Gesetzgebung fehlen, daß man sich der Meinung hingiebt, der Opfer seien nun genug gebracht und die Arbeiterschaft solle sich zufrieden geben. Selbst Herr von Stumm hat zugestanden, daß die Witwen- und Waisenversorgung noch völlig ungenügend ist und einer ähnlichen Ausgestaltung wie jetzt die Unfall- und Invaliditätsversicherung bedarf. Die Wohnungsfrage, die Frage der Gewerksvereine, der Arbeitslosigkeit, des Arbeitsnachweises bedürfen ebenfalls nothwendig einer eingehenden legislatorischen Thätigkeit. Der Gesamtcharakter der sozialen Struktur unserer Epoche, die freie Entfaltung der individuellen Kräfte soll und braucht dabei keineswegs eingeschränkt zu werden. Aber der blöde Egoismus der oberen Stände muß soweit eingeschränkt und gebeugt werden, daß auch den unteren Schichten ein befriedigenderes und sichereres Dasein als heute gewährt wird. Die Vorstellung, die man namentlich in liberalen Kreisen hegt, daß man einfach durch Freigebung und Befördern der Gewerksvereine alle sozialen Uebel heben könne, theile ich nicht. Die Erfahrung in England, die dafür angeführt zu werden pflegt, spricht nach meiner Auffassung viel eher dagegen. Ganz wie Deutschland in den 80er Jahren völlig neue großgedachte Formen für das Arbeiterversicherungswesen gefunden und damit wesentliche Probleme der Sozialpolitik auf das Glückliche gelöst hat, so ist es nach meiner Auffassung weiterhin berufen, auch für die Frage der Gewerksvereine, d. h. für die Frage des sozialen Verhältnisses zwischen Arbeitern und Arbeitgebern neue soziale Formen zu finden und mehrfach ist es in diesen Jahrbüchern angedeutet und ausgeführt worden, in welcher Richtung die Lösung dieser Aufgabe zu suchen ist.

Bildung und Besitz müssen die führenden Potenzen im Staate sein und bleiben. Aber der Besitz verhärtet sich leicht zu grausamer Klassenherrschaft und selbst die Bildung kann zu Mandarinenthum verknöchern. Deshalb ist das allgemeine gleiche Stimmrecht für eine Versammlung von beschränkter Kompetenz wie unser Reichstag (der ja keine regierende Behörde ist) ein unentbehrliches Mittel, um stets ein frisches, angeregtes politisches Leben zu erhalten.

Mit der Auffassung der sozialen Frage hängt die Behandlung der sozialdemokratischen Partei zusammen. Wenn es wahr ist, was Fürst Bismarck gesagt hat, daß in den sozialdemokratischen Forderungen ein berechtigter Kern steckt, so kann man mit dieser Partei nicht, wie es jetzt beliebt wird, durch bloße Repression fertig werden. Diese fortwährend verschärfte Repression ist vielmehr äußerst schädlich und führt der Partei, statt ihr Abbruch zu thun, stets neue Kräfte zu. Bis tief in die bürgerlichen Kreise hinein ist ein wachsender Widerwille gegen das heutige Polizeiregiment verbreitet und läßt eine freudige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr recht aufkommen. Ich glaube keineswegs, daß wir deshalb einer Katastrophe zutreiben, dazu ist unser Staat viel zu stark und das revolutionäre Element viel zu schwach. Aber es wirft ein häßliches Licht auf unsere Zeit, daß die Regierung nicht als eine unparteiische Gewalt über den verschiedenen Ständen, sondern als der Bundesgenosse, ja sogar als das Instrument der Besitzenden gegen die Nicht-Besitzenden betrachtet wird.

Um die Regierung an sich zu fesseln, wird von kapitalistischen Parteien und Zeitungen die sozialdemokratische Gefahr auf das Ungeheuerlichste übertrieben. Gewiß sind die Ideen, denen die Sozialdemokratie huldbigt, staatsfeindlich, aber man vergeße nicht, daß es Zeiten gegeben hat, wo der Liberalismus sehr ähnlich dachte und der Katholizismus ist prinzipiell jedenfalls noch in höherem Sinne international als die Sozialdemokratie. Der Liberalismus hat noch vor einem Menschenalter viel geschwärmt von der allgemeinen europäischen Republik und der Vortrefflichkeit und Billigkeit bürgerlicher Milizheere. Der Katholizismus hat sogar ein sichtbares internationales Oberhaupt und seine Organisation gehört zu seinem Wesen, während das Internationale an der Sozialdemokratie nur ein Accidens ist, das sie morgen ablegen könnte, wenn die Umstände es ihr rätzlich erscheinen ließen. Wie Viele, die heute das Centrum zu den nationalen Parteien rechnen, haben in ihm vor zwanzig Jahren den ewigen und unverföhnlichen Reichsfeind gesehen! Der Liberalismus aber wie der Katholizismus haben sich endlich zu annehmbaren Kompromissen mit dem Staat bereit finden lassen und wenn die Sozialdemokratie das auch, so viel davon auf dem Stuttgarter Parteitag die Rede gewesen ist, vielleicht nie thun wird, so ist sie doch von vornherein viel schwächer als die beiden anderen genannten Parteien und der Staat kann leben, auch wenn sie ihm ewig feindlich bleibt. Der Liberalismus umfaßte einmal fast die ganze Bevölkerung oder zog sie wenigstens hinter sich her; der Katholizismus ist die zähste und größte Weltmacht, die die Geschichte kennt. Die Sozialdemokratie ist von vornherein auf einen ganz in der Minorität befindlichen, wirtschaftlich sehr schwachen Stand beschränkt. Die Vorstellung, daß dieser Stand fortwährend zunehmen, der ganze Mittelstand allmählich aufschmelzen, die Welt in Millionäre und Proletarier zerfallen würde, ist längst durch die

Praxis widerlegt und wird kaum noch hier und da in der Theorie behauptet. Außerhalb Deutschlands und einiger Mittelstaaten bedeutet die Sozialdemokratie überhaupt nichts. Von je, namentlich in der Satire der beiden „sozialdemokratischen Denkschriften“ (Bd. 80. 1895) haben die „Jahrbücher“ die Auffassung verfochten, daß die Partei bereits dem Höhepunkt ihrer Entwicklung recht nahe sei und die letzten Reichstagswahlen haben das bestätigt. Obgleich die Verhältnisse ganz ungewöhnlich günstig waren, keine allgemeine nationale Wahlparole, Mißstimmung in weiten Kreisen, Zank unter den bürgerlichen Parteien, so haben die Sozialdemokraten doch eine Anzahl ihrer alten Sitze verloren und im Ganzen nicht mehr als acht neue gewonnen und auch diese nur durch die Hilfe anderer Parteien in den Stichwahlen. Was sie jetzt noch zu gewinnen haben, ist eine gewisse Minorität in einer Anzahl von Wahlkreisen, wohin sie bisher nicht gelangt waren, aber nur noch äußerst wenig Majoritäten und damit Sitze im Reichstag. Im Gegenteil, die bürgerlichen Parteien brauchen bloß zusammen zu halten und ihnen nicht mehr in den Stichwahlen ihre Stimmen zuzuwenden, so sind die Sozialdemokraten auf einem Schlag 24 von ihren 56 Sitzen wieder los. Wenn die ängstlichen Gemüther trotzdem wieder ein neues Sozialistengesetz verlangen, so pflegt ihnen entgegengehalten zu werden, daß das alte Sozialistengesetz ihrem Wachsthum keinen Abbruch gethan, sondern daß die Partei im Gegenteil seit dem Erlöschen dieses Gesetzes viel langsamer gewachsen ist, als unter seiner Herrschaft. Nach einer sehr interessanten Berechnung in der „Sozial-Praxis“ (Nr. 14) sind die Sozialdemokraten auf das Jahr berechnet

von 1881—84 jährlich um	80000
„ 1884—87 „ „	70000
„ 1887—90 „ „	220000
„ 1890—93 „ „	120000
„ 1893—98 „ „	64000

Stimmen gewachsen. Sieben Monate nach der Wahl von 1890 erlosch das Sozialistengesetz, seitdem ist also der Zuwachs immer kleiner geworden: und man könnte aus diesen Zahlen geradezu schließen, daß das Gesetz die Partei gefördert hat. In Wahrheit hat das Gesetz auf das äußere Wachsen der Partei überhaupt wenig Einfluß gehabt. Die langsame Vermehrung seit 1890 erklärt sich einfach daraus, daß die für die umstürzlerischen Lehren empfänglichen Elemente des Volkes allmählich infiziert sind und weiterer Stoff nicht mehr viel vorhanden ist. Um so zweckloser wäre ein neues Gesetz und völlig zweckwidrig, eine Halbheit schlimmster Art, ist das Bestreben, durch möglichst extensive Anwendung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, also durch immer weitere Ausdehnung der Polizei-Gewalt der Bewegung kleine Hindernisse in den Weg zu legen. Entschließt sich erst die Polizei, die Sozialdemokratie sich selbst zu überlassen und nimmt der Staat zugleich die soziale Gesetzgebung wieder auf, so ist es gar keine

Frage, daß die Revolutionäre unter sich in Zwiespalt gerathen und ein nicht geringer Theil der verführten Arbeiterschaft zu patriotischer Gesinnung und den Idealen nationaler Politik zurückkehren wird, an denen sie früher gehangen hat wie die anderen Volksklassen und bei den anderen Kulturvölkern noch heute thut. Nicht Schlechtigkeit des deutschen Volkscharakters, sondern falsche Politik hat so große Bruchtheile unserer Nation zu „vaterlandslosen Gesellen“ gemacht.

Auch die Kolonialpolitik sehe ich ebenso unter dem nationalen wie unter dem sozialen Gesichtspunkt an. Mit immer gesteigertem Erfolge und gesteigerter Intensität ist Europa seit 400 Jahren an der Arbeit, sich die übrige Welt zu unterwerfen und in seine Kultursphäre hineinzuziehen. Einige Stellen mögen existieren, namentlich Japan, Indien, wo eingeborene Kulturen oder Halbkulturen im Stande sind, der europäischen Umarmung sich zu entziehen und dauernd ein eigenes Dasein zu behaupten. Aber selbst diese Völker und Landschaften treten zum Wenigsten unter einen sehr starken Einfluß oder aber unter die äußere Herrschaft europäischer Mächte. Amerika ist bereits vollständig europäisiert. Es ist für die Zukunft der Menschheit von entscheidender Bedeutung, daß bei diesem Prozeß ein gewisses Gleichgewicht der großen Nationen untereinander gewahrt oder wiederhergestellt werde. Fallen alle außereuropäischen Länder nur einer oder zwei Nationen zu, so erdrücken sie mit dieser Uebermacht einmal alle anderen. Die Welt darf aber weder einmal vollständig englisch noch russisch werden. Ganz abgesehen davon, daß wir Deutsche uns als deutsches Volk für alle Menschen ermeßbare Zeiten behaupten wollen, selbst unter dem allgemeinsten Gesichtspunkt, selbst vom Standpunkt desjenigen Volkes aus, das am meisten Aussicht haben möchte, einmal das weltbeherrschende zu werden, der Engländer, muß zugegeben werden, daß der geistige Reichthum unserer Epoche auf einem Nebeneinander vieler großer und kleinerer Kulturvölker beruht, von denen jedes seine Eigenthümlichkeit entwickeln, die anderen beeinflussen und von ihnen wieder beeinflusst werden muß. Es wäre ein unerseßlicher Verlust, auch vom deutschen Standpunkte aus, wenn die Welt einmal der Mitwirkung einer so genial beanlagten Rasse wie der französischen entbehren sollte. Wäre aber einmal die außereuropäische Welt völlig an ein oder zwei Sprachen, also die englische und russische aufgetheilt, so wäre es unmöglich, daß die unbetheiligten europäischen Völker sich gegen solche Riesenmächte auf die Dauer behaupten. Das ist der Grund, weshalb Deutschland nothwendig eine Kolonialpolitik im großen Stile betreiben muß. Deutschland muß nachzuholen suchen, was es in den letzten Jahrhunderten leider versäumt hat. Es muß große außereuropäische Gebiete schaffen, in denen die deutsche Nationalität, die deutsche Sprache und das deutsche Geistesleben die Möglichkeit weiterer Entfaltung haben. Da die Deutschen innerhalb Europas ein verhältnißmäßig so großes Sprachgebiet, viel größer als das englische,

französische oder italienische besitzen, so ist es keineswegs unmöglich, auch wenn unsere außereuropäischen Besitzungen immer in mäßigen Grenzen bleiben, doch den gleichen Rang mit den andern Völkern zu behaupten. Eine ebenso große wie schwierige Aufgabe ist der deutschen Politik hiermit gestellt; sie ist um so schwieriger, als sie in einem gewissen Widerspruch mit der anderen überlieferten Aufgabe unserer auswärtigen Politik steht, nämlich der Abwehr des französischen Revanchegebantens. Es ist das ein Widerspruch insofern hier Frankreich als der eigentliche Feind Deutschlands erscheint, während in der Kolonialpolitik Frankreich und Deutschland die beiden natürlichen Verbündeten gegenüber den kolonialen Großmächten England und Rußland sind. Auch wenn der Revanchegebante in Frankreich zeitweilig zurücktritt, auf lange hinaus wird er doch im innersten Herzen des französischen Volkes weiterleben und die deutsche Politik darf sich darüber nicht täuschen. Aber ebensowenig darf sie vergessen, daß hier nur eine negative Aufgabe vorliegt. Die positive Aufgabe des deutschen Reiches ist die Ausbreitung des Deutschthums in den verschiedenen Formen der Kolonisierung, und hier sind die Franzosen unsere natürlichen Bundesgenossen.

Die Kolonialpolitik ist aber auch sozialpolitisch von höchster Bedeutung. Jedes gesunde Volk hat einen Ueberschuß an Menschenkraft, für den es neue Gebiete zu erwerben trachtet. Am stärksten aber ist dieser Ueberschuß in den höheren Ständen. Unausgeseht drängen die tüchtigsten Elemente aus den unteren Schichten der Bevölkerung nach oben und gerade für sie einen Bewegungstraum zu schaffen ist, auch wenn die Zahl nicht so sehr groß ist, eine der wichtigsten Bedingungen für ein befriedigtes soziales Dasein. Die Ueberkraft des deutschen Volkes im Mittelalter hat das heutige Oesterreich, das halbe Böhmen, Schlesien, Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Preußen slavischen und anderen Stämmen enttriffen und selber bevölkert. Aber der deutsche Ritter, Mönch und Kaufmann, die führenden Stände jener Epoche fanden selbst auf diesem ungeheuren Gebiet keinen genügenden Raum und haben, noch weiter ausgreifend, Livland, Esthland, Kurland unter die deutsche Herrschaft gebracht und mit deutschem Geiste erfüllt, wenn auch für die Massenkolonisation keine Kräfte mehr übrig waren und in Folge dessen die Bevölkerung dieser Landschaften bis auf den heutigen Tag lettisch und esthnisch geblieben ist. Heute haben wir einen ähnlichen Ueberschuß von Gebildeten vielleicht in noch höherem Maße und es kann keine größere moralische Verschwendung, Verwüstung darf man sagen, geben, als wenn die jungen Männer, auf die die höchsten Mittel der Ausbildung und Erziehung verwendet sind, in den Jahren der größten Leistungsfähigkeit von 24—35, wie es heute so vielfach geschieht, brach liegen müssen. Mit unseren überzähligen Affessoren, Doktoren der Philosophie, Technikern und Kaufleuten könnten wir ein Indien regieren, so gut wie die Engländer. Unter Kolonialpolitik

verstehe ich deshalb nicht bloß die Gründung von Kolonien im eigentlichen Sinne, auch nicht die mittelbare Beherrschung von Gebieten wie Schantung, sondern auch die Eröffnung und Gewinnung von Thätigkeiten, wie sie sich in Folge der Orientpolitik und namentlich der letzten Orientreise des Kaisers den Deutschen heute im türkischen Reiche bieten. Hier behält der Deutsche seine Rationalität, die er in Amerika verliert. Ob es auf die Dauer gelingen wird, wirklich das deutsche Element in diesen großen Ländern ältester Kultur, wenn nicht zum herrschenden, so doch zum führenden zu machen, mag dahingestellt sein. Daß es eine Politik nicht ohne Gefahren ist, ein Unternehmen, das uns in scharfe Friction, namentlich mit Rußland bringen kann, ist unverkennbar. Dennoch ist hier ein richtiges Ziel aufgestellt und es wäre Mangel an Selbstvertrauen und Muth, wenn man es nicht ins Auge fassen und darauf los gehen wollte. Es ist richtig, daß Fürst Bismarck von dieser Politik nichts hat wissen wollen; er sah die zukünftigen Konflikte, in die sie uns bringen wird. Um so größer das Verdienst der heutigen Regierung. Deutschland konnte sich unmöglich auf die Dauer mit der rein negativen Politik der Abwehrgung Frankreichs, der Erhaltung des Friedens und hier und da eines Kolonisationsversuchs unter den Negern begnügen. Ein großes Volk muß große Ziele haben. Für den alternden Gründer des deutschen Reiches war es gewiß nicht im Geringssten ein Vorwurf, daß er sich mit dem Festhalten des Gewonnenen begnügte und nicht von Neuem in das Meer unabsehbarer Entwürfe hinaussteuern wollte. Aber die Regierung wäre keineswegs die wahre Erbin Bismarckschen Geistes, die sich nie getrauen wollte, über das, was er gesagt oder gethan, hinauszugehen. Nur im Fortschreiten bewährt sich die Kraft.

Es braucht kaum ausgesprochen zu werden, daß diese Auffassung von den Aufgaben unserer auswärtigen Politik die höchste Steigerung unserer Wehrmacht zu Lande und zu Wasser fordert, die nur irgend erreichbar ist. Der gesteigerte Wohlstand erlaubt uns, das Allergrößte ins Auge zu fassen und die Zukunft der Nation verlangt gebieterisch, daß nichts gespart und kein Opfer gescheut werde.

Auch im Innern scheint der nationalen Politik eine große Aufgabe gestellt. Wir haben über 3000000 Staatsbürger fremder Rationalität in Deutschland, fast ausschließlich in Preußen und in Lothringen. Die herrschende Vorstellung dürfte etwa so wiederzugeben sein. Es ist die Aufgabe des Staates, diese fremden Elemente zunächst dem Deutschthum möglichst zu assimiliren, um sie allmählich ganz in unsere Rationalität übergehen zu lassen. Zu dem Zweck muß die fremde Zuwanderung, besonders die polnische, möglichst beschränkt werden, die Agitation die das polnische, dänische, französische Nationalgefühl anregt, unterdrückt durch deutsches Schulwesen die deutsche Sprache unter ihnen verbreitet und damit der Uebergang erleichtert werden. Ansetzung deutscher Kolonisten in den fremdsprachigen Gebieten vermag zugleich das deutsche Element

direkt zu stärken und den Kern für weitere Ausbreitung abzugeben. — Auch ich habe, als diese Ideen Mitte der 80er Jahre aufkamen, ihnen gehuldigt, allmählich aber mehr und mehr erkannt, daß der hier vorgeschriebene Weg nicht zum Ziel führt. Gegen den Vorwurf, daß es sich um Parteinahme für eine fremde Nationalität handle, daß mich sentimentale Weltverbrüderung treibe, brauche ich mich nicht zu vertheidigen. Der Vorwurf gehört zu denen, die erhoben zu werden pflegen, wenn man es vermeiden möchte, in eine sachliche Diskussion einzugehen.

Wer mich bekämpfen will, von dem darf ich verlangen, daß er, statt mich zu verdächtigen und zu beschimpfen, oder wenigstens, wenn man das durchaus nicht lassen kann, neben dem Verdächtigen und Beschimpften auch auf das antworte, was ich sage, und was ich sage, ist einfach genug. Ich behaupte, daß die Mittel, die man gegen die un deutschen Nationalitäten anwendet, nicht zum Ziele führen können, daß sie die Germanisirung nicht befördern, sondern hemmen, daß, wenn man auf diesem Wege fortfährt, unsere Ostmarken mit der Zeit nicht mehr und mehr germanisirt, sondern polonisirt werden müssen.

Hier noch einmal in kurzem Wort die Gründe, die ich immer wieder für meine Auffassung ins Feld geführt habe, und die keineswegs mir allein einleuchten, sondern von denen ich weiß, daß sie von vielen ausgezeichneten Männern und insbesondere vortrefflichen Kennern der Provinz Posen als zutreffend anerkannt werden.

Man lehrt die polnischen Kinder in der Schule die deutsche Sprache. Ueber den Erfolg dieses Unterrichts gehen die Berichte auseinander. Die Einen sagen, daß thatsächlich den Kindern ziemlich viel Deutsch beigebracht werde. Die Anderen behaupten, daß das Scheinerfolge seien, da ein wirklicher Volksschulunterricht in einer den Kindern fremden Sprache, die der Lehrer ihnen erst beibringen soll, unmöglich sei, und daß nichts als ein werthloses Auswendiglernen vor sich gehe. Die Zahl der Kinder ist viel zu groß, die Zeit des Unterrichts viel zu kurz, als daß die Schwierigkeit der fremden Sprache überwunden werden könnte. Angenommen nun aber auch, es würde thatsächlich ein ganz guter Unterricht auf diese Weise ertheilt, so ist es ein Irrthum, daß das Deutschthum dabei irgend etwas gemäße. Ein Pole, der deutsch spricht, ist darum noch lange kein Deutscher; im Gegentheil, es wird ihm, wenn er Pole bleibt, nur eine Waffe in die Hand gegeben, um das Deutschthum desto besser zu bekämpfen. Für den Staat, für den Militärdienst, Gericht und Verwaltung ist es natürlich sehr viel bequemer, wenn auch die Polen und Dänen einigermaßen Deutsch können. National aber ist es schädlich. Wird es hier und da einem Polen erleichtert, den Uebergang zum Deutschthum zu finden, so sind das doch nur Einzelne; die große Masse bleibt polnisch und benützt ihr Deutsch nur, um den Deutschen Konkurrenz zu machen. Wollte man ausschließlich den nationalen Vortheil im Auge behalten, so

müßte man die Polen nicht nur nicht im Deutschen, sondern möglichst gar nicht unterrichten, damit die Massen auf einer tiefen, wirtschaftlichen und sozialen Stufe stehen bleiben und die sich aus eigener Kraft daraus erheben, kein anderes Mittel haben, als sich an das Deutschtum anzuschließen. Das ist natürlich in einem zivilisirten Staate wie Preußen unmöglich. Wir müssen der polnischen Jugend so gut wie der deutschen eine gewisse Bildung geben, die sie zum weiteren Fortkommen befähigt, aber wir brauchen ihr durchaus nicht mehr zu geben, als die strengste Pflicht erfordert, namentlich also nur das Deutsche so weit, als sie es selber wünschen. Der Unterschied gegen den heutigen Zustand würde wahrscheinlich gar nicht so sehr groß werden, da die Polen sehr gut wissen, wie nützlich und wichtig für sie die Kenntniß der deutschen Sprache ist. Der Gewinn aber, wenn man den Zwang wegläßt und es ganz ihrer eigenen Entscheidung anheim giebt, ist, daß die Reaktion, die jeder Zwang hervorruft, zum Wegfall gebracht wird. Der Pole, der heute zwangsweise Deutsch lernt, wird dadurch nicht gleichzeitig mit einem Anflug deutscher Gesinnung erfüllt, sondern im Gegentheil, sein natürlicher Widerspruch gegen das Deutschtum wird verstärkt. Der energische Zusammenhalt in der Nation, der ihre Stärke ausmacht, wird durch diesen von Jugend auf empfundenen Zwang, der tagtäglich in jeder Familie Plage hervorruft außerordentlich vermehrt. Der Sohn, der zu Hause klagt, wie schlecht es ihm in der Schule mit der fremden Sprache geht und wieviel er deshalb von dem Lehrer dulden muß, wird von Vater und Mutter in seinem inneren Widerstande bestärkt; hat aber der Vater selber beschlossen, daß er ihn die Sprache lernen lassen will, so arbeitet er den Lehrern in die Hand, um in dem Kinde den natürlichen Widerwillen zu überwinden. Sowohl wenn die Polen gar kein Deutsch lernen, wie wenn sie es freiwillig und aus eigenem Antriebe lernen, ist es für das Deutschtum vortheilhaft. Wenn es ihnen aber zwangsweise beigebracht wird, ist es für das Deutschtum in jeder Beziehung schädlich, ganz besonders schädlich aber ist unser Schulsystem, weil es den Polen nicht gestattet, sich in befriedigender Weise in ihrer eigenen Sprache auszubilden. In der Provinz Posen sind ihnen gewisse, wenn auch ungenügende Zugeständnisse gemacht. In Oberschlesien und Westpreußen nicht. Die Kirchensprache ist nach wie vor polnisch, die Kinder aber kommen in den Konfirmandenunterricht, ohne ordentlich polnisch schreiben und lesen zu können. In Folge dessen hat die Geistlichkeit Veranlassung täglich ebenfalls die Beschwerde des Nationalitätenkampfes zu erfahren, sich ihrer Weichkinder anzunehmen und die antideutsche Stimmung zu nähren. Statt die Nationalitäten einander anzunähern, treibt unser Schulsystem sie auseinander.

Bei der Verhinderung der polnischen Einwanderung handelt es sich hauptsächlich um ländliche Arbeiter. Es ließe sich hören, selbst ganz abgesehen vom Nationalitätenstreit, daß man diese Elemente auszuschließen sucht, da

sie auf einer sehr niederen sozial-ethischen Stufe stehen und wo sie hinkommen, das soziale Niveau ihres Standes noch herunterdrücken. Dennoch muß man sich dagegen erklären, weil es undurchführbar ist. Das Bedürfniß nach Arbeitern ist in Deutschland so groß, daß wir des polnischen Zuzuges nicht entbehren können. Das Gegenmittel wäre Zerschlagung eines Theiles der Mittergüter und Verwandlung in kleine Bauernstellen, ein Prozeß, der aus vielen Gründen wünschenswerth ist, sich aber naturgemäß sehr langsam vollzieht. Der östliche Grundbesitz leidet zur Zeit an Arbeitermangel noch mehr als unter niedrigen Preisen. Statt ihm zu helfen, vermehrt man hier noch künstlich seine Noth. Namentlich hat es gar keinen Zweck, die Zuwanderung polnischer Arbeiter in die rein deutschen Gegenden zu unterbinden; im Besonderen die große Menge polnischer Arbeiter im westfälischen Industriebezirk mag wohl augenblicklich Unbequemlichkeiten schaffen, auf die Dauer muß sie sich nothwendig germanisiren.

Die Ansetzung deutscher Bauern auf polnischem Boden ist sozial und wirtschaftlich eine höchst nützliche That, national wird damit äußerst wenig geleistet. Der Staat verzinst das Kapital, eingerechnet die General-Unkosten, nur mit $1\frac{1}{4}\%$, schenkt also jedem Kolonisten im Durchschnitt die Hälfte seines Aufwandes. Alles in Allem sind bis jetzt keine 1500 Bauerfamilien in den Osten gezogen worden, von denen jede einzelne dem Staate 16 000 Mark gekostet hat, die nur zur Hälfte verzinst werden. (Vergl. Bd. 60 S. 574).

Für den polnischen Agitator kann es ein besseres System als das unsere kaum geben. Irgend eine wirkliche Zurückdrückung des Polenthums findet nicht statt. Die Polen werden wirtschaftlich und kulturell besser gefördert als die Deutschen, und gleichzeitig wird in ihnen das Gefühl, daß sie Unterthanen zweiter Klasse sind, daß der König viel lieber an ihrer Stelle Deutsche hätte, fortwährend genährt. Die Volksschule in fremder Sprache läßt die Agitation keinen Tag einschlafen und nun steigert sich der nationale Gegensatz zu immer größerer Bitterkeit. Erinnern sich die Polen ihrer eigenen Sprache und Geschichte, ihrer ehemaligen nationalen Größe, so wird ihnen sofort entgegengehalten, Eure Agitation ist landesverrätherisch, ihr arbeitet auf die Lostrennung dieser Provinz von der preussischen Monarchie hin, man muß euch mißtrauen, man muß euch entgegenarbeiten, die Beamtenstellen müssen möglichst mit Deutschen besetzt werden, der polnischen Propaganda muß durch Anregung des deutschen Nationalgefühls Widerstand geleistet werden. Alle diese Konsequenzen sind gar nicht abzuweisen, aber es ist klar, daß damit auch der Agitation immer neuer Stoff zugeführt wird. Und so sind wir im Zustand des ewigen Krieges, einen Zustand, der nothwendig zum Vortheil der Polen ausschlagen muß. Sie sind die Unterdrückten, die naturgemäß besser zusammenhalten und den wirtschaftlichen, gegenseitigen Boykott strenger durchführen; sie haben den Anhalt an der katholischen Kirche; der zufällige wirtschaftliche

Umstand, daß aus Russischpolen dauernd Zugzug stattfindet, kommt ihnen in den unteren Ständen zu Gute, und in den oberen haben sie den Vortheil, daß die ganze Intelligenz, die bei uns vom Staate, von den Behörden und vom Offizierkorps verbraucht wird, bei ihnen dem Wirthschaftsleben zufließt. Wir haben sie ihres Nationalstaates entledigt, aber ihnen auch damit die Last, die ungeheure Last der Staatsfunktionen abgenommen. So geschieht es, daß unter allem Druck, und man mag ihn verstärken so sehr man will, die polnische Nationalität nicht zurückgeht, sondern sich behauptet und sogar gegen die sonst so sehr überlegene deutsche noch vordringt.

Verdiene ich Tadel, daß ich auf diese sich immer stärker ausdrängende Erfahrung aufmerksam mache?

Sollte es wirklich kein anderes System der Behandlung abgesprengter Nationalitäts-Bruchtheile geben?

Wie haben es denn die Franzosen angefangen, daß die guten elsässer Deutschen sich nicht nur willig, sondern sogar mit zäher inniger Liebe indem sie ihr Deutschtum doch dabei bewahrten, dem fremden Staate angeschlossen?

Das System der Behandlung der Nationalitätsfrage, das in diesen Jahrbüchern vorgeschlagen und vertreten worden ist, bewegt sich in folgenden Linien: Es ist ausgegangen von dem Satz, daß im Streit der Nationalitäten es das Interesse der höher stehenden, also bei uns des Deutschtums ist, den nationalen Gegensatz möglichst nicht zu verschärfen, sondern abzuschwächen. Je weniger die Polen gereizt werden, je weniger sie unter sich zusammenhalten, je schwächer der moralische Accent ist, der auf die Behauptung der Nationalität gelegt wird, desto leichter entäußert sich der Einzelne der Nationalität, desto leichter findet der Uebergang von der einen zur anderen, also naturgemäß von der niederen zur höheren, vom Polenthum zum Deutschtum statt. Vor Allem aber ist darauf hinzustreben, daß die Polen sich spalten. Unmittelbar nach 1870 wäre es nach Ansichten guter Kenner jener Landschaften möglich gewesen, die polnische Bauernschaft für den preussischen Staat zu gewinnen. In diesem Stande gab es noch eine lebendige Erinnerung an die frühere Leibeigenschaft und ein sehr gutes Verständniß für das, was man dem preussischen Staate verdankt. Die Polen haben sich 1866 und 1870 so gut für ihren König geschlagen, wie irgend welche Deutsche. Da kam der Kulturkampf und trieb die ganze Masse des polnischen Volkes wieder in die Hände der Geistlichkeit und des Adels. Man ist heute geneigt, dem Fürsten Bismarck den Kulturkampf schlechtweg als einen Fehler anzurechnen. Ich thue das nicht. Ich glaube, daß dieser Kampf aus sehr tief liegenden Gründen ganz unvermeidlich war, und daß es auch unrichtig ist, den Ausgang einfach als eine Niederlage des Staates darzustellen. Aber mag man nun über den Kulturkampf im Ganzen denken wie man will, in dem Nationalitätenstreit des Ostens hat er einen unendlichen Schaden gestiftet. Aus ihm recht eigentlich haben die Polen die Kraft gesogen, über die sie heute verfügen.

Ein ernsthafter Politiker soll nur Ziele ins Auge fassen, die erreichbar oder wenigstens annähernd erreichbar sind. Strebt man nach unmöglichen Dingen, so geräth man in Halbheiten, die das Uebel ärger machen. Das ist es, was ich unserer Polenpolitik vorwerfe. Gewiß ist es höchst unbequem daß wir in unseren Ostmarken 3 000 000 Mitbürger fremder Zunge haben und wenn es ein Mittel gäbe, alle diese Polen mit der Zeit in Deutsche zu verwandeln oder zur Auswanderung zu vermögen, so würde ich gewiß dafür sein. Daß wir auf dem heute eingeschlagenen Wege nicht dahin gelangen können, wird ja auch indirekt damit zugegeben, daß man amtlich als den Zweck der Polenpolitik immer bloß hinstellt die Unterdrückung der Agitation und Eindämmung der Fortschritte des Polenthums. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß man mit den angewendeten Mitteln die Polonisirung nicht hemmt, sondern im Gegentheil befördert. Und was die Agitation betrifft, so ist sie niemals vollständig zu unterdrücken, weil wir in einem konstitutionellen Staate leben. Die Russen haben in ihrem Antheil von Polen und den deutschen Ostheeprovinzen thatsächlich die Agitation mit den furchtbarsten Mitteln völlig erstickt. Ob es ihnen auf die Dauer helfen wird, ist noch sehr die Frage. In Preußen aber, wo die Freiheit der Presse, der Vereine und der Versammlungen gesetzlich festgelegt ist, kann zwar im Einzelnen manche Repression geübt werden, im Ganzen ist wenig zu machen, und eine Agitation, die man nicht völlig unterdrücken kann, wird durch die kleinen Repressionsmaßregeln mehr geschürt und genährt als gestört.

So einleuchtend mir alle diese Erwägungen zu sein scheinen, so bekenne ich doch offen, daß kaum eine Hoffnung besteht, daß unsere Politik in absehbarer Zeit eine bessere werde. Zwei der allerstärksten Faktoren des heutigen Lebens wirken zusammen, uns hier immer weiter auf der verhängnißvollen Bahn vorwärts zu treiben: der nationale Fanatismus und die bürokratische Regierungssucht. Von der großen Menge ist nicht zu verlangen, daß sie sich das dänische oder polnische Problem in seinen Einzelheiten klar macht und erwägt, ob die angewandten Mittel zweckmäßig oder zweckwidrig sind. Sie hat nur die Empfindung: hier lebt auf dem Boden unseres Staates ein uns feindliches Element, also schließt man, muß es auch bekämpft werden, je energischer, desto besser und wer dem widerspricht, hat keine nationale Gesinnung. Ganz ebenso glaubt der richtige strenge preussische Beamte, eine gute Verwaltung könne alles also auch Polen in Deutsche verwandeln und der Gedanke, daß die Weisheit einmal in der Zurückhaltung der Behörden bestehen könne, schmeckt ihm nach Umsturz und Revolution.

Hier erst tritt die ganze Bedeutung des Gegensatzes zu Tage. Es handelt sich nicht bloß um den Schaden, den die falsche Politik in unseren Grenzmarken anrichtet; dieserhalb würde ich nicht immer wieder auf die Frage zurückkommen. So bedauerlich es ist, daß hier statt der Deutschen die

Undeutschen gefördert werden, daß das böse Beispiel außerhalb des deutschen Reichs allenthalben, wo die deutschen Minoritäten bedrängt werden, gegen sie ausgenützt und daß das moralische Ansehen unseres Staates unter den Völkern beeinträchtigt wird, das Alles erscheint geringfügig und nebensächlich, wenn man die treibenden Kräfte und ihren Charakter ins Auge faßt. Nationales Empfinden in den Massen und die Regierung durch ein intelligentes Beamtenthum sind die Grundsäulen unseres politischen Daseins. Das hohe Ideal unserer Väter war, daß der deutsche Nationalstaat einmal entstehen solle, ohne daß der Deutsche in die Gehässigkeit und Exklusivität ver falle, die wir bei anderen Nationen als Chauvinismus, Jingothum, Moskowitzerei brandmarken. Eine feste Staatsautorität sollte sich vereinigen mit freier Entfaltung die Individualität, die für kein Volk unentbehrlicher ist, weil keines damit so reich begnadet ist, als das unsere. Dieses Ideal droht uns verloren zu gehn. Die edleren Geister beginnen mit Schrecken auf die Formen zu sehen, in denen sich heute das nationale Gefühl bewegt und auf die Sorte von Menschen, die sich erdreistet, in nationalen Fragen die Führung zu übernehmen. Die Staatsautorität erscheint als Vielregiererei und Polizei-Willkür. Das naturgemäße Vorwalten der Besitzenden artet aus in Klassenherrschaft und alle diesen bösen Mächte schließen sich zusammen, um den freien Geist des deutschen Volkes in die Schranken zu bannen, die sie ihm vorschreiben. Noch ist das alles in den Anfängen, aber die Anfänge sind da; es gilt zu sorgen, daß rechtzeitig Einhalt gethan werde und deshalb muß gewarnt und dem deutschen Volk ebenso wie nach außen „mehr dich“, nach innen „wehr dich“ zugerufen werden.

22. 1. 99.

D.

Die Beleidigungsklage des Herrn M. Harden aus Anlaß meiner Erklärung in unserm Aprilheft 1898 kam endlich am 21. Januar zur gerichtlichen Verhandlung. Die Zeitungen haben im Ganzen correct darüber berichtet, obgleich manche drastische Einzelheit ausgefallen ist. Nicht um mich von den völlig absurden Beschuldigungen, die Herr Harden gegen mich erhoben, zu reinigen, sondern aus prozessualischen Gründen und namentlich um eine Zurückziehung der Klage vor der Verhandlung zu verhindern, hatte ich Widerklage erhoben. Der Zweck meines Vorgehens wurde nur zum Theil erreicht, da das Gericht sich auf den Standpunkt stellte, daß die Beweiserhebung sich nur auf die „Urkunden“ in striktem, juristischem Sinne, die ich „in der Hand gehabt“ erstrecken dürfe und von meinen Zeugen deshalb Niemand vernommen wurde.

Nach Schluß der Verhandlung, ehe in die Plaidoyers eingetreten wurde, zog Herr Harden die Klage und ich die Widerklage zurück. An der Erzielung eines richterlichen Urtheils lag mir nichts, sondern nur an der gerichtlichen, öffentlichen Feststellung des Thatbestandes.

Ueber die Behauptung des Herrn Professor Lamprecht, ich habe an ihm ein Plagiat begangen, wurde als Sachverständiger Herr Prof. Gierke vernommen, der meine Darlegung (Decemberheft 1897) vollständig bestätigte, unter dem Hinzufügen, daß auch der eine Punkt, indem ich mit Lamprecht übereinstimme, nicht von diesem, sondern von Thudichum stamme.

23. Januar 1899.

Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Asantzen, Oskar.* Der lippische Thronstreit, die Grenzen der kaiserlichen Macht und deutsche Zustände. 82 S. 1.— M. Lage, J. Welchert.
- Baumeister, Johann.* Warum? Mensch und Buchhändler. 247 S. 2.— M. Wiesbaden, Hans Baumeister.
- Below, G. von.* Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. (Monographien zur Weltgeschichte. Bd. VI. Mit 6 Kunstbeilagen und 140 Abbildungen. 3.— M. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
- Böckh, N.* Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 23. Jahrgang. Statistik d. J. 1896. 618 S. Berlin, P. Stankiewicz.
- Bochlan & Glisa.* Neolithische Denkmäler aus Hessen. Kassel, A. Freyschmidt.
- Brentano, Leo.* Gesammelte Aufsätze. I. Band. Erbrechtspolitik, alte und neue Feudalität. Oktav. 562 S. 14.— M. Stuttgart, J. G. Cotta Nfg.
- Devens-Bocholl.* Das deutsche Ross in der Geschichte, in Sitte, Sang und Sage. In 10 Lief. a 8.— M. Lief. 1. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchh.
- Falkenberg, Dr. Richard.* Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (vorm. Fichte-Ulricische Zeitschrift.) Preis des Bandes 6.— M. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
- Fuchs, Georg.* Till Eulenspiegel, Komödie in 5 Aufzügen. 171 S. Leipzig, Eugen Diederichs.
- Gross, Karl.* Die Spiele der Menschen. Broch. 10 Mark, geb. 11 Mark. Gust. Fischer, Jena.
- Hassert, Dr. Kurt.* Deutschlands Kolonien. 832 S. 4,50 M. Leipzig, Dr. Seele & Co.
- Hornstein, F. von.* Buddha Legende in drei Akten 3.— M. München, 1896. C. H. Beck'sche Verlagsbuchh.
- von Inam--Starnegg, Dr. Karl Theodor.* Deutsche Wirthschaftsgeschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. I. Theil. 455 S. 12.— M. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Kilian, Eugen.* Antonius und Kleopatra, Trauerspiel in 5 Akten von Shakespeare. 106 S. 1.— M. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Kloos, Richard.* Lois et usages de la Neutralité. I. 660 S. Paris, A. Chevalier Mareng & Cie.
- Kohl, Horst.* Denkwürdige Tage aus dem Leben des Fürsten Bismarck. Quart. 111 S. Leipzig, Pahl'sche Buchhandlung.
- Lochler, Paul.* Der erste Schritt zur Nationalen Wohnungsreform. (Preis 50 Pf.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Liebmann, Otto.* Weltwanderung. Oktav. 196 S. Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Lutoslawski, Wincenty.* Ueber die Grundvoraussetzungen und Consequenzen der individualistischen Weltanschauung. 88 S. Helsingfors.

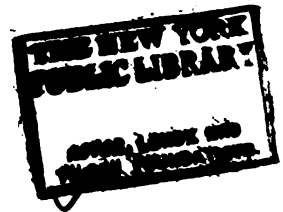
Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin=Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 73/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 73/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.



Ueber Parteien und Parteipolitik.

Von

Friedrich Paulsen.

1. Zur Naturgeschichte der Parteien.

Parteien entstehen überall da, wo eine unorganisirte Menge als Einheit sich bethätigen, einen Entschluß fassen soll. Wie dem politischen Leben, das auf Mitwirkung der Bevölkerung aufgebaut ist, so gehören sie auch dem kirchlich-religiösen und dem wirtschaftlich-sozialen Leben an. Die verschiedenen Interessen und Bestrebungen, Anschauungen und Meinungen, die in der Menge vorhanden sind, führen zur Parteibildung, die verwandten Elementen ziehen sich an und schließen sich zusammen, die entgegengesetzten stoßen sich ab.

Die Bildung von Parteien ist aber nicht allein psychologisch begründet, sie ist auch, das will ich hier gleich am Eingang hervorheben, teleologisch nothwendig. Man kann die Parteien als eine spontan entstehende Noth-Organisation ansehen, wodurch eine Menge überhaupt erst fähig wird zu berathen, zu verhandeln, Beschlüsse zu fassen. Ohne diese Noth-Organisation wären die Verhandlungen einer Menge ganz dem Zufall preisgegeben; der erste geschickte Redner, jede kleine Faktion würde sie zum ersten besten Entschluß fortreißen, wie man es in Studentenversammlungen beobachten kann. Was die politischen Vertretungskörper hiergegen sichert, das ist die Bildung fester Parteigruppen; sie machen die Versammlung, die als solche ja auch eine bloße Menge ist, zu einem berathungs- und beschlußfähigen Körper. Wären sie nicht, so würden im Reichstag, wie in einer Studenten- oder Volks-

versammlung, erst eine Weise alle möglichen Meinungen durcheinanderschwirren; dann würde durch eine Abstimmung eine zufällige Mehrheit gebildet werden, die morgen, nach einer neuen Rede, einer ebenso zufälligen anderen Mehrheit weiche. Die Parteiorganisation giebt die Möglichkeit einer Ordnung und Klärung der Anschauungen vor der Verhandlung und Beschlußfassung. In der Parteiberathung findet eine vorläufige Sichtung und Fixirung der Ansichten in dieser Gruppe statt; die so orientirten Gruppen treten dann in die Plenarberathung ein; es kann nun eine wirkliche Auseinandersetzung zwischen den vorhandenen Bestrebungen und Anschauungen durch die von den Parteien bestellten und instruirten Redner stattfinden; und die dann erfolgende Abstimmung wird einigermaßen geeignet sein, die verschiedenen Auffassungen in ihrem wirklichen Stärkeverhältniß zu zeigen und das, was man den Willen der Versammlung nennt, darzustellen.

Das wäre die teleologische Nothwendigkeit der Parteibildung; sie macht eine Menge überhaupt erst aktionsfähig; und Parteien sind daher für das öffentliche Leben überhaupt nicht entbehrlich. Vielleicht ist ihre Bedeutung noch tiefer zu begründen; man mag die Parteibildung zu dem Prinzip des Gegensatzes in Beziehung bringen, der nach Hegel und Heraklit die innere Unruhe ist, wodurch die ganze Wirklichkeit in Bewegung gebracht und erhalten wird; das kann hier außer der Betrachtung bleiben.

Gehen wir nun auf Voraussetzung und Form der Parteibildung etwas näher ein.

Der Boden, in dem die Parteien wurzeln, ist die Verschiedenheit der materiellen und der ideellen Lebensinteressen. Nicht die Verschiedenheit der Meinungen; sie ist im Ganzen eine sekundäre Erscheinung. Dagegen jedes große Lebensinteresse giebt Veranlassung zur Parteibildung: die wirthschaftlichen, die sozialen, die politischen, die religiösen Interessen geben Anlaß zur Entstehung ebensovielier Parteibildungen. Aber auch die minder wichtigen Interessen bringen ihre Parteiungen hervor: es giebt Parteien in Fragen der Wissenschaft, der Kunst, der Erziehung, der Stenographie, des Impfzwangs u. s. w.

Das allgemeinste Schema der Parteibildung ist überall die logische Dichotomie; Bejahung und Verneinung, Zustimmung und Ablehnung sind die beiden möglichen Stellungen zu einer Frage. In politischen Angelegenheiten nimmt das Schema im Allgemeinen die Form des Gegensatzes zwischen einer Partei, die

die bestehenden Verhältnisse und Ordnungen erhalten, und einer, die sie verändern will, einer Partei der Zufriedenen und Gesättigten und einer Partei der Unzufriedenen und Neuerungs-jüchtigen, einer konservativen und einer fortschrittlichen Partei an. Und dasselbe Schema kehrt in den Parteibildungen auf kirchlich-religiösem und auf wirtschaftlich-sozialem Gebiet wieder: einer im Besitz befindlichen und zum Beharren neigenden Partei steht eine zu Neuerungen und Reformen drängende gegenüber. Es ist damit gegeben, daß diese Bezeichnungen rein formelle Bedeutung haben; die Konservativen sind, wie die Neuerer und Revolutionäre, nicht durch einen bestimmten Inhalt ihrer Bestrebungen und Anschauungen, sondern lediglich durch ihr Verhältniß zum Bestehenden, durch ihren Besitzstand bestimmt; sobald die Neuerer ihre Bestrebungen durchgesetzt und sich in den Besitz gebracht haben, sind sie konservativ; und umgekehrt, die aus dem Besitz geworfenen Konservativen werden die leidenschaftlichsten Bekämpfer des Bestehenden.

Mit der formellen Stellung zu der bestehenden Ordnung ist das Verhalten der beiden Richtungen zu dem formellen Gegensatz von Freiheit und Bindung durch die Autorität gegeben. Die Partei der Neuerer ist allemal für die Freiheit, die konservative Partei ist für Ordnung und Autorität. Natürlich, die konservative Partei ist im Besitz, oder vielmehr, die Besitzenden und Herrschenden sind immer konservativ; die Neuerer dagegen befinden sich, um einen Ausdruck vom Spielplatz zu entlehnen, in der Lage der ‚draußen‘ gegenüber den ‚drinnen‘ (in-out). Sie fordern Freiheit für die Kritik und die Agitation, Freiheit der Presse, der Versammlung, der Vereinsbildung; wogegen die Vertheidiger des Bestehenden ein natürliches Bestreben haben, die Kritik und Agitation einzuschränken. Mit der Veränderung der Stellung beider Parteien zur Macht wechselt auch das Verhältniß zu diesem Gegensatz: wird die unterdrückte herrschend, so empfindet sie alsbald den Werth und die Nothwendigkeit der ‚Ordnung‘, und umgekehrt: die ehemals herrschende Partei beginnt sich für die Freiheit zu ereifern, sobald sie in die Stellung der unterdrückten Partei kommt. Die katholische Partei, die strengste Vertreterin der Autorität, wo sie herrscht, wird zur Freundin der Freiheit, wo immer sie unterdrückt ist. Es ist kein Zweifel, daß die Sozialdemokratie, die jetzt die unbegrenzte Freiheit preist, die Nothwendigkeit der ‚Ordnung‘ betonen würde, sobald sie zur Herrschaft gelangte. Die Behandlung der ‚Verdächtigen‘ durch den Konvent in Frankreich zeigt,

wie die unterdrückte Partei, sowie sie zur Gewalt gelangt, diese Gewalt gegen die Freiheit braucht, und um so rücksichtsloser braucht, als sie ja eben das „Volk“ und die „Freiheit“ repräsentirt. Was die Parteien unter Freiheit verstehen, ist überall dasselbe: keine Unterdrückung leiden, so lange sie die Schwächeren sind, Unterdrückung üben, sobald sie oben sind. Für die Freiheit des individuellen Lebens haben Alle gleich wenig Sinn. Das erfuhr selbst die Reformation; sobald sie sich in den Landeskirchen zu konsolidiren begann, fing sie auch an die „Schwärmgeister“ zu verfolgen.

Mit diesem formalen Verhältniß, dem Gegensatz der ‚drinnen‘ und ‚draußen‘, hängt nun auch das Verhalten der verschiedenen Parteibildungen gegen einander, ihr Anziehungs- und Abstoßungsverhältniß zusammen. An sich sind die Parteibildungen auf Grund verschiedener Formen des Interesses unabhängig gegen einander, sie lassen jede Kombination zu; durch die politische Parteilstellung eines Mannes wird seine religiöse oder soziale Parteilstellung an sich nicht bestimmt, er mag in staatlichen oder sozialen Dingen fortschrittlich, in kirchlich-religiösen konservativ sein und umgekehrt. Thatsächlich aber findet regelmäßig eine Kombination nach dem formalen Gesichtspunkt statt: alle herrschenden und konservativen Parteien ziehen sich an, und ebenso umgekehrt alle unterdrückten. Alle Konservativen haben ein großes gemeinsames Interesse: die Vertheidigung ihres Besitzstandes. So bildet sich die „Solidarität der konservativen Interessen“: die Konservativen im politischen Sinn schließen sich mit den Konservativen auf kirchlichem und sozialem Gebiet zu einer großen einheitlichen Gruppe zusammen, worin auch eine mehr oder minder weitgehende Amalgamirung der Gedanken stattfindet. Unsere Altkonservativen schreiben jetzt die Konservirung der bestehenden Staats-, Kirchen- und Gesellschaftsordnung auf ihr Programm und meinen, das sei eine durch die Natur dieser Ordnungen selbst gegebene Verbindung. Daß die bestehende Kirchenordnung in einer kirchlichen Revolution (vom Standpunkt des Römischen Katholizismus gesehen) ihren Ursprung hat, kommt ihnen ebensowenig zum Bewußtsein, als daß die Formel „Thron und Altar“ eine Bildung von gestern ist, die noch den Menschen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, man denke an Friedrich den Großen oder andererseits an die Puritaner, seltsam ins Ohr geklungen hätte, von den Christen der ersten Jahrhunderte gar nicht zu reden. Die Parteien haben ein kurzes Gedächtniß: haben doch die Altkonservativen auch schon beinahe

vergeffen, daß sie noch vor wenig Jahren gegen Schlotjunfer und liberaliftifch-kapitaliftifche Gefellfchaftsordnung mit leidenschaftlichem Eifer zu Felde zogen. Und fo hat das bürgerliche Unternehmertum über dem fozialen Konfervatismus, in den es durch die Sozialdemokratie gedrängt ift, längft den alten Haß gegen „Junfer und Pfaffen“ vergeffen; beginnt fich doch die „Einheit der konfervativen Interellen“ fogar auf die katholifche Kirche zu erfrecken: fie ift doch auch eine Macht der „Ordnung“.

Ebenfo haben nun auch alle Unzufriedenen, alle Revolutionäre, Alle, die *rerum novarum studiosi* find, eine natürliche Tendenz zur Zufammenschließung, nämlich zur Bertheidigung gegen die herrschende und fie unterdrückende Gruppe. Auf diefem Boden finden fich die politifch Unzufriedenen mit den kirchlich und fozial Unzufriedenen zufammen; und felbftverftändlich fchließt fich an diefe Elemente auch eine etwa vorhandene unterdrückte Nationalität. Kommt es hier nicht ebenfo leicht, wie bei den vereinigten Konfervativen, zu einer inneren Amalgamirung, fo kann doch ein ziemlich feftes Bündniß entftehen, und feine Feftigkeit wächst proportional dem Druck, der von der herrschenden Gruppe geübt wird. So näherten fich zeitweilig Zentrum und Freifinn, trotz ftarker innerer Verfchiedenheit, zu einem Defensivbündniß, befonders zur Bertheidigung der formalen Freiheiten; felbst ein Zufammengehen mit der Sozialdemokratie wurde nicht immer abgelehnt, was denn dem Zentrum bei den Staatserhaltenden den Vorwurf demokratifcher und fubverfiver Neigungen zuzog. In dem Maße, als das Zentrum der Stellung einer herrschenden Partei fich nähert, wachfen ihm die konfervativen Neigungen und rückt es von den alten Verbündeten ab.

Uebrigens ift bemerkenswerth, daß diefem Vorgang der politifchen Annäherung und Verbindung der Parteien eine Art innerer oder psychologifcher Affimilirung der Gedanken im Subjekt zur Seite oder auch wohl vorherzugehen pflegt. Wer an einem Punkt anfängt, „inkorrekt“, „revolutionär“ zu denken, der denkt bald an keinem Punkt mehr ganz korrekt, „Korrektheit der Gefinnung“ ift eine einheitliche und untheilbare Eigenschaft. Es fteht mit ihr ähnlich wie mit dem kirchlichen „Glauben“: ganz oder gar nicht. Herr v. Egidy fing damit an, an dem bestehenden kirchlichen System Anstoß zu nehmen; er endigte mit allgemeinem „Unglauben“ gegen das Bestehende. Ich hab wiederholt beobachtet, wie der Unglaube an die Nützlichkeit eines ganz Zufälligen, z. B. des Impfzwangs, all-

mählich zum allgemeinen Revolutionär machte. Umgekehrt, setzt sich an einem Punkt die ‚Korrektheit‘ des Denkens entschieden durch, dann dringt sie allmählich weiter vor, bis sie schließlich alle schlechten Ansichten austreibt; der alte ‚Radikale‘, der sich mit den politischen Verhältnissen ausöhnt, wird sich allmählich auch mit der Kirche ausöhnen und zuletzt auch etwas ‚Reaktion‘ in der Schule oder einige Unterdrückung der geistigen Freiheit im Interesse der Ordnung nicht so schlimm finden. Die Geschichte des National-liberalismus bietet für diese Entwicklung vom rothen Revolutionär zur allseitigen ‚Korrektheit‘ des Denkens zahlreiche typische Beispiele.

Eine geschichtliche Betrachtung könnte nun mit diesen Begriffen die Konstitution des Parteiwesens verschiedener Epochen darzustellen versuchen. Das herrschende Lebensinteresse jedes Zeitalters beherrscht auch seine Parteibildung; im Vordergrund steht die ganze öffentliche Diskussion beherrschend, die Parteibildung, die auf dem Boden des herrschenden Lebensinteresses erwachsen ist; die Parteibildungen auf Grund anderer Interessen ordnen sich jener unter, sich zur Geltung bringend nach dem Maaß der Geltung des betreffenden Interesses.

Ein Ueberblick über die Entwicklung des Parteiwesens in den letzten Jahrhunderten würde sich nach diesem Schema etwa folgendermaßen gestalten.

Im sechszehnten Jahrhundert stand das kirchlich-religiöse Interesse im Mittelpunkt des Gesamtbewußtseins der europäischen Völkerwelt; der Parteigegensatz protestantisch-katholisch beherrschte die Diskussion in Deutschland und England, wie in Frankreich, Italien und Spanien. Alle anderen Gegensätze waren ihm untergeordnet, auch die nationalen Gegensätze traten dagegen zurück: ein schwedischer König mit seinem Heer wurde in Deutschland als Befreier begrüßt und aufgenommen.

Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt das politische Interesse stärker hervorzutreten. Von England aus, das durch zwei Revolutionen sich eine neue politische Konstitution, die parlamentarische Regierung, erkämpft hatte, trat der moderne, bürgerliche Liberalismus seinen Siegeszug durch die Welt an, Montesquieu und Voltaire seine ersten großen Propagatoren auf dem Kontinent. Das französische Königthum und der Hofadel fielen ihm in der großen Revolution zum Opfer. Im neunzehnten Jahrhundert folgte Deutschland; der Parteigegensatz von Konservativen und Liberalen beherrschte die Gedanken des halben Jahrhunderts, das

auf den Wiener Frieden folgte. Die Konservativen erstrebten Erhaltung der politischen Verfassung, der absoluten Monarchie mit Standesbevorzugung des Adels, und Erhaltung der kirchlichen Ordnungen, als der Unterlage der Autorität des Bestehenden im Geistesleben. Die Liberalen erstrebten Umbildung der Monarchie nach dem Schema des parlamentarischen Systems, um dem Bürgerthum Einfluß auf die Politik und Verwaltung des Landes zu verschaffen; zugleich traten sie für Denk- und Lehrfreiheit, für Glaubens- und Gewissensfreiheit ein, gegenüber dem Druck des den konservativen Interessen mehr und mehr dienstbar werdenden Kirchenthums. Komplizirt wurde dieser Gegensatz durch die nationale Frage: die Liberalen erstrebten den nationalen Einheitsstaat, die Konservativen traten für die Selbständigkeit der dynastischen Territorialstaaten ein, an deren Bestand sie auch durch ihr Interesse gebunden waren, während das Interesse des Bürgerthums auf die Reichseinheit, mit Einheit des Verkehrs und Rechts, hindrängte.

In dem letzten Menschenalter hat sich eine neue Verschiebung zu vollziehen begonnen: die wirthschaftlich-sozialen Interessen sind immer stärker hervorgetreten und drängen im öffentlichen Bewußtsein die politischen und religiösen Interessen zurück; sie haben zugleich begonnen, die Herrschaft in der Parteibildung und der Gruppierung der Parteien an sich zu reißen. Die Ursachen der Wandlung kann man in folgenden Momenten finden. Zuerst in der Wandlung der Gesellschaft: der alte herrschende Stand des großgrundbesitzenden Adels hat seine bevorzugte Stellung, besonders in wirthschaftlich-sozialer Hinsicht, eingebüßt, er ist im Begriffe, mit dem Bürgerthum zu einem neuen Stande der 'Besitzenden und Gebildeten' zusammenzuzuschießen; so ist die gesellschaftliche Basis des alten politischen Gegensatzes geschwunden. Dagegen hat sich eine neue scharf abgehobene gesellschaftliche Gruppe gebildet: die Schicht der besitzlosen, abhängigen Lohnarbeiter. Gleichzeitig sind durch die Errichtung des nationalen Einheitsstaats andere brennende politische Fragen definitiv erledigt. Endlich hat der Staat durch seine Sozial- und Wirthschaftspolitik, durch Verkehrs-, Handels-, Zoll- und Währungspolitik in die wirthschaftlichen Interessen immer tiefer einzugreifen begonnen. Die Folge von alledem ist, daß die sozialen und wirthschaftlichen Interessen auch die Parteibildung zu beherrschen angefangen haben. In der Sozialdemokratie haben wir eine rein soziale Parteibildung, die an sich gegen die religiösen und politischen Gegensätze sich neutral verhalten könnte, viel eher,

als gegen die nationalen Gegensätze, wo sie es lange Zeit affektirt hat. Aber auch bei den alten Parteien findet eine Umbildung in diesem Sinne statt: die politischen und religiösen Gesichtspunkte werden mehr und mehr dem wirtschaftlich-sozialen untergeordnet. Nur im Zentrum spielt das kirchliche Interesse noch eine wesentliche Rolle, es ist die Nachwirkung des Kulturkampfes, worin sich die Katholiken als unterdrückte Minorität im neuen Reich fühlen lernten

2. Parteipolitik, ihre Ziele und Mittel.

Das formelle Ziel aller Parteien ist die Macht, die Verfügung über die Staatsgewalt, um durch die Staatsgewalt ihre ideellen und materiellen Interessen durchzusetzen. Nach der Versicherung des Parteiprogramms zwar denkt keine Partei an sich selbst und ihre Interessen, sondern nur an das allgemeine Beste. Und sie mag dies auch mit innerer Ueberzeugung sagen. Es geschieht aber durch eine Art prästabiler Harmonie, daß das allgemeine Beste immer mit dem Parteiinteresse zusammenfällt. Erklärlich genug: jede Gruppe der Bevölkerung urtheilt über den Wohlstand des Ganzen aus ihrem eigenen Ergehen: geht es ihr schlecht, so leidet das Volk, befindet sie sich wohl, so blüht das Ganze. So urtheilt jede Partei, mit subjektiver Wahrheit: es kann Niemand aus seiner Haut, Jedermann fühlt die eigenen Empfindungen und Bedürfnisse, nicht die der Anderen, oder die der Anderen doch nur in schwacher Nachbildung oder Mitempfindung. Das gilt von Klassen und Ständen noch vielmehr als von den Einzelnen. Die Einzelnen sind nicht nothwendig durchaus egoistisch, die Klassen und Parteien scheinen es durchaus zu sein.

Damit ist der Kampf der Parteien als nothwendige Form ihrer Lebensbethätigung gegeben. Es handelt sich für jede darum, entweder durch Niederhaltung der feindlichen Parteien sich in der Macht zu erhalten oder durch Verdrängung der herrschenden sich der Gewalt zu bemächtigen. In parlamentarisch regierten oder republikanischen Staatswesen beherrscht dieser Kampf das ganze politische Leben, es ist ein beständiges Ringen der Parteien, die ‚Klinke der Gesetzgebung‘ in die Hand zu bekommen, um mit ihrer Hilfe die Parteiinteressen durchzusetzen. In monarchisch regierten Staaten wird der Kampf durch das Dasein einer von den Parteien unabhängigen Macht gemäßiget. Dafür tritt hier eine neue Form des Kampfes hinzu, der Kampf um den Einfluß auf den Monarchen; er wird im engeren Kreise, aber mit nicht geringerer

Hefigkeit und mit nicht geringerer Weitherzigkeit in der Wahl der Mittel geführt: Klatsch, Ohrenbläselei, Intriguen, Hintertreppentritten, Schmeichelei, Weiberkünste und Schurkenstreiche spielen in diesem Kampf ihre Rolle.

Die Mittel des öffentlichen Kampfes der Parteien kann man in zwei Hauptarten theilen: reelle und ideelle. Die reellen sind hauptsächlich politische und soziale Machtmittel, die ideellen sind die Mittel zur Einwirkung auf die ‚öffentliche Meinung‘. Von den reellen Kampfmitteln, besonders den politischen Machtmitteln, kann der Natur der Sache nach nur die herrschende Partei ausgiebigen Gebrauch machen; die unterdrückten Parteien lassen sich eben darum die Ausbildung der ideellen Kampfmittel, auf die sie angewiesen sind, besonders angelegen sein.

Was zunächst die politischen Mittel des Kampfes anlangt, so ist die erste Sorge der herrschenden Partei: alle Ämter und Stellen mit ihren Anhängern zu besetzen und die Gegner zu verdrängen und fern zu halten. Das gilt gleich für alle Stellen: in der Verwaltung, in den Gerichten und auch im Lehr- und Kirchenamt, sofern sie von der politischen Gewalt abhängig sind. Die erste Forderung der Partei an jeden Anzustellenden ist Korrektheit der Gesinnung, sie mag nun bestehen worin sie will; Sachkunde, Tüchtigkeit, Redlichkeit kommt erst in zweiter Linie. Nach einem Wechsel der herrschenden Partei ist daher die Erneuerung des Beamtenbestandes, die ‚Purifikation‘ von unzuverlässigen oder gegnerischen Elementen, der Punkt, worauf sich das unablässige Drängen der Gesinnungstüchtigen richtet: wie kann man den Feind im eigenen Lager dulden? wie kann man, solange noch ein Anhänger unverorgt ist, Gegner im Amt lassen? Die beiden großen Republiken, Frankreich und Nordamerika, haben diese Vorgänge in der abschreckendsten Form kennen gelernt. Ist doch in den siebziger Jahren in Frankreich die republikanische Partei, nachdem sie zur Herrschaft gekommen war, auch nicht vor der ‚Purifikation‘ des Richterstandes zurückgeschreckt; da nach dem Gesetz die Richter unabsetzbar waren, half man sich, indem man das Gesetz aufhob, die verdächtigen Richter durch zuverlässige ersetzte und dann die gesetzliche Unabsetzbarkeit wieder einführte.

Die Aufgabe der Beamten ist nun, nach der Anschauung der herrschenden Partei, mit allen Mitteln die Gegner niederzuhalten. Vor Allem gilt es, den guten Ausfall der Wahlen zu sichern; Ungarn soll klassische Muster besonders auf diesem Gebiet

an die Hand geben. Alle Handhaben der Gesetze werden zur Unterdrückung der gegnerischen Agitation ausgenutzt, und dem findigen Mann kann es nicht schwer werden, solche Handhaben auch da zu entdecken, wo sie nicht vorhanden sind. Schlimmsten Falls muß man um der guten Sache willen auch einmal eine Gesetzesübertretung, eine kleine Gewaltthat, auf sich nehmen. z. B. das ungesetzliche Verbot oder die Auflösung einer Versammlung, Einschüchterung oder Freiheitsberaubung von Agitatoren und Wählern und Ähnliches. Indem die obere Instanz dann nach einigen Wochen eine ‚Rektifizierung‘ folgen läßt, erntet sie zugleich den Ruf der Gesetzmäßigkeit und die Frucht der Ungesetzlichkeit, was nach der Bemerkung des Sophisten im Platonischen Gorgias der Gipfel des politischen Erfolges ist.

Sehr wichtig ist, daß auch die Gerichte richtig funktioniren; kann man durch den Richter dem politischen Gegner beikommen, so ist das um so wirksamer, als das Urtheil des Richters für den unparteiischen Spruch der Gerechtigkeit gilt. Daher politische Prozesse für das Parteiregiment überall charakteristisch sind. Die ‚gutgesinnte‘ Presse übernimmt das Amt der alten Sykophanten, sie spürt geeignete Fälle für die Verfolgung auf und zerrt sie vor Gericht. Dabei wird sie nicht müde auf strenge Handhabung des Gesetzes zu dringen und durch Klagen über allzu milde Praxis, allzu viele Freisprechungen auf die Richter einen moralischen Druck zu üben, auch wohl im Einzelfall durch Einschüchterung mit gefährlichen Folgen für das Land oder die Person des Richters auf den Spruch einzuwirken. Ein anderes Mittel ist der Druck von oben durch die Justizverwaltung, Auszeichnung und Beförderung oder Mißachtung und Zurückstellung, je nach dem Maaß des Verständnisses für die Lage. Sodann Einfluß auf die Rechtsprechung durch Einfluß auf den Geschäftsgang, auf die Zusammensetzung des Gerichtshofs, durch Verweisung an Ausnahmegerichtshöfe und Ähnliches. Ein berühmter Prozeß, der Frankreich nun schon Jahre lang in Aufregung erhält, bietet für alle diese Dinge Beispiele.

Endlich wird von der herrschenden Partei auch die Gesetzgebung selbst der Politik dienstbar gemacht. Ausnahme Gesetze werden gefordert und geschaffen, wo die allgemeinen Gesetze sich nicht genügend behnbar erweisen, um die Organisation des Gegners zu vernichten. Die Gesetzgebung des deutschen Reiches hat in den siebziger Jahren diesen Weg beschritten, um die Verfolgung zuerst der Ultramontanen, sodann der Sozialdemokraten, oder, im

Stil der gutgesinnten Presse, der schwarzen und der rothen Internationale, möglich zu machen oder von den Hemmungen des allgemeinen Rechtsverfahrens zu befreien. Leider ist es den wenig erfreulichen Wirkungen dieser Gesetze, die zu ihrer Aufhebung geführt haben, nicht auch gelungen, die Neigung für Ausnahmegesetze bei uns mit den Wurzeln auszureißen. Der Schluß scheint etwas allzu Einleuchtendes und Verführerisches zu haben: wer sich uns als Feind des Staates darstellt, vielleicht auch selbst sich als solchen bekennt, der stellt sich damit außerhalb der Gesetze und hat auf die allgemeinen Garantien der Rechtsprechung keinen Anspruch mehr. Es ist nur eine etwas umständliche Umschreibung der berühmten Definition des Sophisten bei Plato: Recht ist, was der herrschenden Partei nützlich ist.

Auf die sozialen Kampfmittel, die im Wesentlichen in der geselligen, gesellschaftlichen und auch wohl wirthschaftlichen Boykottirung der Gegner bestehen, will ich nicht eingehen. Sie pflegen namentlich in den Kämpfen der Nationalitäten gegen einander eine hervorragende Rolle zu spielen. Dagegen füge ich über die ideellen Kampfmittel eine Bemerkung hinzu. Das Hauptmittel ist die Beredsamkeit, die mündliche und schriftliche, in Volksversammlung und Presse.

Die Aufgabe der Parteiberedsamkeit ist überall die gleiche: die eigene Partei und ihre Bestrebungen als gut, die gegnerische als schlecht darzustellen. Das Ziel der eigenen Partei ist das allgemeine Beste, die Wohlfahrt des Volkes; das Ziel der andern Partei ist das eigene Wohl auf Kosten des Volkes. Nach diesem einfachen Schema ist alle Parteiberedsamkeit aufgebaut. Es handelt sich um Kornzölle; die eine Partei beweist: sie vertheuern dem Volke das Brod, um einige Großgrundbesitzer zu bereichern. Die andere beweist: ohne sie geht der Bauernstand und die Getreideproduktion, und mit beiden die Wehrkraft des Volkes und die Selbständigkeit des Landes im Kriegsfall zu Grunde; auch wirthschaftlich ist die Stärkung des Bauernstandes gleichbedeutend mit der Mehrung des allgemeinen Wohlstandes: hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt, u. s. w. Die Kunst der Parteiberedsamkeit besteht lediglich darin, den Hörer oder Leser die Sache nur von einer Seite sehen zu lassen, die andere zu verdecken oder das Auge für sie zu blenden, daß es sie nicht bemerken kann.

Unterstützt werden die Beweisführungen durch persönliche Verdächtigungen und Beschimpfungen. Was immer geeignet ist,

Abneigung und Mißtrauen gegen die Gegner, im Ganzen und im Einzelnen, hervorzubringen, ist der Parteiberedsamkeit hoch willkommen. Die Einen wissen von jüdischen Wucherern und Gaunern, die Andern von junkerlichem Uebermuth oder Soldatenmißhandlungen, die Einen von prozenhaftem Bourgeoishochmuth, die Andern von Rohheit des Böbels und Terrorismus gegen die Arbeitswilligen, die Einen von Sittlichkeitsvergehungen katholischer Priester, die Andern von Exzessen liberaler Professoren zu berichten. Mit tausend Augen und Ohren fängt die Parteipresse jeden Skandal auf, mit dem sich gegen die Gegner etwas machen läßt; und wenn sich gerade nichts zuträgt, nun, so erfindet man etwas; etwas wird schon, selbst wenn man später zur Richtigstellung genöthigt werden sollte, hängen bleiben. Die amerikanische Presse soll besonders Hervorragendes in dieser Richtung leisten. Doch scheint mir nicht, daß unsere einheimische Presse, und das gilt von der Presse aller Parteien, wenn auch von den einzelnen Blättern in verschiedenem Maße, noch nöthig hat bei jener in die Schule zu gehen. Besonders beliebt ist bei uns die Denunziation, daß die Gegner im Dienst des Auslandes ständen, bezahlt oder unbezahlt, bewußt oder unbewußt. Wer in militärischen oder politischen oder gar in sogenannten nationalen Fragen sich ein unbefangenes Urtheil bewahrt und nicht jede Maßregel unbefehens für zweckmäßig oder gerecht hält, die zum „Schutz der nationalen Interessen“ gefordert oder getroffen wird, der darf mit einiger Zuversicht darauf rechnen, daß ihm wenigstens Mangel an Nationalgefühl, Besorgung der Geschäfte des Auslands, auch wohl Verrath am Vaterlande vorgeworfen wird. Ein ebenso bequemes als nichtswürdiges Verfahren: bequem, weil es jeder sachlichen Diskussion enthebt, nichtswürdig, weil dieser Vorwurf regelmäßig auch mit dem subjektiven Bewußtsein der Unwahrheit gebraucht wird. Nennt man Jemand einen Revolutionär, einen Feind der bürgerlichen Ordnung, oder auf der andern Seite einen Volksfeind und Tyrannenknecht, so kann dieser Vorwurf objektiv falsch, aber subjektiv wahr, aus gutem Glauben kommen; von dem andern Vorwurf wird das nicht leicht angenommen werden können.

Es sind diese Dinge, die allen Menschen von lebhafterem Wahrheitsfinn das Parteitreiben so widerwärtig machen. Das Parteiwesen fordert von Jedem, der sich ihm gefangen giebt, daß er sich jenseits von Gut und Böse und ebenso jenseits von Wahr und Unwahr stellt; für ihn darf es nur einen Unterschied geben:

für oder gegen die Partei. Ist die Wahrheit dem Parteiinteresse schädlich, so muß sie verschwiegen oder umgebracht werden; ist die Lüge der Partei bequem oder nützlich, so muß sie vertreten werden. Ist das Recht gegen die Partei, so gilt es nicht, hilft das Unrecht zum Zweck, so giebt's kein Bedenken: der Zweck heiligt die Mittel. Das ist die Tendenz des Parteiwesens. Es kann Jemand einer Partei angehören und dabei doch persönlich ein ehrlicher Mann sein. Der Parteimann als solcher kann sich im Kampf des politischen Lebens jenem Einflusse schwerlich ganz entziehen: als Parteimann darf er nicht gerecht und nicht aufrichtig sein; er muß mindestens Manches schweigend dulden und wohl auch nach außen vertreten, was er innerlich mißbilligt. Er muß, was er schändlich nennt, wenn es gegen ihn und seine Partei geübt wird, geschehen lassen oder gutheißen, wenn es von Genossen gegen Gegner geübt wird. Das Parteiwesen dringt auf das Opfer nicht bloß des Urtheils, sondern auch des Gewissens.

Sollte Jemand dies Urtheil hart und unbillig erscheinen, nun, so denke er, es sei von der Partei und der Parteipresse gesagt, die er am meisten haßt, dann wird er es kaum übertrieben finden. Und dann schlage er an seine Brust und spreche: Wir sind allzumal Sünder.

Die Folge ist, daß sich die feineren und empfindlicheren Naturen, angewidert von dem Parteitreiben, aus dem politischen Leben zurückziehen beginnen. In Amerika will man dies längst beobachtet haben; Geschäftspolitiker mit einem mehr oder minder robusten Gewissen sollen dort im öffentlichen Leben überall eine große Rolle spielen. Sind wir auf demselben Wege? Von einem Sinken des Niveaus der Volksvertretungen ist auch bei uns vielfach die Rede. Und es wäre dann wohl nicht allein auf der intellektuellen Seite zu suchen. Die Art, wie man über die Angelegenheit der dänisch redenden Nordschleswiger vor Kurzem handelte, wäre noch vor dreißig Jahren schwerlich möglich gewesen. Die Bolensschwärmerei zur Zeit unserer Väter war gewiß politisch unflug; andererseits kann ich doch nicht finden, daß sie sich ihrer vor ihren politisch gewiß viel klügeren Söhnen menschlich zu schämen hätten. Und ob sie sich vor dem Berliner Straßenjungen, der zur Verherrlichung der Politik des Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein zitirt wurde, wegen ihres Mangels an Nationalgefühl geschämt hätten, dessen bin ich auch nicht sicher. Vielleicht hätten

sie an ein Wort Lessings erinnert, daß es eine Linie gebe, jenseits deren der Patriotismus aufhöre, Tugend zu sein.

Der Apostel Paulus sagt an bekannter Stelle von der Liebe: sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Von dieser neuesten Form der ‚Waterlandsliebe‘ ist dies nicht gesagt; eher wird das Gegentheil gelten. Daß sie der Wahrheit sich freue, das wenigstens wird niemand behaupten wollen: und ein wenig Freude an dem, was den Gegnern zur Kränkung angethan wird, ist ihr wohl auch nicht fremd.

Es ist in jüngster Zeit hie und da die Frage erwogen worden: was doch dem kürzlich verstorbenen v. Egidy so viele Herzen gewonnen habe? Daß es nicht eine ungewöhnliche Kraft des Geistes gewesen sei, darüber sind wohl Alle einig. War es dies, daß man empfand, hier trete ein Mann öffentlich auf, der keiner Partei angehören konnte und wollte, weil er das übliche Opfer an Heuchelei und Haß nicht bringen wollte? ein ehrlicher und wahrhafter Mann, ein Mann, eben darum „auserlesen aus Zehntausend“?

3. Die Monarchie und die Parteien.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich das erste Gebot einer monarchischen Regierung: sich keiner Partei gefangen zu geben.

Die Stellung des Monarchen ist damit gegeben, daß er das ganze Volk repräsentirt, nicht diesen oder jenen Theil, nicht diese oder jene Partei oder Interessengruppe. Seine Macht und Würde ist mit der Macht und Würde des Volks selbst untrennbar verbunden: darum liegt die Vertretung des Volks nach außen in seiner Hand. Die Kraft seiner Herrschaft beruht auf dem Gedeihen aller Kreise der Bevölkerung, darum ist die Verwaltung der Gerechtigkeit in seine Hand gelegt. Die Dynastie ist das von dem geschichtlichen Leben der Völker mit unbewusster teleologischer Nothwendigkeit hervorgebrachte Organ, durch das sie sich die Einheit des Willens nach außen sichern und nach innen einen von den Parteien unabhängigen, im Dienst der Gerechtigkeit stehenden Träger der Staatsgewalt schaffen. Eine Dynastie, die diese beiden großen Aufgaben des Staatslebens erfüllt, die Einheit nach außen und die Gerechtigkeit nach innen darstellt, ist für ein Volk ein Schatz von unermäßigem Werth: die Geschichte des preußischen Staats giebt hierüber sehr zugängliche Belehrung. Verliert aber die Dynastie diese Stellung, sinkt sie in den Dienst einer Partei, einer Klasse herab, dann wird die

monarchische Verfassung zu einer ungeheuren Gefahr: *abusus optimi pessimus*. Die Geschichte des französischen Königthums ist hierfür ein warnendes Beispiel: das alte Heer- und Volkskönigthum zu einem nichtigen Prunk- und Hofkönigthum entartet, die königliche Majestät dienend, alle Mißbräuche und alle Korruption aller Orten gegen die Kritik, als die Majestät beleidigend, zu decken.

Von den zahlreichen Lehren der praktischen Politik, die Bismarck erst durch seine Thaten gelehrt und nun durch seine Erinnerungen dem deutschen Volke und seinen Fürsten eingeschärft hat, ist keine wichtiger und beherzigenswerther als die: daß das Königthum nicht zum Diener einer Partei herabsinken darf, wenn es seine Aufgaben erfüllen will. Nach allen Seiten hat Bismarck das preußische Königthum seine Selbständigkeit gegen die Parteien wahren gelehrt: zuerst gegen den bürgerlichen Liberalismus, der ihm die parlamentarische Doktrin aufnöthigen wollte; dann gegen die altpreußischen Konservativen: im Grunde ging seine ganze deutsch-nationale Politik, sichtbar trat die Sache in den 70er Jahren hervor, gegen den Willen dieser Partei; endlich gegen die neue Partei der vereinigten „Besitzenden und Gebildeten,“ die er der kaiserlichen Sozialpolitik Folge zu leisten nöthigte. Das Königthum soll alle Parteien hören, es mag alle benutzen, aber es soll sich auf keine stützen, sich keiner gefangen geben: mag sie sich so dienstwillig und unterwürfig gebärden als sie will, schließlich thut keine etwas um Gotteswillen; jede Partei sucht das Ihre, das ist ihr Naturgesetz. Das Königthum aber soll suchen, was des ganzen Volkes ist.

Eben dasselbe wird nun von der Stellung der Beamten im monarchischen Staat gelten. Der Beamte ist Diener des Königs und des Volkes, und deshalb kann und soll er nicht Diener einer Partei sein. Er wird in den verschiedenen Parteien Vertreter bestimmter Gruppen der Bevölkerung sehen, deren jede ihre besonderen Interessen nach Möglichkeit durchzusetzen bestrebt ist. Er wird Alle mit Aufmerksamkeit und unparteiischer Gerechtigkeit hören, es giebt keine große Partei, hinter der nicht ernsthafteste Interessen und Bedürfnisse, materielle und ideelle, eines Theils der Bevölkerung stünden. Er wird dann nach dem Maßstab des *sum cuique*: Jedem das Gehührende, Jedem nach dem Maß seiner Bedeutung für das Ganze, den Forderungen jeder Gruppe gerecht zu werden suchen; sein Ziel: die Erhaltung und Entwicklung der Leistungsfähigkeit Aller für die höchstmögliche Kultur und Leistungsfähigkeit des Volks. Damit

ist auch seine Stellung zur Sozialdemokratie gegeben; daß hier, vielfach in unerfreulichen Formen, zuletzt doch sehr ernsthafte Interessen eines ansehnlichen Theils der Bevölkerung sich eine politische Vertretung zu schaffen suchen, kann nicht zweifelhaft sein. So utopisch die auf dem Parteiprogramm figurirenden Ziele sein mögen — ohne ein Stück Metaphysik thuts nun der Deutsche einmal nicht — so blind die absolute Feindschaft gegen den Staat und die Monarchie, so verblendet die zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen die nationalen Interessen ist, so wird der Staatsmann auf jene zu Grunde liegenden Interessen blicken und sich durch die krausen Reden nicht irritiren lassen. Der eben verstorbene zweite Kanzler des Reichs hat ein der Erinnerung werthes Wort geprägt: den Muth der Kaltblütigkeit müsse man sich bewahren. Sicherlich, nervöse Hast ist eine der schlimmsten und gefährlichsten Eigenschaften, die ein Staatsmann haben kann.

Noch ängstlicher wird sich der Richter hüten in das Parteiwesen zu gerathen. Er dient dem Recht; die Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit ist seine einzige Aufgabe. Die Binde vor den Augen soll Frau Themis nicht unfähig machen, die Dinge zu sehen, wie sie sind, nur Eines darf sie nicht sehen, welche Partei auf dieser oder jener Seite steht. Der Spruch muß derselbe bleiben, wenn die Personen den Platz wechseln, ob ein Deutscher oder ein Pole, ein Konservativer oder ein Sozialdemokrat vor ihm steht, auf dieser oder auf jener Seite steht, davon sieht der Richter nichts. Ist das Richtmaß krumm, dann wird der ganze Bau schief und stürzt zuletzt ein. Es giebt Nichts in der Welt, das größere und berechtigtere Erbitterung erzeugt, als parteiische Handhabung des Rechts.

Hier reiht sich nun noch eine Gruppe von Beamten an, die Lehrer, vom Universitätsprofessor bis zum Volksschullehrer. Die Lehrer sind eigentlich nur zufällig Staatsbeamte. An sich steht ihr Beruf, die Pflege des geistigen Lebens und der Dienst an der Jugend, nicht neben dem Amt des Richters und des Staatsbeamten, er steht vielmehr dem Beruf des Geistlichen und Seelsorgers nahe, mit dem er denn auch früher gemeinsam der Kirche und ihrer Organisation angehörte; noch im siebzehnten Jahrhundert wurde die Schule als Anhang der Kirche und auch die Landesuniversität in erster Linie als Seminarium der Landeskirche und ihrer Schulen angesehen. Die geschichtliche Entwicklung hat den Staat immer mehr auf Kosten der Kirche sich ausdehnen lassen, die Lehrer sind jetzt alle Staatsbeamte, und wir können es nicht

andere wollen; die Engherzigkeit des theologischen Regiments hat dahin gedrängt. Man kann aber sagen: innerlich muß das Verhältniß des Staates zur Universität und Schule dem Verhältniß, das er zur Kirche hatte und noch hat, ähnlich bleiben: der Staat *advocatus ecclesiae*, nicht *dominus* und so nun auch der Schule. Der Staat hat, wie man früher zu unterscheiden pflegte, ein *jus circa sacra*, aber nicht ein *jus in sacra*, er gebietet nicht über den Kult und den Glauben. Nicht anders wäre im Wesentlichen auch seine Stellung zum Unterrichtswesen zu bestimmen: er ordnet alle äußeren Verhältnisse, er sorgt für die äußeren Mittel, er errichtet und unterhält Universitäten, er hält die Gemeinden zur Errichtung und Unterhaltung von Schulen, die Eltern zum Schulbesuch ihrer Kinder an, er regelt den Lehrgang durch allgemeine Lehr- und Prüfungsordnungen und übt die Aufsicht über den ganzen Betrieb; aber in das Heiligthum der Wissenschaft und der Erziehung dringt er nicht mit Gebot und Vorschrift ein: hier läßt er der Persönlichkeit Raum, wohl wissend, daß die Seele sich nicht gebieten läßt. Um mit Luther zu reden: „Das weltliche Regiment hat Gesetze, die sich nicht weiter strecken, denn über Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden. Denn über die Seele kann und will Gott Niemand lassen regieren, denn sich selbst allein. Darum, wo weltliche Gewalt sich vermisst, der Seele Gesetz zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführet und verderbet nur die Seele.“

Den Parteien freilich erscheint diese Enthaltensamkeit unerträglich. Wer die Schule hat, hat die Zukunft, so geht die Rede; also muß man sich des Geistes der Schule und Universitäten versichern, um seine Herrschaft zu befestigen. Und was ist billiger, so fährt jede Partei, die im Besitz der Mehrheit ist, fort, als daß das Volk, das die Lehrer bezahlt, ihnen vorschreibt, in welchem Geist sie unterrichten sollen? stellt die Mehrheit nicht den Volkswillen dar und hat der Volkswille nicht mindestens das Recht, zu fordern, daß ihm feindselige Gedanken und Gesinnungen aus der Schule fern gehalten werden? Und wie viel mehr aus der Universität, wo sich die Wirksamkeit des Unterrichts, da hier die Lehrer gebildet werden, potenzirt?

So hat die Herrschaft der Parteien zu allen Zeiten argumentirt: wahr ist, was uns gefällt; wer anders lehrt, verdirbt die Jugend; so lautete schon die Anklage gegen den Sokrates. Ja, schon die bloße Neutralität ist eigentlich unerträglich; wer nicht mit

mir ist, der ist wider mich! mindestens nimmt er einen Platz ein, für den wir eine bessere Besetzung wüßten.

Deutschland war stolz darauf, daß seine Universitäten nicht nach diesem Gesetz der Parteien regiert wurden, daß hier grundsätzlich nicht die Tauglichkeit, für eine Partei zu werben, sondern die Tüchtigkeit, im Reich der Wahrheit Eroberungen zu machen, um mit Friedrichs des Großen Formel zu reden, bei der Schätzung der Personen den Ausschlag gab. Deutschland darf wohl noch stolz darauf sein, daß die Universitäten nicht im Sinne des Partei-Regiments verwaltet werden. Aber es ist nicht zu verkennen, es geht in jüngster Zeit ein nervöses Zucken durch ihre Reihen; es regt sich die Empfindung, als ob die Versuche der Parteien, ihre Gesichtspunkte der Unterrichtsverwaltung aufzudrängen, zuversichtlicher und erfolgreicher würden, als ob der Widerstand gegen die immer von Neuem auftretenden Anklagen, die sich bald gegen Theologen und Philosophen, bald gegen Vertreter der Staats- und Gesellschaftswissenschaften oder der Geschichte richten, an Festigkeit nachlasse.

Die deutschen Universitäten haben eine lange Zeit tiefen Friedens hinter sich; sie sind überhaupt keine streitbaren, ja beinahe wehrlose Anstalten, weil sie ganz auf dem Prinzip des Individualismus, nicht der Parteiorganisation beruhen. Sollte aber jene Empfindung, jenes nervöse Zucken vorhanden und hier richtig gedeutet sein, so wäre es ein Anzeichen dafür, daß das Bewußtsein ihres Wesens ihnen noch nicht verloren gegangen ist. Ihrer Idee nach im Dienst der Wahrheit, im Dienst des Volksthums, im Dienst zuletzt der Menschheit stehend — denn es bleibt trotz unseren Nur-Nationalen doch dabei, daß es über den völkertrennenden Interessen auch völkerverbindende Güter giebt, und für diese arbeiten die Universitäten und thun es um so mehr, je reiner und kräftiger sie dabei auf dem Boden des eigenen Volksthums stehen — also im Dienst des Ganzen und des Allgemeinen stehend, ertragen sie nicht ein Regiment der Parteien, sind sie empfindlich gegen jedes Hineinspielen parteipolitischer Gesichtspunkte in ihr Gebiet.

Vielleicht sind die Universitäten durch diese ihre Empfindlichkeit geeignet, der Monarchie als eine Art Warnungsapparat zu dienen, wenn sie in Gefahr geräth, den Parteien mehr nachzugeben, als im Interesse sowohl des monarchischen Regiments als des Volksganzen ist. Ziehen sie sich eben dadurch die Mißachtung und Abneigung der Parteien zu, die bei jenem Vorgang zu gewinnen hoffen, so

werden sie das ertragen müssen, ja darin ein gutes Zeichen dafür sehen dürfen, daß sie noch im tauglichen Stand sind. Der Tag, an dem sie sich des unbedingten Lobes der Scharfmacher aller Richtungen zu erfreuen hätten, wäre für sie kein Ruhmestag.

Allen gefallen ist schlimm, sagt ein griechischer Weiser. Ich möchte das Wort für die deutschen Universitäten so wenden: den Mehrheitsparteien gefallen ist schlimm. Und in gewissem Maße wird dies auch für die Ministerien gelten: einige Unzufriedenheit der Mehrheitsparteien mit einem Ministerium ist ein Anzeichen dafür, daß darin die Forderungen der Gerechtigkeit und der Sache mehr gelten als die Forderungen der Parteien. Und für kein Ministerium wird dies in so hohem Maße gelten, als für das ‚Ministerium des Geistes‘; das Wesen des Geistes ist Freiheit und Wahrheit, das genaue Gegentheil des Parteiwesens.

Offentlich dienen die jüngsten Hegerien der ‚gutgesinnten‘ Presse gegen dieses Ministerium, aus Anlaß einer gelegentlichen Verhandlung über Volksschulbildung dazu, ihm das Bewußtsein zu mehren, daß es keine Ehre bringt, den Mehrheitsparteien gute Dienste zu leisten: Die Geschichte wird ihm einmal ihre Anerkennung ungefähr nach dem Maß seiner Widerstandsfähigkeit gegen das Andringen der herrschenden Parteien bemessen.

✓ Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung.

Von

Carl Boretsch.

Nicht Wallenstein oder Gustav Adolph, nicht Ludwig XIV., nicht Friedrich der Große hat auf die Dichtung der Mit- und Nachwelt so tief gewirkt wie der erste Napoleon. Zahllos sind die Dichtungen, die ihm gewidmet sind. Kaum eine Dichtgattung, in welcher er nicht seine Verherrlichung gefunden hätte. Es waren nicht bloß die Schmeichler, die sich zur Zeit des Glanzes um seinen Thron scharten und seine Größe besangen, nein, auch als er nichts mehr zu gewähren hatte, als er schon längst im Grabe auf dem Felseneiland Ruhe gefunden, gerade da ist er der Held einer stets reicher sprossenden Dichtung geworden und geblieben. Selbst politische Gegner haben ihm ihre Bewunderung nicht versagt, begeisterte Legitimisten sind zu glühenden Verehrern Napoleons geworden. Und was noch wunderbarer ist: diese Verherrlichung hat sich nicht auf das Volk der Franzosen beschränkt, weit über die Grenzen Frankreichs und der französischen Sprache hinaus hat seine Persönlichkeit und sein Schicksal auf die Dichter gewirkt, und gerade die Dichter des Volkes, das am schwersten unter ihm gelitten, stehen hier in der vordersten Reihe. Wenn hier in Deutschland unmittelbar nach der Befreiung von der drückenden Fremdherrschaft eine Poesie entstand, welche nicht im Geringsten der Verherrlichung Napoleons galt, so werden deren Erzeugnisse mehr als aufgehoben durch die Dichtung der Folgezeit, wo die Dichter wetteifern, dem Manne, welcher so verhängnißvoll in die Geschichte

Deutschlands und Europas eingegriffen, ihre Schuldigungen darzubringen.

Bei Napoleon hat die Dichtung wirklich, im buchstäblichen Sinn des Wortes, am Tag nach dem Ereigniß eingesetzt, das es zu feiern galt. Am 19. Brumaire (9. November 1799) hatte der General Bonaparte den Rath der Fünfhundert in Saint-Cloud mit Bayonnetten auseinander treiben lassen, und schon am 22. desselben Monats konnte das Theater Favart Semrins Baudeville *Les Mariniers de Saint-Cloud* aufführen, ja der nächste Tag brachte gar noch zwei weitere auf das Tagesereigniß bezügliche Stücke: in dem Baudeville-Theater die von einem Ensemble von sechs Autoren verfaßte *Girouette de Saint-Cloud* und im Konkurrenztheater, im *Théâtre des Troubadours*, das Baudeville *Une journée de Saint-Cloud ou la Pêche aux jacobins*, welches drei Autoren seine Entstehung verdankt. Selbstverständlich spielt in diesen Stücken die Politik die erste Rolle. Alle drei nehmen sie Partei gegen den Senat und für Bonaparte, er ist der Heiland, der Frankreich errettet hat.

Von da ab ist die dramatische Muse Napoleon treu geblieben. Der Zug über den großen St. Bernhard, die Siege von 1806 und 1807, die Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Niemen, der ersehnte Friedensschluß, die Vermählung mit Marie Louise, die Geburt des Königs von Rom: alles das rief eine Unzahl von Baudevilles, Opern und sonstigen Stücken hervor, die freilich, zum meist aus Byzantinismus oder doch wenigstens aus Sensationsbedürfniß hervorgegangen, wenig poetischen Werth besitzen und heut zu Tage mit Recht vergessen sind.

So wenig wie die Dramatik hat auch die Lyrik damals gefeiert. Schon 1807 konnte Joseph-Etienne Esménard, der im gleichen Jahre auch die auf Napoleon gemünzte Oper „Trajan“ schrieb, die *Couronne poétique de Napoléon* herausgeben, eine Sammlung, in welcher mit fremden Gedichten zu Ehren des Kaisers zahlreiche seiner eigenen gemischt waren. Der alte Ecouchard Lebrun, der sogenannte Pindar des achtzehnten Jahrhunderts, hat noch in seinen späten Tagen seine Harfe umgestimmt, die zuvor das Lob anderer Götter, zuerst das Ludwigs XVI. und seines Hofes, dann das Robespierres und anderer Revolutionshelden getönt hatte. Sein jüngerer Namensvetter, Pierre Antoine Lebrun, folgte seinen Spuren und debutirte als Zwanzigjähriger glücklich mit einer „Ode auf die große Armee“, denn Napoleon wußte solche

Talente und solche poetische Leistungen zu würdigen und derartige Dichter durch Jahrgehälter und hohe Stellungen dauernd an seinen Triumphwagen zu spannen.

Selbst das Ausland fehlte nicht: in Italien hatten Viele in dem Sieger von Arcole und Lodi den Befreier Italiens von der Fremdherrschaft erblickt, die Gründung der cisalpinischen, nachmaligen italienischen Republik wurde mit Jubel begrüßt. Zu den ersten Bewunderern Bonapartes gehörte, als Politiker wie als Dichter, Vincenzo Monti. Zu ihm gesellt sich Ugo Foscolo, dessen Ode a Bonaparte liberatore 1797 durch Dekret der Giunta di difesa generale der Cispadanischen Republik auf Staatskosten gedruckt wurde. Die Ueberlassung des ganzen Venetiens an Oesterreich im Vertrag von Campoformio rief zwar bei vielen Italienern, zumal bei Monti und Foscolo, viel Mißstimmung hervor, Foscolo schrieb zu seiner Ode von 1797 ein flammendes Nachwort, in dem er um Freiheit für das italienische Volk, um Frieden für Europa bat und den Konsul vor seinem eigenen Ehrgeiz warnte. Für den Kongreß von Lyon, welcher die Verhältnisse der neuen Republik ordnen sollte und von Monti mit einer Kanzone begrüßt wurde, schrieb Foscolo die Lobrede auf Bonaparte, den Istitutore della Repubblica Cisalpina, den Liberatore di Popoli, der denn auch auf demselben Kongreß zum Präsidenten der italienischen Republik und nach seiner Erhebung zum französischen Kaiser zum König von Italien ernannt wurde und sich in Mailand die eiserne Krone aufs Haupt setzte. In die folgenden Jahre fallen Montis Napoleondichtungen, und schon 1807 verleiht der Dichter Bucciarelli dem Kaiser schmeichelnd den Beinamen des Großen in seiner „Canzone su Napoleone il grande“.

Das Alles nahm mit Napoleons Sturz zunächst ein jähes Ende. Nur schüchtern hatte sich unter seiner Herrschaft das freie Wort hervorwagen dürfen, das die bestehenden Zustände kritisiert und auch vor den Stufen des Throns nicht Halt macht. Er, selbst ein Sohn der Revolution, welche Freiheit und Gleichheit für die Menschen proklamirt hatte, unterdrückte die Freiheit des Wortes strenger als jene, die vor der Revolution den französischen Thron eingenommen. Charles Nodier, der 1803 durch eine zuerst handschriftlich verbreitete, dann anonym gedruckte satirische Ode „La Napoléone“ von sich reden machte und darin von einem unter neuer Kette seufzenden Volk und von Durst nach Freiheit redete, durfte seine Kühnheit mit einer — freilich kurzen — Festungshaft

und beständig sich wiederholenden Polizeichickanen büßen. Chateaubriand verscherzte sich durch seine unzeitige Begeisterung für Pressefreiheit und seine Anspielungen auf Gewaltherrschaft den Eintritt in die französische Akademie — der strengen Zensur der Presse, der Beschränkung in der Zahl der Theater gar nicht zu gedenken.

Je fester Napoleon das freie Wort gefesselt hatte, um so gewaltsamer machte es sich Luft nach seinem Sturz. Die Völker Europas athmeten auf und mit ihnen das französische Volk, das selbst genug unter dem autokratischen Regiment, unter den unzähligen Kriegen gelitten hatte. Damals war es, als Chateaubriand seine berühmte Broschüre schrieb: *De Bonaparte, des Bourbons et de la nécessité de se rallier à nos princes légitimes pour le bonheur de la France et de l' Europe.* Der englische Dichter Byron weiß in seiner Ode auf Bonaparte nur Schuld um Schuld auf den ehrfürchtigen Tyrannen, auf den herzlosen Zerstörer zu häufen, selbst seine Abdankung wird ihm zum Vorwurf gemacht. Zumal aber in Deutschland, das die Kosten des großen zwanzigjährigen Trauerspiels getragen hatte, brach der lange verhaltene Groll hervor. Neben der edeln, patriotischen, auf die Befreiung des Vaterlandes gerichteten Dichtung eines Arndt, eines Schenkendorf, eines Körner, wuchs damals eine Literatur empor, welche weniger in der Befreiung und Verherrlichung des Vaterlandes als in der persönlichen Verunglimpfung des Gegners ihr Ziel erblickte: Gedichte, Flugschriften, Epigramme und dergl. mehr, nicht zu gedenken der zahllosen Karikaturen jener Zeit. In dieser ganzen Poesie findet sich kaum ein Produkt, das darauf Anspruch machen könnte, mit ästhetischem Maßstabe gemessen zu werden, der Patriotismus wird durch den Fanatismus übertrumpft. *)

Es sind nicht zum Wenigsten diese Schmähungen gewesen welche edler denkende Geister abgeschreckt und zu einer ruhigeren Betrachtung von Napoleons geschichtlicher Bedeutung geführt haben. Als Bedliß seine „Todtenkränze“ schrieb und deren einen auch

*) Von diesem Urtheil kann man selbst Rückerts, „Politische Komödie“ nicht ausnehmen (Napoleon. Politische Komödie in drei Stücken von Freimund Rimar. Ersts Stück: Napoleon und der Drache. 1815. — Zweites Stück: Napoleon und seine Fortuna. 1818. — Das dritte Stück ist nicht erschienen). Es ist eine politisch-satirische Allegorie, ohne wahren Witz, aber mit desto mehr körnigen Erbheiten ausgestattet. Am makstosesten in ihren Invektiven gegen Napoleon sind freilich andere Dichter, deren Produkte man in einer merkwürdigen Anthologie: Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte 2c. (Stuttgart 1849. 6 Bändchen in 2 Bänden) nachlesen mag.

Napoleon weichte, hat er gerade diese Empfindung zu poetischem Ausdruck gebracht:

„Weil mich die Welt an dieses Todten Stätte
Ankelt, die erbärmliche, gemeine!
Denn wie Gewürm ist sie vor ihm gekrochen,
Als er noch lebte in des Glückes Scheine.
Da um die reichen Schätze Persiens hätte
Kein Mund ein lautes Wörtlein nur gesprochen;
Nun drängen sie hervor sich um die Bette
Und speien Hohn und Schmach aus auf die Manen
Des alten, hingeschmetterten Titanen,
Sie, die zum Prunk getragen seine Kette! —
Ihn hassen war erlaubt, ohnmächt'ge Rotte,
Doch viel zu hoch gestellt war er dem Spotte.“

Es waren freilich noch andere, mehr innerliche Momente, die bei dem raschen Wandel des Urtheils über Napoleon mitgewirkt haben. Als Zedlitz diese Verse veröffentlichte, waren schon Jahre seit Napoleons Tod dahingegangen. Und schon vor seinem Tod hatte sich ein bedeutender Umschwung in der öffentlichen Meinung vollzogen. Der ehemalige Kaiser war damals ein gefangener, ein kranker Mann, fern auf dem einsamen St. Helena, für die Völker Europas nicht so sehr ein Gegenstand der Furcht, als vielmehr ein solcher des Mitleids für empfindende Gemüther. Noth und Gefahr lagen jetzt dahinten, die bitteren Erfahrungen traten allgemach zurück, die ruhige laue Gegenwart erschien kaum besser als die unruhevolle, stürmische Vergangenheit. Damals war es, wo in Frankreich drüben der Herold des Napoleonischen Ruhmes, Pierre Béranger, sich erhob und seine ersten Lieder zum Preis Napoleons und seines Heeres erklingen ließ. Und schon vorher, kurze Zeit nach dem Schlage von Waterloo und der zweiten, definitiven Abdankung des Kaisers, hatte Casimir Delavigne seine „Messenierlieder“ angestimmt, die das Unglück Napoleons als dasjenige Frankreichs beweinen, die Trost für die traurige Gegenwart in den glänzenden Erinnerungen der Vergangenheit suchen und endlich dem verbannten Kaiser selbst ihre Huldigung darbringen. Ja selbst in Deutschland, das soeben noch von der Poesie des Hasses überschäumte, brachen sich neue, mildere Strömungen Bahn. Wenige Jahre nach des Kaisers Sturz dichtete Platen seine Ballade „Columbos Geist“ (1818), wo dem mit dem Geschick habernnden Gefangenen des Northumberland das Schattenbild des Columbus erscheint und zum Troste prophetische Blicke in die

künftige Weltgeschichte eröffnet. Und wenn uns Heines Freund Joseph Neunzig recht berichtet*), so war es im Sommer 1819, als Heinrich Heine mit begeisterungsstrahlenden Wangen zu ihm kam und ihm die soeben vollendete Ballade von den beiden Grenadieren vorlas.

Seit Napoleons Sturze war nur kurze Zeit vergangen, und doch hatten sich die Dinge geändert. Manche alte Wunde war vernarbt, alte Sympathien, welche durch den Sturm der Befreiungskriege hinweggefegt schienen, waren wieder erwacht und so mancher Wunsch, dessen Erfüllung man von dem Siege der Allirten erhofft und erwartet hatte, waren noch unerfüllt geblieben. Und wie stand es in Frankreich selbst? Die fremden Sieger hatten die Bourbonen wieder auf den Thron zurückgeführt. Auf wie schwachen Füßen dieser stand, hatte die Geschichte der hundert Tage gezeigt: das bloße Erscheinen Napoleons mit einer Hand voll Soldaten auf französischer Erde genügte, ihn über den Haufen zu werfen. Nach Napoleons abermaliger Niederlage und Abdankung wurde die Restauration definitiv, der „weiße Schrecken“ forderte seine blutigen Opfer unter den Kaiserlich Gesinnten. Die Konstitution, welche Ludwig XVIII. seinem Volk gegeben, wurde von den zurückgekehrten Aristokraten alten Schlages mit scheelen Augen angesehen und in ihrem Fortbestande fortwährend bedroht. Die persönliche Freiheit war beschränkt, die Zeitungen einer strengen Zensur unterworfen. So war hier gegenüber dem Napoleonischen Regiment nichts gebessert. Und das, was den Druck desselben weniger hatte empfinden lassen, fehlte der Bourbonischen Regierung völlig: die Gloire. Bis 1818 standen die Okkupationstruppen der fremden Mächte auf Frankreichs Boden. So war Grund genug zur Unzufriedenheit vorhanden, Männer wie Béranger und Paul-Louis Courier gaben ihr, der Eine in festen Liedern, der Andere in Flugschriften, offen Ausdruck. Die Erinnerung an die glänzende Vergangenheit war noch mächtig und ließ die Gegenwart nur in einem desto trüberen Licht erscheinen.

So lagen die Verhältnisse und das waren die Stimmungen, als die Kunde von dem Tode des Kaisers nach Europa gelangte. Ist es da wunderbar, daß der todte Napoleon Vielen wie ein glänzender Heros gegenüber seinen Widersachern erschien, daß die Dichter in diesem Manne menschliche Größe feierten, daß nicht nur

*) S. Adolf Strodtmann, *H. Heines Leben und Werke*. 8. Aufl. I, 57.

französische Dichter, nein, auch Italicner und Deutsche an den Sarg des Todten traten, ihm einen Lorbeerkranz zu spenden? In Frankreich selbst waren es Véranger, Pierre Lebrun, Lamartine, Victor Hugo, die — freilich mit sehr verschiedenen Gefühlen — poetische Gaben auf Napoleons Grab niederlegten, Italien sandte seinen Manzoni, Deutschland seinen Grillparzer, seinen Zimmermann, zu denen sich bald noch viele Andere gesellten, die dem Tode des Kaisers ihre Thränen und ihre Lieder weiheten. Deutschlands größter Dichter selbst hat Manzonis Heldenjag an Napoleon dem deutschen Volk in seiner Sprache wiedergegeben, Chamisso hat, unter dem Eindruck desselben italienischen Vorbildes, in einer kleinen dramatischen Szene Napoleons Tod selbst dargestellt, mit Vorliebe haben spätere Dichter bei Napoleons Gefangenschaft und Ende verweilt.

Eine stattliche Zahl von Dichtern hatte sich hier am Grabe des Kaisers zusammengefunden, und was sie gesungen, gehört zu dem Besten, was die poetische Verherrlichung Napoleons gezeitigt hat. Nationalhaß und Parteigeist mäßigten am offenen Grabe ihre Leidenschaft: „Nie hat“, singt Lamartine, „die Leier der Dichtkunst die Gräber beschimpft, zu allen Zeiten war der Tod des Ruhmes Nihil.“ So wird Napoleons Tod der Ausgangspunkt einer neuen Dichtung, der Anfang der wahren „Histoire poétique“ des Kaisers. Hatte vorher auf der einen Seite niedere Schmeichelei, auf der anderen blinder Haß die Feder geführt, so kommt jetzt eine ruhigere, objektivere Betrachtung zu Worte, die sich mehr und mehr über persönliche Rücksichten, über die Schranken der Partei, ja selbst der Nation erhebt. Zu diesem Standpunkt ist die Dichtung in Deutschland freilich weit eher und auch in ganz anderem Maße gelangt als in Frankreich, wo der todte Napoleon nicht nur eine poetische, sondern zugleich eine politische Figur war und blieb und namentlich von allen denen auf das Schild gehoben wurde, welche die Restauration bekämpften.

Mannigfach ist die Form, in welche die Dichter ihre Gedanken kleiden, verschieden die Ziele, welche sie sich setzen. Die Lyriker suchen zumeist ein Gesamtbild der Persönlichkeit zu geben, Epik und Dramatik begnügen sich in der Regel, eine bedeutungsvolle Episode aus diesem inhaltreichen Leben hervorzuheben, dem ganzen Napoleon gerecht zu werden haben nur Wenige versucht. Als Gustav Schwab 1829 seine Uebersetzung des „Napoléon en Égypte“ herausgab, sagte er von diesem Werke: „ich fand, wenn

auch kein Epos (was die Verfasser selbst bekennen), doch eine herrliche Episode aus dem Heldenleben, das sich vor unseren Augen als Geschichte entwickelt hat, und für dessen Totalität der Sänger vielleicht erst nach Jahrhunderten geboren wird“.

Nur wenige Jahre vergingen, und es erschien ein Dichter, der getrost das kühne Wagnis unternahm, vor dem Andere scheu zurückgewichen waren:

Wag' es kühn, so hör' ich schmeichelnd des Gelingens Ahnung flüstern,
Mit der Welle des Gesanges jenen Namen zu verschwiftern,
Der mit der Bewund'ring Hauche von der Völker Lippen quoll,
Und bei dessen Klang des Jünglings Herz, das Herz des Greises schwoll.

Zweifel warnen: Du erlühnest Dich die Saiten anzuschlagen?
Du, des Friedens Sohn, den immer von des Helden Siegeswagen,
Ungefügter Knabenschmucht spottend, hielt entfernt die Zeit,
Den sie nach des Sternes Sinken von den Fesseln erst befreit?

Ja er wagt's, der Heldengröße Huld'gung im Gesang zu zollen,
Wohlbewußt, ihr einzig würd'ger Herold sei des Donners Rollen.
Aus des Liedes engem Rahmen leuchte des Gewalt'gen Bild:
Biegt sich spiegelnd doch im Tropfen Thau's der Sonne flammend Schild.

Der dies geschrieben, nannte sich Franz Freiherr Gaudy, und die Dichtung, welche er so bescheiden einführte, waren seine „Kaiserlieder“, die er im Winter 1834/35 gedichtet und im Laufe des Jahres 1825 veröffentlicht hat. Unter den Dichtern seiner Zeit hat er sich sein eigenes Ziel zur Verherrlichung Napoleons gesteckt. Er wollte das ganze Leben des Kaisers umfassen, von da an, wo sich der Knabe durch Eigenart und Begabung vor seinen Altersgenossen auszeichnet, bis zu seinem Tod, er wollte zu Napoleons Ehren das schaffen, was in alter Zeit das Epos gewesen war, was weder die französischen noch die deutschen Dichter vor ihm erreicht hatten.

Und doch ist auch seine Dichtung wiederum nur ein Glied in der langen Kette der Dichtungen, welche die Nachwelt den Manen des Korsen dargebracht hat. Das Ziel hat er sich selbst erwählt, aber auf dem Wege dahin ist er nicht selten den Spuren jener gefolgt, die vor ihm ähnliche Pfade begangen. Er war, er sagt es selbst, noch Knabe, als Napoleon seine Siege erfocht, aus geschriebenen Quellen mußte er die genauere Kenntniß von dem Leben dieses Mannes schöpfen und auch die Dichter hat er dabei nicht verschmäht. So mag ein Blick auf die bedeutendsten der

Napoleondichtungen vor ihm uns zur Betrachtung seines eigenen Werkes überleiten.)*

I.

Es war nur zu natürlich, daß in Frankreich die Erinnerung an die Glanzzeit des Kaiserreiches nicht erlosch: hier war die nationale Geschichte nicht nur, hier war die nationale „Gloire“ eng verquickt mit Napoleons eigenem Leben und Thaten, hier war die persönliche Erinnerung an den Soldatenkaiser lebendig und wirksam, wie sie der französische Chançonniere in seinen Souvenirs du peuple so treffend geschildert hat:

Und er bleibt doch vom Volk bewundert;
 In Strohdachhütten wird allein
 Von seinen Thaten Rede sein,
 Verfloß auch schon ein halb Jahrhundert.

Trägt er allein auch, wie sie lehren,
 Die Schuld an Allem, was geschah,
 Das Volk wird ewig ihn verehren

*) Die Napoleoneposie ist im Zusammenhange bisher noch nicht behandelt worden. Einzelne Bemerkungen finden sich zerstreut in Sainte-Beuve's Essays und Kritiken. Bibliographische Angaben, namentlich über die französischen Dichtungen, bringt Larousse in seinem großen Dictionnaire unter dem Artikel Napoleon, doch stimmen seine Titelanangaben nicht immer mit den — wir zumeist in Originaldrucken vorliegenden — Theaterstücken der Vier Jahre überein. Théodore Muret behandelt in seiner Histoire par le théâtre 1789—1851 (Paris 1865) auch die französischen Napoleonepöme, schließt aber den zweiten Band vor der Julirevolution (mit der Aufführung von Hugos Hernani) ab, und ein weiterer Band ist meines Wissens nicht erschienen (auch auf der Pariser Nationalbibliothek nicht vorhanden). Francis Magnard giebt in einem 1894 in der ersten Nummer der Revue de Paris erschienenen Artikel La Résurrection d'une Légende einen lesenswerthen Ueberblick über die Entwicklung der Napoleonischen Legende, aber mehr vom Standpunkte des Historikers, während die Dichtung nur andeutungsweise behandelt wird. Ausführlich hat jüngst Paul Holzhausen „Zimmermanns Verhältniß zu Napoleon I.“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (12. Februar 1898) dargestellt. — Die folgende Betrachtung bezweckt keineswegs Vollständigkeit, sondern die Darstellung der Entwicklung in ihren Hauptzügen bis auf Gauby.

Vorliegender Aufsatz wurde am 9. Mai v. J. an die Redaktion der Zeitschrift eingekandt. Seitdem sind noch einige Aufsätze von Holzhausen über „Die Anfänge Bonapartes im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. Oktober vor. Jg. (No. 234) und vom 9. und 10. Februar d. J. (Nr. 33, 34) erschienen, wo der Verfasser mit bewundernswerthem Spürsinn auch die vergessenen deutschen Bonapartedichtungen der Frühzeit ans Licht zieht. Für unsere Darstellung sind dieselben nicht von Bedeutung. Noch nicht zu Gesicht gekommen ist mir eine im neuesten Heft der Revue d'histoire littéraire de la France (1899, S. 162) erwähnte Monographie von Jules Garjou über Béranger et la légende napoléonienne, sowie eine vor einiger Zeit erschienene Publikation per nozze von Pitre, Canti popolari d'Italia su Napoleone I.

So nimmt es nicht Wunder, daß der Kaiser gar bald aus einer geschichtlichen Gestalt mehr und mehr zu einer Figur der Legende wird. Und noch Anderes wirkt mit, das Interesse an seiner Person und an seinem Leben immer wieder von Neuem wachzurufen, seine Gestalt mit verklärendem Schimmer zu umkleiden. Bald nach seinem Tode erscheinen die Memoiren, welche sein Leben und Leiden auf der Insel St. Helena schildern und den Kaiser zum Märtyrer stempeln. Und wie über die Jahre der Gefangenschaft, so wachsen die Memoiren über Napoleons früheres Leben, zumal über seine Kriege, zu Duzenden hervor. Diese Werke wurden eifrig gekauft, gelesen, übersetzt. Sie sind ein wichtiges Förderungsmittel der Napoleonischen Legende geworden, sie übernehmen in der Geschichte der poetischen Verklärung Napoleons zu einem guten Theil die Rolle, welche in der alten Zeit der Sage zufällt.

Das ausschlaggebende Wort aber sprechen die Dichter. Hier stehen Victor Hugo und Pierre Béranger in erster Reihe: auf dem erhabenen Kothurn der klassischen Ode schreitet jener einher, dieser kleidet seine Gefühle in die Form der leichtbeschwingten Chanson, jener reflektirt und geht gern besondern, subjektiven Ideen nach, dieser erzählt lieber und giebt gern die von ihm belauschte Stimmung des Volkes wieder.

Hatte Victor Hugo in seiner Ode auf Napoleons Tod den unverhüllten Legitimisten zur Schau getragen und aus diesen Gefühlen heraus die Bedeutung des Todten beurtheilt, so sind an deren Stelle sehr bald andere Empfindungen bei ihm getreten. Seine Begeisterung für das Bourbonische Königthum nimmt allgemach merklich ab, und umgekehrt steigt die Verehrung für Napoleon höher und höher. In seiner Ode auf den Tod des Kaisers war dieser noch eine Geißel Gottes, die mit Schwert und Feuer über die schuldigen Völker geherrscht, jetzt wird er zum Helden, der den Fuß auf Frankreichs Feinde gesetzt, zum Riesen, der neben Karl den Großen gestellt zu werden verdient. Sankt Helena und Korsika sind die beiden Inseln, die der Herr aus den Abgründen empormachen ließ für ihn: hier seine Wiege, dort sein Grab, hier die Träume seiner Kindheit, dort die stillen Betrachtungen seines Lebensabends. Und in der berühmten Ode an die Vendomesäule wirft der Dichter den Bourbonen endgiltig den Fehhandschuh hin, bewundernd steht er vor der Säule, deren eiserne Bilder von den Thaten des siegreichen Imperators reden:

Hugo ist aus einem strengen Royalisten einer der bedeutendsten Verherrlicher der Napoleonischen Gloire geworden.

Weniger pathetisch, aber nicht minder begeistert, ist die Muse Bérangers. Der Chansonnier wählt für seine Dichtung die Form des sangbaren Liedes, mit stets wiederkehrendem Refrain am Schluß der Strophen, erdichtet nach bekannten Melodien und sichert so seinen Liedern und Ideen die weiteste Verbreitung. Es ist eigenthümlich: so viele Lieder Béranger dem Ruhme Napoleons geweiht hat, kein einziges feiert eine seiner Schlachten, einen seiner Siege, kaum eines überhaupt ein bestimmtes Ereigniß: nur das Lied auf des Kaisers Tod, und auch hier ist es erst die letzte Strophe, welche auf das Ereigniß selbst Bezug nimmt. Alte Veteranen bitten ihn, den letzten Ruhmestag, die Schlacht von Waterloo, zu besingen — er lehnt es ab:

Dir dankt das Volk, so schmeicheln wir Soldaten,
 Der Lieder viele, die es singen mag;
 Ein letztes Lied nach unseren letzten Thaten!
 Besinge den verhängnißvollen Tag.
 Den Tag, der unser Blut umsonst vergossen,
 Wo nicht der Ruhm, wo nur das Glück uns mied. —
 Ich sprach erröthend, und die Thränen flossen:
 Verdüstern soll sein Name nie mein Lied.

An solchem Tag, zu Chäronea, siegen
 Hat seinen Feind auch Griechenland gesehen;
 Die Säger Griechenlandes aber schwiegen,
 Verbüllt in düst're Trauer schwieg Athen.
 Am Tag, wo unser heller Stern gefallen,
 Wo sich das Schicksal wider uns entschied,
 Da hörte Frankreich Freudenruf erschallen, —
 Verdüstern wird sein Name nie mein Lied.

Béranger zieht es vor, anstatt der Thaten Napoleons ihre Wirkung auf die Mit- und Nachwelt darzustellen, und er hat damit der Napoleonischen Legende mehr als irgend ein Anderer gedient. Er schwelgt in den Erinnerungen des Volkes, er zeigt uns das alte Großmütterchen, das noch in späten Enkeltagen der laufenden Kindern von ihm erzählen und von dem Grufe schwärmen wird, den er ihr im Vorbereiten geboten, das noch mit Stolz das Glas zeigt, aus dem er auf seiner Flucht, geschlagen und elend, sich gelabt hat. Und vor Allem sind es die alten Krieger, die unter ihm gedient, seine „alten Murrköpfe“ — die vieux grognards — welche der Dichter vor die Augen des Publi-

kums führt: der alte Sergeant, der neben dem Spinnrad seiner Tochter sitzend von den alten Zeiten träumt und mit Verachtung jener gedenkt, die feige des Kaisers Tricolore so rasch verlassen haben und nun gehorsam dem Lilienbanner folgen — der Invalide, der zur Zeit des Unglücks die Fahne gerettet und unter dem Stroh vergraben hat, um sie dereinst in besseren Zeiten zu neuem Glanze aus dem Staub emporzuheben — der alte Korporal, der in so vielen Schlachten für den Kaiser gefochten, der von ihm selbst das Kreuz empfangen und nun unter der Bourbonenherrschaft zum Tode durch die Kugel verurtheilt wird, weil er sich gegen einen Fährnich des Königs zur Wehr gesetzt — und schließlich die alten Grenadiere, die, wie die beiden in der Februarnacht 1814 vor dem Palast zu Fontainebleau Hartenden, trotz Narben und Wunden, trotz Heimweh und Ruhesehnsucht keine andere Losung kennen als für ihn zu kämpfen:

Da sagt der Eine:

„Mein Blut hat oft genug geflossen,
Ich sehnte mich der Heimath zu.“

Und ihm erwidert der Andere:

„Ich bin zerhauen und zerschossen,
Und wohl bedurft' ich jetzt der Ruh'.“

Beide aber vereinigen sich in dem Gedanken:

„Fahr hin', fahr hin! es ist nicht Zeit,
Um schöne Ruh sich zu bewerben;
Dem Kaiser folgen wir, bereit
Für ihn zu bluten und zu sterben.“

Es waren lebende Modelle, nach denen Béranger gezeichnet hat, aber er hat sie zu den Typen umgeschaffen, die noch lange fortleben sollten und noch bei späteren, zumal auch bei deutschen Dichtern leicht wieder zu erkennen sind.

Neben Hugo und Béranger tritt zurück, was damals in den zwanziger Jahren noch zu Napoleons Ruhme in Frankreich gedichtet worden ist. Zwei Dichter haben sich verbunden, eine Episode aus Napoleons Kriegesleben in Form des Epos darzustellen: Barthélemy und Méry dichteten 1828 ihren *Napoléon en Égypte*. Sie vermähnten das der alten Epik eignende Beiwerk des Wunderbaren und Phantastischen, sie wollten vor Allem geschichtlich sein und das mangelnde Wunderbare lieber durch die Schilderung der wirklichen Wunder des Orients, durch getreue Schilderung der Wüste, der Nilüberschwemmung, der Morgenröthe

über Gizehs Ebenen ersetzen. Auch dies Gedicht hat seinen Erfolg gehabt: in vierzehn Tagen erlebte es nach G. Schwabs Angabe „fünf unveränderte Auflagen“; wie weit es freilich diesen Erfolg der Darstellung, wie weit dem Gegenstand verdankte, muß dahingestellt bleiben. Es ist, wie die Autoren sich ausdrücken, „keine Iliade, sondern eine kriegerische Odyssee“: die Beschreibung überwiegt in diesem Epos. Die beigelegten Anmerkungen beweisen die Gründlichkeit der gelehrten Verfasser, sich namentlich über Leben und Sitten des Orients zu unterrichten, das Streben nach antiquarisch wahrheitsgetreuer Zeichnung tritt auch hier deutlich zu Tage, aber diese Peinlichkeit in der Darstellung der Realien vermag den Mangel an Phantasie und vor Allem an epischer Gestaltungskraft nicht zu ersetzen. Barthélemy machte übrigens noch schlimme Erfahrungen mit dem Werke. Er reiste selbst nach Wien, um es dem Sohne des Helden, dem Herzog von Reichstadt, zu übergeben, wurde aber abgewiesen, und als er sich dafür durch ein Pamphlet *Le Fils de l'Homme* zu rächen gedachte, wurde er mit Gefängniß von 3 Monaten und 1000 Franks Geldbuße bestraft.

Unterdeß war auf den milden Ludwig XVIII. sein strenger gesinnter Bruder Karl X. gefolgt. Kühner als zuvor erhob jetzt die Reaktion ihr Haupt. Die Unterdrückung der Pressfreiheit, die Annullirung der letzten Wahlen, die Einführung einer neuen Wahlordnung brachten die lange verhaltene Gährung zum offenen Ausbruch. An die Stelle des vertriebenen Karls X. trat der Chef der jüngeren Linie des Hauses, der Herzog von Orleans Louis Philippe — der Bürgerkönig, wie er gewöhnlich genannt wird. Die Freiheit der Presse hatte von ihm nichts zu fürchten. Hatte man es unter der Restauration nicht wagen dürfen, Napoleon auf die Bühne zu bringen, so war jetzt die vollste Freiheit gegeben. Ein wahrer Napoleonkultus wurde jetzt in Szene gesetzt. Vergebens erhob der Dichter Auguste Barbier seine Stimme gegen das „Idol“, gegen den Mann, der durch seinen Ehrgeiz die Erniedrigung Frankreichs herbeigeführt habe und nun als Götzenbild vom Volke verehrt werde, das nicht den friedliebenden Fürsten liebe, sondern nur den „Arm, der auf blutgetränkten Schlachtfeldern zu Tausenden die Gebeine des Volkes vermodern ließ.“ Es war die Stimme des Predigers in der Wüste. Die alten Erinnerungen des vergangenen Glanzes waren noch zu mächtig, die Lieder eines Béranger hatten zu tief gewirkt, die Gloire der

Napoleonischen Epoche strahlte zu hell und blendend, als daß man nach den Tausenden und Ubertausenden von Gefallenen noch viel gefragt hätte.

Die dramatische Dichtung hat sich damals der Figur Napoleons abermals bemächtigt, und häufig genug verbindet sich mit dem Worte noch die Kunst des Tones: in Drama, Komödie, Vaudeville und Oper wird Napoleon gefeiert. Fast jedes Theater hatte sein besonderes Napoleonstück, ein jedes derselben griff eine bestimmte Epoche oder eine Episode aus der Geschichte des Kaisers heraus, und namentlich waren es die kleineren Theater, welche den Kaiser als dramatischen Helden verherrlichten.

Das Vaudeville-Theater machte am 9. Oktober 1830 den Anfang mit dem Stück Bonaparte, lieutenant d'artillerie du 1789 et 1800, einem zweiaktigen, mit Kouplets gemischten historischen Lustspiel, dessen Handlung sich auf dem Grund der geschichtlichen Ereignisse dieser Jahre aufbaut. Sechs Tage später brachte das Variététheater gleichfalls eine historische Komödie mit Gesang, den Napoléon à Berlin ou La Redingote grise in einem Akt zur Aufführung, das Theater der Porte Saint-Martin bot am 20. Oktober ein historisches Drama in zwei Theilen und neun Bildern, Napoléon ou Schoenbrunn et Sainte-Hélène. Eine Reihe kleinerer Theater folgten, und als Napoleons Figur auf acht verschiedenen Theatern bejubelt worden war, kamen die Dichter des Gattétheaters gar auf den Einfall, in Form eines Vaudeville eine Apotheose Napoleons — Napoléon en paradis — zu dichten und hierzu die sämtlichen Napoleone der übrigen Bühnen auftreten zu lassen: sie werden von des Kaisers altem Soldaten Marengo alle als unecht zurückgewiesen, der wahre Napoleon erscheint am Schluß des Stückes in den Wolken, von einer Glorie umgeben. Das ganze Stück spielt im Himmel; Sanct Peter und die Mißbewohner des Himmels werden nicht geschont, nur die Person Napoleons bleibt von solchem Spott unberührt. Poetischen Werth haben diese Stücke freilich nur in sehr verschwindendem Maß, zumeist sind es Kompagniearbeiten von zwei oder drei Autoren, welche der Stimmung des Tages so rasch wie möglich ein zugkräftiges Stück zu bieten suchten. Sie sind daher wieder verschwunden wie sie gekommen sind, aber damals haben sie alle ihr Publikum und ihren Erfolg gehabt.

Napoleons Apotheose bildete noch nicht den Abschluß dessen, was die dramatische Muse damals hervorgebracht, nur stieg diese

jetzt vom Himmel wieder auf die Erde herab. Am 2. Dezember gab man in dem Königlischen Theater der Opéra comique *Joséphine ou Le Retour de Wagram* in einem Akt, am 28. Dezember ein schon vor der Juli-Revolution entstandenes Stück *Le Fils de l'Homme. Souvenirs de 1824*, wo Barthélémy's Erlebniß hereinzuspielen scheint, und am Anfange des folgenden Jahres öffnete auch das „zweite Theater Frankreichs“, das Odéontheater, dem Helden seine Pforten.

Der Dramatiker par excellence der romantischen Schule, Alexandre Dumas, hatte das Stück geschrieben. Freilich mußte er fürchten, der Undantbarkeit gegen die Bourbonen geziehen zu werden, denen er sein Aemtchen verdankte, und so kam er auf die merkwürdige Idee, den König selbst um die Erlaubniß zu bitten, ein Napoleonsstück schreiben zu dürfen. Er vermochte jedoch keine Audienz zu erlangen, da er nur dem König selbst sagen wollte und konnte, worum es sich handle. So schrieb er seinen Napoleon ohne bürgerkönigliche Autorisation und nahm nach der Aufführung des Stückes seine Entlassung.

Sein Stück unterscheidet von den vorhin genannten nicht nur der Name des Verfassers, sondern auch das Ziel und die ganze Anlage: *Napoléon Bonaparte ou Trente ans de l'histoire de France. Drame en six actes, en vingt-trois tableaux* — so betitelt sich das Drama. Es beginnt mit der Belagerung von Toulon (1793) und endigt mit des Kaisers Tod auf St. Helena. Dazwischen einzelne Hauptmomente aus des Kaisers Leben, unterbrochen von kleinen Genrebildern, welche Soldatenleben, Antichambrieren und andere Szenen allgemeinen Charakters veranschaulichen. Von dem zweiten Akt zum dritten ist ein großer Sprung: jener schließt mit der Annahme des Kaisertitels, dieser beginnt mit den Vorbereitungen zum russischen Feldzug. Auch die hundert Tage fallen ganz aus: auf Napoleons Einzug in Paris folgt unmittelbar, mit dem sechsten Akt, St. Helena. Eine leitende Idee für die Auswahl dieser oder jener Episoden, eine innere Verknüpfung, eine dramatische Entwicklung ist nicht zu erkennen. Die Einheit der Handlung ist ganz durch die des Interesses, d. h. der Person ersetzt. Napoleon ist in der That fast auch die einzige Figur, die in dem ganzen Stücke auf der Bühne bleibt, abgesehen von seinen Getreuen, dem Soldaten Lorrain, und dem romantisch-räthselhaften Spion, der zunächst dem Kapitän Bonaparte die Erhaltung seines Lebens verdankt, der dann überall auftaucht, wo

auch der Kaiser ist, bald den Stoß des Muehlmörders abwehrt, bald dem über Rußlands Schneefelder Fliehenden ein warmes Obdach verschafft, bald die Flucht des Kaisers von der Insel St. Helena auf die tollkühnste Art vorbereitet. Von den übrigen Personen verschwinden die meisten wieder, ehe unser Interesse an ihnen warm geworden, oft ehe wir sie noch recht kennen gelernt haben. Napoleon beherrscht das gesammte Interesse. Er ist die Inkarnirung menschlicher Geistesstärke und Seelengröße. Kein Schatten fällt auf seine Gestalt. Sein Verhältniß zu den Soldaten ist das eines Vaters zu seinen Kindern. Er ist eine Edelgestalt, wie wir sie bei Dumas père noch oft genug treffen: wie Saint-Mégrin in *Henri III. et sa cour*, wie Kean in *Génie et désordre*. Der dramatische Aufbau des Napoleons ist aber gegenüber diesen Dramen sehr mangelhaft. Die Akteintheilung bezeichnet nur Zeitabschnitte. Die Tableaux breiten vielmehr eine ins Auge fallende Eintheilung dar: das ganze Drama ist in der That nichts als eine Reihe aneinandergefügtter Bilder. In der Absicht, nicht bloß den Napoleon, sondern seine ganze Geschichte zu geben, hat Dumas statt eines Dramas eine dramatische Épopée gemacht.

Dumas' Drama war nicht das letzte, in welchem Napoleon über die französische Bühne ging. Die ganzen folgenden Jahre und Jahrzehnte wurde das Volk nicht müde, den Helden seiner glorreichen Vergangenheit immer und immer wieder auf den Brettern zu sehen und von Neuem zu bejubeln. In seinen „Französischen Zuständen“ hat uns Heinrich Heine so manche interessante Skizze jener Zeiten und Stimmungen hinterlassen. So schreibt er unter Anderem in dem fünften seiner Briefe über die französische Bühne an August Lewald: „Wenn in den kleinen Bandevillen der Boulevards Theater eine Szene aus der Kaiserzeit dargehellt wird, oder gar der Kaiser in Person antritt, dann mag das Stück auch noch so schlecht sein, es fehlt doch nicht an Beifallsbezeugungen; denn die Seele der Zuschauer spielt mit, und sie applaudiren ihren eigenen Gefühlen und Erinnerungen. Da giebt es Kouplets, worin Stichworte sind, die wie beläubende Kolbenschläge auf das Gehirn eines Franzosen, andere, die wie Zwiebeln auf seine Thränenendrüsen wirken. Das jauchzt, das weint, das flammt bei den Worten: *Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jéna, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon . . .* oder wenn gar der Mann selber,

l'homme, zum Vorschein kommt am Ende des Stücks, als deus ex machina!“

Das Bürgerkönigthum sah der Vergötterung Napoleons ruhig zu. Je weniger glücklich seine Politik nach außen war und je ängstlicher es den Frieden um jeden Preis zu wahren strebte, um so willkommener war es ihm, die eigene Schwäche hinter Napoleons Gloire zu verbergen. Auf den Antrag der Regierung selbst, an deren Spitze damals Thiers stand, wurde im Mai 1840, just zur Zeit, wo Frankreich fast ganz isolirt den Mächten Europas gegenüberstand, durch die Deputirten-Kammer die feierliche Translation der Gebeine Napoleons von der Insel St. Helena nach Paris beschlossen, und wenige Monate später wurden dieselben unter der goldenen Kuppel des Invalidendomes beigesetzt, wo sie noch heute ruhen.

Für einen großen Theil des französischen Volkes war es wirklich eine „Translatio“, in dem Sinne, wie man das Wort von der Ueberführung der Reliquien eines Heiligen von ihrem bisherigen Aufbewahrungsort nach einer neuen Kirche, einem neuen Kloster gebraucht. Die Napoleonische Idee erhielt neue Nahrung, seit das Volk täglich zum Grabe seines Kaisers wallfahren konnte. Und es mag wirklich ein feierlicher Moment gewesen sein, dieser Einzug des todtten Kaisers in Paris durch die Elysäischen Felder, wie ihn uns der Dichter der beiden Grenadiere geschildert hat:

Hab' selber sein Leichenbegängniß gesehen,
Ich sah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen d'rauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Die Elysäischen Felder entlang,
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Rebel, wohl über den Schnee
Ran langsam der Zug gezogen.

Rißtönend schauerlich war die Musik.
Die Musikanten starrten
Vor Kälte. Behmüthig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menschen schauten so geisterhaft
In alter Erin'ring verloren —
Der imperiale Märchentraum
War wieder herauf beschworen.

Das war das rechte Wort, die Stimmung jener Zeit zu bezeichnen: der imperiale Märchentraum war wieder heraufbeschworen.

Das Bürgerkönigthum hatte bei Weitem nicht Alles gebracht, was man sich von ihm versprochen und erhofft hatte, republikanische Ideen tauchten allenthalben wieder auf. Inmitten solcher Unzufriedenheit trat die Erinnerung an die Napoleonische Epoche um so glanzvoller hervor. Lange Zeit hatten sich die Hoffnungen der Imperialisten auf den jungen Napoleon, den Herzog von Reichstadt, gerichtet. Der frühzeitige Tod des Herzogs im Jahre 1832 machte diese Hoffnungen zu Nichte. Was Napoleons Sohne nicht beschieden war, nahm der Nefse Louis Napoleon wieder auf: noch war es freilich zu früh gewesen, als er 1836 von Strahburg aus das Kaiserreich proklamiren wollte, und noch im August desselben Jahres, das die Translation der Gebeine des ersten Napoleon sehen sollte, endete der Versuch, in Boulogne zu landen und das Bürgerkönigthum zu stürzen, mit der Gefangenschaft des Prätendenten. Aber nur acht Jahre später, und der ehemals verachtete Gefangene der Festung Ham war Präsident der neugeschaffenen Republik, und vier Jahre darauf Kaiser Napoleon III. Die Napolconische Legende war zur Wirklichkeit geworden.

II.

So hat in Frankreich die Napolcondichtung die Wandlungen der Geschichte begleitet durch die Zeiten der Restauration, des Bürgerkönigthums und der Revolution hindurch bis zur Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserthrones. Und diese politische Unterströmung hat bei der Entwicklung der Napoleonischen Legende in Frankreich mitgewirkt bis auf den heutigen Tag. Anders in Deutschland. So hell hier in den bewegten Zeiten der Freiheitskriege die Flamme der Begeisterung für die Freiheit der Nation und selbst die Gluth des Hasses gegen den fremden Unterdrücker gelodert hatte, so rasch wurde hier die Person Napoleons zu einer über Zeit und Ort erhabenen stehenden historischen Figur, an die man nicht mehr den Maßstab persönlichen Leides und persönlichen Hasses anlegt. Aus einer Gestalt der jüngsten politischen und nationalen Geschichte entwickelte sich hier alsbald eine Figur der Legende, ein Held der Dichtung, den der Dichter nicht mehr mit den Augen des Patrioten oder gar des Chauvinisten betrachtet, sondern über der „Parteien Gunst und Haß“ emporhebt.

Die Bewunderung deutscher Dichter für Napoleons geschichtliche Größe hatte sich in Heines Ballade, in Grillparzers Ode, in Immermanns Vision nicht erschöpft, und das Fortschreiten der

Zeit konnte in Deutschland der objektiven Würdigung Napoleons und der Entwicklung seiner Legende nur förderlich sein. Je länger je mehr vergaß man die Leiden der vergangenen Kriege. Hatte man auch keinen Grund, wie in Frankreich, die Napoleonischen Zeiten zurückzusehnen, so hatten dieselben doch Erinnerungen hinterlassen, die nicht überall so bitter und schmerzlich waren wie in dem von Napoleon so tief gedemüthigten Preußen. Im Süden lebte noch mancher wie der von Hauff geschilderte General, der unter Napoleon gekämpft hatte und nun in seinen Mußestunden begeistert dieser Glanzepoche des Kriegerlebens gedachte und nicht müde wurde, die Geschichte der Napoleonischen Kriege wieder und wieder von Neuem zu lesen. Und auch von denen, welche nicht mitgekämpft, welche zu jener Zeit vielleicht noch Knaben gewesen, entzündete sich manch eines Phantasie an den Kriegen und Siegen des Kaisers, wenn er die Zeitgenossen und Theilnehmer derselben erzählen hörte oder in Büchern davon las. Und vor Allem das tragische Geschick, welches Napoleon aus dem Nichts auf die höchste Stufe irdischer Macht emporgehoben und dann wieder hinab in die Tiefe geschleudert hatte, konnte selbst im Volke des Gegners seinen Eindruck auf das poetische Empfinden nicht verfehlen.

Was in Frankreich drüben die Memoirenschreiber von des Kaisers Leben und Sterben berichtet hatten, was Dichter wie Béranger und Delavigne zum Ruhme des Kaisers gesungen, blieb in Deutschland nicht unbekannt. In seiner Novelle läßt Hauff eine junge Schwäbin eines von Delavignes Messenierliedern vortragen, wo der Dichter von Marseille Abschied nimmt und auf der Fahrt plötzlich die Inseln Korsika und Elba aus der Fluth emportauchen sieht, die ihn an das ganze tragische Geschick des Kaisers gemahnen. Und für das Verständniß derjenigen, welche nicht im Stande waren, die Erzeugnisse der französischen Napoleonaliteratur im Originale zu genießen, sorgte ein Heer eifriger Uebersetzer. Sie hatten sich beeilt, alle die Berichte, Memoiren, Denkwürdigkeiten, welche Ségur, Las Cases, Montholon, Antonmarchi und so viele Andere dem Andenken des Kaisers gewidmet hatten, in deutscher Sprache wieder zu erzählen. Und eben so wenig säumten die deutschen Dichter, die Lieder französischer Sänger in ihrer Sprache nachzubilden und so der deutschen Literatur zu eigen zu machen. So hat Gustav Schwab Barthélémys und Mérys Epos, den Napoleon in Aegypten, alsbald nach seinem Erscheinen ins Deutsche übertragen; eine Auswahl

von Lamartines Gedichten, die derselbe Schwab in deutscher Uebersetzung wiedergegeben, enthielt auch Lamartines große Ode auf den Tod Napoleons, und noch später verbanden sich Chamisso und Gaudy, um gemeinsam Bérangers Lieder zu verdeutschen, wobei von den Napoleonliedern keines vergessen ist. So gefeilt sich in Deutschland zu den persönlichen Erinnerungen der Zeitgenossen an die Zeit Napoleons, zu der spontanen Begeisterung des Dichters für alles Heldenthum noch die literarische Legende, welche im Ganzen wie im Einzelnen nicht ohne Einfluß auf die deutsche Dichtung geblieben ist.

Wie das Für und Wider in der Beurtheilung Napoleons je nach Herkunft und persönlichen Erfahrungen damals hin und her schwankte, hat uns Wilhelm Hauff in seiner Novelle „Das Bild des Kaisers“ trefflich geschildert: auf der einen Seite der süddeutsche General, der Rang und Ehren dem Kaiser verdankt und ihm eine fast abgöttische Verehrung widmet, an der anderen Seite der alte Freiherr, der seine freiherrlichen Hoheitsrechte und größtentheils noch Hab und Gut unter den neuen Verhältnissen verloren hat und in Napoleon nur den Sohn der Revolution den Zerstörer althergebrachter Rechte erblickt, neben ihm der junge Brandenburger, im traditionellen Haß gegen den Erbfeind aufgewachsen und erzogen. Wohin aber das Herz des schwäbischen Dichters sich neigt, läßt der Schluß der Erzählung deutlich erkennen: in dem Bilde des Kaisers erkennt der alte Freiherr den französischen Kapitän wieder, der ihn einst am Fuße des St. Bernhard aus der Gewalt ruchloser Soldaten errettet. „Es war doch ein großer Geist!“, muß der alte Herr trotz seines Widerstrebens endlich zugestehen. Und wenn so Hauff in dieser Novelle die weltgeschichtliche Bedeutung Napoleons in den Vordergrund gerückt hat, so zeigt er ihn uns in einem seiner Märchen, in der „Geschichte Almansors“ als menschlich gewinnenden Charakter, als liebeichen Freund und Helfer eines Unglücklichen — wozu der ägyptische Feldzug den historischen Hintergrund abgiebt.

In seiner Art hat auch Goethe dem Genie Napoleons seine Huldigung dargebracht: am jüngsten Tag erscheint vorm Throne Gottes auch Napoleon, der Teufel aber, der ihn seiner vielen Sünden wegen als Eigenthum der Hölle beansprucht, erhält den kurzen Bescheid:

„Getraust du dich ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.“

Es ist bekannt, daß Goethe gelegentlich des Erfurter Kongresses zwei Unterredungen mit Napoleon gehabt hat und manche haben ihm seine Haltung gegenüber dem Zertrümmerer des deutschen Reiches sehr verdacht. Aber es ist doch recht bezeichnend für den überwältigenden Eindruck, den Napoleon auf die Zeitgenossen gemacht haben muß, daß selbst solche, die seine natürlichen Gegner sein mußten, ihm ihre Achtung, ihre Verehrung nicht versagen konnten. Joseph Christian von Zedlitz ist von 1806 bis 1810 österreichischer Offizier gewesen, er hat den Feldzug von 1809 gegen Napoleon mitgemacht, und gerade er ist es, dem Napoleon einige der bedeutendsten Huldigungen verdankt. In den 1829 erschienenen „Todtenkränzen“, welche der Dichter berühmten Gestalten der Geschichte oder der Dichtung wie Wallenstein, Petrarca, Romeo und Julie geweiht hat, führt er uns auch an das Grab Napoleons. Ihn hat gerade der Schimpf, den Zerrbilder und Schmähschriften auf den gestürzten Eroberer gehäuft hatten, in Empörung versetzt. An des Todten Stätte efelt ihn die Welt an, die ihm zur Zeit des Glanzes geschmeichelt und ihn im Unglück verlassen und geschmäht hat. Der todte Cäsar ist es auch, dem Zedlitz seine zwei Balladen gewidmet hat; die berühmte „Nächtliche Heerschau“ und das vielleicht weniger bekannte, aber nicht minder wirkungsvolle „Geisterschiff“, in welchem er Napoleons Schatten vom fernen St. Helena nach dem geliebten Frankreich segeln läßt, um dort einen zerschellten Thron zu finden und vergeblich den Namen seines Sohnes in die Lüfte zu rufen, dem man nicht sein Erbe und nicht einmal seinen Namen gelassen.

So stellt sich Zedlitz mit seinen beiden Balladen neben Heinrich Heine, der mit seinen „Beiden Grenadieren“ schon lange vorher den Anfang gemacht hatte. Heinrich Heine ist freilich heute ein Name, bei dessen Klang sich Mancher unmuthig abwendet. Es giebt wenige Dinge, welche dieser Dichter verherrlicht hat und nachher nicht wieder in den Staub gezogen hätte: Liebe und Geliebte, Nation und Vaterland, Religion und Gott. Das eigene Volk, dem er entstammt, erscheint bei ihm bald als das ehrwürdige, mit Unrecht verachtete Volk Gottes, bald muß es ihm die Zielscheibe abgeben für Wiße, die aus seinem Munde besonders abstoßend wirken müssen. Aber zwei Wesen giebt es, die auch diesem Spötter heilig waren. Das eine ist seine Mutter, die er in zwei tief empfundenen Sonetten gefeiert hat und deren er auch sonst mit Liebe gedenkt. Und das andere — ist Napoleon.

Der ist von den Zeiten seiner Jugend an sein verkürzter Held geliebt bis ans Ende, von den „Beiden Grenadieren“ bis zu den Berichten über die französischen Napoleonstücke der vierziger Jahre. Heine hat seine Knabenjahre in Düsseldorf unter französischer Herrschaft zugebracht, schon von seinem Vater wurde Napoleon als der Messias des Judenthums abgöttisch verehrt, und Heine erzählt uns selbst — „freilich in Wahrheit und Dichtung“, wie man seine „Reisebilder“ wohl nennen könnte — wie der Verkehr mit der französischen Einquartierung seine Begeisterung für Napoleon entflammt hat. Le Grand hieß angeblich der Tambour, der bei Heines in Quartier lag, der mit dem Knaben französisch parlierte und ihm die Napoleonischen Siege „vortrommelte.“ Das ist aber nur das Aushängeschild — der wahre Le Grand ist Napoleon, er ist der Held des ganzen Buches. Es ist nur in Prosa geschrieben, aber es ist Heinesche Prosa. Die Heinesche-romantische Muse muß ihre ganze Kunst aufbieten, um den Einzug des Kaisers in Düsseldorf zu schildern, an dem die ganze Natur bewegten Antheil nimmt: die schauernden Lindenbäume beugen sich vorwärts, wo er vorbeikommt, die Sonnenstrahlen zittern furchtsam neugierig durch das grüne Laub und am blauen Himmel oben schwimmt sichtbar ein goldener Stern. Und unmittelbar von diesem glänzenden Bild hinweg führt uns der Dichter nach St. Helena: „Der Kaiser ist todt. Auf einer öden Insel des Atlantischen Meeres ist sein einsames Grab, und er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Blätter herabhängen lassen, und ein frommes Bächlein wehmüthig klagend vorbeiricjelt. Es steht keine Inschrift auf seinem Leichensteine; aber Klio, mit dem gerechten Griffel, schrieb unsichtbare Worte darauf, die wie Geistertöne durch die Jahrtausende klingen werden? . . .“

Es ist eine der glänzendsten Apotheosen, die den Manen des Korsen dargebracht worden sind. Und Heine ist dieser Verehrung treu geblieben. Als Walter Scott sein Leben Napoleons veröffentlichte und darin das Verhalten der englischen Regierung gegen Napoleon zu rechtfertigen suchte, griff Heine empört zur Feder, um Scotts parteiisches Verfahren zu brandmarken. Und noch 1844 hat er die oben zitierten Verse gedichtet, welche die Translation der Asche Napoleons feiern.

Es fehlte Deutschland somit nicht an Dichtern, welche Neigung und Geschick besaßen, Napoleon in Lied und Wort zu huldigen.

Noch fehlte aber der Dramatiker Napoleons. Im selben Jahre, wo dräben Dumas' Drama aufgeführt wurde, erschien hier „Napoleon oder die hundert Tage, ein Drama in fünf Aufzügen“ von Christian Dietrich Grabbe. Dieses Kraftgenie, das mit kühnem Griff schon einen Friedrich Barbarossa, einen Kaiser Heinrich VI. dramatisch behandelt, das den ebenso eigenartigen als schwierigen Versuch gewagt hatte, Don Juan und Faust in einem und demselben Drama einander gegenüberzustellen — ein solches Kraftgenie mußte naturgemäß von Napoleons übermächtiger Persönlichkeit angezogen werden, und die Geschichte der hundert Tage, der heroische Verzweiflungskampf des Kaisers, waren für den Dichter ein Vorwurf, wie er ihn passender nicht finden konnte.

Das Stück theilt alle Vorzüge und Mängel der Grabbeschen Muse. Eine vorzügliche Charakteristik stellt den Hof Ludwigs XVIII. und den Napoleonischen Kreis einander gegenüber: dort erscheint der gutmüthige, milde, aber schwache König, um ihn die theils anmaßenden, theils unbedeutenden Prinzen und Berather, hier Napoleon und mit ihm die Sicherheit des Entschlusses, die geniale Berechnung, das Zweckmäßige aller Maßnahmen, bei ihm schließlich seine in zahllosen Schlachten erprobten Generale. Man sieht, wo die Sympathien des Dichters weilen, alles Licht fällt auf Napoleon, er bleibt der Held des Stückes auch dann noch, als das Glück sich gegen ihn wendet und die Preußen auf der Bühne erscheinen. Er ist immer der Alles Durchschauende, der Allwissende. Er schläft, während der Feind ihn ringsum einzuschließen droht, aber er braucht nur die Augen aufzuschlagen, um die Manöver des Feindes zu erkennen und wirkungslos zu machen. Als es gilt, steigt er selbst vom Pferde und stellt sich, wie ehemals als General bei Lodi, zu Fuß an die Spitze seiner tapferen Grenadiere. Nur Grouchys Nachlässigkeit ist es, die ihn um die Früchte des heißen Tages bei Belle-Alliance bringt. Mit dem Siege Blüchers und Wellingtons schließt das Stück.

Hier wie anderwärts hat Grabbe wenig Rücksicht auf die Möglichkeit einer Aufführung genommen. Seine Schlachtenjzenen, seine Bühnenanweisungen, wenn man die erläuternden Zwischenbemerkungen so nennen darf, widersprechen allen bühnentechnischen Rücksichten. Da werden Kanonen in Menge aufgeföhren, sechszig schwere Geschüpe geben auf einmal Feuer, Infanterie- und Kavallerieregimenter marschiren auf, reitende Artillerie jagt vor oder fährt einen Theil der Infanterie zusammen, eine Kanonenkugel reißt

dem Berliner Freiwilligen Ephraim den Kopf weg, und so geht es fort. Eine verständige Regie kann hier mit größeren oder geringeren Aenderungen freilich viel bessern, und neuere Aufführungen haben die Möglichkeit einer Inszenirung des Napoleon erwiesen. Schwerer aber wiegt ein anderes Moment: es fehlt die Einheit des Interesses. Napoleon ist freilich der Held des Dramas, noch in seiner Niederlage groß — aber der Dichter kann es nicht verhindern, daß unser Herz zu Blücher und seinen Preußen überläuft, sobald sie erscheinen und in die Schlacht eingreifen, um sie zu Gunsten der Verbündeten zu entscheiden. So hat denn auch Blücher das letzte Wort im Drama. Ist es historische Objektivität, welche der Dichter anstrebte, ist es Patriotismus, der ihm die Feder leitete? Gleichviel, so oder so verflößt er gegen das oberste Gesetz des Dramas. Das Interesse an seinem Helden, den er so übergroß schildert, und die Freude an dem Siege unserer Truppen läßt sich nun einmal in dem engen Rahmen eines Dramas nicht vereinigen.

So läuft die Napoleondichtung diesseits wie jenseits des Rheins just um die gleiche Zeit in die Form des Dramas aus. Schon sind zehn Jahre seit dem Tode des Kaisers verflossen, zehn Jahre, während deren Legende und Dichtung nicht geruht haben. Mehr und mehr entschwindet dem lebenden Geschlecht das Bild des geschichtlichen Napoleon, und desto klarer prägen sich dafür die Umrisse einer Sagenfigur aus: Napoleon ist reif geworden für die epische Dichtung. Schon sein Aeußeres hat eine bestimmte, traditionelle Form angenommen: in grauem Mantel und kleinen Hütchen erscheint er fast stets seit den Tagen eines Béranger und Bedliß. Fest steht das Dogma von seiner Unüberwindlichkeit: nicht den Menschen, sondern den Naturmächten ist er auf Rußlands Eisfeldern erlegen.

Hätte ein Dichter es gewagt, noch zu Napoleons Lebzeiten ein Epos auf sein Leben und Kämpfen zu dichten, es wäre vermuthlich ein Pauegyricus oder im günstigsten Fall eine Reimchronik geworden. Noch Barthélémy und Méry sind gescheitert an dem Widerspruch zwischen der geschichtlichen Wahrheit und den Anforderungen des auf Tradition gegründeten, an die Phantasie des Lesers appellirenden Epos. Sie waren nicht im Stande gewesen, selbst diese Umformung der Geschichte zur Legende zu vollziehen. Hierzu ist wie in alten Zeiten so noch heute eine gewisse Dauer der Zeit sowie die Mitarbeit Vieler von Nöthen: die aufeinander-

folgenden Neuschöpfungen der dichterischen Phantasie, die bei aller Verschiedenartigkeit der Individualitäten vorhandene Gemeinsamkeit der dichterischen Betrachtungsweise, die Wechselwirkung zwischen individueller Schöpfung und allgemeiner Anschauung, alles dies bringt allmählich eine Konsolidirung des Stoffes, kurz, eine „Tradition“ zu Stande, auf welcher sich wie in alter Zeit auf der Heldensage wohl der Bau eines epischen Gedichtes errichten läßt.

Merkwürdiger Weise war es fast zur selben Zeit, daß zwei Dichter den Plan einer epischen Verherrlichung Napoleons zur Ausführung brachten: der Eine ein philosophisch oder mehr noch mystisch angelegter Kopf, der Andere eher ein Freund der heiteren Muse und des lachenden Humors; von Geburt und Sprache jener ein Franzose, dieser ein Deutscher; jener wohl vertraut mit deutscher Geistesart und deutscher Poesie „in höherem Maße als es einem Franzosen zukam“, dieser seit seinen Knabenzeiten ein Verehrer französischer Dichtung und als Dichter selbst Schüler französischer Chansonniers — dort Edgar Quinet mit seinem im Jahre 1836 erschienenen „Napoléon“, hier Franz von Gaudy mit seinen „Kaiserliedern“ vom Jahre 1835.

III.

Als Gaudy mit den „Kaiserliedern“ vor das Publikum trat war er demselben kein Unbekannter mehr, wengleich seine reifsten Werke, die ihm für jene Zeit Berühmtheit und für später das Fortleben in der Literaturgeschichte verschaffen sollten, damals noch ausstanden. Eine erste Sammlung, „Erato“, hatte im Jahre 1829 die Reihe seiner selbständigen Publikationen eröffnet und war von Heinrich Heine, dem die stark an dessen Lyrik erinnernde erste Abtheilung des Büchleins gewidmet war, in der Vorrede zur Neuauflage des zweiten Bandes seiner „Reisebilder“ besonders gerühmt worden. Die humoristischen „Gedanken eines der Cholera Entronnenen“ (1831), die Uebertragung von Niemcewicz geschichtlichen Gefängen der Polen (1833) waren gefolgt. Besonders fruchtbar gestaltete sich das Jahr 1834 — der Dichter hatte das Jahr zuvor endlich einen längst gehegten Wunsch in Erfüllung bringen und seinen militärischen Dienst quittiren können, um sich ganz seiner schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. Da erschienen im Anfange des Jahres 1834 die bereits im Vorjahre entstandenen „Schildsagen“, in welchen der Dichter die Herkunft und Entstehung der Wappen bekannter oder ihm befreundeter Adelsgeschlechter

poetisch erläuterte. Bald darauf bot er dem Publikum seine „Korallen“, worin er zwei Novellen in Versen und eine Anzahl vermischter Gedichte vereinigte. Schließlich fällt noch in dieses Jahr die umfangreiche, freilich etwas formlose und aus sehr verschiedenen Elementen komponierte Novelle Desengaño, welche nur den Titel aus der spanischen Sprache, sowie die äußere Einteilung von dem spanischen Drama entlehnt, in Wirklichkeit aber die tragisch ausgehende Liebe eines jungen Deutschen zu einer unglücklichen Italienerin behandelt. Im Sommer desselben Jahres vollendete er die Uebersetzung der altfranzösischen Normannenchronik des Meisters Wace, welche Anfang des nächsten Jahres als „Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie“ erschien und Gaudy nicht nur als gewandten und geduldigen Uebersetzer, sondern auch als einen für jene Zeiten vortrefflichen Kenner des Altfranzösischen, ja, man kann wohl sagen, als wirklichen Philologen zeigte.

Von Napoleon war in den bisher erschienenen Dichtungen wenig die Rede gewesen. In einer kleinen Humoreske, die als „Entremes IV“ in die Novelle Desengaño eingelegt war, läßt der Dichter einen Festredner seine Rede auf den Jubiläumsgreis mit einem Preat auf den vor mehr als einem Jahrzehnt verschiedenen „Erzfeind deutscher Freiheit, den verruchten Korfenparvenü“ eröffnen — eine kleine Zerstretheit des Redners „der in den Jahren 1813—15 den Feldzug als Etappenkommandant mitgemacht hat und stets mit Entzücken dieses Silberblicks seines Lebens gedenkt.“ Man sieht, das Preat ist nicht sehr ernst gemeint und charakterisirt nicht den Dichter, sondern nur den Redner, dem es jener in den Mund legt.

Zweifellos war damals schon Gaudy's Phantasie von der dichterischen Gestalt Napoleons erfüllt, waren die Erinnerungen seiner Knabenzeit bereits verblichen vor dem Glanze eines durch sein Martyrium geläuterten, durch die Dichtung verklärten Napoleon.

Geboren am 19. April 1800, hätte Gaudy mit mehr Recht als Heine sich als einen der „ersten Männer des Jahrhunderts“ bezeichnen können. Der Knabe hat somit Preußens Fall, freilich in noch sehr jugendlichem Alter, und Preußens ruhmreiche Erhebung mit erlebt. Der Vater war selbst preußischer Offizier, war im Feldzug von 1806 als Major Kriegsgefangener geworden und leitete in den Jahren vor den Befreiungskriegen die Erziehung

des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. mit diesem durfte der junge Franz von Gaudy den Unterricht im Fechten und Voltigieren theilen und genoß auch sonst noch manche Vergünstigung aus seinem vertrauten Umgang mit dem Erben der preußischen Krone. Der Befreiungskrieg wurde dem Vater Gaudy's — damals bereits General — verhängnißvoll: ein unglücklicher Sturz vom Pferde in der Schlacht bei Baugen zwang ihn, auf den aktiven Dienst ferner zu verzichten, er wurde zum Militär-gouverneur von Sachsen ernannt und nahm 1818 seinen Abschied als Generallieutenant. Franz selbst war noch zu jung, um an dem Befreiungskrieg thätigen Antheil zu nehmen, aber wenigstens „brachte er dem Vaterlande Alles, was er an Geld und Geldeswerth besaß, zum patriotischen Opfer dar“. Als der Vater den Dienst quittierte, hatte unterdeß der Sohn, der freilich lieber studirt hätte, den Rock des Königs angezogen, Oktober 1819 erhielt er die Epaulette's und hat sie bis zum Jahre 1833 getragen.

Es waren aber weder persönliche Eindrücke, noch etwa wie bei Heine — die Tradition des Hauses, welche die Begeisterung für Napoleon in ihm hätte wecken können: in der Familie des Generals Gaudy wird sich Napoleon keiner abgöttischen Verehrung erfreut haben. Diese Begeisterung erklärt sich vielmehr aus der inneren Natur Gaudy's, aus seiner dichterischen Anlage, die ihn das Große bewundern ließ wo er es fand, die ihn leicht für jegliche weltgeschichtliche Größe entflammen konnte und zu einem Bewunderer Napoleons ebenso wie des Marschall Vorwärts machte. Daß diese „Disposition“ — um einen hierfür wohl anwendbaren medizinischen Ausdruck zu gebrauchen — dieser latente Enthusiasmus an der damals schon reichlich vorhandenen Napoleon-literatur und Napoleonpoesie geeignete Nahrung fand, ist nur zu natürlich; daß aber diese Napoleonschwärmerei selbst noch in weit frühere Zeit zurück reicht, zeigt im „Vorpiel“ das seltsame Wort von der „ungestümen Knabenjehnsucht“, die dem „Siegeswagen der Helden“ gilt.

Wann der Dichter zuerst den Gedanken zu einem geschlossenen Napoleoncyklus gefaßt, wissen wir nicht. Das erste Gedicht, welches an die Oeffentlichkeit kam, war das umfangreichste des ganzen Cyklus, der „Vonnaberdi“, erschienen im Deutschen Musesalmanach für das Jahr 1835 — zugleich sein erster Beitrag für diesen vom Freund Chamisso im Verein mit G. Schwab herausgegebenen Almanach.

Es ist schon mehr eine Dichtung als ein bloßes Gedicht zu nennen, eine poetische Erzählung, ein kleines Epos für sich. Den Stoff hatte der Dichter, wie er selbst angiebt, in einer Notiz des „Napoléon en Egypte“ von Barthélémy und Méry gefunden. Hier berichteten die beiden Dichter eine ägyptisch-arabische Sage, die ihnen Rey Dussueil, ein genauer Kenner Aegyptens und Verfasser einer ägyptischen Geschichte, mitgetheilt hatte. Es ist die Sage von Abou'l Féroué, dem „Mann im Pelzmantel“, auch Bounaberdi genannt.

Dieser kam, so lautet die Sage, vor etwa dreißig Jahren nach Aegypten mit einem Heere zahlreicher als die Ameisen und erschrecklicher als die Heuschrecken: man schlägt die Heeresmacht, die er mit sich führte, zu tausend und einer Myriade an, und man sagt, er habe die Gewalt besessen, den Djinn oder Genien zu gebieten. Gewiß ist, daß er den Ring Salomos gefunden, mit Hilfe dessen er die Sprache der Vögel verstand, und sich in einem Augenblick in die größten Entfernungen begeben konnte, z. B. von der Erde zu den Plejaden. Alle Welt weiß, daß man ihn zur selben Zeit zu Kairo und unter den Mauern von Saffa gesehen hat. Ueber die Beweggründe seines Feldzuges nach Aegypten giebt es verschiedene Meinungen. Dem am meisten beglaubigten und wahrscheinlichsten Gerüchte zu Folge unternahm er diesen Krieg in der Absicht, die Geliebte eines Mameluckenbey's zu entführen. Es war dies, wie man sagt, eine Cirkassierin von wunderbarer Schönheit; ihre Gestalt glich dem Vollmond, ihr Wuchs dem Ast einer Weinpalme (die einzelnen Theile ihres Gesichts werden mit der Gestalt einzelner arabischer Buchstaben verglichen). Kurz, sie konnte den furchtbarsten Helden mit einer Schnur aus ihren Haarlocken fangen und auf ewig zum Sklaven machen. Abou'l Féroué verliebte sich sterblich in diese vollkommene Schönheit nach der Beschreibung, die ein Cophthe ihm von ihren Reizen gegeben und beschloß, sie um jeden Preis zu gewinnen. Er hatte ihrem Herrn zehn Provinzen und hundert reiche und wohlbevölkerte Städte geboten; aber der Mameluck verweigerte sie ihm rundweg, mit den Worten, daß er eine Muselmanin niemals einem Manne geben werde, der anders zu Gott glaubte, als die Schüler Mahomets. Da sammelte Bounaberdi ein großes Heer, mit welchem er nach Aegypten kam, um die schöne Cirkassierin zu erkämpfen. Man weiß, daß er die Mamelucken besiegte und seine Eroberungen bis an den Aequator und zu den Ländern Habesch und Sudan aus-

dehnte; aber als er im Besitze derer war, die er anbetete, machte ihm diese Frau begreiflich, daß er im Irrthum lebe, und Abou'l Féroué ward alsbald Muselman mit seinem ganzen Heere.

Diese merkwürdige Sage knüpft direkt an das historische Ereigniß von Bonapartes ägyptischem Feldzug an, sie schmückt dieses Faktum mit persönlichen Motiven aus, die der Volksphtasie verständlicher sind als solche politischer Art, fügt orientalischen Wunderglauben hinzu, und zeigt uns so vor unseren Augen den Prozeß, der sich in dem Werden unjenerer mittelalterlichen Epik unzählige Male abgespielt haben muß. Ein Forscher findet auf seiner Reise diese Sage, bringt sie heim nach dem Abendlande, und hier wird die Sage vom Dichter zum epischen Gedicht geformt — daß dabei ein reisender Forscher die Vermittlerrolle spielt, ist durch die weite Entfernung bedingt und für das Wesen des Vorganges gleichgiltig.

Die beiden französischen Dichter wußten mit der Sage freilich wenig anzufangen. Sie begnügten sich mit einer kurzen Anspielung auf dort umgehende arabische Sagen über den ägyptischen Feldzug*) und verwiesen die ganze Erzählung in die Anmerkung. Sie hegten andere Vorstellungen von einem modernen Epos, absichtlich verschmähten sie es, Wunderbares in einen Stoff zu verweben, wo die Wirklichkeit wunderbarer sei als alle Erfindung. Mit dem Auge des Dichters erkannte Gaudy die in dieser Sage eingeschlossenen poetischen Motive und schuf daraus sein farbenprächtiges Gedicht von Bounaberdi und der schönen Dneiza; der ganze Wunderglauben des Orients, alle die fabelhaften Einzelheiten der arabischen Sage kehren hier wieder, Salomos Ring und des Besitzers Zauberkraft so gut wie die zehn Paschaliks und hundert Städte, die der fränkische Sultan für den Besitz Dneizas bietet, und die an Zahl den Ameisen oder Heuschrecken vergleichbare Menge seiner Krieger. Nichts, was die Sage bot, ist vergessen und was der Dichter aus eigener Phantasie hinzufügt, harmoniert so sehr mit dem Uebrigen, daß das Ganze als ein Bild einheitlich-orientalischen Kolorits erscheint, ein Meisterstück fein nachempfindender Dichtung.

*) Soldats de l'Orient! héros républicains.
 Qu'a brunis le soleil de ses feux africains;
 Vous, dont le jeune Arabe, avide de merveilles,
 Méle souvent l'histoire aux fables de ses veilles.

Napoléon en Égypte, Chant premier.

Setzt sich aber der Dichter mit dieser Schilderung nicht in Widerspruch zu dem geschichtlichen Napoleon? Fällt sie nicht ganz und gar heraus aus dem Rahmen der übrigen Lieder, die uns bald die Schlacht bei Arcole, bald die bei den Pyramiden oder Moskaus Brand schildern, lauter Ereignisse echter Geschichte? Mit Nichten. Denn mit einem genialen Kunstgriff hat es der Dichter zuwege gebracht, die Erzählungen mitten in den historischen Rahmen seines Cyklus zu stellen und doch ihr den ganzen Zauber ihrer jagenhaften Einkleidung zu lassen; nicht er ist es, der die Fabel berichtet, sondern er ver setzt den Leser — just um die Zeit, da er die Kaiserlieder dichtete — in die Wüste, in den Kreis der Beduinen, die vor dem lustigen Zelte um die Flamme sitzen und andachtsvoll an dem Munde des greisen Behlul al Raoui hängen, der ihnen die Wundermär von Abou'l Féroué und Onciza kündigt. So hat es Gaudy verstanden, den Edelstein, welchen die beiden französischen Dichter achtlos bei Seite geworfen, auf das Köstlichste zu fassen.

Nach dieser glänzenden Probe durfte der Dichter getrost das Ganze der Öffentlichkeit übergeben. Im Winter 1834/35 sind die einzelnen Lieder entstanden, und im Laufe des Jahres 1835 ist die Sammlung erschienen: „Kaiserlieder. Von Franz Freiherrn Gaudy. Mit der Todtenmaske Napoleons.“ (Leipzig, F. A. Brockhaus). Es war ein kleines starkes Bändchen von 198 Seiten, aber von so bescheidenem Format, daß die Langzeilen, die Gaudy mit Vorliebe verwendet, regelmäßig am Ende abgebrochen sind und die vierzeiligen Strophen dieser Art somit immer den Raum von acht Zeilen einnehmen, — nur die kleinere Zahl der Lieder ist in kürzerem Versmaß geschrieben.

Das „Vorspiel“ abgerechnet, setzt sich die Sammlung aus sechsundzwanzig einzelnen Liedern zusammen, die sich sehr ungleich auf die verschiedenen Lebensabschnitte des Kaisers vertheilen. Den Eingang bildet ein Lied, das in dem ernsten und schweigamen, aber von Ehrgeiz besetzten jugendlichen Bögling der Kriegsschule zu Brienne von 1779 das Bild künftigen Heldenthums ahnen läßt. Und schon das nächste Lied zeigt uns den Siebenundzwanzigjährigen als den Sieger von Italien, wie er am Abend des 15. November 1796 an den Pfeiler der Brücke von Arcole gelehnt noch einmal den Kampf an dieser Stelle, seine eigene Kühnheit und seine Rettung an seinem Innern vorüberziehen läßt — glänzend gerechtfertigt vor denen, die seiner Jugend gemißtraut:

Rühnes Wagn, jedes Schlagen,
 Flüchl'ge Wolken, helles Licht
 Gaulein vor des Feldherrn Auge,
 Der voll hohen Muthes spricht:
 „Ihr, die meiner Jugend schmählet,
 Zählt jezt ihre Tage nach;
 Zählt sie nach den Lorbeerkränzen,
 Die in Mondensrift ich brach.“

Einen kleinen Cyklus für sich bilden die vier Gedichte, welche dem abenteuerlichen ägyptischen Feldzug gewidmet sind: „Die Schlacht bei den Pyramiden“, „Belusium“, „Die Wüste“ und „Buonaberdi“. Das erste ist ein allgemein anerkanntes und viel bewundertes Gemälde dieser merkwürdigen Schlacht, die den Namen Napoleons in ganz Aegypten gefürchtet machte und dem Sieger den Beinamen „König des Feuers“ eintrug. Zukunftsbahnung, frohes Ahnen einer hellen Zukunft schwebt über dem zweiten Lied: eine von morscher Tempelmauer niederrollende Gemme mit dem Bildniß des Augustus nimmt dem Sinnenden alle bangen Sorgen vor Cäsars blutigem Geschick — ihm ist es bechieden „Cäsars Lorbeerkranz zu einen mit der Binde des August.“ Wiederum ein echtes Kriegsbild wird uns in der „Wüste“ enthüllt: das Heer der Franken auf dem Zuge nach Saint-Jean d'Acree, wie einst Israel im Wüstenland, unter den Flammepfeilen der heißesten Sonne hier verschmachtend, aber sicher im Vertrauen auf den erprobten Führer, der alle Mühsal und Gefahr mit den Seinen theilt und ruhig voranschreitet, ein wahrer Napoleone, ein echter „Löwe der Wüste“. Und seinen Abschluß findet der Liederkreis des ägyptischen Feldzugs mit der prächtigen Sage von Buonaberdi.

Ein ähnlicher Cyklus umschließt die den russischen Feldzug feiernden Gedichte. Nur fragmentarisch spiegeln sich die dazwischen liegenden großen Ereignisse im Liede unseres Sängers. „Marengo“ schließt sich zeitlich eng an den Cyklus des ägyptischen Feldzuges an. Das Wiedersehen zwischen dem neugewählten Consul und dem glücklich von Aegypten zurückgekehrten Desaix, bildet die Einleitung, der dramatisch geschilderte Tod des treuen Waffenbruders auf dem Siegesfelde von Marengo den Schluß des Gedichts — dazwischen absichtlich breit ausgeführt und in den Vordergrund geschoben die anschauliche Schilderung von Bonapartes viel bewundertem Alpenübergang über den St. Bernhard. Weit hinweg, auf ein spanisches Schlachtfeld des Jahres 1808, führt

und „Reiters Tod“ — eins der trefflichsten Stücke der ganzen Sammlung. Das Lied auf „Josephine“ und Napoleons Scheidung von ihr schließt die aufsteigende Periode in des Kaisers Leben ab:

Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet rasch das Pergament,
 Das sie von der Herrscherkrone, das sie von dem Gatten trennt,
 Scheidet mit verbülltem Auge, weinet unter Blumen fern,
 Weinet bis zum Tod: Entwichen ist mit ihr des Kaisers Stern.

Weder die glänzende Vermählungsfeier noch die Geburt des Königs von Rom lockt den Sänger, der nur noch darzustellen hat, wie Napoleons Geschick sich in dem russischen Feldzug erfüllt. „Entscheidung“ läßt bereits die Bedeutung des kaiserlichen Entschlusses — „Krieg mit Ruriks Stamme“ — erkennen, aber auch die drohenden Gefahren ahnen. „Borodino“, „Moskau“, „Moskaus Brand“, „Krasnoe“ sind die Etappen dieses denkwürdigen Feldzuges im Liede des Dichters. Hoffnung ves Sieges schwellt noch zu Borodino die Brust des kaiserlichen Vaters, der seinen Kriegern mit Stolz das Bild des Sohnes und Thronerben zeigt. Moskau, wie von den Kreuzfahrern einst Zion von dem jauchzenden Heere begrüßt, wendet den Triumph zum Trauern, seine Ruinen werden „Grab dem sonn'gen Siegesglück“, der Kreml die „Nische seiner Lorbeern“. „Krasnoe“ zeigt die große Armee auf der Flucht, in wildem Ringen mit den Elementen, im Rücken bedroht von den Geschossen des Feindes und von den hungrigen Thieren der Wildniß. Aber wie ehemals in der Wüste Syriens, so läßt auch hier die Erscheinung des Führers allen blut'gen Sammer vergessen: „Denn das halbzerschellte Fahrzeug trägt ja Cäsar'n und sein Glück“.

Dem Kriege gegen Rußland folgt der Krieg gegen Europa. Das erste Bild aus diesem gewaltigen Kampf ist eine Lagerzene des Jahres 1813: „Nivacht“. Die alten Veterane sind es, welche noch wachen, während ringsum schon Alles schläft, und aus der Vergangenheit Bild um Bild heraufzaubern: denn jeden von ihnen kennt der Kaiser und jeder hat ihm wenigstens einmal Aug' in Aug' Rede gestanden und bewahrt diesen Moment als die schönste Erinnerung seines Kriegerlebens. „Die Schlacht bei Dresden“ zeigt den Kaiser und sein Heer noch einmal auf der Höhe des alten Ruhms, im Kampfe gegen der Steppen feindselige Horden, gegen den preußischen Nar und Habsburgs Doppeladler:

Und gegen eines Welttheils blut'ges Hassen
 Steht er allein, nur nicht von sich verlassen.

Nur reflektorisch erscheinen die raschen Wechselfälle der Folge:

zeit im Liede. „Der Gefangene“ ist ein Zeuge für des „Krieges laun'sches Mißgeschick“, das ihn bei Leipzig in die Hand der Feinde geliefert, zugleich aber auch für unverlöschliche Begeisterung, welche er für die heißgeliebte Fahne und für seinen Kaiser hegt. Das Gedicht „Nach der Schlacht von Brienne“ leitet auf denselben Schauplatz zurück, wo vor dreißig Jahren der Jüngling der Kriegsschule in des Baumes Schatten sich an den Helden des befreiten Jerusalem begeistert. Unaufhaltsam neigt sein Stern sich jetzt zum Sinken, aber die ewige Krone des Ruhms bleibt seinem Haupte.

Endlich „Fontainebleau“, oder nach einem bekannten Bild besser „Les Adieux de Fontainebleau“: Napoleons Abschied von seinen Getreuen nach der Thronentsagung, vor der Abfahrt nach Elba — der eigentliche Schlußakt in diesem Kriegsdrama. Dann nur noch als ein kurzes Nachspiel erscheint die Geschichte der Hundert Tage in den drei Liedern „das Weilchen“, „Rückkehr von Elba“ und „Der Grenadier der alten Garde“. Das erste schildert die Treugesühle und Hoffnungen der in Frankreich zurückgebliebenen Anhänger des verbannten Kaisers, das zweite kontrastiert das ruhmlose, mönchische Hofleben der Bourbonen und die unwiderstehliche, faszinierende Zaubermacht, welche der zurückgekehrte Napoleon auf die ihm entgegengesandten Schaaren, auf seine Veteranen, auf seine alten Generale ausübt — aber schon der alte Grenadier läßt uns das rasche Ende ahnen: bei Belle-Alliance zum Tode verwundet, erwacht er „in düsterm Kerker, in düsterer Seelennacht“ wieder zum Bewußtsein und sucht des Kaisers Antlitz mit Kohle auf die Wand seines Gefängnisses zu zeichnen. Napoleon selbst finden wir erst auf dem Schiff wieder, das ihn nach dem fernen Eiland führen soll, nach dem freudenlosen Ziel:

Ziel, an dem die Dornenkrone
Um des Siegers Stirn sich schlingt,
Wo der Fürst vom Strahlenthron
In des Kerkers Nacht versinkt:
Er, der Gaiets Schuß beglühend
An des Feindes Herde saß,
Und den Ueberwinder ehrend
Nach der eignen Größe maß.

(„Der Northumberland.“)

Das Gedicht „Sankt Helena“ hallt die Klagerufe des Verbannten wieder, die Anklagen des Gefangenen gegen seine Kerkermeister, die Sehnsuchtslaute des Vaters nach seinem Sohn. Schon das folgende Lied zeigt uns sein Grab auf dem felsigen Eiland,

beschattet von fünf Trauerweiden, die „Jungfrau'n mit gelöstem Haare gleich“ das Kaisergrab umstehen und vom Nachtwind geschaukelt, leise flüsternd heimliche Worte tauschen von dem Ruhme dessen, der unter der schlichten, inschriftlosen Marmorplatte liegt. Fern aber an des Kapitols Schwelle knieet nach Jahren weinend eine Frau, „deren Größe, deren Leiden noch kein anderes Weib erreicht“ — Lätitia.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weicht,
Jugend, holde Leibesschöne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick:
Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän' im Blick.

Alle: Vater, Mutter, Gatten riß der Tod von ihrer Brust,
Knickte Knospen, die des Schwelens, des Entfaltens kaum bewußt,
Riß' den Riesensohn verschmachten auf dem meerumrollten Stein,
Mordete den Sohn des Sohnes, — sie verschmäht' er, sie allein. —

Frage, Bild der ew'gen Roma, von der Riesin Gruft herab,
Frage: Ob es einen Helden, Deinem Sohne gleichen, gab?
Frage jede Deiner Schwestern: Ob sie mehr als Du beweint? —
Deine Frage wird von jeder mit verhülltem Haupt verneint.

Mit diesen Worten, mit diesem grandiosen Bild der trauernden Mutter, der schmerzreichen Lätitia schließt der Dichter den Viedercyklus, der nicht nur als die hervorragendste seiner bisherigen poetischen Schöpfungen, sondern zugleich auch als die bedeutendste Gestaltung der Napoleonischen Legende zu jener Zeit gelten darf.

Größeres als diese Kaiserlieder hat Gaudy seinem Helden nicht mehr gewidmet und konnte er ihm nicht widmen, aber mehr als einmal ist er zu ihm zurückgekehrt. Gern benützt er die Gelegenheit, den Leser in das Zeitalter Napoleons zu führen, die Zustände der Zeit zu schildern oder den Gewaltigen zu nennen. Die humoristische Novelle „Schülerliebe“, die 1837 in den „Novellen“ erschien, darf hier nicht fehlen: sie spielt in den Jahren 1806 und 1807, mitten in dem Kriege zwischen Preußen und Napoleon, und die Schicksale des Helden Gotthelf Fistel werden nicht zum Wenigsten hierdurch mitbestimmt. Mehr noch als das so trefflich geschilderte Soldatenleben der Kaiserzeit, mehr auch als die Stimmungen und Meinungen der Krieger über ihren „Petit Caporal“ zieht etwas Anderes in dieser Novelle unser Interesse auf sich: das Auftreten des Kaisers selbst. Das Heer befindet sich bereits im Polnischen. Matt marschiren die Kolonnen gegen das entgegenwehende Schneegestöber. Aber der Ruf: „der Kaiser kommt“

wirkt, als ob der Hitz in das Regiment gefahren wäre. „Ich werde“ — erzählt uns der Tambour, weiland Portenser Gotthelf Fistel — „nun und nimmer den Moment vergessen. Er saß bequem auf seinem Schimmel in einem grünen, mit Pelzwerk und Schnüren auf polnische Art besetzten Rock, auf dem Kopfe den kleinen dreieckigen Hut, an welchen er von Zeit zu Zeit die Hand legte.“ Die Begegnung läuft in ein Bonmot aus. Die Soldaten hatten sich wenigstens soviel Polnisch angeeignet, daß sie Brot, auf Polnisch chleb, zu verlangen wußten und auch die Antwort der Bauern „nie masz!“ (es giebt nichts) verstanden. „Wie er eben“ — fährt Gotthelf Fistel fort — „zum nächsten Bataillon reiten wollte, schreit unser Flügelmann den Kaiser an: Papa, chleba! Da wendet Bonaparte rasch die scharfen, blitzenden Augen nach dem Schreier und antwortet mit kaum merklichem Lächeln: nie masz! Nun lachte Alles aus voller Kehle, das Elend war vergessen und das Jubeln: „Vive l'Empereur!“ wollte kein Ende mehr nehmen.“

Wie in dieser Novelle Alles, selbst das Rauhe von dem heiteren Standpunkte des Humoristen aufgefaßt ist, so erscheint auch Napoleon von einer liebenswürdigen Seite: der Weltoberer als guter Kamerad seiner Getreuen, denen er ein treffendes Wort nicht übel nimmt, sondern in gleicher Münze heimzahlt. Es ist ein kleines, anmuthiges Bildchen, das sich den Lagerzonen des Niederzylus anreihet.

Und noch ein letztes Mal hat Gaudy in die Saiten gegriffen zum Ruhme seines Helden, freilich nicht um eigene Töne zu erfinden, sondern um fremde nachzutönen. In der Auswahl von Bérangers Liedern, welche Chamisso und Gaudy 1838 dem deutschen Publikum in seiner Sprache boten, sind die dem Kaiser gewidmeten Lieder des französischen Chansonniers vollständig vertreten. Von Gaudy allein stammen die Uebersetzungen von: „Der alte Sergent“, „Die Erinnerungen des Volks“, „Der fünfte Mai“. Andere, wie „Die alte Fahne“, „Der alte Corporal“, „Davids Leichenbegängniß“ hat er mit Chamisso gemeinsam übersezt, einige schließlich gehören diesem allein zu. Gaudy's Uebersetzerkunst zu rühmen ist überflüssig. Hier hat er seinem Helden und zugleich seinem bedeutendsten literarischen Vorbild ein Denkmal gesetzt. Die hier in Uebersetzungen zitirten Stellen aus Bérangers Liedern sind der Auswahl von Gaudy und Chamisso entnommen.

IV.

Die hier gegebene Uebersicht über Gaudys Napoleondichtungen, zusammengehalten mit dem, was vorausgegangen, hat uns schon erkennen lassen, wie nothwendig es ist, dieselben im Zusammenhang mit der übrigen Napoleonpoesie zu betrachten. Die Kaiserlieder sind in der That ein Glied in der Entwicklungs-geschichte der Napoleonischen Legende, und man würde ihnen nicht gerecht werden, wollte man sie ganz und gar aus sich selbst heraus beurtheilen. Bei kaum einem Napoleonsänger der späteren Zeit handelt es sich noch um eine durchaus unabhängige, rein individuelle Auffassung der Geschichte: so und so viele Andere, Dichter und mémorialistes, sind ihnen vorangegangen, das Bild des geschichtlichen Napoleon und der wirklichen Verhältnisse allmählich, halb bewußt, halb unbewußt, mit andern Tönen färbend.

Freilich stellt sich so manches geschichtliche Moment dem Auge des Dichters von vornherein ganz anders als dem des nüchternen Betrachters dar, und diese Gemeinsamkeit der poetischen Intuition liegt wiederum die Möglichkeit nahe, daß verschiedene Dichter unabhängig von einander auf dieselbe Idee, dieselbe Formulierung verfallen. Mit diesem Vorbehalt muß man an die Dinge herantreten, wenn man bestimmte Einzelheiten verfolgen, wenn man ihre Verwendung und Behandlung bei verschiedenen Dichtern darstellen will. Nicht überall wird man eine klare Entscheidung treffen können, ob selbständiges Neuprägen, ob bloßes Entleihen vorliegt. Aber man wird auch im Auge behalten müssen, daß der später gekommene Dichter leicht der Möglichkeit ausgesetzt ist, wenn auch sich selbst unbewußt, Gedanken oder Formeln wiederzugeben, die sich seiner Phantasie beim Lesen seiner Vorgänger eingeprägt haben. Daß die Figur des epischen Napoleon zum großen Theile auf diesem, dem rein literarischen Wege, zu Stande gekommen ist, liegt in der Natur der Sache begründet, und gerade bei den deutschen Dichtern werden wir uns immer zu fragen haben, wieviel sie den französischen Vorbildern, poetischen oder legendarischen, verdanken.

Aus dem Wesen der dichterischen Natur erklärt sich ohne Weiteres die Vorliebe für gewisse Momente, das häufige Verweilen bei Napoleons Leiden auf St. Helena, bei seinem Tod und an seinem Grab. Der gestürzte oder auch schon der fallende Napoleon ebenso wie der todte ist eben von Haus aus schon der poetische Napoleon: er stellt schon in sich selbst den Kontrast zwischen höchster irdischer Macht und tiefstem Fall dar. Es begreift sich leicht, daß

gerade dießseits des Rheins die Dichtung sich dem Napoleon nach 1813 und 1815 in ganz anderem Maße zugewendet hat als dem Napoleon auf der Höhe seines Ruhmes — während drüben in Frankreich der Sieger von Italien, der Eroberer Aegyptens, der Ueberwinder Europas weitaus im Vordergrunde steht.

Welchen Dichtern der Tod Napoleons selbst Lieder auf die Lippen gerufen, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Einem inneren Impuls gehorchend greifen sie zur Leier und vertrauen ihr die Empfindungen an, die ihnen das Verschneiden des ehemals so Mächtigen geweckt. Verschiedene Nationen, und innerhalb der eigenen Nation des verstorbenen Cäsars Vertreter verschiedener Parteien haben ihre Empfindungen kundgethan — dem Gefühle, am Sarge einer weltgeschichtlichen Größe zu stehen, hat sich Keiner entzogen. Die erhabensten Töne hat wohl Manzoni in seinem Cinque Maggio gefunden: eine Fülle tiefer Gedanken und kühner Bilder, wirkungsvolle Prägnanz des Ausdrucks, äußere Formvollendung sind hier vereinigt. Ob es wahrer Ruhm gewesen, den Napoleon sich erworben, überläßt der Dichter der Nachwelt zu entscheiden, aber auch ihn hatte der Schöpfer gesandt als außerordentliches Zeugniß seines schöpferischen Geistes. Das höchste Glück, den tiefsten Fall hat Napoleon erfahren. Aber aus dem bitteren, erinnerungsgequälten Dasein in der Gefangenschaft hat ihn liebevoll eine himmlische Hand hinübergeführt zu den ewigen Gefilden.

Verwandt in der Auffassung und gleich würdig zeigt sich Grillparzers Muse: Ihm war Napoleon „das Fieber einer bösen Zeit,“ nicht die Ursache ihrer Krankheit. Sein schweres Amt war „eine Geißel Gottes sein hienieden“ — und ist er darum bei Lebzeiten genug verdammt worden, so mag jetzt an Stelle des Hasses die Geschichte ein ruhigeres Urtheil sprechen: „der Todten Ruhm ist der Geschichte heil'iges Eigenthum“. Neben Alexander und Cäsar wird er in der Geschichte fortleben, und wenn er mehr einem Tiger geglichen denn einem Löwen, so trägt die Schuld nicht er, sondern die Unbedeutendheit seiner Zeit: „Und sühnend steh' auf deinem Leichenstein: Er ward zu groß, weil seine Zeit zu klein.“

Schärfer urtheilt der streng legitimistische Victor Hugo des Jahres 1822 über den Todten. Auch hier ist er ein Werkzeug in der Hand des Herrn, eine Geißel Gottes: Un homme, alors, choisi par la main qui foudroie — Des aveugles fléaux ressaisissant la proie — Parait, comme un fléau vivant! Aber

wie ihn Gott für seine Zwecke erhoben, so weiß er ihn auch wieder zu stürzen, ihn, der in der Nacht seiner Unthaten, im Glanze seiner Siege den Gott nicht erkennt, der ihn gesandt: *Il passa par la gloire, il passa par le crime — Et n'est arrivé qu'au malheur* — ein falscher Gott, der trügerische Schein eines nächtlichen Meteors, nicht die Morgenröthe, der die Sonne folgt. Politisch auf ähnlichem Standpunkt wie Hugo steht auch Lamartine, der freilich neben den dunkeln Punkten im Leben des Kaisers auch die Lichtseiten hervortreten läßt. Véranger endlich bildet einen Gegensatz zu Beiden. Sein Veteran, der aus Indien zurückkehrend an St. Helena vorbeikommt, giebt den Gefühlen der begeistertsten Anhänger des Kaisers Ausdruck. Mitleid mit dem Gefangenen muß selbst seine ehemaligen Gegner ergreifen, und doch ist er auch so noch ein Schrecken Europas, selbst auf dieser Klippe ist er noch hoch über den Thronen der Erde — und als auf St. Helena drüben eine schwarze Fahne aufsteigt und den Tod des Kaisers kündigt, ist es seinen Getreuen zu Muth, als ob die Sonne den Himmel verlasse.

In diesen Oden und Liedern — um nur die der hervorragendsten Dichter zu nennen — treffen wir, trotz aller Verschiedenheit der Anlage, des Standpunktes, der Nationalität, auf eine Menge gemeinsame Züge und Ideen, Uebereinstimmungen, die sich noch häufen, wenn wir die spätere Dichtung hinzuziehen. Es handelt sich hier um Ideen, die sich zum Theil von selbst aufdrängten, zum anderen Theil um solche, die damals wohl oft ausgesprochen und erörtert wurden, die aber darum nicht trivial zu sein brauchen und selbst wenn sie es wären, doch immer noch dem Dichter ihre jeweilige Prägung verdanken. So lag es nahe, die verhängnißvolle Rolle, die Napoleon in der Geschichte Europas gespielt, als eine göttliche Schickung aufzufassen, und in diesem, sozusagen objektiven Sinn bringt Manzoni den Gedanken zum Ausdruck:

Fu vera gloria? Ai posteri
L'ardua sentenza: nui
Chiniam la fronte al Massimo
Fattor, che volle in lui
Del creator suo spirito
Più vasta orma stampar.

So spricht Grillparzer von dem „schweren Amt“, das dem Kaiser als Geißel Gottes beschieden, auch er sieht in ihm ein Zeugniß höheren Willens:

Zum Mindesten wardst du strahlend hingestellt,
 Zu leiden uns'rer Halbheit alle Blöße,
 Zu zeigen, daß noch Hoheit, Ganzheit, Größe,
 Gedenkbar sei in uns'rer Stückelwelt,
 Die sonst wohl gar im eigenen Nichts zerflöße —

Bei Victor Hugo endlich steigert sich derselbe Grundgedanke zum schroffen Vorwurf: so sehr er auch Napoleon zu den *envoyés du ciel*, zu den *élus maudits de la fureur suprême* rechnet, so wenig gilt ihm dies als eine Entschuldigung gegenüber seinen Thaten — *orgueil fatal, nuit des forfaits, crime, despote, bourreau*, das sind die Ehrentitel, welche er dem todten Kaiser auf den Sarg legt. Keiner als hier kommt der Gedanke dann bei Bedlitß in seinen „Todtenkränzen“ wieder zum Ausdruck:

Ein Better — sprach ich — daß die Welt sich reine,
 Ward er vom ew'gen Throne hergesendet,
 Und wohl zu kennen war's, wem er ein Bote.

In Waffen bin ich gegen ihn gestanden,
 Drum mocht' ich ihn nicht schmä'h'n, als er in Banden.

So Manches in dessen Dichtungen erklärt sich durch den Parteistandpunkt: wenn Lamartine den Gedanken ausspricht, Napoleon hätte, nachdem er die Revolution unter seine starke Faust gebändigt, den Thron an die Bourbonen zurückgeben sollen, so ist das nichts Anderes als der Ausdruck der legitimistischen Anschauung, welche nur das Königthum von Gottes Gnaden anerkennt, und so finden wir dieselbe Ansicht folgerichtig auch bei Hauff in dem Munde des alten Thierberg wieder, der durch den Sohn der Revolution Alles verloren hat: „Wenn er damals den Bourbonen den Thron zurückgegeben hätte — die Macht hatte er dazu — so wäre er mir wie ein Engel erschienen.“ Bei Delavigne, dem Griechensänger und Freiheitsdichter, ist es umgekehrt an Stelle der Legitimität die Achtung vor dem aus der Revolution entsprossenen Freiheitsprinzip, welche in ihm ähnliche Vorwürfe gegen den Usurpator weckt wie in jenen royalistischen Dichtern und deren Verletzung er direkt als die Ursache von Napoleons Sturz erkennt:

Tu régnerais encor, si tu l'avais voulu.
 Fils de la Liberté, tu détrônas ta mère.
 Armé contre ses droits d'un pouvoir éphémère,
 Tu croyais l'accabler, tu l'avais résolu:

Mais le tombeau creusé pour elle
 Dévore tôt ou tard le monarque absolu:
 Un tyran tombe ou meurt; seule elle est immortelle.

Und zu Delavigne gesellt sich hier Chamisso, wenn er die Europa zu Napoleon sagen läßt:

O, hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
 Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
 Von Händen, die zu heben unvermögend sind,
 Das dir entsunk'ne, dein gewicht'ges Herrscherschwert.

Andere Gedanken wiederum entspringen dem rein menschlichen Gefühl. Die zweifelhafte Rolle, welche England bei der Gefangennahme Napoleons gespielt, hat manchen Dichter zu bitteren Ausfällen gegen England hingerissen und Napoleons Wort: „Ich ver mache den Vorwurf, mich umgebracht zu haben, dem regierenden Hause von England“ forderte dazu gerade heraus. Schon Véranger spricht von des Kaisers Hockern: *Nous maudissons ses fers et ses bourreaux*, Hudson Lowe ist ihm eine giftige Schlange: *Serpent venimeux, il se glisse jusqu'au nid de l'aigle mourant*. Flammende Worte findet Heinrich Heine gegen die „schreckliche Gastfreundschaft des Bellerophon“, gegen den „sizilianischen Häfcher, den die verschworenen Könige gedungen“, gegen den neuen Pontius Pilatus, Hudson Lowe, und endlich gegen den englischen Biographen des Kaisers, Walter Scott, der mit seinem Buch den Kaiser „verkauft“ hatte. Und noch bei unserem Gaudy hallt diese Empörung nach in den Empfindungen, mit denen der Dichter die Fahrt des „Northumberland“ begleitet, in den Worten, die er dem Kaiser auf St. Helena in den Mund legt.

So lassen sich in dieser reichen und so verschiedenartig gestalteten Napoleondichtung viele gemeinsame Gedanken, Empfindungen und Motive aufzeigen, und es ist nur zu natürlich, daß dieselben hie und da auch ähnlichen oder gleichen Ausdruck gewinnen; trotz allen Unterschieds der dichterischen Individualität giebt es, neben solchem, was der spätere Dichter nur seinem Vorgänger verdanken kann, doch auch gewisse Formen und Bilder, die sich von selbst dem Geiste des Dichters aufdrängen. So hat Véranger angesichts des Todes Napoleons zuerst das Bild von dem sinkenden Gestirn gefunden:

L'astre du jour abandonne les cieux.

In anderem Zusammenhange, aber ganz ähnlich redet in seiner Ode Manzoni, dessen dichterischer Genius, unzugänglich der Schmeichelei wie der Schmähung des Lebenden, sich jetzt erhebt:

*Sorge or commosso al subito
 Sparir di tanto raggio —*

und mit ihm Chamisso, wenn er Antonmarchi an den sterbenden Napoleon die Worte richten läßt:

Lösch aus, du Stern der Herrlichkeit!

Und wem fällt da schließlich nicht noch Zedliß mit seinem „Geisterschiff“ ein, das den Geist des Abgeschiedenen zurückführt auf die Erde,

Die einst seinen Fußtritt gekannt,
Und es hebt ihr Echoß, wo er wandeln geht,
Der Stern, der nun ausgebrannt.

Und wie oft kehrt die Metapher noch in anderem Zusammenhang in anderen Dichtungen wieder!

Nicht minder nahe lag es, das kleine Eiland, das Napoleon in seiner Gefangenschaft zum Aufenthalte angewiesen war, oder die enge Zelle seines Grabes mit seinem ehemaligen Machtbereich und seiner unbezähmbaren Eroberungslust zu kontrastiren:

Une île t'a reçu sans couronne et sans vie,
Toi, qu 'un empire immense eut peine à contenir —

so redet Delavigne den gefangenen Kaiser an; von dem Todten redet Lamartine: Il est là! . . . sous trois pas un enfant le mesure. ähnlich auch Heinrich Heine: „Er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel“, und Gaudy stellt seinem Gedichte über „Das Grab“ als Motto die charakteristischen Worte aus Ossian voran: „Eng ist nun deine Wohnung! finster deine Stätte! mit drei Schritten meß ich dein Grab, o du! der du einst so groß warst . . .“ und dem Motto entsprechen die Verse des Gedichtes selbst: „Der größte Held der Franken — träumt in dieser niedern Gruft.“

Napoleons Gefangenschaft auf St. Helena mit der Passion, die Memoiren der Las Cases, O'Meara und Antonmarchi mit den Evangelien zu vergleichen und St. Helena das „heilige Grab“ zu nennen, „wohin die Völker des Orients und des Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands“ — das ist eine Blasphemie, deren wir nur einen Heine für fähig halten, und doch finden wir den Gedanken, wenigstens als Vergleich, bei Alexandre Dumas wieder, nur daß es hier Napoleon selbst ist, der bewußt sich seine „Passion“ schaffen und darum die Gelegenheit zur Flucht nicht benutzen will: „Vois-tu, ce qui n'est qu 'admiration vulgaire deviendra culte. Jésus-Christ n'eût pas fondé une

croyance, s'il n'avait en ses quarante jours de passion . . . or, ma passion à moi . . . ma croix, c'est Sainte Héléne: je la garde, il me la faut“. Ob Dumas sich bewußt war, daß er durch diese Absichtlichkeit das Charakterbild seines Helden nicht veredelte? Man möchte fast daran zweifeln, wenn man die darauf folgende Antwort des Spions liest: „Kléber avait raison: tu es grand comme le monde.“

Hier und da möchte man bei solchen Uebereinstimmungen wohl an Entlehnung oder wenigstens an unbewußte Beeinflussung glauben. Wie ganz und gar aus Victor Hugos Individualität hervorgegangen scheint die Antithese von den „Deux Iles“, wo Korsika und St. Helena in ihrer Bedeutung für des Kaisers Leben einander gegenüber gestellt werden! Und wie überrascht sind wir, denselben Gedanken im Reime schon in einer von Delavignes Nouvelles Messéniennes vom Jahre 1818 wieder zu finden:

C'est la Corse! . . . O destin! Faible enfant sur ce bord,
Sujet à sa naissance et captif à sa mort,
Il part du sein des mers où plus tard il retombe,
Celui, dont la grandeur eut, par un jeu du sort,
Une île pour berceau, pour asile et pour tombe.

Und wir glauben Heinrich Heine zu lesen, wenn Edgar Quinet Albion als den blutdürstigen Geier des neuen Prometheus bezeichnet und es also apostrophirt:

Pour effacer la tache écrite sur ton nom,
Épuise, si tu veux, tous les flots sans limon
Qui dorment amollis au souffle du Bosphore,
Tous ceux qui vers Ceylan bercent la tiède aurore;
Baigne-toi, jour et nuit, dans les mers de l'Atlas.
L'Océan tout entier ne te lavera pas.

Car le jour va venir qui séchera ton coeur
Où, comme des vantours que chasse l'oiseleur,
Tes vaisseaux dispersés, haletants, traînant l'aile,
Chercheront Albion sur sa grève infidèle;
Et, te trouvant absente et ton destin fini,
Ils penseront entre eux: Où est donc notre nid?

Es ist, in breiterer Ausführung und zum Theil mit neuen Details dasselbe, was Heine zehn Jahre früher im Buch „Le Grand“ geschrieben: „Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der große Todte dir sterbend vermachet hat“ — und gleich darauf und in demselben Zusammenhang die Prophezeiung

über Englands Zukunft: „Einst aber wird dies Lied hinüber klingen, und es giebt kein Britannien mehr, zu Boden geworfen ist das Volk des Stolzes, Westminster's Grabmäler liegen zertrümmert, vergessen ist der königliche Staub, den sie verschlossen.“

Mag man in solchen Fällen noch Zweifel hegen, so giebt es daneben andere, die eine Entlehnung sehr wahrscheinlich machen. Selbst wenn Chamisso seinen „Tod Napoleons“ nicht selber als „nach Alessandro Manzoni“ gedichtet bezeichnet hätte, würden wir die Uebereinstimmung in den Gedanken, wie sie uns zumal in den Reden der allegorischen Figuren des Stückes entgegentritt, leicht gewahr werden, obwohl er die Dichtung als Ganzes getrotzt als sein Eigenthum in Anspruch nehmen dürfte. Anders verhält es sich wiederum mit Heines berühmter Ballade von den „Grenadieren“: diese ist gewiß eine Originalschöpfung, die man ihm nicht streitig zu machen braucht, aber schließlich verhält sie sich doch zu den „Deux grenadiers“ Bérangers nicht anders als seine Lorelei-lied zur „Lorelei“ Arnim Brentanos. Die Inspiration zu seiner Ballade hat er gewiß aus Bérangers Dialog erhalten: die Grundidee, die ganze Stimmung, die Personen und mancherlei Motive sind hier wie dort die gleichen.

Eigenthümliche Berührungen finden sich auch zwischen Lamartines Méditation und Manzoni's Cinque Maggio. Zwar ist Lamartine in seinem Urtheil härter als Manzoni, welcher den Nachkommen die schwere Entscheidung überläßt, ob es wahrer Ruhm gewesen, den Napoleon erwerben — jener will im Angesichte des Todten zwar keine Beschimpfungen aussprechen, aber doch der „Wahrheit“ die Ehre geben: Rien ne doit jusqu'ici poursuivre une mémoire. Rien! . . . excepté la vérité! Und diese Wahrheit ist gegen den Todten viel unbarmherziger als Manzoni's vornehme Objektivität. Sonst aber stoßen wir in Lamartines Gedicht auf Schritt und Tritt auf Manzonische Gedanken und Formen, und wenn jede Uebereinstimmung für sich vielleicht nicht direkt beweiskräftig ist, so wird sie es durch die übrigen Fälle und durch die gleiche Reihenfolge dieser Gedanken in beiden Gedichten. Man vergleiche:

Manzoni
Nè sa quando una simile
Orma di piè mortale
La sua cruenta polvere
A calpestar verrà.

Lamartine
Jamais d'aucun mortel le pied qu'un souffle
efface,
N'imprima sur la terre une plus forte trace,
Et ce pied s'est arrêté là! . . .

Ei si nomò: due secoli, Ainsi, dans les accès d'un impuissant délire
L'un contro l'altro armato, Quand un siècle vieilli de ses mains se déchire,
Sommessi a lui si volsero, En jetant dans ses fers un cri de liberté,
Come aspettando il fato; Un héros tout-à-coup de la poudre se lève,
Ei fe' silenzio ed arbitro Le frappe avec son sceptre . . . il s'éveille,
S'assise in mezzo a lor. et le rêve

Tombe devant la vérité!

Bei mehrmaligem Lesen drängen sich dem Beobachter noch eine Menge übereinstimmende Wendungen und Formen auf, theils in anderem Zusammenhang bei Lamartine, aber sichtlich nicht ohne Anregung von Seiten Manzoni's. Wer etwa an dieser letzteren noch zweifeln wollte, braucht sich nur das Bild des Manzoni'schen Napoleon zu vergegenwärtigen, wie er am Abend eines müßig verbrachten Tags mit gesenktem Auge und gekreuzten Armen dasteht, während die Erinnerung vergangener Tage auf ihn einströmt — eine so individuelle Erfindung, daß Lamartine kaum aus sich selbst auf das gleiche Bild verfallen ist:

Oh, quante volte, al tacito
Mourir d'un giorno inerte,
Chinatis i rai fulminei,
Le braccia al son conserte,
Stette, e dei di che furono
L'assalse il souvenir!

Napoleon denkt hier an seine Schlachten, an das Blitzen der Kanonen, an die wogenden Reitereschaaren — bei dem legitimistischen Lamartine ist der Rahmen ein anderer, nicht siegreiche Erinnerungen, sondern Gewissensbisse sind es, die ihn quälen, aber das Bild Napoleons selbst deckt sich durchaus mit dem von Manzoni gezeichneten:

Oh! qui m' auroit donné d'y sonder ta pensée,
Lorsque le souvenir de ta grandeur passée
Venoit, comme un remords, t'assaillir loin du bruit;
Et que, les bras croisés sur ta large poitrine,
Sur ton front chauve et nu, que la pensée incline,
L'horreur passoit comme la nuit.

Derartige Nachwirkungen wird man selbst für ganz äußerliche Momente gelten lassen müssen. So historisch Napoleons grauer Mantel und kleiner Hut auch sein mögen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß zur Popularität dieser äußeren Erscheinung Napoleons die ungeschichtliche Ueberlieferung mehr als irgend etwas Anderes beigetragen hat. Wie Viele von denen, die ihn in dieser traditionellen Gestalt schildern, haben ihn denn wirklich ge-

sehen, oder wer hat die Kenntniß davon aus den Geschichtsquellen geholt? Hier tritt die mündliche Ueberlieferung, die Erzählung von Mund zu Mund und das von Lippe zu Lippe fliegende Lied in sein Recht. So wie in den „Erinnerungen des Volks“ das alte Großmütterchen den lauschenden Erkeln den Kaiser und seine Erscheinung schildert, so ist es nicht zum Wenigsten Béranger selbst, welcher der Nachwelt gerade diese Erscheinung Napoleons als typisch überliefert hat:

Il avait petit chapeau
Avec redingote grise.

Wo überhaupt sein Aeußeres in der Dichtung geschildert wird, tritt er fast nur in dieser Gestalt auf. „Er trägt ein kleines Hütlein, er trägt ein einfach Kleid“ — so erscheint er in der „Nächtlichen Heerschau“. Unter dem ephemeren Theaterstücken des Jahres 1830 befindet sich auch eines mit den Titel: *Napoléon à Berlin ou La redingote grise*. Einem Müller bei Berlin wird im Kriegsjahre 1806 von den französischen Soldaten seine Mühle verbrannt. Als er sich verzweifelnd unter das Mühlenrad stürzen will, reißt ihn ein Mann im grauen Mantel zurück und wirft ihm eine gefüllte Börse zu, sich eine neue Mühle damit zu bauen. Des Müllers Tochter wird von ein paar marodirenden Franzosen entführt, als zufällig ein Mann auftaucht, vor dem jene erschreckt die Flucht ergreifen: *il avait sur la tête un petit chapeau à trois cornes, et il était vêtu d'une redingote grise*. Das Mädchen mag den nicht heirathen, den ihr der Vater zum Mann bestimmt — der Mann im grauen Mantel sorgt dafür, daß sie den Rechten und dazu eine anständige Mitgift bekommt. Schließlich rettet sich derselbe Mann durch seine Kaltblütigkeit und Entschlossenheit vor der Gefahr, von den Preußen aufgehoben und entführt zu werden:*) die angebliche Verschwörung des Grafen Hatzfeldt gegen Napoleon bildet den historischen Hintergrund des Stückes. Der graue Mantel ist hier mehr als ein bloßes Dekorationsstück, er weist beständig auf den eigentlichen Helden des Stückes, der auf diese Art dem Zuschauer schon längst bekannt ist, ehe er selbst auftritt. Das Titelblatt trägt als Motto die bekannten Verse Bérangers.

*) Die Scene, wie Napoleon den Posten der schlaftrunken gemachten Schildwache einnimmt und so die Verschwörer überrascht und entwaffnet, erinnert zu sehr an Victor Hugo's „Cromwell“, als daß man eine Einwirkung desselben ablehnen könnte.

Wie weit bei solchen und ähnlichen Darstellungen die Kunst, und speziell die des Pinsels oder des Stiftes, vermittelnd oder vorbildlich mitwirkt, läßt sich schwer entscheiden: aus naheliegenden Gründen nicht in demselben Maße wie die Erzeugnisse der einem Jeden leicht zugänglichen Dichtung, aber doch auch nicht so gering, als man beim ersten Blick glauben möchte. Véranger läßt einen Bretonischen Matrosen auf St. Helena landen, um den Kaiser zu sehen, auf den ersten Blick erkennt er ihn: Dans un groupe aussitôt paratt — Un homme. Lui! c'est celui, nul doute. — Oü n'ai-je pas vu son portrait! Noch heute kann man selbst bei uns auf dem Lande in vielen Bauernhäusern Napoleonsbilder finden. Heinrich Heine macht es Walter Scott zum besondern Vorwurf, daß er sich so gar nicht bemühe, den älteren Napoleon aufzufassen und Nichts gelernt habe „aus jenen schönen Bildern, die den Kaiser in der Umgebung seiner Generale und Staatsleute darstellen, während doch Jeder, der sie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragischen Ruhe und antiken Gemessenheit jener Gesichtszüge . . .“ Hauffs Novelle knüpft eng an das bekannte Bild von David an, wo Napoleon auf einem wilden Pferd eine Anhöhe hinausprenkt: in diesem Bilde erkennt der alte Thierberg als seinen Lebensretter am Fuß des großen Bernhard den von ihm so tief gehaßten Bonaparte, und wir wundern uns nur, daß dem alten Herrn nicht schon längst einmal ein Bild Napoleons zu Gesicht gekommen ist, das ihn hätte auf diese Spur führen können. Auf der Wanderung, die in seinen „Todtenkränzen“ Zedlitz mit dem Geist des Grabes unternimmt, erblickt er auf einem Felsen einen Sarg, darauf ein Schwert statt allem Schmucke, daneben einen vom Blitz zersplitterten Lorbeerbaum: die ganze Schilderung ist, wie der Dichter selbst angiebt, durch Horace Bernets Bild inspirirt. Und speziell das Motiv von dem symbolischen Lorbeerbaum scheint noch bei Gaudy, sei es nun auf Grund des Zedlitzschen Gedichtes oder direkt des Bildes, in seiner „Lätitia“ nachzuwirken, wo gerade der entlaubte Lorbeer weit eher als ein Symbol Napoleons selbst denn der schwergeprüften Mutter gelten möchte.

Daß es in der Napoleonpoesie eine ganze Reihe traditioneller Elemente giebt — die ihrerseits zu einem gewissen Theil wieder mit der Kunst zusammenhängen — ist nach alledem nicht zu leugnen, und es handelt sich bei dem einzelnen Dichter nur darum, wie weit er von diesen Elementen Gebrauch macht, in welcher Art

er sie verwerthet, oder wie weit er sich von ihnen emanzipirt und völlig Neues schafft. Das erste Verfahren ist für einen Dichter durchaus kein Vorwurf, gewisse Ueberlieferungen sind für ihn überhaupt nicht zu entbehren. Bei den meisten der späteren Dichter finden wir in der That eine Mischung hergebrachter Vorstellungen und origineller Erfindungen, eine Mischung, die naturgemäß nach ihrer jeweiligen Zusammensetzung noch sehr verschieden sein kann.

Wenn wir uns nun bei Gaudy die Frage vorlegen, ob auch er unter der Einwirkung älterer Vorstellungen oder Formeln steht, so bedarf die Frage für die Figur seines Helden im Ganzen nicht erst noch bejaht zu werden, nachdem oben ausführlich von der Bedeutung der Tradition für die Episierung Napoleons gesprochen worden ist. Aber die Ueberlieferung hat bei ihm sicher noch weiter gewirkt, wie einzelne Bemerkungen im Laufe der Darstellung schon gezeigt haben, sie hat auch einer Reihe von bestimmten Motiven ein Vorbild geliefert.

Es sind vor allen anderen zwei Dichter, welche nicht nur hier, sondern auch sonst für unseren Sänger bedeutungsvoll geworden sind. Bei ihrem Eintritt in die Oeffentlichkeit trägt Gaudys lyrische Muse noch ein ziemlich Heinesches Aussehen zur Schau, daneben ist es, besonders in den satirischen und humoristischen Gedichten, die französische Chanson, zumal in ihrem Hauptrepräsentant Béranger, die Gaudy mit Liebe aufgenommen und seiner Muse zugeführt hat. Hat er doch von früher Jugend an französische Sprache und Dichtung mit Eifer studirt, er ist der hervorragendste Vertreter des Chansontones in der deutschen Dichtung, und nicht umsonst hat man ihn den deutschen Béranger genannt. Während er so dieser gallischen Liebe zeit lebens tren blieb und dadurch gerade seiner Lyrik ein charakteristisches Gepräge verlieh, hat er, je älter er wurde, desto mehr sich von der Heinesirenden Manier befreit und seine unleugbar vorhandene dichterische Eigenart immer kräftiger entwickelt, wie ein Vergleich zwischen der Lyrik seiner späteren Jahre und den Gedichten der „Crato“ deutlich zeigt.

Für seine Napoleondichtung konnte Heine ohnehin nicht von der gleichen Bedeutung sein wie der französische Dichter, da der ersteren Produktion auf diesem Gebiete sich ja nur auf wenige Stücke beschränkt. Die „Grenadiere“ mögen auf die Steigerung der begeistertsten Stimmung des Dichters, wahrscheinlich auch auf die Ausgestaltung bestimmter Typen mitgewirkt haben, obwohl ja

auch Heine hier der Bérangerschen Tradition folgt. Es war wohl nicht ohne Absicht, daß der Dichter seinem „Grenadier der alten Garde“ als Motto das Wort des Heineschen Grenadiers „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“ voranstellte, der Grenadier im Kerker zu Bicêtre sollte seine Verwandtschaft mit den beiden in Rußland gefangenen Grenadieren nicht verleugnen.

Vielleicht hat aber auch Heines Buch „Le Grand“ mit den Kapiteln über Napoleon auf unseren Dichter nicht minder gewirkt als seine Ballade. Schon in den allgemeinen Ideen, zumal in dem Haß und Hohn gegen England, sind gewisse Uebereinstimmungen hervorgetreten, welche freilich nicht auf direkter Entlehnung zu beruhen brauchen. Aber vielleicht wird man sagen dürfen, daß Gaudys Gedicht „Das Grab“ ohne Heines Schilderung im neunten Kapitel seines Buches nicht gerade die Form erhalten hätte, in welche es der Dichter gegossen. Die Schilderung von Napoleons Grab im Buche „Le Grand“ rührt freilich nicht aus Heines Erfindung her: der schlichte Stein ohne Inschrift, die Weiden, die das Grab umstehen, der Bach daneben, alles das entspricht der Wirklichkeit. Aber Heine hat diese todtten Elemente belebt und mit seinem Geiste durchtränkt, die romantisch volksthümliche Belebung der Natur, die bei ihm ein häufig angewandtes Mittel seiner poetischen Technik ist, gewinnt hier eine wirkungsvolle Form: gramvoll lassen die fünf Trauerweiden ihre grünen Blätter herabhängen, wehmüthig klagend rieselt das fromme Bächlein vorbei, und der inschriftlose Stein wird belebt von den unsichtbaren Worten, welche die Muse der Geschichte darauf geschrieben und die wie Geistertöne durch die Jahrtausende klingen werden. Gaudy kannte noch genauere Beschreibungen des Grabes als die von Heine gebotene, wie schon die Erwähnung der Blumen zeigt, „deren Purpur strahlet wie des Ehrenkreuzes Band.“ Aber dieselbe Theilnahme der Natur wie bei Heine finden wir, nur weiter ausgeführt, auch hier bei Gaudy, denselben poetischen Kunstgriff und zum Theil dieselben Gedanken. Die fünf gebeugten Trauerweiden flüstern leise über dem Grab, ihr Flüstern wird zum Sang, zum Sang von des Kaisers Ruhm, zur Klage um den todtten Helden, zum höhnnenden Gruß an Albion. Und nachdem alle geredet, nimmt die erste wieder das Wort:

Mahnend von dem schlichten Steine
Nicht Gebild, nicht Name ruft —

und die anderen antworten:

Eine größ're Grabesplatte
 Ward ihm, mit gigant'scher Schrift:
 Maal, das stürmend die Fregatte
 Nicht in Jahresfrist umschiff't.
 Des Tausende's Völker'schichte,
 Sie durchblüht der Jüge Strahl,
 Denn die Schrift ist die Geschichte,
 Und der Erdenrund das Maal.

Man kann sich schwer dem Eindrucke entziehen, daß die Phantasie des Dichters, als er so schrieb, von Heines Muse inspirirt war.

Worin die Eigenart Bérangers und seiner Napoleondieder besteht, ist schon früher dargelegt worden: weniger Thatfachen als Stimmungen, keine Epik, sondern Lyrik. Dieser Charakter von Bérangers Muse scheint von Haus aus wenig mit den Zielen eines epischen Dichters zu harmoniren, aber wir wissen ja, daß Gaudy seine Aufgabe nicht in der chronistischen Wiedergabe der Geschichte erblickte. Mit den Darstellungen, welche er von einzelnen Ereignissen aus dem Leben des Kaisers bietet, mischen sich bei ihm in buntem Wechsel kleine Bilder, welche mehr die Dinge als den Helden, mehr die Wirkung seiner Thaten als diese selbst, mehr Stimmung als Handlung zur Darstellung bringen — das geschichtliche Ereigniß selbst bildet dabei nur den heller oder undeutlicher sichtbaren Hintergrund. Lieder wie „Die Wüste“, „Reiters Tod“, „Wiwacht“, „Das Weilschen“ und manche andere gehören zu dieser Gruppe.

In diesem Genre lag nun gerade Bérangers Bedeutung. Die Erinnerungen des Volks, die Anhänglichkeit der alten Krieger an Napoleon, die Begeisterung des nachwachsenden Geschlechtes zu schildern gelingt ihm vortrefflich. Nicht die Eigenart und Erhabenheit der Gedanken wie etwa in Victor Hugos Oden, sondern gerade die Allgemeinheit der von ihm wiedergegebenen Empfindungen war es, welche seinen Chansons eine so bedeutende Popularität schuf: Tausende fühlten mit ihm, was er sang, mitten in dem Volk, das seinen Liedern lauschte, standen die Veteranen und Invaliden, deren Tapferkeit und Treue von ihm verherrlicht wurde. Roch Heinrich Heine schildert uns, und wohl nicht ganz aus freier Erfindung, in seinen Briefen über die französische Bühne einen solchen ehrwürdigen Alten und seine begeisterte Erinnerung: „Mein Nachbar, der alte Grenadier, sitzt heute nachsinnend vor seiner Hausthür; manchmal beginnt er eines seiner

alten bonapartistischen Lieder, doch die Stimme versagt ihm vor innerer Bewegung; seine Augen sind roth, und allem Anschein nach hat der alte Kauz geweint. Aber er war gestern Abend bei Franconi und hat dort die Schlacht bei Austerlitz gesehen." Und ein lebendes Vorbild zu dem alten Gardisten, der im Dienste des Generals Willi geblieben ist und zur Hochzeit von dessen Sohn die jungen Burichen zum Bivatschreien „Vive l'empereur!“ abrichtet, mag Hauff zu seiner Zeit wohl noch in seinem Vaterlande haben finden können.

Aber die lebenden Modelle verschwanden allmählich und die von den Dichtern geschaffenen Typen blieben. Wohl mag auch mancher der Dichter, dem jene Modelle nicht zu Gebote standen, solche Figuren selbständig erfunden haben. Die beiden abgedankten Kaisergardisten Vitry und Chassecoeur, welche in den Volksszenen und Schlachtenbildern der „Hundert Tage“ eine so gewichtige Rolle spielen, tragen mit ihrem robusten Witz und ihren grotesken Hyperbeln allzu deutlich das spezifische Gepräge der Grabbeichen Muse, als daß man hier nach literarischen Vorbildern zu suchen brauchte. Aber schon Heines Grenadiere konnten ihre Verwandtschaft mit Bérangers Typen nicht verleugnen. Und ebensowenig vermögen es Gaudys Soldatengestalten.

Nicht, daß Gaudy sein Vorbild irgendwo kopirt hätte: kein einziges seiner „Kaiserlieder“ wird man speziell auf diese oder jene Chanson von Béranger zurückführen können. Nur selten begnügt er sich damit, bloße Stimmung zu malen wie Béranger; gewöhnlich laufen bei ihm auch die mehr beschreibenden Lieder in die Darstellung eines bestimmten Vorkommnisses oder wenigstens einer konkreten Handlung aus. Das hindert ihn freilich nicht, in diese Tableaux, Figuren hineinzustellen, die er bei Béranger gesehen und die ihm in der Erinnerung geblieben, zuweilen sogar in derselben oder einer ähnlichen Situation, wie sie ihm dort entgegengetreten.

Wie die alten Krieger Napoleons in Bérangers Liedern, so schwärmen auch Gaudys Kriegergestalten von den Thaten ihres großen Kaisers; mögen sie sich am Bivachtfeuer zusammenfinden, mag das harte Schicksal sie in Gefangenschaft geführt haben oder im späten Alter die Erinnerung ihnen die Bilder der Vergangenheit vorgaukeln. Tapfer sind sie Alle, Einer wie der Andere, treu dem Kaiser bis zum letzten Blutstropfen, bis in das Greisenalter erfüllt von dem Ruhme des Kaisers und den eigenen Thaten, die sie unter ihm vollbracht. Da zeigt uns Béranger einen alten

Sergeant, wie er neben dem Spinnrad der Tochter sitzt und mit der zerschossenen Hand die Zwillingssenkeln wiegt, wie er beim Klang der Trommeln und beim Anblick einer neuen, ihm unbekanntes Fahne an die alte Zeit gemahnt wird, wo er selber unter ihm mitgekämpft, und mit leiser Stimme singt ihm die spinnende Tochter die verbotenen Lieder, die einst die Könige erschreckt — und ein ganz ähnliches Bild malt uns Gaudy im Eingang eines seiner Lieder:

Altersmüde ruht ein Greis in der Hütte niedern Räumen;
Einst Vollbringer hoher That, kann er nur von That noch träumen;
Aber zählt der Mund die Kränze, die vordem sein Arm erraug,
Dann erglüht auf's Neu die Flamme, die in Asche schon versank.

Gold erblühter Tochter Hand irret in der Harfe Saiten,
Kos'ger Mund beginnt den Sang, den dem Herrscherstamm geweihten —

Indeß nicht vom Preis der Bourbonen will der Alte hören. Als aber die Tochter das Veillons au salut de l'Empire! anstimmt, da verklärt trübes Lächeln des Greises Stirn, er gedenkt der großen Zeit, „wo der Glanz der Kaiserpersonne strahlt' in aller Herrlichkeit“, und vor seinem Auge steigt in greifbarer Anschaulichkeit mit all seinen Einzelheiten der Tag wieder auf, wo die trunkenen Sieger im heiligen Moskau einzogen und des Ruhmes allmächtigen Sohn auf den Zarenthron setzten.

Ein anderes Mal begleiten wir mit Béranger einen alten Korporal auf seinem letzten Gange: er hat sich gegen einen jugendlichen Offizier vergangen und soll nun seine Widersetzlichkeit mit dem Tode büßen. Da ist es noch zuletzt sein Stolz, unter dem großen Mann gebient und das Kreuz erworben zu haben, das seine Brust schmückt — ihm gleicht in den Kaiserliedern Sans-Peur, der mit hohem Stolge auf das Kreuz am blutrothen Bande blickt und gern den lauschenden Kameraden im Bivak erzählt, wie der Kaiser selbst nach der Schlacht bei Eckmühl das Kreuz von des Obersten Brust ihm mit eigener Hand angesteckt. Wieder ein neues Bild bietet uns der arme Invalide, welcher unter dem Stroh, auf dem er schläft, getreulich die alte Fahne bewahrt, die er gerettet, sie aufzusparen für bessere Zeiten, sie, seine Hoffnung, sie, die seine Thränen trocknet. An ihn gemahnt uns der von Gaudy geschilderte Gefangene, den nicht die Gefangenschaft so tief beugt als die Sehnsucht nach der geliebten Fahne, der keine andere Schöne kennt als sie, an ihn gemahnt uns in dem Liede von Krasnoe der „Kriegsmann“, der in Eis und Schnee erstarrt

regungslos am Fichtenstamme steht und selbst im Tode das theure Pfand nicht herausgiebt:

Die dreifarb'ge Siegesfahne drückt er fest an seine Brust;
Som Pannier darf er nicht lassen — weiter ist ihm nichts bewußt.

Mit dem starken Arm umklammernd das ihm anvertraute Zeichen,
Steht er, eine Leichensäule, als dem Licht die Schatten weichen.
Die Genossen mühen vergebens sich, der todtertrampften Hand
Des getreuen Fahnenwächters zu entziehen das heil'ge Pfand.

Man sieht wohl, wie überall im Hintergrunde die Bilder durchschimmern, welche unserem Dichter bei diesen Konzeptionen vorgeschwebt, man kann aber zugleich auch beobachten, wie selbstständig er diese fremden Anregungen verwerthet, wie er mit einigen kühnen Pinselstrichen dem überkommenen Typus ein individuelles Gepräge giebt und wie er diese so geschaffenen Figuren mit sicherem Griff in eine neue, von ihm selbst erdachte Situation hinein versetzt oder, wenn er die Situation mit übernimmt, sie in Zusammenhang mit einem völlig neuen Thema bringt. Gaudy zeigt sich auch hier nicht als sklavischer Nachahmer oder Entlehner, sondern als selbstständig prägender Dichter. Véranger ist Lyriker, Gaudy Epiker. Véranger dichtet aus seiner Zeit heraus, er malt die Stimmungen des Tages, den er selbst lebt, und nur auf dem Wege der Rück-erinnerung führen uns seine Helden in die glänzende Vergangenheit zurück: auf diese Weise nähern sich seine Lieder oft genug dem politischen Gedicht, und zum Mindesten konnte und wollte er nicht hindern, daß dieselben auch in politischem Sinne wirkten. Gaudy sieht von vornherein von allen Tagesstimmungen ab: die Schilderung der Vergangenheit selbst ist das Ziel seiner Dichtung, und wenn er uns wirklich einmal in die Gegenwart hineinführt und einen greisen Veteranen oder den arabischen Sänger Behlul al Raoui rückschauend von den Ereignissen der Vergangenheit reden läßt, so ist das bei ihm lediglich ein geschickt angebrachter poetischer Kunstgriff. So nahe sich Gaudy mit Véranger in seinem Enthusiasmus für die Napoleonische Epoche, in einzelnen Typen und manchen Einzelheiten berührt, so selbstständig steht, als Ganzes betrachtet, seine epische Napoleondichtung der Véranger'schen Stimmungslirik gegenüber.

V.

Die Betrachtung der litterarischen Zusammenhänge innerhalb der älteren Napoleonpoesie hat uns dahin geführt, daß wir auch

in Gaudys Kaiserliedern eine Reihe überkommener Motive erkennen, zugleich aber auch des Dichters Selbständigkeit in deren Verwerthung zugeitehen müssen. Und diese Selbständigkeit tritt noch mehr hervor, wenn wir seine Dichtung als Ganzes betrachten und als solches mit anderen Napoleondichtungen in Vergleich stellen. Seine Kaiserlieder waren ja ein durchaus origineller Versuch, die Gestalt des Kaisers aus dem Bereich der reinen Lyrik und der Dramatik hinüberzuführen in das Gebiet der epischen Dichtung. Gaudy ist freilich nicht der Erste, der überhaupt die epische Muse zur Verherrlichung Napoleons aufrief, aber unter allen epischen Napoleondichtern ist er derjenige, welcher zuerst, um mit Gustav Schwab zu reden, die „Totalität dieses Heldenlebens“ zu umfassen suchte.

Seine Vorgänger aus diesem Gebiet, die sich mit bloßen Episoden begnügt hatten, waren vor einer weitaus leichteren Aufgabe gestanden. Für einen im Ganzen einheitlichen Stoff und eine nicht zu umfangreiche Dichtung genügte ihnen auch eine einheitliche und einfache Form: die ganze poetische Technik brauchte nur auf einen einzigen Ton gestimmt zu werden, und es kam nur darauf an, ob dieser eine Ton richtig getroffen wurde. Schon vor Barthélémy und Méry war der ägyptische Feldzug Bonapartes in einem heut zu Tage verschollenen Epos verherrlicht worden, von dem uns eben jene beiden Dichter Kunde geben: „Das Schicksal des unbekannt gebliebenen Dichters Aubert war ein kräftiges Schreckenszeichen für uns; das war ein Rhetorikprofessor unter dem Kaiserreich, der über den ägyptischen Feldzug sein Epos in zwölf Gesängen fertigte, nach den Regeln von La Harpe; die Einheit der Handlung und des Orts ist darin gewissenhaft beobachtet; Schlachten, Märsche, Syrische Expedition, alles geschieht in der Umgebung von Kairo; jeder französische General glüht da für eine Zoraïde oder Amenaïde: man findet da eine Erzählung, eine Teufelsverchwörung, einen Zauberwald und eine Höllenfahrt: es ist eine lückenlose Leistung, aber nicht mehr nach unserem literarischen Geschmack.“ Um nicht in die von ihnen getadelten Fehler zu verfallen, verzichteten die Verfasser des „Napoléon en Égypte“ auf die erdichteten wunderbaren Elemente, sie lassen sich genügen an dem Märchenhaften und Phantastischen, was die Natur des sagenhaften Pharaonenlandes und die Geschichte dieses abenteuerlichen Feldzuges bietet. So stellen sie neben die kriegerischen Ereignisse ausführliche Schilderungen der Pyramiden, der Wüste, der Fata morgana, des Scrailllebens, gestalten historische Persönlichkeiten wie Murad-Bey, abenteuer-

liche Gestalten wie El-Modhy weiter aus und bringen so ein Epos zu Stande, das, auf historischer Grundlage beruhend, mit Hilfe sorgfältiger Studien ausgearbeitet, doch auch des Reizes des Wunderbaren nicht entbehrt.

Obwohl die Verfasser ihr Werk in neun Gesänge eingetheilt haben, ist es doch ein durchaus einheitliches Sujet, welches seinen Inhalt ausmacht: es ist, von der Poesie verklärt, eine fortlaufende Geschichte — eine *histoire suivie* — des ägyptischen Feldzuges. Sie haben für diese Darstellung die für das französische Epos der neueren Zeit unentbehrlichen Alexandrinerverse gewählt, je zwei derselben durch den gleichen Reim verbindend und streng nach der Regel zwischen männlichem und weiblichem Versausgang alternierend. Nur an einer einzigen Stelle weichen sie von ihrem Versschema ab, um einen lyrischen Lobgesang des Muphti auf den Besieger der Mamelucken in das Epos einzuschieben. Im Uebrigen entspricht aber dem einheitlichen Inhalt durchaus eine einheitliche Form.

Durfte Gaudy ebenso verfahren, wenn er „aus des Liebes engem Rahmen des Gewalt'gen Bild leuchten“ lassen wollte? Wenn er nicht bloß den ägyptischen Feldzug, wenn er auch den Zug nach Rußland und andere Kriege und Schlachten des Kaisers feiern, wenn er nicht nur sein Kriegslieben darstellen, sondern eine Anschauung von der Persönlichkeit und der wunderbaren Laufbahn seines Helden geben wollte? Wieviel weiter war da der Rahmen, wie viel reicher und mannigfaltiger waren da die Bilder, die sich hier sammelten! Hier vermochte nur eine Kunst auszureichen, welche mit sicherem Blicke die richtigen Momente auszuwählen mußte, für jedes Bild die Farben besonders zu mischen und gleichwohl ein harmonisches Ganze herzustellen verstand.

Es wäre pedantisch gewesen, wenn Gaudy alle Phasen in Napoleons Leben gleichmäßig hätte berücksichtigen wollen, wenn er eine fortlaufende Geschichte seines Lebens gegeben hätte, sowie Barthélémy und Méry eine solche des ägyptischen Feldzugs geboten. Die unausbleibliche Folge wäre gewesen, daß er dem rohen Stoff erlegen wäre, daß er, der Vollständigkeit oder dem Zusammenhang zu Liebe, Gegenstände hätte behandeln müssen, denen seine Phantasie dichterische Momente nicht abzugewinnen vermochte. So mußte er von vornherein auf ein Epos im strengen Sinn verzichten; an seine Stelle mußten eine Reihe von einzelnen Dichtungen treten, die freilich noch immer durch die Person des Helden zusammen-

gehalten blieben und auch auf die chronologische Folge nicht zu verzichten brauchten.

Einen ähnlichen Weg hatte vor ihm schon Anastius Grün mit seinem — 1830 erschienenen — „Letzten Ritter“ eingeschlagen. Einen „Romanzenkranz“ nennt er vorsichtiger Weise seine Dichtung, um nicht den Anschein zu erwecken, als beanspruche er ein „Epos“ in landläufigem Sinne zu geben. In der That ist es nicht in strengem Sinne eine an allen Punkten eng verknüpfte Lebensgeschichte seines Helden, die er giebt, und eine Reihe von Stücken lassen sich ohne Weiteres als selbständige Dichtungen herausheben, wie denn die „Martinswand“ fast in alle Lejebücher übergegangen ist und das Gedicht auf die „Schweiz“ und die auf ihren Bergen thronende Freiheit noch heute manchem guten Schweizer bekannt ist, der den „Letzten Ritter“ nie in Händen gehabt. Gleichwohl darf man wohl sagen, daß Grün in Bezug auf den Gegenstand Vollständigkeit erstrebt, daß er an keinem irgendwie wichtigen Ereigniß aus dem Leben des Kaisers Maximilian vorüber gegangen ist, und auch dieses selbst macht, trotz der verschiedenen Kämpfe und Kriege, trotz der zahlreichen romanestken Abenteuer, auf uns einen viel einheitlicheren Eindruck als das Leben Napoleons: als Kaisersohn ward er geboren, als Kaiser ward er begraben, und was dazwischen liegt, sind Ereignisse, wie sie einem hochgestellten Herrscher im Laufe einer so langen Regierung selten erspart bleiben. Trotzdem hat Grün die herkömmliche Form des Epos verschmäht: weder Klopstocks Hexameter noch die Reimpaare der Franzosen lockten ihn. Er zog vielmehr den strophischen Bau, also die lyrische Form für seine Dichtung vor: die sogenannte modifizierte Nibelungen-Strophe, die namentlich Uhland durch seine Balladen auf Eberhard den Greiner populär gemacht hatte und bei deren Wahl für Grün wohl die Rücksicht auf den Helden als den letzten Vertreter des ritterlichen Mittelalters und zugleich als den warmen Freund und Verehrer der altdutschen Epik bestimmend war.

Kann man vielleicht schon diese Behandlungsart als die Auflösung des eigentlichen Epos bezeichnen, so ging Gaudy noch einen Schritt weiter: er verzichtete von vornherein auf Vollständigkeit auch nur der wichtigen Ereignisse und hob auch noch das formelle Band auf, welches bei Grün die einzelnen Dichtungen untereinander verknüpfte. Er gab wie jener einen Romanzenkranz, aber einen solchen der freiesten Art: jedes einzelne Glied bewahrte nicht nur stofflich seine Selbständigkeit gegenüber den übrigen, sondern

unterschied sich von den meisten auch in seiner metrischen und strophischen Form. Sichtlich ist Gaudy nicht wie Grün von einem wohl disponirten Plan des Ganzen ausgegangen, sondern ließ sich vielmehr von einzelnen Anregungen bestimmen und leiten und aus den so entstandenen einzelnen Balladen, Schilderungen, Stimmungsbildern fügte er schließlich seinen Strauß oder, wenn man will, seinen Kranz zusammen.

Die Vortheile dieses Verfahrens liegen auf der Hand: er war in der Auswahl der Sujets vollständig ungebunden, er konnte bei Seite lassen, was die Begeisterung für seinen Helden in Konflikt mit seinen sonstigen Anschauungen hätte bringen und die Einheit des Interesses hätte schädigen können. Grün war gerade dieser Gefahr nicht ganz entgangen: in seiner Brust wohnt neben der Liebe für seinen Helden und sein unvergleichliches Oesterreich ein stark ausgeprägtes Gefühl für die Freiheit, das in mehr als einer seiner Dichtungen zum Ausdruck kommt, und Maximilians mißglückten Zug gegen die abtrünnigen Schweizer weiß er nicht anders als mit einem gegen die Fürsten gerichteten glänzenden Hymnus auf die von den Schweizern vertheidigte Freiheit zu feiern. So hat, wie wir gesehen, unter den Napoleondichtern auch Grabbe durch Einmischen des patriotischen Elements in sein Stück die Einheit des Interesses gefährdet. Gaudy war ein guter Deutscher und in politischen Dingen durchaus freiheilig gesinnt, aber mit richtigem Gefühl und gutem Geschick hat er jeden Konflikt mit diesen Empfindungen, sei es nun mit dem Patriotismus oder dem Freiheitsgefühl vermieden. Er richtet keine Vorwürfe, wie etwa Delavigne, gegen den größten Unterdrücker der politischen und persönlichen Freiheit. Er schweigt völlig von der ganzen bösen Zeit von 1806 und 1807 und nicht minder von den Niederlagen des stammverwandten Oesterreich. Und die große Entscheidungsschlacht zwischen dem zurückgekehrten Kaiser und Blücher und Wellington erscheint nur reflektorisch in dem Lied auf den „Grenadier der alten Garde“.

Diese Freiheit in der Wahl seiner Stoffe war aber nicht der einzige Vorzug, den er durch die freie Form seiner Dichtung gewann. Vor Allem konnte er so für jedes einzelne Sujet die entsprechende Einkleidung wählen, und in jedem einzelnen Fall die vollendete Harmonie von Form und Inhalt erzielen. Beruht gerade hierauf vielfach die Bedeutung der einzelnen Stücke, so

gewinnt durch diesen steten Wechsel, diese bunte Mannigfaltigkeit auch wiederum das Ganze außerordentlich.

Wie seine Vorgänger hat auch er die moderne Nibelungenstrophe in einigen seiner Kaiserlieder verwendet, aber weit häufiger hat er sich seine Strophe selbst geschaffen. Am liebsten bedient er sich der durch eine Cäsur getheilten Langzeile von acht Hebungen, die er mannigfach variirt, indem er bald männlichen bald weiblichen Versausgang wählt, Cäsur und Versschluß hier gleichartig gestaltet, dort wieder differenzirt; mit einer Ausnahme — „Marengo“ — beginnen alle diese Versformen trochäisch. Je vier solcher Langzeilen werden, mit paarweisem Reim, vom Dichter zu einer Strophe verbunden, und auch hier weiß er wieder zu variiren dadurch, daß er verschiedene Versformen in den einzelnen Strophen mischt.

Auch die aus vierhebigen Versen zusammengesetzten achtzeiligen Strophformen lassen sich leicht auf die aus vier Langzeilen bestehenden Strophen zurückführen: so sind in dem Lied auf das „Grab“ die eingeschobenen achtzeiligen Strophen, welche den Gesang der Weiden wiedergeben, weiter nichts als die Auflösung der Strophenform, in welcher das den Rahmen bildende Gedicht geschrieben ist, nur daß der Dichter auch noch die Cäsur- und Reimform paarweise mit einander gereimt hat. Dieselbe Vers- und Reimform zeigt auch „Der Northumberland“, während der Dichter anderwärts — in „Arcole“, „Vorodino“ — sogar auf den Cäsurreim verzichtet hat und so die Verwandtschaft dieser Strophenform mit der entsprechenden langzeiligen noch deutlicher hervorheben läßt. Auf diese Art fügt er zu der sechshebigen Nibelungenstrophe noch vier bis sechs neue Strophentypen von vier- oder achthebigen Versen. Der Rest der Lieder endlich — nur fünf an Zahl — zeigt seltenere Formen: der Vers ist hier überall zu fünf Hebungen, meist mit jambischen Anfang; in der Strophe der „Entscheidung“ erkennen wir die italienische Ottaverime wieder, die Strophenformen zweier anderer Gedichte — „Das Bräutchen“ und „Der Gefangene“ — sind nur willkürlich gestaltete Spielarten davon; eine wirklich komplizirte Form, in der Reimverschlingung würdig eines mittelalterlichen Trobadors der Décadence, zeigt uns die „Schlacht bei Dresden.“

Man würde sich leicht in Haarspaltereien verlieren, wenn man überall den Absichten des Dichtern nachgehn und in jedem einzelnen Falle eine Erklärung suchen wollte, weshalb er gerade dieses oder

jenes Versschema gewählt. Aber zweifellos hat er mit dem hier befolgten Prinzip eine volle Wirkung erzielt, und nicht selten kommt man in die Lage, die Harmonie zwischen Inhalt und metrischer Form zu bewundern. Wenigstens wird man dies von der „Schlacht bei den Pyramiden“ sagen dürfen: die wuchtigen trochäischen Langzeilen malen vortrefflich die Angriffe der schweren Reitermassen von hüben und drüben:

Alah jauchzend, Säbel schwingend, Bügels Faden in die Flanken
Ihrer Pferde grabend, stürzen Kameluden jetzt auf Franken:
Also stürmt der Nordwind heulend auf der Erde Leben ein,
Die mit nerv'gem Arm umklammert hält des Felsens Urgestein.

Wie ein flüss'ger Goldstrom werfen jetzt von sand'gem Palmenhügel
Sich der Kürassier Schwadronen thalwärts mit verhängtem Bügel.
Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter, Kling' auf Klinge, Pferd auf Pferd
Stahlhelm gegen Eidenturban, Pallasth gegen Eichelshwert.

Man vergleiche dagegen in „Marengo“ das aufgeregte Tempo in der Schilderung des rastlosen Vormarsches des Generals Desaix und der Schlacht selbst, in der er fällt:

Auf, Desaix, auf! Der Doppelaar stürzt sich mit mächt'gen Flügelschlägen
Vom Felsenwall Tirols; ein Sieg — — Ein Sieg? Und ich war nicht zugegen?
Fort, fort! Der Alpen starres Meer durchmaß der Feldherr? Konnt' er's wagen?
Sprichwie? Doch nein. Zu Noß, zu Noß! Er läßt uns seinen Feind zu schlagen? —

Und rastlos vorwärts stürmt Desaix; Kanonendonner mahnt zur Eile:
Bei Montebello wogt die Schlacht. Vorkämpfer dichtgedrängtem Reile
Streigt er vom Neß, steigt er zum Sieg. — Ein Feind erlag — es gilt dem Zweiten
Ihr Sieger, nach Rivolta, fort! Des Streiters Lohn ist neues Streiten!

Und durch den Wald, und übers Feld, gleich donnernd roll'ndem Eisenthurme,
Wälzt auf den Feind sich das Quarré, das Bayonnet gefällt zum Sturme.
Desaix voran. Da kracht ein Schuß. Der Führer wankt, er fällt vom Pferde —
Aus Frankreichs kühnster Heldenbrust stürzt sich ein Pümpstom zur Erde.

Ähnliche Vergleiche und Beobachtungen wird man noch an manchen anderen Liedern machen können. Ein feiner Zug ist es auch, wenn das Lied „Nach der Schlacht von Brienne“, das den Kaiser zwar als Sieger, aber dem Ende seiner Laufbahn nahe darstellt, wieder zu derselben Strophenform zurückkehrt, in welcher uns der Dichter an demselben Schauplatz den von künftigem Ruhm träumenden Bögling der Kriegsschule von Brienne vorgeführt hat. Wie die geschickte Wahl des Verses und der Strophenform, wird man in den zitierten Stellen und anderwärts aber auch die große

Kunst des Dichters in der Handhabung dieser Formen bewundern dürfen. Die rein äußerliche Verstechnik ist bei ihm ein sehr wichtiges und wirkungsvoll verwendetes Ausdrucksmittel, wenn auch begreiflicher Weise nicht alle Theile mit gleicher Kunst ausgearbeitet sind.

Es ist eigenthümlich, daß derjenige französische Dichter, welcher ungefähr um dieselbe Zeit eine epische Dichtung über Napoleon verfaßt hat, nämlich Edgar Quinet, ein ganz ähnliches Verfahren befolgt, eigenthümlich namentlich darum, weil ja in der französischen Poesie Regel und Tradition eine weit größere Bedeutung haben als bei uns und es für einen französischen Dichter viel schwerer ist, sich von solchen zu emanzipiren und Neuerungen einzuführen. Der Verfasser hat es denn auch für nöthig gehalten, in der Vorrede seine Neuerung besonders zu motiviren. Er findet, daß der Charakter der epischen Verstechnik im Französischen überhaupt noch nicht klar bestimmt worden ist, während die Versifikation des Dramas schon längst von Corneille und Racine, die der Lyrik von Ronsard und Malherbe begründet worden sei. Er greift daher zurück auf die „epischen Denkmäler, die, zum Theil, den Ursprung der französischen Literatur darstellen“ und die er selbst einige Jahre zuvor in einer besonderen Abhandlung studirt hatte. *) Hier findet er den Vers von zehn und von zwölf Silben im Karlsepos, den Achtsilbner im Artusepos: das sind also die echt epischen Verse. Er findet hier weiter das Prinzip der unmittelbar aufeinanderfolgenden Reime, *rimes continués*, nämlich den paarweisen Reim im Artusepos und den durch zwanzig, dreißig und mehr Verse durchlaufenden Reim in der Karolingischen Epik — die Reimverschlingung dagegen eignet der Lyrik, den Trobadors wie miene Malherbe. Zur wahren Bestimmung des Heldengesanges gehört aber die Sangbarkeit. Daher muß jedes einzelne Stück Maß und Notirung seiner Melodie in sich tragen. Die Vorstellung des gesungenen Liedes zieht auch die Einführung von Chören mit sich, und so kann die Epopöe hier und da ihrer Urform, der Ode und dem lyrischen Gedicht, wieder nahe gebracht werden. Hier verliert sich Quinet in allgemeine Ausführungen über die Entstehung der Poesie und die Entwicklung der Genres, wie sich solche ebenso willkürlich und ebenso wenig stichhaltig etwa auch Victor Hugo in seiner berühmten Vorrede zum Cromwell konstruirt.

*) *Rapports sur les épopées françaises du XII^e siècle. 1832.*

Gemäß seiner Theorie verwendet Quinet ausschließlich die beiden Versarten von acht und zwölf Silben, selbst den alexandrischen Normalvers, den freilich etwas altmodisch gewordenen Zehnsilbner, verschmährt er. Der kurze Vers herrscht im ersten Viertel, der Alexandriner in dem weitaus größten Theile seiner Epopöe vor: „die Anwendung des kurzen Metrums, sagt er hierzu in der Vorrede, schien in den Anfängen des Gedichtes nöthig. Dieses Metrum schien mit dem Charakter des Gegenstandes in seinem Beginn besser zu harmoniren. Ich glaube, man hätte hier den Alexandriner nicht lange anwenden können, ohne in Schwulst und Deklamation zu verfallen. Der Achtsilbner, zugleich lyrisch und episch, wurde vorgezogen, um die in gewissem Sinne vor der eigentlichen Geschichte liegende Epoche auszudrücken, die mehr der Familie als dem Gemeinwesen gehört.“

Die Strophenform, in welcher der Alexandriner zumeist erscheint, besteht aus sechs Zeilen, die je paarweise mit einander reimen, und diese sechszeilige Alexandrinerstrophe kann als die eigentliche Normalstrophe von Quinets Epopöe betrachtet werden: von den zweiundfünfzig Einzelgedichten sind allein fünfunddreißig, und wenn man einige weitere Stücke hinzurechnet, in denen nur die gepaarten Reime mit Rücksicht auf den mehr oder weniger lyrischen Charakter theilweise durch umarmende — Schema a a b c c b — ersetzt werden, sogar neununddreißig entweder ganz oder theilweise in dieser Strophenform verfaßt. Ein paar Mal findet sich der Alexandriner auch in vierzeiligen Strophen verwendet. Den Achtsilbner gebrauchte der Dichter ohne besondere Strophen-eintheilung und mit freierer Reimordnung, namentlich in Briefen, dann aber vor Allem in der achtzeiligen Strophe, meist mit paarweisen, aber auch mit umarmenden oder kreuzenden Reimen — vereinzelt sieht eine sechszeilige Achtsilbnerstrophe. In den Strophenformen einiger lyrischer Stücke schließlich — „Liedum“, „Gesang der Orgeln“ — erscheinen Alexandriner und Achtsilbner gemischt.

Das Streben Quinets, auch durch die wechselnde Form seinem mannigfaltigen Stoff gerecht zu werden, ist sichtlich, und wenn dieses Verfahren gerade bei einem französischen Dichter besonders bemerkt zu werden verdient, so liegt allerlings die Vermuthung nicht allzu fern, daß Quinet hierbei von Gaudys Vorbild beeinflusst worden wäre. In Deutschland und deutscher Literatur war er ja kein Fremdling, er hat mehrere Jahre in Deutschland zugebracht, 1827—28 in Heidelberg studirt, auch später Deutschland noch öfter

wieder aufgesucht, und bei einem Aufenthalt in Stuttgart war es ja auch, wo er nachmals, im Jahre 1837, die persönliche Bekanntschaft des Dichters der „Kaiserlieder“ gemacht hat. Die letzteren sind 1835, der Napoléon 1834 erschienen. Aber es ist kaum wahrscheinlich, daß Quinet bei der Abfassung seiner Epopöe das Werk des deutschen Dichters gekannt habe, höchstens könnte es ihm nach Abschluß des eigenen zugekommen sein. Die Vorrede zum Napoléon ist noch vom Oktober 1835 datirt, und die Dichtung selbst, welche an Umfang diejenige Gaudys weit übertrifft, muß in ihren Anfängen zum Mindesten auf die Zeit zurückgehen, wo Gaudy seine Kaiserlieder zu dichten begann.

Auch sehen wir aus der Vorrede selbst, daß Quinet nur zum Theil durch ästhetische, zum anderen Theil aber durch literarhistorische Erwägungen auf die neue Form gekommen ist: er hat sich von einem durchaus selbständigen Standpunkte aus eine ganze Theorie des Epos zurechtgelegt und weicht auch in der praktischen Anwendung derselben noch sehr von Gaudys Verfahren ab, das heißt, er geht noch weit über diesen hinaus. Der deutsche Dichter variiert seine Strophenformen nur von Gedicht zu Gedicht — Quinet mischt häufig innerhalb desselben Gedichts die verschiedenen Strophen: das „Lied der Todten“ wechselt zwischen Achtsilbnera und Alexandrinern, zwischen achtzeiligen und sechszeiligen Strophen; die „Schlacht bei Leipzig“ zeigt mitten in dem epischen Versmaß der vierzeiligen Alexandrinerstrophe kurzzeitige „Chöre“; Frage und Antwort werden gern durch Versmaß und Strophenform unterschieden. Auf der anderen Seite sucht Quinet trotz allem Wechsel seinem Werk doch in der Hauptsache eine Grundform zu wahren — im Anfang den kurzen Vers in achtzeiligen Strophen, für den Haupttheil die Alexandrinerstrophe zu sechs Zeilen — und er hat sogar Sorge getragen, die Gedichte der letzteren Gattung so weit als möglich auch formell unter einander zu verbinden. Nach den Gesetzen des französischen Versbaus nämlich läßt er innerhalb seiner sechszeiligen Alexandrinerstrophe männlich und weiblich ausgehende Reimpaare mit einander abwechseln. Während er aber die Regel, wonach im strophischen Gedicht die so entstehende Reimfolge der ersten Strophe auch in den folgenden festgestellt wird, nur ein einziges Mal — im „Lied der Todten“ — befolgt, führt er sonst das Alterniren der männlichen und weiblichen Reime durch das ganze Gedicht hin durch, so daß in den geraden Strophen überall da weibliche Reime stehen, wo die ungeraden männliche

haben, und umgekehrt. Daß diese Praxis dem von ihm so stark betonten Prinzip der „Sangbarkeit“ direkt ins Gesicht schlug, scheint der Dichter hierbei nicht bedacht zu haben. Aber er geht noch weiter: endigt die letzte Strophe des vorhergehenden Gedichts mit einem männlichen Reim, so beginnt er gern die erste Strophe des nächsten mit einem weiblichen, so daß die Alternierung sich über die einzelnen Gedichte hinaus erstreckt und dieselben, wenigstens formell, zu einer Einheit verbindet. Das läßt sich in einer Reihe von Fällen beobachten, wenn auch das Prinzip nicht streng durchgeführt ist. Derselben Tendenz aber entspringt es, wenn er bei wechselnden Reimverschlingungen die erste Strophe oder den ersten Theil des neuen Gedichts noch nach dem Schema des vorausgegangenen formt und erst dann das neue Reimschema eintreten läßt, wie dies z. B. zwischen dem XIV. und XV. („Der Kameeltreiber“ — „Der Iman“), oder dem XVI. und XVII. („Die Klage“ — „Die Wüste“) der Fall ist.

Man sieht also, Quinet ist auf der einen Seite, in der Auswahl der Versformen, viel simpler, auf der anderen aber, in der äußerlichen Anwendung der verschiedenen Strophenformen, viel künstlicher als unser deutscher Dichter. Quinets Liederverknüpfung, wie wir sein Verfahren wohl nennen können, läuft der bei Gaudy herrschenden Grundidee direkt zuwider: nur selten wird man bei diesem zwei direkt aufeinanderfolgende Lieder in derselben Strophenform geschrieben finden. So treffen äußere und innere Gründe zusammen, um eine Abhängigkeit des französischen Dichters von dem deutschen so gut wie unmöglich zu machen. Um so interessanter ist es aber gerade, zwei Dichter, die unabhängig von einander auf so ähnliche Wege geführt wurden, mit einander zu vergleichen, und die künstlerische Eigenart Gaudys kommt uns dabei nur um so deutlicher zum Bewußtsein.

Zur richtigen Beurtheilung Quinets muß man sich gegenwärtig halten, daß seine eigentliche Bedeutung auf geschichts-philosophischem, historischem und politischem Gebiet, also auf der kritischen, nicht auf der produktiven Seite liegt. Als vierundzwanzigjähriger Jüngling hat er Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ ins Französische übersetzt; als er sich aber an seinen Napoleon machte, hatte er, nach seinem eigenen Geständniß, seit seiner Kindheit keinen einzigen Vers geschrieben, auch der Ahasver, der — 1833 — vorausgegangen, war in Prosa. Gleichwohl stehen die beiden Werke in einer gewissen Verwandtschaft miteinander,

ebenso wie mit dem 1838 folgenden Prometheus: „Ahasvérus stellte nach der Meinung des Verfassers die Poesie der Vergangenheit, der allgemeinen Geschichte, jenes ewigen Menschen dar, in welchem alle Menschen aufgehen und der Menschheit heißt. Das vorliegende Gedicht gehört der Poesie der Gegenwart; es hat zum Gegenstand den individuellen Menschen, den Helden, Napoleon. Zu diesen zwei Stücken soll sich noch ein dritter Theil gesellen, der den Sinn der vorausgegangenen ergänzen soll.“ So äußert sich Quinet selbst in der Vorrede zum Napoléon und man sieht schon hieraus, daß er einen tieferen Sinn mit diesem Unternehmen verband. Aus dieser Tendenz erklärt sich aber zum großen Theil die Eigenthümlichkeit seiner Darstellung des Stoffes und am letzten Ende auch der geringe Erfolg, den er damit geerntet.

Begeisterung ist es zunächst, die ihn an diesen Stoff geführt hat, Begeisterung für die glänzende Zeit des Kaiserreichs, für diese „heiligen Schlachten von 1814 und 1815“, in denen zu fallen süß gewesen wäre, von denen ihn jedoch sein jugendliches Alter ferngehalten. Aber schon als vierjähriger Knabe hat er im Heerlager geweilt, als enfant du drapeau auf einem Hammel reitend die Soldaten begleitet, hat nachher mit seinen Altersgenossen sich an der Kunde von den Thaten des Kaisers begeistert und als Zwölfjähriger die fremden Sieger in seiner Heimathstadt Charolles mit eigenen Augen gesehen und in knabenhaftem Ungestüm gegen die Feier ihrer Ankunft protestirt. Gelegentlich seines Wanderlebens hat er mit Eifer soviel als möglich Schlachtfelder aufgesucht. — Waterloo, Arcole hat er gesehen — er hat sich zu informiren gesucht über die Leidenschaften, welche jedes Volk in seinen Kampf mitgebracht hat. Er will sich nicht durch den Ruhm eines Einzigen erdrücken lassen und gegen Niemand ungerrecht sein: „Dieser Gegenstand, sagt er, ist ein großes Todtenfeld, wo Jeder in Frieden in seinem würdigen Grab ruhen soll.“ Solche Gefühle ehren den Menschen, sie ziemen dem Forscher — dem Dichter wird die gewaltjam erstrebte Objektivität leicht verhängnißvoll.

Von größerer Bedeutung für Quinets Werk ward freilich seine Auffassung von den Zielen der epischen Poesie und der Darstellung des Heroenthums in derselben. Nach ihm ist die epische Poesie eigentlich die Poesie der Vorsehung oder das göttliche Urtheil der Geschichte. Die Thatfachen müssen im Schooße des Gottesgedankens vor sich gehen, dieser Gedanke muß sozusagen der Schauplatz der Ereignisse sein. Der epische Held ist ein ganz anderer als der dramatische:

dieser erscheint unter dem ausschließlich menschlichen Gesichtspunkt, jener ist aus dem Bereich der Geschichte in eine höhere Region emporgestiegen, er steht auf der Schwelle der Ewigkeit. „Daher, fährt Quinet fort, besteht die Aufgabe des Dichters nicht allein darin, ihm sprechen zu lassen, wie er wirklich und menschlich gesprochen hat; er muß ihn nicht bloß Dinge sagen lassen, die sein Mund nicht gesprochen, die sein Herz gedacht hat; sondern er muß ihn das Geheimniß seines Lebens enthüllen lassen, das er selbst nicht gekannt hat. Mit einem Wort: er muß in ihm die univervelle Vorsehung und Intelligenz reden lassen, in viel höherem Maße als die Stimme einer einzelnen, launenhaften Persönlichkeit. Die epische Person ist nicht bloß eine Person; es ist ein Typus, ein Zeitalter, eine Epoche, die sie in sich schließt und zum Ausdruck bringen muß. . . . Napoleon, wie man ihn auch betrachten möge, ob mit den Augen die Liebe oder des Hasses, entspricht der ersten Bedingung der epischen Person, die darin besteht, eine ganze Generation in sich zu absorbiren. Sein Charakter in der Geschichte ist der, die Entwicklung des Individuums in den modernen Zeiten darzustellen. Das muß sein Charakter auch in der Poesie sein. . . . Andererseits hat die Poesie nicht bloß das Ziel Napoleon so darzustellen, wie er sich seinen Zeitgenossen gezeigt hat. Sonst würde sie in das Gebiet der Geschichte übertreten und sich selbst aufgeben. Zwischen Napoleon und uns tritt ein Element, das man unmöglich ignoriren darf. Dieses Element ist die Zeit, die uns von ihm trennt. Napoleon erscheint heut zu Tage nothwendig in einer ganz anderen Perspektive als seinen Zeitgenossen. Wir, die wir ihn nicht gesehen, wir vermögen nicht uns vollkommen auf den Standpunkt der voraufgegangenen Generation zu stellen, ohne die Archäologie an Stelle der Poesie zu setzen. Die Formen, unter denen die Vergangenheit den Menschen von heute erscheint, das ist für den Dichter die wahre Wirklichkeit“.*)

Diese theoretischen Ausführungen lassen Quinets Gesamtaufassung viel deutlicher erkennen als es einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Stücke vermöchten. Soviel Richtiges aber auch diese Theorie, namentlich über das Verhältniß des Dichters zu seinem Helden, in sich birgt, so falsch und verkehrt ist die Grundidee des Dichters von dem Wesen der epischen Poesie, so willkürlich ist

*) Siehe diese und die vorher zitierten Stellen in des Dichters Oeuvres complètes (Paris 1856—59) VIII. Band, S. 141—59.

ihr Charakter gegenüber der dramatischen Dichtung bestimmt. Und so hoch er sich das Ziel mit seinem Napoléon gesteckt hat, so verhängnißvoll ist für diesen das Vorbild des „Ahasvérus“ geworden. Es lag nahe, eine mythische Persönlichkeit wie den Ewigen Juden als Typus oder als Verkörperung einer Idee zu fassen, und der Gedanke, ein Gegenstück zum „Faust“ zu geben, hat dem Dichter dabei sichtlich vorgeschwebt. Aber der geschichtliche Held der jüngsten Vergangenheit widerstrebt einer solchen generellen Auffassung — genau genommen hat es der Dichter selbst anerkannt, wenn er dem Ewigen Juden als Verkörperung der Menschheit Napoleon als das Individuum gegenüberstellt. Wie kann man Napoleon als „Typus des individuellen Menschen“ bezeichnen und darstellen?

Immerhin hätte Quinet eine allgemeine Idee zur Darstellung bringen können, wenn er Napoleon etwa als Verkörperung des Ehrgeizes oder — da dieser rein menschliche Gesichtspunkt zu seiner Anschauung vom epischen Helden nicht gepaßt hätte — als Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung aufgefaßt hätte. Aber seine ganze Theorie von Wesen und Ziel des Epos war der Behandlung einer Persönlichkeit wie Napoleon nicht günstig, und seine poetische Fähigkeit reichte nicht aus, ihm über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Der französische Dichter will in Napoleon „die Entwicklung der Individualität in den modernen Zeiten“ darstellen. Daher muß hinter ihn alles Andere zurücktreten: „Er steht zu seinen Gefährten in keinem solchen Verhältnis wie Achilles zu Ajax oder Karl der Große zu den zwölf Bairs. In seinem Epos begegnen sich in Wirklichkeit nur drei Personen — er, — das Volk, die Welt.“ Daß damit eine Reihe von poetisch wirkungsvollen Personen und Momenten eliminirt werden, wird sofort klar und durch das Epos selbst bestätigt. Nirgends findet man bei Quinet eine Episode wie den Tod des Generals Desaix in Gaudy's „Marengo“, oder ein ausgeführtes Einzelbild wie „Reiters Tod“, die Nebenpersonen fehlen völlig und selbst das „Volk“ kommt kaum zu Wort. Alle die lebenswarmen Gestalten der Bérangerschen und der mit ihr verwandten Gaudy'schen Muse, die von Begeisterung glühenden Krieger, Veteranen, Invaliden, gefangenen Grenadiere und alten Korporale, sie alle fehlen in dem Bilde, das uns Quinet entwirft. Er will eben nicht mit „archäologischer“ Genauigkeit den Kaiser inmitten seiner Zeit darstellen, sondern so, wie er der Gegenwart, d. h. den Augen Edgar Quinet's erscheint. Der Kaiser ist nicht bloß der allein Handelnde, sondern auch der allein Sichtbare,

der allein Redende — was man von ihm gesprochen, ist dem Dichter gleichgültig. Man lese nacheinander die beiden Gedichte, welche bei Quinet und Gaudy die gleiche Ueberschrift „Bivac“ — „Bivacht“ tragen: dort die Reflexionen des Dichters über den bevorstehenden „Riesenkampf“ von Austerlitz, dort das Bild des ungeduldigen Kaisers, der zur Nacht den Schlachtenplan überdenkt und das Nahen des Tages nicht erwarten kann — bei Gaudy ein Bild des Lagerlebens aus dem Jahre 1813, der Kaiser selbst erscheint nicht und doch ist er der wahre Mittelpunkt des ganzen Gedichtes, das ihn uns darstellt, wie er im Geiste seiner Veteranen lebte.

Gaudy schildert uns, was wirklich war oder was — wenn er es erfindet — so gewesen sein könnte, Quinet bietet uns lieber seine eigenen Gedanken über das Geschehene, er schwelgt in erfundenen Dialogen, Briefen, Prophezeiungen. Die ersten fünf Gedichte, welche Napoleon vor seinem Eintritt in die Geschichte betrachten, sind dafür recht bezeichnend: „Die Wiege“ zeigt uns den Ort, der aus dem Ozean gestiegen, um zur Wiege eines Riesen zu werden, die Zeiten, welche kommen mußten, um diesem Riesen die Wege zu ebnen; „Madame Lätitia“ ist ein fingirter Dialog zwischen Vater und Mutter über den künftigen Beruf des Sohnes, der weder Page, noch Geistlicher, noch Matrose, wohl aber ein Jäger sein wird, jedoch nicht auf die Thiere des Waldes, sondern auf Leoparden und Löwen, wie sie auf Wappenschildern gemalt sind; im nächsten Gedicht kündet „Die Zigeunerin“ aus den Linien der Knabenhand das ganze Glück und Unglück seiner Zukunft; und auf der Fahrt nach Frankreich findet der Knabe am Himmel seinen Stern, mit dem er Zwiesprache hält und der ihm einen Schutz und eine glänzende Zukunft verheißt. Man sieht: immer dasselbe Motiv, nur in etwas anderer Form, immer wieder dieselben Prophezeiungen, die sich im Laufe des Epos, zumal als es auf die Katastrophe zugeht, ermüdend oft wiederholen. Gaudy hat der Jugend seines Helden ein einziges Gedicht gewidmet: nicht Stern, nicht Zigeunerin künden uns hier die große Zukunft des Knaben, sondern „der Weise“, der Geschichtslehrer an der Kriegsschule zu Brienne, dessen prophetisches Wort der Dichter dem Memorial von St. Helena entnimmt, und die stärkste Bürgschaft künftiger Größe birgt der Knabe in seinem eigenen Innern, vor dem „Griechenlands und Roms Kolossen“ als lockende Vorbilder stehen.

Dieser verschiedene Standpunkt der beiden Dichter gegenüber

ihrem Helden zeigt sich namentlich auch in der Auffassung, welche sie von der Persönlichkeit Napoleons und den Ursachen seines endlichen Sturzes haben. In Gaudys „Entscheidung“ sind es im Wesentlichen mit persönlichem Ehrgeiz verbundene große politische Pläne, welche den Kaiser zum Krieg mit Rußland, seinem Geschick entgegenreiben:

„Ein Capet lehre von des Sieges Bahnen,
Um weich zu ruhn auf Königliches Sammt:
Der goldne Keil, ererbt von hundert Ahnen,
Hat schon des laß'nden Säuglings Stirn umflammt.
Doch wer den Thron gethürmt von Feindesfahnen,
Des Adel nur von Montenoite stammt,
Der aus dem Staub die Krone hat erhoben —
Ihm wird der Delfweiz erst am Ziel gewoben.“

„Nur wenn Europas Wälle kühn erstiegen,
Wenn der Tartar zurück zur Wüste flucht,
Vom Kaukasus die Banner Frankreichs fliegen
Und Barbarei bis an den Eispol weicht;
Wenn nicht Britannias Rassen nur sich wiegen
Zum Ocean, — dann sei das Ziel erreicht,
Dann mag der Hof des Stahles Glanz umbunkeln,
Der jetzt noch einmal muß zum Siege funkeln.“

Gaudy sucht den geschichtlichen Beweggründen nahe zu kommen, und bleibt doch weit davon entfernt, bloß Geschichte zu versifizieren. Anders Quinet, dessen Gedicht „Le Vertige“ man passend mit Gaudys „Entscheidung“ vergleichen kann, obwohl es uns zeitlich in eine weit frühere Periode zurückführt: Napoleon, nach der Erniedrigung Preußens, nach dem neuen Sieg über Oesterreich auf der Höhe seiner Macht, ist es müde, das Werkzeug eines Höheren zu sein und den „Zufall zu spielen, den man Vorsehung nennt“, seinen eigenen Willen verlangt er jetzt zum höchsten Gesetz zu erheben und übermüthig das Unglück herauszufordern, um auch dieses zu kosten und dann von Neuem wieder emporzusteigen:

„Autant que j'ai monté, je voudrais redescendre
Pour connaître au retour en marchant dans ma cendre,
Comme un dieu qui mesure un monde sous ses pas,
Et le mal et le pire, et le haut et le bas.
Qui sait lequel vaut mieux, quand on touche à la cime,
Le monter, le descendre, ou le faire ou l'abîme?
— — — — —

„Oui, c'en est fait! j'ai bu le vin de mon orgueil;
 J'habite mon vertige, et j'en franchis le seuil.
 Je veux jouer d'un coup le jeu de mon empire.
 L'Éternel tient les dés. Croix ou pile? Que dire?
 Ou tout ou rien, Seigneur! le sort en est jeté!
 Dieu! . . . j'ai perdu mes jours. Rends moi l'éternité!“

Auf diese feste Herausforderung des Schicksals folgt das Anathema des Papstes, die Trennung von Josephine, seinem „Etern“, die Völkerhebung in Spanien, das Unglück in Rußland. Man kann die Phantasie des Dichters bewundern, man kann ihm zugeben, daß er hier sein Ziel erreicht hat, „den Helden das Geheimniß seines Lebens enthüllen zu lassen, daß er selbst nicht gekannt“, — aber wird uns Napoleon dadurch menschlich näher gebracht, erscheint uns dieser Napoleon wirklich begreiflicher und wahrscheinlicher als der geschichtliche Napoleon oder der Held der Gaudy'schen Dichtung? Quinet giebt auch hier zu viel von seinem eigenen Ich darein, er läßt sich mehr von seiner epischen Theorie als von der geschichtlichen Gestalt Napoleons leiten.

Quinet wollte mit seinem Napoleon der Dichtung einen neuen Weg eröffnen. Nach Béranger noch Chansons, nach Victor Hugo weiter Oden zu dichten, schien ihm überflüssig, und so wollte er etwas Neues, das Epos, schaffen, aber die einzelnen Lieder, aus denen sich dieses zusammensetzt, sind weder Balladen, wie die eines Heine oder Gaudy, noch Zeitgedichte wie jene Bérangers: sie gefellen sich vielmehr zu der reflektirenden Dichtung der Manzoni, Grillparzer, Victor Hugo, Lamartine. Der Grundzug seiner Dichtung ist lyrisch. Nicht das Ereigniß ist ihm der eigentliche Zweck der Darstellung, sondern die Gedanken, welche dasselbe in dem Epigonen weckt, ja er erfindet selbst bestimmte Vorfälle, Situationen oder Personen, die ihm geeignet scheinen, Träger seiner Gedanken zu sein. Diese Art und Weise verführt ihn nur zu oft dazu, statt der Handlung bloße Schilderung zu geben, das Thatsächliche durch seine Reflexionen überwuchern zu lassen und zu Gunsten bloßer Abstraktionen auf Gegenständlichkeit zu verzichten.

In diesem Punkte bildet Gaudy's Dichtung einen völligen Gegensatz zu der seinigen. Dieser geht stets von dem Boden der Thatsachen aus, mag es sich nun um ein epochemachendes Ereigniß der Geschichte oder einen kleinen Zug aus des Kaisers Leben handeln, mag er uns die Thatsache selbst berichten oder sie nur reflektorisch in einem Spiegelbilde darstellen. Gaudy's Dar-

stellung bleibt immer konkret, greifbar, plastisch, während man bei Quinet sich oft mitten im Gedicht vergebens fragt, was denn bisher eigentlich geschehen ist. Die sechs Gedichte, welche Quinet dem ägyptischen Feldzug gewidmet hat, geben uns von demselben nicht entfernt eine Vorstellung, wie sie Gaudy mit seinen hierher gehörigen Dichtungen erzielt. Man vergleiche zum Beispiel die Erzählung Behlul al Raouis bei Gaudy mit Quinets Gesang von Bounaberdi! Der französische Dichter läßt am Abend einen Kameeltreiber heimkehren, der weiß mehr als eine Geschichte, die von Bounaberdi will er singen, von dem Löwen ohne Mähne, dem Sultan ohne Turban, dessen Haremsfrauen seine vierzig Schlachten, dessen Eunuchen mehr als hundert Gefechte sind, dessen Koran auf seinem glänzenden Säbel geschrieben steht, dessen Stute geflügelt ist wie ein Geist — und in solchen Metaphern geht es fort, bis die Sonne aufgeht und der Sänger erklärt, nun keine *histoire* mehr zu wissen. Oder man lese das Gebet des Imans, das die Schlacht bei den Pyramiden begleitet und den Gläubigen die Niederlage der Ihrigen kündigt: wie farblos erscheint dieses Bild gegenüber Gaudys prächtiger Schilderung der Pyramiden-schlacht!

Um nicht ungerecht zu sein, muß man zugeben, daß auch Quinet einige Mal Ansätze zu gegenständlicher Darstellung macht, und gerade die Schilderungen der Schlachten von Arcole und Waterloo, deren Schauplätze er besucht hat, und noch Anderes, wie z. B. das Lied von Boniatowskis Tod, legen Zeugniß davon ab. Aber im Ganzen bleibt Quinets Darstellung weit mehr lyrischen denn epischen Charakters. Und dazu ist das poetisch-technische Künftzeug, das er mitbringt, nicht übermäßig reichhaltig. „Man merkt im Napoléon allzusehr die Mühe, die es den Dichter gekostet“, muß selbst des Dichters Biograph und Verehrer Chassin zugestehen — „Quinet, in der Prosa so hervorragend, scheint durch den Vers behindert, soweit, daß er mit seinem Ausdruck hinter seinem eigenen Gedanken zurückbleibt.“ Was jedoch dem Eindruck des Ganzen noch mehr Abbruch thut, ist die geringe Auswahl in den Mitteln der poetischen Technik, die häufige Wiederholung derselben rhetorischen Figuren und die dadurch entstehende Monotonie. So beansprucht Quinet, und mit Recht, den im Drama üblichen Dialog auch für das Epos, aber welcher ausgedehnten Gebrauch macht der Dichter von diesem Kunstmittel, das es doch im Epos stets bleiben muß: Dialog zwischen Vater und Mutter Napoleons, zwischen Lätitia und der

Zigeunerin, zwischen dem jungen Napoleon und seinem Stern, die Schlacht bei den Pyramiden unter der Form eines Dialogs zwischen Iman und Gläubigen, die Trennung von Josephine ein monoton durchgeführter Dialog, oder gar Dialoge zwischen imaginären Personen wie im „Lied der Todten“! Welch verschwenderischen Gebrauch macht der Dichter von dem Kunstmittel der Prophezeiung! Bis zur Ermüdung oft wiederholt sich die Form der gehäufiten rhetorischen Fragen: wer nach einander zum Beispiel die Gedichte Berceau, Saint Bernard, Couronnement, Bivac, Austerlitz gelesen, wird dessen leicht inne werden. Gewisse Bilder kehren stereotyp wieder: wie oft Napoleon ein Riese, wie oft ein Löwe oder ein Adler genannt wird, wie häufig eherner Herzen, eherner Wege und wie viele andere Dinge sonst noch ehern sind, mag nachzählen, wer Freude an solchen statistischen Berechnungen hat. Die Besetzung der Natur, die Belobung des Leblosen, die auch hier, wie wir gesehen, in bestimmten Fällen große Wirkung zu erzielen vermag, wird bei Quinet ein gewöhnliches Kunstmittel und ins Uebertriebene gesteigert: unter den Pyramiden erzählen die Löwinnen den Löwen der Wüste von dem jungen Löwen von Arcole, die Pyramiden fragen den Abendwind nach dem kommenden Riesen, in der Schlacht reden Pferde und Fahnenadler, Zügel und Kugeln, es reden die Orgeln, es reden die Todten, und als der Kaiser über das Schlachtfeld von Austerlitz reitet, erheben sich die Todten, küssen seine Kleider, fragen sich, ob sie in der Wüste oder im Himmel sind, und als sie die tiefe Wunde in ihrer Brust bemerken, sinken sie zurück und benetzen das Gras mit ihren Thränen!

Quinets Epopöe hat sich keinen bedeutenden Platz in der Literaturgeschichte zu erobern vermocht. Selbst die Spezialstudien über Quinet schenken neben seinen kritischen Leistungen den epischen Anläufen in der Regel nur geringe Beachtung. Von neueren Literaturhistorikern hat nur Gidel sich seiner angenommen und das Werk seiner unverdienten Vergessenheit zu entreißen versucht. Es giebt darin in der That nicht nur einige schöne patriotische Stellen, sondern auch einige schöne Gedichte, eben solche, wo eigene Anschauung oder, wie bei der „Invasion“ eigene Erfahrung zu Grunde liegt und wo der Gegenstand dem Dichter erlaubt, seine lyrischen Anlagen frei zu entfalten. Aber gerade das, was der Dichter daraus machen wollte, hat er nicht erreicht, und wenn man die von ihm so nachdrücklich bekämpfte Behauptung, den Franzosen

fehle der epische Sinn, nur an seiner Epopöe messen wollte, so könnte sie durch nichts Anderes schlagender bewiesen werden.

Gaudy ist nicht im Entferntesten ein so tiefer Denker wie Quinet. Er hat sich vermuthlich weder Theorien über das moderne Epos, noch über die Auffassung seines Helden zurechtgelegt. Aber als vortrefflicher Erzähler wie als gewandter Kenner der lyrischen Form brachte er für die Kleinepik die besten Voraussetzungen mit. Er hat es nicht verschmäht, von seinen Vorgängern Anregungen zu empfangen, und hat damit seinem eigenen Werke besser gedient als jener, der etwas ganz Neues zu schaffen und Nachkommenden einen neuen Weg zu bahnen gedachte. Er läßt sich nicht von grauen Theorien, sondern lediglich von seinen poetischen Impulsen leiten, und so wird fast jedes seiner Lieder zu einem Treffer.

Gaudy geht zunächst vom geschichtlich Gegebenen aus. Mit Eifer hat er die Geschichtsquellen und was dafür galt, das berühmte *Mémorial de Sainte-Hélène*, Walter Scotts *Napoleonbiographie* und Anderes studirt, und in sich aufgenommen. Aus diesen Quellen sammelt er namentlich die zahlreichen kleinen Züge, welche er in verschiedene seiner Lieder eingefügt hat, wie die Prophezeiung des Professors de L'Eguille, die Auffindung der Gemme in Pelusium, die Erklärung des Namens Napoleon, und nirgends unterläßt er es, in den Anmerkungen die Historizität derselben durch Verweise auf die Quellen zu erhärten. Oft genug enthüllt sich so ein Wort, das man des Dichters nachempfindender Phantasie entsprungen glaubt, als authentische Aeußerung. Durch die Verwerthung solcher Motive sinkt Gaudy keineswegs zum Historiker oder, um mit Quinet zu reden, zum „Archäologen“ herab, im Gegentheil, er weiß dieselben so geschickt in seine Dichtungen einzuflechten, daß sie hier nie deplacirt erscheinen, sondern nur der Harmonie des Ganzen dienen.

Am wichtigsten freilich in des Dichters Verhältniß zur Geschichte bleibt immer die Auffassung Napoleons. Was ihn hier von Quinet zu seinem Vortheil unterscheidet, ist schon bemerkt worden: nicht einen Typus, nicht eine Abstraktion sieht er in seinem Helden, sondern eine geschichtliche, eine wahrhaft epische Persönlichkeit. Daß er dieselbe freilich ganz objektiv, sowohl ohne Liebe als ohne Haß darstellen würde, war nicht zu erwarten: hatte doch gerade das Glänzende in Leben und Persönlichkeit dieses Mannes seine Begeisterung geweckt. So läßt er die Schattenseiten

im Bilde des Kaisers, die dunklen Punkte in seinem Leben — wie etwa das Verfahren gegen den Herzog von Enghien — ganz außer Acht, und das Bild des epischen Napoleon kann dadurch nur gewinnen. Sichtbare Wirkung hat auch die Auffassung des von ihm so reichlich benutzten Mémorial in seiner Dichtung hinterlassen. Man weiß heut zu Tage, daß dasselbe keine ganz reine, sondern eine tendenziöse Darstellung der Dinge von Napoleons Seite ist. Gaudy ist nicht der einzige, der unter dieser Einwirkung steht. Als England den Kaiser als Gefangenen erklärte und nach St. Helena brachte, handelte es im Auftrag der verbündeten Mächte — die Hentkerrolle blieb freilich ihm allein. Das Mémorial aber schon schiebt alle Schuld, auch den Bruch des Gastrechts, England zu, und die Dichter stimmen in diese Anklage ein. Die idealen Pläne Napoleons, welche in Moskaus Brand zu Grunde gingen, entstammen wiederum dem Mémorial, und Gaudy hat ihnen nur Ausdruck und Form verliehen:

„Nicht ein kühner Abenteurer, schwang ich siegberauscht das Schwert,
Nicht des Welteroberers Krone war es, die mein Muth begehrt.
Jetzt schon werf' ich in die Scheide das entblöhte Schwert zurück:
Alexander, Friede! Friede! und es tagt Europas Glück.“

„Jetzt, jetzt bricht der Tag des Segens durch der Ungewitter Nacht.
Eisen heilt Europas Bunden, und die Heilung war vollbracht,
Wenn vom Tajo bis zur Rewa ein Gesetz das Volk gelenkt,
Wenn sein Vaterland Europa, und des Krieges Schwert versenkt.“

Dergestalt erscheint Napoleon, auf Grund der vom Dichter benutzten Quellen, der schon vor ihm ausgebildeten Tradition und schließlich auch unter Mitarbeit seiner eigenen Phantasie, gegenüber der Geschichte freilich idealisirt; aber wer wollte dem Dichter hieraus einen Vorwurf machen, wenn diese Idealisierung der Idee des Ganzen dient? Nirgends geht seine Darstellung über dieses Ziel hinaus, nirgends versteigt er sich zu so verschrobenern Huldigungen wie etwa später W. Constant (von Wurzbach) in seiner „Canzone“. *)

*) S. dieselbe in: Der Buge des Kaisers. Ein Gedicht von der Treue. 1854 S. 9—19. Hier finden sich z. B. folgende Verse:

Von Ihm besiegt sein, wollte mehr bedeuten
Als Sieg in andern Zeiten.
Der Mensch vergaß sich selbst, um Ihm zu dienen;
Vor seiner Majestät versanken Rechte
Vergangner Zeit, und Menschen wurden Knechte
Um einen Gnadenblick aus Seinen Nieren:
Sein Geist diktirte Seiner Zeit die Normen,
Er war ein Gott in menschlich schwachen Formen!

Gaudys Napoleon ist nichts mehr und nichts weniger als eine im Lichte der epischen Poesie verklärte Persönlichkeit der Geschichte.

Die Ereignisse, welche den einzelnen Liedern zu Grunde liegen, hat Gaudy nicht nach ihrer politischen Bedeutung ausgewählt. Fakta, wie die Wahl zum ersten Konsul oder die Kaiserkrönung, können den Dichter höchstens zu Reflexionen über die bisherige oder die künftige Laufbahn des Helden anregen, für den Epiker ist hierbei nichts zu gewinnen. Das hat Gaudy klarer erkannt als Quinet. Gleichwohl treffen beide Dichter in der Wahl der Sujets und — was wichtiger — auch in der Nichtbeachtung gewisser Ereignisse vielfach zusammen. Von den sechsundzwanzig Liedern Gaudys kann man doch die weitaus größere Zahl mit entsprechenden Stücken aus Quinets Napoleon in Parallele stellen: Arcole, der ägyptische Feldzug, Marengo, der Zug nach Rußland, Fontainebleau, Elba und Sankt Helena sind vor Allem die Momente, welche auf beide Dichter gewirkt haben. Die Scheidung von Josephine bildet hier wie dort einen Wendepunkt. Es war schon damals, zur Zeit Napoleons selbst, eine viel geäußerte Anschauung, daß mit Josephine auch sein Glück, sein guter Stern von ihm gegangen. Dem Dichter lag der Gedanke nahe genug, noch in neuerer Zeit hat ihn Karl Bleibtreu zum Angelpunkt seines Napoleondramas „Schicksal“ gemacht. So haben auch Quinet und Gaudy dies Motiv verwerthet und die Art, wie dies geschieht, ist wiederum für die beiden Dichter charakteristisch. Jener erfindet ein Fest, bei dessen Prunk sich Kaiser und Kaiserin von der bevorstehenden Scheidung unterhalten, der Kaiser bittet Josephine, den Gästen ihre Gedanken und Sorgen zu verbergen, sie beschwört ihn, sie nicht zu opfern und seinen „Stern“ nicht von sich zu lassen — Gaudy nimmt den geschichtlichen Akt von Josephines Verzicht selbst zum Vorwurf, mit Thränen im Auge, aber ohne unwürdige Bitten giebt sie nach, und nicht sie ist es, die sich zu Napoleons Stern erhebt, an ihrer statt spricht der Dichter das prophetische Wort: Entwichen ist mit ihr des Kaisers Stern. Ueberall weiß Gaudy dem geschichtlichen Hergang eine poetische Seite abzugewinnen, während sich Quinet um so wohler fühlt, je freier er der eigenen Erfindung die Zügel schießen lassen kann.

Zwischen diese direkt auf den geschichtlichen Ereignissen fußenden Dichtungen hat nun Gaudy eine Reihe anderer eingestreut, welche uns weit mehr die Zeit und ihre Stimmungen schildern. Des speziellen historischen Hintergrundes ermangeln auch diese Bilder

nicht, bald zeigen sie uns die ägyptische Unternehmung, bald das Unglück in Rußland, bald die Verbannung Napoleons auf Elba oder den Tag von Waterloo in greifbarer Ferne. Im Uebrigen aber zeigen sie weit mehr Verwandtschaft mit *Bérangers* Chansons und *Heines* Ballade, ohne jedoch dieselben zu kopiren, wie der schon früher angestellte Vergleich hat erkennen lassen. Es war ein außerordentlich glücklicher Gedanke des Dichters, die Laufbahn seines Helden durch solche Rand- und Genrebilder zu ergänzen, er vermeidet damit die Monotonie, die bei *Quinets* Napoleon nicht ausbleibt, und giebt uns eben auf diese Art ein getreues und vollständiges Bild nicht nur seines Helden, sondern der ganzen kriegerischen Epoche. Napoleon war nun einmal in den Augen der großen Masse in erster Linie der Schlachtenlenker, und so steht auch die Einwirkung seiner Persönlichkeit auf das Heer mit Recht im Vordergrund.

Es dürfte schwer fallen, zuentscheiden, ob der Dichter in den Genrebildern oder in den historischen Gemälden Hervorragenderes geleistet. Für Letztere standen ihm bei seinem Stoff überhaupt keine Vorbilder zu Gebote, er hat sich die ganze Technik hierfür selbst zu recht legen müssen, und umsomehr ist es anzuerkennen, mit welchem Geschick er sich dieser nicht immer leichten Aufgabe entledigt hat. Während er uns in der Pyramidenschlacht den eigentlichen Kampf selbst vorführt, zeigt er uns die Schlacht bei Dresden vielmehr in ihrem weltgeschichtlichen Zusammenhang, und ähnlich weiß er anderwärts zu variiren. Fast überall aber versteht er den für den Gegenstand passenden Ton anzuschlagen und die Harmonie von Inhalt und Form zu erzielen. In den Stimmungsbildern hat er ja seine Vorgänger und auch Vorbilder gehabt. Daß er aber die von dort entlehnten Gestalten und Motive durchaus selbständig verwendet, haben wir schon früher gesehen. Seine hierher gehörigen Dichtungen sind überhaupt nicht ganz in eine Reihe mit *Bérangers* nur zur einen Hälfte heroischen, zur andern aber politischen Lyrik zu stellen. Wenn uns dieser mit seinen beiden Grenadieren noch in die Napoleonische Zeit selbst führt, so hängt das lediglich damit zusammen, daß das Lied eben just um diese Zeit auch gebichtet worden ist; mit den späteren Dichtungen kommen wir immer tiefer in die Zeitgedichte hinein. Nur selten, und dann mit besonderer künstlerischer Absicht, geht Gaudy von der eigenen Gegenwart aus, für gewöhnlich versetzt er uns in die Vergangenheit, deren Schilderung ihm einziger Zweck ist. *Bérangers* Ge-

stalten begnügen sich in der Regel mit mehr oder minder vagen Beziehungen auf die Ereignisse der glorreichen Epoche — Gaudy knüpft immer an ein bestimmtes historisches Ereigniß an, an einen Feldzug, eine Schlacht, in welcher der von ihm geschilderte Krieger verwundet oder gefangen worden und so verleiht er auch in diesen Stimmungsbildern dem epischen Element das Uebergewicht über das lyrische. Und wie seine Kriegergestalten an Begeisterung hinter denen eines Béranger oder eines Heine nicht zurückstehen, so darf auch seine Kunst in der Darstellung dieses Enthusiasmus mit jenen Dichtern wetteifern. Der gefangene Grenadier, welcher mit hieb- gelähmter Hand des Kaisers Bild an die Kerkerwand zeichnet, ist eine freie Schöpfung seiner Phantasie. Und die begeisterten Worte, welche der sterbende Reiter am Engpaß von Somosierra für seinen Kaiser findet, geben an Großartigkeit der Empfindung und Vollendung des Ausdrucks dem Enthusiasmus der Heineschen Grenadiere wohl kaum etwas nach.

Nicht Weib, nicht Kinder weinen mir ihre Thränen nach,
 Wohl längst schon ist zerfallen der Väter Hüttendach.
 Ich kenne keine Heimath als einzig die Schwadron,
 Mein Kirchturm ist der Adler, mein Gott Napoleon.“

Wie über die Kunst des Verses, verfügt Gaudy auch über die Sprache, um das, was er sagen will, zum vollendeten Ausdruck zu bringen. Die Vornehmheit der äußeren Form verdient wohl hervorgehoben zu werden bei einem Dichter, dessen Schwerpunkt sonst im Satirischen und Humoristischen liegt. Nur selten, daß er dieser Hinsicht einmal daneben greift, wie etwa im „Epilog“, wo des „großen Trauerspiels Schöpfer“ des Weltendramas Vorhang fallen läßt und mit ernstem Mund die klassische Bühnenanweisung giebt „Omnes exeunt!“ Hier und da begegnet wohl auch ein Bild, das sich mit dem verglichenen Gegenstande nicht ganz deckt, derart, daß das Bild selbst zwar grandios, aber für den Gegen- zu groß erscheint. Der Felsengipfel, von der Sonne Ruß erglühend, den zackigen Saum umsprüht von Garben gigantisch wachsenden Lichtes, ein aus dem zu Thale sinkenden Nebel hervortretendes Niesenhaupt — das ist gewiß ein gewaltiges Bild, aber „Bergs Kontur erblüht — des Jünglings ist es, Bonapartes Bild“, wirkt dem gegenüber allzunüchtern. Die Front der Grenadiere im Hof zu Fontainebleau als „ein Lorbeerwald gezogen am eisernen Spalier“ erscheint ebenso gezwungen wie der Vergleich zwischen

dem trüben Lächeln auf eines Greises Stirn und dem Mondlicht, das schneebedadenen Gräbern durch Gewölk leuchtet.

Indeß werden diese und andere hinfende Vergleiche reichlich wettgemacht durch eine Reihe wirklich gelungener und schöner Bilder, Vergleiche und Gleichnisse. Freilich so übergewaltig fließt unserem Dichter die Bilderfülle nicht wie etwa einem Anastasius Grün, der Bild auf Bild häuft und damit den Gegenstand selbst schier zu verdecken droht.*) Mit richtigem Maßhalten bedient er sich der bildlichen Ausdrucksweise. Anstatt die Bilder zu häufen, führt er lieber das einzelne weiter aus, und mit besonderer Vorliebe und man darf sagen, mit Glück hat er gerade das in homerischer Art ausgeführte Gleichniß gepflegt, ein Element, das den epischen Charakter seiner Dichtung noch schärfer hervortreten läßt. Statt vieler Beispiele mag die „Schlacht bei Dresden“, dienen, welche mit einem prächtig ausgeführten Gleichniß eröffnet und einem ebenso wirkungsvollen geschlossen wird:

Gleich wie wenn Nacht des Himmels Rund umzogen
Und Nebel dicht umhüllt der Sterne Funken,
Wenn Wolkenriesen lähn empor sich ringen,
Im Steigen wachsen, Dunkelheit verdunkeln,
Und sturmgepeitschet ineinanderwogen,
Bis die gezückten salben Blitze klingen
Sich durch die Lüfte schwingen,
Und donnernd jauchzen zu den Todesstreichen, —
So morden sich hier eines Welttheils Krieger.

Und am Schluß das Bild des Siegers:

So reißt die Rege, die die Höhl' umstricken,
Der Löwe. Dickend Troß den Wurfgeschossen
Stürzt er, wenngleich vom Blutstrom überflossen,
Sich auf der Jäger Schaar mit Flammenblicken:
Der Rächer fällt, des Wüstenkönigs Beute,
Und aus der Ferne heult entsetzt die Reute.

Die „Kaiserlieder“ sind die einzige Dichtung, in welcher Gaudy den heroischen Ton angeschlagen. Es ist zu bedauern,

*) Man lese z. B. die folgenden Strophen aus dem „Letzten Ritter“:

Wie herrlich, Fürstensöhne, steht ihr im Leben da!
Vom Hoffnungsstrahl ward trunken, wer euch ins Auge sah!
Die stolze Morgenwolke ist euer glänzend Bild,
Wenn sie das goldene Frühroth verklärnd noch umquillt.

Ein Lenz seid ihr voll Blüten, in Knospen noch gewiegt,
Ein Himmel voller Sterne, noch vom Gewölk umschmiegt,
Ein Meer seid ihr voll Perlen, bedeckt von Fluthennacht,
Ein Herz von Diamanten, verborgen noch im Schacht.

daß ihm das Schicksal nicht die Zeit gelassen, auf diesem Weg weiter vorzuschreiten. Er trug sich noch, wie uns sein Biograph berichtet, mit dem Plane eines Romanzenzyklus zu Ehren des „Marschall Vorwärts“. Was aus diesem Plane sich entwickelt hätte, wenn der Dichter ihn hätte ausführen dürfen, können wir nicht einmal mutmaßen, es sind nicht die geringsten Vorarbeiten dazu bekannt geworden. Die Gefahr, eine bloße Pendantdichtung zu den „Kaiserliedern“ zu geben, lag freilich nahe. Aber Gaudy hatte das Zeug zu einem modernen Epiker wie wenige Andere.

VI.

Mit Gaudy und Quinet ist die Napoleonpoesie sichtlich zu einem gewissen Abschluß der Entwicklung gelangt. War die vorausgehende Periode der dichterischen Pflege der einzelnen Momente und damit zugleich der Ausbildung der Legende, der heroischen Verklärung Napoleons gewidmet, so suchen diese beiden Dichter zum ersten Male das Leben des Kaisers im Zusammenhange zu erfassen. Zu jung, um selbst auf den Schlachtfeldern der Kaiserzeit mitgekämpft zu haben, sind sie doch wiederum früh genug geboren, um noch in ihrer gereiften Knabenzeit unmittelbare Eindrücke von jener Epoche und ihren Stimmungen zu empfangen. Nach ihnen kommt ein anderes Geschlecht, welches das Napoleonische Zeitalter nur noch als geschichtliche Vergangenheit kennt und bloß noch aus überlieferten Quellen zu schöpfen vermag.

Als Edgar Quinet zwanzig Jahre später seine gesammelten Werke herausgab, hatten sich die Zeiten geändert und mit ihnen der Dichter. Napoleons sterbliche Reste waren damals schon längst nach Europa zurückgekehrt, um im Invalidendom eine bleibende Ruhestätte zu finden. Seit sechs Jahren bereits saß sein Neffe und Nachahmer als Kaiser auf dem neuerrichteten Cäsarenthron, und ebensolange schon war Quinet — wie der Dichter der Ode à la colonne — im Exil. Die vom 25. August 1857 aus Meyringen datirte neue Vorrede steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der des Jahres 1835. Er tadelt sein eigenes Unternehmen, Napoleon größer und edler, als er in Wirklichkeit gewesen, darstellen und in die reinen Höhen eines Prometheus und Achilles erheben zu wollen. Er bemerkt jetzt, daß jede Seite seines Gedichts über einen Despoten den Haß gegen den Despotismus bekunde, daß er ausführlich gerade den Taumel dargestellt, von dem sein Held erfaßt werde, und daß dieser einzig und allein durch seine eigene Schuld falle. Der Dichter

hat sich hier wohl selbst über die eigentliche Tendenz seiner Epopöe etwas getäuscht. Aber er geht noch weiter: „Ich will noch hinzufügen, daß dies Gedicht das letzte ist, das über Napoleon gedichtet werden wird. Die Epoche der geschichtlichen Kritik und Beurtheilung ist für Napoleon mit größerer Schnelligkeit herangenaht, als man hätte ahnen können. Alltäglich steigt er mit großen Schritten vom Gipfel der Poesie herab, um in die Gesellschaft einzutreten, die von Jedermann genaue, strenge Rechenschaft über seine Werke fordert; alltäglich wird er mehr der Legende, dem verklärenden Fabelreich, dem Gebiete der Phantasie entrückt; von jetzt ab gehört er für immer dem strengen Bereich der Wirklichkeit und der Prosa.“

Wir müssen lächeln, wenn wir jetzt, vier volle Jahrzehnte später, diese Prophezeiung lesen. Auf dem Gebiete der Epopöe hat Quinet freilich keinen Nachfolger gefunden. Aber in den übrigen Dichtgattungen waren die Dichter dafür um so eifriger am Werke. Die Lyrik ist auch in der Folgezeit Napoleons treue Verehrerin geblieben. Aus den Jahren und Jahrzehnten, welche auf die Ueberführung von Napoleons Gebeinen nach Paris folgen, ist von beständig neu auftretenden Napoleondramen zu berichten: man lese Scines Berichte über die französischen Zustände, man vergegenwärtige sich die Dramen der Zeit, wie zum Beispiel den 1841 im Theater der Porte Saint-Martin aufgeführten „Perruquier de l'Empereur“ von Dupcuty und Maillan oder den „Bonaparte à l'école de Brienne, den das Galté-Theater im Jahre 1855 gab – es sind nur wenige Beispiele von vielen. Vor Allem aber hat sich der historische Roman dieser Persönlichkeit und seiner Epoche bemächtigt, an der Spitze der ältere Dumas, dessen „Compagnons de Jéhu“ juist in demselben Jahre erschienen, als Quinet seine posthume Vorrede schrieb. Auch die darstellende Kunst ist hinter der Dichtung nicht zurückgeblieben: es genügt, an die Namen Charlet, Raffet, Meissonier zu erinnern.

Und die Geschichte und die geschichtliche Wahrheit über den Menschen Napoleon? Das Material zu seiner Beurtheilung hat sich seit Quinet in unberechenbarer Weise vervielfacht, die geschichtliche Kritik hat ihre Forschungen noch weiter ausgedehnt, ihre Methode verschärft, ihre Resultate noch sicherer gegründet, und diese Resultate sprechen nur zum geringsten Theile zu Gunsten des ersten Napoleon. Dazu kam noch der Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs im Jahre 1870, welcher auch dem politischen Bona-

partismus mit einem Schlage ein Ende machte. Als aber Hippolyte Taine 1887 seine minutiöse, historisch sorgfältige, aber einseitige Kritik von Napoleons Persönlichkeit veröffentlichte, war der Prinz Napoleon — Sohn Jérômes und damaliger Chef der Familie — nicht der Einzige, der sich darüber entrüstete und für den so unerbittlich Kritisirten in die Schranken trat: auf sein Buch *Napoléon et ses détracteurs*, das nicht nur die Beweisführung Taines, sondern auch die mehr oder weniger mißgünstigen Mittheilungen der Madame de Rémusat, des Abbé de Pradt und Anderer zu widerlegen suchte, folgten Mémoires, Erinnerungen, Mittheilungen aus den hinterlassenen zeitgenössischen Aufzeichnungen, welche von Neuem „den imperialen Märchentraum“ heraufbeschworen, es folgten neue Studien über Napoleons Persönlichkeit, sein Privatleben, seine Kriege, seine Politik. Und wie 1830 nach der Juli-Revolution, wie 1840 nach der Translation der Asche Napoleons, wuchsen auch jetzt wieder die dramatischen Stücke aus dem Boden, welche den Kaiser feierten. Caran d'Ache machte den Anfang mit seiner dramatischen „Épopée“ im Theater des Chat-Noir, das Theater an der Porte Saint-Martin brachte Martin Laya's „Napoléon, épopée en trois actes et 50 tableaux“ zur Aufführung, Grandmougin wagte sogar ein Versdrama, „L'Empereur Napoléon,“ vier Akte, dreizehn Bilder, in Alexandrinern, das in einem kleinen Theater im Norden der Stadt gegeben wurde. Auch die „Madame Sans-gêne“ von Sardou und Moreau gehört hierher, wenngleich die Autoren nicht Napoleon selbst zum Helden des Stückes gemacht und die einzelnen Züge für seine Charakteristik mehr den Mémoires der Rémusat und ähnlichen als den in der Dichtung traditionellen Napoleonbildern entlehnt haben. Alle diese Stücke der Jahre 1892 bis 1894 fanden volle Häuser, wurden bejubelt, ob gut oder schlecht, denn der Beifall galt nicht der Kunst, sondern dem Inhalt. Die Begeisterung für Napoleon und seine glanzvolle Zeit schlug höher als jemals, und ähnlich wie zu Heines Zeiten konnten die Kritiker wieder berichten: „Partout et toujours Napoléon . . . Napoléon au Vaudeville, Napoléon au Chat-Noir, Napoléon à la Porte Saint-Martin“.

Seitdem ist die Hochfluth wieder etwas verlaufen*), der poetischen

*) Fast zur selben Zeit, da dieser Aufsatz in Druck geht, wird am Theater der Porte Saint-Martin wieder ein neues Napoleonodrama, „Plus que reine“ von Emile Bergerat, vorbereitet, welches d. s. Schicksal Josephines's behandeln soll. Auch d. r. jüngst erschienene „Roi de Rome“ von Emile Pouvillon, zuerst als Roman, dann, in Gemeinschaft mit Armand d'Artois als Drama, mag nicht unerwähnt bleiben.

Auferstehung des Napoleonismus ist diesmal eine politische nicht gefolgt, aber daß hinter der nicht zu leugnenden spontanen Begeisterung auch ein gutes Theil des politischen Bonapartismus mitwirkte, läßt sich wohl nicht absprechen. Soweit wir hier Napoleons Geschichte in der französischen Dichtung verfolgt haben, hat er sich nur selten zu einer poetischen Figur klären können: die politischen Strömungen sind immer nebenhergefloßen und haben das wechselnde Steigen und Fallen seiner poetischen Verherrlichung zwar nicht regulirt, aber doch nicht unerheblich beeinflusst.

Die Entwicklung in Deutschland bietet demgegenüber ein weit ruhigeres Bild. Hier war das große, aber im Wesentlichen einzige Hinderniß einer dichterischen Verherrlichung Napoleons das nationale Moment. Dieses war indeß schon von den älteren Napoleondichtern überbrückt worden, und mußte naturgemäß immer mehr zurücktreten, je größer der Zwischenraum zwischen den Leiden der Fremdherrschaft und dem schaffenden Dichter wurde. So ist Napoleon bei uns verhältnißmäßig rasch eine der leidenschaftlichen Beurtheilung entrückte Figur geworden, welcher der Dichter nicht minder unbefangen gegenübersteht wie etwa der Jungfrau von Orleans oder Wilhelm Tell.

Gleichwohl darf und muß man wohl die Frage aufwerfen, wie diese Dichter die Verherrlichung eines verhängnißvollen und mitleidlosen Feindes unseres Volkes mit ihrer deutschen Nationalität zu vereinigen gewußt haben, die Frage drängt sich auf, ob diese ganze deutsche Napoleondichtung nicht ein durch und durch unpatriotisches Beginnen war, und in der That hat es auch an Vorwürfen dieser Art, und gerade unserem Gaudy gegenüber, nicht gefehlt.

Bei keinem Volk kamen poetische Begeisterung und patriotisches Gefühl hierbei in so scharfen Konflikt wie bei dem deutschen. Kein Volk außer dem französischen hat den Manen des Kaisers so zahlreiche und so bedeutungsvolle poetische Huldigungen dargebracht wie das deutsche, und keines hat soviel unter Napoleons harter Faust gelitten als eben dieses selbe deutsche Volk. Bei allen anderen Völkern, selbst bei dem italienischen, das in der Napoleonpoesie mit in vorderste Reihe tritt, stehen die empfangenen Leiden und die dargebotenen Huldigungen in einem ganz anderen Verhältniß zu einander. Sollen wir darum unsere Napoleonjäger eines Mangels an Patriotismus bezichtigen und ihren Dichtungen

die moralische Berechtigung aberkennen? Gegen solche schwere Vorwürfe sind diese Dichter fast alle von vornherein durch Namen und Persönlichkeit gesiebt. Zedlitz hat seinem Vaterland als Offizier und Diplomat treu gedient, Grillparzer hat seinen tief eingewurzelten Gefühlen für sein Oesterreich an mehr als einer Stelle beredten Ausdruck verliehen, und ein Dichter, der die Hohenstaufen-dramen „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich VI.“, der die „Hermannschlacht“ gedichtet hat, vermag durch ein Napoleondrama seinen Patriotismus nicht zu diskreditiren. Speziell Gaudy entstammte einer preussischen Offiziersfamilie, hatte selbst lange Jahre des Königs Rock getragen, und sein Gedanke, dem Fürsten Blücher einen ähnlichen Liebercyclus zu widmen, zeigt uns zur Genüge, wie wenig sein Patriotismus durch den von Napoleons Gestalt ausgehenden Glanz geblendet war.

Das Faktum steht also fest, daß eine Reihe Dichter von unantastbar patriotischer Gesinnung dieselbe mit der Verherrlichung Napoleons vereinigen zu dürfen glaubten, und wenn man sich bemühen will, dieses Faktum zu begreifen, finden sich genug der erklärenden Momente. Es war vielleicht nur zum kleineren Theil die blendende militärische und politische Laufbahn des Kaisers, welche so stark auf poetische Gemüther wirkte: der Sturz von solcher Höhe und das Martyrium auf Saint Helena wiegt in dieser Hinsicht sicherlich weit schwerer. Wir haben aus des Kaisers eigenem Munde das Wort, das er gesprochen, als man ihn zu Fluchtversuchen nach Amerika zu bestimmen suchte: „In Amerika sehe ich nichts als Mord und Vergessenheit; ich bleibe also lieber auf St. Helena.“ Und in den „Briefen vom Kap“ findet sich die von Las Cases geschriebene, vielleicht von Napoleon selbst inspirirte Apostrophe: „Ich achte Dich noch höher mit der Dornenkrone, welche fremde Gewalt auf Deine Stirne gedrückt, als mit den vielen Diademen, welche sie ehedem geschmückt“ — der ältere Dumas hat ja in seinem Stück ähnliche Gedanken Napoleon direkt in den Mund gelegt. Dieser furchtbare Wechsel von der irdischen Allmacht zum Nichts, das sechsjährige „Martyrium“ auf Saint Helena war wohl im Stande, auch beim Gegner Mitgefühl zu wecken. Wie dcrartige Gefühle durch die Schmähgedichte und Zerrbilder der unmittelbar auf des Kaisers Sturz folgenden Epoche bei vornehmen Naturen nur noch gesteigert wurden, hat uns das Beispiel von Zedlitz gezeigt. Schließlich war damals ein deutsches Nationalgefühl, trotz der Befreiungskriege, bei Weitem nicht in dem

Maße entwickelt, wie es sich seit dem deutschen Einigungskrieg herausgebildet hat, und wenn man auch einen preußischen, österreichischen, bayerischen oder schwäbischen Patriotismus gelten lassen muß, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß diese verschiedenen Länder in sehr unterschiedlicher Weise von dem Napoleonischen Verhängniß betroffen worden waren: die Rheinbundstaaten waren sehr glimpflich weggekommen, und speziell die Südstaaten verdankten ja geradezu erst Napoleon ihre Abrundung und Vergrößerung. Im Inneren aber sorgte, wie in Frankreich so auch in Deutschland, die auf Napoleons Herrschaft folgende Epoche dafür, daß der Abstand zwischen dem Einst und Jetzt nicht allzu groß wurde: Uhlands „Wenn heut ein Geist herniederstiege“ ist in jenen schwülen Zeiten entstanden.

Die dem Dichter angeborene Verehrung für das Großartige und Heroische wurde also hier durch ethische Momente und politische Umstände außerordentlich begünstigt, und wenn wir nun die Dichtungen unserer deutschen Napoleonverehrer im Einzelnen betrachten, werden wir kaum eines Wortes gewahr werden, das den Patriotismus verletzen könnte. Nur der Dichter der Reisebilder steht abseits, er ist der Gefahr nicht entgangen, Napoleon auf Kosten Deutschlands und des deutschen Gefühls zu erheben. Was er sich von Monsieur Le Grand zur musikalischen Illustration des Wortes „l'Allemagne“ vortrommeln läßt, was er bei des Kaisers Einzug in Düsseldorf von Napoleons Kößlein, von des Kaisers allmächtigen Lippen zu sagen weiß, wäre besser ungeschrieben geblieben. Aber man lese seine „Grenadiere“, man lese die Dichtungen eines Grillparzer und Hedlitz, man lese das patriotische Napoleondrama Grabbes, und man wird zugeben, daß hier das Moment des Patriotismus nirgends in Gefahr geräth, ja zumeist überhaupt nicht in Frage kommt. Am schwierigsten lag die Sache zweifellos für Gaudy, welcher die ganze Laufbahn seines Helden umspannen wollte, aber wir haben schon gesehen, mit welcher Peinlichkeit er Allem aus dem Wege geht, was ihn mit seinem patriotischen Gefühl in Konflikt bringen könnte. Die Kriege der Jahre 1805 bis 1809 — ungerchnet den Krieg in Spanien — spielen in seinem Gedicht überhaupt keine Rolle, und wo er, wie in der „Schlacht bei Dresden“, auch seines Vaterlandes gedenken muß, geschieht es in einer Weise, die den preußischen Patrioten ehrt und zugleich dem eigentlichen Helden des Gedichtes gerecht wird:

Vom Bernsteiufer stürmt der Kar der Preußen,
 Glüh'nd den verwirkten Ruhm zurückzulämpfen,
 Von seiner Sonne, die von trüben Dämpfen
 Ummölk't, den neid'schen Schleier wegzureißen.

— — — — —
 Und wenn die Fürsten ihre Schwertler züden,
 Langjäh'rger Knechtschaft herbe Schmach zu rächen,
 Wenn Völker, in glorreichem Kampf zu sterben
 Beschwören oder Siegers Joch zu brechen,
 Und mit dem Kreuz, des Todes Weib' sich schmücken, —
 Wo möchten edlern Lorbeer sie erwerben,
 Als von des Ruhmes Erben
 Zurück die langgeborgten Kränze fordernd?

So darf sich Gaudys Dichtung auch vor dem Patriotismus rechtfertigen, und zum Mindesten verdient sie den Vorwurf, unpatriotisch zu sein, nicht mehr und nicht minder als die übrigen Dichtungen, in deren Gesellschaft sie sich befindet. Das freilich dürfen wir wohl sagen, daß wenige Nationen außer der deutschen fähig gewesen wären, in so kurzer Zeit die erduldeten schweren Leiden zu vergessen und dem zu huldigen, der dieselben über sie gebracht. Ob wir uns wegen dieser Objektivität zu loben oder zu tadeln haben, mag hier nicht entschieden werden, — genug, die Verhältnisse liegen nun einmal nicht anders, und namentlich dürfen wir an die Dichter keinen strengeren Maßstab anlegen als an alle diejenigen, welche mit ihnen ihre Empfindungen, nur nicht die Gabe der Poesie getheilt haben. Denn darüber kann ein Zweifel nicht bestehen, daß die Dichter durchaus nicht die einzigen waren, welche durch diese Persönlichkeit faszinirt wurden, daß sie mit ihrer Bewunderung für Napoleon den Empfindungen vieler Ausdruck gaben.

Vielleicht aber ist es auch nicht werthlos, auf eine Parallele hinzuweisen, die zwar nicht völlig zutrifft, aber doch bemerkenswerth ist, weil sie die in nationalen Dingen viel empfindlicheren Franzosen und ihr Verhältniß zu einem preußischen König berührt. Das Unzutreffende des Vergleichs liegt darin, daß Friedrich der Große dem französischen Volke nicht im Entferntesten das zugefügt hat, was Napoleon dem deutschen Volke während der Dauer seiner Herrschaft gethan; auch haben es die Franzosen nicht zu einer poetischen Verherrlichung des Preußenkönigs gebracht. Und doch darf als ein bedeutungsvolles Zeugniß gelten, was uns Alfred de Vigny — in *Servitude et Grandeur militaires* — nach den Erzählungen seines Vaters von den Stimmungen berichtet, die zur

Zeit des Krieges im französischen Lager über den königlichen Gegner herrschten. Wignys Vater erzählte dem Sohne gern von seinen Feldzügen, durch ihn lernte der Knabe Ludwig XV. und den Grand Frédéric — dessen persönliche Bekanntschaft der alte Wigny gemacht hatte — kennen, als ob er zu ihrer Zeit gelebt hätte. Friedrich der Große war, so schreibt er, „der erste große Mann, dessen Porträt mir so nach Natur gezeichnet wurde. . . Mein Vater besaß für Friedrich II. jene geklärte Bewunderung, welche die hohen Fähigkeiten sieht, ohne sie im Uebermaß zu bestaunen. Er prägte von vornherein meinem Geist diese Anschauungsweise ein, indem er hinzufügte, wie allzuviel Begeisterung für diesen erlauchten Feind ein Schaden der Offiziere seiner Zeit gewesen sei, daß sie eben dadurch schon halb besiegt waren, wenn Friedrich, durch das Uebermaß der französischen Begeisterung vergrößert, anrückte.“ Oden und Lieder auf Friedrich finden wir in diesem Zeugniß nicht, wohl aber eine Bewunderung für seine Größe, die, bei einem feindlichen, von ihm besiegtten Volk, bei den Offizieren, die gegen ihn gekämpft, bei den Zeitgenossen, die selbst seine Ueberlegenheit erfahren, beachtenswerth genug ist, um bei der Napoleonsbegeisterung deutscher Dichter in Rechnung gestellt zu werden.

Die Reihe der Dichter, die seit Gaudy noch von Napoleons Persönlichkeit gefesselt worden, ist nicht minder stattlich als die seiner Vorgänger, wenn auch im Ganzen vielleicht mehr durch die Zahl als durch hohen poetischen Werth ihrer Dichtungen jene überragend. Was sich im rein lyrischen Gedicht über Napoleon im Ganzen sagen läßt, war durch Dichter wie Grillparzer, Manzoni, Victor Hugo und Andere so ziemlich ausgeschöpft, Dichtungen wie Blauls „Nulnacht auf St. Helena“ oder Wurzbachs „Canzone“ blieben weit hinter ihren Vorgängern zurück. Gabriel Seidls „Traum des Alten Frib“ gehört schon mehr der erzählenden Dichtung an; merkwürdiger Weise ist aber gerade die Palladenform, der sich doch Stoffe in Hülle und Fülle boten, durchaus vernachlässigt worden. Die umfangreichsten Dichtungen verdankt Napoleon hier wie in Frankreich dem historischen Roman: so hat der schreibselige Ferdinand Stolle in den Jahren 1838—1845 dem Kaiser und seinen Kriegen nicht weniger als vier Romane zu je drei Bänden gewidmet, und in neuerer Zeit hat noch Karl Frenzel den Kaiser im „Luzifer“ zum Helden eines fünfbändigen historischen Romans gemacht. Mit Vorliebe aber wendet sich in dieser späteren Zeit die Napoleondichtung der Form des Dramas zu, von den

Griepenkerl'schen und Gelpcke'schen Stücken der sechziger Jahre bis zu den Schöpfungen der achziger Jahre: Otto Harnacks „Napoleon“ (1881), Karl Bleibtreus „Schicksal“ (1884) und „Wehe den Besiegten!“ von Richard Voß (1889). Daß in unserer Zeit die hervorragendsten Leistungen der Napoleondichtung auf dem Gebiete des Dramas liegen, lassen gerade die zuletzt genannten Dichtungen deutlich erkennen.

Gaudys Romanzenkranz bleibt auch diesen neueren Dichtungen gegenüber ein eigenartiges Unternehmen. Ohnehin ist, was auf epischem Gebiet seitdem geleistet worden ist, von geringem Belang. „Der Buge des Kaisers, ein Lied der Treue“, das der österreichische Ritter Constant von Wurzbach gesungen, ist harmlos in der Erfindung und in der Ausführung banal. Die historischen Dichtungen von Christian Friedrich Scherenberg „Waterloo“ (1849), „Signy“ (1850), „Abukir“ (1854) führen uns freilich in die Napoleonsche Epoche, lassen sich aber wegen ihres spezifisch patriotischen Standpunktes kaum zur eigentlichen Napoleondichtung rechnen — jedenfalls suchen sie ihren Helden nicht in Napoleon selbst.

So sind Gaudys „Kaiserlieder“ die einzige umfassende epische Dichtung zu Ehren Napoleons geblieben. Bei den großen Schwierigkeiten, welche die Epopöe dem modernen Dichter bietet, ist das nicht zu verwundern. Die Form des festen Epos, wie es im Epos des achtzehnten Jahrhunderts und zum Theil auch noch in Grün's „Letztem Ritter“ Gestalt gewonnen hat, ist auf den modernen Stoff kaum anwendbar. Gaudy hatte zwar nicht den einzig möglichen, aber doch den passendsten Weg gefunden, und ein Nachfolger hätte, wenigstens in dieser formellen Hinsicht, kaum anders thun als unseren Dichter kopiren können. Das schließt die Möglichkeit nicht aus, daß einmal ein größerer Dichter sich desselben Stoffes und derselben Form bemächtige und auf gleichem oder ähnlichem Weg zu einem höheren Ziel gelange als sein Vorgänger — bis dieser Sänger aber erscheint, werden wir Gaudys „Kaiserlieder“ als den vollkommensten Versuch, Leben und Persönlichkeit des ersten Napoleon zur dichterischen Darstellung im epischen Liede zu bringen, und zugleich als eine der bedeutendsten Leistungen in der gesammten Napoleondichtung betrachten dürfen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Lage in Südafrika. ✓

Von
Albrecht Wirth.

Bismarck verglich England und Rußland mit Bär und Wal-
fisch. Keiner kann so recht dem Andern etwas anhaben. Ähnlich
ist Burisch-Südafrika wie ein Elefant, der von einer Riesen-
schlange, dem britischen Imperialismus, umstrickt ist. Die Schlange
kann den Dickhäuter nicht erwürgen und dieser kann das schreck-
liche Reptil nicht los werden. Eine Lösung ist erst möglich durch
die Dazwischenkunft eines Dritten.

Der Kampf zwischen Buren und Briten erfüllt bereits ein
Jahrhundert. Er ist gefährlicher als einst der Krieg zwischen
Griechen und Persern, erbitterter als zwischen Balten und Russen.
Er hat länger gedauert als die Kriege der Sachsen und Franken,
und die Streitkräfte sind minder gleich als bei Tschechen und
Deutschen. Hellenen und Perser waren in sich geschlossene Völker
und örtlich von einander geschieden, in den anderen Fällen hatten
die Bedrängten starken Rückhalt an unbetheiligten Volks- oder
Klassengenossen: den Buren naht die Gefahr von außen und von
innen, und ihre Verwandten und Helfer sind weit überm Meer,
dazu noch schwankend und unentschlossen. Sie stehen kulturell
unter ihren Bedrängern und unendlich weit unter ihnen in ihrer
staatlichen Macht.

Andererseits freilich sind die Kriege in Südafrika nicht
sonderlich blutig gewesen und es erscheinen überhaupt die dortigen
Verhältnisse, insofern bloß die Zahl der Bevölkerung in Frage
kommt, recht unbedeutend. Denn zwischen Kap und Nyassa leben
nicht mehr als sieben Achtel Millionen Weiße unter sechs Millionen

Farbigen. Allein die geringe Zahl der Weißen hat einen Handel zuwege gebracht, Edelsteine und Edelmetalle mitgerechnet, der den von 43 Millionen Japanern übersteigt. Im verflossenen Jahre hat der südafrikanische Handel die gewaltige Höhe von 900 Mill. Mark erreicht. Neben dem Handel ist aber auch noch die strategische Lage von größter Wichtigkeit. Wer die südostrafrikanischen Häfen besitzt, beherrscht dadurch einen Zugang zum Indischen Ozean und, sobald Suez gesperrt, die Straße nach Süd- und Ost-Asien, sowie die nach Australien. Die ausschlaggebende Bedeutung aller südafrikanischen Verhältnisse aber liegt darin, daß dieselben nach Asien und Europa hinüberwirken.

In dieser Wechselwirkung der Erdtheile spielen die Rassenprobleme eine hervorragende Rolle. Die Malayen und Inder Südafrikas weisen auf Asien, die Buren nach Europa. Aus Holländern, Flamen, Deutschen, Hugenotten, einigen wenigen Portugiesen und einer mäßigen Beimischung von farbigem Blut hervorgegangen, bilden gegenwärtig die Buren ein durchaus einheitliches Volk, das in Sprache und Tracht, in Religion und Sitte weit weniger Verschiedenheiten aufweist als etwa Schwaben und Sachsen, Venezianer und Neapolitaner. Die Buren haben ihrer europäischen Heimath vergessen und halten sich für ein einzigartiges, ausermähltes Volk. Gleich bodenentpflanzten Stämmen halten sie sich für die einzigen berechtigten Bewohner und Bebauer südafrikanischer Erde. Alle anderen Weißen müssen ihnen als unberechtigte Eindringlinge erscheinen, während alle Farbigen, so glauben sie, kraft göttlicher Weltordnung ihre natürlichen Untergebenen und Hörigen sind. Nun kamen die Briten und beanspruchten die Herrschaft und plagten die Buren durch ungewohnte und unliebsame Gesetze und suchten die Nebenbuhler zu verdrängen. Da zogen die Buren in die Wildniß, ihren Widersachern zu entinnen. Es beginnt ein Ringen auf Leben und Tod mit den Gefahren der Wüste, mit Hunger und Durst und reißenden Thieren, und beginnt ein Riesenkampf mit den kriegerischen Eingeborenen. Kaum aber sind die Löwen zurückgeschreckt, Griqua und Zulu aufs Haupt geschlagen, kaum erheben sich neue Farmhäuser und Kirchen, da rücken den ewig gejagten Auswanderern die Engländer auf die Fersen und verkünden die Lehre: einmal britischer Unterthan bleibt immer Brite, und das durch auswandernde Unterthanen erworbene Land verfällt der britischen Krone. Die geheßten Buren setzen sich zur Wehr und bewirken

nach vielen Wechselfällen und langen Verhandlungen, daß endlich jene furchtbare, keiner Hoffnung auf Erdenraum vergönnende Staatslehre aufgegeben wird. Allein damit ward ihnen noch nicht Ruhe vor der unerfättlichen Ländergier ihrer Feinde. Gleichwie den wild überwallenden Strom man rechts und links durch hemmende Deiche zwingt, so trachteten die Engländer darnach, den entrinnenden Auswandererstrom der verhaßten Rasse einzudämmen und abzusperrern. Die Engländer nahmen, wider alles Recht, ganz Natal, sie besetzten den Oranjestaat und das Transvaal, entrißen den Nebenbuhlern Griqualand mit der Diamantenstadt Kimberley und Betschuanaland, das als Mittelstück zwischen uns und unseren niederdeutschen Bettern dienen sollte. Von den beiden Freistaaten, über die sie mehrere Jahre lang widerrechtlich sich die Herrschaft anmaßten, mußten die Briten zwar wieder die Hände lassen, doch das Eindämmungsgeschäft setzten sie fort. Ja, es gelang ihnen ein Hauptstreich. Obwohl sie im Sandflußvertrag sich ausdrücklich verpflichtet hatten, keinen Landerwerb nördlich vom Transvaal anzustreben, erklärten sie 1889 die Schutzherrschaft über Maschonaland. Nunmehr waren die unbotmäßigen Auswanderer nicht bloß im Süd-Osten, im Süden und im Westen, sondern auch im Norden begrenzt und der Strom lief Gefahr, in einen stillstehenden See, wenn nicht gar einen Sumpf verwandelt zu werden. Zwar erfolgte noch der Vorstoß einer Wanderungswelle nach Zululand und Tongaland, um bei der Lucia-Bai das offene Meer zu erreichen, allein die Engländer gliederten Tongaland und den größten Theil von Zululand der Kolonie Natal an und verschlossen so den meermwärts drängenden Buren den vorletzten Ausgang zur See und zur nicht-britischen Auswelt. Der letzte Ausgang war Delagoa. Auch diesen zu versperren, erregten die Engländer den Gazakönig Gungunyana, um die Portugiesen für die Unruhen verantwortlich zu machen und sich einzumischen, dann brachen sie ins Transvaal ein, währenddes englische Ingenieure in Bereitschaft standen für die Delagoabahn, und trafen, als Alles fehlgeschlagen, ein Abkommen mit Deutschland, um der heißersehnten Delagoabucht sich finanziell zu versichern. Inzwischen aber war eine Wanderungsspringsluth nach dem fernen Nordwesten gegangen, nach dem Ngamifsee, dem mittleren Sambesi und Humpata im portugiesischen Gebiet nahe der westafrikanischen Küste, und es erscholl die Kunde von Treks, die nach dem Kongostaat geplant. Da hieß es denn aufs Neue: Deiche und Dämme herbei! Und die Briten warfen mit ihren Maximgeschützen Lewanika, den Barosse-

könig, zu Boden und rückten bis unweit von Humpata, geräuschlos die portugiesische Grenze überschreitend; sie erwarben 32 Millionen Morgen in der Angola-Gesellschaft und faßten den Gedanken einer Bahn von Benguella, der Hauptstadt Angolas, nach Barosseland, um so nicht bloß Handel und Macht in der portugiesischen Kolonie zu erlangen, sondern vor Allem, um neuerdings den nordwärts und westwärts zu einem Ausgang, zum freien Meer und zum Kongo anstürmenden Buren einen Kiegel vorzuschieben.

Dabei ließen sich die Engländer durch vorübergehende Fehlschläge und selbst durch schwere Niederlagen nicht entmuthigen. Mit jener Unverdroffenheit, die über alles Widrige und Peinliche den zähen, zielbewußten Angelsachsen hinaushebt, förderten sie immer von Neuem ihr großes Werk. Kein Aufstand schreckte sie, kein Uebelwollen hielt sie zurück; Seuchen und Hungersnoth, Schlappen im Felde und der Verwaltung, weder die Affegais der Matabele, noch die diplomatischen Noten der Großmächte, nichts konnte sie dauernd hindern an ihrem Vorjatz, den Nyassa zu erreichen und so die vor ihnen nordwärts weichenden Buren zu überflügeln. Im Sommer 1896 war Cecil Rhodes im Nadir seiner Macht. Wirrwal und Feinde ringsum. Der Einbruch ins Transvaal mißglückt; sein Schmerzenskind, Rhodesia, von den Matabele verwüstet; in sieben Jahren 110 Mill. Mark von seiner Chartered Company ausgegeben, ohne einen Heller Dividende zu erzielen; er selbst als Premier der Kapkolonie abgesetzt und als Angeklagter nach London beschieden. Eine mißliche Lage. Viele erklärten ihn für politisch todt. Der außerordentliche Mann zeigte sich indeß allen Schwierigkeiten gewachsen. Die Matabele schlug er nieder, die Anklage verlor durch sein Erscheinen ihre Kraft, eine neue Emission von Chartered-Aktien ward mit einer Prämie von 150 pCt. begeben und Rhodes gelangte von Neuem ins Kap-Parlament. Vor Allem aber nahm er, da der Gewaltstreich gegen das Transvaal mißlungen, den alten Plan wieder auf, die Buren verkehrspolitisch, finanziell und kulturell zu bezwingen. Die Engländer haben vier Dampferlinien nach dem Kap, ihre Gegner aber kein einziges Schiff. Sie haben ferner drei Eisenbahnen quer durch die Kapkolonie gebaut, eine durch den Oranjestaat, eine durch Natal bis zur Transvaalgrenze und eine, die von Kimberley am Transvaal vorbei nach Bulawayo führt. Endlich durch portugiesisches Gebiet, aber mit englischem Gelde gebaut, die Bahn von Beira ins Herz von Rhodesia. Die Chartered-Gesellschaft, die Erbauerin beider

lehtgenannten Bahnen, hatte gleichzeitig einen Telegraph von Kimberley bis an den Sambesi gelegt. Alle die Unternehmungen, die sich auf neue Verkehrswege bezogen, hat aber Rhodes in seiner Hand vereinigt und mit aller Wucht gefördert. Er konnte sich dabei auf den eigenen Reichthum stützen, den er als Direktor der Debeers-Gesellschaft — sie verkauft jährlich für beiläufig 80 Mill. Mark Diamanten — und als Haupttheilhaber der Johannesburg Goldfields erworben hatte. Zugleich standen ihm die unbegrenzten Mittel der Exploration Company, deren Hintermänner die Rothschilds sind, zu Gebote. So ward denn vor Allem die Eisenbahn von Bulawayo nach dem Tanganjika fortgesetzt. Rhodes verlangte dafür von der Zentralregierung in London einen Kredit von 40 Mill. Mark. Wie der Handel von Deutsch-Ostafrika vom Nil in Nordwesten, vom Kongo im Westen abgeleitet wird, so wird die Tanganjika-Bahn unsere Ausfuhr im Südwesten an sich ziehen. Neben der nord-südlichen Bahnverbindung wird aber auch die östliche eifrig gefördert und wird eine westliche geplant. Die Beira-Bahn ist bis Umtali ganz fertig und bis zu einem Punkte, der zwischen Umtali und Fort Salisbury liegt, nahezu vollendet. Dieser Verkehrsweg hat für Rhodes nicht bloß einen großen finanziellen Werth, insofern er Maschonaland erschließt, sondern auch eine erhebliche politische Bedeutung. Falls man am Kap allzu schwerhörig gegen die Wünsche des abgesetzten Premiers werden sollte, so wird dieser mit der Drohung, allen Verkehr über Beira zu leiten, die kapischen Kaufleute, deren Handel doch zumeist nach dem Norden geht, sehr empfindlich treffen. Um aber noch einen Pfeil mehr auf seinem Bogen oder noch einen Zugang mehr zu seinem Malepartus zu haben, plant Cecil Rhodes, wie bereits erwähnt, auch eine Schienenverbindung mit Benguella an der portugiesischen Westküste, eine Verbindung, die zugleich das Ausbeuten der Kolonie Angola vorbereiten würde. Die Engländer hätten damit nicht weniger als fünf Wege nach dem Rhodesischen Goldland: vom Kap über Kimberley, von Beira, durch Dampfer den Sambesi hinauf, vom Tanganjika und von Benguella. Es müßte wunderbarlich zugehen, wenn alle diese fünf Wege auf einmal verschlossen werden sollten.

Mit der verkehrspolitischen Beherrschung, die wie Geierskrallen überall ihre Fänge in das Land schlägt, gehen die Fortschritte der großen britischen Territorialgesellschaften Hand in Hand. Das Bezeichnende hierbei ist, daß die Engländer nicht bloß ihre eigenen Kolonien in Freibriefgesellschaften, die sich auf umfangreiche Landkonzessionen

stützen, übergeben, sondern daß sie auch fremde Kolonien in das Bereich ihrer politisch-finanziellen Spekulationen ziehen und in fremden Freibriefgesellschaften Sitz und Stimme und sehr bald den maßgebenden Einfluß zu erlangen wissen. Im Reichstage ist ja mehr als einmal über das Vorwiegen und die auffallende Begünstigung englischer Kapitalisten bei den südwestafrikanischen Konzessionen geklagt worden. Noch stärker ist britisches Geld in den Kolonien der bankrotten Portugiesen theilhaftig. Engländer besitzen den ganzen Grund und Boden von Beira und die Hafenanlagen von Inhambane, Quilimane und Tschinde, jener Sambesimündung, die früher dem Sklavenschmuggel diente und die nach vierthundert Jahren portugiesischer Herrschaft erst ein englischer Kapitän entdecken mußte, um sie dem Weltverkehr dienstbar zu machen. Eine englische Gesellschaft hat 32 Millionen Morgen in Angola. Der Banquier Beit, der Freund von Rhodes und Hintermann Jamesons, hat im Verein mit anderen Londonern $\frac{3}{4}$ der Aktien der Mosambik-Gesellschaft. Auch bei der portugiesischen Seee- und der Inhambane-Gesellschaft ist britisches Kapital ausschlaggebend. Bloß der Norden des Lourenzo-Marquez-Gebietes ist einem Portugiesen, Vasconcello, zur Ausbeutung überlassen worden. Die portugiesische Regierung ward zur Ertheilung der Freibriefe dadurch geübert, daß sie $\frac{1}{10}$ der Aktien der zu gründenden Companhia erhielt. Durch scharfe Beschränkung der Freibriefs-Privilegien suchte zwar die Regierung ihre Hoheitsrechte zu wahren, kann aber deren Abbröckeln doch nicht verhindern. In Deutsch-Ostafrika und Transvaal waren Landbeleihungen und Freibriefe nicht zu erhalten; da halfen sich die Engländer auf andere Weise. Kaffeepflanzer von Blantyre gehen auf eigene Faust über die Nyassagrenze und suchen privatim Land für neue Pflanzungen zu kaufen. Im Transvaal aber werden allenthalben Landgüter von Engländern erworben, namentlich im Nordosten, wo die Preise zur Zeit noch niedrig sind. Zugleich trachten die Engländer darnach, finanziell und kommerziell das Transvaal zu beherrschen. In der That ist bei Weitem der größte Theil der Goldminen und gut $\frac{3}{5}$ des transvaalischen Handels in den Händen der Engländer. Es ergibt sich mithin aus dieser Uebersicht, daß der Anspruch der Engländer, in Südafrika die maßgebende Macht (The paramount power) zu sein, sich in der That auf schwerwiegende materielle Zeugnisse berufen kann. Die Engländer haben aber nicht nur den Willen zur Macht, sondern auch die militärischen Mittel, um einer Befehdung

derselben zu begegnen. Sie unterhalten ein starkes Geschwader von 6—8 Schiffen in Simonstown bei Kapstadt und haben die Befestigungen daselbst lezt hin bedeutend vermehrt. Auch vergrößerten sie überall in Südafrika ihre Garnisonen und drangen auf emsigere Arbeit und Ausbildung der Freiwilligen. Gegen die Freistaaten denkt man, wie in früheren Zügen, so auch fürderhin Natal als Haupteinfallsthür zu gebrauchen und zwar bequemer als früher, weil jetzt eine Bahn bis an die feindliche Grenze führt. Ebenso ist im Westen die militärische Stellung der Engländer durch die Bahn nach Bulawayo, welche rasche Verstärkung und Zufuhr von Süden und Norden ermöglicht, erheblich befestigt worden. Zu der wirtschaftlich-militärischen Umklammerung kommt nun aber auch noch die aufwühlende Thätigkeit im Innern. Die Briten bauen Kirchen und Schulen, Klubs und Schauburgen, durch die englische Sprache und Sitte gefördert wird. Sie bilden Vereine wie die National League, deren ausgesprochener Zweck es ist, Südafrika zu verengländern. Sie gründen eigene Zeitungen und unterstützen Fremde im britischen Interesse. Sie sparen nicht mit dem Gelde, wenn es den Aufgaben der britischen Mission gilt, und werfen es mit vollen Händen weg, wenn es sich um die Wahl eines imperialistischen Abgeordneten handelt. Sie erkaufen lärmende Huldigungen und die Stimmen im Transvaaler Volksrath. Sie verbreiten in Europa ungünstige Urtheile über das Transvaal und erschweren, kraft ihres Geldes, dessen Anleiheversuche. Sie machen andere Ausländer in Südafrika britischen Zwecken dienstbar. Jeder englische Beamte, jeder Kaufmann, ja jeder Vergnügungstreisende wirkt für die Weltmission des britischen Gedankens.

Die Macht Großbritanniens ist groß und sie dringt rastlos und nun immer schnellerem Tempo vorwärts. Was sich ihr entgegenstellt, wird zermalmt oder mitgerissen. So scheint es in der That, als sei es um die Buren geschehen. Allein sehen wir näher zu. Was hat die eiserne und goldene Umklammerung, das System der ökonomischen und finanziellen Bezwingung, was hat die politische und kulturelle Propaganda und was haben alle die kostspieligen militärischen Veranstaltungen denn eigentlich zu Wege gebracht? Das Gegentheil von dem, was die Imperialisten so heiß ersehnten. Handel und Goldindustrie hat auch die Buren gewaltig in ihrem Wohlstand gestärkt, die politischen Umtriebe haben ihren staatsmännischen Sinn geweckt und die Vermehrung der britischen Regimenter hat eine ungemeine Vergrößerung des Militärbudgets in beiden

Freistaaten zur unmittelbaren Folge gehabt. In offener Feldschlacht wurden die Engländer ohnehin jedes Mal geschlagen, nun hat man aber auch noch starke Forts in Pretoria errichtet, mit der Hilfe von Deutschen und Franzosen, und hat die Artillerie außerordentlich vervollkommenet. Die Bestrebungen der Imperialisten aber, die auf die Alleinherrschaft der Angelsachsen in Kultur und Rasse abzweckten, haben einen ungeahnten Aufschwung des Volksbewußtseins bei allen Buren heraufbeschworen. Nicht bloß ist der Haß der Transvaaler gegen die ländergerierigen Erbfeinde ins Ungeheure gestiegen, sondern auch im Oranjestaat und am Kap ist der Gegensatz zwischen den beiden, nahe verwandten Rassen, der schon im Schwinden war, aufs Neue aufgelebt und das unter der Asche sacht und unvermerkt fortglimmende Feuer zu heller Flamme aufgelodert. Eine Versöhnung der Gegensätze ist nunmehr abgeschritten.

Die Bilanz der beiden Gegner stellt sich folgendermaßen dar. Vom Kap bis zum Kapassa leben $\frac{1}{4}$ Million Briten. Die Zahl der britischen Einwanderer ist nicht im Zunehmen, sondern hat sich wenigstens in den letzten drei Jahren vermindert. Von Johannesburg sind 1897 sogar 8000 Leute, unter denen viele Briten, mehr weggegangen als angekommen. Ein beträchtlicher Bruchtheil der britischen Bevölkerung besteht aus fluktuirenden Elementen, die keinen Fuß im Lande fassen, Beamten, Soldaten, Bergknappen, Arbeitern, Kaufleuten, Ingenieuren, Abenteurern. Dagegen sind die Buren ohne Ausnahme feste Leute; sie und ihre Kinder und Kindeskinde bleiben ewig im Lande. Ihre Zahl beläuft sich auf eine halbe Million.

Während den Briten lediglich die großen Städte und die Farmen in deren nächster Umgebung zugefallen sind, gehört im Großen und Ganzen Grund und Boden in Südafrika den Buren. Auch erstrecken sich ihre Niederlassungen über dreimal soviel Land als die der englischen Siedler. Von den Drakensbergen laufen die „Erden“ (Erbgrundstücke) der Buren bis nach Gazaland und dem Sabifluß im Nordosten, dem mittleren Sambesi und Humpata (östlich von Mossamedes) im Nordwesten, bis Windhoek im Westen. Zweimal ist schon ein Trek nach dem Kongostaat angeregt worden, nach Katanga und der Gegend westlich vom oberen Santuru (Westen des früheren Bundareiches), und wird ein solcher vermuthlich in nicht allzu langer Frist zur Ausführung gelangen. Weiter aber, als die Buren gegenwärtig, ist ihre Sprache gedrungen. Die Kioko,

ein handelndes Wandervolk, haben bereits das Burenplatt im Süden des Kongostaates bei den Eingeborenen zu verbreiten begonnen. Ebenso haben sämtliche Hottentotten und viele der in den Freistaaten lebenden Bantustämme Niederdeutsch als ihre zweite und vielfach auch als einzige Muttersprache erlernt, sodaß die Gesamtzahl der burisch Redenden auf fast eine Million zu veranschlagen ist. Die geringe Masse der Eingeborenen, die Englisch verstehen oder gar sprechen, dürfte mit 30000 noch zu hoch angeätzt sein, sodaß das Englische bloß über 280000 Anhänger verfügt. Nun heißt es aber: Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe. Die Buren vermehren sich rascher als ihre Nebenbuhler; sie wissen die Schwarzen besser zu behandeln und gewinnen sie daher leichter für ihr Platt; sie bringen mit ihren Farmen schneller und wirksamer nach Norden und zwar in solche Gegenden wie Gaza-, Nama-, Ngamiland und Mossamedes, wo es keine britischen Ansiedler giebt. So ist die Fortdauer burischer Rasse und vor Allem burischer Sprache für alle Zeit gesichert. Man hat die südafrikanische Lage mit der am Hudjon vergleichen wollen, wo die Holländer bald dem angelsächsischen Element erlagen. Der Vergleich ist völlig schief. Am Hudjon waren die Holländer bloß ein Menschenalter, als die Engländer erschienen, am Kap aber fünf; sie zählten bloß einige Tausend, in Südafrika eine halbe Million; sie hatten die geringe Strecke von Neu-Amsterdam bis Albany besiedelt, dagegen waren die in Graaf-Reinet ansässigen Buren schon zwanzig Tagereisen von Kapstadt entfernt als diese britisch wurde, und das Platt hatte schon den Dranje erreicht; in Neu-Amsterdam endlich waren die Holländer selbst im Zenith ihrer Herrschaft in der Minderzahl, wie sie denn häufig Deutsch als Amtssprache gebrauchten, und waren rings von britischen und französischen Besitzungen umringt: am Kap war eine einheitliche weiße Bevölkerung und die nächsten Europäer viele Breitengrade entfernt. So hatten die Buren alle Muße und Gelegenheit, sich wurzelhaft in südafrikanischer Erde einzugraben und ihr die unzerstörbaren Merkmale burischer Eigenart aufzudrücken. Wenn schon Polen und Dänen bei uns nicht zu entwurzeln sind, so ist solch Unterfangen vollends bei den Buren unmöglich, die sich mit Südafrika eins fühlen und die von keiner zweiten Heimath wissen.

Noch Eins kommt aber hinzu, um der Sache der ersten Besitzer neuer Anhänger zu erwecken und solche der Sache der britischen Eroberer abwendig zu machen. Viele jenseits des Gleichers geborene Briten wenden sich nämlich von Großbritannien ab, genau

wie sich die Yankee's gegen dasselbe gestemmt haben, und wenden sich den Buren zu, um mit ihnen ein neues Element zu begründen; das koloniale Selbständigkeit erstrebt. Auf diesem ortseingesessenen Elemente beruht die Afrikaner-Partei oder „der Bond“. Eigentlich heißt jeder Weiße, der in Süd-Afrika geboren ist, Afrikaner, jedoch der Gebrauch des Wortes beschränkt sich gewöhnlich auf diejenigen Weißen, die den burischen Gedanken verfechten. Es giebt holländisch, englisch und deutsch sprechende Afrikaner. Das Ideal des Bondes wäre ein Vereinigtes Südafrika, entweder als Staatenbund unter einer Flagge oder doch wenigstens als Zollverein. Der Bond wünscht Selbstregierung, er wünscht ferner Einheitlichkeit der Sprache und der Religion; da aber diese guten Dinge einstweilen nicht zu erreichen, so empfiehlt er Gleichberechtigung der beiden oder der drei Hauptrassen und -Sprachen (denn auch die Möglichkeit, das Deutsche zu einer Staatssprache zu erheben, wird gelegentlich schüchtern erwogen) und Unterordnung in auswärtigen Angelegenheiten unter England. Als die Kolonien angegangen wurden, zur Vertheidigung des britischen Reiches beizutragen, hat das jüngst ins Amt gebrachte Afrikanerministerium Schreiner (der Premier ist Deutscher) beantragt und durchgesetzt, daß die Kapkolonie ein Kriegsschiff dem Reich baue, und hat die Hoffnung ausgesprochen, daß auch die Freistaaten zur britischen Reichsvertheidigung beisteuerten! Das Verhalten des Bondes war nun vielen Buren zu zahm, und es ist, namentlich seit der 1890 erfolgten Gründung der „Tael-Vereeniging,“ die das Burische zur ausschließlichen Verkehrssprache erheben möchte, eine nationale Gruppe aufgetreten, die überhaupt von den Engländern und europäischen Verfassungsformen nichts wissen will. Wir haben also im Wesentlichen drei Parteien in Südafrika: Imperialisten oder jingoistische Reichsbriten; Afrikaner oder Vermittlungspartei; nationale Republikaner. Im Einzelnen giebt es natürlich noch weitere Nuancen. So neigt sich einer der Väter des Bondes, Dutoit, der die bei Menschen und Göttern verhasste Rolle eines Judas oder Segestes spielt, zu der Gruppe Rhodes, in deren Solde er eingestandenermaßen sich befindet; und einige Reichsbriten, deren Einfluß aber beständig abzunehmen scheint, bekämpfen das imperialistische Vorgehen der Zentralregierung. Beschaut man nun ohne Voreingenommenheit die vielfältig sich kreuzenden Strömungen und Gegenströmungen, so ist Eines schon jetzt klar. Wie der ewig schwankende Cicero zwischen

Pompejus und Cäsar, wie die unentschiedenen Süddeutschen zwischen Oesterreich und Preußen, so werden die Vermittler vom Schlage des Bundes von den beiden extremen Gegenparteien an die Wand gedrückt und zerrieben worden. Den Hauptkampf werden Imperialisten und nationale Republikaner ausfechten müssen. Allein auch die „Vereinigten Staaten von Südafrika“ sind unmöglich. Begeisterte Anhänger dieses Gedankens haben auf die Vereinigten Staaten von Amerika hingewiesen, jedoch der Vergleich ist wieder so haltlos wie nur möglich. Die Yankees sind im Wesentlichen eine einheitliche Nation und sind den schwarzen Mitbürgern an Zahl weit überlegen; sie haben eine starke Flotte und eine hochentwickelte Kultur. Die Afrikaner zählen noch nicht eine Million und werden von den Farbigen an Zahl fünf bis sechs Mal übertroffen; wo ist ferner die südafrikanische Flotte, die des Landes Küsten zu schützen vermöchte, und wo ist die hohe eigene Kultur? Südafrika ist bloß dann gesichert, wenn es unter fremdem Schutze steht, und kann bloß dann fortschreiten, wenn es beständigen Zustrom europäischer Industrie und europäischen Geistes erhält. Daher ist sowohl die buriische Föderation der Gruppe Krüger wie die englische, für die einst Cecil Rhodes erglühete, eine Utopie. In seinen hochfliegenden Träumen hat sich Rhodes schon als Präsidenten der Vereinigten Staaten von Südafrika erblickt, er hat aber eingesehen, daß sein Hochgedanke sich nicht verwirklichen lasse, und ist ins Lager der Imperialisten hinübergewandert, mit deren Hilfe er noch etwas Besseres, nämlich allmächtiger Premier des britischen Reiches zu werden gedenkt. Dagegen haben weder Krüger noch Vorissen, noch Hofmeyer das Richtige ihres Dichtens und Trachtens erkannt und bauen noch immer trügerische Luftschlösser. Es ist jedoch zu erwarten, daß das junge Geschlecht anderen Idealen sich zuneige. Denn der Bur hat staatsmännisches Talent und schmiegt sich geschickt veränderten Umständen an. Zuerst herrschte unumschränkt die Ostindische Maatschapij, dann der englische Statthalter. Die Buren brachten es fertig, ohne Vormund zu leben, und errichteten eigene Freistaaten. Deren Verfassung war ursprünglich sehr lose und durch fruchtbare Theilung entstanden immer neue. Ganz wie bei Wantu- und Negerreichen. Ein halbes Jahrhundert sah dergestalt nicht weniger als elf Miniaturstaaten der Buren sich erheben.

Jetzt schoben und drängten die Engländer. Da schlossen sich, ganz wie die von den Römern bedrängten Germanen der Frühzeit, die einzelnen Republikken zusammen, um zu retten was zu

retten war. Die Bewegung führte zur Konsolidirung des Transvaals, dem Schutz- und Trugbündniß mit dem Oranjestaat (Februar 1898) und ihre Wogen schlugen hinüber in die burißch verfeßten Nachbarstaaten. Soviel über den staatsbildenden Geist des wackeren Kernvolkes. Allein auch in sonstiger Bethätigung geht dasselbe weit über das Feld hinaus, das wir uns von einem Bauer machen. Es giebt Kapitalisten, Millionäre unter den Buren, die die Kosten nicht scheuen, theure Zuchtthiere von Australien und Argentinien und Kleinasien (Angora) einzuführen. Es giebt welche, die an der Börse spekuliren. Es giebt andere, die sich in Kapstadt oder im Gymnasium von Pretoria auf die Staatslaufbahn vorbereiten. Es gibt Töchter der Buren und zwar in großer Zahl, die sich auf Musik und Malerei werfen. Von den 3000 transvaalischen Beamten sind bereits 700 burißchen Geblütes. Das Regierungsgebäude in Pretoria hat 4 Millionen Mark gekostet. Die Nationalbank, die Münze, die Staatsdruckerei in Pretoria sind ebenfalls in Prachtbauten untergebracht, die auch europäischen Hauptstädten zur Zier gereichen würden. Post und Telegraphen werden mit pünktlicher Sorgfalt versehen. Für öffentliche Arbeiten werden jährlich im Transvaal 20—30 Millionen Mark bewilligt. Es gibt ferner Buren, die auf eigene Faust zur See nach Mossamedes fahren, um Neuland zum Ansiedeln zu besichtigen, und auch nach Lissabon weiterfahren, um mit der Regierung das Siedelanliegen zu besprechen; oder solche, die rein zum Vergnügen oder aus Bildungszweck die Chicagoer Ausstellung besucht haben. Nicht minder wird dem Schulwesen und der Kirche die allergrößte Aufmerksamkeit zugewendet, und es ist gar nichts Seltenes, daß ein Predikant die Utrechter Hochschule und die Bibellande im Orient besucht. Auch hat bereits eine Aussonderung der Stände begonnen. Es ist daher gar nicht abzusehen, warum nicht aus den Buren ebenso gut ein neuzeitliches Volk mit allen Chikanen der Industrie und der Verwaltung sich entwickeln könnte, wie wir aus den barbarischen Sachsen und Schwaben. Falls man ihnen bloß die Zeit ließe wie uns. Aber gerade die will man ihnen eben nicht lassen. Kübelweise wird den Buren die Kultur der Neuzeit eingeschüttet, und es heißt für sie: erwürgen oder verdauen. An dem Gerichte umkommen wollen sie nicht, verdauen in so kurzer Zeit können sie nicht, bleibt ihnen bloß eine Schutzherrschaft als Ausweg übrig. Als Schutzmacht bietet sich England an; aber auch Deutschland, das schon 1884 von Krüger um Schutz

angegangen wurde, und gegebenen Falls vielleicht sogar Frankreich könnten sich zu einer ähnlichen Rolle versucht fühlen.

* * *

Großbritannien hat es in Südafrika nicht bloß mit den Buren zu thun. Es hat noch andere Macht- und Rassenprobleme zu lösen. Bereits hat sich wie in Australien, Kanada und den Vereinigten Staaten die Frage der farbigen Arbeiter (coloured labour question) merklich zugespitzt. Schon vor sieben Jahren wurde gegen die Chinesen agitirt, jetzt sind auch noch Japaner hinzugekommen, obwohl vorläufig in geringer Zahl. Am wichtigsten aber ist das malayische und indische Problem. In Kapstadt leben etwa 15000 Malayen. Diese werden von Mekka und Tripolis aus in die Bewegung des Panislamismus hinübergezogen. Man hat zunächst eigens für sie muhammedanische Katechismen im malayischen Patois des Kaps verfassen lassen. Auch von den Indern, die besonders in Natal und portugiesisch Ostafrika sich niedergelassen haben, sind die Meisten Jünger des Propheten, denen bloß wenige Brahmanisten gegenüberstehen. Die Zahl der Inder ist allein in Natal mehr als 100000. Dazu werden seit dem Katabeleaufstände in steigendem Maße indische Truppen in den britischen Protektoraten verwandt. Sikhs bilden die Schutztruppe in Rhodesia und am Nyassa. Nicht minder sind indische Regimenter über Suakin und Mombasa nach dem oberen Nil entsandt worden. Fügt man hinzu, daß die indischen Kaufleute den Handel in ganz Ostafrika beherrschen und daß nördlich von Mombasa Tausende von Indern sich mit Einheimischen zu neuer Rassenbildung und zeitweilig zu allerdings höchst ephemeren Raubstaaten verbunden haben, so wird klar, daß die weltgeschichtliche Expansion der Inder nach Ostafrika, die schon zur Zeit des Ptolemäus begonnen hatte, nunmehr einen neuen, gewaltigen Aufschwung erlebt. Außer den moslemischen Malayen und Indern tummeln sich aber in Südafrika auch noch andere Anhänger des Islams: arabische Sklavenjäger, die vor einem Menschenalter den unteren Sambesi überschritten und die in den letzten Jahren noch so Deutschen wie Engländern viel am Nyassa zu schaffen machten, und bekehrte Schwarze; meist Mischlinge, deren Zahl allerdings nicht sehr groß ist. Die Sache hat deswegen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, weil die Engländer gerade durch ihre Erfolge sich selbst frische Gegner großziehen. Gelingt ihnen ihr Plan eines nord-südlichen Reiches in

Afrika, so wird dadurch die panislamitische Mission erheblich gefördert. Seit den Zügen Tippu Tips hatte die Mission den Kongostaat ergriffen und war, den Europäern vorausseilend, bis zum Nyassa und Schire vorgedrungen. Findet sie durch die Verbindung von Uganda mit dem Sambesigebiete, wie Rhodes sie vorhat, noch bessere Verkehrswege, um sich über Land mit den Muhammedanern in portugiesisch Afrika und am Kap in Verbindung zu setzen, so wird dadurch die Macht des Islams im dunklen Erdtheil unermesslich gestärkt und die Gegnerschaft der Moslemin gegen England, die in Konstantinopel und Mekka ihre Hauptstütze hat, gewinnt in unabwehbarem Maße an neuer Nahrung.

Eine andere Rassenfrage, die seit den ersten Anfängen in Südafrika aufgetreten ist und die nie daraus verschwinden wird, ist das Verhältniß zu den Bantu. Während durch lange Gewöhnung die Buren die richtige Behandlung der Schwarzen zu einer Meisterschaft entwickelt haben, die sonst nirgends erreicht ist und die ihnen unbedingten Erfolg verbürgt, haben die Engländer durch falsche Humanität sich dazu verleiten lassen, den Schwarzen zuviel einzuräumen und ihnen sogar vielfach Gleichberechtigung zuzugestehen. Nun wächst die Zahl der Bantu weit rascher als die der Engländer. Sicher vor verwüstenden Kriegen, die die früheren Jahrhunderte hindurch, namentlich zur Zeit des großen Würgers Tschaka, ihre Volksmasse verminderten, haben sich die Bantu seit der Mitte des Jahrhunderts um das Dreifache vermehrt. Auch ist der Troß der Zulu noch nicht gebrochen und es fehlt nicht an warnenden Stimmen, die in ihnen eine bedenkliche Gefahr ankündigen. Besonders in Natal, wo die fortwährend durch reichlichen Zuzug erstarkenden Zulu sich auffallend übermüthig geben, scheint die Besorgniß vor einer allgemeinen Mezelei der Weißen nicht ganz unbegründet.

Neben der Bekämpfung anderer Rassen, sei es weißer, sei es farbiger, ist Großbritannien aber vor Allem mit der Förderung seiner Weltmachtpläne in Afrika beschäftigt. Es will ein transafrikanisches Großreich. Auch andere Mächte haben ein solches angestrebt wie Portugal, Deutschland — an zwei Stellen, im Sudan und am Sambesi — und Frankreich; aber England hat allen Wettbewerbern den Rang abgelaufen. Der Angelpunkt der englischen Bestrebungen ist Uganda. In jüngster Zeit haben es die Briten von Mombasa im Osten und Wahi el Galsa im Norden erreicht. Es erübrigt noch eine Verbindung mit der britischen

Guineaküste im Westen und dem Nyassa im Süden. Die Verbindung mit dem Tschad, welcher bereits durch eine breite britische Einflusssphäre mit der Guineaküste verknüpft ist, wird durch die Behauptung der alten ägyptischen Ansprüche auf Darfur, Kordofan und Wadai vorbereitet; die Verbindung mit dem Tanganjika und Nyassa ist das große Werk, das sich Cecil Rhodes zu seiner Hauptaufgabe gemacht hat. Seine Drähte haben bereits den Tanganjika erreicht, seine Bahn den Sambesi. Es bleiben von der Bahn noch rund 5000 Kilometer zu bauen, deren Kosten auf bloß 200 Millionen Mark geschätzt werden. Die Hauptschwierigkeit dabei ist die, daß der größte Theil der Vermittlungsstrecke durch nicht-britisches Gebiet führt und daß die Erlaubniß zum Durchgang bis jetzt noch nicht erteilt ist. Der Versuch, von König Leopold einen 25 km breiten Streifen zwischen Tanganjika und Ukerewe zu pachten, ist durch deutschen und französischen Widerspruch vereitelt worden. Auch hat man seitdem erkannt, daß die Zerrissenheit und Unzugänglichkeit der Steilufer des Tanganjika es unmöglich machen wird, dem See entlang eine Bahn zu legen. So bleibt bloß ein Weg über Unyamwezi durch Deutsch-Ostafrika oder durch die Thäler des Qualaba und Luapula weit im Westen. Für welchen Weg Rhodes sich entschieden habe, ist zweifelhaft. Es wird zwar berichtet, daß im Anschluß an das deutsch-englische Abkommen man das Wegerecht von uns bereits erlangt habe. Ich glaube jedoch nach meinen Erkundungen dies als unwahrscheinlich bezeichnen zu dürfen. Der finanziell zwar außerordentlich blühende, aber politisch schwache Kongostaat bietet dem ehrgeizigen Manne bessere Handhaben. Gewisse Verhandlungen, um die zum Bahnbau erforderliche Strecke privatrechtlich zu erwerben, scheinen nicht zum Abschluß geziehen zu sein. So griff Rhodes zu anderen Mitteln. Gegen uns hatte er Witboi, gegen die Portugiesen Gungunhana, gegen die Transvaaler die Magatos aufgemiegelt: nunmehr hat er den ganzen Osten des Kongostaates durch seine Agenten zum Aufstand gebracht. Vom Ubangi bis zum Tanganjika ist das weite Gebiet in vollem Aufruhr und Luluaburg ist von meuterischen Schaaren der Eingeborenen umschlossen. Wiederum freut sich die Südafrikanische Gesellschaft darauf, im Trüben zu fischen. Sie hat sich mit der Seeengesellschaft verschmolzen und herrscht mithin bis zum Tanganjika; sie hat Lewanikas Macht gebrochen, die bis über das Land der Kioko hinaus bis in das Hinterland von Mofamedes reichte; sie rüstet sich jetzt dazu, in den Kongostaat

einzurücken. Gleichwie unwegsamer Urwald, der kühnem Vordringen Halt gebietet, rücksichtslos in Flammen gesetzt wird, um die Bahn freizumachen: so soll der Aufstand im östlichen Kongostaat dazu dienen, der Südafrikanischen Gesellschaft die Wege zu ebnen.

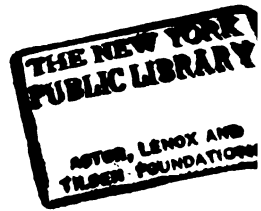
Bei all diesen, eng ineinandergreifenden Entwürfen hat Rhodes den Vortheil, daß er, ähnlich wie Cäsar von Gallien aus, mit seinen, im Barbarenland erworbenen Reichthümern, den goldenen Schlüssel zu den Herzen der Gewalthaber in der Heimath besitzt. Nicht nur Chamberlain, den selbst zur Zeit seiner Anklage, da er des mächtigen Kolonialministers Schutz doch dringend benötigte, Rhodes als harmlosen „Orchideensammler“ zu verspotten wagte, sondern auch der Prinz von Wales und sein Schwager gehören zu den Freunden des südafrikanischen „Kolossus“. So ist Rhodes in der Lage, mehrere Eifen auf einmal im Feuer zu haben und seine Pläne von mehreren Seiten zugleich zu fördern. Er bringt seine Gönner und Anhänger in die südwestafrikanischen und portugiesischen Kolonialgesellschaften als Direktoren und Haupt-Aktienbesitzer; er macht das Wetter im Kolonialamt gegen Deutschland; er schickt sich an, bereits zum dritten Male nach Aegypten zu gehen, um dort im Einverständniß mit dem Khedive und Lord Kitchener seine Drähte südlich vom Sobatflusse (zwischen Fashoda und Uganda) zu legen. Er beschränkt sich auch schon nicht mehr auf Afrika, sondern sendet seine Prospektoren und Goldminen-Agenten nach Kanada und Alaska, aber der Riesenplan eines britischen Transkontinentalreiches in Afrika steht seinem Herzen stets am nächsten. Die unausweichliche Folge eines solchen würde sein, daß nicht bloß Deutsch-Ostafrika aus den Angeln gehoben, sondern auch Südwestafrika ohne Mühe erdrückt würde. In dieser Entwicklung scheint allerdings das deutsch-englische Abkommen einen Hemmschuh darzustellen, ist aber bloß ein Glied in einer großen Kette. Denn sobald wir das Land bis zum Sambesi, die Briten aber das Gebiet von Delagoa bis zum Sambesi erhalten, so sind wir wiederum von den Buren abgeschnitten, deren nordöstlichste Ausläufer bloß bis Gazaland, viele Tagereisen weit vom Sambesi, reichen, während die Briten in Angola von Neuem die Möglichkeit sehen, uns und die Buren vom Kongostaate fernzuhalten.

Delagoa ist das letzte Luftloch des Burenvolkes, das von der englischen Riesenschlange nach allen Regeln der Kunst erdroffelt wird. Die Bai hat zugleich einen unvergleichlichen strategischen Werth. Als Albuquerque den Portugiesen Indien sichern wollte,

befetzte er alle ostafrikanischen, südarabischen, persischen, indischen und malakischen Häfen von der Lucia-Bai über die Bahrin-Inseln im persischen Golf und Ceylon bis nach Singapur. Sie schienen ihm als strategische Punkte unentbehrlich. Nun hat England alle diese Häfen und Inseln in seinem Besitz. Es fehlt ihm bloß Delagoa als der einzige Kohlenplatz des ganzen Indischen Meeres, der ihm noch nicht gehört. Für den ungestörten Genuß der indischen Herrschaft kann aber Delagoa nicht gemißt werden, zumal Frankreich sich in Madagaskar niedergelassen hat und, falls Suez gesperrt, die Straße nach Südasien bedroht. So geht naturthwendig das ganze Dichten und Trachten der Briten auf den Erwerb von Delagoa. Schon 1823 haben sie versucht, die Bai und Umgegend in ihre Hand zu bekommen, aber ohne Erfolg. Die drei Versuche des letzten Menschenalters (1873, 1895, 1896) sind ebenfalls gescheitert. Allein unentwegt und unverrückt behielt der Brite sein Ziel im Auge. Inzwischen ist jedoch auch Frankreich aufmerksam geworden, hauptsächlich wegen Madagaskars, dann auch wegen ihres nicht unbeträchtlichen Handels nach dem Transvaal. Es giebt zwei französische Linien von Marseille und zwei von Madagaskar nach Delagoa, dessen Gesamthandel im verflossenen Jahre 70 Mill. Mark überstieg. Auch behaupten die Franzosen, $1\frac{1}{2}$ Milliarden Franken Kapital im Transvaal angelegt zu haben. Genug, sie nehmen sich seit einiger Zeit der Buren aufs Wärmste an, heben die Rassenverwandtschaft, die auf der hugenottischen Einwanderung beruht, bei jeder Gelegenheit hervor und haben denn auch gegen eine englische Besetzung von Delagoa aufs Lebhafteste protestirt. Ebenso verhalten sich die Russen freundlich, zumal sie, wie ihre Absichten auf den persischen Meerbusen und die Rahaita-Küste im Rothen Meer kund thun, in Indischen Ozean bald Einfluß zu erlangen hoffen. Auch die russischen Blätter erhoben Einspruch gegen englische Entwürfe auf Delagoabai. Die deutsche Gegnerschaft gegen derartige Pläne aber tüßte sich darauf, daß die Portugiesen uns noch 142 Mill. Mark schulden, daß wir $1\frac{1}{2}$ Milliarde Mark Kapital im Transvaal und einen Handel mit der Republik von 16 Mill. haben und daß die Buren uns stammverwandt sind.

Die Delagoafrage dreht sich formell um einen sehr verwickelten Rechtsstreit, dessen Grundlagen hier nur kurz angedeutet werden sollen. Die erste Handelsverbindung zwischen Transvaalern und Portugiesen reicht schon länger als ein halbes Jahrhundert zurück.

Auf den Gedanken, eine Bahn zu bauen, die Lourenzo Marques mit Pretoria verbände, ist zuerst Präsident Bürgers gerathen. Er versuchte in Holland das nöthige Geld zu sammeln. Dann hat man Berliner Kapitalisten angegangen, um ihnen nebst wichtigen Konzessionen den Bahnbau anzuvertrauen. Das Anerbieten wurde aber, aus Mißtrauen gegen die Finanzen und die beständig wechselnde Lage in Südafrika, abgeschlagen. Zuletzt unternahm ein amerikanischer Oberst, Mac Murdo, den Bau und führte ihn auch rechtzeitig, wie verabredet, Ende 1887 aus. Nun war stipulirt, daß die Bahn von Lourenzo bis zur Transvaalgrenze fertig gestellt werden müsse. Der Oberst erachtete auch diesen Vertragspunkt für erfüllt, die Portugiesen aber behaupteten, die wahre Grenze liege 8 km westlich vom Endpunkt der fertigen Bahn. Offenbar war die Grenze noch nicht genau abgesteckt gewesen. Andere behaupteten, dem Obersten sei das Geld ausgegangen. Kurz, die portugiesische Regierung erklärte die Konzession für verfallen und konfiszirte die Bahn. Der Oberst, der von einem amerikanisch-englischen Syndikate unterstützt worden war, starb, aber seine Erben wandten sich an die Regierungen von London und Washington. Die Sache ward einem Schiedsgericht zu Bern vorgelegt. Falls dieses gegen Portugal entscheidet, müssen die Portugiesen eine große Summe herausbezahlen und, da ihnen das wohl kaum möglich, müssen sie das Delagoa-Gebiet verkaufen oder verpachten. Das Schiedsgericht hat seine Arbeit 1891 begonnen, wird aber wohl kaum vor 1900 seinen Spruch fällen. Bevor aber das Urtheil gefunden wird, kann das deutsch-englische Abkommen nicht in Kraft treten. Wenigstens nicht, insofern sich dasselbe auf Delagoa erstreckt.



Ernst Moritz Arndt. ✓

Ein Apostel der Deutschtieit.

Von

Franz Sandboß.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen, herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin, Georg Reimer 1896. S. 3—10 Einleitung, bis S. 518 Text der 348 Nummern Briefe, S. 519—534 Literatur-Nachweise, S. 535—551 Brief-Verzeichniß, S. 552—561 Personen-Verzeichniß. Gr. 8°. Preis 7 M.

Das Leben Ernst Moritz Arndts lag zum größten Theile vor aller Welt offen in seinen immer von seiner vollen und ganzen Persönlichkeit erfüllten Schriften, und auf Grund derselben hatte bald nach seinem Tode († in der Nacht des 21. zum 22. 1. 1860) in unsern Jahrbüchern (s. Band 5, 470—512, auch als Einzeldruck durch den G. Reimerschen Verlag noch zu beziehen, Pr. 60 Pf.) Rudolf Haym sein Charakterbild in scharfen Zügen vollendet schön gezeichnet, so kernhaft und warm, daß man sich wundern mag, nicht wenigstens Theile dieses Aufsazes, z. B. das, was (S. 485 fg.) über die ganz einzige Verbindung Arndts mit Stein vorgetragen wird, längst in die deutschen Schullesebücher aufgenommen zu finden. „Man muß, schloß Haym jene Ausföhrung, Stein und Arndt zusammen nehmen, um das vollständige Bild des großen Reformators, Luthers, zu haben.“ Es möge gestattet sein, hier nur Hayms bedeutsame Schlußworte zu wiederholen. Der Leser halte sich dabei gegenwärtig, daß sie 1860 geschrieben wurden:

„In einem verhängnißvollen Momente ist er von uns ge-

gangen. Er hat uns die Weissagung hinterlassen, daß dieses Land und dieses Volk nicht zerrissen bleiben und daß kein fremder Tyrann uns dauernd bejochen werde. Er hat uns, was mehr ist, das Beispiel gegeben, wie wir lieben und hassen müssen, um einig und unüberwindlich zu werden. In Kurzem wird sich am linken Ufer des Rheins sein Standbild erheben, und wir werden dazu aufblicken mit dem Gelübde, den geweihten Platz zu behaupten. Nur Ein Denkmal jedoch ist seines Andenkens völlig würdig. Erst wenn die alte Zwietracht der deutschen Stämme geheilt, erst wenn die dynastische Politik des Eigennuzes und der Eifersucht durch die nationale Politik, die nach Einheit, Macht und Ehre ruft, überwunden sein wird, erst wenn der Bau eines starken deutschen Staates sturmfest allen Angriffen unserer Feinde Trotz bieten wird, — erst dann wird die Schuld getilgt sein, die das Wirken dieses Mannes der Dankbarkeit unseres und aller künftigen deutschen Geschlechter auferlegt hat.“ —

Aber wiewohl im Allgemeinen uns das vielbewegte Leben des rüstigen Wanderers und frommen Erdenpilgers nicht mehr fremd war, interessant und wichtig wird uns doch jede erweiterte Kenntniß und woher vermöchte sie lauterer zu fließen, als aus möglichst vollständiger Sammlung seiner Briefoffenbarungen an Freunde und Verwandte? Rücksichten und Bedenklichkeiten, die 1860 noch hemmend dawider gestanden hätten, bestehen für unsere Tage glücklicher Erfüllung nicht mehr. Der Gedanke, das Lebensbild eines hervorragenden Mannes, der stolz-bescheiden in höchstem Alter (A. 1. 1858 f. S. 507) das Wort des Theokritischen Polyphem auf sich anwenden mochte:

Καὶὼ δοκῶ μοι τις εἶναι

an der Hand von Briefurkunden zu geben, ist richtig und schön, wenn auch eine erschöpfende Biographie daraus noch nicht kann gewonnen werden. Vielleicht und hoffentlich gelingt es endlich, das an Beziehungen zur Außenwelt noch viel reichere Leben Goethes in solcher Weise zu authentischer chronologischer Selbstbezeugung zusammen zu fassen.

Zum Motto dieses „Lebensbildes in Briefen“, denen sie zuverlässige kurze Daten zum Verständniß erwähnter Ereignisse und in Frage kommender Personen voranstellen, hätte den Herausgebern dienen können, was der Alte am 30. 8. 1831 — es war zufällig Goethes letzter Geburtstag — an Hans von Gagern, den Vater Heinrichs von Gagern schrieb (S. 310):

„Das ist, was unsrer deutschen Geschichte fehlt: die Persönlichkeiten, ja die Personen, worin die Alten, unsere Meister, fast alle Geschichte beschlossen haben.“

Freilich klingt auch das, wie so vieles Andere aus Arndts Munde oder Feder, unserm heutigen Liberalismus, der doch auch nichts Unpersönliches, nur viel maskirt Persönliches ist, abscheulich aristokratisch. Man bildet sich wohl gar ein, die sogenannte „Volksseele“ habe auch ohne solche Herven eine Geschichte und läßt sie, da es denn doch nicht angeht, sie ad latum zu stellen, als bloßes Produkt oder Konglomerat der Zeit-Ideen und Strebungen gelten, gleich als ob sie ohne alles eigene Leben, ohne Familienzüge und Ueberlieferungen, ohne Lehrer und Meister wie eine Breccia so wären zusammengeschwemmt und geknetet worden. Und doch, wie bescheiden unsere Größten, Luther, Goethe, Bismarck, die Gottes- und Schicksalsführung in ihrem Werden und Wesen verehrten, ihrer geschlossenen Persönlichkeit bewußt blieben sie nothwendig zu jeder Stunde, denn eben nur dieje machte sie ja zum Mittelpunkte der Imponderabilien ihrer Zeiten und wandelte das Göttlich-Unpersönliche des Weltlaufes zum Persönlich-Anschaulichen, oder wie man auch sagen kann: in jedem auserwählten Rüstzeuge Gottes wiederholt sich das Mysterium der Fleischwerdung des ewigen Logos. Vielleicht hat das heute so beliebte Dogma von der Unpersönlichkeit und den angeblichen treibenden Zeitideen auch darin eine Stütze, daß es den wirklich agirenden Menschen die ohne es schwere und unter Umständen erdrückende Last der Verantwortlichkeit abnimmt. Man ist lieber anonym als Behörde, Regierung, Provinzial-Schul-Kollegium, Konsistorium, u. s. w. bis zum Kronrath, als daß man an seiner Stelle als Person haftbar dastünde. Das Amt verschlingt und schückt aber auch den Mann. Das ist ein bequemer Standpunkt, den Menschen, wie Stein und Arndt niemals für sich gewählt hätten. Da sie eben ganze und freie deutsche Menschen waren und sein wollten, so mußte auch ihre Beurtheilung der politischen Dinge eine persönliche Grundlage suchen und daher so leicht anstoßen nach rechts und links, nach oben und unten. Was für sie selbstverständlich war, das freie Wort des freien Mannes, das war für diejenigen, die auch nach der Niederwerfung des Korjen n dessen Regierungsmagimen selber wirthschafteten, Ungehörigkeit, ja wohl gar Rebellion.

Die Höhe und Herrlichkeit eines solchen Mannes, der für

edelste Arbeit an der Befreiung unseres Volkes undank und schmachliche Verfolgung erntete, zeigt nichts so klar, als die stets gleiche Heiterkeit des guten Gewissens, die nach der apostolischen Vorschrift sich nicht verbittern ließ. Wie schwer er die ungerechte Verfolgung mit all ihren kleinlichen Chikanen empfand, mehr der Seinen wegen, als seiner selbst, und noch mehr seines geliebten Preußens wegen, dem er, ein echter Prophet, die Rettung Deutschlands zur Pflicht, das hergestellte Kaiserthum als Siegespreis vorhielt, er selber konnte sich alle Zeit auf die Reinheit und Redlichkeit seiner Thaten und Gesinnungen zurückziehen. „Wie es auch mit meiner Stärke und Kraft bestellt sei — ich fühle wohl meine 80 Jahre — und wie auch die Dinge laufen, als Genöß eines großen und edlen Volkes, und als politischer Mensch bin ich rein und redlich einhergewandelt von Jugend bis auf diesen Tag.“ So konnte er am 14. Mai 1849 aus Frankfurt aus dem verunglückten ersten deutschen Volkshause an den Freund Fr. Gottl. Welcker schreiben.

Treu und aufrecht sein galt ihm als der Wurzelboden des Deutschthums, Lüge und alles Scheinwesen, schon weil es Feigheit bedeutet, für undeutsch.

In dem liebevollen weichen Herzen steckte die polare Kraft des gesunden Manneszornes. Worauf dieser Zorn sich richtete, braucht man bei dem Dichter nicht zu fragen, der das Lied gesungen:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Wie konnte in ihm „der Zorn der freien Rede“ glühen! An den treuen Freund, seinen Verleger, Georg Andreas Reimer z. B. schreibt er (Nr. 33 S. 57. 5. 12. 1809): „Heiß und zornig bin ich noch immer, am meisten auf teutsche Mammelucken oder Narren; sonst bin ich noch immer der gutmüthige Fantast, der seine Grillen wohl mit zu Grabe nimmt.“

Der Mann, welcher zu seiner Zeit von den Demagogenriechern hochverräterischer Umtriebe verdächtigt ward, lebte er heute, man schölte ihn sicherlich einen Reaktionär, einen Agrarier oder mit dem modernsten Schimpfworte einen „Ditelbier“. In Wahrheit war er zugleich der freiest denkende Liberale und im besten Sinne konservativ, und wenn ihn der jetzige Fortschritt so kannte, wie er verdiente, er würde sich's wohl vergehen lassen, mit dem „Revolutionär“ krebzen zu gehen. „Ich halte,“ schrieb er u. A. (s. S. 157,

an Dahlmann's Schwager Hegewisch), „die Freilassung aller Dinge und Verhältnisse fast ebenso heillos, als die frühere Gebundenheit und Leibeigenschaft. Sprengung aller Innungen, Gewerbefreiheit, willkürliches Zerstören der Bauern, willkürliches Stämpeln neuen armen Adels, Zulassung von Juden und Judengenossen zu allen Rechten, ich will das Volk sehen, das gegen so fürchterliche Verhängnisse auf die Länge bestehen soll.“

Noch dreißig Jahr später (31. Januar 1847) ertönt das Bekenntniß (an den wackern evangelischen Pfarrer Karl Candidus):

„Sie wissen, ich bin ein Hoffnungsvoller und Gläubiger, sowohl für die Gegenwart als Zukunft; ich bin vorzüglich ein Hoffer und Glauber auf und an den germanischen Stamm, ohne das viele Herrliche auch der Romanen zu verkennen, mir ist der jüdische kosmopolitische Völkerbrei verhaßt, den man unter dem Titel christlicher und kommunistischer Liebe . . . uns wieder zusammenrühren mögte.“

Neben der evangelischen „Verfinsterungspartei“ in Berlin, die Schleiermachern und seinen Freunden und Schülern das Leben sauer machte, und neben dem im Gefolge der Romantik (bes. Friedrich Schlegel's) sich anbauenden Ultramontanismus, dessen Gefahr für das staatliche und kulturelle Leben unseres Vaterlandes er prophetisch sah und ankündigte, haßte er doch nichts so sehr, als die wälsche Erfindung der politischen Polizei, die ihm bald eine unwiderbringliche Reihe von Jahren aus seiner rriischen Lehrthätigkeit in Bonn zu stehlen verstand. „Ich halte diese verdammte wälsche Erfindung für ein schlimmeres Unglück, als einen zehn- und zwanzigjährigen Krieg und als Pestilenz und Hungerjahre.“ Das ist an Stein geschrieben, und es bewährte seine mens providens, wenn er sagt: „Ich kann nicht dafür, wenn es ihnen (den Witgenstein-Kampjanern) auch gelingen sollte, bürgerlich mein Glück zu zerstören“ (S. 193. 18. Nov. 1818). „Zehn Jahre Verfolgung und Behandlung, als wäre ich ein aufiger Bagabond“ (f. S. 391) hatte er sich aber doch wohl nicht möglich gedacht.

Daß er den Adel haße, lehnt er natürlich weit ab, wohl aber saße er die Junkerei.

In Anlehnung an Malthusianische Ideen, die sich bei gewaltig zunehmenden sozialen Nöthen freilich nicht so leichter Hand abweisen ließen, die er ja aber selber praktisch nicht bethätigt hat, finden wir gelegentlich die Bemerkung, das gebotene Mitleid des

Christenthums mit dem Erbärmlichen und Elenden könne ein Volk selber ganz erbärmlich werden lassen. Scheint uns Arndt doch hiermit an die Nießscheschen Verstiegenheiten zu rühren oder sie zu antezipieren. Es ist jedoch dabei nicht zu vergessen, Arndt kommt es auf die Erhaltung des eigentlichen Volksstammes an, als den er den freien Bauer betrachtet und somit auf immerhin aristokratische Zustände. Die Gegensätzlichkeit des Agrarischen und Industriellen hat sich seitdem immer schroffer entwickelt: hier Erzeugung der Nähr- und Wehrkraft des Volkes, dort der Geldkraft und der Herrschaft durch sie, die doch im letzten Grunde auf fiktiven, nicht realen Werthen, ruht. Wie ein Ausgleich endlich mag gefunden werden, und ob er ohne einschneidende agrarische und Kreditgesetze zu finden ist, mögen die Berufenen ernstlich ins Auge fassen. So viel darf man wohl vermuthen, sie werden, wenn die Noth uns zwingen wird einzugreifen, auf die Ideen Arndts und sagen wir Steins zurückzugreifen haben. Einen Ausweg deutet Arndt an der Hand der englischen Entwicklung an, es ist eine gesunde Kolonialpolitik. Sie wird in Zukunft wesentlich die finanzielle Stütze des modernen Großstaates zu schaffen haben, der Ackerbau und das Handwerk die Wehrfähigkeit und der Ueberschuß beider das Material für Wissenschaft und Kunst und jegliche höhere Kultur. Die Frage, was dann werden solle, wenn erst die Welt ganz aufgetheilt sein werde, braucht uns nicht zu ängsten. Es werden dann politische und kulturelle Rückbildungen eintreten, die wir der Sorge künftiger Geschlechter überlassen dürfen. Ist doch die Menschheitsgeschichte gar nicht so leer an solchen Rückbildungen.

Immer wieder kommt unser Brieffschreiber auf seine Lehre zurück: „die dauernde Stärke, Tugend und Herrlichkeit, das Ewigerergänzende der Völker“ könne allein „in dem größtentheils zerstörten Stande der mittleren und kleinen Landbauern“ gefunden werden.

Das ist keine Romantik. Ueberhaupt focht diese gesunde Bauernseele das Liebäugeln der Romantik mit mittelalterlicher Kirchlichkeit und feudaler Gliederung der Gesellschaft gar nicht an. Dazu stand er zu fest auf dem Boden der Reformation und der gegebenen realen Lebensbedingungen. „Der alte Ritter und der alte Papst werden nicht mehr lebendig.“ (S. 227.) Ich glaube, selbst mancher Kämpfe des Zentrums wird dies Wort Arndts, wenn auch mit einem Seufzer, unterschreiben. —

Die auch heute wieder beliebte und belobte Phrase von der Verbindung von „Thron und Altar“, wobei der „Altar“ doch eigentlich Nebensache ist, hatte Arndt natürlich als solche erkannt. Schön ist das Lob männlicher Standhaftigkeit, das er (S. 264) dem Freunde Schleiermacher widmet: „In einer Zeit, wo feige Erbärmlichkeit, schalthafter Knechtsinn und heuchelnde Lüge zu geschwind sind, die höchsten Dinge, die Philosophie und Theologie auch zu Dienerinnen der Gewalt und der irdischsten Gemeinheit zu machen, sind Geister wie Du, welche ihnen die faulen Rissen unter dem Steiß wegrücken, gar feine und wohl lautige Geister.“ — „Es fehlt nur, schreibt er bald darnach über denselben Schleiermacher an Freund Reimer (S. 267. 25. 3. 1d23), daß sie ihren besten Theologen auch wegbeißen, und so das Prinzip immer mehr tödten, wodurch Preußens Könige groß geworden sind. Preußen kann mit Habsburgischer und Bourbonischer Politik nicht blühen.“

Die Untersuchung war im Sommer 1822 abgeschlossen und der Prozeß an das Oberlandesgericht Breslau überwiesen worden. Aber es kam nichts darnach, man konnte Arndt keine Schuld nachweisen, selbst die „papierlichen Künste“, über die man ihn so oft befragt, als ob er damit ganz etwas Verdammliches gemeint hätte, gaben keinen Anhalt. Gleichwohl blieb der Arme seiner Lehrthätigkeit beraubt und seine Professur war anderweitig besetzt. Man beließ ihm zwar sein Gehalt, die Hälfte seiner Einnahmen jedoch betrachtete er als verloren.

Immer bleibt doch Preußen seine Hoffnung. „Und ich table die, sagt er in demselben Schreiben an Gagern, welche Preußen jetzt zu offen tadeln, weil dieses und jenes versäumt und hin und wieder auch wider den Strom gethan ist.“

Am 27. 6. 1848 ist das Wort geschrieben, an Christian August Brandis (S. 447):

„Es werden die Hervorragenden und Gewaltigen schon kommen, aber wahrscheinlich lange hinter mir. Thut nichts. — — — Wie das Ganze endlich mehr in einer würdigen Weise zur Stärke und dadurch zur Ordnung geeinigt werden kann, das weiß nar, der die Schicksale der Völker lenkt. Dazu wird äußere Noth, welche zusammentreibt, gehören, oder irgend einige außerordentliche Treiber, welche die Völker selten mit seidenen Handschuhen anfassen und führen. Veniet Ille.“ — — „In einer einzelnen Monarchie könnt' es ein Einzelner sein, in so vielen, wie die

deutschen, müßt' es ein Riese sein, ein Herkules, der die immer frisch gefärbte, blutigste Peule führte." Gibt es unter allen sogenannten messianischen Verheißungen sämtlicher großen und kleinen Propheten des alten Bundes eine einzige, die so genau zutreffend wäre, wie diese auf den eisernen Kanzler Otto von Bismarck? Notiz genommen von ihm hatte auch Arndt, aber sein junkerhaftes Auftreten im vereinigten Landtage konnte Wenigen und unserem Arndt am wenigsten sympathisch sein. So schwer ist es doch auch dem begnadeten Propheten, den Schleier der Zukunft zu heben!

Eine andere merkwürdige Prophezeiung steht in einem Briefe vom 18. 10. 1848 („Großer Siegestag, steht bei dem Datum) an Moritz August von Bethmann—Hollweg:

„Kurz es verhält sich so: der andere Dreck, den, wie ich Dir früher schrieb, der aus der untersten Böbelhefe aufgewühlte Schlamm uns auf die Köpfe geschwemmt hat, muß sich erst langsam abwaschen, es muß die Erfahrung, es müssen viele dumme oder verruchte Versuche und Unternehmungen die Narrheit als Narrheit, die Bosheit als Bosheit erst gezeigt haben, es müssen viele Bethörte und Fanatisirte dadurch erst enttäuscht seyn, ehe der Verstand und die Macht wieder das Szepter und Schwert der Macht ergreifen und sie dem Volke mit Erfolg zeigen oder vielmehr sie gut homerisch damit schlagen können.“ Und ebendort schon: „Aber wenn mich nicht Alles täuscht, kommen wird und kommen muß er, der Dreinschläger.“ Seine „Hoffnung auf Preußen und auf seinen trefflichen König“ konnte Alles, was er erduldet, nicht abfühlen (s. S. 301. 5. 4. 1831.) Er, der so lebhaft beklagte, daß Preußen sich bei dem Frieden nicht Mainz und Metz mit den Saarfestungen gleich gesichert, daß man später die Maaslinie preisgegeben hatte, sah mit seinem „weissagerischen Geiste“ auch die Gefahr des kommenden Ultramontanismus voraus. (S. 451, 6. 8. 1848.) „Ich sehe schon, wie der ultramontanische herrschjüchtige Antichrist, der auch unter uns noch leise lauert, mit seiner alten schlangenheuchlerischen Schlaueit auf diesem Felde ärndten will, in unjern Rheinlanden hin und wieder schon zu ärndten beginnt — und mir könnte bangen, wenn ich die politische Losheit, die durch keine papiernen Verschreibungen und Gelobungen eine feste werden kann, noch dazu rechne“. — —

„An unsers Doktor Martinus Reformation hat Europa beinahe zwei Jahrhunderte gezappelt und geblutet; wir zappeln

nun 70 Jahre an der europäischen Umwälzung. (Das ist im Herbst 1851 geschrieben. S. 484). Wer weiß, wie lange daran noch gezappelt und geblutet werden muß? Aber Deutschland, das große Volk der geistigen und christlichen Mitte wird werden . . . es wird endlich durchschlagen. Wann und Wie? das wissen wir nicht, aber es wird."

Wir aber, denen die Erfüllung geschenkt ward — denn Arndt begriff bald im Frankfurter Parlament, daß an einen deutschen Kaiser nicht zu denken sei, geschweige an einen preußisch-deutschen, (s. S. 437) und hat der Mißerfolg der wunderbaren „Irrfahrt nach Berlin“ ihn zwar auch körperlich sehr mitgenommen, auf die Dauer konnte er die damalige Zerreißung der Hoffnungen nicht allzu tragisch auffassen — wir, sag ich, sollten das Hoffen verlernen? Nein! auch für uns gilt und wird gelten das schöne Wort, das Arndt dem Grafen Max von Schwerin 21. 4. 1850 (S. 479) schrieb:

„Meine Hoffnungen stehen übrigens unverwüstlich fest: wir werden zuletzt doch durchkommen, weil wir nicht mehr zurück können und weil . . . des Volkes Klang Voran! klingt.“ Bewahren wir uns denn auch für die hohen Aufgaben der Zukunft „die hohen und gläubigen Gesichte und Fantastien“ (an die Schwester Dorothea 17. 1. 1841. S. 371).

Von sich selber durfte er rühmen (26. 11. 1842 an die englische Schriftstellerin Sarah Austin S. 379): „Wenn ich ein Verdienst habe, ist es das, daß ich das Mächtige in meinem Volke und das Geheimniß seiner Art und Sprache ein wenig erkenne.“ Es ist das, was er auch (1847) „die Persönlichkeit oder das Gepräge des Volks“ nennt.

Arndt war gewiß sehr getheilten Herzens in das Frankfurter Parlament eingetreten, denn er verabscheute in tiefster Seele die Schmach der Berliner Märztage und jammerte über den armen König, „der immer nur thun wollte, was er freiwillig naunte und nun vor Gassenbuben mit der Mütze in der Hand hat stehen müssen“ (S. 437. 16. 6. 1848), aber er meinte, daß es doch die Idee der Einheit immer mehr in die untersten Schichten des Volkes hineintreiben müsse.“ An den Reichsverweser ohne Land, „die papierene Zentralgröße“, glaubte er, natürlich von vorn an nicht. Preußen muß nothwendig das Kaiserthum haben, „wenn uns nicht das letzte bißchen Verstand verloren gegangen ist.“ (S. 445.)

Schauen wir auf die Prophetengabe des Mannes zurück, für die noch manches schöne Zeugniß hätte beigebracht werden können, so müssen wir wohl sagen, in der That, er hat etwas schon Außer- und Ueberirdisches an sich. Das bekannte er einzig schön dem Freunde Bethmann-Hollweg (S. 453):

„Ich, der seinen Jahren nach wälsch zu reden, wenn ich wiederkommen und wiederschen kann, bald nur wie ein revenant kommen wird. Laß uns einen Augenblick stehen bleiben bei diesem Worte revenant. Ein Mensch meines Alters kann sich ja wie ein altes dünnes oder verdünntes Gespenst, gelindest gesagt, wie einen Geist betrachten, der gleichsam von einem andern Planeten kommend oder von diesem Planeten herabschauend fast schon über den Dingen der Erde schwebt, mit der Leichtigkeit eines Vogels, vielleicht mit dem glücklichen Leichtsinn eines Vogels, der in der Luft des Fliegens und Schwebens mit den Flügeln klatscht und weiter fliegt. Wie? ist es so?“ —

Der Historiker wird in den Briefen eine Fülle unversälfchten Urtheils über politische Personen und Geschehnisse finden, z. B. über Metternich und Konsorten, über die Dummheit Windisch-Grätz, aus Robert Blum einen Volksheiligen und Märtyrer zu machen, über Blücher, Ernst v. Bodenschwingh, Bunjen, Caniz, Grf. Ludwig Chafot, Karl v. Clausewitz, die Grafen Dohna, Eichhorn, Gneisenau, Justus v. Gruner, Hardenberg, Zahn, Kampf, Adam Müller, Niebuhr, Radowiz, Th. v. Schön, Stein, Fürst Wittgenstein und viele Andere.

Ueber gelegentlich, doch selten genug, gewandeltes Urtheil darf man sich bei so langem Leben nicht wundern. So wurde Fichte zuerst verächtlich genug genannt, der dann S. 506 in einem Briefe an Bunjen als der rechte philosophus teutonicus neben Stein, dem heros teutonicus, erscheint. Dazu hat sicherlich die großartige agitatorische Macht des Mannes beigetragen.

Aber wahrlich nicht dem Historiker allein muß der Schatz der Briefe werthvoll sein, jeder gebildete Deutsche wird sich erquid fühlen durch den Anblick so kerniger deutscher Mannheit. Wie köstlich sind doch allein die vielen Briefe an die Schwester und überhaupt diejenigen an Frauen! Dazu gehören die an die Mutter, an Charlotte von Rathen, Johanna Motherby, Henriette Schleiermacher und Schleiermachers Tochter Hildegard, die Gattin des Grafen Max v. Schwerin, Caroline Hegewisch, geb. v. Linstow, Charlotte Schleiermacher, Gräfin Julie Dohna, geb. Scharnhorst,

Dorothea Billroth, an Alwine Baier, geb. Rosgarten, Arndts ehemalige Schülerin der Hauslehrerzeit, Gisela v. Arnim, die Tochter Bettinens u. A.

Arndt selber hatte drei Sammlungen von Briefen in Buchform gegeben: 1) 10 Briefe an Freunde (Muhrbeck und Weigel), 2) an Charlotte von Nathen, 3) an Johanna Motherbj, dazu 4) eine Reihe, welche die Lebensschicksale . . . begleiten. Mit dem Jahre 1840 aber hörte bis zu der gegenwärtigen Sammlung diese Bezeugung überhaupt auf, in der wir nun, wie das Vorwort mit Fug sagt, die lauterste Quelle, ein Denkmal des Zeitalters besitzen „an welchem der Biograph des Dichters ebensowenig wie der Geschichtsschreiber des XIX. Jahrhunderts vorübergehen darf.“ Verloren sind leider die Briefe an Gen. v. Hüfer, an Gneisenau und Nicolovius, ebenso wie diejenigen der ersten Bräutigamszeit an Charlotte Quistorp. Hoffen wir, daß doch noch manches Blatt zum Vorschein komme.

Um einen Vorschmack zu geben und damit das Verlangen nach dem prächtigen Buche zu stacheln, mögen hier nur noch einige sentenziöse Bemerkungen, Maximen und Urtheile stehen. Wer an dem Tumultuarischen solcher Blumenlese Anstoß nähme, müßte es noch mehr an der ganzen Fülle des Briefschazes.

§. 448 (27. 7. 1848):

„Es ist mit den Guten und Bösen gleichsam ein Verhältnis wie mit den Fliegen und Bienen. Die Biene fliegt in einer Richtung, hält sich länger an einer Stelle, auf Blumen und Kräutern Honig sammelnd, auf, und fliegt darauf in einer, oft in derselben Richtung, still wieder heim, die Fliege dagegen in derselben Zeit fliegt an zehn und zwanzig Orten und Nasen, an zehn und zwanzig Milch- und Rothtröpfchen hin und her. Daher geschieht, daß wenn auch der Bienen die dreimal größere Zahl in Bewegung ist, der Fliegen immer viel mehr zu seyn scheinen. Das ist es: ein unruhiger wilber Kerl versteht sich zu verhundertsachen, wo der stätige sittige Mann sich kaum verzehnfacht.“ —

§. 459 (18. 10. 1848):

„Es thut immer wohl, das Wort der Wahrheit und der tapfern persönlichen männlichen Ueberzeugung*), wenn auch die einzelnen Strahlen desselben nach Richtungen auslaufen, die von den unsrigen verschieden sind.“ —

*) Bgl. das von Arndt in den „Erinnerungen“ aus dem Runde Steins aufgezeichnete schöne Wort: „Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer seyn.“ (1812.)

S. 492 (25. 8. 1854, wo er von der sich selber auferlegten harten Selbsterziehung redet):

„Zu weichlich und zu bequem fand ich schon damals die meisten Jünglinge; seit dem letzten Menschenalter ist es durch mancherlei Ergebnisse und Wandelungen und auch durch die Polsterkissen der Eisenstuhler mit dem Laster der weichlichen Faulheit und Bequemlichkeit, dem zu großen comfort of life, wohin Jedermänniglich strebt, fast noch schlimmer und gefährlicher geworden.“ —

S. 103 (3. 1. 1814):

„Dahin sind wir gekommen, daß in einem philoſophiſchen Rauberwäſch alles, für's Volk klar und wahr fast nichts geſchrieben werden darf.“

S. 113 (3. 9. 1814):

„Alle redliche Teuſchen haben wohl zu arbeiten, daß die Denkmäler und Erinnerungen jener Zeit, welche noch übrig ſind und an welchen allein das neue Zeitalter ſich aufrichten und emporarbeiten kann, erhalten und erneut werden, denn leider die meiſten jetzigen Regierungen arbeiten nur zu ſehr dahin, alle Vertlichkeiten und Zeitlichkeiten bis zur Gleichheit des Erbärmlichen auszulöſchen und durch ein papierenes Regiment der Schreiber auch die Herzen der Menſchen papieren zu machen.“

Ebenda:

„Diejenigen ſind jetzt die Redlichen und Guten und verſtehen Gott und die Zeit am beſten, welche den Geiſt ſtill walten und im Innern der Welt ſein großes Werk bauen laſſen, und welche draußen kräftig und beſcheiden das Wahre und Uralte, welches beſwegene nie veraltet, darſtellen und vertheidigen.“

S. 113 (11. 12. 1814):

„Ich habe vor, noch allerlei für das Volk zu ſchreiben, einſältig, klar und ohne alle Klügelei des Worts. Dabei ließe ſich ein ächter hiſtoriſcher Stil an bilden.“

S. 120 (17. 5. 1815):

„Man muß immer wieder an das erinnern, was Viele gern vergeſſen und vergeſſen laſſen mögten.“

S. 129 (1. 9. 1815):

„Unſere Geſchichte wird ſo groß werden in fünfzig Jahren und ſo wimmelnud von großen Menſchen und Thaten, daß es doch überſchwängliches Glück iſt, jetzt gelebt zu haben.“

S. 133. (6. 11. 1815):

„Für die Teuſchen iſt es ein Glück, daß ſie ihre Kräfte

haben fühlen gelernt; ich glaube, sie werden nicht mehr unterjocht werden.“ Dazu S. 135: „sie wissen nun wie Simson das Geheimniß ihrer Stärke.“

S. 141 (8. 1. 1816):

„Man hat Feinde in dieser Welt, so hat man auch viele Freunde, und von den besten.“

S. 142:

„Frage Dich immer bei allem was Du thust, ob die beiden schlimmsten Gefellen des Menschen, die der Satan aus der Hölle ausgesandt hat, die Menschen zu verderben, ob Eitelkeit oder Furcht, die häufig auf einer Linie gehen, Dich auch treiben.“

S. 180 (6. 4. 1818):

„Aber so schlimm ist es bei uns und überhaupt in Deutschland, daß noch mehrmals ein fremder Büttner mit dem eisernen blutigen Klöpfel nöthig erscheint, um das germanische Gefäß, das so viele natürliche Anlage zur Spakrigkeit hat, die immer zu Wasser gehen muß, mit seinen Dauben etwas zusammenzutreiben.“

S. 198 (26. 1. 1819):

„Man soll keinem trauen, wie glänzend seine Gaben auch sind, welchem Wahrheit und Einfalt nicht immer die höchsten Götinnen sind.“

S. 224 (20. 1. 1820):

„Wenn man dahin schaut, woher man gekommen und wohin man wieder soll — denn was sollte man sonst und wozu? — so kann man auch leidlich freundlich auf diese Erde blicken, obgleich sie eben keine besondere Reize für den Augenblick zu haben dünkt.“

S. 245 (22. 1. 1821):

„Man muß sich einrichten. Bleibt nur Gesundheit, wird ja auch Armuth sich ertragen.“

S. 248 (6. 4. 1821):

„Denn ehrlich bis ans Ende ist das Beste, sollte ich zuletzt auch als Dorfschulmeister schließen müssen.“

S. 272 über Amerika (27. 3. 1824):

„In die Amerikaniſche Wüste oder Weite sogenannter Freiheit mag ich nicht hinein. Ich sehe nicht, wie für mich oder auch für meine Enkel im bloßen leidlichen leiblichen Gras auf der Erde dort bencidenswerthes Glück blühen könnte. Nach Jahrhunderten — ei da mag es dort besser werden. Jetzt scheinen mir auch die besten nur gute Krämer oder — gelindeſt beſchrieben — Krämer-

liche Bauren. Solche können wir ja auch bei uns vor jeder Thüre finden, aber manchen Orts auch viel Gutes und Schönes, wovon die Neue Welt noch nichts hat.“ — „Bis dahin ist es nicht viel besser als das Leben des Vogels und Thieres im freien Walde.“

§. 313 (Herbst 1831):

„Ich meine, daß eben ruhiges Hinnehmen des Tadel's und tapferes Empfangen und Ertragen der Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen den besseren Deutschen auszeichnen soll.“
Und ebenda:

„Das zu geschwinde Machenwollen aber der zu demokratischen Leute, auch selbst der wohlmeinenden, droht das Kind mit dem Bade auszugießen.“

§. 321 (4. 10. 1832) Idealismus:

„Glücklich wer die höchsten Bahne oder einen heiligen hohen Bahn nimmer einbüßt, sondern sich seine spanischen Schläffer bis ans Ende seines Lebens bauen kann, aber Wehe dem Manne, der das leichte Wahngesindel, das allenthalben gleich Irrwischen auf seinen Wegen voranflattern will, nicht zu andern Rebellkindern in die gebührliche Finsterniß zurückjagen kann! . . .“

§. 326 (bei Steins Tode an dessen Tochter):

„Nein! gar nicht klagen: so herrlich hat der Herr alles mit ihm gemacht bis ans Ende. Wir müssen vielmehr spielen und lobsingen in unsern Herzen über das reiche volle Leben . . .“

§. 341 an Ehrenfried von Willich, dessen Schwester Henriette den Fabrikbesitzer Karl Goldschmidt in Berlin geheirathet hatte (22. 4. 1837):

„Freilich ist es so eine Sache mit den Kindern Israels. Einzelne mag ich sie wohl, aber wenn sie in Schaaren kommen, erschrickt der germanische Mensch vor dem übersäumenden Wasser ihrer Lebendigkeit.“

(Später, §. 350, läßt er den lieben G. doch grüßen.)

§. 347:

„Frauen haben ja (auch wenn sie über Politik reden) keine Inquisition zu fürchten.“

§. 386 (Orden) (18. 2. 1844):

„Was nun meine sogenannte Wiederherstellung oder Genugthuung betrifft, so können erstens Könige verlorenes Leben und Kraft nimmer wiedergeben, und mit sogenannter Genugthuung und Entschädigung ist es auch — so eine eigne Sache. Da lügen

pomp hafte Berichte und Zeitungen à conto mit, und sogenannte äußere Ehren = Ordens = Bänder — was sind sie? was gelten sie noch?*) Ich hatte und ich habe meine Orden bei den Redlichen und Edlen im deutschen Volke und solchen Orden können Könige nicht geben, noch schaffen. Und dabei soll es bleiben!“ —

§. 428 (Berliner Märztage):

„Sieg und Glück und Herrlichkeit, die zu fassen waren und deren Momente man anzuschauen und zu ergreifen säumte, sind von einigen Schurken und 20 000 Berliner Jungen in den Dreck getreten . . .“

§. 450 (6. 8. 1848) Wissen ist Macht!

„Welche Unerlösigkeit meine ich am meisten? Die religiöse. Sie spielt ja in all unser Treiben mit hinein, ja sie scheint allenthalben dem, der einige Zeichen erspähen und deuten kann, sichtlich mit durch. Ich beschuldige das Volk nicht; es wird geführt und verführt und in seinen Gefühlen und Ansichten angespült und ausgespült und verdünnt von den s. g. Wissenden oder Sichalswissende Gehärdenden. Aber diese armen Wegspüler und Verdüner sind in großer Menge da und ihre kümmerliche halb sentimentale halb leugnerische Art von Christlichkeit durchweht unser ganzes Leben und durchweht natürlich eine große Zahl derer, die hier (in Frankfurt) im Rath des Volkes sitzen: s. g. Humanitätsprediger, deren Lehre aus $\frac{2}{3}$ ausgeputztem Judenthum und in dem übrigen Drittel aus $\frac{1}{3}$ verschwächtem Heidenthum und $\frac{2}{3}$ verdünntem Christenthum besteht. Man fühlt diese entnervende aqua tofana in allem politischen Denken, Reden und Thun der Zeit — und da muß dem, der noch ein bißchen Festes und Treues in der Brust hat, der Athem oft stillstehen wollen.“

§. 459:

„Auch der Beste und Verständigste schwimmt als ein einzelnes Blättchen auf der unaufhaltbaren Fluth des Tages — und was hilft es ihm endlich, wenn er den am Ufer Stehenden, die ihn bejammern oder glücklich preisen, auch zuzuft: Liebe Leute, glaubt nicht, daß mir diese Treibung Vergnügen macht; ich schwimme wider Willen?“ —

Wer Arndts Stimme gern für die jetzt üblichen Anfechtungen des allgemeinen Stimmrechtes verwerthen möchte, der mag wenigstens wissen, daß er das Recht zwar ohne census, aber erst mit

*) Man sieht wohl, was für ein Kind Arndt geblieben war bis ans Ende.

dem 28. Lebensjahre zugestanden haben würde. S. S. 461, wo K. A.: „Die künftigen Reichstage werden bei diesem System uns viel gefährlichere und ränkevollere Kerle liefern: the rakes progress mit Howard zu reden.“ Der nordische Mensch fange mit dem 28. Jahre in der Regel erst an „verständig mündig zu werden, wenn er vorher wildmaulisch gewesen ist.“ —

Schließlich ein Paar kleine Berichtigungen des Textes und der Vorbemerkungen. Kräkelhorn und Hüsterlo (s. S. 412) sind schwerlich „Gedichte“ des Elsassers Karl Candidus, sondern nur Anspielung auf Keineses Erfindung (s. R. Vos B. 214), 2443, 2497 Krefelpüt und Hüsterlo; dort liege der angebliche Schatz des Königs Emerik vergraben, den der schlaue Keinete dem Könige in Aussicht stellt.)

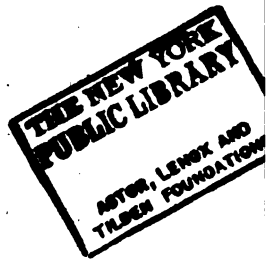
S. 79 letzte Zeile ist zu lesen „Den Rubacuore“ d. i. Herzensräuber, womit A. seinen ältesten Jungen, den Karl Treu meint, nicht Rubacnore.

S. 85 Z. 5 v. u. lies konnte statt könnte.

S. 125. Der nicht näher zu beziehende Blanc ist wohl der spätere Domprediger und Professor für romanische Litteratur in Halle, ein tüchtiger Dantist.

S. 146. Der unbekante Gädike dürfte der bekannte Berliner Schulmann, wenn ich nicht irre Direktor des Grauen Klosters, sein.

S. 155 lies ripieno; das Wort ist italienisch, ein franz. ripieno giebt es nicht. Arndt hatte ja ganz tüchtig italienisch gelernt. So kannte er s. S. 376 das Sprichwort: Chi troppo abbraccia, nulla stringe, darnach wäre das abbraccio und stringa zu corrigiren. S. 444 ist von einem Scheinbartspiel die Rede. Bekanntlich heißt die Raske unsern Vordätern Schambart, ein aus Scham vorgebundener Bart also gab den Namen. Daraus ist, z. B. bei Goethe Schönbartspiel geworden. Ich frage, ist Scheinbart, was sehr wohl möglich wäre, eine vielleicht rheinische Volksetymologie für Schembart-Schambart, oder ist in für m gelesen worden? S. 261 Z. 14 v. u. vermuthe ich pomade, wie der Berliner sagt für bequemlich, gleichgiltig. S. 51 Z 8 v o. ist wohl hapereg statt happig zu lesen. Endlich S. 114 ist das Datum zu lesen 1811, nicht 1811.



Ein fahrender Ritter aus der Zeit der Freiheitskriege.

Von

Emil Daniels.

Karl von François. Ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwarzkoppen. Dritte Auflage. Mit 1 Porträt. Berlin 1899. Verlag von R. Eisenschmid.

Der Verfasser dieser Memoiren und Tagebuchblätter, der preußische Generalleutnant Karl von François, ist der Vater des Generalmajors von François, der, als erster von unseren Generalen im deutsch-französischen Kriege, bei Spicheren fiel. Die Herausgeberin ist die Tochter des Generalleutnants, die Schwester des heldenmüthigen Generalmajors. In der Familie von François verleiht man die Feder ebenso gut zu führen wie den Degen; die Anmerkungen der Tochter sind nicht minder vortrefflich geschrieben als die Denkwürdigkeiten des Vaters. Nicht umsonst hat das Büchlein bereits die dritte Auflage erlebt; es nimmt in der deutschen, im Allgemeinen so armen Memoirenliteratur eine hervorragende Stelle ein. Zwar hat der Autor den großen Staatsgeschäften nicht nahe gestanden und weiß von ihnen nichts zu berichten, denn er war in dem Napoleonischen Zeitalter, welches seine Reminiszzenzen behandelt, nur ein einfacher Subalternoffizier, indessen bleibt seinen Aufzeichnungen gleichwohl eine außerordentliche kulturgeschichtliche und psychologische Bedeutung gesichert. Denn Karl von François war in Tugenden und Fehlern ein ganz ungewöhnlicher Charakter, welchem durch eine dämonischer Verflechtung von strier Wahl und Schicksal in wild bewegter Zeit die seltsamsten Begebenheiten zu-

stießen. Kein spanischer Romanschriftsteller aus der Zeit des Cervantes hätte so spannende und aufregende Rittergeschichten erfinden können, wie sie der Sekondlieutenant im dritten Bataillon des Infanterieregiments Graf Wartensleben wirklich erlebt und in seinen Memoiren geschildert hat.

Am Eingang des Büchleins steht eine große historische Szene: die moralische und materielle Zerschmetterung der stolzen Armee Friedrichs des Großen bei Jena und Auerstädt. Karl war eigentlich gar kein Preuße sondern kursächsischer Unterthan und auch in kursächsischen Militärdiensten gewesen, hatte sich hier jedoch durch Tapferkeit und Unbändigkeit rasch unmöglich gemacht. Dann hatte der Siebenzehnjährige die Erlaubniß zum Eintritt in die preußische Armee seinen geängstigten älteren Brüdern dadurch abgepreßt, daß er mit dem Bündel auf dem Rücken kurzer Hand nach Amerika ausgerissen war. Man hatte ihn zurückgeholt, ihm unter Thränen verziehen und dem Bengel seinen Willen gethan. Als nach dem Frieden von Tilsit aus Geldmangel die Friedensstärke des preußischen Heeres stark heruntergeißt werden mußte, wurde Karl als Ausländer entlassen. Er suchte und fand neue Beschäftigung in dem jungen Königreich Württemberg, wo er als Oberlieutenant bei dem Regiment Jägergarde zu Pferd angestellt wurde. François war ungeachtet eines Elementes jungerhafter Schneidigkeit, das einen Bestandtheil seiner Individualität bildete, von jener allgemeinen Bildung durchdrungen worden, welche damals die deutschen Offiziercorps zu ergreifen begann. Anerzogene soziale Vorurtheile glücklich überwindend, verkehrte der kursächsische Edelmann ganz unbefangen in den Kleinbürgerlichen Kreisen seiner neuen Garnison Eßlingen, indem er die jungen Damen dieser Kreise, dem neu aufkommenden romantischen Geschmack gehoriam, züchtig anschwärmte. Es sind Bilder des dreiundzwanzigjährigen Offiziers erhalten, welche ihn uns als einen schönen Menschen zeigen, mit einer energischen, beinahe bewegenen Physiognomie, der Teint ist bräunlich, kohlschwarzes, gelocktes, dichtes, langes Haar umwallt die kräftig gebaute Stirn, die Augen schießen Blitze: „Noch im Alter, da die Kämpfe des Vaterlandes und seines eigenen Geschickes weit hinter ihm lagen und er in einer freundlichen Gartenwohnung bei Potsdam seine letzten Lebensjahre verbrachte, überraschte er durch das seltene Feuer seines Blickes, welches zuweilen jäh unter den buschigen Brauen hervorbrach.“

Schon in seiner preußischen Garnison Erfurt hatte sich unser

junger romantischer Ritter um eine Rathstochter, mit der er sich heimlich verlobt hatte, dreimal duellirt; beim dritten Zweikampf wurde ihm von seinem eifersüchtigen Mitbewerber die Nase fast vollständig abgehauen, um zu der grenzenlosen Verzweiflung des entstellten Liebhabers nur sehr langsam wieder anzuheilen. Die ernstesten Ereignisse des Jahres 1806 bereiteten jener grünen ersten Liebe ein jähes Ende, und Karl tröstete sich, wie erzählt, bei den schönen Schwabinnen ganz wacker. Besonders die liebenswürdige und gefühlvolle Doris Wiedersheim that es ihm an, und auch er machte auf die Berle von Eßlingen einen starken Eindruck. Seine auf diesem Felde errungenen Triumphe, so platonisch sie waren, erweckten ihm in Eßlingen beim Militär wie beim Zivil viele Neider. Dazu kam, daß der Norddeutsche im Regiment als „Einschub“ betrachtet und mit einem giftigen Stammeshaß belegt wurde. François seinerseits war empfindlich und rechthaberisch, und da er sich vollständig mit dem ritterlichen Standesstolz des preußischen Offiziers erfüllt hatte, so fand er an dem hanebüchernen demokratischen Offizierkorps Württembergs Vieles auszusetzen. Theils durch, theils ohne seine Schuld bildete sich unter den Offizieren des Jägerregiments eine Verschwörung, welche es sich zum Ziel setzte, Karl aus dem Regiment herauszugraulen und herauszuekeln. An der Table d'hôte schimpfte man in François Gegenwart laut Verabredung über Friedrich Wilhelm III. und verspottete die geschlagene preußische Armee. Mit Wärme aber sachlich sprach der mit diesen Sticheleien Gemeinte dagegen, ohne sich etwas wissen zu machen, bis der Lieutenant v. B., ein Nebenbuhler um die Gunst von Doris, die ihn verabscheute, die Bemerkung über den Tisch warf: „Es ist gestern wieder ein ganzes Rudel geschlagener Helden nach Stuttgart gekommen, um in württembergischen Diensten sein Glück zu versuchen.“ Da konnte sich François nicht länger beherrschen und versetzte, die ganze Tafelrunde beleidigend: „Der König von Württemberg gilt für einen klugen Mann. Wer wills ihm verdenken, wenn er seine Armee durch den Rest der geschlagenen Helden auszubessern sucht?“ Auf diese Antwort hin wurde François von Lieutenant v. B. gefordert, nicht gerade erklärtermaßen im Auftrage des Offizierkorps aber doch auf seinen Antrieb: „Wahrlich! meine Kameraden hatten es gut mit mir gemeint; er war der stärkste und gewandteste Offizier im Regiment.“ Das Duell konnte bei den damaligen Anschauungen und Sitten ganz unverhohlen von Statten gehen; aus einem Pavillon sahen Damen zu, unter ihnen auch

Doris. Es war ein Zweikampf wie zwischen Goliath, dem der Württemberger auch an Prahlerei gleich, und David. François' Gegner drang mit ganzer Kraft und Wuth aber auch mit vieler Unvorsichtigkeit auf ihn ein. Noch einen Schritt vorwärts, dann hielt er an, ließ langsam seinen Säbel sinken und taumelte zu Boden. Die Pulsader seiner rechten Hand war durchschnitten; unaufhaltsam strömte sein Blut: „Ich warf sogleich meinen Säbel fort und eilte hinzu, um ihm mit aufrichtigem Brudergefühl die Hand zur Versöhnung zu bieten. Voll kalten Hasses wies er sie zurück. Ich ging, aber wahrlich nicht mit dem triumphirenden Gefühl des Siegers, sondern mit einem tiefgefränkten Herzen, daß ich unverdient solche Feinde gefunden haite.“

Auf den geschilderten Zweikampf folgte auf einem Balle ein Streit Karls mit einem groben Zivilisten, ein Konflikt, den François bei weniger Zanksucht vielleicht hätte vermeiden können. Karls Vorgesetzter im Dienst, ein Rittmeister W., nahm die Partei des Zivilisten und zwar in der für François verlegendsten Form. Zur Verzweiflung gebracht durch das auf ihn angestellte Kesseltribun, verliert unser Held einen Augenblick die Besonnenheit und benimmt sich subordinationswidrig. Da stürzt — was in dem aristokratischen preußischen Disziplinarkorps unerhört gewesen wäre — der Rittmeister auf ihn zu, um ihn zu ohrfeigen. Karl zieht zur Selbstvertheidigung seinen Degen — und nun können seine Kameraden Halali blasen; die Hirschjagd ist zu Ende; die Meute kann sich am Blut des Wildes weiden. Ein unter den Auspizien des grausamen Despoten Wilhelm I. tagendes Kriegsgericht verurtheilte den Oberleutnant von François, „weil er den höchsten Grad von Subordinationsverbrechen begangen und gegen den sich im Dienste befindenden Rittmeister von W. den Säbel gezogen hat,“ zum Tode. Binnen drei Tagen sollte er erschossen werden. Von einem würdigen Prediger Namens Herwig getröstet, ergab sich François mit soldatischem Muth in das harte Schicksal, mit vierundzwanzig Jahren unschuldig zu sterben. Alle drei Nächte, die ihm noch zu leben vergönnt war, schlief er ruhig. Am 3. August, Morgens um 6 Uhr, wurde er zur Exekution geführt. Das Regiment, dem er angehörte, war in voller Stärke zu Pferd aufmarschirt. „Die neun Todesschützen traten mir gegenüber; ich warf einen zufälligen Blick seitwärts und erblickte neben mir meinen Sarg, den ich am Tage zuvor mit 5 Fl. 30 Kr. hatte bezahlen müssen. Auch die Todtengräber waren von mir mit 2 Fl. honorirt worden. Die Rechnung

über beide Posten findet sich noch unter meinen Papieren Ein Unteroffizier trat vor und überreichte mir ein weißes Tuch. Ich wollte mich weigern: „Verzeihen Sie,“ sagte der Major, „ich bin im Dienste des Königs und muß darauf sehen, daß jedes Zeremoniell beobachtet werde.“ Ich nahm das Tuch und band es um die Augen. „Knien Sie nieder!“ Mein Kasket abnehmend, ließ ich mich nieder auf ein Knie. Schnell gab er ein Zeichen; die Schützen machten ihre Gewehre fertig; ich glaubte den Tod zu empfangen, als — „Pardon!“ „Pardon!“ und tausendstimmiges „Pardon“ erschallte.“

Wenn man die teuflische Grausamkeit der geschilderten Prozedur erwägt, versteht man die Sturmfluth von Haß, welche über Wilhelm I. hereinbrach, als der Untergang Napoleons dem württembergischen Volk eine freiere Bewegung gestattete. Man versteht die Gedichte, in welchen Uhlant das gute, alte Recht und nichts als das gute, alte Recht forderte und die von dem Tyrannen dafür angebotene, anscheinend viel liberalere Verfassung mißtrauisch zurückwies.

„Man hat mich später oftmals gefragt,“ schreibt Karl von François, „was ich in den Augenblicken gedacht und empfunden habe, die ich nach menschlicher Voraussicht für meine letzten halten mußte. Wenn ich gewissenhaft die Stimmung derselben zergliedere, so finde ich Dreierlei: ernste Wehmuth; den festen Willen, heroisch zu sterben, meinen Feinden keinerlei Schwäche zu zeigen und endlich, die beiden anderen Gefühle überdauernd, eine gespannte, mit einer Art von Neugier untermischte Erwartung des Augenblicks, wo Leib und Seele sich von einander trennen würden.“ Das Gefühl der Freude über seine Begnadigung vermochte bei François nicht recht aufzukommen, weil die Unmenschlichkeit des Noarchen ihn zu stark empörte, und als er nun gar vernahm, er sei zu einfacher Kassation und zu sechs Jahren Gefängniß „begnadigt“ worden, da verfluchte er Wilhelm öffentlich mit lauter Stimme und nannte ihn ein Ungeheuer, das sein Vergnügen daran finde, Menschen zu Tode zu quälen. Daraufhin wurde er wegen Majestätsbeleidigung zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt und nach dem Hohenasperg abgeführt, wo schon so viele Opfer der Tyrannei des Hauses Württemberg geschmachtet hatten. Nach einigen in dumpfer Verzweiflung verbrachten Wochen beschloß François, aus seinem Kerker, trotzdem er sehr wohl verwahrt war, auszubrechen. Mit jenem erfinderischen Sinn, den die Noth eingiebt, und einem schier über-

menschlichen Aufgebot von Zähigkeit gelang es François, den Fußboden seiner Zelle vermittelst eines Handwerkszeuges, das aus Meißel, Gabel, einem Stuhlbein und einem Paar Siefelhaken bestand zu durchbrechen. Sechs Wochen dauerte die Körper und Gemüth aufreibende Arbeit, deren Spuren vor den Späherblicken der Wächter zu verbergen, die größte Kaltblütigkeit verlangte. Dann brach der Gefangene aus und passirte mit Geistesgegenwart und Reckheit glücklich die argwöhnisch visitirenden Schildwachen. Unter dem Getrach der Alarmkanonen des Hohenaspergs und inmitten der mit Knüppeln in der Hand die Landstraßen bewachenden Bauern entwißte François, vornehm in Extrapost fahrend, an „den gaffenden Felsen“ vorbei über die badische Grenze. Freilich war die Extrapost nicht bezahlt; die dazu erforderliche Summe legte der Postmeister in Pforzheim für Karl aus, der sich ihm entdeckte, und dem er sich anvertrauen durfte, denn ganz Süddeutschland kannte und bemitleidete sein jammervolles Geschick und verabscheute den Sultan in Ludwigsburg. Eine Geldsendung von Paris reichte wenig weiter, als den braven Mann zu entschädigen, und eine zweite abzuwarten war in der Nähe Würtembergs bei den damals so unvollkommenen Postverbindungen nicht rathsam, wie also zu den Geldmitteln kommen, welche erforderlich waren, um nach Sachsen zurückzujelangen? Denn französische Kriegsdienste, die er im benachbarten Elsaß hätte haben können, wollte François als deutscher Patriot nicht nehmen. Da lernte Karl zufällig einen ehemaligen Kameraden, den Baron v. W. kennen, einen gewesenen preußischen Offizier, der, nach der Schlacht von Jena als Kriegsgefangener nach Nancy geführt und nach dem Frieden von allen Mitteln entblößt, Schauspieler geworden war: „In jener Zeit der gelockerten Verhältnisse, verschobener Grenzen und reducirter Armeen gab es viele derartige, aus ihrer natürlichen Bahn gewichene Existenzen. Dennoch machte es mir einen überraschenden, anfangs kaum glaublichen Eindruck, als ich meinen ehemaligen Bekannten eines Abends auf der . . . Bühne agierend erblickte.“ Baron v. W. seinerseits war schon vollständig abgebrüht, er fühlte seine Erniedrigung gar nicht mehr und machte Karl den Vorschlag, als Ballettlänzer aufzutreten, da er in der Erfurter Garnison der beste und graziöseste Tänzer gewesen wäre: „Warum nicht gar Lustsp.inger?“ antwortete François, vor Empörung bebend, daß man ihm zumuthete, gleichfalls aus der Kaste zu fallen. Aber Hunger thut weh, und so besann sich unser Held eines Besseren: „Gewiß

ft es schon manch' Einem begegnet, daß er sich später gezwungen sah, auf eine Zumuthung einzugehen, die er anfangs mit Entzürstung oder mit Lachen als eine Unmöglichkeit von sich gewiesen hatte." In dem damals noch sehr kleinstädtischen Freiburg im Breisgau tanzte François, nachdem er sich zum Ballet gemeldet hatte, unter großem Applaus der Zuschauer ein Solo Matelot, Cosacquo und ein Pas à Vestris, wie er es früher als vollendeter und vielbewunderter Kavalier aus der berühmten kursächsischen Schule auf Bällen gethan hatte. Trotzdem ihm sein ehemaliger Kamerad und jünger Mentor auf der neuen leichtfüßigen Laufbahn nächstlicherweile die Geldbriefftasche stahl, gelang es Karl, sich mit immer leidlich gefüllter Börse nach Sachsen zu seinen Brüdern durchzutanzten. Zur Abwechslung hatte er auch ab und zu einmal ein Deklamatorium veranstaltet, wobei er Schillersche und Bürger'sche Balladen vortrug.

Auf den Gütern seiner Brüder fühlte sich Karl bald sehr unbehaglich; er hatte ja große Fehler begangen, aber andere ebenso unuerträgliche und rauflustige Offiziere hatten doch eine glänzende Karriere gemacht; daß in ihm ein tüchtiger und edler Kern steckte, vermochte Niemand zu leugnen, und sein Unglück hätte Mitleid verdient, nicht Geringschätzung. Aber die sparsame Schwägerin Emilie sah das Alles nicht ein; sie erklärte den auf dem tosenden Meer der Zeit Gescheiterten für einen unverbesserlichen Taugenichts, welcher der Familie auf der Tasche liege. Da kam ihm denn der Aufstand Schills wie gerufen; er erblickte in dem Eintritt in das Schillsche Freikorps, zu dem ihn seine glühende Vaterlandsliebe drängte, zugleich eine Erlösung aus einer auf die Dauer unerträglichen persönlichen Lage. Der gefühlvollen Sitte der Epoche entsprechend besiegelten Schill, der in Kursachsen, in der Nähe der François'schen Güter seine Operationen begann, und Karl „den Bund der Treue, das Gelübde der Hingabe an das heilige Befreiungswerk“ mit einem Kuß. In den nun folgenden Kämpfen bewies unser Held, der bisher Muth und Gewandtheit nur auf dem Fechtboden, dem Tanzboden und in der Rolle eines ausbrechenden Sträflings entfaltet hatte, daß er lediglich durch ein grausames Spiel des Schicksals niedergehalten worden war, während hervorragende Gaben und Tugenden in ihm lagen. Im Dienste Schills überrumpelte er mit einer handvoll Reiter Röhren und Halberstadt, machte eine schöne Beute an Pferden, Waffen, Geld und Gefangenen und errichtete eine aus lauter neu heran-

gezogenen Freiwilligen bestehende Kompagnie, welche allerdings vorläufig größtentheils mit Piken bewaffnet werden mußte. Bei seiner Rückkehr von diesem erfolgreichen Streifzuge wurde François von Schill unter Freudenthränen umarmt und der lebhaftesten Dankbarkeit des Oberbefehlhabers versichert. Das hinderte nicht, daß François, als Schill ihm nicht gleich das beanspruchte Kommando verlieh, von seiner alten Unbändigkeit ergriffen, dem geliebten und verehrten Führer seine Kommission in der schroffsten Weise vor die Füße warf, und sich bereit machte, nach England, zum Herzog von Braunschweig, abzureisen. Was ihn wieder mit Schill ausödhnte, das war — zu seiner Ehre sei es gesagt — die sich immer verzweifelter gestaltende Situation des Aufstandes. François vergab Schill, als er ihn zu der ruhmvollen Aufgabe bestimmte, mit einigen anderen enfants perdus die mecklenburgische Elbfestung Dömitz zu vertheidigen, von wo aus vermittelt der Selbstaufopferung ihrer Besatzung der Rückzug des Schillschen Gros nach Stralsund gedeckt werden sollte. Vom Glück begünstigt, aber auch mit Umsicht und der äußersten Todesverachtung agirend, deckte François den ihm anvertrauten Elbübergang so lange, wie es nöthig und möglich war und bewerkstelligte darauf ungefährdet seinen Rückzug. Sein Marschziel war die Wiedervereinigung mit Schill, aber auf der Insel Rügen, wohin François' Truppen vorläufig übergesetzt waren, erhielt man die Trauerkunde von dem Untergange des Hauptes der Erhebung. Gewaltsam und zanksüchtig wie immer, fand Karl bei solchem Unglück noch die Stimmung zu einem Streit mit dem ihm übergeordneten oder, wie Karl behauptete, ihm koordinirten Leutnant Bärtsch, dem er nicht gehorchen wollte und im Horn die Pistole auf die Brust setzte. Dann lösten die Schillschen Truppen sich auf, und François ging jetzt wirklich zum Herzog von Braunschweig nach England. Die Kontinentalsperre, welche die direkten Verbindungen mit Großbritannien unterbrochen hatte, nöthigte zu dem Umwege über Helgoland, das von Fremden überfüllt war, eine glänzende Saison hatte und horrende Preise forderte: „Es war eine Zeit, welche die Menschen wie in einem Kaleidoskop bunt durch einander wirbelte. Nichts schien auf festen Füßen zu stehen, Niemand an seinem richtigen Platze bleiben zu sollen. Ich könnte Bogen anfüllen mit all den wunderlichen Begegnungen und wechselvollen Erscheinungen aus meinem Jugendleben: Reiche sah ich als Arme, Vornehme und Sichergestellte als Heimathlose und Verfolgte wieder. Hier traf ich eine Kunstreiterin als Gräfin, dort eine bis

dahin für ehrbar gehaltene Frau, die ihrem Liebsten auf der Heerstraße nachzog. Am regellosesten und gemischtesten ging es natürlich in den Bädern zu, wo hohes Spiel und die Verborgenheit in der Menge die verschiedenartigsten Existenzen magnetisch an sich zogen. Der Abenteurer und der Mann von Stand waren hier kaum mehr auseinander zu halten. Daß ein Baron sich als Taschenspieler und ein Taschenspieler sich als Baron entpuppte, gehörte nicht zu den Seltenheiten. Nur das Duell brachte noch einige Unterscheidung in diese verwirrten Verhältnisse. Man mußte sich eben mit seiner Degenspitze beweisen.“

Die Erschütterung, welche die alte deutsche Gesellschaft durch Napoleon erlitt, ist wohl niemals lebhafter und besser veranschaulicht worden als durch die eben zitierte Auseinandersetzung. In England hatte François wieder kein Glück, aber da brach der russisch-französische Krieg aus, der unserem nunmehr 28-jährigen Helden endlich zu einer regelmäßigen Laufbahn verhelfen und ihn mit Ruhm und Ehre emporbringen sollte. So ziemlich sein letzter Aerger war, daß bei seiner Abreise aus Sachsen, wohin er sich noch einmal begeben hatte, nach Rußland Schwägerin Emilie nicht zum Lebewohl zum Vorschein kam. Hatte er, der verkommene Mensch, doch den lächerlichen Hochmuth besessen, eine von ihr eingeleitete reiche Partie, für deren Vermittelung er ihr ewig hätte dankbar sein müssen, abzulehnen. In Rußland aber, wo François bei einem Kosakenregiment angestellt wurde, ging Alles glänzend; sich in jeder Aktion mehr auszeichnend, nahm Karl an sämtlichen Kämpfen des Jahres 1812 Theil. Die Leiden, welchen die französische Armee auf ihrem Rückzuge ausgesetzt war, erfüllten den chevaleresken François mit dem tiefsten Mitleid. Noch mehr entsetzten den gebildeten Deutschen die Greuel, welche das russische Landvolk, dessen angestammte Barbarei eine Kirche wie die griechisch-orthodoxe nicht zu brechen vermocht hatte, an den wehrlosen Gefangenen verübte: „Wir gelangten auf unseren Seitenmärschen in ein noch ziemlich wohlhabend aussehendes Dorf, aus dem uns mehrere Großbauern entgegenkamen, um sich Offiziere als Einquartierung zu erbitten. Einige dieser Bauern waren sehr redselig und berichteten mit freudestrahlenden Gesichtern, daß sie sich von den Kosaken französische Gefangene gekauft, dieselben erst gut gefüttert und dann einem jämmerlichen Tode überantwortet hätten. Der eine Bauer — es schien der reichste zu sein — hatte seine unglücklichen Gäste, vierzehn an der Zahl, nach der Mahlzeit zusammenbinden und so lange mit siedendem Wasser begießen lassen,

bis sie ihren Geist aufgaben. Die anderen Bauern hatten die ihren lebendig begraben und in den bekannten russischen Badehäusern ersticken lassen. Aber alle diese Unthaten waren (so stark mischte sich der religiöse Fanatismus mit dem Nationalhaß des russischen Landvolks) in dem Glauben, daß man sich dadurch eine besondere Stufe im Himmel erwerbe und theilweise sogar im Namen der heiligen Mutter Gottes von Smolensk begangen worden.“

Im Laufe der Kampagnen von 1813 und 14 rückte François zum Eskadronschef und Major auf und erhielt den Annen- und Wladimirorden. In der Schlacht von Dresden wurde er zufällig Augenzeuge vom Falle Moreaus: „Moreau sprach mit dem Kaiser von Rußland, von dem er nur eine halbe Pferdellänge getrennt war, als ihm eine Kugel das Knie des rechten Beines zerschmetterte, durch das Pferd hindurchging und ihm auch die Wade des anderen Beines hinwegnahm. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und verlor einen Augenblick die Besinnung, als er aber wieder zu sich kam, ließ er sich eine Zigarre geben und sprach äußerst kaltblütig. Man schaffte ihn auf Rosalampfen in eine nahe Hütte.“

Bei aller brillanten Tapferkeit blieb François doch immer ein gebildeter und humaner, ja weichherziger Mann, stets bereit, den gemißhandelten feindlichen Gefangenen oder feindlichen Bürger, zumal die bedrohte weibliche Unschuld, zu schützen; wenn es noth that, selbst unter Einsetzung des eigenen Lebens. Denn er war ein echter Ritter, eine Zierde des deutschen Adelsstandes, ein redender, leibhaftiger Beweis dafür, daß die romantische Weltanschauung doch nicht bloß so krankhafte Menschen hervorgebracht wie Friedrich Wilhelm IV. Seine Duellmuth blieb ihm freilich treu: zuletzt erledigte er noch einen Ehrenhandel mit einem anderen russischen Offizier, weil dieser — es war ein Moskowiter reinster Rasse — auf die russische Armee geschimpft hatte.

Auf dem Marsche, der nach der Schlacht von Leipzig nach Paris ging, kam François auch nach Eßlingen, wo er seine alten, von ihm unvergessen im Herzen getragenen Freunde aufsuchte, die ihn völlig aus den Augen verloren hatten und nun mit tiefer Bewegung empfingen, besonders natürlich die noch unvermählte Doris. Als das Armeecorps durch Stuttgart marschirte, kigelte es François, sich die Anmeldung der Truppen beim Könige übertragen zu lassen. Die Kunde von seiner glorreichen Wiederkehr hatte in Stuttgart ziemliches Aufsehen erregt und war ohne Zweifel auch bis zu Seiner Majestät gedrungen. Der dicke Unhold sah den Berwegenen

mit einem tüchtigen Blicke an und fragte: „Sie heißen?“ „Bon François, Ew. Majestät zu Befehl.“ Der König winkte, der Major war entlassen.

Nach dem Friedensschlusse besuchte Karl die Besitzungen seiner Brüder in Sachsen. „Nothing succeeds like succes,“ und so nahm denn die Familie den gemachten Mann mit einem Jubelsturm auf; es war, als ob er nie gesündigt hätte; „selbst die sparsame Schwägerin Emilie hatte mir zu Ehren ihre beste Staatshaube aufgesetzt.“ Karl nahm jetzt seinen Abschied aus russischen Diensten, welcher ihm mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken bewilligt wurde, und trat als Major in das preussische Heer ein. Nachdem er noch bei Vigny mit Auszeichnung mitgekämpft hatte, verheirathete er sich in Magdeburg, wo er zunächst in Garnison stand, mit Betty, der einzigen Tochter des Bankdirektors von Bangerom. Die Ehe, welche sich überaus glücklich gestaltete, brachte dem Wildfang endlich den inneren Frieden; der edle Most hatte ausgegohren. Auf eine stürmische Jugend folgte ein überaus tüchtiges Mannesalter und ein von Weisheit gekröntes ehrwürdiges Greisenthum. Im königlichen Dienst brachte es François bis zum Generallieutenant; zuletzt kommandirte er als Generalmajor die 16. Infanteriebrigade zu Trier. Seine Fürsorge für die Mannschaften wie sein bürgerfreundliches Betragen machten ihn zu einem der beliebtesten Generale der Armee. Als Pensionär zog er sich nach Potsdam zurück, wo nach dem nie verschmerzten Tode der Gemahlin eine Nichte, die bekannte Romanschriftstellerin Louise von François, die Verfasserin von „Die letzte Redenburgerin,“ seinem ebenso wohlthätigen wie gastfreien Hause vorstand. François hatte immer gern gelesen, besonders philosophische und religiöse Schriften; Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit und der Thomas a Kempis gehörten zu seinen Lieblingsbüchern.

Karl von François' Sohn war, wie schon erzählt, der bei Spichern so heldenmüthig gefallene General von François. Aus solchem Blute stammten die Edelleute, welche 1866 und 1870 so viel zu unseren Siegen beigetragen haben, und das ist die Philosophie der von uns hier wiedergegebenen wunderbaren Lebensgeschichte.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Ein Vortrag von Heinrich Rickert. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1899. 71 S.

Die Erfahrung lehrt, daß nur diejenigen neue Epochen einer Wissenschaft begründet haben, die nicht bloß allgemeine Gedanken darüber aussprachen, sondern in ihr selbst eine hervorragende Leistung aufwiesen. Gewiß wird oft von außen her mancher fruchtbare Gedanke in die Einzelwissenschaften getragen. Allein epochemachend wirkt nur der Forscher, der ein glänzendes Vorbild liefert.

Am verzeihlichsten ist der Irrthum, daß man durch Aufstellung neuer allgemeiner Prinzipien die Spezialwissenschaften völlig umwerfen könne, den Philosophen, wenigstens wenn man der Philosophie das Recht zuerkennet, die zentrale Wissenschaft zu sein. Erfreulicher Weise mehrt sich jedoch die Zahl derjenigen Philosophen, die ihren Beruf in erster Linie darin sehen, den bereits vorhandenen Betrieb in den einzelnen Wissenschaften verstehen zu lernen und zu lehren.

Sinsichtlich der Geschichtswissenschaft haben sich in dieser Beziehung in der letzten Zeit mit am meisten Verdienste erworben Professor Windelband in Straßburg, in seiner kurzen, aber höchst inhaltreichen Rede „Geschichte und Naturwissenschaft (1894)“ und Professor Rickert in Freiburg i. B., in seinem Buche „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, erste Hälfte (1896)“.

Beide stimmen in der Hauptsache überein. Mit den Ausführungen Rickerts wollen wir uns hier beschäftigen. Wir legen dabei die oben genannte Schrift zu Grunde, einen erweiterten Vortrag, in dem er die Resultate des bisher erschienenen Theils seiner „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ zusammenfaßt und die der Untersuchungen für den noch nicht gedruckten Theil kurz vorweg nimmt.

Von vornherein stellt sich R. auf den Standpunkt, daß der Philosoph die Aufgabe habe, seine logischen Theorien durch Beobachtung der vor-handenen Forschung zu kontrolliren. Lamprecht hat mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß meine Methode aus der bestehenden Praxis abgeleitet sei. Er müßte den gleichen Vorwurf auch gegen R. erheben. In den Augen jedes Verständigen kann dieser Vorwurf nur ein Lob sein. Die Logik allein kann niemals „Führerin sein des wissenschaftlichen Denkens in bisher unbekannte Gebiete“; und die Berücksichtigung des schon bestehenden wissenschaftlichen Betriebes ist für sie durchaus nicht nur „untergeordneter Natur.“ Der Logik kann es niemals einfallen, eine neue Ära in irgend einer Wissenschaft eröffnen zu wollen; sie hat die Aufgabe, die bereits vorhandene Arbeit zu verstehen. Sie wird freilich andererseits auch den Einzelwissenschaften große Dienste leisten. Sie hilft ihnen, ihre Ziele und Wege klarzustellen und damit zu erhöhter Einheitlichkeit und Geschlossenheit zu gelangen. Gerade wir Historiker werden dankbar sein, wenn sie uns diese Dienste leistet, da wir dann um so besser die verwirrenden Versuche, die naturwissenschaftliche Methode auf die geschichtliche Betrachtung zu übertragen, zurückweisen können.

Von dem eben geschilderten, im besten Sinne objektiven Standpunkt aus beurtheilt R. das Verhältniß der Psychologie zur Geschichtswissenschaft. Man bezeichnet so oft die Psychologie als grundlegende Geisteswissenschaft und erwartet speziell für die Geschichtswissenschaft die gewaltigsten Fortschritte von Fortschritten in der Wissenschaft der Psychologie. Nun ist es aber merkwürdig, daß die Historiker sich um die moderne Psychologie vielleicht am allerwenigsten kümmern, und doch pflegen wir zu sagen, daß sie gute „Psychologen“ sein müssen. Wie ist dies zu erklären? Verschäumen die Historiker ihre Pflicht? Rickert antwortet: es hat seine im Wesen der Sache liegenden Gründe. „Die Anwendung der in der Psychologie heute üblichen Methode muß in den Geschichtswissenschaften geradezu nothwendig auf Irrwege leiten und hat das auch bereits gethan, wo an die Stelle historischer Darstellungen „sozialpsychologische“ Theorien getreten sind.“ Das Mißverständniß beruht auf der Vieldeutigkeit des gebrauchten Schlagwortes. Der Historiker bedarf einer historischen Psychologie, die er sich nur selbst schaffen kann. Mit der Psychologie der technischen sogenannten Psychologen vermag er nicht viel anzufangen. R. erinnert daran, daß Bunt, der doch sonst vor Allen die Psychologie zur Grundlage der Geisteswissenschaften machen will, von Thukydidēs erklärt, daß er „in der psychologischen Auffassung des historischen Geschehens noch späteren Zeiten als Vorbild dienen konnte“ — und dieses „Vorbild“ mußte doch von moderner Psychologie recht gar nichts. Wir nennen nicht nur Historiker, sondern auch Dichter und bildende Künstler „Psychologen.“ Wer aber wollte einem angehenden Dichter oder Künstler rathe, experimentelle Psychologie zu studiren? Mit aller Schaffenskraft, mit aller

„psychologischen“ Gestaltungskraft wäre es vorbei. Wie wir vorher sagten, daß der Logiker dem Historiker hilft, sich über seine Ziele und Wege klarer zu werden, so ist es eine befreiende That, wenn er auseinandersetzt, daß unsere instinctive oder auf der inneren Kraft unserer Arbeitsweise beruhende praktische Abneigung gegen die sogenannte wissenschaftliche Psychologie auch theoretisch vollkommen berechtigt sei. *4

Gehen wir indessen jetzt dazu über, die Grundgedanken der R.'schen Schrift vorzuführen. Er wendet sich gegen die Einteilung der Wissenschaften in Geistes- und Naturwissenschaften. Die kritischen Bemerkungen, die er gegen sie macht, erwähnen wir nicht. Aus dem positiven System, das er aufstellt, werden sie indirekt ersichtlich werden. Er theilt die Wissenschaften in Kultur- und Naturwissenschaften ein. Natur ist ihm der Inbegriff des von selbst Entstandenen, Geborenen und seinem eigenen Wachsthum Ueberlassenen. Ihr steht die Kultur als das von einem nach Zwecken handelnden Menschen entweder direkt Hervorgebrachte oder, wenn es schon vorhanden ist, so doch absichtlich Gepflegte gegenüber. Natur ist hier in logischer Bedeutung gebraucht; nicht alles Körperhafte ist in diesem Sinne Natur: die Produkte des Feldes sind, insofern der Mensch geendert und gesät hat, Kulturprodukte. R. schließt sich Kants Definition des Begriffs der Natur als des Daseins der Dinge, „sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist“, an. Den Gegensatz zum logischen Begriff der Natur kann wiederum nur ein rein logischer Begriff bilden. Dies ist, meint R., der Begriff der Geschichte im weitesten Sinne des Wortes. Die für alle Kulturobjekte nothwendige Betrachtung ist ihre Darstellung nach historischer Methode und der Begriff dieser Methode läßt sich zugleich nur aus dem Begriff der Kultur verstehen. In allen Kulturvorgängen ist irgend ein von Menschen anerkannter Werth verkörpert, um dessentwillen sie entweder hervorgebracht oder, wenn sie schon entstanden sind, gepflegt werden. Dagegen kann alles von selbst Entstandene und Gewachsene ohne Rücksicht auf irgend eine Werth- oder Zwecksetzung betrachtet werden und muß es auch, wenn es wirklich nichts Anderes als Natur sein soll. Religion, Kirche, Recht, Staat, Sitten, Wissenschaft, Sprache, Literatur, Kunst, Wirthschaft sind Kulturobjekte in dem Sinne, daß ihr Werth entweder von allen Gliedern einer Gemeinschaft anerkannt oder seine Anerkennung ihnen zugemuthet wird. Weil Werthe nur von psychischen Wesen empfunden werden, so muß in den Kulturvorgängen immer zugleich geistiges Leben mitspielen. Indessen macht das bloße Vorhandensein von Psychischem, weil seelisches Leben als solches auch als Natur zu betrachten ist, noch nicht das Kulturobjekt aus. In den „geistigen Werthen“ kommt es nicht auf das Geistige, sondern auf die Werthe an. Die Psychologie (wenigstens die moderne) rechnet R. zu den Naturwissenschaften, weil sie die Natur des psychischen Seins durch Auffuchung seiner allgemeinen Gesetze erklären will und es sich in den psychischen Vorgängen nicht um irgend eine Werth-

oder Zwecksetzung handelt. Somit ergibt sich also der Begriff der Kultur als der Gesamtheit der allgemein gewertheten Objekte. Er entspricht durchaus dem Sprachgebrauch. Worin aber unterscheidet sich weiter historische und naturwissenschaftliche Methode? Die naturwissenschaftliche ist schon in der Kant'schen Definition des Begriffes Natur angedeutet. Die Natur erkennen heißt allgemeine Begriffe bilden und wenn möglich unbedingt allgemeine Urtheile über die Wirklichkeit fällen, d. h. Naturgesetze entdecken, die Naturwissenschaft hat es nur mit dem Allgemeinen zu thun; das Einzelne interessiert sie nur als Exemplar des Typischen. Nun sagt uns jedoch die herkömmliche Logik, daß der Prozeß aller wissenschaftlichen Darstellung in erster Linie darin besteht, daß er die Bildung allgemeiner Begriffe anstrebt, unter welche die verschiedenen Einzelgestaltungen sich unterordnen lassen. Es gelte, alle Objekte allgemeinen Begriffen, womöglich Gesetzesbegriffen unterzuordnen; eine Wissenschaft vom Besonderen gebe es nicht. Daher das so oft gehörte Wort: weil die Historiker keine historischen Gesetze nachweisen können, so ist die Geschichte keine Wissenschaft. Oder: wer historische Gesetze nachweist, erhebt die Geschichte zum Range einer Wissenschaft. Wenn diese Auffassung richtig wäre, so gäbe es keine besondere historische Methode. Der Begriff der Wissenschaft würde dann mit dem der Naturwissenschaft (im allgemeinsten Sinne des Wortes) zusammenfallen und alle Wissenschaft darauf ausgehen müssen, die Naturgesetze zu finden, unter denen ihre Objekte stehen. Thatsächlich aber leistet einem solchen Verfahren der vorhandene Betrieb der historischen Disziplinen den heftigsten Widerstand; er läßt sich in jenes Schema nicht hineinzwängen. Wie beseitigen wir dies Dilemma? Rickert antwortet (S. 37): „Wer seine logischen Theorien durch Beobachtung der vorhandenen Forschung zu kontrolliren sich bemüht, kann . . . die Thatsache eines anderen wissenschaftlichen Verfahrens gar nicht übersehen. Paßt diese Thatsache in die traditionelle Logik nicht hinein — um so schlimmer für die Logik.“ Es muß anerkannt werden, daß es Wissenschaften giebt, die nicht auf Bildung allgemeiner Begriffe und Aufstellung von Naturgesetzen gerichtet sind, und das sind die historischen Wissenschaften (im weitesten Sinne des Wortes). „Sie wollen die Wirklichkeit selbst darstellen, die doch niemals allgemein, sondern stets individuell ist . . . Die Historiker werden mit Goethe vom Allgemeinen sagen: „Wir benutzen, aber lieben es nicht, wir lieben nur das Individuelle“, und dies Individuelle selbst werden sie auch wissenschaftlich darstellen wollen.“ Wenn die Logik die Wissenschaften nicht meistern, sondern verstehen will, so muß die Theorie, die das Besondere in die Wissenschaft nicht aufnehmen will, falsch sein. Der herkömmlichen Meinung ist besonders energisch schon Windelband entgegen getreten. Er stellt neben das „nomothetische“ Verfahren der Naturwissenschaften das „idiographische“ der Geschichte als dasjenige, welches auf die Darstellung des Einmaligen und

Besonderen gerichtet ist. Mit prägnantem Ausdruck weist er der Naturwissenschaft die Aufgabe zu, Gesetze, der Geschichtswissenschaft die, „Gestalten“ zu suchen. Und Rickert sagt: „Die Wirklichkeit wird Natur, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Allgemeine; sie wird Geschichte wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Besondere.“

Nun kann freilich nicht alles Besondere ohne Auswahl vom Historiker dargestellt werden. Es kommt deshalb darauf an, ein Prinzip der Auswahl zu finden, festzustellen, welche von den unübersehbar vielen Objekten, aus denen die Welt besteht, die Historie darzustellen hat, und welche Theile der unübersehbaren Mannigfaltigkeit jedes einzelnen Objektes für sie in Betracht kommen. Den Weg zeigt uns eben derselbe Begriff der Kultur, mit Hilfe dessen wir die beiden Gruppen von Objekten der Wissenschaften gegen einander abgrenzen konnten. An derjenigen Wirklichkeit, mit der keine Werthe verknüpft sind und die wir daher nur als Natur in dem zuerst angegebenen Sinne betrachten, haben wir auch nur ein (im logischen Sinne) naturwissenschaftliches Interesse; hier kommt für uns also nicht die einzelne Gestaltung als solche in Betracht, sondern immer nur als Exemplar für einen mehr oder minder allgemeinen Begriff. Die Kulturbedeutung einer Wirklichkeit dagegen beruht nicht auf dem, was ihr mit anderen Wirklichkeiten gemeinsam ist, sondern gerade auf dem, was sie von den andern unterscheidet, und daher muß die Wirklichkeit, die wir als Kultur betrachten, zugleich auch immer auf das Besondere und Individuelle hin angesehen werden. Ja, die Kulturbedeutung eines Objekts wächst häufig in demselben Maße, je ausschließlicher mit seiner individuellen Gestaltung der betreffende Kulturwert verknüpft ist. Nur die historische Behandlung wird also dem Kulturvorgang gerecht. Der Zusammenhang zwischen Kultur und Geschichte zeigt uns aber nicht nur, warum für die Kulturvorgänge die naturwissenschaftliche Betrachtung nicht genügt, sondern auch, wie der Begriff der Kultur die Geschichte als Wissenschaft möglich macht. Auch vom kulturwissenschaftlichen Standpunkt aus kommt stets nur ein Theil des individuellen Vorgangs in Frage. Das, was er mit den übrigen Exemplaren seiner Gattung im naturwissenschaftlichen Sinne, z. B. mit dem homo sapiens, gemeinsam hat, und außerdem die unübersehbare Fülle seiner für die Realisirung des Werthes gleichgiltigen individuellen Besonderheiten, das Alles stellt der Historiker nicht dar. Mithin zerfällt auch für die historischen Wissenschaften von Kulturvorgängen die Wirklichkeit in wesentliche und unwesentliche Bestandtheile. Aus der unübersehbaren Fülle der Objekte berücksichtigt der Historiker zunächst nur die, welche in ihrer individuellen Eigenart entweder selbst Kulturwerthe verkörpern oder mit ihnen in Beziehung stehen, und aus der unübersehbaren Fülle, die jedes Einzelne ihm darbietet, wählt er sodann wiederum nur das aus, woran die Bedeutung für die Kulturentwicklung

hängt. Für die historische Begriffsbildung liefern die Kulturwerthe also das Prinzip zur Auswahl des Wesentlichen ebenso, wie der Begriff der Natur als der Wirklichkeit mit Rücksicht auf das Allgemeine dies für die Naturwissenschaften thut. R. hebt mit Recht hervor, daß die Scheidung in Wesentliches und Unwesentliches mit Rücksicht auf die Kulturwerthe zum größten Theil von den Autoren, die das historische Material überliefern, bereits vollzogen ist. Das hat dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit davon abzulenken, daß der Historiker die Auswahl mit Rücksicht auf den Werthgesichtspunkt zu treffen habe. Um die Eigenart des Unterschiedes zwischen den beiden Methoden noch deutlicher zu machen, können wir im Gegensatz zur Naturwissenschaft als einer auf den gesetzmäßigen Zusammenhang gerichteten Untersuchung das historische Verfahren auch als ein teleologisches bezeichnen. Freilich ist das ganz und gar nicht die rationalistische Teleologie (Erklärung der Geschichte aus den bewußten Zwecksetzungen der Personen, von denen sie handelt). Es soll damit nur gesagt sein, daß das methodische Prinzip der Auswahl in der Geschichte von einer Werth- oder Zwecksetzung abhängig ist.*)

Im Vorstehenden habe ich die Grundgedanken der R.'schen Schrift (größtentheils im Anschluß an seine Worte) kurz hervorgehoben. Auf Nebenfragen, die er erörtert, gehe ich des Raumes wegen nicht ein. Es mag aber noch bemerkt werden, daß er weiter auseinandersetzt, wie theilweise sowohl das historische Verfahren in das Gebiet der Naturwissenschaften als auch das naturwissenschaftliche in das Gebiet der Kulturwissenschaften übergreift. Seine Ausführungen über diesen Punkt sind ebenfalls sehr interessant.

Die Historiker werden R. in der Hauptsache bereitwilligst zustimmen. Zunächst ist es ganz zweifellos richtig, daß die Aufmerksamkeit des Naturforschers auf das Allgemeine, die des Historikers auf das Besondere gerichtet ist. Ich habe selbst an anderem Orte (Histor. Ztschr. 81, S. 193 ff.) den Unterschied so bestimmt. Aber auch schon früher sind verwandte Gedanken von Historikern geltend gemacht worden (vgl. z. B. D. Lorenz, die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben S. 165 und 264). R. nennt den Versuch, aus der Geschichte eine Naturwissenschaft zu machen, eine „Begriffsverwirrung“, „wider sinnig.“ Dieser Vorwurf trifft mit Recht diejenigen, welche solche „geschichtlichen Vorgänge und Zustände, deren Allgemeinheit oder relativ weiteste Verbreitung durch Vergleich nachgewiesen werden kann, als die wesentlichen“ bezeichnen (literar. Centralblatt 1899, Sp. 45). Macht man mit diesem Satze Ernst, so darf eine „Geschichte“, die von Menschen handelt, keinen andern Inhalt haben als die Lehrbücher der normalen Anatomie, Physiologie und Psychologie. Sie enthalten das „am weitesten Verbreitete.“ Welcher Historiker

*) Vgl. dazu die älteren Ausführungen von Zitelmann, der Materialismus in der Geschichtsschreibung, Preussische Jahrbücher Band 37 und 38.

wird sich denn aber in seiner Darstellung auf solche Dinge beschränken? Wenn er trotzdem jener Theorie huldigt, so zeigt er damit nur einen klaffenden Widerspruch zwischen seiner Praxis und seiner Theorie. Lamprecht, der in seinem geschichtsphilosophischen System eine im Wesentlichen isolirte Entwicklung der Völker lehrt, hat sich gegenüber dem Vorwurf, daß er den gegenseitigen Einwirkungen derselben nicht genug Rechnung trage, darauf berufen, daß von den letzteren in der Darstellung seiner „deutschen Geschichte“ sehr viel die Rede sei. Gewiß sieht er sich genöthigt, in der praktischen Darstellung viel von den Berührungen der Völker zu sagen, und nicht bloß da, wo er die Werke der Historiker, die auf dem „alten“ Standpunkt stehen, exzerpirt. Was beweist das indessen, wenn nicht die völlige Unbrauchbarkeit seiner Theorie? Es ist für ihn in jeder Hinsicht unmöglich, sein Schema praktisch zu verwirklichen.

Nun wird freilich gegen N. der Einwand erhoben werden, daß, wenn Werthe es sind, die alle historische Begriffsbildung leiten, der Willkür in den Geschichtswissenschaften großer Spielraum bleibe. Wir wollen darauf zunächst mit einer Gegenfrage antworten: sind diejenigen Historiker (nur zum kleinsten Theil kann man ja übrigens hier von „Historikern“ sprechen), die ihre Aufgabe darin gesehen haben, „Gesetze“ zu suchen, zu sicheren Resultaten gelangt? Es ist mit „historischen Gesetzen“ so viel Schwindel getrieben worden, daß man sich einer heiteren Stimmung nicht erwehren kann, wenn man darauf zu sprechen kommt. Bernays hat mit Recht über den „raschen Verbrauch an Naturgesetzen“ gespottet. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sind so unendlich viele, sich immer widersprechende „historische Gesetze“ — man denke z. B. an die verschiedenen „gesetzmäßigen Entwicklungen“ der Familie — aufgestellt worden, daß man schon ein wüstes Trümmerfeld vor sich sieht. Für manche Jahre kann man geradezu von einem förmlichen „großen Krach“ der eilig produzierten Gesetze sprechen. Viele Konstruktionen von Gesetzen beruhen lediglich auf der Phrase. Man denke an das verschwenderische Spiel mit biologischen Analogien, mit der „organischen“ Theorie. Loze (Mikrokosmos III. 4. Aufl., S. 60) sagt mit feiner Ironie, daß für den Gebrauch des Ausdrucks organische Entwicklung, „wenn am Ende der Dinge Rechenschaft für jedes unnütz gebrauchte Wort zu geben ist, die Verantwortung lang sein wird“. Unter den naturwissenschaftlichen Historikern ist der feinsinnigste Taine. Sind nun aber etwa die Ergebnisse seiner Beobachtungen von aller Willkür frei? „Eine so partielle Beurtheilung, wie sie im Uebermaß aus der leidenschaftlichen Feder eines Taine geflossen ist, kann nicht zu einem klaren Einblick in den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse führen. Mit ihr muß gebrochen werden, will man zu wahrer Anschauung und überhaupt zu wissenschaftlichen Ergebnissen durchdringen.“ So kürzlich ein Beurtheiler in der Historischen Zeitschrift (Band 82, S. 242). Welches grausame Geschick, daß der „naturwissenschaftliche“, der „exakte“, der auf

„Kausalszusammenhänge“ achtende Historiker sich sagen lassen muß, sein Verfahren gewähre keinen klaren Einblick in den „ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse“, ja führe „überhaupt zu wissenschaftlichen Ergebnissen“ nicht. Rickert (S. 65) nennt es mit Recht „eine große Selbsttäuschung“, wenn der Naturalismus einen Werthmaßstab entbehren zu können glaubt. Ähnlich bemerkt Tröltzsch (Ztschr. f. Theol. und Kirche 8, S. 33). Lamprecht's „flackernde und unklare Darstellung zeige gerade handgreiflich die Unmöglichkeit einer rein empirischen Geschichtsforschung.“ Rickert legt sehr treffend dar (S. 60), wie die „kollektivistische“ und „materialistische“ Geschichtsauffassung thatsächlich keineswegs von einem Werthmaßstab unabhängig ist. „Sie beruht auf einem Prinzip zur Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, das vollkommen willkürlich gewählt ist, ja ursprünglich einer total unwissenschaftlichen politischen Parteinahme seine Bevorzugung verdankt.“ Es ist — gelinde gesagt — eine etwas eigenthümliche Situation, wenn die Geschichtshistoriker von einem solchen Boden aus uns Willkür und Unsicherheit vorwerfen wollen. Die angebliche Sicherheit der naturwissenschaftlichen Methode ist ein Irrlicht, das sie in einen heillosen Sumpf lockt. Im Uebrigen geben wir zu, daß der Werthgesichtspunkt Schwankungen unterworfen ist. Aber weil wir uns dessen bewußt sind, so sind wir vorsichtiger.

R. E. v. Baer erklärt es für unwissenschaftlich, durch willkürliche Annahme den Schein zu erwecken, als wisse man etwas von Dingen, von denen wir eben nichts wissen können; wissenschaftlich sei es allein, unsere Unwissenheit einzugestehen. Wir rühmen uns des Bewußtseins der Grenzen unseres Wissens. Weiter können wir jedoch auch konstatiren, daß im Laufe der Zeit unsere Werthmaßstäbe größere Objektivität gewinnen. Lorenz (a. a. O. S. 82) hat diese Thatsache schon hervorgehoben und dabei auf die Verdienste Ranke's in der Hinsicht hingewiesen. Jedenfalls sind die Resultate, zu denen die nach Werthgesichtspunkten urtheilenden Historiker gelangen, zuverlässiger als die von den naturwissenschaftlichen Historikern aufgestellten „Gesetze“.

Um noch einige einzelne Fragen zu besprechen, so erörtert R. die Frage der Möglichkeit oder Unmöglichkeit historischer Gesetze nicht (etwas findet sich darüber in seinem größeren Werke „die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ S. 256 ff.). Er lehnt sie vielmehr ab, indem er bemerkt (a. a. O. S. 25.): „Erörterungen über die größere oder geringere Schwierigkeit einer Gesetzeswissenschaft haben mit dem, was wir hier feststellen wollen, gar nichts zu thun. . . . Wo die Wirklichkeit in ihrer Individualität und Besonderheit erfaßt werden soll, da ist es widersinnig, sie unter allgemeine Begriffe zu bringen oder Gesetze des Historischen aufzustellen, die . . . nichts als Allgemeinbegriffe von unbedingter Geltung sind. Diese Gesetzesbegriffe würden uns wie alle Begriffe immer nur das geben, was niemals wirklich geschieht und es wäre daher der Zweck der

Geschichtswissenschaften um so sicherer verfehlt, je mehr es gelänge, die Gesetze der Wirklichkeit zu finden, deren Geschichte man kennen lernen will. . . . Der Begriff des „historischen Gesetzes“ ist eine *contradictio in adiecto*, d. h. Geschichtswissenschaft und Gesetzeswissenschaft schließen einander begrifflich aus.“ Der Historiker kann sich auch von der Frage der Möglichkeit oder Unmöglichkeit historischer Gesetze nicht los machen. Aber diese etwaige Differenz hindert uns nicht, R. in dem oben entwickelten Gedankengang zuzustimmen; denn wie man sich zu dieser Frage auch stelle, es bleibt richtig, daß der Historiker seinen Beruf verfehlt, wenn er nur oder vorzugsweise nur Gesetze sucht.

Unter den deutschen Historikern haben Dilthey's „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ und seine Untersuchung „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“ in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1894, S. 1309 ff. große Sympathie gefunden.*) Wie aus obigem Referat ersichtlich, nimmt R. einen anderen Standpunkt ein als Dilthey. Während dieser durch die Ueberzeugung von der Unbrauchbarkeit der vorhandenen Psychologie zu einer Grundlegung der Geschichtswissenschaften dahin geführt wird, eine neue psychologische Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte zu versuchen, verwirft R. die sogenannte wissenschaftliche Psychologie als Grundlage der Geschichtswissenschaft überhaupt. Indessen in kritischer Beziehung besteht zwischen beiden Forschern viel Uebereinstimmung. Zu dem angeführten Satze R.'s über die Irrwege, auf die die Anwendung der in der Psychologie heute üblichen Methode in den Geschichtswissenschaften führen muß, bildet z. B. eine interessante Parallele die Aeußerung Dilthey's (Sitzungsberichte a. a. O. S. 1361): „Die Werke von Grote, Buckle und Cairne bewiesen, daß die Objektivität des Historikers besser gewahrt bleibt, wenn er sich seinem Gefühl des Lebens überläßt, als wenn er die einseitigen Theorien des erklärenden Psychologen verwerthen will“. Uebrigens erkennt R. (S. 15), wie es ja auch selbstverständlich ist, den „stark ausgeprägten histo. ischen Sinn“ Dilthey's an und betont energisch dessen Verdienste für eine logische Trennung der historischen Disziplinen von den Naturwissenschaften (Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung (S. 269).

Das Wort Geschichtswissenschaft faßt R., wie wir gesehen haben, im weitesten Sinne. Er unterscheidet eine Reihe von Disziplinen innerhalb der Geschichtswissenschaft. Unter diesen Umständen wird er gewiß nicht den Kulturhistorikern zustimmen, welche das unermessliche Gebiet der Kultur selbst beherrschen wollen. Ein „Kritiker“ (literar. Zentralbl. a. a. O.)**) hat freilich schon herausgefunden, daß R. die entgegenstehende „Auffassung Schäfers ausdrücklich desavouirt“ habe und „insofern auf der Grundlage

*) Vgl. z. B. Erdmannsdiffer in diesen Jahrbüchern Bd. 81, S. 376.

**) In dieser Besprechung werden die Thesen „Lamprechts“ erwähnt. Verfasser ist — dieser selber.

der neueren Geschichtsanschauung stehe". M. E. hat dieser voreilige Kritiker die betreffenden Sätze N. 8 (S. 26) in jeder Hinsicht mißverstanden, wie er auch von Schäfers Standpunkt offenbar keine ausreichende Kenntniß hat. Ich will hier auf das Problem „Geschichte und Kulturgeschichte“ nicht näher eingehen, sondern erinnere nur an eine Aeußerung von Ottokar Lorenz (a. a. O. S. 1. 9), die nicht ohne Bosheit ist, aber viel Wahrheit enthält: „Die Aussichten, welche Niehl auf eine Zukunftswissenschaft der Kulturhistorie eröffnet, müßten zu einem furchtbaren Chaos aller Gedankenarbeit führen, wenn man Ernst machen wollte mit ihrer Begründung. Es ist ein wahres Glück, daß sich das heutige Geschlecht in der weitaus größten Majorität seiner Denker zu schwach fühlt, dem hohen Fluge der Kulturhistoriker nachzufolgen, und daß noch immer der Satz gilt: in der Beschränkung zeigt sich der Meister.“

Ich habe die Schrift N. 8 ausführlich besprochen, weil sie m. E. die Aufmerksamkeit namentlich meiner Fachgenossen in hohem Grade verdient und wesentlich dazu beitragen wird, den Streit über die Methode zu klären. Ich gehöre zu denen, die eine Erörterung über die Methode für sehr förderlich halten. Ueber allem Methodenstreit darf man freilich nicht vergessen, daß „die Fruchtbarkeit einer Methode schließlich nur dadurch festgestellt werden kann, daß durch sie Entdeckungen gemacht werden“ (Dilthey, philos. Monatshefte Bd. 11, S. 128).*)

Marburg i. H.

G. v. Below.

Nachträglich

zu Bd. XCV Heft 2. S. 351.

Erneutes Durchlesen des „Triumphs der Empfindsamkeit“ nöthigt mich, zu bekennen, daß der vermuthete Bezug auf Lenz völlig in der Luft steht. Es kann sich ja auch für die Deutung der Personen bei Goethe nicht um den König Andraſon handeln, sondern allenfalls um den Prinzen Ornaró. Allerdings ist bei dem ganzen Stück, das lediglich als Satire auf die jetzt überwundene literarische Epoche der Empfinderei und Naturtändelei aufzufassen ist, eine gewisse Selbstironie des Dichters nicht abzuweisen. An Lenz kann er dabei nicht wohl gedacht haben, eher an Wieland. Es.

*) Vgl. noch über die neuesten Auslassungen Lamprechts Deutsche Literaturzeitung 1899, Sp. 247 f. und das März-Heft der Historischen Zeitschrift.

Der Ausgang des Herrn Harden.

Herrn Hardens Fabeln. Eine nothgedrungene Abwehr von Franz Mehring. Berlin, Hermann Walthers. 45 Seiten.

Als ich in unserem vorigen Heft über den Ausgang meines Prozesses mit Herrn Harden berichtete, mußte ich sagen, daß der Zweck meines Vorgehens nur zum Theil erreicht worden sei, da meine Zeugen vor Gericht nicht vernommen wurden. Dieser Mangel ist jetzt nachträglich im Wesentlichen gutgemacht worden, indem Herr Hartleben sein nicht zugelassenes Zeugniß im „Berl. Tageblatt“ (23. Jan.), Herr Mehring das seinige in der vorliegenden Broschüre publizirt hat. Herrn Hartlebens Erklärung mit der Wiedergabe eines Hardenschen Briefes ist durch so viele Zeitungen gegangen, daß ich sie als bekannt voraussetzen darf. Durch Herrn Mehring wird nunmehr festgestellt, daß Herr Harden, während er an der einen Stelle schrieb, es sei ein „Trauertrauschen durch die ganze organische Natur gegangen“, als Bismarck verabschiedet wurde (Gegenwart 20. Juli 1890), er gleichzeitig an einer andern klagte über „das System der Korruption, das sich in beinahe dreißigjähriger Gewaltherrschaft in Deutschland ausgebildet hat“ (Volkszeitung 20. Aug. 1890), daß, während er unter dem Namen „Apostata“ bereits 1½ Jahr lang die Bismarck-Verherrlichung betrieb, er gleichzeitig wünschte, mit dem Sozialdemokraten Mehring zusammen eine Zeitschrift herauszugeben und diesem schriftlich versicherte, (5. Febr. 1892) er hoffe, dieser solle auch sozialpolitisch noch einmal mit ihm zufrieden sein; er stehe ihm schon ganz nahe.

Schon am 30. Dezember 1890 hatte er festgestellt, daß die Maschine in Deutschland stille stehe, weil der Weichensteller fehle, der mit grob zupackender Faust die Bahn senst frei zu machen wußte („Gegenwart“); am 27. Mai 1892 schrieb er Herrn Mehring „Der „Vorwärts“ ist nicht gut berathen. Wir ziehen an einem Strang, und ich würde mit Freuden umsonst für ihn arbeiten“ — und am 7. Januar 1893 klagte er wieder in der „Zukunft“ „Wie er (Bismarck) uns fehlt, das lehrt jeder Tag und der Schmerz darüber, daß diese unerseßliche Individualität in ungebrochener Frische feiern muß, wird im Deutschen Reiche nicht verstummen.“ Wie die beiden Strömungen in Herrn Hardens Geist und Empfindung eine Zeitlang nebeneinander hergingen und wie es kam, daß endlich der Bismarck-Kultus die Oberhand gewann und sich nicht mehr auf die bloße ästhetische Bewunderung des Künstlers Bismarck beschränkte, sondern zu dem Wunsch verdichtete, daß der Gewaltige wieder an die Spitze der Geschäfte des Deutschen Reichs zurückkehre, das möge man im Einzelnen in der Mehringschen Broschüre nachlesen.

Mit dieser Publikation dürfte nun der urkundliche Wahrheits-Beweis

für meine Behauptung, daß die stete Klage des Herrn Garden über die Verabschiedung des Fürsten Bismarck auf Geschäfts-Enthusiasmus beruhe, ebenso geführt sein, wie er bei den anderen drei Behauptungen, auf die ich mich in dem Prozesse stützte, theils dort theils nachträglich geführt worden ist.

Daß Herrn Mehrings Zeugniß so wichtig ausfallen würde, habe ich selber nicht einmal geahnt. Ich hatte ihn nur laden lassen, um die Autorität Gardens an dem Artikel der „Volks-Zeitung“, wie den Plan der gemeinsamen Zeitschrift zeugeneidlich feststellen zu lassen. Das Weitere hat Herr Garden erst selber dadurch ans Licht gebracht, daß er den Schriftsatz meines Rechtsanwalts vorweg publizirte und durch seinen Kommentar möglichst abzuschwächen suchte. Dazu gehörten auch allerhand Wendungen, die das zu erwartende Zeugniß des Herrn Mehring im Voraus verdächtigten. Er bedachte nicht, daß Herr Mehring sich das nicht gefallen lassen würde und auf solche Provokation hin selbst zum Angriff vorgehen könnte, und Herr Mehring hat das gethan, nicht nur gestützt auf seine Urkunden, sondern mit der ganzen Kunst und Kraft des Mannes, von dem Fürst Bismarck gesagt haben soll, er sei der einzige von seinen Gegnern, der schreiben könne. Herrn Gardens Talent für die Polemik ist gewiß nicht gering, aber dieser Gegner thut ihn ab, wie der Jäger das Raubzeug. Die Schrift ist in ihrer Gliederung des komplizirten Stoffes, in der, man möchte sagen, graziösen Handhabung der juchtbaren Felsblöcke von Urkunden, die er gegen den Feind schleudert, in der schneidenden Ironie des Ausdrucks und dem Fluß der Sprache ein wahres kleines Kunstwerk.

Herrn Gardens schädliche Einwirkung auf unser öffentliches Leben beruht auf der künstlichen Vereinerung einer völlig ziellosen nihilistischen Kritik mit dem Bismarck-Kultus, welsch' letzterer ihm die Gemüther aller harmlosen Patrioten gewann und für die Aufnahme des zersetzenden Giftes empfänglich machte. Deshalb war mir von Anfang an bei meinem Vorgehen ein sehr wesentlicher Punkt die Beleuchtung dieses Bismarck-Kultus. Als ich die Erklärung gegen den Herausgeber der „Zukunft“ schleuderte, lebte der Alt-Reichskanzler noch; dadurch, daß der Fürst, ehe die Sache zum Austrag kam, gestorben ist, hat der Prozeß an seiner Bedeutung viel verloren, aber die Rolle des Herrn Garden ist ja auch heute noch keineswegs ausgespielt und es giebt noch immer hier und da anständige Leute, die ihn für einen ehrlichen Mann halten und weite Kreise aristokratischen und patriotischen Charakters, die das pridelnde Gift seiner Medisance mit Lust aufsaugen und verbreiten. Nicht mit Schadenfreude, wie ich zu seiner Ehre hervorheben muß, sondern einfach als Historiker vergleicht Mehring dieses Treiben mit der Verlästerung, durch die die französische Aristokratie ihr Königthum, im Besonderen die Königin Marie Antoinette erst in den Schmutz herabzog, ehe es hier von den demokratisch-revolutionären Gegnern angefallen und überwältigt wurde. Die Verhezung der guten Gesellschaft ist es

gewesen, die das Feuer der Revolution angeblasen hat. Der Vergleich ist insofern glücklicher Weise unzutreffend, als unsere Zustände im Grunde durchaus gesund sind und die Widerwärtigkeiten, unter denen wir leiden, an der Oberfläche liegen; es sind Einzelheiten, menschliche Fehler und Leidenschaften, die zu vermeiden wären, nicht organische Leiden, wie die des französischen ancien régime, die kein Arzt mehr zu heilen vermochte. Der Vergleich geht also nicht in die Tiefe, an sich aber ist er völlig richtig und am meisten diejenigen sollten ihn sich merken, die vorgeben, um den Umsturz von Thron und Altar besorgt zu sein, den bösesten Fäulniß-Erreger aber selber hegen und pflegen und mit Behagen weiter verbreiten.

Da ich einmal auf Herrn Harden und meinen Prozeß mit ihm zurückgekommen bin, so will ich noch zwei Dinge erwähnen, die in den Zeitungsberichten nicht genügend hervorgetreten sind.

Eines meiner Beweismstücke war das Verhalten Herrn Hardens gegen Herrn Professor Schiemann. Herr Harden hatte behauptet, Treitschke habe ihm Mitarbeiterschaft zugesagt; Herr Schiemann hatte öffentlich erklärt, das sei nicht wahr. Dieser Vorfall wäre an sich nichts Besonderes; man konnte annehmen, Treitschke habe vielleicht in allgemeinen Ausdrücken freundlich geschrieben und Herr Harden daraus etwas renommistisches ein Versprechen gemacht. Herr Harden konnte das zugeben oder die Sache auf sich beruhen lassen. Was that er aber? Er blieb bei seiner Behauptung, überschüttete Herrn Schiemann mit Beschimpfungen und nannte ihn einen Verleumder. Da ich mich mittlerweile überzeugt hatte, daß Herr Harden wirklich kein Versprechen von Treitschke gehabt hatte, so nahm ich die Sache in dem Prozesse auf und forderte Herrn Harden auf, sein Versprechen vorzulegen. Daß er niemals mit Treitschke gesprochen hat, ist notorisch. Einen Brief von Treitschke wirft man nicht weg. Hatte er also ein Versprechen gehabt, so mußte er einen Brief haben, aus dem er die Zusage vorlesen konnte. Anfänglich suchte er sich hinter den formalen Prozeß-Einwand zurückzuziehen, daß nicht er die Existenz, sondern ich die Nichtexistenz des Briefes zu beweisen habe. Im letzten Augenblick aber verschnappte er sich: er beantragte, Herrn Hirzel in Leipzig vorzuladen, der bezeugen werde, daß Treitschke die Absicht gehabt habe, ihm einen Beitrag zu liefern. Hätte er diesen Zeugen, der nur eine Absicht, kein Versprechen bezeugen sollte, vorgeschlagen, wenn er ein Versprechen wirklich je gehabt oder auch nur auf irgend eine Weise hätte glaublich machen können? Es ist also völlig klar, daß er mit dem vollen Bewußtsein der Lüge einen Mann, der die einfache nackte Wahrheit gesagt, immer von Neuem der Verleumdung geziehen hat.

Zum Schluß, da dies nicht allenthalben verstanden worden zu sein scheint, noch ein Wort, weshalb ich mich schließlich einverstanden erklärte, daß beide Klage-Anträge zurückgezogen wurden. Ich hätte es ja am Ende neben allen anderen Lasten, die mir diese Fehde auferlegte, auch noch auf

mich nehmen können, neben Herrn Harden verurtheilt zu werden. Aber ich denke: „Beide verurtheilt“ hätte auf die oberflächlichen Leser etwa denselben Eindruck gemacht wie „Beide haben zurückgezogen“. Auf einen „Vergleich“ hätte ich mich natürlich niemals einlassen können und den Vorschlag, den im Laufe der Verhandlung der Rechtsbeistand des Herrn Harden machte, den Prozeß durch beiderseitige Erklärung zu beendigen, wies ich selbstverständlich ab. Als mir aber gesagt wurde, daß Herr Harden seine Klage ohne Erklärung meinerseits zurückziehen wolle, da hatte ich keinen Grund, auf einem richterlichen Urtheil zu bestehen. Ich hatte ja Alles erreicht, was unter den obwaltenden Umständen in dem Augenblick zu erreichen war. Ich habe mein Urtheil über Herrn Harden nicht zurückgenommen, die sachliche Begründung liegt nunmehr vor; das letzte Urtheil wie die Vollstreckung gehört dem Publikum.

Herr Harden hat in einer Zuschrift an die Wiener „Neue freie Presse“, (nicht in der „Zukunft“, die bei uns gelesen wird) gesagt, da ich doch durch die Disziplinar-Untersuchung ohnehin in Bedrängniß sei, also aus Schonung für mich, habe er zuletzt seinen Strafantrag zurückgezogen. Ich bedaure, ein solches Mitleid ihm gegenüber nicht walten lassen zu können, denn persönliche Empfindungen haben mich bei dem ganzen Vorgehen überhaupt nicht geleitet. Ich hatte die Absicht mir ein öffentliches Verdienst erwerben, indem ich das Publikum über Herrn Harden aufklärte. Ein solches Vorgehen ladet leicht den Schein einer persönlichen Gehässigkeit auf sich und ich hätte mich dem Geschäft deshalb nicht unterzogen, wenn mir Herr Harden nicht durch die verleumderischen Angriffe, die er gegen mich gerichtet hatte, das Recht zu dem Gegenstoß selber in die Hände gegeben hätte. Nachdem ich das Verfahren mit allen seinen Widerwärtigkeiten einmal auf mich genommen, habe ich es auch zu Ende geführt und was die Zufälligkeiten des formalen Prozeßrechtes verfehlen ließen, um den vollen Erfolg zu erreichen, das hat die Mehringsche Broschüre jetzt in ausreichtendstem Maße ergänzt.

Delbrück.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich-Ungarn.

Die österreichische Verwicklung und die Deutschen im Reiche. — Die Wendung in Ungarn. — Der Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen eine deutschnationale Aufgabe.

Mehr als jemals nehmen die inneren Verhältnisse der österreichisch-ungarischen Monarchie die Aufmerksamkeit Europas in Anspruch. Man ist ja längst daran gewöhnt, den dort seit mehr als einem halben Jahrhundert geführten Kampf des Nationalismus gegen die Staatseinheit und die zentralistische Verwaltung als ein der Monarchie anhaftendes, unausrottbares organisches Uebel zu betrachten; daß sich der aus diesem Gegensatz ergebende Zustand aber in einer von Seite der Regierungen künstlich beschleunigten Entwicklung bis zum völligen Stillstande aller parlamentarischen Funktionen in beiden Reichshälften steigern würde, hat man nicht voraussehen können. Die Frage nach der Möglichkeit einer Lösung der allgemeinen Verwirrung wird nicht nur von den Staatsangehörigen mit wachsender Beunruhigung aufgeworfen, auch die Nachbarn, vor Allem die Stammesgenossen der von einer Uebermacht fremder Rassen bedrängten Deutschen Oesterreichs sehen besorgt nach Zeichen aus, die eine Befähigung des Sturmes erwarten lassen könnten, von dem der verbündete Staat erschüttert wird. Daß dem deutschen Reiche die bereits eingetretenen und noch zu erwartenden Verschiebungen in den das österreichische Staatswesen bestimmenden Kräften nicht gleichgiltig sein können, braucht keines Beweises, der Grund dafür liegt nicht nur in dem nationalen Interesse, sondern auch in der Wichtigkeit der geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen zu der benachbarten Macht, von deren wohlwollender Gesinnung die Ruhe und Sicherheit des Reiches abhängig ist. Nicht umsonst hat dessen Gründer die schwersten Kämpfe auf sich genommen, um Oesterreichs Gefüge unberührt zu erhalten, seine Lebensfähigkeit durch keinen gewaltsamen Eingriff in Frage zu stellen und das Zusammengehen der beiden Kaiserkräfte in der europäischen Politik innerlich zu begründen und für alle Fälle zu sichern. Nicht nur der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch die Wahrung ihres bisherigen Charakters, ihres inneren Zu-

sammenhanges und ihrer Leistungsfähigkeit sind Voraussetzungen der deutschen Politik seit drei Jahrzehnten und für die folgenden. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die schweren Krisen, in die das verfassungsmäßige Leben beider Reichshälften seit dem Auftreten des Ministeriums Badeni verfallen ist, die öffentliche Meinung in Deutschland zu vielfachen Aeußerungen veranlaßt haben und daß die deutsche Presse die Vorgänge in Oesterreich mit Eifer und nicht ohne merkliche Erregung bespricht und beurtheilt. Es geschah dies nicht immer zum Vortheile des guten Einvernehmens, auch nicht immer zum Besten der Stellung der Deutschen in Oesterreich, auf die jeder Beweis von Sympathie gewiß befriedigend und ermutigend wirkt, deren gesammte nationale Aufgabe aber nicht erleichtert wird, wenn man nach Intervention ruft oder gar Zukunftspläne entwickelt, die jeder historischen Entwicklung Hohn sprechen und die Phantasie der Radikalen zwecklos zu den fabelhaftesten Kombinationen anregen.*)

Es erscheint daher dringend geboten, nachdrücklichst darauf hinzuweisen, daß heute der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, in dem man den Deutschen in Oesterreich zumuthen könnte, die Flinte ins Korn zu werfen und ruhig abzuwarten, was von Außen über sie verhängt wird, sondern daß man ihnen vielmehr im allgemeinen deutschnationalen Interesse nahe legen muß, sich der Pflicht zu fügen, die ihnen die Geschichte auferlegt hat, nämlich für die Erhaltung des Donaureiches als einer Stütze Deutschlands mit aller Kraft einzutreten und derselben auch Opfer zu bringen, die dem berechtigten nationalen Selbstgeföhle bisher unerträglich erschienen haben.

Es empfiehlt sich, gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte über die Nothwendigkeit und die allenfalls zu gewärtigenden Erfolge dieser Opfer zu sprechen, da die dritte Vertagung des österreichischen Reichsrathes, die durch die Obstruktion der Deutschen hervorgerufen worden ist, die Anregung von Versöhnungsversuchen veranlaßt und die Diskussion des deutsch-tschechischen Ausgleiches befördert hat. Auch die Veränderung in der ungarischen Regierung, die soeben zur Thatsache werden soll, indem an die Stelle des Kabinetts Banffy ein Kabinet Szell tritt, ist geeignet, auf die Lösung der Verwicklung in Oesterreich beschleunigend zu wirken, da man von dem neuen Minister-Präsidenten erwarten darf, daß er den alten Deutschen Grundgedanken des Dualismus neuerlich zur Richtschnur seiner Politik machen werde, der nur in einem unter deutschem Einflusse stehenden Oesterreich einen geeigneten Kontrahenten in dem Staatsvertrage anerkennt, auf welchem die „gemeinsamen Angelegenheiten“ beruhen.

Wenn auch die Deutschen den unberechtigten Forderungen der Ungarn in den wirtschaftlichen Punkten des Ausgleiches mit größter Entschiedenheit entgegentreten und sich noch in ihrer Verlassenheit und Machtlosigkeit gegen eine Uebervorthellung durch die östlichen Reichsgenossen wehren, so ändert dies nichts an der natürlichen Bundesgenossenschaft der Magyaren und Deutschen gegen den gemeinsamen Feind, gegen das in den künftigen

*) Unübertroffen an Taktlosigkeit und Oberflächlichkeit dürfte unter den publizistischen Erzeugnissen dieser Art die Flugchrift „Oesterreichs Zusammenbruch und Wiederaufbau“ bleiben.

Hoffnungen auf künftige Weltherrschaft sich berausende Slaventhum, das dem jung-ungarischen Staate nicht minder gefährlich ist als dem alten Oesterreich, in dem das Uebergewicht der Deutschen das verlässlichste Festigkeitsmoment gebildet hatte. Diese Ueberzeugung wird in Ungarn von allen Parteien getheilt, die an den Grundlagen der gegenwärtigen Verfassung festhalten und dieselben zwar ausgestalten, aber nicht umstürzen wollen. Nur jene kurzfristigen Radikalen, die in Ungarn wie in Oesterreich die Steigerung der Verwirrung, die Erschütterung aller Autoritäten, die Lösung aller seit Jahrhunderten geschaffenen Verbindungen als den einzig möglichen Ausgangspunkt für die Herstellung einer neuen Ordnung der Dinge im Osten Europas anstreben, verkennen auch den Werth der alten Kampfgemeinschaft mit den Deutschen und glauben die Kraft des magyarischen Elementes in einer zwecklosen Anfeindung ihrer bestgesinnten und uneigennützigsten Nachbarn vergeuden zu dürfen. Herr v. Szell ist nicht von dieser Art, er hat sich wiederholt als Freund der Deutschen bekannt und wird bei aller Festigkeit in der Wahrung der ungarischen Interessen, die ihm seine neue Stellung selbstverständlich zur Pflicht macht, voraussichtlich jener österreichischen Regierung günstigere Bedingungen stellen, die sich auf eine Majorität im Reichsrathe stützt, in der die Deutschen den ihnen gebührenden Platz finden können. So wenig formelles Recht dem ungarischen Ministerpräsidenten zusteht, um irgendwelche Richtung in der inneren Politik Oesterreichs zu begünstigen oder zu bekämpfen, so bedeutungsvoll kann sein mahnendes Wort an jener Stelle werden, die in der Aufrechterhaltung des Verbandes beider Reichskörper ihre oberste, dringendste Aufgabe erblickt. Wenn die Bethätigung dieser Tendenz der neuen ungarischen Regierung ermöglicht werden soll, müssen auch von Seite der Deutschen die Vorbedingungen zur Lösung der österreichischen Frage geschaffen werden und dazu wird eine nicht unerhebliche Korrektur des bis jetzt von ihnen aufgestellten politischen Programms notwendig sein.

Die Schwierigkeit der Situation in Oesterreich beruht nicht zum Geringsten darauf, daß die im Bordertreffen des allgemeinen Kampfes sich gegenüberstehenden Parteien keine fest umschriebenen, verständlichen Programme mehr haben, sondern für eine Summe von Rechten eintreten zu müssen vorgeben, denen der logische Zusammenhang fehlt und deren Erreichbarkeit Niemand mehr nachzuweisen sucht. Es ist auf beiden Seiten ein ungestümes Wollen und stürmisches Verlangen wirksam, das auch der genialste Verfassungskünstler nicht mehr in politische Formen zu bringen vermag. Es steht nicht mehr Föderalismus gegen Zentralismus, nicht historisches Recht gegen Verfassungsrecht, nicht Fortschritt gegen Rückschritt, diese Begriffe spielen bei den größten und ausschlaggebenden Parteien gar keine Rolle mehr. Die einst demokratischen Jungtschechen befinden sich in inniger Allianz mit den ultramontanen Feudalen, ihre nationalen Ansprüche stehen ganz außerhalb der staatsrechtlichen Forderungen und erstrecken sich auf Gebiete, wo ihnen eine Staatsorganisation auf föderativer Grundlage niemals den geringsten Einfluß schaffen könnte. Die Sprachenverordnungen lassen sich ebensowenig aus dem böhmischen Staatsrecht begründen, als man das Verlangen nach Konstituierung tschechischer Gemeinden in Niederösterreich durch den Bestand einer böhmisch-mährischen Ländergruppe rechtfertigen

könnte. Die deutschen Obstruktionisten — dies ist wohl der einzige Ausdruck, in welchem man die Mehrheit der Mitglieder der deutschen Volks- und der deutschen Fortschrittspartei zusammenfassen kann — weisen jede Zumuthung, eine zentralistische Staatspartei bilden zu wollen, mit Entrüstung zurück, sie bestehen aber auf der Wiedergewinnung von Rechten, die ihnen nur der liberale Zentralismus und noch vor ihm der zentralistische Absolutismus verliehen hat. Die Existenz von Obergerichten mit innerer deutscher Amtssprache in Gerichtsprengeln mit deutscher und tschechischer Bevölkerung oder der Bestand eines deutschen obersten Gerichtshofes in Wien kann unmöglich zum nationalen Besitzstand der Deutschen gezählt werden, denn ihre Errichtung war nicht der Ausfluß eines nationalen Rechtes, sondern das Ergebnis der Sorge für die Justizpflege an sich, ein Postulat der Staatsraison. Es ist ohne Zweifel ein nationales Recht der Deutschen, deutsche Hochschulen zu besitzen, aber es kann unmöglich von ihrem nationalen Standpunkte aus verlangt werden, daß die Italiener, die Sloenen oder die Tschechen in Mähren verhalten werden, ihre Hochschulen zu besuchen. Dies kann aus Gründen der Verwaltung, der staatlichen Zweckmäßigkeit oder — was die Hauptsache sein dürfte — im Interesse der wissenschaftlichen Leistungen nothwendig erscheinen, eine nationale Anwesenheit der Deutschen ist das so lange nicht, bis man sich nicht zu der ungeheuerlichen Behauptung versteigt, Oesterreich sei ein deutscher Staat, oder in Oesterreich habe überhaupt nur die deutsche Bevölkerung nationale Rechte. Wenn die Deutschen, wie es namentlich von der jetzt fast allein zu Wort kommenden radikalen Fraktion der Deutsch-Nationalen behauptet wird, in Oesterreich nichts beanspruchen, als die Sicherung ihres thatsächlichen — nicht eines utopistischen — nationalen Besitzstandes, wenn sie für das Wesen des Staates, dem sie angehören, kein weiterreichendes Interesse haben, auch an der Regierung desselben gar nicht mitzuwirken beabsichtigen, was neuestens als Ausfluß höchster nationaler Gefinnungstüchtigkeit erklärt wird; dann müssen sie es auch ablehnen, irgend einen Angehörigen einer anderen Nationalität in seiner Erziehung, in seiner Bildung, in seiner Rechtssphäre zu beeinflussen. Die Konsequenzen sind leicht auszudenken: dann wird der gemeinsame Kulturboden zerstückt und zerschnitten, Landesverbände müssen gelöst, gemeinsame provinzielle Wohlfahrtseinrichtungen aufgelassen werden, an die Stelle der Königreiche und Länder müssen national möglichst scharf abgegrenzte Kreise treten, die aus diesen Kreisen sich zusammensetzenden nationalen Gruppen müssen politische Rechte und einen gesonderten Haushalt bekommen. Jede Nation hat dann für sich allein zu sorgen. Das gäbe den nationalen Föderalismus, innerhalb dessen der weit-aus größte Teil der Deutschen in Oesterreich sich ohne Zweifel ganz wohl befinden könnte, der aber das Opfern nationaler Enklaven und Minoritäten nicht verhindern könnte.

Staatsrecht und historische Tradition lassen sich für die Berechtigung nationaler Expansionen auf keiner Seite ins Feld führen. Es giebt kein tschechisches Staatsrecht, sondern nur Rechte und Freiheiten der Stände der ehemaligen Krone Böhmen und unter diesen keine Bestimmung über das Geltungsgebiet der tschechischen Sprache. Wenn Dr. Kamarsch in seinem neuesten Beschönigungsversuche tschechischer Uebergriffe besonders betonen zu

müssen glaubt, die Deutschen könnten doch die Existenz des Königreiches Böhmen nicht leugnen und die Tschechen würden sich dasselbe um keinen Preis nehmen lassen, so können wir ihm darin zustimmen, wenn wir uns dabei auch die Meinung zu äußern erlauben, daß die nationalen Rechte eines lebensfrischen Volkes nicht nur ideell höher stehen als historisch erwachsene Staatsformen, sondern auch immer die größere Lebensdauer bewiesen haben, daß daher das Königreich Böhmen jedenfalls eher verschwinden muß als die Deutschen, die heute in demselben wohnen, ihre nationalen Rechte aufgeben werden. Sein Irrthum, sowie der seiner meisten Parteigenossen geht aus dem falschen Schlusse hervor, daß das Königreich Böhmen, weil es tschechischen Ursprungs — allerdings unter deutscher Hoheit — ist, für alle Zeiten ein tschechisches Reich bleiben müsse. Die Bevölkerungsverhältnisse haben sich derart geändert, daß die historische Besitzergreifung des Landes, welches man Böhmen nennt, durch die Tschechen nicht mehr maßgebend für den Charakter der Regierung und Verwaltung dieses Landes sein kann. Böhmen kann auch bei einer föderalistischen Gestaltung Oesterreichs kein tschechischer Staat werden, weil sich die Tschechen nicht mehr im Alleinbesitze desselben befinden, ja nicht einmal die Vorbedingungen für eine Hegemonie in demselben zu schaffen vermöchten.

Ebensowenig können sich aber die Deutschen, wenn sie die Nothwendigkeit der deutschen Staatsprache oder der deutschen Gerichtssprache behaupten, auf Einrichtungen des römischen Reiches deutscher Nation oder auf deutsche Bundesgesetze berufen, und am allerwenigsten steht es dem deutschen Bürgerthum, das sich heute als Vorkämpfer der nationalen Rechte der Deutschen in Oesterreich erklärt, zu, diese Stellung historisch begründen zu wollen, wenn sie sich dabei nicht auf einen streng österreichischen Staats- und Verfassungsstandpunkt stellen will. Wenn die einstigen deutschen Reichsländer ihre historischen Rechte geltend machen wollen, was ihnen jedenfalls ebensogut oder ebensowenig gestattet sein kann, als den Ländern der dem deutschen Reiche adligirten böhmischen Krone, dann sind die Träger derselben die „Stände“, also größtentheils die Vorfahren der „Großgrundler“, wie die Radikal-Nationalen die Großgrundbesitzer zu nennen pflegen, sobald sie die Gefährlichkeit und Schädlichkeit einer alle Volksklassen einigenden Parteibildung zu beweisen suchen. Mit Ausnahme des Tiroler hat kein auf Grund der Februarverfassung einberufener Landtag der österreichischen Alpenländer die staatsrechtliche Kontinuität der alten ständischen Landtage inartikulirt, die „Verfassungstreuen“ haben im Gegentheil jede geistige Gemeinschaft mit den „Ständen“ in echt liberaler Ueberhebung verleugnet. Ihre provinziellen Rechte haben die Deutschen aufgegeben, um der neuen, liberalen Staatsverfassung ausschließlich Geltung zu verschaffen, und ihr nationales Recht, das nach der Auflösung des deutschen Bundes von ihnen hätte zur Sprache gebracht werden müssen, das haben sie den Staatsgrundgesetzen und dem Dualismus geopfert. Nicht für die Autonomie der Deutschen, sondern für den Ausgleich mit Ungarn haben die Kaiserfeld und Genossen ihre parlamentarische Macht eingesetzt; nicht mit den Slaven haben sie paktirt, mit denen sie durch politische und wirthschaftliche Interessen seit einem halben Jahrtausend verknüpft sind, sondern mit den Ungarn, deren staatliche Einrichtungen die nationalen Ansprüche der Deutschen kaum berühren, von

denen sie weder Förderung zu erwarten noch Schädigung zu befürchten haben. Die Deutschen haben die Bundesgenossenschaft der Magyaren überschätzt und die Entwicklungsfähigkeit der Slaven, namentlich der Tschechen, bei der Verfassungsreform des Jahres 1867 unterschätzt.

Die entscheidenden Momente, in denen eine genaue Abgrenzung der nationalen Rechte der Deutschen in Oesterreich hätte durchgeführt werden können, sind unbenützt vorübergegangen — für immer. Die Geschichte läßt sich niemals zum Stillstande bringen, große politische Fehler können nicht ungeschehen gemacht werden. Sowie das österreichische Staatswesen durch das unglückselige Metternichsche System die beste Zeit für seine innere Entwicklung veräußert und seine Kraft in den aussichtslosen Bemühungen um die Suprematie in Deutschland und Italien vergeudet hat, so haben die Deutschen für die Sicherung ihrer Machtstellung im Staate nichts anzuwenden vermocht, als ein ungerechtes, unnatürliches Wahlgesetz, während sie in der Lage gewesen wären, viel kräftigere und dauerhaftere Bürgschaften für ihre nationalen Rechte zu erwerben. Und zu diesen Unterlassungssünden gesellten sie noch die größte Ungeschicklichkeit, die sie begehen konnten: die Opposition gegen die Eroberung Bosniens und der Herzegowina, ein Schritt, der ihnen das Vertrauen der Krone gekostet hat, das sie seitdem nie wieder in dem Ausmaße zu erwerben vermochten, wie sie es zu ihrem eigenen Vortheil brauchen. Von da ab folgte Fehler auf Fehler bis zu dem geradezu selbstmörderischen Auftreten gegen die Koalition. Herr von Plener hat erst jüngst wieder das Wort ergriffen, um sehr überzeugend darauf hinzuweisen, daß in der Verbindung der deutschen Parteien, der Katholisch-Konservativen und der Polen die Bedingungen gegeben waren, um den ersteren allmählich eine „feste Mehrheitsstellung“ zu sichern, er verschwieg nur die wichtige Thatsache, daß die Vertreter der Deutschen im Koalitionsministerium trotz ihrer unbestreitbaren Begabung und ihres nicht zu bezweifelnden guten Willens die persönliche Eignung nicht besaßen, um die Deutschen mit sicherer Hand jenem Ziele zuzuführen. Ihre Aufgabe war es, die allerdings „weit über ihre wirkliche Bedeutung geschätzte Affaire des Gillier Gymnasiums“ aus dem Wege zu räumen, was gewiß im Bereiche ihres Vermögens gelegen wäre, wenn sie die in der Gillier Sache zum Ausdruck kommende nationale Bewegung nicht nur nicht übersehen, sondern rechtzeitig zur Festigung ihres Einflusses verwendet hätten. Die vereinigte Linke war außer Fühlung mit ihren Wählern gekommen, sie brachte es nicht über sich, eine nationale Partei zu sein: das hat ihren Sturz herbeigeführt und der Koalition die innere Kraft genommen.

Ohne Kompromiß, ohne Verbündete, ohne Koalition können die Deutschen den Einfluß, den sie in Oesterreich haben müssen, niemals erlangen; die trotzige Kampfstellung, in der die Obstruktion die einzige Waffe bleibt, die sie führen können, war gegenüber dem Ministerium Badeni glücklich gewählt, sie hat zu einem nicht zu unterschätzenden Erfolge geführt: aber es war ein neuer und verhängnißvoller Fehler, den Vortheil des Rückzuges zu übersehen, den ihnen Gautsch vorzubereiten begonnen hatte. Wenn man seine Munition verschossen hat, stellt man den Sturm ein und zieht sich auf eine gedeckte Position zurück, von der aus man die Schwächen des Gegners beobachten und ausnützen kann. Nach dem Sturze Badenis konnten

die Deutschen eine solche Position einnehmen, sich dem Ministerium zur Bildung einer neuen Koalition zur Verfügung stellen und ohne Nervosität ruhig zuwarten, bis man sie zur Theilnahme an einer Mehrheitsbildung berief. Dabei hätte die ganze deutsche Opposition einig und geschlossen bleiben können; je ruhiger, besonnener und einträchtiger die deutschen Fraktionen vorgehen, desto gefürchteter sind sie und desto gewisser können sie darauf rechnen, ihre Reihen aus den Ueberläufern der katholischen Volkspartei zu verstärken. Unter der Fahne des Radikalismus lassen sich die Deutschen niemals zusammenhalten; die Zumuthung, daß dieses an Arbeit und ersprißliche Thätigkeit gewöhnte Volk sich auf einmal dauernd der geistlosen und anwidernden parlamentarischen Obstruktion widmen soll, steht im Widerspruche mit der geschichtlichen Erfahrung und mit der Selbsterkenntniß, zu der wir doch schon reichlich Gelegenheit gefunden haben könnten! Der Abfall von der Obstruktionspolitik hat in den Alpenländern, dem Hauptstübe der deutschen Volkspartei, bereits begonnen, der Terrorismus einiger Fanatiker wird ihn nicht aufzuhalten vermögen, die böhmischen und mährischen Mitglieder der Fortschrittspartei werden nur so lange bei der „alten Taktik“ aushalten, bis man ihnen nochmals eine Brücke baut, auf der sie aus dem Obstruktions-Sumpfe herauskommen können. Und diese Brücke wird gebaut werden, wenn nicht vom Ministerium Thun, so gewiß von einem seiner Nachfolger. Die scheinbar so tief sinnigen Erörterungen über eine klerikal-slavische Verschwörung, die Enthüllungen einer Propaganda für die Slavifirung Oesterreichs sind Kirngespinnste. So tendenziös hat man in Oesterreich niemals regiert, eisernes Festhalten an einem geheimen Regierungsplane, Konsequenz der politischen Ideen — das wären ganz neue politische Requisiten im Reiche der Habsburger. So weit haben es die Kaunitz und Metternich nicht gebracht, die von Politik doch etwas mehr verstanden als die Badeni, die Thun oder gar der Herzog von Cumberland, dem man neuerdings sogar eine geheimnißvolle Rolle in der Entwicklung der österreichischen Politik zuschreiben will.

Mit oder ohne Obstruktion — die Zeit der Lösung unserer Verwicklungen wird nicht ausbleiben; ein Ministerium wird in Funktion treten, das an gar keine Verpflichtungen gegen diese oder jene Partei gebunden ist und den Deutschen so viel Wohlwollen zeigt, als unerläßlich ist, um sie zur Theilnahme an parlamentarischen Verhandlungen zu ermuthigen. Als Preis dieses Wohlwollens wäre vielleicht auch eine nachträgliche Anerkennung des mit dem § 14 geschlossenen Ausgleiches mit Ungarn nicht zu hoch gegriffen. Dann sind Wind und Sonne zwischen Deutschen und Tschechen gleich getheilt und dann — werden die beiden stärksten Kämpfer auf dem nationalen Kriegsschauplatze Oesterreichs sich zu Gemüthe führen können, ob sie beide nicht am wenigsten von ihrer Kraft einbüßen, wenn sie die nothwendigen Abmachungen für gemeinsame Verwaltung leidenschaftslos in Erwägung ziehen und sich einmal probeweise selbst zu Herren der Situation machen. Denn dies steht fest: reinigend, klärend, befreiend für Oesterreich kann nur der Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen wirken. Alles Andere ist Stümperei. Dieser Ausgleich wäre unter den heute gegebenen Verhältnissen die größte nationale Leistung, welche die Deutschen in Oesterreich vollbringen können, durch ihn würde die

Dauer des Bündnisses mit dem deutschen Reiche am sichersten verbürgt sein. Die Gefahren des Pan-Slavismus können nicht besser beseitigt werden, als durch die Konservirung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die gerade durch die Steigerung der nationalen Ansprüche und Bestrebungen in den großen Volksstaaten sich immer mehr als ein Bedürfniß Europas herausstellt.

Man schreibt dem neuen Handelsminister des Kabinetts Thun, dem Freiherrn von Dipauli, ein großes Maß politischen Ehrgeizes und eine unerschöpfliche Unternehmungslust zu. Als sein Programm wird die Bildung einer neuen Majorität unter katholisch-konservativer Führung bezeichnet, in welche zwar die Polen und Südslaven, aber nicht die Jungtschechen einbezogen werden sollen. Die Möglichkeit einer solchen Kombination wird Niemand bestreiten wollen; treten zu den genannten Gruppen von den Deutschen nur die Großgrundbesitzer, die freie Vereinigung und die Christlich-Sozialen hinzu, so sind bereits 200 Stimmen vereint, gegen die sich die 225 Abgeordneten aller anderen Parteien und Gruppen niemals zu einer Majorität sammeln könnten. Dagegen dürfte auf die 19 böhmischen Feudalen ein Ministerium Dipauli nicht geringe Anziehungskraft ausüben und der gemäßigte Theil der Deutschnationalen von Fall zu Fall gegen entsprechende Gegenleistungen für dasselbe eintreten können, wie es die Tschechen für die letztverflohenen und das gegenwärtige Ministerium thun. Die politisch gereiften und ihr Interesse praktisch verfolgenden Deutschen müssen jede Kombination annehmen, die ihnen wieder Einfluß auf das Staatswesen bietet, dem sie vorläufig und zum Heile der Gesamtnation voraussichtlich noch lange Zeit angehören müssen. Radikaler Doktrinarismus würde ihnen ebenso zum Schaden gereichen, wie sie das Festkleben der Vereinigten Linken an dem Begriffe der Staatspartei zum politischen Bankerott geführt hat. Diese Erkenntniß wird sich Bahn brechen, sobald die Wählerchaften selbst der demagogischen Phrasen satt geworden sind und statt des Strohes nationalklingender Gemeinplätze wieder das Brot gesunder politischer Gedanken verlangen werden.

Der Uebergang der Regierung an eine Parteiengruppe, von der die Tschechen ausgeschlossen sind, würde nicht ohne wohlthätige Folgen bleiben. Die Tschechen müssen nämlich durch eine ernstliche Mahnung über die Vergänglichkeith alles Irdischen, also auch der gegen die Deutschen gerichteten parlamentarischen Allianz in Oesterreich belehrt werden und einsehen, daß sie ebenso sehr auf den Ausgleich mit den liberalen Deutschen angewiesen sind, als die Letzteren auf ein Abkommen mit den Tschechen. Dr. Kramarsch hat die gegenseitigen Beziehungen der beiden Völker auf dem Boden Böhmens sehr richtig dargestellt, er hat nachgewiesen, daß es keine streng durchzuführende politische Zweitheilung geben kann, weil der wirtschaftliche Zusammenhang ein zu enger ist, weil in den deutschen Industriebezirken die Einwanderung tschechischer Arbeiter nicht gehemmt werden kann. Daraus folgt aber nicht die Nothwendigkeit, sämtliche Gerichtsbehörden einer mehr als zwei Millionen umfassenden deutschen Bevölkerung zweisprachig zu machen, d. h. jeden deutsch-böhmischen Juristen zur Erlernung der tschechischen Sprache zu zwingen. Die Führer des Tschechenvolkes, dessen bedeutende Leistungen auf allen Kulturgebieten kein unbefangener Beobachter bestreiten wird, müssen sich darüber klar werden, daß dieses Volk durch die-

selben noch nicht das Anrecht erworben hat, den Deutschen unerträgliche Lasten aufzuerlegen, daß seine staatsrechtliche Stellung nie auf die Höhe der magyarischen Hegemonie über Slowaken, Kroaten und Rumänen erhoben werden kann, daß daher auch die Herstellung friedlicher Zustände im Lande nicht auf dem Wege des Zwanges, sondern nur auf dem des Kompromisses erfolgen kann. Diese Gesinnung ist heute unter ihnen noch nicht befestigt, sonst würden wohl jene Ausbrüche wilden Hasses und gewaltthätiger Leidenschaft nicht stattfinden können, die den Deutschen jede Annäherung an ihre Gegner unmöglich machen. Es ist auch kaum zu hoffen, daß sich die Tschechen zu einem verständlichen Auftreten entschließen, so lange sie den Reichsrath und die Regierung beherrschen.

Die Deutschen können ein ultramontanes Regiment gewiß nicht auf die Dauer ertragen, sie werden daher der Tschechen bedürfen, um demselben die Flügel zu beschneiden, und dieses Bedürfnis wird auch sie der Kompromißidee zugänglich machen. Dann erst werden sie im Geiste Bismarcks handeln, dessen Namen sie so häufig eitel nennen. Wer an die Lügen glaubt, die dem deutschen Staatsmanne in Beziehung auf Oesterreich und seine Zukunft in den Mund gelegt werden, der hat dessen leitende Ideen nie begriffen und stellt sich in einen direkten Gegensatz zu seiner Schöpfung. Die nationale Aufgabe der Deutschen in Oesterreich kann im Sinne Bismarcks unmöglich in der Vorbereitung einer Zerstörung bestehen, die der Fürst mit Einsetzung der äußersten Mittel verhindert hat, sie fordert für die Gegenwart Beschränkung der eigenen Wünsche und Unterordnung unter die unabwendbaren Konsequenzen geschichtlicher Thatfachen, sie fordert Opfer des Gefühles, durch die der Sieg der politischen Einsicht und Klugheit angebahnt werden muß. Die Schicksale der Völker und Staaten bis ans Ende zu denken, ist noch keinem Sterblichen gestattet gewesen, auch einem Bismarck nicht. Was aber in absehbarer Zeit dem deutschen Volke, dem neuen Reiche und den Hinterbliebenen des alten frommt, das hat unser politischer Erzieher und Führer sehr wohl erkannt und seiner Entscheidung werden sich auch jene Oesterreicher zu unterwerfen haben, die in seinem Sinne deutschnational sein wollen. — *

Nordschleswig.

Die Verhältnisse Nordschleswigs sind immer noch Gegenstand der Verhandlung in Parlament und Presse. Ich will mich in den Streit darüber nicht mischen. Im Januarheft dieser Jahrbücher habe ich meine Ansicht über die Sache ausgesprochen und die alte Erfahrung gemacht, daß eine unabhängige Meinungsäußerung, die in die Schablone der Parteien nicht paßt, in diesem unserem gesegneten Zeitalter des Parlaments und der Presse übel angebracht ist. Nun kann das wohl nicht anders sein und hebt die Pflicht nicht auf, unter Umständen die Stimme zu erheben. Es zeigt aber freilich, daß es nutzlos ist, in eine Diskussion einzutreten und sich

mit allen möglichen Widerlegungen und Angriffen auseinanderzusetzen. Das liegt mir daher auch fern. Ich möchte nur ein paar Punkte besprechen, über die tagtäglich irrige Ansichten verbreitet werden — in der Regel gewiß bona fide — um, wenn möglich, ein wenig zur Berichtigung dieser Irrthümer beizutragen.

Der erste dieser Punkte ist die Sprache Nordschleswigs. Die Nordschleswiger, wird immer wieder versichert, sprechen gar kein Dänisch, sondern einen Dialekt, der dem Friesischen ähnlich ist, sich sehr wesentlich vom Inseldänisch unterscheidet, in den auch plattdeutsche Worte und Wendungen eingebracht sind. Daraus folgert man: da dieser Dialekt nicht Schriftsprache ist, müssen die Kinder jedenfalls in einer ihnen fremden Sprache unterrichtet werden — warum denn im deutschen Staat nicht gleich in der deutschen Sprache statt in der dänischen?

Hierzu ist zunächst Zweierlei zu bemerken. Vereinzelte plattdeutsche Worte und Wendungen ändern so wenig daran, daß die nordschleswigsche Sprache dänisch ist, wie dänische Worte und Wendungen etwas daran ändern, daß wir in Mittelschleswig, in Flensburg z. B., Deutsch sprechen. Ein solcher Einfluß des Dänischen findet aber im selben Maß statt wie das Umgekehrte. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es nicht ganz leicht ist, dies völlig abzustreifen. Ich finde noch heute, wenn ich auf einen „Provinzialismus“ in der Sprache aufmerksam gemacht werde, daß es sich in der Regel um eine ins Deutsche übertragene dänische Wendung handelt. Und bei denen, die nicht durch ihren Beruf dazu genöthigt werden, auf ihre Sprache zu achten, kommt dergleichen natürlich noch häufiger vor. Will Jemand sich darüber wundern? Ist es nicht einfach selbstverständlich, daß solche Beeinflussung herüber und hinüber an einer Sprachgrenze stattfindet? Hört deshalb eine dieser Sprachen auf zu sein, was sie ist? Ich dünke nein. Aber dann ist mit dem Hinweis auf die genannte Thatsache in der Frage nach dem nordschleswigschen Dialekt eben auch gar nichts ausgerichtet.

Ferner ist es zwar richtig, daß die Nordschleswiger das Inseldänische — ä Kjöbenhavnste (das Kopenhagenerische) sagen sie — als fremdartig empfinden und auch z. B. auf der Kanzel nicht gern hören wollen. Aber diese Empfindung richtet sich nicht gegen die dänische Schriftsprache, sondern gegen die Aussprache der Inseldänen. Wird die Schriftsprache so gesprochen, wie wir Nordschleswiger und ähnlich die Normeger sie sprechen, dann fällt diese Abneigung weg. Dann empfindet das Dialekt sprechende nordschleswigsche Landvolk das Schriftdänisch ebenso und mit demselben Recht als seine Sprache, wie der plattdeutsch Redende das Schriftdeutsche in Schule und Kirche als die seine. Ich darf noch ein anderes Beispiel zum Vergleich heranziehen. Ich habe ein Jahrzehnt in Basel gelebt und dort häufig auch gepredigt. Da ist mir oft gesagt worden, daß es einfachen Leuten auch in der Stadt nicht immer leicht

werde, mich bei meiner prononcirt norddeutschen Aussprache zu verstehen, und daß ich es nicht unternehmen dürfte, auf dem Land die Kanzel zu besteigen. Damit wird aber doch nicht aufgehoben, daß die Bevölkerung dort Deutsch redet und auf der Kanzel Deutsch hören will. Es handelt sich um einen Unterschied der Aussprache, der nichts daran ändert, daß es dieselbe Sprache ist, die man will und meint, beide Male die Schriftsprache, eben nur in der gewohnten, an den Dialekt anklingender Aussprache. Und so bleibt es dabei, daß die Nordschleswiger dänisch reden und das Schrift-dänische als ihre Sprache empfinden.

Aber nun soll der Dialekt dort dem Friesischen ähnlich sein und ist es vielleicht auch. Immerhin ist der Unterschied noch groß genug. Ich habe z. B. kaum ein Wort verstanden, wenn ich auf einer unserer Inseln friesisch hörte, obwohl ich den nordschleswigschen Dialekt ganz gut verstehe und auch noch radebrechen kann. Thatsache ist ferner, daß Friesen und Dänen sich unter einander nicht verstehen, wie mir von kundiger Seite (Prof. Paulsen) mitgetheilt wird. Vor Allem aber — was beweist denn diese Verwandtschaft mit dem Friesischen? In meiner Schulzeit betonte einer unserer dänischen Lehrer immer, die Friesen würden zu Unrecht als Deutsche in Anspruch genommen, ihre Sprache stehe der dänischen näher als der deutschen. Ich will nicht entscheiden, wie es sich damit verhält, ich kenne die friesische Sprache nicht. Aber das ist gewiß, wenn diese Verwandtschaft wirklich eine so große ist, dann war die Argumentation des Dänen berechtigt. Denn nichts kann etwas an der Thatsache ändern, daß in Nordschleswig eben ein dänischer, dem der Jüten verwandter Dialekt gesprochen wird.

Seitdem daher die deutsche Unterrichtssprache in die nordschleswigschen Schulen eingeführt worden ist, erhalten die Kinder dort ihren Unterricht statt in der Muttersprache in einer ihnen von Haus aus fremden Sprache. An diejenigen, die das aus den eben besprochenen Gründen nicht gelten lassen wollen, möchte ich die Frage richten, was sie sagen würden, wenn die Dänen am Ruder wären, in Südschleswig die dänische Schulsprache einführen und das damit rechtfertigten, die plattdeutsch redenden Kinder müßten in der Schule doch eine fremde Sprache lernen, das könne dann ebenso gut gleich das Dänische sein? Oder um ein anderes Beispiel aus dem vorhin schon berührten Sprachgebiet anzuführen: der allemannische Dialekt in der Schweiz weicht so sehr von der Schriftsprache ab, daß man ein Schuljahr darauf rechnet, die Kinder aus dem Volk ans „Gutdeutsche“ zu gewöhnen und es ihnen verständlich zu machen. An französischen Broden fehlt es im Dialekt der Westschweiz auch nicht. Wie nun, wenn die Schweizer ihre Kinder französisch unterrichten ließen, weil sie doch einmal in der Schule eine fremde Sprache lernen müßten? Ich zweifle nicht, daß wir einig wären, eine solche windige Argumentation in diesen Fällen, in denen es sich um Verdrängung der deutschen Sprache handeln würde, entrüstet zurückzuweisen. Anders. steht es

aber auch in Nordschleswig nicht, vielmehr, es wird bedeutend weniger Mühe kosten, die Kinder dort schriftdänisch, als die allemannisch redenden Kinder der Schweiz „gutdeutsch“ zu unterrichten. Soll nun im einen Fall nicht gelten, was im andern gilt? Ist es professoraler Doktrinarismus, zu behaupten, daß müsse so sein? Nun, dann tröste ich mich damit, daß dieser Doktrinarismus dem gesunden Menschenverstand auffallend ähnlich sieht.

Wer daher für richtig hält, daß die deutsche Sprache die Unterrichtssprache in den nordschleswigschen Schulen ist, soll es damit begründen, daß es ihm als politische Nothwendigkeit erscheint. Ich kann mir ganz wohl Verhältnisse denken, in denen eine solche Maßregel nothwendig wäre. Vielleicht verhält es sich z. B. in den deutsch-polnischen Gegenden unseres Ostens so. Ich kenne die Verhältnisse dort nicht und habe daher kein selbständiges Urtheil darüber. Mir ist aber stets einleuchtend gewesen, daß dort Alles geschehen muß, was geschehen kann, um das Deutschtum gegen das vordringende Polenthum zu schützen, und daß die politische Nothwendigkeit hier auch eine solche Maßregel in der Schule rechtfertigen kann. Der Herausgeber dieser Zeitschrift vertheidigt bekanntlich die Ansicht, daß auch in den Ostmarken unser Schulsystem die Germanisirung nicht fördere, sondern hemme. Dem sei nun, wie ihm wolle. Ich will mich einmal auf den herrschenden Standpunkt stellen und annehmen, daß unsere Polen-Politik richtig sei. In Nordschleswig steht es m. E. anders. Darüber möchte ich gleich noch ein Wort sagen. Für jetzt handelt es sich nur darum, daß man dem Verfahren in Nordschleswig nicht allerlei Mäntelchen umhängen soll, als geschähe nicht, was in Wahrheit geschieht, daß nämlich den Kindern in der Schule statt der eignen eine fremde Sprache aufgedrängt wird. Es ziemt sich für uns Deutsche nicht, etwas zu thun und dann doch nicht die sein zu wollen, die es thun!*)

Ein zweiter Punkt, über den einige Bemerkungen nicht überflüssig sein dürften, ist der Umstand, daß vielfach unternommen wird, die gegenwärtige Sachlage in Nordschleswig durch ausführliche geschichtliche Darlegungen und den Appell an die früheren staatsrechtlichen Deduktionen unserer schleswig-holsteinischen Wortführer zu erklären. Das läuft dann immer darauf hinaus, das landläufige „nationale“ Urtheil über die Verhältnisse dort zu rechtfertigen und diejenigen, die anders denken, ins Unrecht zu setzen. Dadurch wird der Schein hervorgerufen, als wenn es sich

*) Ich benutze die Gelegenheit, einen Irrthum in meiner früheren Darstellung zu berichtigen. Ich hatte gesagt, bis 1888 seien in den Schulen Nordschleswigs 6 Stunden Deutsch gegeben worden. Statt dessen hat man schon seit 1878 die Zahl der Stunden allmählich vermehrt, bis auf 12 im Maximum. Ich habe eine Ausführung gelesen, als ob mit diesem meinem Irrthum so ziemlich alles von mir Gesagte hinfiele. Doch brauche ich nicht darauf einzugehen. Ich darf es den Lesern überlassen, sich klar zu machen, daß dieser Irrthum in einem nebensächlichen Punkt an dem überhaupt nichts ändert, was ich damals sagen wollte.

um eine höchst komplizirte Geschichte handelte, die nur auf Grund mannigfaltiger Kenntnisse richtig beurtheilt werden könnte. In Wahrheit liegen die Dinge jedoch sehr einfach, und wenn ich alle jene schönen Argumentationen lese, kommt mir immer unwillkürlich — man möge mirs verzeihen — das Wort aus Fritz Reuters Läuschen und Rimels auf die Lippen: dat jünd ja Siimatenten!

Zunächst gehört Nordschleswig mit dem übrigen Schleswig-Holstein jetzt unabänderlich zum Deutschen Reich und zum preussischen Staat, weil es durch das gute Schwert der deutschen Großmächte anno 64 erobert, und der Alleinbesitz dieser Provinzen anno 66 durch das gute preussische Schwert auf den Schlachtfeldern Böhmens erkämpft worden ist. Es wird wenig bestehende politische und ähnliche Zugehörigkeiten geben, wo wir nicht irgendwie früher oder später auf diesen letzten Rechtstitel stoßen. Daß das Recht in unserem Fall erst vor Kurzem erkämpft worden ist, macht es nicht schlechter, als wenn es von länger her datirte. Aber damit ist der Faden der Entwicklung abgeschnitten und ein neues Recht geschaffen. Den Kampf um Schleswig-Holsteins Recht, wie ihn Dahlmann Bejeler und andere Patrioten führten, in allen Ehren! Das dankbare Volk wird ihre Namen nicht vergessen, sie haben durch jene ihre Arbeit das Ihre dazu beigetragen, daß wir nun zu Deutschland gehören. Aber ihre staatsrechtlichen Deduktionen waren nie etwas Anderes als ein Mittel im Kampf für das Deutschtum. Es hat keinen Sinn, heute darauf zurückzugreifen, da sie mit der Beurtheilung der gegenwärtigen Lage nichts zu thun haben und nichts dafür bedeuten.

Doch, wird man vielleicht sagen, aus ihnen ergiebt sich die ideelle Begründung der Zugehörigkeit Schleswigs zum Deutschen Vaterland, dies, daß nicht bloß das faktische Recht auf der deutschen Seite ist, sondern auch das alte geschichtliche Recht. Und ich habe nichts dagegen, wenn sich einer an solchen Deduktionen freut. Nach meinem Geschmack müßte, wenn ich diese Freude theilen sollte, die gegenwärtige Rechtslage dem damals erstrebten Ziel, dem die rechtlichen Deduktionen als solche gerade dienen sollten, etwas ähnlicher sehen, als es der Fall ist. Ich ziehe daher vor, die Rechtslage als solche auf die ultima ratio zu stützen, die anno 64 und 66 gewaltet hat. Deßhalb verzichte ich keineswegs auf die ideelle Begründung unserer Zugehörigkeit zu Deutschland. Sie ergiebt sich mir daraus, daß die Dänen es versucht haben, den deutschen Volksgeist in uns zu vergewaltigen. Sie haben uns aus der Heimath vertrieben, sie haben uns die Sprache zu rauben gesucht, sie meinten, mit Gewalt Dänen aus uns machen zu können. Nun ist es nicht anders, die schwertgewaltige deutsche Faust ist über sie gekommen, nun müssen sie ernten, was sie gesät haben. Die Gewalt, die wir gelitten, und der zähe Widerstand, den unser Volk geleistet hat, begründen vor Gott und Menschen unser Recht, Deutsche zu sein und Alles zu thun, um unsere Heimath, Nordschleswig inbegriffen, bei Deutschland

zu erhalten. Die staatsrechtlichen Deduktionen der 30er und 40er Jahre dagegen gehören der Geschichte an. Sie haben ihre Bedeutung gehabt, sie behalten sie als ein Moment im Kampf der Nationalitäten, für die Gegenwart sind sie todt. Ich wundere mich, daß man das den „Realpolitikern“ der Presse sagen muß. Haben sie denn auch schwache Augenblicke, in denen sie „sentimental“ werden?

Und ich vermag die geschichtlichen Erörterungen, die zum Theil mit weiland Hengist und Horsa und ihrem Zug nach den britischen Inseln beginnen, nicht viel höher anzuschlagen. Es ist ja sehr interessant, die Entwicklung zu verfolgen, den Beginn der Trennung Schlesiens von Dänemark aufzuspüren, die Zusammensetzung der Bevölkerung unseres Landes aus verschiedenen germanischen Stämmen zu erforschen. In vielen Gegenden, namentlich in Grenzlanden, wird man da auf ähnliche verwickelte Verhältnisse stoßen wie bei uns. Aber was hat das mit der Gegenwart zu schaffen? Die geschichtliche Entwicklung, die uns um einer richtigen Beurtheilung der Gegenwart willen allein interessieren kann, ist jüngeren Datums und so einfach und klar, wie es in ihrer Art die faktische und ideelle Rechtslage ist.

Man muß zur geschichtlichen Orientirung dabei einsehen, daß die nationale Streitfrage noch zu Anfang unseres Jahrhunderts nicht existirte. Die Herzogthümer waren — im politischen Sinn — dänisch, und ihre Einwohner fühlten sich als Dänen bis an die holsteinische Grenze hin, Holsteiner also so gut wie Schleswiger. Der Raub der dänischen Flotte durch die Engländer 1807 ist z. B. in den Herzogthümern ebenso sehr wie in Dänemark als ein „uns Dänen“ zugefügtes Unrecht empfunden worden. Wer Biographien aus jener Zeit gelesen hat, weiß es, durch den Kontrast mit der eigenen Empfindung prägt es sich ein. Daneben waren die Holsteiner und Südschleswiger in nationaler Beziehung gute Deutsche. Weiter nördlich wurde es nicht als Gegensatz empfunden, daß die Einen deutsch, die Anderen dänisch redeten, die geistige Bildung war auch in Nordschleswig deutsch. Zeitenweise stand es am Hof in Kopenhagen nicht viel anders. So sahen die Dinge nach vor 100 Jahren aus.

Dann ist in Folge einer großen Strömung im Völkerleben in unserem Jahrhundert die Nationalitätsfrage aufgeworfen worden. Und nun hat sich die Lage in den Elbherzogthümern so gestaltet, daß der nationale Unterschied auch zum politischen Gegensatz wurde. Deutsche und Dänen traten sich gegenüber. Die deutschen Schleswiger — und zu ihnen gehörte überwiegend die obere Schicht der nordschleswigischen Bevölkerung, die an der deutschen Geistesbildung Theil hatte — suchten das nationale und politische Heil in der staatsrechtlichen Verbindung des schleswigischen Landes mit dem deutschen Holstein, in den alten Verträgen und Urkunden, die hierfür die rechtliche Basis bildeten. Die dänischredende Bevölkerung, die große Masse derselben, empfand dagegen dänisch und suchte das nationale und politische

Heil in der staatlichen Verbindung mit Dänemark, die von den Anfängen unserer Geschichte an bestanden hat. Es hatte keinen Sinn, wenn die Dänen uns Deutschen zumutheten, im neuen (nationalen) Sinn uns als Dänen zu fühlen, weil unsere Vorfahren im alten (politischen) Sinn gute Dänen gewesen waren. Es hat ebenso wenig Sinn, wenn man heute gelegentlich behauptet, die Nordschleswiger seien eigentlich gar keine Dänen (im nationalen Sinn), weil sie früher mit den übrigen Schleswig-Holsteinern für die (relative) politische Unabhängigkeit der Herzogthümer vom Königreich eingetreten sind. Durch das Aufkommen des nationalen Gegensatzes, der sich hier wie anderwärts als elementare Macht geltend gemacht hat, ist eine völlig neue Lage geschaffen worden. Daran ändern geschichtliche Betrachtungen, die auf die vorher herrschenden Verhältnisse zurückgreifen, nicht das Mindeste.

Was folgt hieraus? Nun, daß die Mehrheit der dänischredenden Bevölkerung Nordschleswigs genau auf dem gleichen Wege dazu gekommen ist, in nationaler Beziehung dänisch zu fühlen, wie wir dazu gekommen sind, Deutsche zu sein und das deutsche Vaterland über Alles in der Welt zu schätzen. Daraus dürfen wir ihr keinen Vorwurf machen, so lange sie die Grenzen respektirt, die ihr durch die politische Zugehörigkeit zu Deutschland gezogen sind. Vor Allem aber gilt auch hier, daß wir die Dinge nehmen sollen, wie sie liegen, uns nicht vorspiegeln oder vorspiegeln lassen, daß sie anders wären, als sie sind. So allein werden wir auch die richtigen Mittel und Wege finden zum gewünschten Ziel, daß die jetzt noch dänische Bevölkerung für Deutschland gewonnen wird, daß ihre Kinder oder Kindeskinde mit uns, ihren Volksgenossen, deutsch empfinden und Deutsche werden.*

Noch über einen dritten Punkt möchte ich ein Wort hinzufügen. Berührt worden ist er oben schon, muß aber noch besonders besprochen werden. Ich meine die Zusammenstellung der deutsch-dänischen Frage in der Nordmark mit der deutsch-polnischen in den Ostmarken unseres Vaterlandes. Namentlich in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses lehrte diese Zusammenstellung immer wieder. Es scheint fast als selbstverständlich zu gelten, daß beides dasselbe ist, und daß, was im einen Fall richtig ist, es auch im andern Fall sein muß. Ja, wenn die Zeitungen recht berichtet haben, ist von autoritativer Seite gesagt worden, man könne mit den

*) In der Sitzung des deutschen Reichstags vom 18. Februar hat nach dem Bericht der „Tägl. Rundschau“ der Abgeordnete Lehr, Schriftführer des Norddeutschen Bundes, behauptet, die nordschleswigsche Bevölkerung sei eine niederdeutsche, die nur in Folge der dänischen Gwalttherrschaft eine dem Friesischen ähnliche Sprache rede. Widerlegt zu werden braucht das nicht. Jeder halbwegs Kundige weiß, daß diese Behauptung aus der Luft gegriffen ist. Wohl aber knüpft sich die Frage daran, ob wirklich der guten Sache des Deutschthums mit solchen Mitteln gedient wird. Jedenfalls ist es ein illustres Beispiel des Verfahrens, gegen das sich die Ausführungen oben richten.

Polen mehr Geduld haben als mit den Dänen, weil hinter diesen ein auswärtiger Staat stehe, eben Dänemark, was bei den Polen wegfalle.

Dies bietet nun den Schlüssel zum Verständniß der in nationalen Kreisen gewöhnlichen, ja wohl überwiegenden Beurtheilung der nord-schleswigschen Frage. Denn was die deutsch-polnischen Verhältnisse betrifft, leuchtet mir ein — ich erwähnte es schon — daß es nothwendig und darum auch berechtigt ist, mit Zwangsmaßregeln vorzugehen. Auf eine allmähliche Germanisirung der Polen ist nicht zu rechnen. Vor Allem aber handelt es sich dort darum, ob die Deutschen verdrängen oder verdrängt werden sollen. Da ist die Existenzfrage gestellt. In solchen Fällen behält Niemand die Faust in der Tasche. Auch ein Volk soll es nicht, darf es nicht. Ich sage das nicht, weil ich mich in der Lage fühlte, ein selbständiges Urtheil über die Verhältnisse des Ostens abzugeben. Ich sage nur, was mir scheint, so weit ich mich über diese Dinge habe unterrichten können, um mir daraus zu erklären, woher die herrschende Meinung über Nordschleswig stammt. Man hat, was für den Osten gilt, auf den Norden übertragen. Vielleicht ist auch die Politik der Regierung — ich denke vor Allem an die Schulpolitik — hierdurch bestimmt worden. Ich meine nun aber, daß diese Zusammenstellung Nordschleswigs mit den theilweise polnischen Provinzen eine irrige ist. Und das ist es, worüber ich ein Wort hinzufügen möchte.

Richtig mag zwar sein, daß politische Umtriebe in Nordschleswig ernster zu nehmen sind als im Osten — aus dem eben erwähnten Grund. Daß solchen mit starker Hand so nachdrücklich wie möglich gewehrt werden soll, das in Frage zu stellen ist mir nie eingefallen. So mögen aus diesem Grunde auch die augenblicklichen Maßregeln in Nordschleswig (die Ausweisungen) berechtigt sein. Ob oder nicht, wird der Erfolg lehren. Für den Augenblick genügt, daß die zugespitzten Verhältnisse und die maßlose Agitation Ausnahmemäßregeln rechtfertigen. Eine ganz andere Frage ist es dagegen, ob jene Zusammenstellung generell begründet ist. Das ist es, was ich bestreite. Und ich folgere daraus, daß es irrig war, eine im Osten vielleicht begründete Schulpolitik auf Nordschleswig zu übertragen.

Ziel wäre in diesem Sinne zu sagen. Ich beschränke mich auf die Hauptsache. Die geschichtliche Entwicklung zeigt uns in Schleswig ein langsames, aber stetiges Vordringen des Deutschthums und ein entsprechendes Zurückweichen des Dänenthums. Dieser Prozeß ist eine kurze Zeit durch die dänische Gewaltherrschaft aufgehalten worden. Aber sie hat zu kurz gedauert, um einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Sie hat andererseits, indem sie Widerstand hervorrief, viel dazu beigetragen, die Deutschen in ihrem Nationalgeföhle zu stärken und die deutsche Bewegung bewußter und kräftiger zu machen, als je vorher. Und nun dienen, seitdem wir zu Deutschland gehören, die bestehenden Verhältnisse dazu, die Vortwärtsbewegung des Deutschthums in jeder Weise zu fördern; was in den fünfziger Jahren für das Dänenthum, fällt jetzt alles für das Deutschthum ins

Gewicht, die praktische Nöthigung, Deutsch zu lernen und sich mit den deutschen Verhältnissen einzurichten, der Dienst im Heer u. s. w. In der That darf auch von einer durch alle diese Verhältnisse hervorgerufenen Wirkung geredet werden. Ich erinnere daran, daß vor 1888 nord-schleswigsche dänischredende und ganz überwiegend dänisch gesinnte Gemeinden z. B. die Gemeinde Barsmark im Kirchspiel Voit, die deutsche Schulsprache freiwillig eingeführt haben. Wo ist dergleichen in den polnischen Gegenden je geschehen, wo wäre es dort auch nur denkbar? In Nordschleswig durfte auf eine langsam fortschreitende Germanisirung gehofft, ja mit aller Wahrscheinlichkeit darauf gerechnet werden. Worauf es ankam, war, Alles fern zu halten, was die natürliche Entwicklung hemmen konnte, und der dänischen Agitation keine Handhabe zu bieten, auf das Volksgemüth zu wirken. Mit der zwangsweisen Einführung der deutschen Unterrichtssprache in den Schulen hat man ihr diese Handhabe geboten. Mag diese Maßregel im Osten nothwendig und zweckmäßig gewesen sein, in Nordschleswig war sie weder das eine, noch das andere.

Und nun beachte man, worauf dieser natürliche Prozeß allmählicher Germanisirung beruht. Alle die Gegensätze, die Deutsche und Polen trennen, fallen bei uns weg. Wir gehören Alle derselben Kirche an. Es ist nicht zu befürchten, daß die gemeinsame Konfession den nationalen Gegensatz überbrückt, und Deutsche dadurch ins Dänenthum gezogen werden, wie so oft katholische Deutsche in nationalen Wiisgehen dem Polenthum verfallen. Wir sind ferner ein Volk im eigentlichen und engsten Sinne, nicht handelt es sich wie im Osten um Slaven und Germanen, die die Rasse trennt. Ich denke dabei nicht bloß an die germanische Stammesverwandtschaft von Deutschen und Dänen. Die vorhin geschilderte Art, wie der nationale Gegensatz bei uns aufgekommen ist, bringt mit sich, daß er sich nicht einmal rein auf die Familien vertheilt. Ich erinnere aus meiner Jugend, daß wir Kinder angehalten wurden, mit bestimmten Verwandten, die dänisch gesinnt waren, über diese Dinge nicht zu sprechen. Vermuthlich wird es den meisten deutschen Nordschleswigern so gehen, daß sie unter ihren Verwandten auch Dänen haben. In diesem Sinne sind wir ein Volk. Das ist ein völlig anderes Bild, als es die Verhältnisse des Ostens zeigen. Es ist unrichtig daher, was dort gilt, auf Nordschleswig zu übertragen. Oder wir müßten annehmen, daß der deutsche Geist jetzt, wo er zu seiner Kraft gekommen ist, seine verbende Kraft dem Dänenthum gegenüber verloren habe. Ich bekenne mich zum entgegengesetzten Glauben und lebe der Hoffnung, daß die Nordschleswiger in einigen Generationen deutsch sein werden, wenn — ja wenn wir ihnen Zeit dazu lassen und den natürlichen Prozeß nicht stören.

Ich darf ein Bild gebrauchen. Die Eyster behaupten, daß ihr Strand durch die zum Schutz desselben bestimmten Bunenbauten ruinirt werde.

Sie sagen, es sei auf ihre Küste übertragen worden, was sich an der ostfriesischen Küste als zweckmäßig bewährt habe, obwohl völlig andere Stromverhältnisse bei ihnen ein anderes Verfahren verlangten. Ob das richtig ist, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß etwas Derartiges geschieht, wenn man aus den Verhältnissen der östlichen Provinzen abstrahirt, was nun für Nordschleswig gelten soll. Es trifft auch für die nationale Frage zu: die Stromverhältnisse sind bei uns andere!

Noch eine Rußanwendung möchte ich daran knüpfen. Meint Jemand, daß es den Syltern nicht um den Schutz ihrer Küste zu thun ist, ihnen viel mehr als den Technikern, die die Bunen bauen und dann ihres Weges gehen? Glaubt Jemand, wenn er ihnen sagt, die Küste müsse doch geschützt werden, ihnen damit einen Einwand gemacht zu haben? Würde er erwarten oder erwarten dürfen, mit solchen Argumentationen etwas Anderes als Spott bei ihnen zu ernten? Nun, genau so verhalte ich mich zu denen, die mir Vorlesungen über das nationale Bewußtsein gehalten haben und mich beschuldigen, den Helfershelfer der Dänen zu machen.

Indessen, ich will mich in keinen Streit hier einlassen. Ich wollte nur drei Thatfachen feststellen und ein wenig illustriren. Erstens bleibt es dabei, daß die Nordschleswiger dänisch reden. Zweitens läßt sich für den Augenblick nichts daran ändern, und darf es ihnen nicht verargt werden, daß sie in nationaler Beziehung als Dänen empfinden. Drittens ist es ein Irrthum, zu meinen, daß, was im Osten unter den Polen zweckmäßig ist, auch im Norden auf die dänischen Verhältnisse paßt.

D. Julius Raftan.

Graf Caprivi †. Herr von Massow zur Polenfrage.

Da der Grund, der mich an der Besprechung der aktiven Politik verhindert, noch immer andauert, so begnüge ich mich auch diesmal mit einigen allgemeinen Betrachtungen.

Das Ableben des Grafen Caprivi giebt Anlaß zu einem historischen Rückblick und der erste ernsthafte Versuch, der in Veranlassung meiner politischen Korrespondenz in der deutschen Publizistik unternommen worden ist, meine Auffassung von der Polenfrage zu widerlegen, zwingt mich, auf diesen Gegenstand abermals zurückzukommen. Hiervon zuerst.

Mein Gegner ist einer der Redakteure der „Täglichen Rundschau“ Herr von Massow. Während der H. R. T. Verein auf meine Aufforderung, doch einmal gewisse Einwände gegen seine Politik zu widerlegen, schleunigst die Flucht ergriffen und sich jeder Diskussion entzogen hat, ist hier endlich einmal ein Mann von wirklicher Sachkenntniß sowohl, wie

gutem Willen zu ehrlicher Auseinandersetzung auf den Plan getreten, und ich trete mit ihm um so lieber in die Debatte, als ich mich mit Vergnügen erinnere, wie oft seine klaren und vorurtheilslosen Auseinandersetzungen in der „Täglichen Rundschau“, namentlich auf dem Gebiete des Heerwesens, Militärstrafprozeß, Kriegervereine u. mir selbst zur Richtschnur gebient und meine Kenntniß erweitert haben.

Herr von Massow stellt an die Spitze die Einwendung, daß ich den Unterschied zwischen dem deutschen und polnischen Nationalcharakter ignore. Wenn die Polen, wie er sich ausdrückt, Deutsche wären, dann möchte ich vielleicht Recht haben. Aber das slavische Wesen sei das genaue Gegenteil des Deutschen. Der Grundzug der Slaven sei der Heerdencharakter. Sie seien durch und durch passive Naturen, die sich dem starken Willen, dem energischen Druck beugen und fügen. Mein Rath, daß die preußische Politik darauf ausgehen müsse, die Polen zu spalten, sei deshalb unausführbar.

Ich gebe vollkommen zu, daß wir im slavischen Nationalcharakter einen gewissen Heerdentrieb finden, der ihn vom germanischen unterscheidet; aber der Schluß, daß man deshalb niemals und unter keinen Umständen auf eine Spaltung unter ihnen rechnen dürfe, ist doch gar zu voreilig. Herr von Massow erinnert selber daran, daß die polnische Geschichte sich fast mehr als die jedes anderen Volkes durch Partekämpfe und innere Zwistigkeiten auszeichne. Er sagt, das sei nur das Treiben des zucht- und sittenlosen Adels gewesen und habe die Massen nicht berührt. Ganz recht. Aber gehörte denn der Adel nicht auch zum polnischen Volke? Spielt er nicht noch heute eine recht erhebliche Rolle? Wie kommt es denn, daß dieser Jahrhunderte lang führende Theil des Volkes gerade das Gegenteil von dem angeblich allein regierenden Grundzug des polnischen Nationalcharakters zeigt? Es kommt daher, daß der Nationalcharakter nirgends und bei keinem Volke etwas völlig Einheitliches ist. Jedes Volk hat eine große Summe von Eigenschaften, die oft untereinander im stärksten Widerspruch stehen. Bald tritt die eine, bald die andere mehr hervor. Wir brauchen ja nur auf unser eigenes Volk zu sehen: wo steckt denn der deutsche Nationalcharakter? Bei den gewalthätigen ostelbischen Junkern, oder bei den fanatischen Sozialdemokraten, oder bei den gewerbfleißigen Bürgern, oder bei den stubenhockenden Professoren? Das deutsche Volk ist eben sehr vielgestaltig, und wenn das polnische auch sicherlich unendlich viel ärmer an Gegensätzen und Individualitäten ist, als das unsere, so ist doch das Eine völlig sicher, daß es neben dem Heerdentrieb auch gerade den entgegengesetzten, den der Auflösung und der Parteisucht in sich hat, und von den politischen Verhältnissen wird es abhängen, ob diese oder jene Kraft in der einen oder anderen Epoche die Oberhand erhält. Ich wundere mich gar nicht, daß wer in unserem Jahrhundert längere Zeit unter den Polen gelebt hat, den Eindruck empfängt, daß in diesem Volke das dumpfe Zusammenhalten

alle anderen Eigenschaften beherrscht. Wer aber die polnische Geschichte studirt hat, in der sich der Volkscharakter viel sicherer und tiefer ausspricht, als in den Wenigen, die zuletzt in einem Menschenalter in den Gesichtskreis eines Einzelnen treten, der weiß, daß der Politiker auch mit Eigenschaften zu rechnen hat, die heute latent erscheinen, aber jeden Augenblick herausbrechen können und werden, sobald ihnen dazu Gelegenheit gegeben wird.

Herr von Massow findet, ich selber gebe ja zu, daß die Gelegenheit zur Spaltung unter den Polen, die vor einem Menschenalter vielleicht vorhanden war, verpaßt, nämlich durch den Kulturkampf verдорben worden sei. Ganz richtig, das habe ich selbst gesagt, aber darin liegt doch nicht, daß eine solche Gelegenheit niemals wiederkommen kann, daß sich nicht andere Möglichkeiten der Spaltung in vielleicht ganz anderer Richtung zeigen können. Ja ich behaupte, wir haben sie noch ganz vor Kurzem gehabt, und nur ein ganz unverzeihlicher politischer Fehler hat sie uns entschlüpfen lassen. Vor einigen Jahren hat die polnische Fraktion in kluger taktischer Berechnung der deutschen Regierung den unschätzbaren Dienst erwiesen, hintereinander bei drei großen politischen Krisen, als maßgebende deutsche Parteien sie im Stich ließen, ihr beizuspringen und durch ihre Stimmen im Reichstag den Ausschlag zu geben: bei der Flotten-Vermehrung, bei der Armee-reform und bei den Handelsverträgen. In der polnischen Menge erhob sich Widerspruch dagegen, daß die Polen sich so für den deutschen Staat in die Schanze schlugen. Schon tönte es: die Hofpartei, die Volkspartei. Mit der größten Leidenschaft wurde in polnischen Volksversammlungen gekämpft. Es scheint mir kaum einer Frage zu unterliegen, daß, wenn die Regierung nur noch einige Jahre an der Caprivischen Politik festgehalten hätte, die Spaltung unter den Polen vollzogen gewesen wäre. Es ist ja möglich, daß nach Kurzem die eine Partei völlig gesiegt, die Volkspartei z. B. die Hofpartei völlig an die Wand gedrückt hätte, so wie die Jungtschechen die Altschechen, aber wahrscheinlich ist das gewiß nicht. Denn den Jungtschechen kommt der Panславismus und die starke russische Ueberlieferung zu Hilfe, die den Einfluß der Kirche aufwiegt. Die Polen sind der einzige slavische Stamm, der aus Haß gegen die Russen dem Panславismus abgeneigt ist, und der Einfluß der Kirche ist bei ihnen unendlich viel stärker als bei den Tschechen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß bei einer geschickten Taktik unserer Regierung sich unter der Führung der Herren v. Rościelski und v. Stablewski eine sehr starke sogenannte Hofpartei oder sagen wir konservativ-kirchliche Partei gegenüber einer panslavistischen Volkspartei erhalten hätte. Dann wäre die Spaltung da und der geschäftliche Boykott, der ja jetzt der Hauptgrund für den Niedergang des deutschen Bürgerthums und des deutschen Gewerbslebens im Osten ist, wäre unmöglich geworden. Alle antipolnischen Maßregeln, die der S. R. T. Verein je betrieben hat oder erfinden könnte, können dem Deutsch-

tum nicht so viel Nutzen schaffen, wie ihm eine derartige polnische Spaltung gebracht haben würde.

Herr von Massow sagt weiter, überlasse man die Polen sich selbst, so würden sie nun und nimmermehr freiwillig Fühlung mit den Deutschen suchen, sondern die Gelegenheit zur Absonderung bis zum tollsten Terrorismus ausnützen. Ich gestehe, daß ich mir bei diesem Einwand nicht recht etwas denken kann. Habe ich denn gesagt, daß man die Polen sich selbst überlassen soll? Oder verhindert es unsere heutige Politik, daß sie sich absondern und ihr System mit einer Art von Terrorismus durchführen? Die Frage, die ich aufgeworfen habe, ist doch: nützt oder schadet es dem Deutschtum, daß wir durch unser Schulsystem den Polen die deutsche Sprache beibringen? Ich glaube, mit guten Gründen nachgewiesen zu haben, daß es uns schadet. Hierauf erbitte ich eine Antwort.

Herr von Massow meint, mein Haupteinwand gegen das Ansiedelungswerk sei, daß der Staat das angewandte Kapital nicht genügend verzinse. Es ist richtig, daß ich glaube, daß dieses ungeheure Kapital an anderen Stellen unendlich viel fruchtbarer für das deutsche Volk angelegt werden könnte. Der Staat schießt jetzt jährlich, man denke, Jahr für Jahr eine volle Million zu. Mein entscheidender Einwand gegen das Ansiedelungswerk ist das aber keineswegs, wie ich ja auch dieses Werk keineswegs in jeder Beziehung bekämpfe. Worauf ich immer den Ton gelegt habe, ist, daß es eine gefährliche Selbsttäuschung sei, von diesem Unternehmen für die Nationalitätenverhältnisse im Osten einen wesentlichen Erfolg zu erwarten. Das deutsche Volk wird eingeschläfert, indem man ihm weismacht, daß auf diesem Wege trotz der enormen Kosten etwas Wesentliches geschähe. Das Vordringen der Polen ist, wie ich früher zahlenmäßig nachgewiesen habe, so kolossal, daß die paar Hundert deutschen Ansiedelungs-Bauern gar nicht in Betracht kommen. Darüber mögen sich diejenigen täuschen, die diese Dörfer besuchen und sich freuen über die Quadratmeilen, die mit neuem, blühenden deutschen Leben bedeckt sind. Die wahre Aufklärung aber geben nicht solche subjektiven Eindrücke, die viel zu beschränkt sind, sondern statistische Untersuchungen, die der Ostmarkenverein sich aber wohl hütet, seinen Gläubigen unter die Augen zu bringen.

Herr von Massow weist darauf hin, daß der Ostmarkenverein auch etwas Gutes gestiftet habe, insofern er die Deutschen organisiert und die deutschen Katholiken im Osten aus ihrem nationalen Schlummer geweckt habe. Gern erkenne ich das als richtig an, wie ich auch niemals ein prinzipieller Gegner dieses Vereins gewesen bin. Als er gegründet wurde, habe ich diese Nachricht mit Freuden begrüßt. Der Fehler ist nur, daß dieser Verein, statt sich auf die eigene nationale Kraft zu stützen, von Anfang an die Hülfe der Regierung und der Polizei angerufen hat. Dieser nationale Kleinmuth, der selbst einem so viel tiefer stehenden Volke wie den Polen gegenüber

sich selber gar nichts zutraut, sondern von vornherein seine ganze Kraft darauf verwendet, die Regierungsgorgane für sich arbeiten zu lassen, dieser Kleinmuth ist es, den ich dem Vereine vorwerfe und der uns auch in die verhängnißvolle Politik getrieben hat.

Es würde mich freuen, wenn Herr von Massow auf diese Erwägungen einginge; da es mir, im Unterschied vom S. R. T. Verein, auf nichts als auf sachliche Aufklärung ankommt, bin ich gern bereit, die Diskussion fortzusetzen.

Der S. R. T. Verein hat ja übrigens selber nunmehr öffentlich eingestanden, ist er mit seinen Ideen bankrott sei. Nachdem der Hauptvorstand in der vorigen Sitzung feierlich beschlossen, daß die Zulassung der russisch-polnischen Arbeiter verboten werden müsse, hat er diesmal ebenso feierlich beschlossen, jenen Beschluß wieder zurückzunehmen, weil die Ansichten über diese Frage noch zu wenig geklärt seien. Stärker hat sich ein großer politischer Verein wohl noch niemals blamirt. Man denke: seit mehr als zehn Jahren steht die Frage dieser Arbeiter-Einwanderung auf der Tagesordnung; sie ist der Kern der Ostmarken-Frage; die Frage ist brennend und von Jahr zu Jahr brennender geworden. Der Verein aber, dessen ganze und einzige Aufgabe die Ostmarken-Frage ist, der seit vier Jahren alle Blätter mit seinen Thaten erfüllt, der der Regierung und dem deutschen Volke zeigen will, was die nationale Politik in unseren Ostmarken zu thun hat — dieser Verein erklärt, seine Ansichten seien noch nicht genügend geklärt. Habe ich zu hart geurtheilt? Und doch umfaßt dieser Verein die allerbesten Elemente unseres Volkes, seine Ansichten sind untadelhaft und höchster Ehren werth — aber Politik will nicht bloß mit guter Gesinnung, sondern auch mit dem Verstand gemacht sein.

Eben kommt mir eine neue Broschüre „Der Polentkoller“ von Georg Wagner, früher Chef-Redakteur der „Posener Zeitung“, (Leipzig, Wilh. Friedrich) zu, die manches werthvolle neue Material bringt, deren Gesichtspunkte aber den meinigen grade entgegengesetzt sind; Wagner leugnet sogar, daß das Polenthum Fortschritte mache.

* * *

Das Volk faßt die geschichtlichen Ereignisse persönlich auf; die Wissenschaft sucht die sachlichen Zusammenhänge aufzuspüren. Die Persönlichkeit soll nicht ausgeschaltet werden; im Gegentheil, sie wird vertieft, indem neben dem Moment der Freiheit auch das Moment der Nothwendigkeit in ihren Entschlüssen aufgedeckt wird. Das Volk, ganz im Gegensatz zu deterministisch-materialistischen Anschauungen, sieht überhaupt keine sachliche Nothwendigkeit, sondern sieht die historischen Ereignisse an als ein Gewebe von Willkürlichkeiten und Zufällen. Wer je historische Legenden mit der Wirklichkeit verglichen hat, wird immer dies Element darin finden: Ersetzung sachlicher Motive durch persönliche. So arbeitet auch die Legende der

Gegenwart tagtäglich vor unseren Augen. Die Vorstellung, die von dem Wirken des Grafen Caprivi und seiner Stellung in unserer Geschichte herrscht, ist das lebendigste Beispiel.

Fürst Bismarck, so sagt die Legende, wurde entlassen, weil der junge Kaiser selber regieren wollte. Der Kaiser nahm sich einen Soldaten zum Kanzler, dessen höchster Grundsatz der unbedingte Gehorsam, die Unterwerfung unter den Willen seines Kriegsherrn war. Ein neuer Kurs wurde eingeschlagen, der dem Grundsatz folgte, von Allem, was der große Vorgänger als Grundsatz festgestellt hatte, das Gegentheil zu thun. Man zerstörte das gute Verhältniß, das Fürst Bismarck mit Rußland trotz aller Reibereien aufrecht zu erhalten gewußt und durch das künstliche System des Rückversicherungsvertrages befestigt hatte. Man wandte sich England zu, das der eigentliche Feind der deutschen Weltentwicklung ist. Man umschmeichelte Frankreich und zog sich stolze Abweisung zu. Im Inneren stieß man die Parteien zurück, die immer die sicherste Grundlage für ein stetiges monarchisches Regiment abgegeben haben und kokettirte mit der grundsätzlichen Opposition. Die Landwirtschaft, die das natürliche Fundament jeder gesunden Staatswirthschaft ist, wurde vernachlässigt; der Reichskanzler ohne Art und Halm inaugurierte eine neue deutsche Wirthschaftspolitik, die Deutschland in einen Industriestaat umwandeln soll. Die Sozialdemokratie, die Bismarck mit starker Faust niedergehalten hatte, wurde losgelassen, das Sozialistengesetz aufgehoben. Dieser nie zu befriedigenden Arbeiterschaft zu Liebe wurden der produktiven Arbeit des Landes die Fesseln und Chikanen der neuen Bestimmungen der Gewerbeordnung aufgelegt. Die dreijährige Dienstzeit, die der alte Kaiser für so wichtig gehalten hatte, daß er lieber die Krone niederlegen wollte, als auf sie zu verzichten, wurde preisgegeben. Bald traten die Folgen des neuen Kurzes zu Tage, das äußere Ansehen Deutschlands sank von der Höhe, auf die es Bismarck gehoben, schnell herab, die Unzufriedenheit im Lande bei allen Parteien stieg, die alten Oppositionsparteien waren nicht gewonnen, die alten Regierungsparteien waren in die Opposition gedrängt. Seit der neue Reichskanzler Fürst Hohenlohe eingetreten ist, ist man allmählich in die Bahnen des alten Kurzes wieder eingelenkt. Man hat das Verhältniß zu Rußland wieder hergestellt, man hat gegenüber der Sozialdemokratie wieder andere Saiten aufgezoogen, man sucht den berechtigten Wünschen der Landwirtschaft nachzukommen und geht wieder mit den Parteien zusammen, auf die die preußische Krone ihrer Natur nach angewiesen ist. Vor Allem aber wurde wieder gut gemacht, was das deutsche Volk am tiefsten gekränkt hatte: die persönliche Mißhandlung des alten Gründers des Reiches. Eine feierliche Ausöhnung zwischen dem Kaiser und dem alten Kanzler fand statt und wenn auch ein inniges neues Verhältniß sich nicht bildete, so hatte das deutsche Volk doch wenigstens die Genugthuung, die äußere Form

gewahrt zu sehen, und als der alte Kanzler von hinnen ging, da umstand das Volk die Fahre, wie es sich gehörte, mit dem Kaiser an der Spitze.

Ich bin überzeugt, sehr viele auch am politischen Leben theilnehmende gebildete Persönlichkeiten in Deutschland könnten diese Schilderung lesen, ohne sich der Verlässe gegen die offenbarsten Thatsachen, die sie allenthalben enthält, irgendwie bewußt zu werden. Wer erinnert sich gleich jeder einzelnen Thatsache und ihrer Chronologie? Das Stimmungsbild ist das Entscheidende. Und so sieht es aus. Wie aber verändert und verschiebt sich Alles, wenn man sich die Mühe giebt, das Stimmungsbild mit den Thatsachen zu vergleichen!

Graf Caprivi soll unser gutes Verhältniß zu Rußland gestört haben; diplomatisches Ungeschick und eine launenhafte Liebe zu England pflegt als Ursache angenommen zu werden. Wann aber war die Zeit der höchsten Spannung zwischen uns und Rußland? Wann erschienen jene Artikel im Militär-Wochenblatt, die die Aufhäufung der russischen Truppen an der deutschen Grenze meldeten, die darlegten, wie die ruckwärtigen russischen Garnisonen alle an den Eisenbahnlinien lägen, die nach Polen führen, die zu melden wußten, daß die Wälder drüben alle von Soldaten wimmelten? Wann verfügte der Reichskanzler, daß die deutsche Reichsbank die russischen Papiere nicht mehr beleihen dürfe? Es war trotz des Rückversicherungsvertrages in den Jahren 87, 88, 89, als Fürst Bismarck noch Kanzler war. Seit wann hat sich unser Verhältniß zu Rußland wieder schrittweise gebessert? Seit der Verlobung des Zaren mit einer deutschen Prinzessin im April 1894, als Graf Caprivi Reichskanzler war.

Wie kamen die neuen Handelsverträge zu Stande? Indem fast der ganze Reichstag mit Ausnahme einiger 40 Mitglieder der äußersten Rechten zustimmte. Erst nachträglich erhob sich ganz inkonsequenter Weise bei der zweiten Serie dieser Verträge dagegen die Opposition. Wie entstanden die Neubestimmungen der Gewerbeordnung? In wiederholten einstimmigen Beschlüssen hatte der Reichstag sie schon vom Fürsten Bismarck verlangt, und als Graf Caprivi dieser Forderung des Reichstags endlich nachkam, wurden sie wieder von diesem nahezu einstimmig gutgeheißen. Die Verlängerung des Sozialistengesetzes fiel im Januar 1890, als noch Fürst Bismarck Reichskanzler war und Niemand ahnte, daß seine Stellung erschüttert sei. Nicht Graf Caprivi hat die dreijährige Dienstzeit aufgehoben, sondern von dieser bestand schon lange nur noch ein Stumpf; der Rest von Leuten, der das dritte Jahr noch bei den Fahnen gehalten wurde, war kaum noch eine Stütze, sondern vielmehr eine Last für die Kompagnie, er bestand meist aus schlechten Leuten, die den Geist der Truppe mehr verdarben als den jung Eintretenden zum Muster und Beispiel dienten. Graf Caprivi setzte es durch, daß für die Abstoßung dieses Restes der Armee eine Verstärkung von 100 000 Mann zugesügt und die allgemeine Wehrpflicht damit endlich einigermaßen im Geiste Scharnhorsts zur Wahr-

heit gemacht wurde. Wann endlich hat die, wie wir hier nicht verhehlen dürfen, bloß äußerliche Ausöhnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck stattgefunden? Als der alte Kanzler seinem Monarchen den Besuch in Berlin machte, am 26. Januar 1864 unter der Kanzlerschaft des Grafen Caprivi.

Man mag über die Nützlichkeit und Rätlichkeit all dieser einzelnen Ereignisse und Maßnahmen denken wie man will — sicher ist, daß allenthalben die stärksten sachlichen Motive hervortreten, und daß die Verknüpfung mit dem Wechsel der Persönlichkeiten, ein Kurs Bismarck, ein Kurs Caprivi, ein Kurs Hohenlohe, bei einigen der Ereignisse sogar völlig verschwindet. Und am allerunrichtigsten ist, daß Fürst Hohenlohe wieder in die Bahnen des Fürsten Bismarck eingelenkt sei, von denen Caprivi abgewichen war. Sachlich trifft das ja insofern zu, als die Regierung wieder in ein gutes Verhältnis zur konservativen Partei getreten ist, das im letzten Jahr der Kanzlerschaft Caprivis gestört war. Aber mit der Persönlichkeit der beiden Kanzler hat das offenbar gar nichts zu thun, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nach allen seinen Anschauungen Graf Caprivi im Grunde den Konservativen näher stand als Fürst Hohenlohe. Das Verhältniß zu England wieder hat eine ganz regelmäßig wechselnde Ebbe und Fluth gehabt: schon unter Bismarck fand einmal eine starke Annäherung statt, dann unter Caprivi, jetzt abermals unter dem Fürsten Hohenlohe.

Ich glaube, man versteht den Grafen Caprivi am besten, wenn man ihn zunächst nicht in seinem Gegensatz, sondern als den Erben des Fürsten Bismarck auffaßt.

Caprivi war ein klarer und kluger Kopf und ein Mann von lauterem, kräftigem Charakter, aber durchaus kein schöpferisches Genie. Die Periode seiner Kanzlerschaft aber ist von einer legislatorischen Fruchtbarkeit gewesen, wie kaum die besten Jahre des Bismarckschen Regiments. Unter Caprivis Präsidenschaft schuf Miquel die große Steuerreform, Herrfurth die Landgemeindeordnung, Berlepsch die Gewerbe-Ordnungs-Novelle (Arbeiter-Schutzgesetzgebung) und Gewerbe-Gerichte, Caprivi selbst die Heeres-Reform, die erste Flotten-Verstärkung und die Handels-Verträge. Woher diese Fülle, der jetzt mit der angeblichen Rückkehr zu den Bismarckschen Grundsätzen eine *B*it die Dürre gefolgt ist? Die Antwort, denke ich, ist, daß die Fülle der Caprivischen Zeit zwar aufproß im Gegensatz zu Bismarcks persönlichen Ansichten, aber trotzdem eine bloße Nachlese auf dem fruchtbaren Acker der Bismarckschen Staatskunst war. Die Steuer-Reform, die Landgemeinde-Ordnung, die Gewerbe-Gesetzgebung waren Dinge, die von der Natur der Dinge, der Konsequenz der von Bismarck geschaffenen Zustände längst gefordert wurden und nur durch subjektive Antipathien des Reichskanzlers, wie ihnen auch die größten Männer unterliegen, zurückgehalten waren. Selbst die Heeresreform, die zweifellos den originellsten und bedeutendsten Gedanken Caprivis darstellt, be-

deutend dadurch, daß sie den Bruch mit dem Dogma von der dreijährigen Dienstzeit und den Muth der Verantwortung für diesen Schritt forderte, auch diese That ist doch nur ein weiterer Schritt auf einer längst vorgezeichneten Bahn: der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; die vierten Bataillone war ein zweifelloser Konstruktionsfehler, der aber mit dem Grundgedanken nichts zu thun hat, daher ohne jede Schwierigkeit wieder eliminirt werden konnte. Nur eine Art Zufall ist es, daß der Abschluß des gewaltigen Werkes des Bürgerlichen Gesetzbuches erst unter dem Fürsten Hohenlohe erfolgte; im Uebrigen gehört es ebenfalls durchaus in die Reihe der von der Bismarckschen Epoche hinterlassenen, nach seinem Ausscheiden vollendeten Werke.

Im wirklichem Gegensatz zu der Bismarckschen Politik steht von allen durchgeführten Caprivischen Thaten allein das System der Handelsverträge und wer eigentlich der Vater dieses Gedankens ist, ist bisher nicht bekannt geworden. Es hat eine Zeit gegeben, wo diese Handelsverträge auch von Unparteiischen vielfach als eine Verirrung angesehen wurden. Der glänzende Aufschwung aber, den das deutsche Wirtschaftsleben seitdem genommen hat, ohne daß die Landwirtschaft, wenn sie auch nicht besonders prosperirt, weiter zurückgegangen ist, stellt der Caprivischen Handelspolitik ein Zeugniß aus, gegen das keine agrarische Agitation mehr aufkommen wird. Ich habe keinen Zweifel, daß bei Ablauf der Verträge Deutschland auf diesem Wege bleiben wird. Der Druck der natürlichen Entwicklung ist so stark, daß der subjektive Wille in der Regierung sich fügen muß. Ich glaube, man darf sagen, daß, selbst wenn Fürst Bismarck an der Spitze der Regierung geblieben wäre, er auf die Dauer dem Zuge der Zeit nicht hätte widerstehen können. Luft für den Export ist die Lebensbedingung des wachsenden Deutschland. Bewährt sich diese Ansicht, so wird gerade der angegriffenste Punkt des Caprivischen Regiments einmal sein schönstes Ruhmesblatt werden und man wird auch hier keine subjektive Abweichung, keinen prinzipiellen Gegensatz gegen die Bismarcksche Politik mehr erblicken, sondern eine naturgemäße Evolution: nachdem durch die Errichtung der Schutzzölle im Jahre 1879 der innere Markt gesichert und befriedet war, kam der Augenblick, wo die innere Kraft sich genügend gesammelt hatte, um wieder ein allmähliches Erniedrigen der Dämme zu ermöglichen. Diese Erniedrigung der eigenen Dämme vollzog sich vertragsmäßig unter gleichartigem Vorgehen der Nachbarn, so daß der Ueberschuß der deutschen Produktion nach außen Absatz fand.

Das Volksschulgesetz, das Caprivi mit vertreten hat, enthält ideell die stärkste Abweichung von der Bahn, die Bismarck die 27 Jahre seines Regiments eingehalten hat. Sind wir aber so sicher, daß er der politischen Konstellation unter keinen Umständen ein derartiges Opus gebracht haben würd.? Den Anstoß zur Entlassung des Fürsten gab doch seine Konferenz mit Windthorst und die „Nordd. Allg. Ztg.“ bezeichnete am 21. Februar 1890

zur Entrüstung der nationalliberalen Blätter die Konservativen und das Zentrum als die beiden großen Parteien, welche sich auf den Boden der deutschen Wirthschaftspolitik und der Sozialreform gestellt haben und meinte (13. März 1890), daß diejenigen nicht den Muth hätten, der Zukunft ins Auge zu sehen, die eine konservativ-kerikale Regierung für ausgeschlossen hielten. Ob wir im Ganzen heute grade so sehr viel schlimmer daran wären, wenn 1892 das Volksschulgesetz zu Stande gekommen, dafür aber die 1894 einsetzende Umsturz-Bewegung vermieden wäre, mit anderen Worten, wenn wir noch etwas mehr Kirchen-Reaction, dafür aber weniger Polizei-Reaction hätten, erscheint wohl noch diskutirbar.

Der größte Fehler, den Graf Caprivi gemacht hat, war, daß er der Umsturz-Vorlage seine Zustimmung ertheilte und grade diese belastet sein Andenken am wenigsten, da sie erst nach seinem Rücktritt eingebracht wurde. Von dieser Vorlage aber, so sehr grade die „Bismarck-Presse“ dafür eingetreten ist, wage ich zu behaupten, daß Fürst Bismarck sie niemals gemacht haben würde. Die Umsturz-Vorlage war eine Halbheit. Man wollte, da ein Ausnahme-Gesetz nicht zu haben war, wenigstens „thun, was möglich war“. Fürst Bismarck hätte gegen einen solchen Vorschlag sicherlich eingewandt: der Erfolg wird gegen die Sozialdemokratie gleich Null sein; wir verärgern uns aber damit einen Theil unserer Freunde in den bürgerlichen Parteien und verderben uns die Gelegenheit für eine zukünftige größere Aktion. Wie kam Caprivi zu einer solchen Schwächlichkeit? In seinem Charakter lag es nicht, aber in seiner Politik.

Soeben werden einige Briefe von ihm aus den Jahren seiner Zurückgezogenheit veröffentlicht (Berliner Tageblatt v. 24. Febr.), in denen es heißt, Fürst Bismarck habe die innere Politik mit den Mitteln der äußeren geführt und der sittliche Standard unserer Nation sei in Folge dessen in Gefahr gewesen, zu sinken. Es ist höchst bedauerlich, daß dieses Wort schon jetzt an die Öffentlichkeit gekommen ist, da es isolirt einen ganz falschen Eindruck erwecken muß. Man mag ruhig zugeben, daß es ein Korn Wahrheit enthält, aber das mußte in Kauf genommen werden. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen und eine Nation erfreut sich auch eines großen Mannes nicht ungestraft. Die ungeheuere Individualität hebt das Ganze, aber quetscht es dabei. Anders ausgedrückt: Fürst Bismarck arbeitete und operirte mit den nationalen Leidenschaften; mit Vorbedacht erregte er die eine Partei, um sie dann gegen die andere auszuspielen, sie alle zu beherrschen und sie seinen großen Ideen unterthänig zu machen. Erst wurde das Zentrum für den Reichsfeind erklärt, dann wurde dieses näher und näher an die „reichstreuen“ Parteien herangezogen und die alten Nationalliberalen, die geholfen hatten, das Reich zu bauen, die Lasker, Jordanbeck, Stauffenberg, Rickert, Alc. Meyer, Kapp, Mommsen, Bamberg in Acht und Bann gethan. Nur auf diese Weise waren die

auseinanderstrebenden Elemente unseres Volkslebens zu fruchtbaren Zusammenarbeiten zu zwingen — aber wehe dem, der es je wagen wollte, diese Methode nachzuahmen. Es würde ein Sturzflug sein und angenommen, es gelänge, so würde es auf die Dauer die Nation ruiniren. Graf Caprivi und Fürst Hohenlohe operirten und operiren deshalb anders: die sachliche Politik ist an die Stelle der persönlichen getreten und dazu gehören auch die Versuche zu solchen Kompromissen wie die Umsturz-Vorlage. Es ist rechnungsmäßige Politik.

Aber nur wer die Leidenschaften der Menschen bewegt, erobert ihre Herzen. Anerkennung der kühlen Verständigen mag ein solcher Staatsmann gewinnen, aber nicht Volksthümslichkeit. Caprivi hat das selbst ausgesprochen in dem Wort, er wolle die Politik wieder langweilig oder alltäglich machen: unter ihm war sie das eigentlich noch nicht, aber wie wir sahen, das war gar nicht so sehr sein Verdienst: er sammelte nur die Aehren auf dem Felde, die der eigentliche Schnitter hatte liegen lassen.

Weshalb hat nun die heutige Regierung weniger unter der Ungunst der öffentlichen Meinung zu leiden als die seinige? Ist sie besser? Nicht Viele werden das sagen. Aber zwei Dinge kommen ihr zu Hülfe: sie ist nicht belastet mit einer persönlichen Verschuldung gegen den Reichsgründer und sie ist die Trägerin einer neuen positiven Idee, der Idee der Zukunft, der deutschen Weltpolitik. Graf Caprivi war auch darin nur der Erbe Bismarcks, daß seine Vorstellung von der Zukunft sich erschöpfte in der Erwartung des russisch-französischen Krieges. Seitdem sind uns im fernen und fernsten Osten neue hohe Ziele gesteckt und das war es, wonach das Volk sich sehnte.

26. 2. 99.

D.

Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater: Das liebe Ich. Volksstück in drei Akten und einem Vorspiel von C. Karlweis. — Die Befreiten. Ein Einakter-Cyklus von Otto Erich Hartleben. — Die Beche, Schauspiel in einem Aufzuge und: Ein Ehrenhandel, Lustspiel in einem Aufzuge von Ludwig Fulda. Unter blonden Bestien und Liebesträume. Zwei Komödien in je einem Aufzuge von Max Dreher. — Die Heimathlosen. Drama in fünf Akten von Max Halbe.

Neues Theater: Der Sohn der Frau. Schauspiel in drei Aufzügen von Max Dreher.

Schiller-Theater: Die Bürgermeisterwahl. Eine ländliche Komödie in drei Akten von Max Burchard.

Deutsches Theater: Pauline. Komödie in vier Akten von Georg Hirschfeld.

Berliner Theater: Gewitternacht. Tragödie in fünf Akten von Ernst von Wildenbruch.

Vielerlei, aber nicht viel. Unter vierzehn Nummern keine, die auch nur einen mittelmäßigen Gewinn bedeutete, von einem Haupttreffer gar nicht zu reden. Lohnt es, über alle diese Unzulänglichkeiten eine Reihe von Seiten zu schreiben? Im Allgemeinen berücksichtige ich in dieser Theaterkorrespondenz nur Dramen, die mir für den Zustand unserer Literatur und für ihre Entwicklung irgend etwas zu bedeuten scheinen. Einmal aber darf es wohl auch erlaubt sein, aus kulturhistorischem Interesse gewissermaßen, auf die Herrschaft der platten Mittelmäßigkeit hinzuweisen. Diese Mittelmäßigkeit ist um so merkwürdiger und betrübender, als die obigen vierzehn Stücke ausnahmslos von Autoren verfaßt sind, die einen „Namen“ haben, die in der „Literatur“ mitzählen. Sämmtliche Stücke darf man wohl dem Naturalismus zuschreiben, mit Ausnahme des zuerst und des zuletzt genannten. Karlweis hat das Herz und die Laune, ein

„Volksstück“ schreiben zu wollen. Wildenbruch besitzt den Muth und den Ehrgeiz zu einer historischen Tragödie.

Karlweis lebt, dichtet und erntet Erfolge in Wien, wo von jeher eine Stätte für das sogenannte Volksstück gewesen ist. Raimund und Pestroy, später geboren und ernster geartet Anzengruber und, wenn auch im Drama ohne Erfolg, Hofegger sind in die österreichische Literaturgeschichte fest eingeschriebene Namen. Von Karlweis, soweit ich ihn kenne, habe ich den Eindruck, daß er mehr ein kluger Theaterkenner und bedachter Effektier, als eine selbständige Dichterpersönlichkeit ist. Anzengruber und Raimund hat er beide gut studirt. Auch nur annähernd Einen von Beiden zu erreichen, vermag er nicht. Er hat das Unglück, daß seine Kraft nicht wächst, sondern immer schwächer wird, was sich im abfallenden Werth seiner Stücke deutlich zu erkennen giebt. Dieses Abnehmen der Kraft übrigens hat er mit manchem Anderen und anders Gearteten gemein, so mit Hirschfeld und — leider auch — Halbe. „Der kleine Mann“ ist Karlweis' erster und verdienstester Erfolg. „Das liebe Ich“ ist fast werthlos und ist in Berlin auch in gebührender Weise abgefallen. Es handelt sich um einen Fabrikanten, Florian Heindl mit Namen, der durch seine Härte und seinen Eigennuß Arbeiter und Familie in gleicher Weise drückt und quält. Der Typus ist um so unangenehmer, als er seine Härte mit allergrößter Gemüthlichkeit und Naivität wirken läßt. Dieser Fabrikant nun wird durch einen Traum — dessen rein äußerlicher Anlaß in einem Raimund oberflächlich nachgemachten und gar nicht zur Sache gehörenden Feen-Vorspiel dargelegt wird — aus einem absolut harten in einen absolut weichen Mann verwandelt. Diese ganze Umwandlung wird psychologisch gar nicht motivirt. Der Traum hat gar keine inneren Gründe, die etwa in der tiefsten Seele des Fabrikanten, sozusagen unterhalb des Bewußtseins, gelegen haben könnten. Einen so wenig motivirten psychologischen Umschwung vertragen wir natürlich nicht auf der Bühne. Das Stück fällt damit von vornherein gewissermaßen mit gebrochenem Rückgrat in sich zusammen. Verhehlen will ich nicht, daß der Typus des Fabrikanten mit seiner gemüthlich sich gebenden und darum nur um so ungemüthlicher wirkenden Grausamkeit recht gut gezeichnet ist. Dramatisch wirksam ist auch die erste Traumscene: Florian Heindl feiert sein Geschäftsjubiläum an reich gedeckter Tafel mit Familie und Freunden. Statt freundlicher Blicke sieht er aber nur starre Augen feindlich auf sich gerichtet. Einer erhebt sich nach dem Anderen und spricht statt eines feiernden Toastes eine anklagende Absage an den alle Zeit harten Mann.

* * *

Beträchtlich größeren Erfolg als Karlweis, zum Theil sogar jubelnden Beifall erzielte Hartleben mit seinen vier Einaktern: „Der Fremde“, „Abschied vom Regiment“, „Die sittliche Forderung“ und „Die Lore“. In allen
 Preussische Jahrbücher. Bd. XCV. Heft 3. 38

Stücken handelt es sich um eine Frau, die „befreit“ wird, daher der Gesamttitel „Die Befreiten“. Hartleben versteht Zweierlei ausgezeichnet. Er kann lustige mit feinem und scharfem Spott gepfefferte Novellen schreiben und goldene Verse kunstvoll schmieden. Sein Vorzug ist, sowohl in Prosa wie in Versen, stets die tadellose, glatte, blanke und doch charaktervoll geschliffene Form. Erfindung und bedeutender Inhalt, Weite und Kraft der Gedanken, Originalität der Probleme sind nicht seine Sachen. „Der Fremde“ weist deutlich, ganz deutlich auf die Szene zwischen Ulida und dem „fremden Mann“ in Ibsens „Frau vom Meer“ zurück. „Abschied vom Regiment“ wäre ohne Sudermanns „Frischen“ nicht geschrieben. „Die sittliche Forderung“ verkehrt die pathetisch-tragische Szene zwischen Magda und von Keller ins Heiter-satirische. „Die Lore“ ist ganz Hartlebens Eigenthum. Nur hätte er seine wunderhübsche „Geschichte vom abgerissenen Knopf“ nicht auf die Bühne zerren sollen, wohin sie mit ihrer ganz novellistischen und undramatischen Anlage nicht gehört. Der echte Dramendichter schaut von Anbeginn seinen Stoff als Bühnenbild. Eine Novelle dramatisiren, das läßt von vornherein an ursprünglicher Begabung für die Bühne zweifeln. — Nun muß ich aber noch zu einem schwerwiegenden und allgemeinen Einwand gegen Hartlebens Bühnenwerk übergehen. Er betrifft das Problem der beiden erstgemeinten Stücke „Der Fremde“ und „Abschied vom Regiment“. Das Problem in beiden ist ziemlich genau dasselbe. Es handelt sich um die Lösung von Ehen, in denen die Frau nicht aus innerster Herzensneigung, sondern durch den Zwang äußerer Verhältnisse an einen ungeliebten Mann gekettet worden ist. Da das Problem in beiden Stücken ungefähr das gleiche ist, brauche ich mich nur an eins zu halten. Ich nehme den „Abschied vom Regiment“ als das weitaus bedeutendere, das beim Publikum geradezu jubelnden Beifall gefunden hat. Der Hauptmann Griesfeld ist von einem Abschiedsfeft heimgekehrt, das ihm die Kameraden des Regiments anlässlich seiner Versetzung in eine andere Garnison gegeben haben. Die Versetzung dürfte darin ihren Grund haben, daß Frau Hauptmann Griesfeld mit den Kameraden ihres Mannes in etwas zu freiem Verkehr gestanden hat. Doch man weiß nichts Genaueres, man nimmt es nur an. Auch Griesfeld weiß nichts, er ahnt es nur. Der heimkehrende, nicht ganz nüchterne Hauptmann ergeht sich in Anspielungen seiner Gattin gegenüber und sie giebt zunächst nichts direkt zu, erklärt aber, sie hätte wohl ein Recht zu freiestem Benehmen, und ehelicher Untreue. Denn er habe sie nur des Geldes wegen geheirathet und sei in der Ehe bald ihrer überdrüssig geworden, um nur seinem Beruf nachzugehen. In dem erregten Hauptmann steigert sich der Verdacht zur Gewißheit, er geht zu Thätlichkeiten über; die angegriffene und erschreckte Frau ruft laut den Namen ihres Geliebten, des Lieutenants von Brandau. Der eilt aus dem Garten, in dem er auf Verabredung nächstlicher Weile zum letzten Male, zum Abschiednehmen mit der Frau

Hauptmann zusammentreffen sollte, herbei, die Degen werden gezogen, der Liebhaber ersticht den Ehemann. Die Frau ist „befreit.“ Das Publikum jubelt ob der Befreiung. Ich frage: Mit Recht? Ich glaube: nein. Das Drama erklärt: Die Ehe soll ein Liebesbund, kein Geldgeschäft sein. Eine freie Liebe ist noch immer besser, sittlicher, als eine mit goldenen Ketten zusammengekuppelte. Der Mann, der die Ehe zum Geschäft erniedrigt, verdient, betrogen zu werden. Nun kommt es doch aber im wirklichen Leben sowohl nicht darauf an, was sein soll, als darauf, was ist. Und es trifft sich, daß im großen Ganzen, wenn wir es aufrichtig zugeben wollen, die Ehe nicht ein Bund zweier ganz freier und zu einander geneigter Individualitäten ist. Die Ehe ist bisher vielmehr und zumal in gewissen, oft gerade höheren Kreisen, eine soziale Institution. Die Tochter aus patriarchalischer Familie muß — und von gewissem Standpunkt mit Recht — in erster Linie standesgemäß heirathen. Zur standesgemäßen Heirath gehört — in manchen Kreisen sogar vorschriftsmäßig — ein standesgemäßes Vermögen. Frau Hauptmann Olga Griesfeld hat gar nicht als individuell selbständiges Mädchen dem Hauptmann einstmals ihr Herz geschenkt, sondern sie ist als Tochter einer in gewissen eng umgrenzten sozialen Bedingungen lebenden „vornehmen und patriarchalischen Familie“ durch die „väterliche Gewalt“ dem Hauptmann Griesfeld zur Frau gegeben. So liegen doch die Dinge in den meisten Fällen. Aber wo bleibt denn dann die Liebe und deren natürliches, so rein menschliches Recht der freien Wahl? Gewöhnlich verhält es sich im Menschenleben so, daß die individuellen Empfindungen und die sozialen Erfordernisse und Zustände mit einander im Einklang stehen. Die Ehe als soziale Institution setzt gar nicht individuelle Liebe voraus, sondern wird durch drei Faktoren begründet: durch die Gattungs-
 liebe, durch die Gewöhnung der Gatten und durch die Gemeinsamkeit und Gleichheit der sozialen Stellung und Bedürfnisse. Nun aber kann der Fall eintreten — und er ist heut zu Tage vielfach eingetreten — daß soziale Verhältnisse und psychologische Bedürfnisse sich verschieben und nicht mehr in Parallele zu einander stehen. Die Gattungs-
 liebe kann zur Individualliebe geworden sein, ein bestimmter Mann ist wirklich aus innerstem Bedürfnis der Seele auf eine bestimmte Frau angewiesen und umgekehrt. Dann giebt es eben einen Konflikt zwischen sozialen Zuständen und psychologischen Bedürfnissen. Wer konservativ veranlagt ist, wird das Individuum am Ball der durch die Zeit gefestigten und geheiligten sozialen Zustände tragisch zerschellen lassen. Der fortschrittlich Gesinnte wird das Individuum über das vor Alter morsch Gewordene triumphiren lassen. Das Individuum aber muß, um mit Recht triumphiren zu dürfen, zugleich der Träger und Vollstrecker einer neuen Ordnung sein und so sein Recht auf den Sieg legitimiren. Frau Olga Griesfeld aber ist gar kein Individuum, das aus tiefstem Herzensbedürfnis heraus einen bestimmten Mann ersehnt, das aus der Gattungs-
 liebe zur Individualliebe befreit vorschreitet.

Sie ist nur ein brünstiges Weib, das von dem im Beruf aufgehenden Mann sich vernachlässigt fühlt. Ich habe darum so ausführlich das Problem des Hartlebenschen Dramas besprochen, weil ihm sowohl Publikum als Kritik ganz einstimmig eine glänzende Aufnahme bereitet haben.

Wer zwar keinen Gewinn fürs Leben mitnehmen, aber sich gut und geistreich einen Abend hindurch unterhalten will, sollte sich die vier Einakter Fuldas und Dreyers ansehen. Wenn man so je zwei Einakter von zwei Dichtern an einem Abend vorgelesen bekommt, taucht nothwendig die Frage auf: Welches von den vier Stücken ist das beste, und wer ist der bessere Dichter, Fulda oder Dreyer? Man würde die Beiden sonst wohl nie miteinander vergleichen. Aber die Gemeinsamkeit des Auftretens zwingt dazu.

Betrachtet man die vier Stücke jedes nur für sich auf den rein sachlichen Werth, so verdient entschieden Fuldas „Zeche“ den Preis. Da ist wirklich im Rahmen eines einzigen Aktes mit außerordentlichem technischen Geschick auf Lebensschicksale ein klarer und weiter Durchblick eröffnet. Der Freiherr Ottomar von Reigersdorf hat vor vielen Jahren, vor Jahrzehnten, als junger Lebemann die Gouvernante im elterlichen Hause, Agathe Dorn, verführt und sie dann nicht nur sitzen, sondern von seinen entrüsteten Eltern aus Stellung und Brot jagen lassen. Nun ist er in die Jahre gekommen, da ein bedenklich und hartnäckig auftretendes Zipperlein eine Pflegerin in Gestalt einer liebevollen, sanftmüthigen Gattin recht erwünscht erscheinen ließe. Er sucht einen kleinen, erst kürzlich begründeten Badeort zu Kurzwecken auf. Hier trifft er mit Agathe Dorn zusammen. Es kommt zu einer Erkennungsszene und Aussprache. Der bedenklich gealterte Freiherr glaubt glücklich zu machen und klug zu handeln, wenn er, etwas sehr nachträglich, der imposanten Frau seine Hand anträgt. Die aber lehnt ab. Sie hat ihr Elend von damals kraft ihrer Persönlichkeit überwunden und sie bedarf auch der männlichen Stütze im Alter nicht. Sie besitzt sie an ihrem erwachsenen Sohn, der Frucht jener ersten, unbedachten Liebe. Dieser Sohn — so hat es das Schicksal gefügt — ist der Wabearzt des betreffenden Kurortes. Der abgebligte Freiherr reist ab. Er muß die Zeche seines allzu freudenreichen Lebens selber durch Krankheit und Einsamkeit bezahlen. Das ist der Inhalt. Was nun diesem Inhalt seinen besonderen Werth giebt, ist der feine, geistreiche Spott, die überlegene Ironie, womit das Schicksal und Gericht an dem Freiherrn vollzogen wird. Das Stück ist — ganz für sich betrachtet — ein kleines Meisterwerk. Besinnen wir uns aber darauf, daß in der modernen Dichtung doch schon gar zu oft für die Verführte gegenüber dem Verführer Partei ergriffen ist — mit Recht natürlich! — so wird uns der Stoff, in Folge seines oftmaligen Dagewesenseins, zu unbedeutend, zu wenig neu und interessant. Es bleibt nur die Feinheit der Ausführung, die gute Form. Dieser Reiz aber scheint mir allein für sich nicht stark genug, um gegen-

über einem originelleren Inhalt zu siegen. Solchen originelleren Inhalt bringt Dreyer in seinen Stücken. Es dreht sich in beiden um das selbe. Im Mittelpunkt steht eine deutsche — wohlgermt: deutsche, norddeutsche! — Gutsfrau: hochgewachsen, blond, stark, frisch, gerade, kerzengerade an Leib und Seele, kurz; so ein deutsches blondes Idealweib. Dieses Idealweib giebt in beiden Fällen einem windigen Liebesjäger drahtischen Abschied: das eine Mal mittels des Schreckens, den der blonde Hüne von Ehegemahl einflößt, das andere Mal höchst eigenhändig mit der Peitsche. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß Dreyer seine blonden Germaninnen mit urwüchziger, gesunder Kraft entworfen hat. Es strömt wirklich aus den Stücken so etwas wie würziger, deutscher Waldduft. Aber: noch einmal solch eine Gestalt, und wir haben, statt des Eindruckes urwüchziger Natürlichkeit, das blonde Germanenweib in Reinkultur. Wir genießen, statt würzigen Waldduftes, fabrikmäßig hergestellten und patentirten deutschen Waldobour, angepriesen als „einzig deutsch-nationales Geruchsversäönerungsmittel“. Dreyer trägt mit zu starken Farben auf und beeinträchtigt so die zugleich natürliche und künstlerische Wirkung. — Im „Ehrenhandel“ endlich giebt Fulda die Darstellung eines Geschehnisses, das so, wie er es darlegt, psychologisch unhaltbar ist. Auf einem Fest hat der verheirathete und allgemein sehr angesehene, tadellose, nur etwas zu Galanterien neigende Regierungsrath von Teschwig die schöne und pikante, aber darum auch dumme und kokette Gattin des Majors Hagen geküßt. Das geschah in der Weinlaune, im Scherz, im galanten Spiel. Der Major sieht es zufällig. Ein Duell zwischen den Herren scheint die unausbleibliche Folge. Frau von Teschwig; eine nicht schöne aber auch nicht unschöne, sicherlich aber geistreiche Frau erfährt es und beschließt, die Affäre so beizulegen, daß sie sich ihrerseits dem Major, gleichfalls vor Zeugen zum Kuß — zum Küßchen natürlich nur — hingiebt. Also: statt Schuß gegen Schuß — Kuß gegen Kuß. Das scheint sehr vernünftig, scherzhaft, reizend — und doch unmöglich. Psychologisch möglich hätte Fulda den Fall nur behandeln können wenn er ihn in ein anderes Milieu rückte, etwa ins Krokko. Er hätte einem formvollendeten Verspiel eine leichtsinnige und witzige Philosophie des Russes zum Inhalt geben müssen.

„Der Sohn der Frau“ von Max Krezer ist ein gutes Theaterstück, aber ohne literarische Bedeutung. Krezer hat schon vom Jahre 1880 an naturalistische Romane aus dem Berliner Volks- und Arbeitsleben geschrieben. Er hat das Verdienst, einer der ersten Sieger auf dem Gebiete moderner Kunst zu sein. Seit mehreren Jahren aber ist er nicht mehr vorgeschritten. Sein Versuch, sich in dem Roman „Das Gesicht Christi“ von einer neuen Seite zu zeigen, scheint mir wenig gelungen. Das Drama, mit dem er im „Neuen Theater“ ganz hübschen Erfolg erzielt hat, hätte wohl im Jahre 1890, zur Anfangszeit der „Freien Bühne“ Sensa-

tion machen können. Jetzt giebt es viel dergleichen an Ideen Gehalt und Formmitteln. Es ist eigentlich merkwürdig: was vor Jahren vielleicht bahnbrechende Bedeutung hätte haben können, kann nach Jahren zum bloßen Mittel der Unterhaltung werden. So ist es mit Regers Stück. Vor acht Jahren hätte es wohl auf der Freien Bühne als dem Asyl für literarische Obdachlose Zuflucht gefunden und Aufsehen gemacht. Jetzt wird es im Theater der Frau Ruscha Buze anstandslos unter dem Beifall gesitteter Familien und züchtiger junger Mädchen gegeben. Frau Agnes Möbius hat als Mädchen einen Fehltritt begangen und in dessen Folge einen Sohn geboren. Später bewirbt sich der reich gewordene Albumfabrikant Möbius, ein Wittwer mit zwei nicht gerade allzu wohlgerathenen Söhnen, um ihre Hand. Sie heirathet ihn, nachdem sie ihm, tadellos anständig wie sie ist, den Fehltritt gestanden hat. Nur daß der Sohn noch lebt, verhehlt sie. Heimlich sorgt ihr liebendes Mutterherz für eine gute Erziehung in der Fremde. Als der Sohn groß geworden ist und tüchtig und brav, ganz wie seine Mutter und viel braver und tüchtiger als seine Stiefbrüder, hat Frau Agnes den Wunsch, den Sohn in der Nähe, im Hause zu haben. Als ihren Neffen führt sie den prächtigen jungen Menschen zu ihrem biederen, großherzigen Vatten, und der, als der Stütze im Geschäft bedürftig, beschließt, den vermeintlichen Neffen als Geschäftsleiter ins Haus zu nehmen. Der kommt, aber des alten Möbius Herren Söhne wollen sich dem „neuen Herrn“ trotz dessen Liebenswürdigkeit nicht fügen. Es giebt Streit, Intriguen, Frau Möbius geräth sogar ein Weilchen in Verdacht, mit ihrem vermeintlichen Neffen, der doch ihr Sohn ist, ein Liebesverhältniß zu unterhalten. Man sieht: der Stoff wird stellenweis recht heikel. Schließlich aber giebt's Aufklärung und Ausgleich. Frau Ruscha Buze, eine feine und vornehme Künstlerin, stattete die Rolle der früher einmal gefallenen Frau Möbius mit soviel Anstand, Herzensgüte, Hausfrölichkeit und Mütterlichkeit aus, daß die jüngsten und sittenreinften Damen des Parketts Frau Möbius sicherlich im Herzen als eine Art Ideal empfunden und mit ihr sympathisirt haben.

* * *

Die im Schiller-Theater zu guter, zu charakteristischer Darstellung gelangte „Bürgermeisterwahl“ von Max Burckhard verlangt schon um ihres Verfassers willen Erwähnung, der, vor Schlenker, acht Jahre hindurch das Wiener Hofburgtheater geleitet hat. Die „ländliche Komödie“ ist eine Leistung, die uns durchaus in die Anfänge des Naturalismus zurückversetzt. Es ist einzig und allein auf die Darstellung und Verdeutlichung der Charaktere abgesehen. Eine einheitliche, fest geführte Handlung giebt es nicht. Eine Einheit wird nur durch das Milieu hergestellt, in dem sich die Personen gemeinsam befinden. Es ist eine im Gebirge gelegene Dorfgemeinde. Ueber solche Art der Kunst sind wir zweifellos längst hinaus: Doch läßt es sich garnicht bestreiten, daß es

immer von Interesse ist, menschliche Charaktere und menschliches Gebahren in neuen Typen innerhalb neuer Umgebung und unter neuer Beleuchtung zu sehen. Es ist eben wieder einmal etwas Anderes, eine neue Gegend, die uns durch die scharfe Betrachtung des Autors erschlossen ist. Ein scharfer Betrachter ist Burdhard zweifellos. Soviel ich weiß, ist er von Hause aus Jurist. Den zeigt er auch als Dichter, und zwar hat er viel vom Untersuchungsrichter an sich, der es gewöhnt ist, Protokolle aufzunehmen. Den Eindruck von ihm habe ich wenigstens aus seiner „Bürgermeisterwahl“.

* * *

Max Halbe hat die begreifliche Sehnsucht gehabt, die Niederlage, die ihm sein „Eroberer“ erst kürzlich zugezogen hat, noch im selben Winter auszugleichen, um mit dem bevorstehenden Frühling zugleich seines neuen Dichterruhmes Auferstehung feiern zu können. So schrieb er „Die Heimathlosen“, ein Stück aus der Berliner Bohème. Leider ist sein Vorhaben auch diesmal mißlungen. — Das blutjunge Fräulein Lotte Burwig ist in einem Danziger Kaufmannshause geboren, als Tochter eines heißblütigen, mehr künstlerisch als kaufmännisch veranlagten Vaters, der sich schließlich mit der Pistole in der Hand das Leben nahm, und einer vor Allem auf äußere Reputation bedachten, streng bürgerlich gesinnten Mutter. Lotte aber ist ihres Vaters Kind und darum brennt sie, als ihre Mutter sie zur Ehe mit einem korrekten Ehrenmann zwingen will, durch, — nach Berlin, zu ihrer Koufine Regine Frank, die vor Jahren im vielleicht ähnlichem Fall es ebenso gemacht hatte. Fräulein Frank ernährt sich von ihrer Hände Arbeit auf dem Klavier. Lotte dagegen will das Metall ihres Kehlkopfes in klingende Münze umsetzen. Regine, die Pianistin, lebt in der von Madame Brunet geleiteten Pension Beaulieu, wo sich auch andere freien und freiesten Berufen nachgehende Damen und Herren nach Kräften behaglich eingerichtet haben. Da ist, abstechend von den Anderen, ein reicher und junger Rittergutsbesitzer Eugen Döhning. Er ist eine der aus der neuen Literatur genugsam bekannten „blonden Bestien“, die leben und lieben, arbeiten und faullenzen, und das alles „jenseits von Gut und Böse“, aber, zum Unterschied vom unglücklichen Niezsche, mit unzerreißbaren Nervensträngen. Dieser Döhning sieht es als seinen Beruf an, vom Frühjahr bis Herbst fleißig und nachdrücklich die ererbte Scholle zu beackern, und dann im Herbst in Berlin — um eine Sophokleische Wendung zu gebrauchen — den Acker der Liebe zu bepflanzen. Er ist selbstverständlich in seiner Winterkampagne ein unwiderstehlicherer, sieghafterer „Eroberer“, als es, gleichfalls zur Winterszeit in Berlin, der Halbes gewesen ist. Und Lotte ergiebt sich dem Unwiderstehlichen mit Haut und Haaren, nur aus Liebe, ohne Aussicht und ohne Verlangen, jemals vom sturmbelegten Meer freier Liebe in den Hafen ländlichen Eheglücks einzulaufen. Die „blonde Bestie“ hat nie etwas versprochen, keine falschen Vorspiegelungen gemacht. Das thun

„blonde Bestie“, die Halbgötter der „Herrenmoral“, nicht. Als nun aber schön Eugen erklärt, zur heimischen Scholle reisen zu wollen, bricht jung Lotte zusammen. Das findet auf einem Maskenball coram publico, d. h. vor den Gliedern und Gästen der Pension Beaulieu statt. Döhring reißt muthig ab, muthig d. h. nicht heimlich, sondern er fragt Lotte, ob sie ihm sonst noch etwas zu sagen habe. Kousine Regine fürchtet wohl einen Fieberausbruch bei dem jungen Mädchen und hat darum fürsorglich Frau Burwig aus Danzig hertelegraphirt. Das ist aber das Furchtbarste, was der Tochter begegnen kann. Denn wie sollte sie der Mutter in die Augen sehen können! Im Augenblick, da die eintritt, erschießt sich des erschossenen Burwig Tochter, der zu sehr Künstler war, um als Kaufmann korrekt leben zu können.

Ich habe — ganz ohne vorgefaßte Absicht — die Inhaltsangabe in etwas spöttischem Tone vorgetragen. Das hat zwei, nicht in mir, sondern im Drama liegende Gründe. Das Schicksal im Drama, die „blonde Bestie“ Eugen Doebring ist eine ganz alberne, abgeschmackte Theaterfigur. Sie ist als waltende „Macht des Verhängnisses“ durchaus nicht ernst zu nehmen, darum auch nicht das traurige Ende der kleinen Lotte. Ferner aber sind auch die andern Gestalten des Stückes nichts weniger als klar geschaute und plastisch gestaltete, lebensvolle Menschen. Sie vermögen darum keinen Eindruck zu erzielen und keine menschliche Theilnahme zu erregen. Was Halbe gewollt hat, ist ganz klar. Er wollte zeigen, wie ein zartes und feines Geschöpf, aus der Welt bürgerlicher korrekter Beschränktheit herausgefallen, in der Welt bewegtesten Zigeunerlebens aus Mangel an individueller Robustheit zu Grunde geht. „Sie war zu jung, sie war zu weich,“ wie Sudermanns Prinz Witte. Aus dem Hintergrunde schwebte ihm wohl auch das Problem aus Ibsens Gespenstern vor: Kammerherr Alving, der in der Enge der Kleinstadt zu Grunde gegangen ist und sein Sohn, der, erblich belastet, ebenfalls dem Leben nicht gewachsen ist. Halbe hat entschieden ein interessantes Milieu ergriffen. Er hätte eine Reihe interessanter und für die Bühne noch nicht gewonnener Zigeuner-Typen gestalten können. Er hat uns aber diese ganze Welt der Bohème, die ihm vorschwebte, garnicht glaublich gemacht. Es fehlt ihm die Kraft, zu gestalten, es fehlt ihm die Fähigkeit, das Leben um sich herum mit fester Hand künstlerisch niederzuzwingen, es fehlt ihm an Temperament, es fehlt ihm die Macht des sprachlichen Ausdrucks. Dafür will ich einen bestimmten Beweis erbringen. Ich meine die Verführungsgene zwischen Döhring und Lotte. Es ist Weihnachtsabend. Lotte soll ihn zum ersten Mal im Leben, fern der Heimath, allein verleben, ohne Baum, ohne Kerzenglanz, ohne Weihnachtslied; sie trauert, und sie bebauert halb, was sie gethan hat. In der Situation tritt Döhring in ihr Zimmer. Lotte liebt ihn bereits. Sie läßt sich von ihm bewegen, auf ihrem Zimmer allein mit ihm Weihnachten zu feiern, er holt einen Baum

und zündet Herzen an. In Lottes im Grunde romantischer Seele vermischen sich fromm-kindliche Weihnachtsgefühle und zart-jungfräuliche Liebesahnungen. Das Abendroth einer verlorenen, untergegangenen Heimath und das Morgenroth einer ersten, aufsteigenden Liebe müßten als ein einziges brennendes Roth in Lottes Seele ineinanderfließen, sie entzücken, berauschen, ganz Gefühl, Sehnsucht, Glück, Schmerz und Borne sein lassen und dies Gefühl müßte stark aus ihr in feurigsten Worten herausströmen. Es könnte zu einer leidenschaftlich bewegten, hochdramatischen Szene kommen, in der höchster Liebe in tiefster Schmach zu ertrinken beschieden ist. Hier könnte man wirklich einen Zug echter Tragik zu spüren bekommen. Doch nichts davon findet sich bei Halbe. Alle Gefühle und Stimmungen sind schwach, halb, unzulänglich, sind stecken geblieben. Und stecken geblieben, in der Entwicklung stecken geblieben ist der Dichter der „Jugend“ überhaupt. Die „Jugend“ ist eigentlich ein lyrisches Drama. Es klingt etwas vom Volkslied darin. Es ist ein im besten Sinne knabenhaftes Werk voll keuscher Sinnlichkeit. Geschehnisse und Gefühle stehen im Einklang. Wollen und Können des Dichters sind eins. Die „Jugend“ ist sicherlich ein Werk subjektivsten Erlebens und Empfindens. Die Natürlichkeit und Wahrfastigkeit, mit der sich das Ich des Dichters gab, verschaffte dem Werke den Erfolg. Nun ist es aber, wie es scheint, Halbe nicht gelungen, inzwischen sein Ich zu vertiefen, reifer und weiter zu werden. Ebenowenig ist er kraftvoll genug, nach objektiv-naturalistischer Manier die Welt genügend scharf und ruhig zu beobachten und fest zu gestalten. Er ist und bleibt der stecken gebliebene, unentwickelte Dichter der „Jugend“. Es ist schade um ihn. — Ueber die Darstellung im „Lessing-Theater“ ist nicht viel zu sagen. Es waren doch eben nicht Menschen zu gestalten, sondern Rollen zu geben. Daß etwa die Schauspieler aus eigener Kraft, was geniale Künstler vermögen, blutleeren Schatten Kraft und Farbe verliehen hätten, läßt sich nicht behaupten. Verfehlt war der Döhring des Herrn Jarno, der für diese Rolle doch zu wenig sichere Männlichkeit und zuviel Beweglichkeit besitz.

* * *

Im Deutschen Theater ist mit Georg Hirschfelds sogenannter „Komödie“ Pauline der Blödsinn eingezogen. Es ist nicht einmal höherer Blödsinn, über den man recht tüchtig lachen könnte, sondern eine ganze dumme, allzu dumme Platttheit. Es scheint mir garnicht irgendwie lohnend, die Schicksale des Dienstmädchens Pauline näher auseinander zusetzen. In gewisser Weise aber ist das Stück doch lehrreich. Es zeigt nämlich so recht, wozu der Naturalismus mißbraucht werden, ausarten und herabsinken kann. Für Hirschfeld stand es wohl zunächst fest, ein Milieu-Stück zu schreiben. Welches Milieu wähle ich — fragte sich der Dichter. Am besten eins, das für die Bühne neu ist. Und die Küche wurde als solches Neuland gewählt, die Küche mit der Kreuzbraden Küchen-

see Pauline. Das Milieu muß konsequenter Weise recht festgehalten werden. Darum spielen sich auch, ganz gezwungen, Szenen in der Küche ab, zu denen bei andern Menschen gewöhnlich die „gute Stube“ benutzt wird. Von der Küche muß weiterhin auch die Sprache abhängig sein. Also werden sorgfältig belauscht und im Notizbuch gebucht eine Reihe von Ausdrücken, die die in Küchen verkehrende Gesellschaft zu gebrauchen pflegt. Wie äußerlich, wie brutal Hirschfeld vorgeht, ist daraus zu ersehen, daß gelegentlich eine ganze Kette solcher Sprachperlen zusammengereicht werden. Das Publikum soll lachen. Denn es handelt sich doch um eine Komödie. Einmal aber, in einem Akt, wird die Küche doch verlassen, um einem Tanzsaal der Hasenheide Platz zu machen. Das Muster dazu bildet die große und soviel bewunderte Wirtshauszene in Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“. Nun vergleiche man aber einmal die Szenen bei Hauptmann und Hirschfeld. Bei Hauptmann ist Alles, bis in die kleinste Bewegung der stummen Personen, organisches Leben. Hirschfeld bietet nur eine Reihe unorganisch aneinander geflickter Beobachtungen. Hauptmann mit seiner Tiefe und Klarheit der Weltauffassung und Hirschfeld mit seiner Behendigkeit im Milieu-Studium unterscheiden sich etwa so von einander, wie Schopenhauer und ein Reporter.

Gespielt wurde im Deutschen Theater, wie stets, ausgezeichnet. Diese Bühne hat wirklich Kräfte, die auch einem lahrenden Dichter auf die Beine helfen können. Bemerkenswerth ist aber Eins. Frau Lehmann giebt als Hanne im „Fuhrmann Henschel“ eine Gestalt von bewundernswerther Lebensfülle. Als vom Bösen ins Gute gefehrte Hanne, als Pauline erinnerte sie mich ganz lebhaft an Frä. Groß vom Lessing-Theater. Ich will Jenny Groß wirklich nicht zu nahe treten. Aber eine Künstlerin, die Menschen gestaltet, ist sie doch wirklich nicht. Sie ist eine gute Theaterfigur. Das war auch Frau Lehmann als Pauline. Und daß sie's war, lag nicht an der Lehmann, sondern an der Pauline.

Ernst von Wildenbruch's historische Tragödie „Gewitternacht“ ist wohl das schwächste Stück des Dichters. Ich will keine Worte darüber verlieren. Ich will vor Allem nicht eine schwache Leistung dazu benutzen, einen Dichter zu charakterisiren oder gar „abzuschlachten.“ Nach dem Mißerfolge im Berliner Theater ließ Wildenbruch sofort die Nachricht in die Oeffentlichkeit dringen, er wolle seine Tragödie, besonders im Schluß, so ändern, daß sie dann bei der Wiederaufnahme dem Publikum besser gefallen dürfte. Diese Konzeption des tragischen Dichters an das Publikum ist so naiv, daß man dem Dichter garnicht böse sein kann.

Berlin-Steglitz, 24. 2. 99.

Max Lorenz.



